







260  
8 j







Evangelische

*D-m-62*  
3<sup>me</sup> ÉTAGE

# Kirchen - Zeitung.

---

Herausgegeben

von

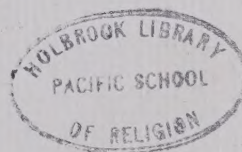
E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

---

Achtundzwanzigster Band.

Januar bis Juni 1841.



---

Berlin,  
bei Ludwig Schmieke.



79420

V. 28-29  
1841



# I n h a l t.

## I. A u f s ä t z e.

	Seite		Seite
Vorwort.....	1	Der Bremer Streit.....	311
Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.....	9	Fortf. S. 313. 321. 348. 357. 365. 374. 381. 389. 397. 405. 409	
Fortsetzung S. 17. 25. 33. 41. 49.	57	Das Deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nikolaus Herman und Ambrosius Blaurer von Dr. R. E. P. Wackernagel. Stuttgart, 1841.....	329
Urkunden über das Verfahren des Königl. Consistorii zu Magdeburg gegen den Pastor Sinteris nebst Bemerkungen dazu, mit Rücksicht, theils auf einen Aufsatz in der Ev. R. Z., theils und besonders auf das, von Herrn Dr. Bretschneider in dieser Sache abgegebene Urtheil, mitgetheilt von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig, 1840.....	62	Schluß.....	337
Fortsetzung S. 65.	73	Die Richtung und das Ziel der Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.....	345
Übersicht der neuesten Begebenheiten in der Schottischen Kirche.....	81	Fortsetzung S. 353. 361. 369	
Fortsetzung S. 89. 97. 105.	113	Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.	377
Für Johanneritter zum Ordensfest.....	99	Erster Artikel.....	377
Geschichte und heutige Verfassung der Katholischen Kirche Preussens von Dr. F. H. Th. Laspeyres. Erster Theil. Halle, 1840. 8.....	121	Fortsetzung S. 385. 393. 401	
Fortsetzung.....	129	Zweiter Artikel.....	449
Germanische Kirche.....	137	Fortsetzung S. 457. 465. 473	
Schluß.....	145	Dritter Artikel.....	537
Erklärung.....	149	Fortsetzung S. 549. 553	
Über die Zunahme der Verbrechen.....	153	Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision der bisherigen Theorien veranlaßt durch den Aufsatz Nr. 86 ff. des vor. Jahrg. dieser Zeitschr.: Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein.....	417
Fortsetzung S. 161. 169. 177.	185	Fortsetzung S. 429. 438. 447. 454. 462. 468	
Die Petition der Hallischen Studirenden um Berufung des Dr. Strauß.....	171	Anti-Strauß. Erstes Zeugniß für die christliche Wahrheit wider die alte und neue Unglaubenslehre. Von Kratander. Stuttgart, 1841.....	425
Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von H. v. Steffens. Breslau, 1840.....	193	Zur Beurtheilung der neuesten Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum und Kirchenthum.	
Fortsetzung S. 201. 209.	217	1. Weltgegenden. Herausgegeben von Chlodwig. Mit Beiträgen v. Erster Jahrgang; erster Band. Ditten. Cottbus, 1841.....	433
Die Annalen der protestantischen Kirche in Baiern von Dr. Karl Fuchs.....	205	Fortsetzung.....	441
Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.		2. Aus dem Leben von F. König. 2 Theile. Stuttgart, 1840.....	665
Erster Artikel.....	225	Fortsetzung S. 677. 684	
Fortsetzung S. 231. 243		Ein Bedenken.....	460
Zweiter Artikel.....	273	Die Kniebeugung der Protestanten in Baiern.....	481
Fortsetzung S. 281. 294		Schluß.....	492
Die geistlichen Gerichte in Neu-Vorpommern.....	249	Die angeblichen Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen des Auferstandenen.....	489
Fortsetzung S. 257. 265		Fortsetzung S. 497. 505. 513. 521	
Über die Lehre von der Schöpfung. (Gegen die Glaubenslehre von D. F. Strauß.).....	289	Erzählungen. Von G. F. v. Schubert. Erlangen, 1840.....	529
Fortsetzung S. 297. 305		Schluß.....	540
		Die Akrise des Herrn Bruno Bauer.....	531
		Noch zur Charakteristik der geistlichen Ehesätze in Neu-Vorpommern.....	557



	Seite		Seite
Evangelische Pastoralthologie in Beispielen. Aus den Erfahrungen treuer Diener Gottes zusammengestellt und hauptsächlich seinen jüngeren Amtsbrüdern gewidmet von M. Joh. Chr. Fr. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar. 2 Bände. Stuttgart, 1838 u. 39 .....	561	4. Die Flucht des Samisarden. 1840 .....	804
Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums .....	569	5. Der Regerknabe Cuff. 1841 .....	804
Das Geheimniß der Communion .....	585	II. Als Fortsetzung der Feder- und Väter-Büchlein:	
Fortsetzung S. 577. 587		1. Die Altväter. 1836 .....	804
Beleuchtung des Mißbrauches, welchen Strauß mit der Naturwissenschaft in Bezug auf die heilige Schrift getrieben hat. Von einem Naturforscher .....	609	2. Die Erzväter. 1837 .....	805
Fortsetzung S. 617. 625. 633		3. Die C-Feder. 1838 .....	805
Die Mission und die Kirche. Schreiben an einen Freund von L. S. Petri, Pastor in Hannover. Hannover, 1841. — Missionsstudien oder Beiträge zur Missionswissenschaft. Zwei Hefen u. von Dr. Fr. Lücke. Göttingen, 1841 .....	641	4. Die Ceefeder. 1840 .....	805
Fortsetzung S. 649. 657		Christliche Kinderschriften vom Verfasser des „armen Heinrich“ und der „Nabensfeder.“ Gesamtausgabe mit Illustrirten von F. Groß. Stuttgart .....	812
Über die Errichtung geistlicher Ehegerichte mit Rücksicht auf die Behandlung der Ehesachen in Schweden .....	673	Lieder und Erzählungen für die reifere Jugend von Karl Stöber. Nürnberg, 1837 .....	812
Fortsetzung S. 681. 689		Die Schildabnahme. Basel, 1840 .....	813
Die conservative Partei in Deutschland, von V. A. H. Marburg, 1841 .....	695	Erzählungen von Karl Stöber. Gesamtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. J. 1ster Bd. Dresden, 1841 ....	813
Fortsetzung S. 701. 709		Die Blumen des Waldes. Eine Erzählung aus dem Englischen. 2te Auflage. Dresden, 1840 .....	815
Erweiterung an Herrn Dr. Bretschneider .....	697	Mutter und Kind. Ein Büchlein für Mütter und Kinder. Wittenberg, 1836 .....	815
Schluß 705		Maria Magdalena, geborene Markgräfin zu Brandenburg, verheirathete Herzogin zu Braunschweig. Berlin, 1841 .....	792
Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche. Von Christian Karl Josias Bunten. Erste Abtheilung: die Liturgie der stillen Woche mit Vorwort. Hamburg, 1841 .....	713	Luther's Werke. Vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Mit historischen Einleitungen, Anmerkungen und Registern herausgegeben von Otto v. Gerlach, Lic. der Theol. und Pastor zu St. Elisabeth. Berlin, 1840. 1841. (Bis jetzt 10 Bändchen, jedes in ungefähr 12 Bogen in gr. 12., à 10 Sgr.; jedes Bändchen mit einem Holzschnitt.) .....	825
Staat und Kirche. (Eingefandt.) .....	721	III. Nachrichten.	
Schluß 729		1. Europa.	
Christliche Sinnbilder auf Gräbern .....	732	Probe von Liebthätigkeit des rationalistischen Glaubens in Altpreußen .....	95
Schluß 742		Lebenszeichen der Altpreußischen Kirche .....	212
Zeichen der Zeit .....	737	Königsberg in Preußen .....	765
Schluß 745		Wallmow in der Uckermark .....	805
Sendschreiben aus der Provinz an den Herrn Herausgeber der Ev. R. Z. und Wünsche und Bitten an die Berliner versammelte Synode der Geistlichen .....	748	Anklam und Stettin .....	830
Die Deutschen Jahrbücher über das Duell .....	753	Die Schmähschrift wider den Bischof Dräseke .....	132
Als Antwort auf eines Frommen von West Epistel über die künftige Stellung der Ev. R. Z. zur Welt .....	761	Halle .....	196
Das heilige Land und die Evangelische Kirche Deutschlands .....	777	Breslau. Offene Erklärung .....	767
Fortsetzung S. 785. 793. 801		Schlesien .....	775
Der persönliche Gott der Christen und der Nebelgötze der neuen physischen Wissen .....	809	Missionsfest und Prediger-Conferenz in Barmen .....	603
Schluß 817		Aus dem Wuppertale .....	751
Zur Charakteristik Friedr. Wilh. Krummacher's .....	828	Das Gutenbergfest .....	109
II. Literarische Anzeigen.		Anhalt .....	830
Übersichtliche Anzeige christlicher Jugendchriften. (Fortsetzung der in früheren Jahrgängen erschienenen Artikel.)		Herr Pastor Dr. Wolff in Hamburg und die Ev. R. Z. ....	117
Worte mütterlicher Liebe an meine Töchter. Eine Gabe für christliche Jungfrauen. (Aus dem Nachlasse der sel. Frau Wilhelmine v. Deynhausen zu Grewenburg, geb. v. Menckersen.) Bearbeitet und herausgegeben von Aug. Ruth, evang. Pf. Frankfurt a. M., 1835 .....	769	Hamburg. Erklärung .....	823
Schmuck der Ehren für die weibliche Jugend. Eine Festgabe für Mütter und Töchter. Karlsruhe, 1837 .....	770	Bayern .....	189
Weihnachtsblätter. Ein Almanach für die christliche Jugend auf das Jahr 1835. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Guß. Pfenninger. Mit Stahlstichen. Stuttgart .....	772	Darmstadt .....	744
Jugendchriften von Dr. Barth .....	772	Schreiben an den Herausgeber aus Zürich .....	38. 45. 53
1. Waldmeisterlein. 1837 .....	773	Protestationen gegen die neue Kirchenverfassung im Kanton Waadt .....	383. 391
2. Thomas Platter's merkwürdige Lebensgeschichte. 1838. 773		Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Kanton Waadt .....	719. 728
3. Das Pergament. 1839 .....	774	Strasbourg .....	136. 143
		Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft (Fortsetzung) 158	
		167. 182. 190. 199. 207. 215. 230. 239. 246. 254. 263. 269. 279	
		Frankreich .....	646
		England .....	286. 478. 482. 566. 573. 599. 630. 655. 662. 672
		Aussichten und Hoffnungen der Römisch-Katholischen in England 655	
		Neapel .....	523. 535
		Die Deutschen in Rom. Proselyten .....	565
		2. Amerika.	
		Nordamerika .....	141. 640
		Aus einem Briefe des Missionars N. bei St. Louis in Nordamerika an einen Freund in Deutschland, vom 19. November 1840 .....	223. 228



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 2. Januar.

N<sup>o</sup> 1.

## V o r w o r t.

Werfen wir einen Blick auf die auch in kirchlicher Beziehung bedeutamen Ereignisse des vergangenen Jahres, um aus ihnen einen Gegenstand für unser Vorwort auszuwählen, so treten uns vor Allem die wichtigsten traurigen und erfreulichen Geschehnisse entgegen, die in ihm unserem näheren Vaterlande zu Theil geworden, dessen Wohl und Wehe mit dem des allgemeinen in so inniger Verbindung stehen; das: Was Gott thut, das ist wohlgethan, und das: Nun danket alle Gott, was sich in diesem Jahre dem: Eine feste Burg ist unser Gott, des vorigen angeschlossen hat, und dessen ergreifenden Eindruck in jedem nicht ganz rohen Gemüthe keine Länge der Zeit verwischen kann, wird wieder in seiner ganzen Stärke in uns lebendig. In dessen, so reiche Veranlassungen zu erneuertem Danke und zu erneuerten Bitten wir durch die Vergewärtigung dieser Begebenheiten erhalten, sie zum Gegenstande unseres Vorwortes zu machen erscheint nicht angemessen, da sie, so weit sich ihre Besprechung für ein kirchliches Blatt eignet, in dem unsrigen schon besprochen worden sind. Gehen wir also weiter, so wird unsere Aufmerksamkeit gewiß durch nichts mehr in Anspruch genommen, als durch die große Anzahl von Jubelfeiern, welche in ihm gehalten und von Denkmälern, welche in ihm errichtet worden sind, und durch den begeisterten Eifer, der sich dabei kund gegeben. Man könnte wohl behaupten, daß seit Erschaffung der Welt kein Jahr in solchem Grade ein Jahr der Denkmäler und Jubelfeiern gewesen ist, wie das vorige. Es wird daher als angemessen erscheinen, wenn wir bei diesem Gegenstande stehen bleiben. Wir wollen zuerst die Ursachen der zunehmenden Neigung zur Errichtung von Denkmälern und Haltung von Jubelfeiern zu erforschen suchen, deren jetzige ungewöhnliche Stärke schon daraus erhellt, daß sie Gegenstände in ihr Bereich zieht, auf die sie früher gar nicht verfiel und die als ihr ganz fremdartig betrachtet werden müssen, einen Thomas a Kempis z. B., der sich gar nicht wohl fühlen würde, wenn er bei der Errichtung seines Denkmales und seinem Ehrenschmause zugegen seyn müßte, der seine Stimme so wenig laut machte auf der Gasse, daß auch sein Standbild auf dem Markte als völlig deplacirt erscheint, und einen Franz Drake, als Begründer des Kartoffelbaus, der, wenn er klug wäre, für die Ehre, die man ihm auf Grund eines so grob materiellen und bewußtlos geleisteten Dienstes erweist, sich schon bedanken würde. Wir wollen dann diejenigen unter den Feiern des vergangenen Jahres, die sich durch den nationellen Anklang, den sie gefunden, entschieden aus der Masse der übrigen erheben, die Jubelfeier Friedrich's II.

und die Guttenberg's, zum Gegenstande einer besonderen Betrachtung machen.

Fangen wir, was die Ursachen der herrschenden Vorliebe für Gedenkfeiern betrifft, bei den niedrigsten an, so läßt sich nicht verkennen, daß die große Masse solche Anlässe ohne alles tiefer liegende Interesse nur ergreift, um ihre Genußsucht und Eitelkeit zu befriedigen. Man begeistert sich nothdürftig für irgend einen bedeutenden Mann, dessen Andenken gerade durch den Kalender erneuert wird, um über ihm mit der angenehmen Illusion, daß man dabei ein Werk des Geistes verrichte, fröhlich schmausen zu können. Man freut sich, daß man Gelegenheit erhält als Dichter und Redner, unter dem Scheine, als gelte es die Verherrlichung einer fremden großen Persönlichkeit, die eigene kleine geltend zu machen. Die Comités, die zu solchen Zwecken zusammentreten, verschaffen Manchem die Ehre, seinen Namen gedruckt zu lesen, der sonst nicht dazu gelangt seyn würde. Und auch diejenigen, welche nicht direkt an der hier zu gewinnenden Ehre theilnehmen, erhalten doch wenigstens auf einem Umwege einen Antheil daran, indem die Feier zur Verherrlichung ihres Landes oder Ortes dient, die solche Größen hervorgebracht haben, und was noch mehr ist, sie zu würdigen wissen.

Die Wirkung dieser Ursachen ist viel bedeutender, als wie diejenigen zugestehen mögen, welche in harmloser Gutmüthigkeit, die zugleich eine traurige Oberflächlichkeit ist, die menschliche Natur nur nach ihrem äußerlichen Scheine beurtheilen, welche, sobald sie nur bei sich und bei Anderen einen Anflug von Begeisterung wahrnehmen, die so leicht und wohlfeil zu präpariren, die eine Lieblingstochter der Selbstsucht ist, daraus sogleich auf Güte der Absichten des Herzens schließen, und jeden Verdacht dagegen als einen Versuch betrachten, das Strahlende zu schwärzen. Der Kultus des Genius ist weit weniger, als wie dies auch Ullmann in seiner diesen Titel führenden Schrift \*) S. 10 ff. anzunehmen scheint, die wir bei dieser Gelegenheit unseren Lesern recht angelegentlich empfehlen, Gegensatz gegen die niedere Selbstsucht, er ist gar zu oft nur das Mittel, wodurch sie sich ihre Befriedigung zu verschaffen sucht, wie ja überhaupt reine Gegensätze der Art auf dem natürlichen Boden nicht vorkommen, auch die scheinbar geistigsten Richtungen, wenn man die Sache näher untersucht, zum großen Theile als den aller-niedrigsten Interessen verfallen erscheinen, denen sie um so entschie-

\*) Der Kultus des Genius mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältniß zum Christenthum. Theologisch-ästhetische Erörterungen von C. Ullmann und G. Schwab. Hamburg, bei Perthes, 1840.



dener und unbefangener huldigen, je größer der Schein der Geistigkeit ist, in den sie sich gehüllt haben.

Man sage nicht, diese Ursache sey nicht geeignet, das Verrückte der Vorliebe für solche Feiern gerade in unserer Zeit zu erklären, da sie eine allgemeine, zu allen Zeiten wirksame sey. Im Allgemeinen ist sie dies allerdings, aber daß sie in unserer Zeit ganz besonders mächtig ist, daß in ihr die Selbstsucht, mit ihren hier in Betracht kommenden Ausflüssen, der Genußsucht und der Eitelkeit, in demselben Grade zugenommen hat, in welchem die Liebe und Furcht Gottes, welche allein im Stande sind, die Selbstsucht zu unterdrücken, abnahmen, wer möchte das läugnen? Welch ein Unterschied hier, ungeachtet die Selbstsucht allen Zeiten gemeinsam ist, doch zwischen den verschiedenen Zeiten stattfindet, das zeigen z. B. recht deutlich die stets sich wiederholenden Attentate des Königsmordes in Frankreich und auch in England, bei denen immer der Freiheitschwindel nur der ganz durchlöcherter Deckmantel für die Eitelkeit und den Ehrgeiz ist. Wo fände sich dergleichen wohl in einer anderen Zeit nach Christo als in der unsrigen, in welcher auch in den verhältnißmäßig gottesfürchtigsten Ländern, in solchen, in denen eine wahrhaft innerliche Frömmigkeit verbreiteter ist als vielleicht je, doch auch daneben die Gottlosigkeit in beispielloser Entwicklung uns entgegentritt.

Indessen, so sicher und so bedeutend auch der Einfluß der bis jetzt besprochenen Ursachen ist, es würde doch sehr oberflächlich seyn, wenn man bei ihnen stehen bleiben wollte, eben so oberflächlich wie wenn man meinte, die revolutionären Befreiungen der Zeit bloß aus Motiven der Habsucht und des Ehrgeizes erklären zu können. Solche niedere Motive können sich überall da erst recht geltend machen, wo ein Unternehmen oder eine Bestrebung durch tiefer liegende Gründe empfohlen und getragen wird.

Forschen wir hier diesen tieferen Gründen nach, so fällt uns zuerst der Zusammenhang auf, in welchem der Enthusiasmus bei so manchen Jubelfeiern und Denkmalsstiftungen mit der Zerrissenheit unserer Zeit und ihrem Parteiwesen steht. Dieser Enthusiasmus gilt oft weit weniger den gefeierten Personen, als den Ideen, welche sie vertreten, oder die man mit ihnen in Verbindung setzt. Die Feiern tragen den Charakter von Demonstrationen. Der wirklichen Größe bedeutender historischer Personen sucht man einen möglichst großen Zusatz von gemachter zu geben, um auf diese Weise einen mächtigen Heiligen und Schutzpatron für die von ihnen repräsentirte Richtung zu erlangen, und jede Opposition gegen die letztere als einen Frevel gegen diesen Schutzpatron brandmarken zu können. Am deutlichsten tritt dieser Zusammenhang der Jubelfeiern mit den Partekämpfen unserer Zeit hervor bei dem Jubiläum Friedrich's II. Nie würde der Enthusiasmus für diesen Monarchen die Höhe erreicht haben, zu der er sich bei seinem Jubiläum steigerte, wenn es nicht gegolten hätte, bei dieser Gelegenheit dem wiedererwachten Glauben einen Stoß zu versetzen und einen Streich beizubringen. Jedes Bivat war hier zugleich ein Vereat, jeder

begeisterte Preis hatte ein energisches Anathema zum unzertrennlichen Begleiter. Diejenigen, welche das neunzehnte Jahrhundert wieder in das achtzehnte zurückbilden möchten, sind den Dank für ihren Enthusiasmus für den Helden des letzteren theils ihren Gegnern, denjenigen schuldig, welche in dem Gegensatz des neunzehnten Jahrhunderts gegen das achtzehnte, wie er zuerst in den Freiheitskriegen kräftig aufkeimte, stehen blieben und ihn immer consequenter ausbildeten. Denken wir uns die letzteren hinweg, wäre nicht die Spannung der Gegensätze vorhanden gewesen, so würde der Jubel, der zugleich Schlachtgeschrei war, sehr leise ertönt seyn. — Unverkennbar ist der Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit auch bei dem Guttenbergsfeste. Die Feier galt hier vorzugsweise Gutenberg als dem Heros der falschen Aufklärung und Pressfreiheit, obgleich hier der Stoff ein sehr spröder war, der Gefeierte, um ihn zu solchem Zwecke brauchen zu können, zuvor seiner ganzen historischen Persönlichkeit entkleidet werden, aus einer historischen Person in eine mythische verwandelt werden mußte. — Ubrigens liefert dies ganze Verfahren einen recht schlagenden Beweis für die von der neuesten Philosophie verkannte Bedeutung der Persönlichkeit. Warum anders, als weil die Ideen Rankengewächse sind, die, wenn sie nicht auf dem Boden kriechen sollen, eines Stammes bedürfen, an dem sie emporwachsen, trachtet man so eifrig danach, durch das Anschließen an bedeutende Persönlichkeiten der Vorzeit seinen Ansichten eine imponirende Haltung zu geben?

Ein fernerer Grund zur Erklärung der vorliegenden Thatsache ist in der Charakterschwäche unserer Zeit und ihrer Unfähigkeit zu einem kräftigen und entschiedenen Handeln zu suchen. In ihren maßlosen Jubelfeiern und Denkmalen errichtet unsere Zeit ihrer eigenen Schwäche ein Monument. Der Herr hat nicht umsonst gesprochen: ich bin die Wahrheit. Das Individue, die Zeit, die ihn verlassen, müssen mit Pilatus sprechen, was ist Wahrheit? und dieser traurigen Nothwendigkeit sind auch diejenigen nicht entnommen, die sich des Besizes der absoluten Wahrheit rühmen. Dies Rühmen gehört nur ihrem Munde und ihrer Einbildung an; im Herzen bleibt der trostloseste Scepticismus sitzen, dem in einer zum geistigen Leben erwachten und nicht durch die Macht anbezogener Vorurtheile und blinden Aberglaubens gefesselten Zeit alle diejenigen anheimzufallen, deren Herz nicht durch die Gnade, durch Gottes Wort und seinen Geist fest gemacht wird. Wie könnte es auch wohl anders seyn? Das entfesselte „Princip der Subjectivität“ hat bewirkt, daß das: so viel Köpfe, so viel Sinne, unter uns zur vollen Wahrheit geworden ist. Mag nun einer auch durch die Eigenliebe noch so sehr angetrieben werden, seinen Sinn für den allein richtigen zu halten, mag er mit noch so ausgefuchter Verachtung auf alle Anderen herabsehen, immer muß ihm doch der Gedanke von neuem zufließen, daß er für die Wichtigkeit seines Sinnes keine rechte Gewähr hat, daß, wo Unzählige behaupten, das Rechte zu haben, aller Wahrscheinlichkeit nach Keiner es recht hat, daß, wenn er auch seine Überzeugung auf ein scharfsinniges Räsonnement



gründet, immer doch noch Einer auftreten kann, der es durch ein noch scharfsinnigeres zu Schanden macht. Und je geschiedter und bescheidener er ist, desto eher wird er dahin kommen, daß eigentlich alle sich widersprechenden Ansichten Recht und Unrecht haben, daß absolute Wahrheit für den Menschen nicht vorhanden ist, daß Jeder froh seyn muß, wenn er nur in einem Scheffel Spreu einige Körner Wahrheit hat. Dieser Skepticismus, von dem diejenigen oft am wenigsten frei sind, die ihn am lautesten bekämpfen, wie dies durch die Bekenntnisse so Mancher feststeht, die später, nachdem sie zu Christo gelangt waren, die früher verhehlten geheimen Gedanken des Herzens offenbarten, sättigt sich mit dem Fleische der gegenwärtigen Generation und saugt ihr das Herzblut aus. Wie, wo die Frage: was ist Wahrheit, der Ausdruck des Innersten ist, die Fähigkeit zum kräftigen und entschlossenen Handeln, die Kraft, für seine Überzeugung zu leiden, die hingebende Aufopferung, kurz jede Grundbedingung der wahren Größe schwindet, das zeigt in ergreifender Weise das Beispiel jenes Mannes, der diese Frage aufgeworfen. Unserer Zeit nun wohnt, wenn sie gleich nicht zum klaren Bewußtseyn dieser ihrer Ohnmacht gelangt ist, doch ein tiefes Gefühl derselben ein und dies ist es was sie antreibt, die ihr versagte Größe in der Geschichte der Vergangenheit aufzusuchen, und mit allem Eifer die Gräber der Propheten zu bauen. Wie das menschliche Herz überhaupt so außerordentlich geschickt ist in Verfälschung von Surrogaten, von erträumten Vollkommenheiten, welche den Mangel der wirklichen ersetzen sollen, so meint man auch hier, daß die Bewunderung des Großen wenigstens zum Theil das eigene Thun desselben ersetze, daß man in den Großen selbst groß werden könne, und so müht man sich aufs Äußerste ab, diese Bewunderung in sich zu erzeugen, und wirft sich in ein Schauffement herein, dem ein solcher, der, auf dem ewigen Felsen der Wahrheit gegründet, die rechte Nüchternheit bewahrt hat, nicht ohne Lächeln zusehen kann.

Als eine Ursache der besonderen Vorliebe unserer Zeit für Denkmäler und Jubelfeiern gibt sich ferner auch das Bestreben zu erkennen, das Bedürfniß der Verehrung und Liebe eines Höheren, was der menschlichen Natur tief eingepreßt ist, was mit ihrem innersten Wesen zusammenhängt, zu befriedigen, und zwar in einer Weise, welche die für den natürlichen Menschen so schweren Opfer nicht verlangt, die von der legitimen Befriedigung mit sich geführt werden. So betrachtet sind die Jubelfeiern und Denkmäler ein bedenkliches Symptom der Theophobie unserer Zeit, ihrer Gottesfurcht, wodurch sie den Gegensatz gegen die Gottesfurcht der früheren bildet.

In der Annahme dieses Grundes stimmen wir mit Strauß überein, der in den „friedlichen Blättern,“ nachdem er bemerkt hat, „der einzige Kultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Verfall der letzten übrig geblieben, ist der Kultus des Genius,“ als Hauptbeweis für diese Behauptung die Erscheinung hervorhebt, daß allerwärts, namentlich in Deutschland, ein Drang sich zeige, große Männer, erhabene Geister durch Denkmäler zu verherrlichen.

In der älteren Zeit (und noch jetzt bei denen, die ihren Glauben theilen) fand das Bedürfniß der Liebe und Verehrung eines Höheren, der Feier, in dem stets wiederkehrenden Kreislaufe des Kirchenjahres seine volle Befriedigung. Man war nicht unempfindlich gegen menschliche Größe, menschliche Verdienste; im Gegentheil, eine wahre und herzliche Anerkennung derselben fand damals in ganz anderer Weise statt als jetzt, wo diese Anerkennung so oft eine erheuchelte und gemachte ist, wo man guten Theils unter dem Scheine der fremden nur die eigene Ehre sucht, denjenigen, den man zu verehren vergibt, nur als Mittel zu seinen eigenen Zwecken mißbraucht. Eine hingebende Verehrung kann eigentlich nur da stattfinden, wo man in dem Verehrten ein Werkzeug Gottes erblickt, in seinen Talenten Gaben, in seinen Thaten Gnaden. Nur da schwindet völlig der im Finstern lauernde Neid, nur da die in dem Preise des Anderen sich selbst suchende Absicht. Indessen blieb doch auf diesem Standpunkt die Verehrung menschlicher Größe immer in enge Gränzen eingeschlossen. Was Gott und Christus in sich sind und was sie für uns unmittelbar gethan haben, das überstrahlt, wo es in seiner ganzen Tiefe erkannt wird, unendlich dasjenige, was sie in ihren Dienern und Werkzeugen sind, und was sie durch sie für uns gethan haben. Und wo lebendig erkannt wird, daß auch die Reichsten unter den Menschen nichts haben, was sie nicht empfangen, auch die Wohlthätigsten nicht geben, was sie nicht aus der Fülle Gottes in Christo genommen, da geht der Dank und Preis immer zunächst und hauptsächlich auf den Herrn zurück und die Empfindungen gegen das menschliche Werkzeug erhalten eine untergeordnete Stellung.

Jetzt sind die Zeiten des Kirchenjahres für die große Masse der Gebildeten mehr oder weniger bedeutungslos geworden. Die Zeiten der heidnischen Götterbildung sind vorüber. Der Glaube hat den Aberglauben so vollständig besiegt, daß er auch bei denjenigen seine Macht nicht wieder erlangen kann, die sich aus der Gewalt seines Siegers emancipirt haben. Was bleibt also denjenigen, welche das Bedürfniß der Liebe und Verehrung eines Höheren nicht ganz ersücken können, welche von dem Gefühle der unerträglichen Ode, der leeren Eimerleier eines anbetungslosen Daseyns ergriffen sind, anders übrig, als in dem Schiffbruch, der ihnen alles Andere geraubt, sich an das einzige noch übrige schwache Brett menschlicher Größe mit ihren Gefühlen anzuklammern, mit krankhaftem Eifer allen Trägern solcher Größe nachzujagen, und ihnen die Vollkommenheiten, die sie nicht wirklich besitzen, anzulügen, damit sie doch einigermaßen ein würdiger Gegenstand der Anbetung werden.

Diese Nothwendigkeit tritt nicht etwa bloß für diejenigen ein, welche mit Bewußtseyn dem Glauben an einen persönlichen Gott entsagt, und wenigstens in ihren Gedanken (weiter können sie's Gott sey Lob nicht bringen) die Krone von Christi Haupte genommen und sie auf das Haupt der Menschheit gesetzt haben. Die Zahl dieser, der consequenten Pantheisten, ist nur sehr gering. Unter allen Stimmen, die sich z. B. bei der Feier des Guttenbergfestes aus allen Gegenden Deutschlands

vernehmen ließen, wurden nur einige wenige und leise Anklänge einer solchen Richtung vernommen. Der Name Gottes ist bei ihm fast überall und von allen genannt worden. Aber wo nur ein persönlicher Gott anerkannt, nicht der lebendige Gott, Gott in Christo erkannt, wo zwar Christo eine gewisse Göttlichkeit zugestanden, nicht aber seine wahre Gottheit von Herzen geglaubt wird; da kann auf diesem Gebiete keine Befriedigung des Bedürfnisses erfolgen, da wendet man sich nach einigen leeren Komplimenten, die man dem Himmel gemacht hat, den Lustgebilden, die ihn bewohnen, den personificirten Abstraktionen, denen man mißbräuchlich die hohen Namen Gottes und Christi beigelegt hat, sofort wieder zur Erde, um auf ihre Gegenstände aufzusuchen, welche den Gefühlen der Verehrung einen wirklichen Anhalt gewähren. Ein Guttenberg, ein Friedrich II. erscheinen als weit geeigneter diese Gefühle zu beleben, als der moderne Gott, der moderne Christus.

Die Nachweisung, daß der Kultus des Genius, welcher die ausschweifende Vorliebe für Denkmäler und Jubelfeiern hervorgerufen hat, nicht geeignet sey, das Bedürfnis zu befriedigen, dem er dienen soll, bildet das Hauptverdienst der schon erwähnten Abhandlung von Ullmann, deren Inhalt in dieser Beziehung S. 100. von Schwab treffend in den Worten zusammengefaßt wird: „Dein überzeugendes Wort führt mich stets weiter von diesem ab, der nicht zu trösten, nicht an unser Gewissen zu sprechen, zu demüthigen, zu strafen, zu heiligen vermag, dem die Totalität fehlt, der unsere Hingebung nicht verlangen, dessen Kultus nicht Brodt des Lebens werden, nicht Brüdergemeinschaft unter den Menschen stiften kann, dessen Anbetung die empörendste Aristokratie bilden würde, die je auf dem Menschengeschlechte gedrückt hat.“

Das Höhere, welches der Mensch zu verehren und zu lieben durch eine Nothwendigkeit seines Wesens sich gedrungen fühlt, ist nicht ein beziehungsweise, sondern ein unbedingt Höheres, und wo wäre dies wohl auf Erden, unter den vom Weibe geborenen, den ohnmächtigen und sündigen Menschenkindern zu finden? Mag man sich noch so viele Mühe geben, die Fehler der Gefeierten in Vorzüge zu verwandeln, oder sie wenigstens zu verdecken, sie bleiben nichts desto weniger, und grade diese Mühe, die man sich gibt, die leidenschaftliche Gerechtigkeit, mit der man jeden Tadel von dem Vergötterten abzuwehren sucht, zeigt recht deutlich, wie wichtig diese Befriedigung des Bedürfnisses ist.

Ferner, die Anerkennung und Verehrung eines Höheren, zu der wir uns gedrungen fühlen, ist keine bloße anstaunende Bewunderung fremder, zu uns in keiner Beziehung stehender Vorzüge. Zu ihrer Grundlage hat sie vielmehr die Empfindung unserer eigenen Ohnmacht, Sündhaftigkeit, Hilflosigkeit. Jedem befreundenden Lobe, das wir aussprechen, geht ein leises „Aus

der Tiefen rufe ich,“ oder „Nimm an die Bitt von unserer Noth“ zur Seite. Was sollen wir aber da mit Menschen, auch wenn sie die ihnen angedichteten Vortrefflichkeiten alle wirklich besäßen? Da gilt es: „Abraham weiß von uns nichts und Israel kennet uns nicht. Du aber Herr bist unser Vater und Erlöser; von Alters her ist das dein Name.“

Warum aber, fragen wir, verschmäht man die wirkliche Befriedigung des Bedürfnisses, in deren Besitze unsere Väter so glücklich waren, und geht einer Scheinbefriedigung nach, die ihre Wichtigkeit gleich auf den ersten Anblick verräth? Darüber ließe sich viel sagen, wir wollen hier aber nur Einiges hervorheben.

Der wahre Gott gewährt zwar unendlich mehr als die Götzen, welchen Namen sie auch haben mögen, aber er verlangt auch mehr, als sie, die sich immer sehr billig finden lassen, verlangt grade dasjenige, was der gefallene Mensch schwerer daran gibt als alles Andere, das Herz. Lieber, als man ihm gibt was er verlangt, verzichtet man auf das was er gewährt, wie der König Ahas das Anerbieten des Jesaias, ihm durch ein Wunderzeichen die Hülfe des Herrn wider die Syrer zu versiegeln, von der Hand wies, weil er wohl merkte daß es bei der Sache auf seine Verehrung abgesehen sey, lieber die für Land und Leute verderbliche Assyrische Hülfe in Anspruch nahm. Der Dienst des Herrn verlangt — darüber kann man in unserer Zeit am wenigsten in Zweifel seyn, in der in dem Kampfe der Gegensätze jede Richtung mehr als je in ihrer wahren Bedeutung und in ihrer inneren Konsequenz an's Licht tritt — das Ausziehen des alten Menschen und das Anziehen des neuen, eine Liebe von ganzem Herzen, von ganzer Seele und aus allen Kräften, Verlängnung der Welt, Kreuzigung des Fleisches. Dagegen dem Kultus Friedrich's II., Göthe's, Schiller's, kann man obliegen, ohne sich irgend in seinem alten Wesen stören zu lassen, ja so, daß man sich in ihm auf recht angenehme und behagliche Weise bestärkt, die aufsteigenden Bedenken durch einen Blick auf diese leuchtenden Vorbilder beschwichtigt findet; sie sind genügsam, nehmen mit dem Vorlieb, was man ihnen gibt, und daß ihnen die ganze Liebe des Herzens angehören müsse, kommt Niemanden in den Sinn; ihr Kultus ist ein sehr bequemer; man kann ihn beim Saitenspiel und Becherklang vollziehen. Wenn aber erst die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da man sagen muß, sie gefallen mir nicht, da muß man in schmerzlicher Erfahrung erkennen, daß man doch besser gethan hätte, dem Herrn zu huldigen, der zwar viel verlangt, aber doch unendlich mehr gibt, der auch das Verlangte gibt, wenn man es nur aus seiner Hand empfangen will.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 6. Januar.

N<sup>o</sup> 2.

## V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Ferner, die Seele hat auf der einen Seite von der Schöpfung her das Bedürfnis der Verehrung und Liebe eines Höheren, auf der anderen Seite von dem Falle her den Trieb der Selbstvergötterung. Der Dienst des wahren Gottes, so wie er allein das erstere Bedürfnis wahrhaft befriedigt, so weist er den letzteren Trieb mit seinen Anforderungen strenge ab. Man kann Gott nicht dienen, ohne sich dabei unbedingt vor ihm zu demüthigen; das Geringsste schon, was man sich an eigener Ehre gibt, erscheint als Gottesraub. Dagegen bei dem Kultus des Genius gelangen beide Bedürfnisse zu einer gewissen Befriedigung, und wenn auch die des ersteren nur eine scheinbare ist, so tröstet man sich doch leicht darüber, weil das zweite, als das stärkere und liebere, um so gründlicher befriedigt wird. Die Größe, welche man hier bewundert und verehrt, ist keine absolut fremde; sie ist auf dem Boden derselben menschlichen Natur gewachsen, deren auch wir theilhaftig sind; ihre Bewunderung gilt also gewissermaßen auch uns. Wir können werden, was diese waren, wären es vielleicht unter Umständen geworden, sind es vielleicht sogar schon, und werden früher oder später als solche anerkannt werden. Durch die Anerkennung und Bewunderung selbst rückt man den Gefeierten näher und näher; Gleiches wird nur von Gleichem erkannt, nur edle Seelen können edle Seelen würdigen. So wird der Jubel über die fremde Größe mehr und mehr zum Jubel über die eigene.

Endlich, wer Gott in Christo dient, thut nichts weiter, als daß er sich der Nothwendigkeit des Seyns unterwirft, er macht nicht den Gegenstand seiner Verehrung, sondern er wird durch ihn bestimmt, auch die Weise der Verehrung ist keine selbstgewählte, sondern eine vorgeschriebene; er hat keinen Dank davon, wenn er ihr folgt, sondern wenn er alles gethan hat, was ihm befohlen ist, so muß er immer noch sprechen: ich bin ein unnützer Knecht. Darin kann sich der menschliche Hochmuth schwer finden. Unfähig, sich dem Dienste eines Höheren ganz zu entziehen, hat er doch zu allen Zeiten seine Befriedigung in der eigenen Wahl der Gegenstände seiner Verehrung und der eigenen Bestimmung der Art und Weise derselben gesucht, und sich auf diese Weise zum Herrn über seine Götter gemacht. Diese Befriedigung nun sucht und findet der Hochmuth auch in dem Kultus des Genius. Nach freier Willkühr wählt man aus der Masse der menschlichen Größen diejenigen aus, denen man seine Verehrung weihet; man ergänzt die Mängel, man macht sie zum großen Theile erst zu dem, was sie seyn sollen, und auch an dem, was sie wirklich besitzen, gewinnt man insofern einen Antheil, als man

ihm zur allgemeinen Anerkennung verhilft. In der Festsetzung ihrer Feiern hat man vollkommen freie Hand. Das alles muß ja wohl ein hochmüthiges Geschlecht sehr zu solchem Kultus anlocken.

Wir sind mit unseren allgemeinen Betrachtungen zu Ende. Die besonderen werden folgen, wenn, wann und wo Gott will.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

Seit der Wiederbelebung des christlichen und kirchlichen Sinnes unter den Gliedern der Evangelischen Kirche hat auch der christliche Gymnasialunterricht allgemach die ihm lange Zeit entzogene Aufmerksamkeit wieder auf sich gelenkt; doch sind dem Religionsunterrichte auf den Gymnasien, zumal den höheren, fast alle Schuldisciplinen vorangeeilt: während die alten Sprachen, die Mathematik, die Geschichte und die Geographie schon in dem zweiten und dritten Decennium dieses Jahrhunderts die umfassendste Förderung und eine mehrfach wiederholte zeitgemäße Umgestaltung erfahren haben, ist der Religionsunterricht in der Hauptsache auf dem Standpunkte eines jetzt gänzlich überlebten Zeitalters stehen geblieben, und erst das eben abgelaufene Jahrzehend hat in Marheinecke's, Schmieder's, Bender's, Oslander's und Petri's Arbeiten, so wie in den Organisationen einzelner Gymnasien das entschiedene Bestreben gezeigt, sich auch in diesem Unterrichtszweige mit der Zeit in das Gleichgewicht zu setzen, oder richtiger, den wieder laut gewordenen Forderungen der christlichen Kirche zu genügen. Vorerst ist es aber nur ein Bestreben, welches noch weit davon entfernt ist, ein allgemeines zu seyn, geschweige denn das Ziel erreicht zu haben, dessen Resultate vielmehr erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an den Tag treten werden. Versuchen wir es denn, über die Richtung dieses neuen oder eigentlich nur wiedergefundnen Weges uns klar zu werden, mit Gleichgesinnten uns, wenn auch nicht über alle Nebenwege, doch über die Awege zu verständigen, und wo möglich einige Gefährten unserer Pilgerschaft zu gewinnen.

Über die allgemeine Bestimmung der Gymnasien und ihr Verhältniß zu den übrigen Unterrichts- und Lebenskreisen sollte vielleicht eine Verständigung überflüssig scheinen, nachdem über diese Gegenstände in den letzten zwanzig Jahren so unendlich viel gesprochen und geschrieben worden ist. Und doch müssen wir halb wider Willen uns zuerst auf diese fast trivial gewordenen Fragen einlassen, da wir von vorn herein uns zu dem

Geständniß genöthigt sehen, daß uns die bisherigen Beantwortungen nicht genügen, am wenigsten für den Gegenstand, welcher den Inhalt dieser Zeilen bildet. So müssen wir die formale Bildung, welche die Bestimmung der Gymnasien seyn soll — eine Angabe, welche das ganz richtige Moment enthält, daß es in Gymnasien noch nicht auf Anwendung, sondern auf Weckung und Übung der Kräfte ankommt — schon um deswillen als eine viel zu enge und zugleich viel zu vage Erklärung auf das Bestimmteste abweisen, weil es uns noch niemals hat gelingen wollen, die Geschichte, geschweige denn die christliche Unterweisung, die Lehre der Kirche und die Erziehung für die Kirche, welche alle Jahrhunderte als eine Hauptleistung von den Schulen gefordert haben, unter dieselbe zu subsummiren; ja wir gestehen, nicht wohl begreifen zu können, wie man, bei dieser Erklärung stehen bleibend, der Mathematik so enge Gränzen im Gymnasialunterricht anweisen dürfe, da, wenn irgend ein Lehrgegenstand, die Mathematik den Namen eines formalen verdient. Weit genügender ist die ältere Erklärung: daß die Gymnasien dazu bestimmt seyen, „die Humaniora zu lehren,“ und wir würden auf dieser Erklärung gradezu fußen, wenn dieselbe nicht zu den äußersten Mißverständnissen verzerrt und insbesondere in direkter Opposition mit der Kirche aufgefasset worden wäre. Allerdings ist der Mensch, allerdings sind menschliche Zustände — das geistige Leben der Individuen und der Völker — das eigentliche Lebenselement der Gymnasialstudien; alles Andere lagert sich wie Hülle und Schale um diesen Stern und Kern unserer höheren Jugenderziehung herum. Aber versteht man unter den studiis humanioribus nichts Anderes, als eine noch dazu höchst einseitige und dürftige Griechisch-Römische Philologie, will man Geschichte und was dahin gehört nur betreiben haben und gelten lassen, insofern sie dieser Philologie dient, so legen wir sofort den entschiedensten Widerspruch ein; unser Widerspruch wird zur offenen Fehde, wenn diese Philologie sich annimmt, wie sie gar oft gethan, es allein zu seyn, die zu menschlicher Bildung und Geltung ihre Jünger heranziehe, und den christlichen Unterricht etwa nur als Beiläuser und Troßbuben neben sich, der Königin, dulden will. Aber auch das paritätische Verhältniß zwischen der Philologie und der christlichen Unterweisung, welches die Billigsten etwa noch einzuräumen geneigt seyn möchten („das klassische Alterthum erzieht wie das Christenthum zu derselben sittlichen Würde“), können wir unserer Seits nicht einräumen; ungeachtet wir weit entfernt sind, eine größere Stundenzahl für den Religionsunterricht als bisher üblich in Anspruch zu nehmen, wie dies der Verfolg zeigen wird, begehren wir unbedingte Unterordnung der klassischen Studien unter die christliche Erziehung, \*) und können darum, sollen Humaniora und

\*) Schon unsere Vorväter bezeichneten diese Unterordnung durch die Angabe: „pietas et humanitas“ sey das Ziel der Gymnasien; ja in den Gymnasialgesetzen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts wird die pietas in der Person des Vorstandes — wie man damals alles aus dem richtigen persönlichen Gesichtspunkte auffasste — allein hervorgehoben: Rector, heißt es meistens im Eingangspara-

klassische Studien nach dem gemeinen Sprachgebrauche als Synonyme gelten, nur darauf bestehen, daß die Humaniora nicht als das letzte Ziel und als der ausschließlich herrschende Inhalt der Gymnasialstudien betrachtet werden dürfen.

Wir halten uns deshalb lieber an eine andere, wenn schon sehr einfache und nahe liegende, doch bis jetzt noch gar nicht, oder unzureichend versuchte Betrachtungsweise der Gymnasien. In dem Kampfe des Humanismus gegen den Realismus, in dem Streite der Gymnasien mit den Volksschulen, Normal- und Realschulen (Schullehrer-Seminarien) und Realschulen ist von Seiten des Humanismus oft, von Seiten des Realismus fast stets darauf hingewiesen worden, daß der letztere seine Schüler in die unmittelbare Gegenwart einführe, während der Humanismus die seinigen vor Allem in der Vergangenheit verweilen lasse — ja es wurde diese Behauptung nicht selten zu starken Vorwürfen gegen den Humanismus benutzt. Unseres Erachtens können sich die Gymnasien diesen Vorwurf sehr wohl gefallen lassen, nur sollten sie, um sich über sich selbst vollkommen klar zu werden, dasselbe, was sie dem Realismus gegenüber geltend machen, sich auch der Universität gegenüber gesagt seyn lassen, also aus diesem Vorwurfe mit klarem Blicke und freiem, aus sicherem Selbstbewußtseyn entstandenen Bekenntnisse ihr eigenthümliches Princip bilden. Die Universität stellt die Wissenschaft dar, wie dieselbe in ihrer dermaligen Form in das Leben einzugreifen bestimmt ist; sie lehrt ihre Schüler die Gegenwart in ihren höchsten Summitäten begreifen, zeigt ihnen die obersten Sätze und Gegenätze, in welchen sich zur Zeit die Wissenschaft im Ganzen und Einzelnen bewegt, und sucht eben dadurch auch in ihren Zuhörern die Keime zu neuen Schöpfungen der Zukunft zu legen. Weder mit diesem unmittelbaren Begreifen der Gegenwart, noch mit dem Heranbilden einer neuen Zukunft hat das Gymnasium zunächst irgend etwas zu schaffen, und so meinen wir, daß sich das Princip des historischen Wissens und der durch dasselbe vermittelten Erziehung als das eigentliche Princip der Gymnasien auf leichte und ungezwungene Weise ergebe. Das Gymnasium hat nicht unsere dermalige Kultur, sondern nur die Grundlagen, auf welchen diese Kultur ruhet, darzustellen, zu lehren und einzuprägen; es hat Das zu lehren, was gegeben ist, insofern dieses dazu dient, aus demselben dereinst die Gegenwart begreifen zu lernen. Wir besorgen für diese unsere Behauptung, mag sie auch neu seyn — und sie scheint es doch mehr als sie es ist — keinen Widerspruch, als allenfalls von solchen Gymnasiallehrern, welche ihren Beruf und ihre Stellung überschätzen, und glauben durch unser Princip so wenig die eigenthümliche Stellung der Gymnasien zu verrücken und ihr Gebiet zu schmälern, daß wir vielmehr unerschütterlich überzeugt sind, ihnen hiemit den festesten Standpunkt und das unbestrittenste Gebiet vindicirt zu haben. Da es nun kein geschichtliches Leben gibt, welches nicht ein menschliches wäre, keine geschichtliche Bildung sich denken läßt, welche nicht als eins ihrer wesentlich-

graphen, sit vir gravis et eruditus, imprimis pietatis amans et studiosus, eamque suo exemplo tenerae aetati commendat.



sien Elemente die Griechische und Römische Kultur in sich begriffe, so befaßt unsere Erklärung des Wesens der Gymnasien die „Humaniora“ nothwendig in sich, ist aber nicht so ausschließend, mithin nicht so leicht mißverständlich, wie das Humanitätsprincip; vor dem Grundsatz „der formalen Ausbildung“ hat sie den entschiedenen Vorzug, daß sie den Stoff des Unterrichts und der Erziehung angibt, welchen jener, selbst lediglich formale Grundsatz fehlerhafter Weise ganz dahin gestellt seyn läßt.

Wir müssen uns einer weiteren, hieher nicht gehörigen Erörterung des von uns aufgestellten Principis enthalten, und begnügen uns mit der einfachen und sich von selbst verstehenden Folgerung, daß hienach die allgemeinen historischen Stoffe den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts bilden sollen, alles Nicht-Historische aber als Hülle dieses Kerns, als Dienendes — der eine oder andere moderne Lehrgegenstand freilich auch als nachtheiliger Ballast — angesehen werden muß. Besondere Hervorhebung aber verdient es, daß in dem Bereiche dieses Principis der christliche Religionsunterricht seine bestimmte und nothwendige Stelle findet, während derselbe sich innerhalb des Grundsatzes der „formalen Ausbildung“ gar nicht, im Gebiete des Humanismus nur nothdürftig anbringen läßt, und hier immer als eine nothgedrungene Concession erscheint, die man einer fremden Macht gegenüber nicht umgehen kann. Eben so müssen wir darauf aufmerksam machen, daß aus dem von uns behaupteten historischen Princip der Gymnasien auch die Forderung des christlichen Gymnasialunterrichts im Allgemeinen sich mit unabweisbarer Nothwendigkeit ergebe: ein Unterricht in der Griechischen und Römischen Litteratur, welcher die christliche Kultur ganz ignorirte, welcher behauptete, „man müsse sich denken, es gebe keine christliche Lehre und Kirche in der Welt,“ welcher darauf ausginge, das Griechische und Römische Leben zum Lebensinhalte der Schüler zu machen, würde ein unhistorischer, nach unserer Annahme auf Gymnasien durchaus unzulässiger seyn, grade so wie wir umgekehrt einen christlichen Religionsunterricht, welcher nicht auf die Geschichte des Römisch-Griechischen Heidenthums Bezug nähme, oder sich in sich selbst vorzugsweise in der Lehre statt in der Geschichte bewegte, für die Gymnasien schlechthin unangemessen halten. Dieses letztere ist es denn auch, welches den hauptsächlichsten Inhalt dieses, dem evangelischen Religionsunterrichte auf Gymnasien gewidmeten Aufsatzes bilden wird, während wir die Besprechung des christlichen Gymnasialunterrichts im Allgemeinen einem besonderen Artikel aufbehalten.

Ist die Kirche des Herrn der Gipfel und das Ende aller Geschichte, so wird aller in seinem Wesen geschichtliche Unterricht, es werden also alle wesentlichen Theile des Gymnasialunterrichtes in dem Religionsunterrichte ihren Vollendungspunkt finden und dieser nicht allein äußerlich, seinem Range nach, der ihm erst in dem letzten Jahrhundert streitig gemacht worden ist, sondern auch seiner inneren Bedeutung nach der vornehmste unter allen Lehrgegenständen seyn; alle in den übrigen Lehrgegenständen zerstreuten Strahlen werden im Religionsunterrichte in ihrem Brennpunkte zusammengefaßt; alle andere sonst nur halb ver-

standene Lektionen bekommen erst im Religionsunterrichte ihr volles Verständniß, und eben damit auch ihren gemeinschaftlichen Einigungspunkt. Auf der anderen Seite wird der gesammte Religionsunterricht des Gymnasiums seiner Grundlage und seinem Wesen nach ein historischer, das heißt hier: ein kirchlicher seyn. Dieser kirchliche Charakter des evangelischen Religionsunterrichts auf den Gymnasien ist die Forderung, welche wir gegenwärtig mit aller Strenge den Gymnasien vorzuhalten beabsichtigen, es liegt derselbe in dem von uns angegebenen Wesen und Begriff des Gymnasiums, aber auch die Kirche kann und darf keinen anderen Charakter dieses Unterrichts zulassen, ohne sich selbst untreu zu werden und gegen ihre eigenen Eingeweide zu wüthen. Im gemeinschaftlichen Interesse des Gymnasiums und der Kirche (insofern überhaupt das erstere als ein selbstständiges Institut aufgefaßt werden kann) muß der „allgemeine Religionsunterricht“ auf paritätischen Gymnasien, der philosophische, der wissenschaftliche (dogmatische, moralische), ja auch der rationale Religionsunterricht Deinhard's, insofern derselbe ein hauptsächlich doktrinaler seyn soll, verworfen und der paränetische Religionsunterricht auf die Vorstufen des Gymnasialunterrichts beschränkt, aber auch selbst hier dem kirchlichen untergeordnet werden.

Das Verhältniß des Gymnasiums zur Kirche ist ein doppeltes: einmal wird in diesem Institute der status domesticus erzogen, wie in jeder anderen Schule, es werden die Gymnasialschüler gleich allen anderen unerwachsenen Kirchengliedern für den Eintritt in die Kirche vorbereitet; sodann werden die Kirchenglieder für den magistratus politicus und das ministerium ecclesiasticum, so weit beide auf gemeinschaftlichem geschichtlichen kirchlichen Boden stehen, herangebildet, und dies ist die eigentliche Bestimmung und Wirksamkeit des Gymnasiums, die wir schon anderwärts in diesen Blättern als den Beruf der Gymnasien, christliche Führer des Volkes zu erziehen, aus einem anderen Gesichtspunkte dargestellt haben. Hienach scheidet sich die Unterweisung im christlichen Glauben (oder richtiger die Erziehung für die Kirche, da wir im Kreise des Gymnasiums überall keinen Unterricht anerkennen, der nicht ein erziehender wäre, vollends keinen Religionsunterricht, der nicht für die Kirche erzöge) naturgemäß in zwei Stufen.

Die untere Stufe hat ihr Ziel in der Confirmation und braucht in der Hauptsache nicht mehr zu erreichen, als für jedes andere Kirchenglied bis zu diesem Zeitpunkt in anderen Schulen gleichfalls erreicht wird: genaue Kenntniß der biblischen Geschichte und vollständiges Innehaben des Lutherischen Katechismus, nebst den Bibelstellen, welche zur Begründung des Katechismus dienen. Die Geschichte der Reformation kann in rein evangelischen Gymnasien oder in paritätischen, wo die Geschichte für Protestanten und Katholiken abgesondert (wie dies seyn soll) gelehrt wird, füglich dem geschichtlichen Unterrichte dieser Stufe überwiesen werden; nur wo die Geschichte für beide Confessionen noch gemeinschaftlich vorgetragen wird, müßte sich der Religionsunterricht dieses Theils der Geschichte annehmen. Ein Mehreres halten wir auch für jede andere Vorbereitung zum



Confirmandenunterricht, ja für diesen selbst, überflüssig, und können namentlich unser Verwerfungsurtheil nicht stark genug gegen die unselige Viellernerei aussprechen, welche, zumal in Städten, seit etwa zwanzig bis dreißig Jahren auch in den Confirmandenunterricht eingedrungen ist, so daß Religions-, Kirchen- und Reformationsgeschichte, Einleitung in die biblischen Bücher und noch vielerlei Anderes vorzukommen pflegt. Das Übergewicht des Wissen erdrückt nothwendig den Glauben, und schließt Lehrern und Schülern den Mund für das Zeugniß.

Die biblische Geschichte muß sich an ein möglichst kurzes, übersichtliches Buch, an denen wir jetzt keinen Mangel haben, nicht aber an die Bibel halten. Noch fehlt es den neun-, bis elf- oder zwölfjährigen Knaben in der Regel an dem festen Blicke, das wenn schon Gelesene, Vorgelesene und Erzählte sich aus der Bibel selbst zu einem sicheren Bilde zusammenzustellen, und der, welcher vom Anfange an die Bibel und nur die Bibel haben will, weiß nicht, was er verlangt; er fordert zu viel und erlangt wie gewöhnlich nichts. Wir begehren jedoch, daß diese biblischen Erzählungen im einfachen Bibeltone, wenn auch nicht mit pedantischer Verfolgung der Worte der Lutherischen Bibel, gehalten seien, daß der Lehrer nicht allein lesen und wieder lesen, nicht allein lernen (nur nicht auswendig lernen) und wieder erzählen lasse, wie es die Trägheit so vieler Lehrer zu machen pflegt, sondern daß er die gelesene, gelernte und wiedererzählte Geschichte zum Stoffe eines lebendigen Gespräches mit den Kindern zu benutzen wisse, und daß er von keinem Abschnitte zum folgenden übergehe, bis die Schüler den vorergehenden in seinen wesentlichen Thatfachen gefaßt haben, auch, daß er reichliche Wiederholungen anstelle. Daß es an Anwendungen des Gelesenen nicht fehlen dürfe, versteht sich von selbst, aber immer muß die Geschichte der eigentliche und weit überwiegende Inhalt bleiben; daß ferner auch, zumal im Alten Testament, die Geographie von Palästina berücksichtigt werde, ist nicht zu umgehen, nur werde daraus kein geographischer Unterricht: hier thue man im Zweifel lieber zu wenig als zu viel. Bibelsprüche und Piederverse sind seit alten Zeiten mit der biblischen Geschichte vereinigt worden und sollen mit derselben vereinigt bleiben; wir unterlassen es, auf diese Dinge näher einzugehen. Das aber wollen wir hervorheben, daß der Gang der Verheißung durch das A. T. hindurch streng festgehalten und an den betreffenden Personen zu bestimmter Erkenntniß erhoben werden müsse; daß die Personen des A. T. nicht als „Zugendmuster,“ sondern als Träger unverdienter göttlicher Barmherzigkeit hinzustellen seien, so wie endlich, daß alle Erörterungen der Wunder gänzlich unterbleiben.

Der zweite Gegenstand, welcher auf dieser unteren Stufe nothwendig vorkommen muß, ist der Katechismus. Wir sagten oben: der Lutherische Katechismus, und diesen sind wir allerdings der Meinung als das ausschließliche Lehrbuch dieser unteren Stufe mit der äußersten Beharrlichkeit, die man immerhin Starrheit nennen möge, zu verschaffen. Doch ist uns dieser Kampf, den wir früher in engerem Kreise mit größter Lebhaftigkeit geführt haben, jetzt sehr leicht gemacht worden, da seit

den letzten Jahren bedeutende Stimmen nicht allein von Seiten der Kirchen- und Schulbeamten, sondern auch von Seiten der Schulbehörden, wenigstens in Preußen, sich für diesen Sort unferes evangelischen Volksunterrichtes mit hinreichender Entschiedenheit rathend und vorschreibend ausgesprochen haben. Wo der kleine Lutherische Katechismus nicht getrieben, und zwar ernstlich getrieben wird, da ist der evangelische Religionsunterricht sowohl vom Standpunkte des Gymnasiums als von dem der Kirche aus ein wesentlich mangelhafter, da ist er ein ungehöriger, ein unevangelischer Unterricht zu nennen. Ja selbst die Reformirte Kirche wird, wenn sie anders sich und das Bedürfnis ihrer Glieder kennt, sich für den Primärunterricht diesem, auf die altchristliche Kinderlehre gebauten Katechismus Luther's zuwenden, wenn sie auch für die höheren Stufen des Unterrichts den Heidelberger Katechismus, dieses köstliche Probebuch eines erfahrenen (nicht eines noch zu erziehenden) Christen, benützt. Jedenfalls liegt der Lutherischen Kirche die ernste Verpflichtung ob, die Wiedereinführung des Lutherischen Katechismus in alle Schulen, aus denen ihn das Widerschristenthum verbannt hat, und namentlich in die Gymnasien, mit unnachlässlicher Strenge zu fordern, und gegen die Widerspenstigen die erforderlichen Maßregeln ohne Zögern in Anwendung zu bringen, namentlich nach altem Brauche und nach der ausdrücklichen kirchlichen Gesetzgebung der meisten Länder, allen denen die Confirmation zu versagen, welche „die fünf Hauptstücke nicht inne haben.“ Nirgends hat sich jedoch in dem verfloßenen halben Jahrhundert die Armüseligkeit, die ohnmächtige Unfähigkeit und eigentliche ineptia der modernen Religionslehrer offener an den Tag gelegt, als in der Behandlung des Lutherischen Katechismus, welcher an vielen Orten abgeschafft wurde, „weil der Lehrer nicht wisse, was er damit anfangen solle,“ und gegen den noch heute die Nationalistenwelt sich wehrt, weil er „zu hart, zu trocken, zu mager“ sey. Allerdings ist es dem an die dünne, ungesalzene Suppe der weiland Nicolaischen Aufklärung gewöhnten Geschlechte unmöglich, das kräftige derbe Brodt der christlichen Wahrheit zu vertragen. Und dieses Geschlecht der „Aufklärung“ ist in den unteren Regionen noch immer zahlreich genug. Es gibt aber noch eine andere und zwar diesmal eine christliche Fraktion des Lehrerstandes, aus deren Munde wir zu unserem Erstaunen die Erklärung, und aus deren Wirksamkeit wir mit Bedauern die Erfahrung entnommen haben, daß sie mit dem Lutherischen Katechismus „nichts anzufangen wisse.“ Es sind dies die weichen Gemüther, welche nur von ihrem heilsbedürftigen Herzen, aber, vorerst wenigstens, noch von keiner heilsbedürftigen Welt etwas wissen, mithin auch nur die leiseste und mildeste Sprache, wie sie zwischen zwei eng Vertrauten herrscht, nicht die lauten, starken Worte, wie sie die Kirche, wie sie Luther dem großen Haufen zuruft, zu ertragen im Stande sind. Ihnen ist der Katechismus „nicht warm und innig genug.“ Doch wir müssen ohnehin auf diese Richtung zurückkommen, und beachten vorerst lieber noch einige andere dem Gymnasium mehr eigenthümliche Elemente der Opposition gegen den Katechismus.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 9. Januar.

N<sup>o</sup> 3.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

(Fortsetzung.)

Vor Allem ist es der Dünkel der Gebildeten und Gelehrten, welcher im Gymnasium dem Lutherischen Katechismus widerstrebt. Der Schüler eines Gymnasiums soll etwas Besseres sehn, etwas Besseres lernen und wissen, als das gemeine Volk, also auch eine bessere Religionslehre, die „Religion der Gebildeten“ erhalten; eben so will der Gymnasiallehrer sich in keinem Punkt mit dem „gewöhnlichen Schulmeister“ berühren, der Lutherische Katechismus aber ist „für Dorfschulen und deren Schulmeister.“ Darum wird der Lutherische Katechismus möglichst bei Seite geschoben und lieber etwas „Eigenes,“ ein Religionsunterricht „nach Diktaten“ schon den armen Sextanern, Quintanern und Quartanern eingetränkt. Wo aber der Katechismus ja genommen werden muß, da sieht man wohl, mit welchem Widerwillen dies geschieht, wie er nur eben beiläufig laufen darf, und offenbar als ein ungern Gesehenes hors d'oeuvre erscheint. Da wird denn nach Willkür in einer einzelnen Klasse bald dieses bald jenes Hauptstück herausgegriffen und ein Vierteljahr lang behandelt, während in den übrigen Klassencursen der Katechismus gar nicht vorkommt, so daß es oft den Anschein hat, als werde derselbe nur einmal genommen, damit die vorgeschriebene Lektion doch im Programm figuriren könne. Eben so ist es Manchem unbequem, mit dem Katechismus dem Confirmandenunterrichte des Geistlichen vorarbeiten zu sollen; wer die Nivalitäten innerhalb der Gymnasien kennt, und es weiß, wie ungern hier ein Lehrer dem anderen vorarbeitet, und diesem dadurch ein Urtheil über die eigenen Leistungen in die Hände gibt, der wird auch diese natürlich noch weit schärfere Eifersüchtelci begreifen, mit welcher der Katechismusunterricht, eben weil er einem fremden Unterrichte als Vorstufe dienen soll, geringschäßig und nicht selten wegwerfend behandelt wird. Das bedeutendste Hinderniß aber findet der Katechismus in der mit dem eben erwähnten Dünkel oft im engsten Zusammenhange stehenden Docirsucht mancher Lehrer; es drängt sie, ihr Wissen, das oft eben erst aus den dogmatischen und moralischen Auditorien gewonnen, vollständig mitzutheilen, und der rechten Lehrerweisheit unkundig, welche sich, dem alten Ausspruche zufolge, mehr in dem zeigt, was man verschweigt, als was man lehrt, fühlen sie sich unwillkürlich getrieben, alles was sie besitzen, sofort an den Mann zu bringen. In dieser Profusion ihrer vielleicht wohl erworbenen und sonst ganz anerkennenswerthen theologischen Erudition werden sie nun durch den Katechismus auf unangenehme Art

gehemmt; es soll aus dem System so schnell als möglich ein Systemchen gemacht werden, und diesem will sich der auf die Thatfache der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts gebaute Katechismus Luther's nicht fügen; daher wird denn lieber zu dem schon erwähnten „Eigenen,“ zu Diktaten gegriffen, gegen die wir uns nicht stark genug aussprechen können, oder einer aus der unabsehbaren Schaar von Systemkatechismen gewählt, welche die Thatfachen in Lehren umwandeln, aus der Erziehung eine Akademie, aus der Kirche eine Schule oder — ein Theater machen. Das eigene wohlverstandene Interesse des Gymnasiums fordert vielmehr für diese niedere Stufe grade einen Unterricht, wie ihn der Lutherische Katechismus an die Hand gibt: ein Unterricht, der sich lediglich an Thatfachen anschließt und von einer Thatfache zur anderen fortschreitet. Niemals und nirgends, am allerwenigsten in diesen unteren Regionen kann dasselbe eine Lehre an und für sich, ein von Thatfachen entkleidetes, scheinbar in sich geschlossenes und in sich selbst ruhendes, in der Wahrheit aber in der Luft schwebendes System zulassen; so wenig ein abstrakter Unterricht in der Deutschen, Lateinischen oder Griechischen Grammatik, etwa ein „System der Syntax“ (welches wir freilich im drohenden Anzuge begriffen sehen, gegen welches wir uns aber von demselben pädagogischen Standpunkte aus eben so entschieden wehren werden, wie gegen diese systematischen Katechismen mit ihrer Glaubens- und Pflichtenlehre) erlaubt ist, so gewiß dieser nicht nur keine Früchte bringen, sondern die heillosste Verwirrung anrichten wird, so wenig ist ein lediglich in der Lehre sich bewegender Religionsunterricht erlaubt, so gewiß wird dieser nicht nur keinen das Leben gestaltenden und den Willen bindenden Erfolg haben, sondern das Gedächtniß schwächen, die Begriffe verwirren, die Urtheilskraft auf unheilbare Weise lähmen und gegen Alles, was Religion heißt, einen unüberwindlichen Ekel erregen. Auf alle Fälle ist es der Schüler eines wohl geführten Gymnasiums, auch der Tertianer und Quartaner, unwürdig, ihnen so flache und matte Bücher, wie z. B. den an einigen Gymnasien gebräuchlichen Katechismus von Holzappel, in die Hand zu geben, Bücher, welche mit dem Ernst und der Strenge der übrigen Stoffe und Formen des Unterrichts in einem seltsamen Contraste stehen; noch unwürdiger ist es eines Lehrers an einem Gymnasium, sich Behufs der Erklärung des Lutherischen Katechismus an eine der zahlreichen Überarbeitungen zu halten, die in Elementarschulen unter Umständen ihren Nutzen haben mögen, in Gymnasien aber nur von der Trägheit der Lehrer Zeugniß geben und der Gedankenlosigkeit der Schüler den größten Vorschub leisten.

Im Gegensatz gegen alle diese kirchlichen und pädagogi-



schen Verirrungen verlangen wir den bloßen Text des kleinen Lutherischen Katechismus zum Grunde gelegt zu sehen: dieser Text soll streng memorirt werden, so daß nicht allein der Inhalt, sondern auch die Form desselben für das ganze Leben auch des künftigen höchstehenden Staatsmannes, des künftigen gelehrtesten Forschers ein unverlierbares Besizthum bleibt, und den festen Punkt bildet, um den sich das wenn auch noch so sehr zerplitterte und verschwommene kirchliche Bewußtseyn in späteren Jahren alsbald wieder zu einer festen Einheit sammeln kann. Wir haben die Erfahrung sehr oft gemacht, daß zwei Personen unter sonst gleich ungünstigen, widerkirchlichen Verhältnissen erzogen und gebildet waren, nur daß die eine in früher Jugend nach dem Katechismus streng hatte lernen müssen, was bei der anderen nicht der Fall gewesen war: mit der ersten ließ sich bald zwar keine Einigung, wohl aber eine Verständigung über kirchliche Dinge erzielen, während bei der zweiten auch die Verständigung unerreichbar blieb; eine Erfahrung, welche gewiß Viele mit uns theilen. Mit diesem eben verlangten Memoriren des Textes muß eine gründliche, eindringliche, alle Einzelheiten umfassende Erklärung verbunden, diese aber sorgsam in engen Schranken gehalten werden, damit nie der Text in derselben untertauche und sich aus dem Gesichtskreise der Lernenden verliere. Die biblischen Belegstellen sind, gleich dem Texte selbst, zum Memoriren aufzugeben, und zwar auch, aber mit noch strengerer Vermeidung aller Weitläufigkeit, zu erklären; je weniger Worte, je mehr Thatfachen, desto besser.

In diesem ganzen Unterricht der unteren Lehrstufe ist zwar die Wiederholung des Gelernten eine unumgängliche Nothwendigkeit, und jüngere Lehrer können nicht eindringlich genug vor der Selbsttäuschung gewarnt werden, als müsse das, was der Lehrer wisse und was von ihm mit Treue und Lebendigkeit gelehrt worden sey, sofort eine bleibende Stätte bei den Schülern gefunden haben, was nicht einmal bei den Fähigsten der Fall seyn kann; niemals aber darf diese Wiederholung in ein peinliches Abdröckchen ausarten, diese grobe Unsitte, die wir auf einer ziemlichlichen Anzahl von Gymnasien einheimisch wissen. Dahin rechnen wir vor Allem die schriftlichen Arbeiten, die auch in anderen Unterrichtszweigen zu einer wahren Gymnasial-Landplage geworden sind. Da wird nicht allein von dem Schüler verlangt, die meisten Abschnitte der biblischen Geschichte schriftlich wieder zu geben, sondern es werden auch noch geographische Arbeiten über Palästina, Aegypten, Arabien, ja über die Reisen des Apostels Paulus, es werden umständliche historische Tabellen gefordert; die Bibelsprüche sollen nicht allein in ein Spruchbuch eingezeichnet und nach Befinden mündirt, sondern auch mit der Erklärung abermals aufgeschrieben, sogar die Erläuterungen des Katechismus zu einer Reihe von „Aufsätzen“ verarbeitet werden. Es hängt dies mit einem besonders in der neueren Zeit in den Gymnasien einheimisch gewordenen Ehrgeize zusammen; je mehr ein Lehrer „aufgibt,“ desto mehr Folie meint er sich bei den Schülern zu geben, desto wichtiger dünkt er sich den Collegien und Schulbehörden gegenüber zu erscheinen. Schon die Bemerkung

aber, welcher sich der Religionslehrer unmöglich verschließen kann: daß die Früchte des Religionsunterrichts nur aus möglichst freier Thätigkeit, aus dem guten Willen und innerer Neigung hervorgehen können, sollte wenigstens auf diesem Gebiete dem bezeichneten unheilvollen Ehrgeize Schranken setzen; es wird indeß auch auf diese Weise nicht allein Ermüdung und Abspannung, also am Ende Frohnwerk und Knechtsarbeit erzielt, sondern in weit mehr bedenklicher Weise die Produktionskraft des Knaben zu einer Zeit und auf einem Gebiete in Anspruch genommen und gestachelt, wo er noch gar nicht fähig ist, zu produciren; der Same ist eben erst gesät, den der Mensch wohl pflegen, zu dessen Wachsthum und Reife aber der Herr der Erndte sein Gedeihen geben muß, und welcher der Natur der Sache nach erst im Laufe der Jahre allmählig reifen kann; es wird bei vielen Schülern das Resultat kein anderes seyn, als Gewöhnung an Phrasenschieberei, also an Heuchelei und Lüge; ja viele werden, wie einst Göthe sich die Sentimentalität durch den Werther vom Leibe schrieb (und es ist dies eine keineswegs individuelle, sondern für unsere Zeit typische, auch von der Lehrwelt wohl zu beachtende Erscheinung in Göthe's Leben), sich durch solche, zumal die Glaubensartikel betreffende Aufsätze, den Glauben von Leib und Seele schreiben. Eben so verwerfen wir, etwa einzelne Charakterdarstellungen biblischer Personen abgerechnet, alle schriftlichen Darstellungen aus dem Gebiete der christlichen Glaubenslehre innerhalb der regelmäßigen Arbeiten des Gymnasialcursus auch der höheren Stufen, müssen uns aber eine weitere Ausführung unserer Überzeugung, die auch von anderen einsichtigen Lehrern, z. B. Schröder in Brandenburg, getheilt wird, aus dem Grunde versagen, weil uns dies zu tief in das Gebiet der eigentlichen Pädagogik, und namentlich in die Frage über die von den Schülern zu fordernden schriftlichen Produktionen, verwickeln würde, hinsichtlich deren, wenigstens was die Deutschen Arbeiten betrifft, wir zu den üblichen Ansichten und der gangbaren Praxis uns in dem bestimmtesten Gegenfasse befinden.

Diese Betrachtung führt uns zu einem anderen Gegenstande, welcher in der gegenwärtigen, an neuen Erweckungen reichen, an kirchlichem Leben und Bewußtseyn jezt noch ziemlich armen Zeit besondere Beachtung verdient. Wir haben wiederholt die Erfahrung gemacht, daß junge, erst neuerdings christlich erweckte Lehrer, in deren Herzen die neue Liebe in der höchsten Innigkeit, aber auch in der größten Formlosigkeit waltete, diese seligen Zustände ihres Inneren sofort auch in ihren Schülern zu erwecken suchten. Da wurde denn den zehn- bis vierzehnjährigen Knaben gegenüber viel von Erkenntniß und Bekenntniß der Sünden, von der Erneuerung durch den heiligen Geist, von der Wiedergeburt und dem Bußkampfe gesprochen, der Herr Christus stets mit den weichsten Namen „der süße Jesus“ genannt, und der gesammte Religionsunterricht eigens zu einer „lieblichen“ Unterhaltung, zu einem „süßen Herzensgespräche“ gemacht. Wir wollen nicht ablängnen, daß es im einzelnen Falle möglich sey, auch durch ein solches Verfahren, insofern demselben nur ein



treues Zeugniß zu Grunde liegt, einen guten Samen auszustreuen, im Allgemeinen aber müssen wir dieses Hinarbeiten auf eine schon bei Kindern zu erzeugende Wiedergeburt als äußerst gefährlich, und die eben bezeichnete Methode sogar als grundverderblich bezeichnen. Selbst bei dem Unterrichte von Mädchen gleichen Alters halten wir dies Verfahren für hochbedenklich, wie wohl sich gerade in diesem Punkte der Unterschied der Geschlechter auf das Auffallendste und unvergleichbar mehr als in jedem anderen Lehrstoffe offenbart, wie viel mehr für Knaben, welchen im Allgemeinen auf der unteren Altersstufe, die wir gegenwärtig betrachten, das innere Verständniß dieser Dinge gradezu abzusprechen ist; frühreife, sich schnell verzehrende und eben darum zu einer frühen seligen Heimfahrt sich durch besondere Gnade des Herrn rüstende Kinder wird man uns nicht als Widerlegungseispiele aufführen wollen. Eben diese Krankheitszustände sollen vielmehr daran erinnern, daß es heiße dem Herrn in das Amt greifen, wenn man diese von Ihm nach Seinem Rathschlusse in einzelnen Fällen wunderbar geförderten christlichen Zustände aus menschlicher Willkühr unzeitig zu beschleunigen sucht. Mit der Aufgabe eines christlichen Religionsunterrichts auf Gymnasien verträgt sich diese Form des Unterrichts, und zwar auf der niederen, wie auf der höheren Stufe, so wenig, daß wir Lehrer dieser Richtung, insofern sich dieselbe nicht bald ablärte, unbedenklich von dem Gymnasialfache entfernen würden. Hier kommt es darauf an, an den geschichtlichen Thatfachen eine bestimmte, klare, feste Überzeugung heranzubilden, nicht aber Gefühle zu kultiviren, welche noch nicht auf Erfahrung beruhen können, also dem ersten Stöße der Versuchung, die in ihrer vollen Stärke den Knaben noch bevorsteht, weichen werden; hier kommt es darauf an, das kirchlich-Gemeinsame zum Bewußtseyn zu bringen und zur unerschütterlichen Grundlage des späteren Lebens zu machen, nicht aber der Subjektivität einen freien Spielraum zu verschaffen, und hiemit einen Zustand vorzubereiten, in welchem die Kirche sich in den Herzenszustand eines Individuums verwandelt, also der Zersplitterung und dem Unglauben wieder neue Thore geöffnet werden. Hieher gehört, wenn es sich je um die Wahl zwischen Gegensätzen handeln soll, treues trockenes Lehren und treues trockenes Lernen. Man besorge nicht, daß hiebei das allgemein christliche Bewußtseyn im Gymnasium zu kurz kommen werde: wir wollen dasselbe eben recht angelegentlich gepflegt wissen, aber nur auf die Weise, wie dasselbe in der kirchlichen Erziehung gepflegt werden kann und soll, auf dem kirchlich-geschichtlichen Wege; auch enthält die Geschichte des Alten und Neuen Testaments, so wie der kleine Lutherische Katechismus Gott sei Dank so viele herzbewegende Elemente, daß das kindliche Gemüth von selbst und ohne alle künstliche menschliche Reizmittel ergriffen, oft erschüttert werden kann, wenn nur recht erzählt und gelehrt wird. Am Ende scheuen wir uns auch nicht, einen recht trivialen Satz hinzustellen, der aber hier seine volle und erste Wahrheit sehr hell leuchten läßt: wir werden doch nicht klüger seyn wollen, als die alte Kirche und als Luther, die auch das Einfachste, wenn man will: Trockenste, das heißt

das Geschichtlich-Kirchliche als ausreichend für diesen Unterricht betrachteten. Auch möge ein Blick auf die Praxis der Katholischen Kirche erlaubt seyn, welche auf diesen niederen Stufen in nachahmungswerther Weise das für das kirchliche Leben nöthige Wissen eben als etwas Nöthiges, Unentbehrliches und Ehrenhaftes lehrt und mit sehr gutem Erfolge einzuprägen weiß.

Außer diesen wesentlichen Unterrichtsstoffen der unteren Stufe des evangelischen Religionsunterrichts auf Gymnasien, der biblischen Geschichte und dem Katechismus, wird das Gymnasium in diesen niederen Kreisen heutiges Tages noch Manches übernehmen müssen, was nicht notwendig in seinem Bereiche liegt, sondern zunächst dem kirchlichen Familienleben angehört; wir rechnen dahin die Kenntniß des Kirchenjahres im Ganzen, die genauere Bekanntschaft mit den Verkörpern und mit deren Verhältniß zu den Zeiten des Kirchenjahres insbesondere, die Vertrautheit mit dem evangelischen Kirchenliede und die Erweckung der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienste sowohl was die Liturgie als die Predigt betrifft. In den meisten dieser Beziehungen muß das Gymnasium darauf hinarbeiten, sich selbst möglichst bald entbehrlieh zu machen. In unseren Tagen ist aber allerdings die Kenntniß des Kirchenjahres in der Mehrzahl der Gemeinden und Familien so völlig ausgestorben, daß wir es für eine Pflicht der Gymnasien halten, nicht allein in ihren wöchentlichen Besuchen die genaueste Rücksicht auf die kirchlichen Zeiten zu nehmen (denn diese Pflicht halten wir für eine allgemeine und unbeschränkte), sondern diese Kenntniß auch durch eigene Lektionen von neuem zu erzeugen. Diese Lektionen weisen sich von selbst der unteren Stufe zu, und müssen sich eben darum von aller Ausführung der kirchlichen Archäologie entfernt, vielmehr lediglich an das kirchlich Erbauliche halten. Eben so wie die Bekanntschaft mit dem Kirchenjahre verschwunden ist, ist auch die Vertrautheit mit dem evangelischen Kirchenliede in der Evangelischen Kirche untergegangen, und die zwar sehr oft, aber doch lange nicht genug und nicht in allen Kreisen besprochene „Gesangbuchsnoth“ entstanden. Von dem allzuhäufigen Einklernen der Kirchenlieder in den Schulen können wir nichts Besonderes halten; das rechte evangelische Kirchenlied existirt als ein ächtes Volkslied nur in und mit seiner Melodie, und muß sich durch die Wiederholung des Gesanges, nicht des Hersagens, dem Gedächtnisse nicht sowohl als dem Herzen einprägen. Wird es nun zu einem Lerngegenstande gemacht, so kann dies nicht anders geschehen, als daß es seines halben Lebens beraubt und in seine Bestandtheile anatomisch zerlegt wird: mit Gellert's Fabeln kann man so verfahren, mit Luther's und Gerhard's Liedern nicht. Aber freilich kommt es jetzt darauf an, erst wieder Luther's und Gerhard's wirkliche Lieder kennen und in ihrer ächten Form lieben zu lehren. Darum halten wir es für eine Pflicht der evangelischen Gymnasien gegen ihre Kirche, innerhalb ihrer Berufssphäre die ächten Lieder fleißig singen, aber auch lernen zu lassen, damit die alte Sprache erst wieder als eine feststehende poetische Sprache bekannt und geläufig werde, und so aus den Gymnasien die allgemeine Überzeugung von dem



geringen Gehalte unseres modernen Kirchenliedes und von der Nothwendigkeit der Rückkehr zum Achten und Ursprünglichen ganz ungezwungen hervorgehe und sich Bahn breche. Hierzu sind die Gymnasien schon deshalb besonders berufen, weil deren Lehrer dem litterarischen Kreise angehören, in welchem die ausschließliche Tüchtigkeit des älteren und die Ungeschicktheit des neueren Kirchenliedes zu den abgemachten Dingen gehört, während in den halbgelehrten, den s. g. „gebildeten“ Regionen, diese Überzeugung noch nicht durchgedrungen ist. Die Aufmerksamkeit auf Liturgie und Predigt kann durch die Schule freilich nur in den Ländern und Gegenden gefördert werden, in welchen der Gottesdienst christlich und kirchlich ist; denn die Gymnasialschüler sonntäglich in eine Kirche zu treiben, in welcher das fadeſte rationaliſtiſche Gebete von der Kanzel, und ſeltſam verſtümelte alte oder platte moderne Gebete vom Altare her vernommen werden, können wir kaum mit den Pflichten eines Gymnaſiums vereinbaren, noch viel weniger alſo das Durchgehen ſolcher Predigten in den Lektionen des nächſten Tages. Wo aber der Gottesdienſt das lebendige Zeugniß in der Predigt und die kirchengeſchliche Ordnung in der Liturgie darſtellt, beides jedoch von der Maſſe vielleicht noch nicht oder nicht gehörig anerkannt wird, da ſoll das Gymnaſium allerdings dem kirchlichen Sinne durch Zergliederung der Predigt und Wiederholung des Zeugniſſes derſelben, ſo wie durch die Bekanntmachung mit der Liturgie zu Hülfe kommen. — Daß jedoch dieſe zuletzt erwähnten Punkte nicht eigentlich dem Gymnaſium angehören, ſieht man in größeren Städten, wo die Schüler unter viele Gemeinden vertheilt ſind, alſo wenigſtens kein Kirchenbeſuch von Seiten des Gymnaſiums als eines Corpus ſtattfinden kann und namentlich die Zergliederung der Predigt wegfallen muß.

Die höhere Stufe des evangeliſchen Religionsunterrichts in Gymnaſien hat es eben ſo, wie die niedere, lediglich mit der Pflege der Elemente der Kirche zu thun; bereite dieſe auf den ſtatus domesticus vor, ſo ſoll jene, die höhere Stufe, die Erziehung der künftigen chriſtlichen Führer des chriſtlichen Volkes in das Auge faſſen. Wir ſuchen daher in den geſchichtlichen Stoffen auch hier den eigentlichen Kern des Religionsunterrichts, und erklären für weſentliche Beſandtheile deſſelben die Geſchichte des Reiches Gottes Alten und Neuen Teſtamentes und die Symbolik.

Die Geſchichte des Reiches Gottes beruht im Weſentlichen auf genauer und zuſammenhängender Kenntniß der Bibel. Wir verlangen alſo für das Gymnaſium nicht allein eine Bekanntheit mit dem allgemeinen Inhalte der Bücher Alten und Neuen Teſtamentes, nicht etwa eine abgekürzte und populariſirte bibliſche Literärgeſchichte (die ſ. g. Einleitung), ſondern eine genaue Bekanntheit mit den Büchern ſelbſt; wir verlangen, daß die wichtigſten Bücher des A. T. ganz und aus allen wenigſtens

die charakteriſtiſchen Abſchnitte von den Schülern geleſen und denſelben erklärt werden; wir verlangen die Leſung und Erklärung der Evangelien, wo möglich der Apoſtelgeſchichte und einiger Pauliniſcher Briefe.

Die bibliſche Literärgeſchichte, welche biſher noch auf ſo vielen Gymnaſien einheimiſch iſt, müſſen wir für einen theils überflüſſigen, theils unzulänglichen, theils ſchädlichen Lehrgegenſtand erklären. Überflüſſig iſt dieſe ſogenannte Einleitung, weil das Beſte, was ſie geben kann: die Perſonalkenntniß der Träger der Offenbarung, zu der Zeit, wenn nach der gewöhnlichen Einrichtung dieſe Lektion vorgenommen wird (in Prima, höchſtens Oberſekunda), bereits auf eine weit fruchtbarere eindringendere Weiſe aus den Quellen ſelbſt geſchöpft worden iſt, wenigſtens (nach unſerer Anſicht von dem Plane des Religionsunterrichts) geſchöpft ſeyn ſoll und kann. Zudem enthalten dieſe Compendien eine Menge Zugaben, welche in anderen Diſciplinen nicht allein gleichfalls vorkommen, ſondern dort auch in der ihnen gebührenden Stelle und im gehörigen Zuſammenhang mit den nächſtverwandten Thatſachen vorkommen, z. B. die Notizen über die Bibelüberſetzungen. Unzulänglich iſt dieſe Literärgeſchichte eben weil ſie eine Literärgeſchichte iſt, weil ſie den inneren Reichthum der Thatſachen der Offenbarung doch nicht darlegen kann noch will, wohl aber den Lehrer wie den Schüler verführt, ſich mit den allgemeinen Inhaltsanzeigen der bibliſchen Bücher, mit dem Fachwerk zu begnügen, darauf eine unverhältnißmäßig lange Zeit zu verwenden und das Eingehen in die Sache ſelbſt zu verſäumen. Aus demſelben Grunde finden wir ſchon die Literärgeſchichte der Griechen und Römer für Gymnaſien völlig unangemeſſen, ja wir können nicht einmal die ſehr übliche Praxis billigen, vor dem Leſen irgend eines klaſſiſchen Schriftſtellers oder Buches eine weiltäufige, durch mehrere Stunden ſich hinziehende Expoſition des Inhalts zu geben: der Schüler ſoll ſich hier alles ſelbſt herausleſen und dazu nur die nöthige Anleitung erhalten. Weit weniger angemessen finden wir dieſe Proceedur im Ganzen und im Einzelnen bei der Bibel. — Den Irrthum würden wir jedenfalls für den ärgſten halten, dem wir in Gymnaſien begegnen könnten, wenn man meinen wollte, durch die bibliſche Geſchichte, welche in den unterſten und die bibliſche Literärgeſchichte, welche in den oberen Klaſſen vorkommt, das Leſen der Schrift ſelbſt, und zwar das genaue und umfaſſende Leſen überflüſſig gemacht zu haben.\*)

(Fortſetzung folgt.)

\*) Es ſcheinen dieſes leider wirklich manche Gymnaſien zu meinen, in deren Lektionsverzeichniſſen in Tertia (!) „Einleitung in die bibliſchen Bücher,“ Leſung und Erklärung der Bibel aber wenigſtens in dieſer Klaſſe gar nicht vorkommt.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 13. Januar.

N<sup>o</sup> 4.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

(Fortsetzung.)

Es wirkt aber die hier in Rede stehende Lektion auch, wie wir uns aus mehrfacher Erfahrung überzeugt haben, auf eine noch in anderer Hinsicht schädliche Weise. Es ist innerhalb derselben fast nicht möglich, die Fragen der Kritik zu umgehen (und selbst Schmieder's Buch, welches in diesem Punkte einen bewundernswerthen Takt enthält, kann uns hiezu die Beweise liefern), also nothwendig, sich irgendwie auf wissenschaftliche Erörterungen einzulassen. Abgesehen davon, daß diese überhaupt nicht in das Gymnasium gehören, und wo sie eingeführt werden, nur zum höchsten Nachtheil für den Plan und die Bestimmung der Schule eingeführt werden, daß sie nur dazu dienen, den Sinn für die wahre Wissenschaft, welche später, in reiferen Jahren, vorgetragen werden soll, bei den Schülern abzustumpfen, werden hiedurch Zweifel und Bedenkllichkeiten rege gemacht, welchen die Schule unmöglich in genügender Weise begegnen kann; es werden dieselben erregt zu einer Zeit, in der es erst darauf ankommt, eine christliche Glaubensstreue und Festigkeit zu erzeugen, welche den späteren Zweifeln auch der radikalsten Wissenschaft einen mit Gottes Beistande undurchbrechlichen Damm entgegenzusetzen im Stande ist; zu einer Zeit, wo die historische Kenntniß, das kirchliche Bewußtseyn erst gegründet werden soll. Es wird aber nicht gelingen, dieser historischen Kenntniß, diesem kirchlichen Bewußtseyn, dieser christlichen Glaubensstreue einen festen Boden zu verschaffen, wenn derselbe von vorn herein durch unlösliche Zweifel wankend gemacht worden ist. Oder soll auch in der Erziehung der Zweifel das Erste, die Sicherheit der Überzeugung das Nachfolgende, soll mit einem Worte die Negation die Grundlage der christlichen Erziehung seyn, und die Position hinterher so gut sie kann sich ihre enge und bedrängte Stelle suchen? Wir müßten an allen unseren bisherigen Erfahrungen im Gebiete der Erziehung, an allen Thatfachen der Geschichte der Welt und der Kirche verzweifeln, wenn wir auf diese Frage auch nur den leisesten Schatten einer Bejahung fallen lassen wollten. Man gehe aber hin in die Gymnasien, wo diese Einleitung in die Bibel eine stehende, halbe oder ganze Jahre ausfüllende Lektion, meist nach Niemeyer's Buche, ausmacht, und man wird sehen, in welchem Rechte wir uns mit unseren Behauptungen befinden; man wird sehen, daß dieser Unterricht in der größeren Hälfte dieser Schulen ein gefährlicher, in vielen ein negativer, zerstörender ist. Da wird in allen Büchern Rath gesucht, um die Lektion so gut als möglich auszustatten, um ihr den eiteln Schein einer gelehrten, „bis auf die Quellen“ zurückgehenden Unterweisung zu geben;

Sichhorn und Michaelis, Hug und Berthold, de Wette und v. Bohlen werden zu umfangreichen Heften verarbeitet, und den Schülern auch kein Tütelchen dieser Heftweisheit erspart. Aber selbst die besseren Bestrebungen auf diesem Felde beweisen hinlänglich die Richtigkeit unserer vorangestellten Behauptungen; so ist in Schmieder's schon erwähntem Werke, dem besten welches wir kennen, die ganze Reihe der ohnehin an vielen Stellen den Zweifel mehr anregenden als lösenden Anmerkungen nach des Verfassers ausdrücklicher Erklärung „zum Nachschlagen in späteren Jahren,“ also nicht für die Schule bestimmt; zieht man nun noch die Charakteristik der biblischen Schriftsteller, welche füglich innerhalb der Lektion der von uns geforderten Bibellesung gegeben, ja hiergar nicht entbehrt werden kann, ab, wie viel wird von dem Buche für eine abgesonderte Gymnasiallektion (von dieser aber reden wir hier) übrig bleiben? Anders verhält es sich schon in Oslander's Lehrbuche (Tübingen, 1839), in welchem die Einleitung in die biblischen Bücher eigentlich nur eine Repetition der den ersten Theil des Buches ausmachenden Religionsgeschichte bildet; doch auch in dieser Gestalt halten wir diese Literärgeschichte für überflüssig, da dieselbe ganz füglich mit der Religionsgeschichte, wenn man ja diese einmal so haben will, verbunden werden kann. Noch anders steht es um diese Lektion in dem vortrefflichen und fast durchweg ausgezeichneten Lehrbuche Petri's (Hannover, 1839), in welchem diese Einleitung eigentlich nichts Anderes ist, als die Geschichte des Reiches Gottes A. und N. L., also ihren Namen nicht mit vollem Rechte trägt. — Wir beschließen unsere Polemik gegen diesen Unterrichtsgegenstand, das Gesagte zusammenfassend und auf unsere Grundansicht von der Bestimmung der Gymnasien zurückbeziehend, mit dem Satze: die biblische Literärgeschichte muß, so weit sie kirchlich-geschichtliche Stoffe enthält, mit anderen Lektionen innerlich und wesentlich verbunden, so weit sie solche Stoffe nicht enthält, vielmehr der Dogmen, der Theologie, dient oder gar in dieselbe eingreift, aus den Gymnasien verbannt werden.

Die Lesung der Bibel, welche wir oben gefordert und für einen der wesentlichsten Bestandtheile des evangelischen Religionsunterrichts erklärt haben, muß auf einen angemessenen Zeitraum ausgedehnt und mit größter Sorgfalt und Genauigkeit, so wie mit gehöriger Ruhe und Gleichförmigkeit, ohne alles eifertige Vorwärtsdrängen, ohne peinliche Aufgeberei und Einnerei, in Tertia und Sekunda betrieben werden, und in diesen Klassen stehende, ja ausschließliche Lektion seyn. In diesem Lesen der Bibel soll die Geschichte des Reiches Gottes Alten Bundes und der Anfang der Geschichte des Reiches Gottes Neuen Bundes gelehrt werden; es ist also die Hauptaufgabe des Lehrers, die Thatfachen der Offenbarung an sich und in ihrer Folge, so wie



in ihrem Zusammenhange zur lebendigen Anschauung zu bringen, mit einem Worte, göttliche Geschichte zu lehren. Alles was Lehre heißen kann, entwickelt sich vor den Augen der Schüler als unmittelbar mit der Geschichte zusammengewachsen, oder nothwendig aus derselben sich ergebend. Aus diesem Gesichtspunkte räumen wir denn auch dem Lesen und Erklären des lange Zeit fast gänzlich versäumten Alten Testaments einen ansehnlichen Zeitabschnitt, und wo möglich den ganzen Eursus der Tertia, oder, wenn man das A. T., minder zweckmäßig und den geordneten geschichtlichen Gang unterbrechend, zur Hälfte nach Sekunda, das A. T. zur Hälfte nach Tertia verlegen wollte, im Ganzen den Raum von wenigstens drei Semestern ein. Unsere Zeit, aus deren Gesichtskreise das A. T. auf unglaubliche Weise verschwunden ist, bedarf es auf das Höchste, sich durch eigene Anschauung, nicht durch bloßes Wiedererzählen biographischer Momente (auf welches sich die biblische Geschichte der niederen Stufe beschränken muß, welches aber die einzige, noch dazu meist dürftig, mangelhaft und verkehrt benutzte Quelle aller Kenntniß des A. T. der modernen Welt ist), an dieser Geschichte aller Geschichte wieder zu stärken und aufzurichten, und von allen Gymnasialvorständen, so wie von allen Religionslehrern an evangelischen Gymnasien, die sich nicht zu den flachsten Tagespolitikern rechnen lassen wollen, kann und muß gegenwärtig die Einsicht gefordert werden, daß hier eben Kern und Grundbau aller Geschichte zu suchen sey; es kann und muß von ihnen, wollen sie nicht zu den Traditoren der Kirche gezählt seyn, die Energie gefordert werden, sich über das schon vor dreihundert Jahren bekämpfte Geschrei „Meister Klügels,“ welcher „das A. T. geringe hält, als das dem jüdischen Volke alleine gegeben und nu fort aus sey und nur von vergangenen Geschichten schreibe“ hinwegzusetzen, ihren „Dunkel und Fühlen“ fahren zu lassen, und ihre Jünger mit Ernst, Fleiß und Treue zu der Geschichte zu führen, „welche eitel Wort, Werk, Gericht und Geschicht der hohen göttlichen Majestät, Macht und Weisheit ist,“ zu der Schrift, „die alle Weizen und Klugen zu Narren macht, und allein den Kleinen und Albernern offen steht.“ Wir bitten alle die, welche aufrichtig wünschen, daß Zucht und Liebe in den Familien, daß Ordnung, Gehorsam und Recht im Staate, daß eine frische starke Überzeugung und lebendiger Glaube in der Kirche, daß ein ernster, wahrhaft historischer Sinn in der Schule und Wissenschaft herrsche, sich selbst mit Entschiedenheit zum A. T. zu wenden, und allen ihren Einfluß aufzubieten, damit dasselbe zunächst wieder in den Gelehrtenschulen, sodann in der ganzen evangelischen Christenwelt zu seinem gebührenden Recht und Ansehen, und hierauf durch des Herrn Beistande zu seinem vollen Verstandniß und Einfluß gelange. Wir bitten sie, sich die Frage für ein unzweifelhaftes Ja oder Nein vorzulegen: Soll die Welt nach der Bibel oder die Bibel nach der Welt gemessen werden? und wenn ihnen der heilige Geist zu einer freudigen, jeden Nebengedanken ausschließenden Antwort verhilft, dann werden sie, so hoffen wir, unverweilt nach dem Maßstabe greifen, um ihn in die Hände der künftigen Führer des Volks zu dessen zeitlichem und ewigen Heile nieder-

zulegen. Wir sagen mit voller Absicht: auch zu dessen zeitlichem Heile, weil wir fest überzeugt sind, es könne durch nichts dem unbändigen Hochmuth des Gott und Christus, der Kirche und den Königen Hohn sprechenden Radikalismus und dem tollen Schwindel der modernen Zerrissenheit, ja dem neuen Heidenthum des Demiurgen mit mehr Sicherheit begegnet werden, als durch die von einem lebendigen Zeugnisse vermittelte Kenntniß der Führungen Gottes im Alten Bunde.

Die Wege zu zeigen, auf welchen diese Kenntniß des A. T. zu erreichen ist, dürfte hier der Raum nicht auslangen und wir begnügen uns darum mit den allgemeinsten Andeutungen. Es sollen nach dieser unserer Ansicht von dem Pentateuch, Genesis und Exodus ganz, die übrigen drei Bücher in ihren Hauptpartien gelesen werden. Die Bücher Josua und der Richter genügen in einer Auswahl, von den Büchern Samuel's und der Könige dagegen dürfte nur Weniges zu übergehen seyn; Chronika, Esra, Nehemia und Esther können mit einigen allenfallsigen Ausnahmen aus der Lektion weg, oder vielmehr der literarhistorischen Behandlung überlassen bleiben. \*) — Hier ist es nun am Orte, zu zeigen, daß in den ersten Worten der Bibel der unverrückbare Markstein gesetzt sey, welcher Heidenthum und Offenbarung auf ewig von einander scheidet; hier muß die Natur und Würde des Menschen vor dem Falle, das Wesen und der geschichtliche Verlauf der Sünde, die Beschaffenheit des Menschen nach dem Falle, insbesondere die Thatsache des stets tieferen Sinkens des Menschengeschlechts ungeachtet der nunmehr eintretenden, sich immer reichlicher entwickelnden menschlichen Kultur, die Ökonomie der göttlichen Weltgerichte (streng unterschieden von Strafgerichten), die geistige Wildheit des verhärteten Menschengeschlechts (Cham), das mit den größten Anstrengungen versuchte und doch zu größerer Zerrissenheit führende Streben des Menschengeschlechts nach einem bloß menschlichen allgemeinen Vereinigungspunkte (Thurmbau) u. s. w. zum klaren und entschiedenen Bewußtseyn gebracht werden. Alles, was hier und was weiterhin in der Führung des Volkes Israel vorkommt, muß zunächst als Geschichte an sich, als göttliche That, sodann als Urbild aller anderen, dieses Urbild nur als Nachbilder wiederholenden geschichtlichen Weltereignisse, endlich als Urbild unserer eigenen individuellen Sünden- und Gnadenzustände dargestellt werden. Um es kurz zu bezeichnen, es soll das ausgeführt werden, wozu besonders Osiander's schon erwähntes, höchst tüchtiges und in diesem Punkt treffliches Buch in seiner „Religionsgeschichte“ die Überschriften liefert, deren sich der Lehrer bedienen mag; der Schüler bedarf eigentlich wohl kein anderes Buch als die Bibel. — Die Lehrbücher (Hiob, Psalmen, Sprüche, Prediger, Hohelied) können wegen übergroßen Reichthums an Stoff freilich nicht ganz gelesen, sondern nur mit Auswahl behandelt werden; doch muß diese Auswahl reichlich seyn, und von den Psalmen jedenfalls die, welche besondere geschicht-

\*) Daß Unbeholfenere und Ängstlichere unter den jüngeren Lehrern manche „Nuditäten“ weglassen mögen, wollen wir ausdrücklich anmerken.



liche und kirchliche Bedeutung haben, also namentlich die messianischen und die Bußpsalmen umfassen. Das Hohelied aber ist eins von den Büchern, hinsichtlich deren die Inhaltsangabe der gewöhnlichen biblischen Literärgeschichte vollkommen genügt. Den Propheten Jesaja verlangen wir, Jeremia wünschen wir wenigstens in seiner vollen Ausdehnung und von Ezechiel die ersten neun und dreißig Capitel gelesen zu sehen; aus Daniel ergibt sich eine beschränktere Auswahl leicht von selbst. Die kleinen Propheten, möchten wir vorschlagen, nur mit geringen Ausnahmen ganz zu lesen. Die Apokryphen überlassen wir den Maximen der Literärgeschichte, und begehren nur, daß der Unterschied derselben von den canonischen Büchern mit hinreichender Klarheit und Strenge dargestellt werde.

Man sieht, wir haben es hiemit gradezu auf die alte Bibelfunde und Schriftbelesenheit unserer Väter angelegt; ja, es ist eine Repristination und soll eine solche seyn, auch gedenken wir sie mit Gott gegen alle Mißverständnisse und Mißdeutungen, gegen alles radikale und doktrinaire Geschrei zu verfechten. Wir geben gern zu, daß eine solche Lesung der Bibel Sache der Familienkreise seyn solle; das schließt jedoch nicht aus, daß dieselbe, und namentlich in Begleitung einer Erklärung, wie wir sie im Auge haben und deren Grundlage wir oben andeuteten, auch, und vorzugsweise, Sache der Gelehrtenschule sey; ja wir wünschen und hoffen, durch diese im Gebiete des Gymnasiums angestellte Bibellesung der Schrift die Thür manches Hauses in der Gemeinde wieder zu öffnen. Wir geben ferner zu, daß ein ähnliches Lesen der Schrift auch von Seiten der Kirche möglich, ja daß es in neueren Zeiten verwirklicht worden sey; aber dies kann uns noch weniger bestimmen, von unserer Forderung \*) für die Gymnasien abzugehen, da diese kirchlichen Lesungen theils an sich nur selten vorkommen können, theils sich nach den von den Bedürfnissen eines Gymnasiums sehr abweichenden Bedürfnissen einer Gemeinde richten müssen. Man wird uns dagegen zugeben, daß wenn wir die gute Zeit unserer Väter zurückbegehren, wir dieselbe durch alles Seufzen und Wünschen nicht zurückführen werden, sondern nur durch kräftiges entschiedenes Eingreifen und Handeln, durch ernstliche und rücksichtslose Widersetzung gegen den Zeitgeist; man wird uns zugeben, daß auch die gründlichste Umkehr der Theologie, wie dieselbe in den letzten Decennien stattgefunden hat, auch die ernstlichsten Bemühungen der Kirche, das kirchliche Bewußtseyn wieder herzustellen (wären solche in reichlicherem Maße vorhanden, als sie leider sind), ohne das vom Grunde aufbauende Wirken der Schule keinen hinreichenden und durchgreifenden Erfolg haben werden, man wird uns zugeben, daß bei den Ständen, welche das Widerchristenthum zuerst empfangen und verbreitet, auch wieder der Anfang mit der Restauration gemacht werden müsse: man wird uns insbesondere die schwere Verpflichtung der Gymnasien, dieser

alten Stätten des modernen Heidenthumes, hier als Anfänger und Vorarbeiter voranzugehen, zuzugeben nicht umhin können. Daß sich aber die gute alte Zeit in dieser Hinsicht in der Schriftbelesenheit und Liebe zur Schrift zurückführen lasse, das wird man uns nimmermehr ausreden; die alte gute Zeit ist kein Traum, keine trügerische Sage, keine sentimentale Neminiscenz; sie ist da gewesen in voller Wirklichkeit durch die Thätigkeit und Tüchtigkeit der damals Lebenden, welche wohl wußten, welche Mittel mit Gott zu ergreifen seyen, um den erreichbaren Zweck wirklich zu erreichen; sie ist untergegangen durch hinreichend bekannte und genau anzugebende Fehler der später Lebenden, durch ihren Unglauben, ihre fleischliche Schwäche und Trägheit. Und wir wollen in dumpfer Gedankenlosigkeit diese Trägheit fortpflanzen? wir sollten nicht wieder erreichen können, was einst erreicht worden ist? Man komme uns nur nicht mit Nebensarten wie „dergleichen Dinge haben sich überlebt und kehren nicht wieder; die Welt verlangt jetzt nicht die alten, sondern neue Wege zur Kirche, zum Christenthum.“ Wir kennen nur den Weg des göttlichen Wortes, und zwar der innigen, bis in das Einzelne gehenden Vertrautheit mit dem göttlichen Worte; dieser Weg kann verschüttet, aber jederzeit wieder aufgeräumt werden, es müßte denn das Wort Gottes und die Kraft des Geistes aus dem Wort sich auch überlebt, oder Gott der Herr seine Hand gänzlich von der abgefallenen Welt abgezogen haben.

Daß das Bedürfniß einer solchen Belesenheit im A. T. auch in den Gymnasien sich rege, zeigt sich hin und wieder; im Ganzen scheint es jedoch an der rechten Entschiedenheit selbst da zu fehlen, wo man zum A. T. zurückgekehrt ist. Wie sehr vereinzelt aber die Rückkehr zum A. T. überhaupt vorkomme, mag durch die Thatfache erhärtet werden, daß unter mehr als achtzig nord- und mitteldeutschen Gymnasien kaum achte, also noch nicht der zehnte Theil, der Lesung des A. T. in ihren Lektionsverzeichnissen überhaupt nur Erwähnung thun, die überwiegende Mehrzahl dieser acht Gymnasien aber das Lesen ausgewählter Stücke aus dem A. T. nur als Ausfüllung der Einleitung in das A. T. anführt, während wir uns zu dem umgekehrten Verfahren bekannt haben. Das einzige Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. (wenn wir nicht das eine oder andere Gymnasium übersehen haben) scheint mit unseren Grundsätzen wirklich einverstanden, da hier unter dem Oberlehrer Heydler in Tertia das A. T., so viel wir beurtheilen können, als stehende Lektion vorkommt.

Zweifelhaft könnte man höchstens über die Klasse seyn, in welche diese Lektion zu verlegen wäre; doch bedarf es nur einer einfachen Erwägung des naturgemäßen Organismus eines Gymnasiums und der Forderung eines in seinem Wesen historischen Unterrichts in demselben, um diese Zweifel zu zerstreuen. Sobald der Knabe in die christliche Gemeinschaft (durch die Confirmation) eingetreten ist, und seine Bestimmung überhaupt darauf hinausgeht, künftig dem christlichen Volke vorzustehen, ist es gewiß die höchste Zeit, ihm das Wort, welches ihm den Spiegel seines künftigen Berufs, seines ganzen künftigen Lebens, den Spiegel der gesammten Weltgeschichte vorhält, vollständig bekannt

\*) Die in dem nächsten Kreise des Schreibers dieser Zeilen übrigens seit acht Jahren verwirklicht worden ist, so daß er, was er hier sagt, keineswegs als Wunsch und Vorschlag, sondern als Resultat einer nach Kräften benutzten Erfahrung vorbringt.



zu machen, und die Thatfachen, vermittelt deren er sich allein in allen anderen Stoffen seines künftigen Lernens, Forschens und Wirkens zurechtfinden lernt, ihm in ihrem inneren Zusammenhange und ihrer nothwendigen Folge einzuprägen. Darüber ist man einverstanden: diese Stufe des jugendlichen Lebens ist die, auf welcher der angehende Jüngling die Weltgeschichte im genauen Zusammenhange zu hören und einzuüben hat; sollte diese Weltgeschichte, insofern sie mehr als Nomenklatur und Tabellenlernen seyn will, leichter seyn als die Geschichte des A. T.? Wir halten es gradezu für einen willkürlich gepflegten Irrthum des Radikalismus, das A. T. für „schwer verständlich“ zu erklären und aus diesem Grunde der Jugend zu entziehen. Freilich wird der gereifte Mann das A. T. eben so gut anders lesen, als der Jüngling, wie er den Livius oder Horaz oder sogar Cäsar anders liest: es kommt hier wie überall auf das rechte Maß an, welches wir schon oben andeuteten und jetzt gleich noch in einigen Punkten bestimmter begränzen wollen. Sodann müssen wir uns erinnern (schlimm genug, daß dies erinnert werden muß); daß zu einer gründlichen geschichtlichen Kenntniß des A. T. die gründliche aus eigener Anschauung geschöpfte Kenntniß des A. nicht entbehrt werden kann; jene verlangen wir, und werden in diesem Verlangen gewiß keinen bedeutenden Widerspruch erfahren; dann möge man uns aber auch nicht allein die Lesung des A. T., sondern auch die Verlegung dieser Lektion nach Tertia gestatten. — Ein weiteres Bedenken, welches uns nicht selten entgegengesetzt worden ist, betrifft den Mangel an Hülfsmitteln für eine solche Lektüre. Wir geben diesen in so weit zu, als noch kein gutes Buch vorhanden ist, welches, gestützt auf eine tüchtige Gelehrsamkeit und einen gläubigen Sinn, die gesammte Geschichte des A. T. in ihrem inneren Zusammenhange, die Offenbarung des lebendigen Gottes und dessen Erziehung des Menschengeschlechts für die Zukunft des Sohnes, kurz den dreifachen Gebrauch des Gesetzes im Einzelnen für den kirchlichen (nicht bloß theologischen) Gebrauch darlegte; inzwischen meinen wir dagegen zuwörderst, daß die Schwierigkeit, aus mehreren, vorzugsweise auf die Theologie berechneten und freilich zum Theil voluminösen Werken, deren wir uns gegenwärtig erfreuen, das für die Lektion Erforderliche zu schöpfen, einen pflichttreuen Lehrer nicht abschrecken dürfe; wir müssen sodann dieses Begehren von „Hülfsmitteln“ in gewissem Sinne sogar für eine Unsitte halten, insofern man darunter Bücher meint (und die meint eigentlich unser Einwurf), in die man nur zu blicken braucht, um Futter für eine Stunde und wieder eine Stunde je nach Bedürfniß zu schöpfen. Diese uns wohlbekannte Rathederträglichkeit ist bei allen Gegenständen des Unterrichts im höchsten Grade tadelhaft. Wir entgegnen drittens, daß es überhaupt weniger auf Bücher als auf das Buch, die Bibel, ankomme, welches gelesen und wieder gelesen und dessen Inhalt

nicht bloß begriffen, sondern erfahren seyn will, wenn man den Beruf übernimmt, dasselbe auszulegen. Hiemit wollen wir ohne weitere Bemerkung noch einen anderen Einwurf: „es fehle an Lehrern, welche einen Unterricht, wie der verlangte, zu geben vermöchten,“ um so mehr beseitigt haben, als wir weiterhin auf diesen Gegenstand zurückkommen müssen.

Einige Abwege, welche bei diesem Lesen und Erklären des A. T. vorkommen können, müssen wir indeß zuletzt noch mit einigen Bemerkungen zu verschließen suchen. Jüngere Lehrer, welchen ihre Pflicht in ihrem ganzen Umfange noch nicht klar ist, und die noch keinen eben so festen als freien und hellen Blick über das von ihnen zu durchmessende Gebiet, die Geschichte des Reiches Gottes Alten Bundes, gewonnen haben, mühen sich zuweilen in kleinlichem Detail auf eine theils nutzlose, theils höchst nachtheilige Weise ab; so haben wir z. B. erlebt, daß ein solcher nicht allein die Ägyptischen Plagen nach der Reihe mit allen Einzelheiten auf das Peinlichste vortrug, einlernen und wiederholen und nochmals wiederholen ließ, sondern daß er auch die Speisung Israels in der Wüste arithmetisch und stereometrisch, Behufs der Widerlegung gewisser in terminis angebrachter Einwendungen calculirte und den Jügen der Israeliten mit unerhörter geographischer Accurateße nachzugehen suchte. Das sind Auswüchse, welche abgeschnitten werden müssen, aber auch meistens von selbst schon in der Wiederholung des Curses vertrocknen, wenn bei dem ersten Durchlaufen desselben die Einsicht gewonnen wird, daß man auf diese Weise das Pensum in der vorgeschriebenen Zeit nicht absolviren könne. Im Gegensatz hiervon vergessen geistigere, zumal neuerdings erweckte und christlich stark erregte Naturen zuweilen, daß es sich hier zunächst um Geschichte handle, sie gehen hier über die unentbehrliche Charakterisirung der Thatfachen und der historischen Personen, an denen sich doch alle Lehren und Lebensvorschriften entwickeln lassen und entwickelt werden sollen, leicht hinweg, und behandeln mit überwiegender, oft abermals in Kleinlichkeit ausartender Genauigkeit die Typik des A. T. auf Christum (z. B. in der, hier nur einer kurzen Darstellung bedürfenden Stifteshütte); oder sie gerathen gar auf den gefährlichen Boden der Allegorie, und machen wenigstens die Typik, welche die Geschichte des A. T. für die innere Geschichte des Menschen darbietet, zum Hauptmomente, vielleicht zum ausschließlichen Momente der Darstellung (so daß z. B. die Welterschöpfung als Typus der neuen Schöpfung in der Wiedergeburt aufgestellt wird), wodurch sie auf den hochgefährlichen Weg gerathen, Alles als innere Geschichte darzustellen, in Subjektivität aufzulösen, und mithin nicht Kirchenglieder, regierende Kirchenglieder, die wir grade durch diesen Unterricht gebildet haben wollen, sondern Spiritualisten und Separatisten zu erziehen. —

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 16. Januar.

N<sup>o</sup> 5.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

(Fortsetzung.)

Werden dagegen diese und andere Abwege vermieden, wird der historisch-kirchliche Gesichtspunkt streng im Auge behalten, so sind wir der festen, durch unsere Erfahrung nun auch schon vielfach bestätigten Überzeugung, daß diese Lesung des N. T. einen wesentlichen Theil der Glaubens- und Sittenlehre so vollständig absolvire, wie derselbe auch durch den besten Vortrag dieser Disciplinen nicht abgethan werden kann. Die Lehren von Gott (Schöpfung, Vorsehung, Weltregierung), von der Natur des Menschen, von der Sünde, vom Gesetz, werden hier nicht etwa bloß gelehrt, sondern gezeigt, und zwar in einer Weise gezeigt, daß wir das Wiedervergessen derselben für unmöglich (so weit dies überhaupt zu sagen gestattet ist) erklären möchten; während dieselben in der wenn auch noch so vollkommenen Glaubens- und Sittenlehre immer Lehrrsätze bleiben, Lehrrsätze, deren Verständnis, Behaltbarkeit und Wirksamkeit nur zu oft durch ihre, stets willkürliche Stellung im System bedingt ist, sind es hier Thatsachen, in ihrer ursprünglichen und unwandelbaren Stellung und Geltung belassen, so wie sie das jugendliche Gemüth, wie sie aber auch die Kirche bedarf und verlangt. Ja wir glauben, daß hier in Ansehung der Begründung und Schattirung der Lehren ein sehr Bedeutendes mehr geleistet werde, als durch die abstrakte Behandlung der in den Gymnasien üblichen populären Dogmatik und Moral, und erinnern als ein Beispiel für alle an die Hureri, welche selbst aus dem N. T., losgetrennt von dem A., nicht so vollständig und mit so ergreifender, ja erschütternder Wirkung in ihrem tiefsten Momente, als Abfall von Gott (Treubruch) und Creaturdienst dargestellt und begriffen werden kann als durch die einfache Lesung z. B. von Hosea, dessen Buch wir nicht nur nicht scheuen, sondern nicht einmal zu umgehen wüßten. Ja, wenn man uns auf die Spitze treiben will, so gestehen wir, uns in der Schule auch vor Onan (Genes. 38.) nicht zu fürchten, dagegen aber außerhalb der Lesung der Schrift, zumal N. T., für diese und ähnliche Dinge in der Schule keine Worte zu haben. Doch wollen wir allen Lehrern rathen, die für den ganzen Unterricht, wie wir ihn hier verlangen, doppelt notwendige christliche Nüftung für diese letz erwähnten Dinge am wenigsten zu vergessen: wir meinen, sich auf dieselben unmittelbar vorher durch das ernstlichste Gebet vorzubereiten.

Dieser Lesung des N. T. soll nun nach unserer Ansicht in der nächstfolgenden höheren Klasse, Sekunda, das Lesen und die Erklärung des N. T. folgen. Wie viel wir gelesen wünschen, haben wir bereits oben gesagt; daß wir die geforderten Abschnitte

genau gelesen wünschen, so daß eine überall hinlänglich sichere Belesenheit im N. T. erzielt werde, geht aus dem verhältnißmäßig geringen Umfange der in einem Cursus von zwei Jahren zu lesenden Stücke hervor. Auf die drei ersten Evangelien, welche auch synoptisch vorgenommen werden mögen, in denen aber nichts übersprungen werden darf, rechnen wir ein Jahr, auf das Evangelium des Johannes ein halbes Jahr, auf einige Paulinische Briefe abermals ein halbes Jahr. Die Apostelgeschichte kann je nach der besonderen Einrichtung, welche man der Lesung der Evangelien gibt, entweder an die Synoptiker oder an Johannes angeschlossen werden. Im Allgemeinen glauben wir für diese unsere Forderung der Lesung des N. T. auf Bestimmung rechnen zu können, da die Mehrzahl der Gymnasien der Erklärung des N. T. bereits eine besondere Section gewidmet hat, und nur wenige Besonderheiten des Stoffes und der Form dürften einige nähere Erläuterungen erheischen.

Wir haben wohl vernommen, daß man das Evangelium des Johannes als „zu hoch für Sekunda, und kaum für Prima geeignet“ darstellt, und könnten gegen diese Ansicht nichts einwenden, wenn es sich darum handelte, dieses Evangelium mit Rücksicht auf den theologischen Apparat der Exegese desselben zu lesen, oder darum, aus demselben das theologische System des Evangelisten zu entwickeln. Beides liegt jedoch dem Gymnasium überhaupt fern und es kommt vielmehr auf nichts Anderes an, als das Zeugniß von Christo, welches Johannes ablegt, den Jünglingen in seiner Kraft, Treue und Tiefe vor Augen zu stellen; es kommt darauf an, auf den Grund dieses Zeugnisses selbst ein solches abzulegen, und hiedurch die Zeugenkraft auch bei den Schülern zu wecken. Daß dieses auch ohne Einmischung theologischer Künste jeder Art möglich sey, müssen wir auf das Bestimmteste behaupten, auch, daß gerade Jünglinge dieses Alters diesem Zeugnisse, oft sogar vorzüglich, zugänglich sind. Die volle sich unbedingt hingebende Anschließung an die Person des Heilands nach Joh. 6, 13. 14. 15. ist eben das, wofür die richtig geleitete Jugend im angehenden Jünglingsalter die lebhafteste Empfänglichkeit äußert. Weiter fügen wir hinzu, daß wir ohne die Erklärung des Evangeliums des Johannes die Grundlage des geschichtlich-kirchlichen Unterrichts, wie wir denselben für die Gymnasien in Anspruch genommen haben, für höchst mangelhaft zu erklären genöthigt sind. Ein Zeugniß, welches in der evangelischen Gemeinde als ein erweckendes und bestimmendes voranleuchten soll, muß sich durchaus auf die Kenntniß sämmtlicher Thatsachen der Offenbarung stützen, und würde sich selbst vernichten, wollte es die Fakta des Johanneischen Evangeliums ignoriren, oder sich mit einigen abgerissenen Bruchstücken aus demselben begnügen. Dies können wir nicht einmal für den Hausstand für ausreichend erklären, geschweige denn für die



Stände, die in den Gymnasien erzogen werden. Und woher sollte eine spätere Kenntniß dieses Evangeliums gewonnen werden, wenn sie im Gymnasium nicht erworben wird? Aus eigener Lesung? Eben das ist ja unsere Klage, daß die Lesung der Schrift in dem späteren Privatleben so sehr vernachlässigt wird: Zeit und Kräfte und guter Wille fehlen fast durchaus; vollends werden diese Bedingungen fehlen bei einem so schwierigen Gegenstande, welchem, wenn irgend einem, eine Leitung und Zuweisung zur Seite gehen muß. Oder aus dem Gebrauche, den die Kirche in der Predigt von dem Johanneischen Evangelium macht? Hier sollen die Früchte geerntet werden, wie wollen wir aber erndten, wenn wir nicht gesäet haben? Dazu kommt, daß die Predigt doch nur auf einzelne Stellen und Stücke der Schrift Rücksicht nehmen kann. — Daß freilich im Gymnasium nicht alle Tiefen dieses Evangeliums erschöpft werden können, daß es nicht so gelesen und verstanden werden wird, wie der erfahrene und gereifte Christ dasselbe liest und versteht, begreift sich von selbst, es begreift sich aber auch von selbst, daß daraus keine Einwendung gegen unsere Forderung geschöpft werden kann.

Soll nun diese Lektüre des N. T. fruchtbar seyn, das heißt, soll dieselbe den Bau des kirchlichen Bewußtseyns, dessen Fundamente bereits auf den früheren Unterrichtsstufen und zunächst durch die Lesung des N. T. gelegt waren, fördern und der Vollendung entgegen führen, so darf dieselbe in der wissenschaftlichen Erklärung der gelesenen Stücke nicht nur nicht ihren Mittelpunkt suchen, sondern sie muß im Gegentheil die theologische Exegese außerhalb ihrer Peripherie stellen. Wir wollen auch hier wesentlich dieselben Principien zur Anwendung gebracht und im Ganzen eben die Wege eingeschlagen wissen, welche wir vorherhin bei der Erklärung des N. T. angedeutet haben. So wird an Joh. 13. die Verschiedenheit des Maßstabes der christlichen Liebe von dem der geselligen Liebe gezeigt; eine Aufgabe, welche wir unsererseits, trennen wir sie von der dort erzählten That des Erlösers ab, gehörig zu lösen uns außer Stande erklären müssen, so wie wir ohne genaue Erklärung von Luc. 15. eine eindringliche und vollständige, Völker und Individuen gleichmäßig begreifende Darstellung der Belehrung geben zu können verzweifeln, dagegen aber auf dieser Parabel jeden Augenblick, wo auf das Dogma die Rede kommt, in der Kirchengeschichte und Symbolik, den festesten Fuß zu fassen im Stande sind. Von ähnlicher Fruchtbarkeit ist die Versuchungsgeschichte Christi, die wir als Auslegung der ersten Versuchung und somit als allgemeine Geschichte des Ursprungs der Sünde behandeln; die Parabel vom Säemann, welche uns auf die Eigenthümlichkeiten der Völker und Individuen die für die Fassungskraft solcher Jünglinge, wie wir sie vor uns haben, angemessensten hellsten Lichter fallen zu lassen gestattet; Matth. 24 u. 25., woran nicht allein die Lehre von der Zukunft des Herrn, sondern auch das Ziel und Ende aller Völkergeschichte (mit Beziehung auf die drei Weltgerichte) zu entwickeln ist, und so vieles Andere. Hat der Lehrer selbst christliche Erfahrung — ohne diese ist freilich ein solcher Unterricht unmöglich —, so erfährt er seine Schüler fast mit jedem Worte, welches er spricht, bei der tiefsten Wurzel

ihres Herzens, befriedigt seine Hörer und sich selbst, ohne daß er sich in ermüdende Paränesen — sie sind in der Schule fast immer übel, hier am übelsten angebracht, wo die Sache selbst Paränese genug ist — zu verlieren, oder die theologische Exegese als solche zu Hilfe zu nehmen brauchte. Wenn irgendwo, so kommt es hier auf den so oft ausgesprochenen und so selten befolgten Grundsatz der Gymnasien an: daß nicht vorzugsweise das Wissen, sondern das Können erstrebt werden müsse. In unserem Fall besteht das Können in einer lebendigen, festen und starken Überzeugung, lebendig genug nicht allein, um dem weltlichen Wissen und der weltlichen Lust der reiferen Jünglingsjahre das Gegengewicht zu halten und sich mitten unter diesen streitenden Elementen in immerwährender Geltung zu behaupten, sondern auch um jenes Wissen und diese Lust heiligend und reinigend zu durchdringen; fest genug, um den Angriffen der Welt einen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen; stark genug, um die Erfahrungen des Lebens nach und nach um sich zu sammeln und sich unterzuordnen, und dereinst zu einem lauten und muthigen Zeugnisse von Christo in der Gemeinde und in der Welt zu werden. Es wird also die höchste Vorsicht anzuwenden seyn, um diesen Erfolg nicht durch unkluge Einführung einer unzeitigen Theorie irgend einer Art zu hindern und die frische Freude, welche der Jüngling zur Lesung des N. T. mitbringen soll und in der Regel wirklich mitbringt, nicht durch gelehrte Difficultäten und Minutien zu verkümmern; der Lehrer hat vielmehr den Schüler allein unmittelbar zu Christo hinzuführen und die Fülle des göttlichen Lebens und des Heils in Christo vor ihm auszubreiten; er soll zwar auch, wie wir in den gegebenen Beispielen schon andeuteten, die gegenüberstehende Kälte, Trockenheit, Armuth und Verwirrung des weltlichen Lebens, auch des modernen Antichristenthums, darstellen, doch nie so, daß diese Negation irgendwie das Ubergewicht bekomme; dieses muß unter allen Umständen der positiven Darstellung der evangelischen Geschichte aufbehalten bleiben. Es bedarf in diesem Unterricht keiner „Entscheidung über die schwebenden Prozesse zwischen der alten und neuen Theologie, keiner Aufgrabung von Hilfsquellen aus der Gefühlstheologie und mystischen Philosophie,“ auf deren Richtigkeit Strauß das von ihm gehoffte „Zalliment“ der christlichen Kirche gründet; es bedarf nur der Darstellung des alten, einfachen Evangeliums von Christo, aber einer so genauen und vollständigen Darstellung, daß kein wesentlicher Zug der evangelischen Geschichte unberücksichtigt bleibt. Darum wünschen wir aber allerdings ein langsames und besonnenes Lesen der gesammelten Evangelien: es soll ein vollständiges, nie in das Einzelne genaues, darum aber auch bleibendes Bild des Erlösers und seiner gesammten Wirksamkeit in den Seelen der Schüler niedergelegt, sie sollen mit ihrem Wissen, Wollen und Thun nicht zunächst an die Lehre, sondern an die Person des Heilands gewiesen, und es muß mit einem Worte dahin gewirkt werden, daß Er dereinst eine Gestalt in ihnen gewinne in dem Grade, daß diese Gestalt des Gekreuzigten durch sie wieder hinausleuchten könne in die Welt. Sie sollen wissen, daß sie zwar zunächst die Erkenntniß der eigenen Sünde und die Erfahrung des eigenen Heils, zugleich aber auch die Erkenntniß



der Süden in der Welt und des Heils für die Welt aus dem Evangelium schöpfen, daß sie Christus für sich, daß sie ihn aber eben so wohl auch für die Welt besitzen sollen.

Diese Zwecke werden entweder gar nicht, oder nur sehr unvollständig erreicht werden, wenn man sich, einem schon seit langer Zeit herrschenden und neuerdings noch mehr als früher in Übung gekommenen Gebrauche folgend, durch die vermeintliche wissenschaftliche Stellung der Gymnasien verleiten läßt, das N. T. im Grundtexte zu lesen. Gegen diese Praxis müssen wir uns schon aus Gründen, welche mit unserem dormaligen Gegenstande nicht im Zusammenhange stehen, sehr entschieden aussprechen. Nach unserer Ansicht und Erfahrung wird durch dieses Verfahren der naturgemäße Stufengang im Unterrichte der Griechischen Sprache auf die nachtheiligste Weise unterbrochen. In Sekunda sollen, was die Prosa betrifft, die Fundamente der attischen Syntax eingeübt werden, und wie überall, so ist hier insbesondere das multa sorgsam zu vermeiden, damit der Hauptzweck unverrückt im Auge behalten und ein unsehlbarer Erfolg erzielt werden könne. Dieser Zweck wird nothwendig durch gleichzeitige Einführung des Hellenistischen zur Hälfte aus den Augen gerückt: die Thätigkeit der Schüler wird gespalten, der klare, scharfe Blick verwirrt und getrübt. Schon Herodot sehen wir aus eben diesem Grunde höchst ungern in Sekunda, und empfehlen ihn lieber zu Privatlektüre in Prima; weit ungünstiger stellt sich noch das Hellenistische. Soll aber die Lesung des N. T. im Grundtexte, im Einverständnis mit diesen unseren, gewiß stichhaltigen Gründen nach Prima hinausgerückt werden, so begreifen wir nicht, womit die Lektion der Religionslehre in Sekunda auszufüllen sey; oder will man das N. T. nach Luther in Sekunda (nach unserem Plane), im Grundtexte aber in Prima, also doppelt, lesen? Wir glauben, man könne nicht allein, sondern man müsse sich mit einmaliger Lesung begnügen. Allein auch abgesehen hievon halten wir dafür, daß das Lesen des Grundtextes des N. T. dem geschichtlichen Unterrichte, wie wir ihn fordern, dem im Dienste der Kirche und des Lebens in der Kirche stehenden, nicht nur nicht förderlich, sondern wie wir bereits andeuteten, in manchem Betrachte entschieden nachtheilig sey. Die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des N. T. können doch unmöglich übergangen werden — oder wozu läse man sonst den Grundtext? — sie müssen im Gegentheil hervorgehoben und zur Anschauung gebracht werden; nun aber gesehen wir, keinen Begriff von einer Lehrstunde zu haben, in welcher die abweichenden Medialformen des Hellenistischen Dialekts und zugleich das Wort, welches Fleisch geworden ist, die Hebraismen und zugleich die Sünde und Befehung gelehrt werden. Oder soll die Predigt vom ewigen Worte, von der Sünde und der Gnade aus dieser Lektion wegbleiben und an ihren Ort verwiesen werden? Dann ist diese Lektion eine philosophische oder theologische, keine für die Kirche vorbereitende, keine die christliche Überzeugung, sondern ein fragmentarisches Wissen fördernde. Über alles das berufen wir uns auf die Erfahrungen der Theologen unserer Zeit; wie lange Übung erfordert es, das N. T. im Grundtexte mit wahrer Erbauung zu lesen! wie wird während der ganzen Studierzeit und noch weiter hinaus der Grundtext des N. T. fast ausschließlich

zu theologischen Zwecken gelesen, und wie gern greift auch der geübteste Theolog in früheren, ja sogar noch in späteren Jahren, wenn er Erbauung sucht, nach Luther's Texte! Bei jedem Schritte fühlt er sich, im Grundtexte lesend, an alle exegetischen und dogmatischen Differenzen erinnert, welche fast jedem Versikel anfleben, und durch dieselben in seiner Erbauung behindert. — Wir können nicht umhin, unsere feste Überzeugung dahin auszusprechen: das Lesen des N. T. im Grundtexte innerhalb der Gymnasien dient weder der Schule, noch der Kirche, sondern höchstens der Theologie, und beruhet auf dem schweren, erst in der neuesten Zeit allmählig erkannten, aber noch lange nicht verbannten schweren Irrthume, als gelange man zur Kirche nur durch die Theologie, als sey das Christenthum in der Hauptsache ein theologisches Wissen, und die Kraft des lebendigmachenden Wortes an exegetische Gelehrsamkeit geknüpft. Herrschte dieser Irrthum nicht so allgemein, wie könnte ein Strauß existiren! — Ubrigens haben wir hier nur von der besseren Seite dieses Unterrichtsgegenstandes, von der aus gutem Willen, aber nicht mit gehöriger Einsicht vollzogenen Einführung desselben in die Schule geredet; wir enthalten uns jedes Wortes über die aus leerer, hohler Schulprahlerei eingeführte Lesung des N. T. im Grundtexte, eine seelenmordende Aufgeblasenheit, der wir hier nur zeigen wollen, daß wir sie kennen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Schreiben an den Herausgeber aus Zürich.)

Endlich kann ich Ihrem Wunsche nach Mittheilungen über die Züricher Kirchenzustände entsprechen. Neben dem persönlichen Grunde des Zeitmangels hielt der sachliche mich zurück, den Verlauf der Ereignisse insoweit abzuwarten, bis ein gewisser Ruhepunkt eingetreten, ein einigermaßen zusammenhängender Rückblick auf die Ereignisse und ein nicht ganz unreflex Urtheil über dieselben möglich seyn würde.

Sie erwarteten nach dem erschütternden Wechsel der vorjährigen Septemberereignisse gewiß nicht einen mit Einem Male vollendeten Sieg der heiligen Sache des Herrn. Auch die Züricher nicht, wie Sie aus der beifolgenden Eröffnungsrede bei der Synode von 1839 ersehen.<sup>\*)</sup> Die Geschichte des Reiches Gottes und die Kenntniß des menschlichen Herzens ließ Sie Anderes ahnen. Sie erstaunen daher nicht, nach den großen Anstrengungen, nach der heftigen Erregung der Gemüther von Abspannung und Ermattung vieler Einzelnen zu hören; die Wiederkehr der alten Gleichgültigkeit gegen religiöse und kirchliche Dinge und des Überwiegens der materiellen Interessen befremdet Sie nicht sehr. Daß Manche mit dem gewonnenen Resultate und den einzelnen persönlichen Vortheilen sich zufrieden gaben, finden Sie menschlich, und auch das wird Sie nicht überraschen, daß über die geltend gewordene Frömmigkeit, über die in's öffentliche Leben wieder eingeführte geistliche Sprache, über die Bestimmtheit des christlichen Bekenntnisses, über den in alle Verhältnisse eingreifenden sittlichen Ernst angesehene Leute, geistlichen und weltlichen Standes, erschrafen, und das alte Lied von dem Pietismus, der sein Haupt erhoben, meinten anstimmen zu müssen.

Doch, ob Manche rückwärts blickten und die Hand zurückzogen vom Pfluge, sich schämend des Evangeliums von Jesu Christo, dem Ge-

<sup>\*)</sup> Wir lassen diese Rede am Schlusse dieser Mittheilungen folgen und sind überzeugt, daß unsere Leser auch für die etwas verspätete Aufnahme uns noch Dank wissen werden.



kreuzigten, ob die Wuth der geschlagenen Feinde mit verdoppeltem Ingrimm versteckte und offene Angriffe erneuerte, ob bald wieder alles Gift der Lüge, der Verläumdung, der Beschimpfung und des Hohnes vermittlest der ungezügelter Presse über Personen, Behörden, Beschlässe, Gesetze sich ergoß, es mußte also kommen. Die Entthüllung der verborgenen Herzensgefinnung und des boshaften rachsüchtigen Wesens war in vieler Augen die nachdrücklichste Apologie für die Nothwendigkeit der vorgegangenen Veränderung, zugleich auch ein treffliches Mittel, die Gutgesinnten fortwährend wach zu erhalten und neue Kräfte in ihnen, durch sie in Andern zu entwickeln.

Nichten wir unsere Blicke auf die leitenden Behörden, so ist ihre Thätigkeit großentheils eine reformatorische zu nennen. Nicht nur andere Personen, auch ein anderer Geist, andere Grundsätze waren in die Rathesäle gedrungen. Freilich noch sehr verschiedene Richtungen sind da repräsentirt, sehr weit auseinandergehende Religionsansichten und Bestrebungen sind hörbar und sichtbar, aber das Antichristenthum hat in den oberen Gesetzgebungs- und Verwaltungsbehörden, und so auch im Kirchenrathe und im Erziehungsrathe keine Stimme mehr. Ehrfurcht vor dem Worte Gottes, sorgfältige Rücksicht auf den Glauben und die geistlichen Bedürfnisse des Volkes sind an die Stelle der früheren Schwindelen und der Herrschaft des alle Schranken zerstörenden Zeitgeistes getreten.

Die schwierige Stellung der neuen Behörden ist damit schon bezeichnet. Auf der einen Seite lauerten und lauern die Verdrängten, hemmten, mißdeuteten, reizten, täuschten, leiteten irre wo und wie sie konnten, auf der anderen Seite drängte das ungeduldige Volk, als könnten alle die Verirrungen und Verfühlungen der vergangenen Jahre wie mit einem Schwamm auf Ein Mal ausgelöscht und neue Zustände statt der vorigen plötzlich hergestellt werden, als könnte man den unsauberen, in tausend und tausend Herzen eingezogenen Geist mit einem Zauber bannen, die wüste Zunge binden und alles Arge vertreiben. Allein zu tief hat das Übel, vor welchem man die Augen Jahre lang zudrückte, sich ein- und festgesetzt, zu stark hat das Gift, das so begierig eingesogen wurde, eingefressen, zu fleißig waren die Arbeiterleute im Staats- und Schulbaue gewesen, zu consequent, zu energisch hatten die abgetretenen Baumeister ihren Plan durch alle Theile des Gebäudes durchgeführt, zu sehr war ihre Gefinnung mit ihnen selbst verwachsen, als daß dieselbe nicht allen erlassenen Gesetzen, allen Institutionen, allen untergebenen Behörden (deren Wechsel nur allmählig bei den gesetzlichen Erneuerungswahlen sich ergeben kann), sich hätte mittheilen müssen. Jene die sittliche Zügellosigkeit unmäßig begünstigenden Gesetze standen dem neuen Geiste entgegen. So wenig nun auch die Behörden wägen, allein durch neue Gesetze den alten Übelständen begegnen und wehren zu können, so mußten doch die schreiendsten Hindernisse auf gesetzgeberischem Wege gehoben, und den lauteften Wünschen der Gutgesinnten die Hand geboten werden.

Die Reihe traf zuerst das Gesetz über die Polizei an Sonn- und Festtagen. Manche heilsame Beschränkung besonders der Anzahl sonntäglicher Tanzgelegenheiten, genauere Beaufsichtigung der Wirthschaften und schärfere Handhabung des Gesetzes wurde wenigstens im Buchstaben festgestellt. Wie weit wir aber noch von dem Ziele seyen, eine christliche Sonntagsordnung zu Stadt und Land wiederkehren zu sehen, konnte schon die betreffende Diskussion im Gesetzgebenden Rathe beweisen. Nicht nur wartete in der Versammlung das kängliche Gefühl, man möchte im Gesetze mehr verlangen, als man selbst zu leisten willens war, sondern es kam selbst zu unartigen und heftigen Erklärungen zwischen einzelnen Gliedern. Ein angesehenes, durch seine strenge

Gewissenhaftigkeit und christliche Entschiedenheit ausgezeichnetes Mitglied der neuen Regierung wollte diesen Anlaß ergreifen, nicht dazu, auf rigore Gesezesbestimmungen, welche es selbst nicht an der Zeit fand, zu dringen, sondern vielmehr seine christlichen Grundsätze zu bekennen und dadurch die Gewissen zu schärfen. Es nannte den Ruhetag eine „göttliche Institution,“ hob den Zusammenhang herbor zwischen der Beschaffenheit der Sonntagsfeier und dem gesammten Sittenzustande eines Volkes und deutete auf die göttlichen Strafgerichte, welche namentlich der Übertretung auch dieser göttlichen Ordnung nachfolgen. Gegen solche Äußerungen eines weltlichen Regierungsgliedes glaubte sich ein geistliches Mitglied des Großen Rathes, ein junger gefeierter Prediger und Professor der Theologie an der Hochschule, erheben, und „wie im früheren Großen Rathe einer heidnischen, eben so ungescheut jetzt einer jüdischen Denkweise sich widersetzen zu müssen, die im neuen Pietismus noch so sehr fortlebe.“ Unzweifelnd allerdings fand man dieses in seiner weiteren Ausföhrung persönlich verlegende, die Autorität des A. L. kränkende Votum ziemlich allgemein. In dem Rathesaaie zog es bald von dritter und vierter Seite starken Widerspruch nach sich, und beifällig wurde es meist nur von denen aufgenommen, deren Beifall man in unseren Tagen eben nicht begehrt. Indirekten Gewinn brachte es insofern, als mehrere Artikel in kirchlichen und politischen Blättern die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hinrichteten und denselben, wie auch wiederholt in Ihrer Zeitung geschehen, dem Nachdenken der Urtheilsfähigen nahe legten.

Eine zweite tief eingreifende Gesetzesreformation betraf das Schulwesen in der gedoppelten Hinsicht, einerseits dem christlich-religiösen Elemente die gebührende Geltung zu verschaffen, andererseits die Verhältnisse der allgemeinen Volksschule dem Bedürfnisse des Volkes besser anzupassen. In ersterer Beziehung wurde anstatt der früheren allgemeinen Bestimmung „der Weckung und Entwicklung sittlicher und religiöser Gefühle und Begriffe“ ausdrücklich ausgesprochen: „Der Religionsunterricht in der Volksschule soll auf das biblische Christenthum, nach der Lehre der Evangelisch-reformirten Kirche, gegründet seyn, und sich genau an die gesetzlich vorgeschriebenen Lehrmittel halten.“ Als solche aber wurden obligatorisch vorgeschrieben, neben einem kleineren Spruch- und Liederbüchlein und biblischen Erzählungen mit geeigneten Stellen aus den Psalmen und Propheten, das A. L., der neue Katechismus (letzterer bloß als Spruchbuch), und das kirchliche Gesangbuch. Lehrplan und Lehrmittel für den Religionsunterricht in der allgemeinen Volksschule sollen von einer durch Kirchenrath und Erziehungsath zu gleichen Theilen gebildeten Commission vorbereitet werden, und unterliegen der Genehmigung beider beiden Behörden. In Repetir- und Sekundärschulen (für das Alter von 12—15 Jahren) soll in der Regel der Religionsunterricht durch den Pfarrer erteilt werden. An die Kantonschule können ebenfalls nur Mitglieder des Züricher Ministeriums zu Religionslehrern gewählt werden. Vor der Wahl oder Berufung eines Professors an die theologische Fakultät der Hochschule hat der Erziehungsath das Gutachten des Kirchenrathes einzuholen. Die für die Hochschule anerkannte wissenschaftlich-theologische Lehrfreiheit soll sich nur innerhalb der Grenzen des biblischen Christenthums bewegen. Dem Kirchenrathe liegt ob, von dem evangelisch-reformirten Religionsunterrichte in sämmtlichen öffentlichen und Privatlehranstalten des Kantons, so wie von demjenigen an der Hochschule Kenntniß zu nehmen. Allen Lehrern an der Volksschule wird ein musterhaft sittliches Betragen, fleißiger Besuch des Gottesdienstes und Förderung evangelischer Gefinnung zur Pflicht gemacht.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 20. Januar.

N<sup>o</sup> 6.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

(Fortsetzung.)

Nachdem nunmehr in der von uns angegebenen Weise die geschichtlichen Fundamente der Kirche in der Geschichte des Gottesreichs im Alten Bunde und in der Geschichte Christi und der Apostel gelegt sind, schreitet nach unserer Ansicht der christliche Religionsunterricht in Gymnasien zur Geschichte der christlichen Kirche fort, eine Lektion, die wir ausschließlich der Prima vorbehalten und welcher eine Wiederholung der Geschichte des N. T. unter allgemeinerem, namentlich die Religionsgeschichte des Heidenthums mit umfassenden Gesichtspunkt mit großem Nutzen vorhergehen könnte. Auch hier wollen wir alles gelehrt, die klare Einsicht in das Wesen und die Entwicklung der Kirche, in die Führung des heiligen Geistes und die Folgsamkeit oder das Widerstreben der Menschen jetzt nur trübende Detail vermieden wissen: wir wollen keine Kirchengeschichte für Theologen, wohl aber diejenige Kirchengeschichte, welche aller Theologie vorangehen muß, so wie wir in den Gymnasien keine Philologie für Philologen, wohl aber die Sprachkenntniß verlangen, welche aller Philologie vorangehen soll. Das aber soll erreicht werden, daß die Schüler eine bestimmte Einsicht in die Leitung der Kirche durch den Herrn derselben auf der einen Seite, auf der anderen in die sich auseinander entfaltenden Eigenwilligkeiten und Willkürlichkeiten der Kirchenglieder erhalten; es soll erreicht werden, daß sie die weiteren und engeren Kreise, in denen sich die kirchlichen Controversen bewegt haben, und diese Controversen selbst in ihren wesentlichen Zügen als Kämpfe des Weltgeistes wider den heiligen Geist mit Bestimmtheit erkennen; es soll erreicht werden, daß sie diese Kämpfe in ihrem Ursprunge aus der Sünde, derselben, die noch in uns ist, begreifen, und aus dieser Einsicht sowohl die rechte Milde (und diese zum Voraus) als auch die rechte Strenge des Urtheils über die kirchlichen Irthümer schöpfen. Wir werden ihnen das Recht, welches das Mönchswesen in seinem Ursprunge als Gegensatz gegen die Welt, das Recht, welches auch ein Gregor VII., ja ein Innocenz III. seiner Zeit gegenüber hatte, nicht verschweigen, aber auch nicht das Unrecht, welches menschlicher Weise jenem Rechte beigemischt war; wir werden ihnen nicht vorenthalten, daß jene Institute und Personen dem heiligen Geiste gegenüber auch wesentlich Unrecht hatten. Wir werden ihnen zeigen, daß die Geschichte der Kirche der notwendige Zielpunkt aller Geschichte sei, und die sogenannte allgemeine Weltgeschichte, zumal die Geschichte

des Deutschen Volkes, ohne die Kirchengeschichte ihres Verständnisses gänzlich entbehre, daß z. B. der Bruch, welcher im siebenzehnten Jahrhundert in der Politik und Kultur zwischen der alten und neuen Zeit erfolgt sei, zuletzt auf einen kirchlichen Boden führe, und daß das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert, kirchlich durch die ausgesprochene Verläugnung Christi von allen früheren Jahrhunderten wesentlich geschieden, eben darum auch politisch sich von allen früheren Jahrhunderten auf eine nicht zu vermittelnde Weise scheide. Überall werden wir, wie sonst im gesammten Schulunterrichte, so hier mit doppelter Strenge, auf die klarsten und schärfsten Begriffe und den gemessensten Ausdruck derselben dringen, um der wüsten Gedankenverwirrung, der hohlen Phraseologie, dem lästerlichen Geschwätz der modernen antihistorischen Welt mit der größten Energie zu begegnen. Einen Theil dieser Uebel schreiben wir nämlich vollen Ernstes dem lange Jahre herrschend gewesenen heillosen und nichtswürdigen historischen Unterrichte auf den Gymnasien und wieder einen Theil dem Mangel an kirchengeschichtlicher Unterweisung zu. Man muß es erlebt haben, wie die ganze Geschichte des Mittelalters in nichts als jämmerlichen Deklamationen gegen „die finstere Zeit der Barbarei“ ohne alle Mittheilung von Thatfachen, wie die ganze Reformationsgeschichte in nichts als den lächerlichsten Expektorationen über „Pfaffen- und Mönchswesen,“ über „die Freiheit der Gewissen und Gedanken,“ wiederum ohne alle Mittheilung von Thatfachen in der großen Mehrzahl von Gymnasien bestand, um unser Urtheil noch verhältnißmäßig sehr milde zu finden. Und woher käme denn — nicht der böse Wille, denn dessen Ursprung suchen wir freilich außer unserem Kreise — aber die bodenlose Unwissenheit in allen kirchlichen, ja in allen, das Jahrszahlendreschen übersteigenden weltgeschichtlichen Dingen, die sich in den letzten Jahrzehnten, gerade dem goldenen Zeitalter der Schulwelt, mit so unerhörter Frechheit überall an den Tag gelegt hat, wenn nicht von mangelhaftem, von widersinnigem, von Gottes- und Christus-vergessenem historischen, oder vielmehr widerhistorischem Unterrichte in den Gelehrtenschulen? \*) — Man wird, man muß uns beipflichten,

\*) Wir geben nicht zu, daß die Gymnasien die Schuld auf die Universitäten schieben. Diesen soll ihr Antheil an dem Jammer unserer Zeit unverkümmert bleiben, aber, mögen sie auch noch so destruktiv gewirkt haben, in unserem Falle hätten sie es nicht gekonnt, wenn sie nicht ein schon ganz zerstörtes Baufeld vorgefunden hätten. Und dann: auf wie wenig Individuen erstreckt sich verhältnißmäßig der hier in nächster Frage stehende historische Unterricht der Universitäten? Und



wenn wir die Kirchengeschichte (über deren Methode in den Gymnasien wir uns hier nicht verbreiten dürfen, wenn wir nicht in übermäßige Weitläufigkeit gerathen wollen) zu den unbedingt notwendigen Lehrgegenständen eines Gymnasiums rechnen, und den Schülern, welche sie nicht einführen wollen, gradezu Schuld geben, daß sie die Unwissenheit, die Phrasenmacherei, die Hohlheit und Lüge, die Auflehnungs- und Zerstörungssucht, so weit dies an ihnen liegt, wesentlich und willentlich begünstigen.

Als den Abschluß der Kirchengeschichte und zugleich als den Abschluß des gesamten evangelischen Religionsunterrichts auf Gymnasien betrachten wir die Symbolik. Diese faßt die aus der Kirchengeschichte bereits bekannten Thatfachen, insofern dieselben kirchengründend gewesen sind, zusammen, und verhilft zu einem klaren und bestimmten Bewußtseyn des Bestandes der Kirche nach Lehre und Recht, so weit beides alle an der Führung des evangelischen Volks theilnehmenden Kirchenglieder angeht. Hier sind nun die aus dem früheren Unterrichte bekannten Lehren des A. wie des N. T. in unmittelbare Anwendung zu bringen und in dem Zusammenhange zu wiederholen, in welchem dieselben zum Bekenntniß in der Kirche erforderlich sind. Wir haben jedoch nicht nöthig, uns auf diesen Gegenstand weiter einzulassen, da Schmieder's treffliches Buch, Einleitung in die kirchliche Symbolik (Leipzig, 1835), uns aller Ausführung dessen, was gelehrt, ja wie es gelehrt werden soll, überhebt, wenn wir gleich wünschten, daß die einleitenden Paragraphen desselben etwas bestimmter gefaßt, und namentlich dem Rechtspunkte einige Bemerkungen gewidmet worden wären. Es versieht sich von selbst, daß die genaue Lesung der Augsburgerischen Confession den Mittelpunkt, ja den Hauptinhalt der ganzen Lektion bilde. Hier soll das Ganze der evangelischen Kirchenlehre in ihrer Schriftmäßigkeit, in ihrer historischen Berechtigung und in ihrem inneren Zusammenhange, sowohl hinsichtlich ihrer Uebereinstimmung mit der Lehre der Katholischen Kirche, als besonders hinsichtlich ihres Gegensatzes gegen dieselbe, gelehrt und nachgewiesen werden. Als wesentlich aber erscheint uns diese Lektion innerhalb des Kreises der Gymnasien darum, weil wir kein Christenthum ohne Gemeinschaft, keine Gemeinschaft ohne Bekenntniß anzuerkennen vermögen, und es für Gymnasialschüler keineswegs bloß darauf ankommt und dabei stehen geblieben werden darf, das allgemeine christliche Bewußtseyn zu wecken, sondern darauf, daß das kirchliche Bewußtseyn zu vollständiger Bestimmtheit und Deutlichkeit erhoben werde. Wir würden die Früchte der letzten fünf und zwanzig Jahre unsehlbar und unwiederbringlich einbüßen, wenn uns nicht das endlich wieder in größeren Kreisen erwachte christliche Bewußtseyn zum kirchlichen Bewußtseyn führen sollte, und stellen darum auch die erste Forderung der Zeit (ein Ausdruck, den die Lehrwelt sonst nicht ungern hört) an die Gymnasien, nicht hinter der Entwicklung dieser Zustände zurückzubleiben und noch länger etwa auf einem ganz veralteten

Standpunkt zu verharren, sondern nach Maßgabe ihres Berufs in diese ihnen sichtlich in die Hände gegebenen Speichen der Zeiträder einzugreifen, und als Mithandelnde und Mitentscheidende auf dem großen Kampfplatze des Jahrhunderts aufzutreten.

Viele unserer Leser werden mit nicht geringem Erstaunen wahrnehmen, daß wir in unserer Darstellung des „zusammenhängenden Religionsunterrichtes“, „der christlichen Glaubens- und Sittenlehre“ gar keine Erwähnung thun. Wirklich erkennen wir diese Lektion nicht für nothwendig im evangelischen Religionsunterrichte auf Gymnasien. Schon von anderen Seiten her ist behauptet worden, es könne füglich der kleine Lutherische Katechismus bis nach Prima hin als Lehrbuch der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ausreichen, und wenn wir gleich diese Bestimmung für den Kreis der nicht allein für den Hausstand, sondern vorzugsweise für den politischen und kirchlichen Stand erziehenden Gelehrtenschulen zu eng gefaßt finden, so liegt doch derselben das in unserer bisherigen Darstellung indirekt enthaltene, jetzt aber direkt auszusprechende Princip zum Grunde: ein willkürliches System der Religionslehre ist in den Gymnasien überflüssig, ja nachtheilig. In dieser Beziehung, die wir seit langen Jahren in unserem Privatkreise ausgesprochen und praktisch durchgeführt haben, sind wir selbst durch die neuen an und für sich trefflichen Bücher von Schmieder, Oslander und Petri nicht irre gemacht, im Gegentheil nur noch bestärkt worden.

Gibt man uns die Erfordernisse des evangelischen Religionsunterrichtes, welche wir aufgestellt haben, zu — und man bedenke wohl, daß man, eins derselben zugegeben, sie alle wird zugeben müssen: ohne Lesung des Alten Testaments keine Lesung des Neuen, ohne beides keine Kirchengeschichte, ohne alle drei Stücke keine Symbolik — so fragt es sich zunächst um die Beschaffung der Zeit, in welche diese Glaubens- und Sittenlehre fallen soll. Wir wissen keine überflüssige, füglich auf dieselbe zu verwendende Zeit aufzubringen, im Gegentheil meinen wir den ganzen Cursus der Gymnasien, zum Theil reichlich genug, ausgefüllt zu haben. Das Einzige, was sich etwa hören ließe, wäre das, die von uns erwähnte, aus einem gleichsam universalthistorischen Gesichtspunkte vorzunehmende Wiederholung der Geschichte des A. T. aufzugeben und an deren Stelle die Glaubens- und Sittenlehre eintreten zu lassen. Aber was ist mit dem einzigen Semester gewonnen? Rechnet doch Schmieder, und mit Recht, für seine Religionslehre einen vollen zweijährigen Cursus! Will man aber etwa dem A. T. ein Semester, den N. T. eben so viel abschneiden, so kommen zwar im Ganzen drei Semester heraus, aber wie wird alsdann der Unterricht zerstückt, und die heillose Planlosigkeit, auf die wir noch besonders zu sprechen kommen werden, zum Princip oder Unprincip des Religionsunterrichtes gemacht!

(Fortsetzung folgt.)

wäre wirklich der historische Unterricht der Universitäten jemals so bodenlos gewesen wie der der Gymnasien?



# Nachrichten.

(Schreiben an den Herausgeber aus Zürich.)

(Fortsetzung.)

Man sieht es vielen dieser Vorschriften auf den ersten Blick an, daß sie Theile eines sogenannten Gelegenheitsgesetzes, daß sie durch bestimmte Zustände und Vorgänge hervorgerufen und durch dieselben auch in ihrer Fassung betingt sind. Dieselben wurden daher auch der Gegenwart vielfachen heftigen und derben Widerspruch von Seiten derer, welche sich dadurch beeinträchtigt und betroffen fühlten. Schon in der Sitzung des Großen Rathes selbst erhob sich jenes oben erwähnte Mitglied der theologischen Fakultät, da es bei der Fassung des Beschlusses nicht zugegen gewesen, bei der Genehmigung des Protokolls gegen die Bestimmung, nach welcher sich die Lehrfreiheit innerhalb der Gränzen des biblischen Christenthums zu bewegen habe, verlangte hierüber Einholung des Gutachtens von Seiten der Kirchen-Synode, und erklärte endlich, weil hierauf nicht mehr eingegangen wurde, der Gewalt weichen zu müssen. Eine ähnliche Debatte, die Gränzen christlichen Anstandes und sittlicher Unterwerfung unter die Beschlüsse der obersten Landesbehörde weit überschreitende Sprache ließ sich nun bald auch in den Eingaben der theologischen Fakultät und des Universitäts-Senates an den Erziehungsrath vernehmen. Obgleich die theologische Fakultät selbst der Klugheit angemessen fand, zu bemerken: „Durch die aufgestellte Bestimmung innerhalb der Gränzen des biblischen Christenthums“ fühlen wir in unserer akademischen Wirksamkeit uns nicht eingeengt, in unserer wissenschaftlichen Bewegung nicht gehemmt, da wir eben so strenge, als sie uns binden könnte, uns selbst binden,“ lesen wir doch in ihrer Adresse weiterhin: „Falls jene Bestimmung so ausgelegt würde, daß sie nicht bloß auf künftige Anzustellende, sondern auch auf uns, die gegenwärtigen Mitglieder der Fakultät, sich erstrecke: so protestiren wir gegen einen solchen Versuch, ein in der Stiftungs-Urkunde der Hochschule und im Dienst-Contrakte eines Jeden uns zugesichertes Recht ohne unsere Zustimmung, ja auch nur ohne unser Gutachten eingefordert zu haben, uns zu schmälern. Wir könnten einen solchen gesetzgeberischen oder Verwaltungsakt nicht anders ansehen, als für einen zu Recht erhobenen Gewaltstreich und für einen Vertragsbruch, und geben es übrigens für alle Fälle, auch wenn der Paragraph auf uns noch nicht angewendet werden soll, zu bedenken, daß in dem von der obersten kirchlichen Behörde ausgegangenen kirchlichen Organisationsgesetz auch die Kirche als einen ihrer Fundamentalartikel Lehrfreiheit in theologischen Dingen, mit Verweisung aller Zwangsartikel proklamirt hat.“

Es bedarf wohl kaum bemerkt zu werden, daß ein solches Aufstreten der Mitglieder der akademischen Jugend von den meisten Mitgliedern der Regierung, der Erziehungsbehörde, der Geistlichkeit und von dem größten Theile des Volkes nur mit Indignation wahrgenommen werden konnte, und wenn auch die Behörden mehr in beruhigendem und versöhnendem Sinne antworteten, so ließ doch eine solche Sprache eine Wunde zurück, welche ihre Heilung großentheils erst in der neuerlichen Berufung des Herrn Pastor Lange von Duisburg an die ordentliche Professur der Dogmatik und Kirchengeschichte findet, eine Berufung, welche die gläubigen Christen unseres Kantons in demselben Maße erfreut und zur Lobpreisung Gottes stimmt, als die Berufung des Dr. Strauß betrübt und zu jenen äußersten Maßregeln hingetrieben hatte. Die in Zürich erscheinende „Neue Kirchenzeitung,“ welche seit einigen Jahren ein treffliches wissenschaftliches Kirchenblatt genannt werden durfte, kann aber im März dieses Jahres die Redaktion zu ihrem

Nachtheile wechselte, enthielt zu derselben Zeit mehrere Artikel, welche mit einer an's Unerschämte freisendenden Taktlosigkeit die Großrauthbeschlüsse angriffen und namentlich den Antragsteller mit unbegreiflicher Unzartheit apostrophirten. Die seit 1834 in Zürich erscheinende Schweizerische Evangelische Kirchenzeitung sprach sich in einer eingedungenen Beleuchtung der Erklärung der theologischen Fakultät unter Anderem dahin aus: „Als die Aufgabe einer theologischen Fakultät erscheint es uns nicht, daß sie ein Neues, noch nicht Gegebenes suche, wohl aber, daß sie das im Worte Gottes Gegebene, die in Jesu Christo erschienene und von der christlichen Kirche übereinstimmend anerkannte Offenbarung Gottes immer fester begründe, klarer entwickle, vollständiger durchbilde und vielseitiger anwende. Daß die Gegensätze mit in die Behandlung aufgenommen, daß die Licht- und Schattenseite derselben gewürdigt, die Waffen zu ihrer siegreichen Bekämpfung den Studierenden in die Hände gegeben und dieselben in ihrem Gebrauche geübt werden, dies versucht sich ja von selbst. Jeder Freund vielseitiger Geistesbildung muß wünschen, daß die in der Wissenschaft und in dem Herzen des natürlichen Menschen einmal vorhandenen Zweifel gründlich berücksichtigt werden. Aber jedem Freunde der vaterländischen Kirche muß auch Alles daran liegen, daß die Lehrer der christlichen Gottesgelehrtheit selbst lebendig, entschiedene Freunde des geoffenbarten Christenglaubens und nicht offene oder geheime Gegner desselben seyen, daß sie den zukünftigen Dienern und Predigern des göttlichen Wortes Liebe und Hochachtung für dasselbe einflößen, nicht zur Geringschätzung desselben ihnen Anlaß geben, daß sie selbst, christlich begeistert, des heiligen Geistes Träger seyen, um ihren Zöglingen denselben gleichsam einzuhauchen und dieselben zu einer heiligen Liebe für das Evangelium Christi und das Reich Gottes zu erwärmen. Wäre es nie vorgekommen, daß die akademische Lehrfreiheit mißbraucht worden wäre, man wäre nicht auf den Gedanken gekommen, ihren Gebrauch zu bestimmen und die Gränzen zu bezeichnen, innerhalb welcher sie sich zu bewegen habe.“ — „Die Regierung wird sich nicht einschüchtern lassen. Sie wird die Freiheit Aller beschirmen, daß nicht die Freiheit der Einen zur drückenden Anechtschaft werde für die Andern. Will die Hochschule eine freie Schule seyn, so will auch die Kirche eine freie Kirche seyn, und findet es in ihrem Interesse, bei guter Zeit darauf zu achten, in welchem Geiste die zukünftigen Prediger des göttlichen Wortes herangebildet werden. Woher die Klage über Mangel an evangelischer Predigt in unserem Kanton, als aus dem früheren theilweisen Mangel evangelischer Gottesgelehrten an unseren wissenschaftlichen Anstalten? Wem verdanken einzelne Gemeinden die Freude der evangelischen Predigt? Nächst der Gnade Gottes großentheils denjenigen gelehrten Theologen des Auslandes, welche beides mit einander verbinden, gründliche Wissenschaft und bezeugungsmäßiges, glaubenseifriges Festhalten an dem theuerwerthen Worte Gottes und der Glaubenseinheit der christlichen und evangelischen Kirchenlehre. Darum ist es ein lebhaftes Verlangen der Gläubigen des Kantons Zürich, daß auch die Züricher Hochschule des Glückes solcher für das ganze Land segensreicher Männer sich erfreue, daß die akademische Jugend mehr im Glauben erbaute als durch Zweifel erschüttert, und durch lebenskräftiges evangelisches Zeugniß aus den Zweifeln zum eignen Herzensglauben geführt werde.“

Doch zu lange halte ich bei dieser einzelnen Erscheinung mich auf. Eine zweite ähnliche schließt sich an diese erste. In die Fußstapfen der Lehrer der Hochschule traten die Lehrer der Volkshochschule. Den 31. August als Schul-Synode in Winterthur versammelt, beschloß in dieser letzteren mit überwiegender Mehrheit in ihr Protokoll aufzunehmen 1. die Erklärung des „innigsten Bedauerns über die Aufhebung des Lehrers-



Seminars vom Jahre 1832 und des achtungsvollsten Dankes gegen das Institut und vor Allem gegen den hochverehrten, gewaltsam vertriebenen Herrn Seminar-Direktor Scherr;“ 2. die Erklärung, „daß der Lehrstand die meisten der seit dem 6. September 1839 erlassenen Anordnungen, namentlich die neuen Bestimmungen, betreffend die Wiedereinführung des Katechismus und des N. T. in die Klasse neun bis zwölfjähriger Kinder, für höchst betrübende und nachtheilige Rückschritte halte;“ 3. die Erklärung der Theilnahme an den Leiden gerichtlich angeklagter und deshalb amtlich suspendirter Lehrer; 4. die Erklärung, „daß der Lehrstand den angeordneten Kirchenzwang der Lehrer“) für eine den Lehrer herabwürdigende Beeinträchtigung des freien Kirchenrechts halte.“

Diese Beschlüsse der Schul-Synode, gegen welche vier und fünfzig Anwesende und nachher eine eben so große Anzahl Abwesender eine Versicherung zu Protokoll gaben, sind, wie die Schw. Ev. R. Z. sagt, „von solcher Art, daß der entscheidende Augenblick zu entscheidenden Maßregeln gekommen ist. Wenn sich einzelne Lehrer und Lehrervereine zu unbefonnenen Schritten hinreißen lassen, so kann man ihrer Leidenschaft und Verblendung Schonung und Geduld entgegensetzen. Aber wenn, aufgemuntert durch den Vorgang eines Theiles der höheren Lehrerschaft, der Stand der Volksschullehrer in überwiegender Mehrheit in solcher Weise auftritt, dann gebietet die Sorge für die Ruhe des Staates und das Wohl der vaterländischen Jugend, daß von Amtswegen eingeschritten werde, bevor das in seinen tiefsten Gefühlen empörte Volk, bevor die neuerdings für ihrer Kinder Seelenheil besümmerten Väter und Mütter sich selbst in irgend einer Weise Hilfe schaffen. Wir halten dafür, es sey die Stunde gekommen, in welcher die Behörden sich zu erklären haben, ob sie solche Beschimpfungen ihrer rechtmäßig gefaßten Beschlüsse dulden wollen. Daß wir im Zustande des geistigen Aufruhrs uns befinden, kann im Blick auf diese Synode und auf die öffentlichen Blätter so wenig bezweifelt werden, als die Absicht der Gegner, durch solchen geistigen Aufruhr den fleischlichen Aufruhr vorzubereiten und herbeizuführen.“

Die Behörden ließen auf ihre Maßregeln nicht lange warten. Die Schw. R. Z. konnte von denselben bezeugen: „Sie sind ernst, kräftig, entschlossen, aber nicht leidenschaftlich. Sie bedienen sich nicht fleischlicher Waffen, sondern der Waffen des Geistes. Sie sind ein Zeugniß, daß bei allen Anstrengungen der Widerwärtigen die Ordnung unseres Landes befestigt und die Energie der Behörden nicht gebunden ist, u. s. f.“ So fertig nämlich einzelne Gemeindegatschulbehörden waren, ihre Lehrer vorzufordern und über ihre Theilnahme oder Nichttheilnahme an den Synodalschlüssen Erklärung zu begehren, so sehr Andere hofften, alle jene Ruhestörer in ihren Amtsverhältnissen provisorisch erklärt oder auf halben Sold gesetzt zu sehen, so hielt doch die Regierung auch von jedem Schein der Ungerechtigkeit sich fern, und beschloß, nachdem sie von dem Erziehungsrathe aktienmäßigen Bericht sich hatte erstatten lassen, unterm 22. September: 1. Es sey der Schul-Synode des Jahres 1840 und insbesondere dem Präsidenten derselben, als Leiter der Verhandlungen, das ernste Mißfallen des Regierungsrathes zu eröffnen; 2. Sey

der Beschluß der Synode (den wir oben mitgetheilt haben) für null und nichtig erklärt; 3. sey der officielle Druck der diesjährigen Verhandlungen der Schul-Synode untersagt; 4. soll dieser Beschluß in das Amtsblatt eingerückt werden u. s. f. Der Erziehungsrath erließ an die sämmtlichen Volksschullehrer ein ernstes väterliches Kreisschreiben der Mißbilligung und Warnung, welches jedem Lehrer durch die Ortschulpflege behändigt und eine schriftliche Empfangsanzeige zu Handen des Erziehungsrathes von jedem einzelnen Lehrer entgegengenommen werden mußte. Zugleich erhielt der Erziehungsrath die Aufforderung, die nothwendigen Anträge auf Abänderung der bestehenden Einrichtung der Schul-Synode und der Lehrer-Conferenzen vorzubereiten, um die Wiederkehr ähnlichen Unfuges von vorn herein so weit als möglich abzuschneiden, und namentlich die Wahl des Präsidenten der Schul-Synode (wozu diese für das Jahr 1841 den Alt-Direktor Scherr erwählte) und der Lehrer-Conferenzen in Zukunft von dem Erziehungsrathe abhängig zu machen. Der Große Rath wird in seiner bevorstehenden Winterstiftung die ausgearbeiteten Gesetzesentwürfe diskutieren. Die heilsamste Gegenwirkung gegen jene Ausgelassenheit vor von einigen Wortführern beherrschten und von dem Hochmuthsgeiste geblendeten Lehrermasse ging aber von den Bessergefinnten des Lehrerstandes selbst aus. Jene Synode öffnete Vielen die Augen über die vorwaltenden Tendenzen, und gegen hundert im Kanton Zürich angestellte Schullehrer konstituirten sich den 28. September zu einem Schullehrerverein, welcher jährlich einmal zu einer Generalversammlung zusammentritt, während die näher bei einander Wohnenden zu Specialvereinen sich zusammenfinden, um in der Vereinigung stark zu werden gegen die geistig drückende und persönlich vielfach höhrende Übermacht der bedeutenden Mehrzahl ihrer widerwärtig gesinnten Amtsbrüder. Eine andere Hoffnung erfreulicheren Nachwuchses eines christlichen Schullehrerstandes bietet nun auch die getroffene Reorganisation des Schullehrer-Seminars, welches, nachdem es auf Mai 1840 für aufgehoben und sämmtliche Lehrstellen (unter billiger Entschädigung für die nicht wieder gewählten Lehrer) für erledigt erklärt worden, den 20. August 1840 mit vorangehender kirchlicher Feier wieder eröffnet wurde und in Herrn Dr. Bruch, gewesenen Vorsteher einer Knabenerziehungsanstalt in Lausanne, einen neuen Direktor erhielt, dessen Antrittsrede nach Geist und Form sehr günstige Vorurtheile erweckte, wie z. B. wenn er unter Anderem ungefähr also sich aussprach: „Das Hauptziel eines Lehrers muß das seyn, Christ zu seyn. Ich halte die Wissenschaft hoch und achte es für Sünde, die wahren Resultate derselben dem Volke vorzuguenthalten; ich bin ein Freund der Kunst, und es darf und soll das Gefühl für das Schöne und Edle nicht vernachlässigt werden in den Bildnern der Jugend; ich fühle mich glücklich als Glied eines freien Volkes, es wäre ein Verrath am Volke, die Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit nicht in seinen Söhnen zu nähren; aber wir leben noch für eine andere Welt, wir haben eine unendliche Bestimmung. Wir wollen zwar nichts vernachlässigen in Beziehung auf die Ausbildung für diese Zeit, aber Alles wollen wir so thun, daß unserer Jugend die Lösung der Hauptaufgabe wirklich auch Hauptsache werde. In diesem Sinne wollen wir vorwärts.“ —

(Schluß folgt.)

\*) Das Gesetz sagt, wie oben angeführt wurde: „Allen Lehrern der Volksschule wird fleißiger Besuch des Gottesdienstes zur Pflicht gemacht.“

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 23. Januar.

N<sup>o</sup> 7.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

(Fortsetzung.)

Gesetzt aber, es wäre hinreichende Zeit vorhanden, was wir nicht zugeben können, so fragen wir weiter: was soll durch diese Religionslehre Mehreres und Besseres geleistet werden, als durch den Unterrichtsgang, den wir für den richtigen halten? — Mehreres? Wir haben gleich nach dem Erscheinen jedes der oben genannten Bücher den Inhalt des Unterrichts, welcher in dem unserer Beobachtung und Mitwirkung angehörenden Kreise ertheilt wird, auf das Genaueste und bis in das Einzelste hinein an den uns durch dieselben dargebotenen Maßstab gehalten, und können versichern, daß einige mehr theologische Erörterungen, besonders in Schmie der's Religionslehre, abgerechnet, wir keinen einzigen Punkt, den uns diese Bücher an die Hand geben, in unserem Unterrichte (in der Erklärung der heiligen Schrift A. und N. T. und in der Symbolik) vermissen und uns keiner Vernachlässigung schuldig achten dürften. Daß wir auf die genauere Ausföhrung einiger Nebenpunkte allerdings durch diese Bücher aufmerksam gemacht worden sind, erkennen wir mit Dank an, doch konnten diese leicht ihre angemessene Stelle ohne Beeinträchtigung des Ubrigen einnehmen. Dagegen fehlen diesen Schriften manche Stücke, die wir ungern entbehren möchten, z. B. die Lehre von dem dreifachen Gebrauche des Geseges, die Darstellung des Stufengangs in den messianischen Weissagungen der Propheten u. dergl.; einiges hieher Gehörige haben wir schon oben berührt. Auch scheint es an sich nicht wohl möglich, daß in einer systematischen Glaubens- und Sittenlehre wirklich ein Mehreres vorkomme, als in dem historischen Unterrichte, da jene doch nur aus derselben Quelle zu schöpfen vermag, welche von diesem benutzt worden. Oder würde durch den systematischen Unterricht Besseres geleistet als die historische Unterweisung zu erzielen vermögen? Schreiber dieses ist früherhin selbst der Meinung gewesen, es biete der übersichtliche Zusammenhang des systematischen Unterrichts manche überwiegende Vortheile dar, und hat selbst den Versuch gemacht, einen solchen Unterricht zu ertheilen, sehr bald aber sich überzeugen müssen, daß dieser gegliederte Zusammenhang der Lehren eine verhältnißmäßig zu lange Zeit zur Einübung erfordere, daß derselbe von einem Theile seiner Schüler doch nicht gefaßt werde, und daß diejenigen, die ihn faßten, den eigentlichen Kern des Unterrichts grade in dem Systeme suchten, wo sie ihn doch nicht suchen sollten. Eben durch diese Erfahrungen sind wir bestimmt worden, die künstliche Bahn des Systems gänzlich zu verlassen und den organischen Weg der Geschichte mit Entschiedenheit und Consequenz zu ver-

folgen. Auch meinen wir jetzt, nach einer längeren Reihe von Jahren, jene oben berührten Nachtheile des systematischen Unterrichts müssen sich einer unbefangenen Beobachtung ohne Schwierigkeit darbieten. Der Schüler lernt die Thatfachen der Offenbarung durch einen systematischen Unterricht gar zu leicht als bloße Lehren auffassen, sie existiren ihm nach seiner Fassungs-gabe lediglich in und mit dem Systeme, und da dieses ein nothwendig vergängliches, bloß der Schule angehöriges ist, so werden in der Folge nur zu leicht mit dem Systeme auch die Lehren veralten, werden gering geschätzt und vergessen werden. Ja wir haben die Erfahrung gemacht, daß auch der gläubigste Vortrag des tüchtigsten Systems den Anschein zu vermeiden nicht im Stande war, als seien die Lehren desselben auf selbstständig verfolgtem Wege von den Gelehrten (den Verfassern der zufällig gebrauchten Compendien) oder dem Lehrer gefunden worden, und es werde sich nur zur Bestätigung derselben auf die Schrift oder auf die Kirchenlehre berufen. Am wenigsten können wir eine Trennung in Glaubens- und Sittenlehre billigen, vielmehr müssen wir, soll ja ein Unterricht der bezeichneten Art stattfinden, die Anordnung desselben nach den Glaubensartikeln, wie sie von Petri beobachtet worden, für die allein angemessene erklären.

Nach der von uns vorgeschlagenen Einrichtung behalten dagegen alle Thatfachen der Offenbarung ihre ursprüngliche, von jeder Subjektivität unabhängige Stellung und Geltung; alle Lehren treten nicht als abgelöste Begriffswesen, sondern als Demonstrationen der Thatfachen in ihrer eigenthümlichen Gestalt und Wirkksamkeit hervor; jeder Anschein einer wissenschaftlichen den besonderen Bedürfnissen der Zeit und der Verhältnisse dienenden Willkür wird vermieden, da entweder die Schrift selbst oder das feststehende Bekenntniß der Kirche zu den Schülern spricht, und so wird in ihren Seelen der feste Grund des Glaubens und Bekenntens zu einer Zeit gelegt, wo es möglich ist, unwandelbare Eindrücke auf das menschliche Gemüth zu machen, und auf eine Weise, welche, wie wir meinen, vor allen anderen geeignet ist, Unwandelbares zu erzeugen; der Schüler sieht und erkennt von Stufe zu Stufe mit eigenen Augen, daß ihm nicht Ansichten, nicht heute auftauchende, morgen wieder verschwindende Doktrinen, nicht ein Aggregat künstlich geordneter und mühsam bewiesener Sätze dargeboten werde, sondern daß die Geschichte selbst, daß die Kirche zu ihm redet, und daß er die Thatfachen läugnen, die Geschichte verwerfen und von der Kirche sich lossagen müsse, wenn er dereinst das in der Schule Gelernte sollte beseitigen wollen.

Aus dem bisher Dargestellten ergibt sich, daß wir für den Religionsunterricht in den Gymnasien einen sehr bestimmten, einen unwandelbaren Plan verlangen. Es sollte sich dies ganz



von selbst verstehen, wie müssen dieses Gegenstandes jedoch um deswillen besondere Erwähnung thun, weil eine große Anzahl von Gymnasien in Hinsicht des Religionsunterrichts sich in offenkundiger Haltungslosigkeit und Planlosigkeit herumtreibt. Während für alle andere Gegenstände Lehrpläne bestehen und befolgt werden (obgleich dies schwieriger ist, als man vielleicht zu glauben geneigt seyn möchte, da es vielen Personen des Lehrstandes ungemein schwer fällt, sich in fremde Gedanken, mithin in einen vorgeschriebenen, wenn gleich noch so wohl durchdachten Lehrplan, zu fügen, und Jeder nicht allein seine Subjektivität, sondern mit wahrer *rerum novarum cupido* seine Einfälle geltend zu machen sucht), ist der Religionsunterricht auf dem alten Standpunkte der Verwirrung und Principlosigkeit stehen geblieben; in den Conferenzen kommt er gar nicht, oder nur auf die flüchtigste Weise zur Sprache, und so hat denn Jeder Fug und Recht, zu thun, was ihm eben beliebt. Daher kommt es denn, daß nicht allein so gänzlich veraltete Lehrbücher, wie das Niemeyersche, sich noch heut zu Tage, den übrigen Lehrgegenständen zum Hohne, in überwiegender Geltung behaupten können, sondern daß auch die abentheuerlichsten Erscheinungen, die in anderen Unterrichtsgegenständen als wahre Monstra der verdienten Rüge nicht entgehen würden, ganz unbefangen in den Lektionsverzeichnissen erscheinen. Ein Gymnasium führt z. B. in einem Jahrescurfus auf: 1. in Tertia: Glaubenslehre, Heilsordnung, Gnadenmittel; 2. in Sekunda: Glaubenslehre, Sittenlehre; 3. in Prima: Wiederholung der Kirchengeschichte, Evangelium des Johannes im Grundtexte, das Leben Jesu nach Stellen der Evangelien im Grundtexte. Ein anderes bringt in einem Jahre in den combinirten Klassen Prima und Sekunda die Glaubens- und Sittenlehre nach Niemeyer, zugleich aber auch die sämtlichen Verkörpern, die Bergpredigt und die Leidensgeschichte in Grundtexten vor, ja ein drittes fügt diesen Gegenständen in der abgeforderten Prima noch Kirchengeschichte und Wiederholung des Lutherschen Katechismus bei, und läßt „Religionsaufsätze“ machen. Ein viertes zerrt, offenbar aus gänzlicher Rathlosigkeit, die christliche Sittenlehre nach Niemeyer durch den ganzen zweijährigen Curfus der Sekunda, und eben so die christliche Glaubenslehre, wieder nach Niemeyer, durch den ganzen zweijährigen Curfus der Prima hin. Ein fünftes trägt keine Scheu, in jeder der drei oberen Klassen ein ganzes Jahr lang Paragraph für Paragraph ganz dieselben Gegenstände vorzubringen. Ein sechstes befolgt diese für den Lehrer allerdings ganz bequeme Praxis wenigstens in Prima und Sekunda; ein siebentes gelangt in einem ganzen Jahre in der Kirchengeschichte nur bis zu dem Jahre 400 nach Chr. Geb.; ein achttes nur durch die Erklärung eines Theils der Apostelgeschichte hindurch. Ein wohlberechneter Plan des evangelischen Religionsunterrichts, der in der Schulpforte befolgt, ist von Schmieder in der Vorrede zu seiner „christlichen Religionslehre“ im Jahre 1833 mitgetheilt worden, und wohl hätte derselbe seit acht Jahren zum Muster für die Vielen dienen können, welche eines Planes noch jezt ermangeln; doch auch diesen Plan können wir, wie sich schon aus dem bisher Angeführten ergibt, nicht für zureichend halten. So kommt die Geschichte

des Reiches Gottes N. und N. T. (also, wenn wir richtig auslegen: die Geschichte der christlichen Kirche) im Laufe eines Jahres in Obertertia vor; wir halten aber weder die Zeit für auslänglich, welche auf die Kirchengeschichte verwandt wird, noch überhaupt diese Lektion für Obertertia angemessen, wo die s. g. allgemeine Weltgeschichte erst in den Anfängen sich bewegen kann; unseres Erachtens findet die Kirchengeschichte erst da ihre gebührende Stätte, wo die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters, wo möglich auch die der neueren Zeit, oder nach anderer Betrachtungsweise: die ethnographische Methode abgeschlossen ist und die universalhistorische Betrachtung eintritt, mit welcher allein die Kirchengeschichte füglich parallel laufen kann. Das Lesen des N. T. fehlt in dem Pfortaischen Plane gänzlich, und das Lesen des N. T. ist nach ausdrücklicher Angabe ein „grammatisches“ Lesen des Grundtextes in Untersekunda. Dagegen ist hier die Symbolik (in Obersekunda) aufgenommen und auf diese folgt erst der systematische Religionsunterricht; soll dieser ja stattfinden, so hat er in dem Pfortaischen Plane allein seinen richtigen Standpunkt, auf der Basis der Symbolik, erhalten. — Eine grobe, von der auffallendsten Vernachlässigung des Religionsunterrichts zeugende Unsitte, die wir auf sehr vielen Gymnasien herrschend finden, ist das Combiniren der Klassen (d. h. Hauptklassen; gegen das Combiniren von Ober- und Unterklassen, wo diese getrennt sind, ist begreiflicher Weise nichts zu erinnern); so hat ein gewisses, 150 — 160 Schüler fassendes Gymnasium von sechs Klassen wöchentlich überhaupt nur sechs Stunden Religionsunterricht! Offenbar sind auch diese sechs Stunden nur vorhanden, weil sie einmal vorhanden seyn müssen, werden offenbar nur tolerirt und es ist im Ganzen gleichgültig, mit welchem Stoffe sie ausgefüllt werden. Wie in solcher Wüsten- ein fester Plan befolgt und etwas Anderes als die kläglichsten Resultate erzielt werden könne, ist nicht abzusehen. Es gebühren sich für jede Klasse wöchentlich wenigstens zwei Religionsstunden, die, beiläufig gesagt, unbedingt in die ersten Tagesstunden zu verlegen sind.

Daß der evangelische Religionsunterricht in Gymnasien bis in die unterste Klasse hinab lediglich von einem Theologen ertheilt werden könne und dürfe, darüber, glauben wir, ist im Ganzen nur eine Stimme. Aber mit dem bloßen Theologen, d. h. dem, welcher wohl oder übel seinen theologischen Studiencursus gemacht hat, wird noch nicht geholfen seyn; am wenigsten möchte für den Unterricht, wie wir ihn verlangen, mit dem nackten theologischen Studium auslangt werden können. Es ergibt sich auf den ersten Blick, daß zu einem solchen Unterrichte nicht allein eine vorzüglich gründliche theologische Bildung, sondern auch kirchliches Bewußtseyn und christliche Lebenserfahrung erfordert werde. Hier kommt es auf nichts weniger an, als sich ein gehöriges Heft zusammenzuschreiben, und nun etwa Stunde um Stunde aus diesem Heft „vorzutragen,“ das Verarbeiten aber den Jünglingen zu überlassen. Die Schüler werden, sich selbst überlassen, gar nichts verarbeiten, das glaube man gewiß. Die Verarbeitung muß durch den Lehrer geschehen. Dies nimmt freilich viel Zeit weg, aber besser ist es, wenig zu lehren, und dies zu

vollstem Verständniß und eindringender Einsicht zu bringen, als viel vorzutragen, viel zu wissen und zu hören und große Penſa zu absolviren mit halbem Verständniß und ohne Einsicht. Eben so nimmt dies eine bedeutende Kraftanstrengung in Anspruch, aber eben darum verlangen wir auch Lehrer, welche ohne Buch und Heft (und dem letzteren sind wir überhaupt in dem Gymnasialunterrichte, dem ersteren mit Ausnahme der biblischen Geschichte, des Katechismus, der Kirchengeschichte und der Hymnologie im Religionsunterrichte von Herzen gram) ihres Stoffes und ihrer Form völlig Meister sind; es gehören zu einem solchen Unterrichte in den mittleren und oberen Klassen nicht halbwegsige Jünglinge, sondern Männer, die außer ihrer Gelehrsamkeit und ihrem streng gläubigen christlichen Sinne auch Geistesgegenwart, helles Bewußtseyn und reise Erfahrung besitzen. Wir würden es deshalb sehr gern sehen, wenn die Religionslehrer in den Gymnasien sich auch außerhalb der Schule bereits im kirchlichen Leben, in der Predigt und Seelsorge, versucht hätten. In den meisten Beziehungen müssen wir demnach den Beruf eines Religionslehrers in den Gymnasien für schwieriger und wenigstens insofern er dies ist, auch für wichtiger halten, als den Beruf eines Predigers, und können nicht angelegentlich genug den Wunsch aussprechen, daß für solche Stellen stets eine sehr sorgfältige Auswahl getroffen werde.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Schreiben an den Herausgeber aus Zürich.)

(Schluß.)

Eines Ereignisses, welches viele Monate hindurch des Rathens, Nebens und Schreibens viel verursachte und von gegnerischer Seite zu Erregung und Unterhaltung neuer bürgerlicher Beunruhigungen dienen und die Regierung neuen Verlegenheiten aussetzen sollte, hätte ich nun auch noch zu erwähnen, der berückichtigten Rede des Pfarrers Tobler zu Weinigen bei dem Sängerfeste zu Neumünster. Allein Sie verzeihen mir, wenn ich mich nicht überwinden kann, diese bereits veraltete Sache nochmals aufzuwärmen, da doch Ihr Blatt der Ort nicht wäre, die Reflexionen aufzunehmen, welche nothgedrungen daran sich anschließen müßten.

Lieber errähne ich Ihnen noch schließlich der den 27. und 28. Oktober versammelt gewesenen Synode der Zürcherischen Geistlichkeit, von welcher die Schweiz, Ev. K. B. mit Grund sagen konnte, „was dieselbe auszeichne, sey weder die Menge noch das Gewicht der äußeren Verhandlungen, sondern vielmehr der freundliche, wohlthuende, lebendigmachende Geist, das brüderlich offene und freie Beisammenseyn, die, Gott Lob! immer spürbarer werdende Regung eines höheren Lebens in den einzelnen Gliedern und die erfreuliche Wahrnehmung, in den sogenannten weltlichen Besitzern der Synode Männer mit wahrhaft geistlichem Sinn und gläubigem Herzen zu sehen.“

Überhaupt, so viel Betrübenes und Bedenkliches die politischen, die Kirchen- und Schulverhältnisse des Kantons fortwährend vor unseren Augen entfalten, so unerkennbar der Kampf der Parteien auf's Äußerste losgeht, so sehr die Feinde der guten Sache alle Mittel in Anwendung bringen, die Gemüther dem Evangelium zu entfremden, Mißtrauen gegen die Diener des Evangeliums zu pflanzen, die Träger

des Heilthums durch Speit und Beschimpfung lächerlich zu machen und in Mißkredit zu bringen, so geht dennoch das Reich Gottes neuen Siegen in unserem Lande entgegen. Ist auch über Lausheit und Trägheit, über Sünde und Weltſinn viel, ach! sehr viel zu klagen, so wächst doch das Häuflein der Gläubigen, so wird doch ihr Zeugniß entschiedener und klarer, so tritt doch eine liebliche Erscheinung unseres Kirchenlebens nach der anderen hervor. Was bei der Volksbewegung vom Jahre 1839 Sündliches war, das wird vom Herrn bestraft und durch ernste Rüchtigungen werden wir wohl noch durchgehen müssen zur eigenen Läuterung und Bewährung. So haben sich den 22. November 1840 eine Schaar von 5000 — 7000 auch zu einer Volksversammlung zusammengethan, um jener vom 2. September 1839 in Kloten einen Gegenſatz zu bieten, und ähnlicher feindseltiger Demonstrationen im Großen und Kleinen gibt es die Menge. Aber der Herr ist Allmächtig, und ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserem Haupte. Er ſieht im Regiment und führt Alles wohl.

Eröffnungsrede des Herrn Antistes Fäſſlin bei der ordentlichen Versammlung der Zürcherischen Geistlichkeit, den 29. Oktober 1839.

Wenn wir in unserer letzten Versammlung mit ganz eigenen Empfindungen mitten aus der welthistorisch gewordenen Bewegung auf dem Gebiete des Glaubens, mitten aus dem Kampfe heraus zu unseren Rathungen getreten waren, und, ohne noch die Erfolge zu sehen, doch uns freuten, wie der Herr vielen Tausenden wieder nahe getreten, wie der Glaube in unserem Volke viel tiefere Wurzeln gefaßt habe, als wir es ahnen konnten, so ist es heute wieder ein ganz eigenes Gefühl, das uns in diesen brüderlichen Kreis begleitet, das wohl Einer im Auge des Anderen lesen kann; es ist Ruhe und Stille eingetreten; mit einer furchtbaren, vernichtenden Entschiedenheit des Volkes, die nicht mehr zu halten, nicht mehr zurückzudrängen war, die gebieterisch einem besseren Geiste die Bahn brach, ist die Sache derer gefallen, welche des Volkes heiligste Bedürfnisse nicht nach Wunsch befriedigen wollten, und sie mit ihr. Neu beſetzt ſieht die Fahne des Evangeliums da, und wie sehr es auch immer noch versucht wird, die ganze Erscheinung zu vertilgen und herabzuwürfeln, es hat sich eine Macht des Glaubens, eine Kraft der evangelischen Wahrheit zu Tage gelegt, welche weithin die Augen der Völker auf sich zog, welche die Geschichte in ihre Jahrbücher aufnehmen wird, und welche in ihrer Entwicklung von allen denen wenigstens begriffen wird, welche selbst diesen Glauben in ihrer Seele tragen, von Anderen weder gerechtfertigt, noch auch nur verstanden werden kann. Und wer irgendwie die vielen Urtheile, welche über die neuesten Ereignisse und die gewaltsame Erschütterung, zu der sie geführt haben, gefällt wurden, näher prüft, dem kann es kaum entgehen, wie oft das Urtheil weniger aus unseren Zuständen heraus, als aus dem inneren Zustande des Beurtheilers selbst genommen ist. Daher der Tadel der Regierung und das Lob des Volkes, daher das Achselzucken einzelner Gelehrten und die Freude der Gläubigen; daher auch die Betrübnis derer, welche, ganz mit der Bewegung einverstanden, die Kirche lieber noch gedrückt gesehen hätten, als daß ihr gerechtes Verlangen eine gewaltsame Erlebung gefunden hätte. Allein diese Erlebung ist gekommen; die Kirche hat sie nicht herbeigeführt, es war nicht ein Plan von Menschenhänden entworfen, welcher da seine Ausföhrung fand; es war eine Kette rasch auseinander sich entwickelnder Umstände und Ereignisse, in deren Gang und Leitung, das erkennen wir alle mit Lob und Dank, eine höhere Hand wirksam war, das Vaterland durch gefährliche Klippen hindurchführte, und dem Glauben zu einem Siege half, der neues Leben in der Evangelischen Kirche wecken sollte.



Und indem wir jetzt diese Siege überschauen und bekennen, daß nicht wir sie errungen, daß es die Kraft des tief in der Seele wurzelnden Evangeliums selbst, daß es der Glaube war, welcher die Welt überwand, können wir uns nicht bergen, daß wir nicht an einem Ziele stehen, wo wir ausruhen können, sondern in ernst, bedeutungsvollen Anfängen, welche alle unsere Kraft und unseren guten Willen in Anspruch nehmen werden. Wie oft hat schon ein Sieger sich selbst um die Früchte seiner Siege gebracht, wenn er mit Stolz, selbstzufriedenem Sinne sich selbst die Ehre gab, oder mit Leidenschaft seine Siege verfolgte. Wir, Väter und Brüder! wollen keine Siege feiern; wir wollen, wir müssen von der großen Arbeit, die jetzt vor uns liegt, recht mit Demuth erfüllt werden; unsere Arbeit geht erst an; es ist ein großes Feld vor uns aufgebrochen, und wir sollen nun unsere Saaten darein streuen; viel Frucht darf nun von diesem Felde erwartet werden; vieler Augen sind darauf hingewandt; welche Freude, aber auch welche Verantwortung für uns! Daß die große Bewegung des Volkes für sein heiligstes Gut eine nachhaltende, eine tief in's Leben eindringende sey, daß auch, wenn die Stürme vorüber sind und die Kämpfe sich gelegt haben, jene Liebe zu Christus, wie sie sich in diesen Tagen so herrlich oft aussprach, jene Treue am Glauben bleibe, und im stillen Herzensgrunde die Sache des Herrn jetzt ihre Siege feiere, wie Vieles liegt da, mit der Gnade von oben, in unserer Hand! Und es ist unsere Pflicht, daß wir unsere öffentlichen Vorträge, unseren Unterricht und unsere Gespräche dazu benützen, diese Blüthe unserer Zeit zu pflegen, daß sie zur heilbringenden Frucht werde. Es ist erlaubt, in diesem und allein in diesem Sinne erbauend und stärkend wieder auf die Bewegung zurückzukommen, und unsere Gemeinden aufs Neue für den Glauben zu erwärmen, durch kraftvolle, entschieden christliche Vorträge ihnen die Geistesnahrung zu reichen, welche sie so entschieden von uns verlangen. Nicht minder aber werden wir auch in uns selbst die größere Wärme und Lebendigkeit zu erhalten suchen, die uns in diesen Tagen für die Sache des Herrn bewegte, nicht vergeßend, wie Mancher auch von uns durch den Anstoß, den er erhalten, durch den Kampf, in den er geführt ward, dahin kam, entschiedenere, lebendigere Zeugnisse abzulegen, als es vielleicht nie geschah, und wohl bedenkend, wie traurig es wäre, ja welchen Schatten es auf die ganze Erscheinung werfen müßte, wenn diese Zeugnisse wieder erkalten oder ermatten würden. Aber so wahr das ist, eben so klar muß es uns Allen seyn, daß wir in der Ruhe und Mäßigung, welcher unser Staat jetzt so sehr bedarf, Anderen vorangehen, die Gereiztheit der Gemüther nicht unterhalten, die Spannung der Parteien nicht befördern, sondern dahin arbeiten, daß der Friede wieder eintrete. Wir können das, unbeschadet der Freiheit, womit wir das Evangelium verkünden und der Wahrheit Zeugniß geben; ja, wir sollen es, und können in dieser Beziehung die Reinheit der Sache, die wir verfolgen, am besten nachweisen, wenn wir in unseren Vorträgen aller Anspielungen auf Andersdenkende, alles Nichtens uns enthalten, und mehr positiv unseren Glauben verkünden; wir können es, wenn wir besonders auch in Gesprächen an der oft lieblosen Verurtheilung Anderer, auch an dem Spott oder Wiße, zu dem sich jetzt Manche gereizt fühlen, keinen Theil nehmen, sondern die ernste Sache mit Ernst behandeln. Jenes wird uns zwar bei dem besten Willen nicht immer gelingen, und wo wir uns auch keiner Spur feindseliger Regung gegen Andersdenkende bewußt sind, wo wir rein nur die Sache verkünden, wenn sie auf die Personen hinübergezogen ward; aber grade den erbitterten Feinden gegenüber werden wir uns durch Mäßigung und Ruhe,

die im Dienste des Herrn zu tragen weiß, die sich nicht von der Leidenschaft fortreißen läßt, am meisten ehren, der Wahrheit treu, aber auch für solche noch Worten des Friedens bleiben. Unsere beste Waffe ist und bleibt eine immer größere Verufstreue, ein heiliger Ernst im Dienste des Herrn. Und diesen werden wir jetzt namentlich auch, wie in allen anderen Zweigen, so besonders in unserer Wirksamkeit für die Schule an den Tag legen. Dieses Verhältniß war auf eine Weise gestört, wie es in einem christlichen Staate, unter einem christlichen Volke nicht von Dauer seyn konnte. Es war ein betrübendes, aber vielsagendes Wort, als zur Zeit der Reorganisation des Schulwesens von gewichtiger Seite ausgesprochen ward, die Zeit werde jetzt kommen, wo entweder die Kirche die Schule, oder die Schule die Kirche aufzuheben müsse. War es auch halb im Scherz gesprochen, so war es ein Scherz, der aus keinem guten Grunde kam, und es war gesprochen zu einer Zeit, wo Niemanden der Sinn daran kommen konnte, daß die Kirche, wenn sie auch so verdorben gewesen wäre, es zu wünschen, die Schule aufzuheben werde. Jetzt hat sich das Blatt gewendet; aber die Kirche wird es nun zeigen, Sie werden Alle dazu helfen, es zu zeigen, daß die Kirche ihrerseits solche Gedanken verabscheue, daß sie die Schule mit Liebe pflege, das Gute in ihr erhalte und alle boshaften Verläumdungen, als ob es nur um Zerstörung des Schulwesens zu thun sey, zu Schanden mache; Sie werden die schöne Aufgabe lösen helfen, in die Erleuchtung des Verstandes noch das Licht von oben herab hinein zu tragen. Und ist auch hier und da die Stellung zu den Schullehrern noch eine schwere, sie wird, sie muß eine bessere werden, wenn Sie ihnen grade jetzt Ihre kräftige Mitwirkung zu Theil werden lassen, wenn Sie dieselben gegen ungerechte und leidenschaftliche Anfeindungen schützen und ihnen zeigen, daß die Schule in der Kirche nicht ihren Gegensatz, sondern ihre treueste Pflegerin findet, wenn Sie auch da mit jener Mäßigung und Ruhe verfahren, welche Anderen wenigstens die Achtung und den Glauben an Wohlwollenheit abzwängen muß. Was wir aber besonders jetzt von Andern haben, ist dies, daß wir selbst unter einander im Geiste brüderlicher Liebe vereint bleiben, und Eines Sinnes dem hohen Ziele, das uns vorgeseckt ist, entgegenstreben. Die letzten Jahre haben uns überzeugt, wie fördernd es für unsere Zwecke sey, wenn wir, in der Hauptsache Eins, in Nebendingen einander mit Liebe tragen, wenn Keiner nur sich und das Seine will geltend machen. Die letzte Zeit hat vollends unsere Kräfte zur Bekämpfung eines gemeinsamen Feindes vereinigt; erhalten wir diesen guten Geist! Es wäre in einer Zeit, wo die Gemeinden in solcher Einmuth um uns standen, schlimm, wenn ihre Seelsorger nicht in dem Einen schönen Ziele, im treuen Dienste des Herrn, zusammen stimmen würden, wenn ein Theil den bestretenen Weg schon mißtrauisch ansehen, oder ein Anderer im Eifer zu weit gehen wollte. Ziehen wir alle nur recht innig den Geist des Herrn auf unsere Rathungen herab, und wer so bittet, wird auch empfangen. Wir haben Gelegenheit, grade heute diese Probe zu bestehen; daß der versöhnende und vermittelnde Sinn eines Finsler, \*) daß der heitere, glaubensfreudige Geist eines Zeller, \*\*) der ihuenen Männer, welche in dieser ersten Zeit von uns genommen wurden, uns bleibe, und die Wahrheit und die Liebe mit ihnen. —

\*) Pfarrer und Dekan in Wangen, Vice-Präsident der Synode, Verfasser des neuen Katechismus.

\*\*) Pfarrer in Stäfa, früher Inspektor des Missionshauses in Berlin.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 27. Januar.

N<sup>o</sup> 8.

## Über den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien.

(Schluß.)

Daß aber Prediger, welche sonst keinen Unterricht im Gymnasium geben, mit der ausschließlichen Ertheilung des Religionsunterrichts beauftragt werden, können wir im Allgemeinen nicht für zweckmäßig halten. Der Religionslehrer muß dem Gymnasium völlig angehören und auch in dem Unterrichte anderer Fächer den Schülern nahe treten. Fällt dies weg, so fällt ein großer, ja der größte Theil der inneren Autorität weg, welche kein Lehrer, am wenigsten der Religionslehrer, entbehren kann. Der Gymnasialschüler respektirt — und wir berufen uns hiemit auf das Urtheil aller Kundigen, selbst in der gebührenden inneren und äußeren Autorität stehenden Gymnasiallehrer — innerlich nur den Lehrer, welcher den Schüler ganz oder doch in den meisten und hauptsächlichsten seiner dermaligen Lebensäußerungen zu ergreifen, zu bewältigen versteht; vor einem Solchen beugt er sich willig und gibt sich willig ganz hin — weit williger als Viele, die stets vom bösen Willen, Trotz, Widerseßlichkeit u. dgl. reden, zu begreifen vermögen. Aber der bloße Fachlehrer, zudem der, welcher außerhalb des Gymnasiums steht, erhält, mit seltener, freilich desto ehrenvollerer Ausnahme, höchstens äußeren Respekt, nicht die das ganze persönliche Leben des Schülers bewältigende und unwiderstehlich an sich ziehende innere Autorität. „Der versteht nichts weiter als was er lehrt,“ ist die, gewiß vielen aufmerksamen Beobachtern des Gymnasialwesens schon öfter vorgekommene Formel der Jugend, mit der sie ihre Kälte und Abneigung ausdrückt; mag man über das Einsichtslose, Bornirte und Verkehrte dieser Formel sagen was man will, sie drückt das Verhältniß des Schülers zu einem Lehrer der angegebenen Art, wie es überall besteht und nicht weggeräumt werden kann, zureichend aus. Wir wünschen darum, daß der „geistliche Lehrer“ an dem Gymnasium (wie der Religionslehrer meistens in den katholischen Schulen, besser als in den unsrigen, genannt wird) auch mehreren anderen Fächern, zumal den historischen (Sprache und Geschichte), vollständig gewachsen sey und in denselben in der betreffenden Klasse Unterricht ertheile. — Wenn wir nun gleich die Beauftragung von Predigern nicht für zweckmäßig halten, so wünschen wir doch sehr angelegentlich Eins noch für den Religionslehrer: die Ordination. Man sage was man wolle, und schlage die Ordination noch so gering, als menschlichen Beruf, an (was übrigens wenigstens der alten Liturgie der Evangelischen Kirche schnurgrade zuwiderläuft), das volle Bewußtseyn des kirchlichen Lebens gewinnen wir erst durch die Austheilung der

Sakramente; dieses volle Bewußtseyn halten wir aber für einen Religionslehrer an Gymnasien unerlässlich.

Besitzt aber das Gymnasium solche (ordinirte) Lehrer, dann ist es zu wünschen, daß diese auch den Confirmandenunterricht in ihre Hände bekommen, und somit ihrem Werke auf der unteren Stufe die Krone aufsetzen. Diese Angelegenheit hängt freilich mit einer anderen, in der neuesten Zeit schon einige Mal zur Sprache gebrachten Frage zusammen: ob das Gymnasium in sich eine Gemeinde bilde? Wir verneinen zwar diese Frage in der Allgemeinheit, wie sie sonst gewöhnlich, auch von uns hier, gestellt wird; doch keineswegs mit der Unbedingtheit, wie sie z. B. Schröder in Brandenburg verneint hat, indem wir an die Katholische Kirche erinnern, wo allerdings ein solches Gemeindeverhältniß der Gymnasien besteht; auch können wir diese Frage verneinen und unseren Wunsch dennoch für einen nicht allein billigen, sondern vollkommen gerechten erklären. Wir haben uns oben hinreichend gegen den Dünkel des Lehrerstandes, und zwar eben bei dieser Gelegenheit, ausgesprochen; hier erlauben wir uns in vollem Gefühle unserer Unparteilichkeit auch die andere Seite hervorzuheben. Eben so gut, wie in der Katholischen Kirche der bei der Gemeinde angestellte Geistliche die aus dem Unterrichte der geistlichen Lehrer an den Schulen kommenden Schüler ohne Weiteres zur ersten Beichte und Communion zuläßt, eben weil der Lehrer ein Geistlicher war, eben so kann und soll der evangelische Geistliche an der Gemeinde das Amt des evangelischen Geistlichen an der Schule anerkennen (oder es gäbe auch in der Evangelischen Kirche Abstufungen des geistlichen Amtes und Berufes), mithin dem letzteren den Confirmandenunterricht so gut wie den früheren und späteren christlichen Religionsunterricht überlassen. Wir verkennen gar nicht, daß die Sache ihre zwei Seiten und ihre Schwierigkeit habe, namentlich können wir uns unter keinerlei Umständen dazu verstehen, die Confirmation und das erste Abendmahl (die erstere schlagen wir nur gering, das letztere sehr hoch an) bloß innerhalb des Gymnasialkreises, etwa in einer Gymnasialkapelle, vornehmen zu lassen; und wenn nun diese Handlungen doch von dem Geistlichen der Gemeinde vorgenommen werden sollen, so scheint es sehr natürlich, ihm auch den vorhergehenden Unterricht nicht zu entziehen. Der Katholische Geistliche verrichtet nämlich mit der Abnahme der ersten Beichte und der Einsegnung zur ersten Communion nur einen objektiven Akt, einen Dienst im strengsten Sinne; der evangelische Geistliche will Solche in die christliche Gemeinde einführen, vor denen er sein Zeugniß abgelegt und deren erstes Zeugniß von Christo er empfangen hat (denn dies soll doch der Confirmandenunterricht bezwecken), als deren geistlichen Bürgen er sich vor dem Herrn und vor der Gemeinde darstellt; darum



hat das Einsegnen Solcher, die der Geistliche nicht selbst unterrichtet hat, für diesen etwas Störendes, Unbefriedigendes. Es tritt hier abermals das Prophetenthum in dem geistlichen Amte der Evangelischen Kirche sehr bestimmt hervor, und wäre für diesen Fall zu untersuchen, ob nicht hier und sonst doch zu großes Gewicht auf dieses Prophetenthum gelegt werde? Wir lehnen die Verfolgung dieser Frage ab, und begnügen uns, dieselbe angeregt zu haben. Entwickelt sich der jetzt überall gleich jungen hoffnungsvollen Saat neu emporkeimende kirchliche Sinn zu der erwarteten Reife, so wird auch dieser Gegenstand einer ernstern und umfassenden Erwägung unterworfen und einer würdigen Entscheidung entgegengeführt werden.

Wir könnten hiemit unsere Erörterung, die sich, wie man leicht bemerken wird, nur im Allgemeinen halten und an den meisten Stellen mehr nicht als Überschriften reichhaltiger Capitel liefern konnte, beschließen, wäre nicht noch ein Punkt rückständig, welcher das Verhältniß des evangelischen Religionsunterrichtes auf der höchsten Gymnasialstufe zu einem anderen üblichen Lehrgegenstände derselben Stufe betrifft. Wir haben uns zwar der Ausführung der Beziehungen des Religionsunterrichtes zu anderen Lehrgegenständen absichtlich enthalten, der jetzt zu erwähnende aber steht in zu enger und bedenklicher Verbindung mit dem Unterricht in der christlichen Glaubenslehre, als daß wir denselben übergehen dürften. Es mag deshalb die übrigen auch nur leicht skizzirte Besprechung dieses Gegenstandes, welche oben an ihrer Stelle unterblieb, um uns nicht störend zu unterbrechen, hier gleichsam anhangsweise noch eine Stätte finden.

Es hat in den Gymnasien Perioden gegeben, in welchen man für die oberste Klasse (oder gar die beiden obersten Klassen) die Ertheilung des Religionsunterrichtes nicht mehr paßlich oder nöthig fand, und denselben durch den Unterricht in den Elementen der Philosophie ersetzen zu müssen meinte. Wenn man dies in der katholischen Kirche erklärlich findet — und wirklich hat diese Einrichtung in katholischen Gymnasien und Lyceen am frühesten Eingang gefunden und am längsten Bestand gehalten —, so ist es in der Evangelischen Kirche doch schlechterdings unerträglich, Gottes Wort und Weisheit als Vorstufe zu Menschenwort und Menschenweisheit zu behandeln. Wir wollen deshalb auch diese Erscheinung nicht weiter verfolgen, sondern uns an die weit häufiger vorkommende Praxis halten, nach welcher in den obersten Klassen der Gymnasien neben dem Religionsunterricht noch Philosophie gelehrt wird. Wir halten dafür, daß mit dieser Einrichtung den Studien der Jünglinge, der Wirksamkeit des Gymnasiums und vor Allem der Kirche der übelste Dienst geleistet werde, und votiren auf das Entschiedenste die Ausweisung der Philosophie aus dem Gymnasialunterrichte.

Der Standpunkt des philosophischen Unterrichtes ist längst überwunden, auf welchem die Philosophie nur als scholastische Dialektik, mithin nur als Organon behandelt wurde, und doch läßt sich von diesem aus allein etwas Leidliches für die Aufnahme des philosophischen Unterrichtes unter die Gegenstände des Gymnasialunterrichtes vorbringen: die Logik der alten Schule

diente wenigstens zu einiger Übung im Denken und war also dem formalen Princip der Gymnasien wesentlich förderlich. Seitdem aber die Philosophie als Wissenschaft des Geistes eine andere Stellung angenommen hat, ist es unmöglich, sie von jenem Gesichtspunkt aus noch ferner betrachten und den übrigen Schuldisciplinen dienstbar erhalten zu wollen. Was aber gibt und lehrt die Philosophie, insofern sie sich über die Schulbänke der Scholastik hinaus geschwungen hat, als Wissenschaft des Geistes? Offenbar erzeugt die Philosophie keine neuen Wahrheiten, findet auch nicht einmal neue Wahrheiten — und wäre dies der Fall, so würde mit dieser Behauptung selbst ihre Ausschließung aus dem Gymnasialunterricht, wie wir denselben auffassen, bereits ausgesprochen seyn — sondern sie gibt nur das, was als Thatfache, mehr oder weniger entwickelt, bereits in der Welt vorhanden ist, sie bringt die Richtungen, in welcher sich die Welt unbewußt oder halb bewußt bereits befindet, derselben zum Bewußtseyn, sie concentrirt das, was in seiner Geschiedenheit und Zerfallenheit sich selbst nicht erkennt und nicht erkannt wird — sie ist gleichsam der Converspiegel, aus welchem das helle und scharfe Bild der gesammten Bewegungen des menschlichen Geistes, so weit dieselben der Gegenwart angehören, widerstrahlt. Wir erkennen demnach in der Philosophie die Blüthe der jeweiligen Kultur des menschlichen Geistes unbedenklich an, und machen den Anspruch an einen Jeden, welcher seine Zeit verstehen will, daß er sich der Kunde der Philosophie nicht entziehe; wir machen diesen Anspruch nicht allein an den eigends so genannten Gelehrten, sondern selbst an den Weltmann, an den, welcher selbstthätig in seine Zeit eingreift, derselben ihre Richtungen zum Theil anweisen hilft, also so weit es an ihm ist, die Philosophie selbst schaffen, d. h. ihre Grundlage und Stoff darbietet. Aber wir behaupten auch, daß das der jedesmaligen Zeitperiode eigenthümliche Schlechte sich concentrirt, verfeinert, verschärft in der Philosophie wieder finde; wir behaupten, daß, sich der Philosophie hingeben nichts Anderes sey, als die Gegenwart in ihrem vollsten Umfange begreifen, vielmehr ganz und gar in dieselbe eingetaucht seyn. Des Wunsches wird man sich also schon begeben müssen, die Philosophie in den Gymnasien zu lehren, da bis daher noch jede Phase der Weltereignisse ihre eigene Philosophie erzeugt hat, und jede künftige Phase derselben eine neue Philosophie erzeugen wird, so lange die Welt steht. Also die Philosophie der Zeit müssen wir, sollen einmal die Grundlagen dieser Wissenschaft in die Gymnasien gelegt werden, lehren. Kaum läßt sich eine größere Verblendung denken als der Wahn, es könne dieses Produkt der Zeit begriffen werden von denen, welche noch ganz und gar keine Anschauung von der Gegenwart haben gewinnen können, und nach ihren sämmtlichen übrigen Studien auf ihrem dermaligen Standpunkte gar nicht dazu bestimmt, geschweige denn vorbereitet sind, eine solche zu gewinnen. Im besten Falle werden sie das Vorgesprochene unverstanden nachsprechen, es wird ihnen dieser über ihren Horizont hinaus liegende Lerngegenstand gleichgültig oder lästig seyn, und das ohnehin verbrießliche Bielerlei noch vermehren, die Philosophie figurirt eben nur in den Lehr- und Lektionsplänen des Gymnasiums als ein

prahlendes, aber ganz unnützes und daruin lächerliches Aushängeschild. Die Mehrzahl der Erfahrungen, welche wir auf einem ziemlich langen Erfahrungswege eingesammelt haben, gehört glücklicherweise in diese Kategorie. Uns, deren frühere Bildungszeit noch in die unbeschnittene Kantische Regierung fiel, waren die freilich höchst trockenen kritischen Probleme, war die ganze Logik insbesondere, die man ausdrücklich angewiesen wurde „nicht etwa zu irgend etwas zu gebrauchen, sondern an und für sich erlernen (oder nach dem Ausdrucke eines unserer längst verstorbenen Lehrer, „mit derselben keinen Hund aus dem Ofen locken“) zu wollen,“ über die Maßen langweilig, und wir flüchteten uns aus diesen Steppen mit wahrhaft brennendem Durste nach den kühlen Quellen der alten Schriftsteller oder nach der Mathematik hin, an der wir doch „etwas hatten.“

Ein weit schlimmerer Fall ist der, daß die Philosophie, zumal die neueste, leicht ein entschiedenes Übergewicht über die christliche Glaubenslehre gewinnt, wenn sie auf ansprechende Weise, vielleicht gar mit dem lodernden Feuer eines jugendlichen Übermuthes vorgetragen wird. „In der Philosophie“ — so hat man schon auf den Gymnasien unverständige und widerchristliche Lehrer vortragen hören — „wird der absolute Standpunkt gewonnen; alle anderen Standpunkte, vor Allem der historisch-christliche, der kirchliche, sind untergeordnete, in der Entzweiung des Begriffes verharrende; die ganze Wahrheit wird in der Philosophie, nur die halbe in der Religionslehre gewonnen.“ Wie kann es anders kommen, als daß die Schüler die christliche Glaubenslehre als Kinderschuhe voller Geringschätzung von sich schleudern, und leichtfüßig über die wichtigsten Thatsachen hinaus hüpfend, sich mit Behagen in dem Reiche der absoluten Redensarten ergehen? Wie kann es anders kommen, als daß zwischen der Glaubenslehre und dem philosophischen Unterrichte ein unheilbarer Riß entsteht, durch welchen nicht allein das Gymnasium als Schule bis in seine Fundamente gespalten, sondern auch der christliche Glaube und das kirchliche Leben nothwendig seinem Einsturz entgegengeführt wird? Denn niemals darf weder direkt noch indirekt irgend ein Lehrgegenstand, und wäre er auch wirklich verhältnißmäßig untergeordnet, in den Augen der Schüler gegen einen anderen herabgesetzt werden, ohne die innere Haltung der Schule in das gefährlichste Schwanken zu bringen, noch weniger darf man den Standpunkt der Kritik beschreiten lassen, ehe die Thatsachen in gehöriger Vollständigkeit und angemessener Begründung mitgetheilt worden sind, wenn man nicht in den Köpfen der Schüler die heilloseste Verwirrung anzurichten und einen Keim der kecksten, aufgeblasensten Phrasologie, der Unwissenschaftlichkeit, der Verneinung und Zerstörung pflanzen will, welcher nimmermehr wieder ausgerottet werden kann. — Wie können hienach den Unterricht in der Philosophie auf Gymnasien weder mit der Fundamentalbestimmung dieser Schulen, noch mit dem Religionsunterrichte, wie er seyn soll, verträglich finden.

Zum Schlusse unserer kleinen Abhandlung gelangt, kehren wir zu dem Anfang derselben zurück. Die am allgemeinsten zuge-

standene Forderung an die Gymnasien ist die: mit der Zeit fortzuschreiten, und den härtesten Tadel finden Vorstände und Lehrer dieser Schule in dem Vorwurfe: hinter ihrer Zeit zurückgeblieben zu seyn. Wir erlauben uns, diese Forderung auch für den christlichen Religionsunterricht in ihrem vollen Umfange geltend zu machen. Länger als ein halbes Jahrhundert war es der Lauf der Zeit, zwischen der Person und Kirche Christi auf der einen und der Welt auf der anderen Seite vermitteln zu wollen. Diese Bahn haben auch die Gymnasien länger als fünfzig Jahre verfolgt; jetzt ist sie durchlaufen und liegt vollständig hinter uns. Das Ziel ist erreicht, an dem sich die Wege trennen: hier Christus, dort die Welt, und das Geheiß der Zeit lautet nicht mehr: zu vermitteln, sondern sich zu entscheiden. Welchen Weg man wählen möge — nur durch die entschiedene Wahl wird man beweisen, daß man die Zeit verstanden habe; ein längeres Verweilen auf dem Wege rückwärts des bereits erreichten und überschrittenen Zieles stellt uns außerhalb des Zeitverkehrs, einsam, vergessen und verachtet. Den einen der beiden zur Wahl uns vorliegenden Wege haben wir gezeigt, so gut wir es vermochten; den anderen mögen Andere zeigen. Wir sind zwar der Meinung, daß dieser andere Weg in pfadlose Wüsten führe, jedoch auch er wird, ja er muß von dem Weltgeiste beschritten werden. Der Herr aber wird dem verirrtel Schafe nachgehen auch in die pfadlose Einöde, Er wird es suchen und finden und heimtragen auf seinen Achseln mit Freuden.

### Urkunden über das Verfahren des Königl. Consistorii zu Magdeburg gegen den Pastor Sintenis nebst Bemerkungen dazu, mit Rücksicht, theils auf einen Aufsatz in der G. R. Z., theils und besonders auf das, von Herrn Dr. Bretschneider in dieser Sache abgegebene Urtheil, mitgetheilt von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1840.

Diese Schrift ergänzt auf eine sehr dankenswerthe Weise die in diesen Blättern mitgetheilten Nachrichten über die Sintenis'sche Sache. Wir entnehmen derselben das Wesentliche in Betreff des Thatbestandes. Nachdem der Prediger Sintenis in der Magdeburger Zeitung in einer Kritik eines Bildes und Gebichts das Gebot zu Christo als Aberglauben und dem Götzendienste verwandt verworfen und auf Befragen des dortigen Consistoriums als Verfasser der Kritik sich bekannt hatte, erging an ihn unterm 12. Februar 1840 das nachstehende Consistorial-Rescript:

„Wie sehr auch Ihre, auf unsere Veranlassung bei uns eingereichte Erklärung: daß Sie die in Nr. 32. der hiesigen Zeitung, unter dem 7. d. M., veröffentlichte „Kritik“ verfaßt zu haben nicht in Abrede stellen können, uns hat betrüben müssen: so sind wir durch dieselbe doch nicht überrascht worden, da die Richtung Ihrer amtlichen Lehrvorträge schon lange kein Geheimniß mehr für uns gewesen ist. Jene Kritik stimmt mit dieser Richtung nur zu sehr überein. Sie machen dem Mäler, von dem „die betende Bauernfamilie“ herrührt, und



dem Dichter, der im 28ten Stück der hiesigen Zeitung das eben erwähnte Bild deutet, den Vorwurf: daß Beide, namentlich der Letzte, besonders mit dem alle Strophen seines Gesanges schließenden Refrain „vom lieben Heiland Jesus Christ, der aller Noth Erbarmer ist,“ „in den Dienst des Aberglaubens“ getreten, oder doch, wenn auch absichtslos, mit ihren Erzeugnissen „dem Aberglauben förderlich geworden,“ jedenfalls, unter einschwermelnder Form, des Aberglaubens Pfleger gewesen seyen. Wo Maler und Dichter ein solcher Vorwurf trifft: da paßt nicht Ihr Urtheil: es könne das ein böses Zeichen der Zeit seyn; vielmehr, es ist eins. Im vorliegenden Fall aber sind beide Künstler, wie fern beide Den, welcher Selbst gesagt hat: „Kommet her zu Mir, alle, die ihr mühselig und beladen seyd, Ich will euch erquicken!“ als Gegenstand der Anrufung einer nothbedrängten Gattung haben darstellen wollen, vor dem Richtersthule des biblischen Christenthums unschuldig. Ihr Vorwurf dagegen ladet eine schwere Schuld auf Sie selbst. Der Aberglaube nämlich, den Sie rügen, besteht in nichts Anderem, als daß das Gedicht „immer und immer von dem lieben Heiland Jesus Christus spricht, wo, der Wahrheit gemäß, nur von Gott die Rede seyn dürfte, — folglich das, was lediglich von Gott erwartet werden sollte, der Wirksamkeit des Erlösers zuschreibt, wie wenn der Vater in Ruhestand versetzt sey.“ Anrufung Jesu Christi erscheint Ihnen mit Anbetung Gottes „im Geist und in der Wahrheit“ unvereinbar. Sie geben sogar zu verstehen, daß, wer von Jesu Christo Befreiung aus seinen Nöthen erwarte, „Götzendienst“ treibe. Auf diese Weise läugnen Sie, zumider den heiligen Schriften und den kirchlichen Symbolen, die eigenthümliche Hoheit des von Gott gesalbten und gesandten Seligmachers der Menschheit, — machen zwischen dem Vater und dem Sohne einen Unterschied, von welchem weder die Bücher Neuen Testaments, noch die Bekenntnisse der Christenheit das Mindeste wissen, — treten also von dem Felsen, auf welchem der Herr Seine Gemeinde gebauet hat, von dem Glauben an den Sohn des lebendigen Gottes, gradezu ab. Auf dessen Nachwort, als Er noch im Fleische wandelte, die Blinden sahen: dem sollen jetzt fromme Kinder den Zustand ihrer erblindeten Mutter nicht mehr klagen dürfen. Den während Seines Lebens in der Zeit Tausende mit den wunderbarsten Erfolgen um Hülfe baten, Den soll, nachdem Er dem letzten Feinde, der überwunden werden mußte, dem Tode, die Macht genommen hat und, als der vollendete Mittler zwischen Gott und dem Menschen, zur Rechten des Vaters erhöht ist, kein Mühseliger und Beladener ohne Aberglauben ansetzen können, jedes Heiligthum folglich, wo dergleichen dennoch geschieht, dadurch in einen Götzentempel versetzt seyn. Summa: Dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden verliehen ward, — durch Den die Gläubigen, weil Er sie mächtig macht, Alles vermögen, — ohne Den zum Vater Niemand kommen kann, — Der die Verheißung: „Was ihr bitten werdet in Meinem Namen, das will Ich thun, auf daß der Vater geehrt werde im Sohne,“ den Seinen ausdrücklich gegeben hat, — Den wir daher ehren sollen, wie wir den Vater ehren, und in Dessen Namen sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erden sind, und alle Zungen bekennen sollen zur Ehre Gottes, des Vaters, daß Jesus Christus der Herr sey: Diesem wollen Sie die Stellung, welche der Vater Ihm verordnet hat, ehe die Welt war, nicht einräumen, noch die Klarheit unter den Menschen, zu welcher Ihn, nach vollbrachten Werken, der Vater verkürt hat, Ihm zugeschieben. Darum ist es denn nichts, als ein willkürlicher, ein dem Evangelio widersprechender, ein gegen die vornehmste Thatsache der Men-

schengeschichte: „Gott ist offenbaret im Fleische,“ schlechthin streiten: der, ein mit dem urkundlichen Zeugniß von Christo, welches die Bibel ablegt und die Predigt ablegen soll, in keinerlei Harmonie zu bringen: der, demnach böser Unterschied, den Ihre Kritik macht, und durch den dieselbe nicht zwar das Gepräge des Aberglaubens annimmt, jedoch den Charakter des Unglaubens trägt, und, wenigleich wohl nicht in selbstiger Absicht, doch ohne menschenfreundliche Umsicht, Vorsicht und Rücksicht, als Stein des Anstoßes und Feis des Argernisses sich hinstellt vor alles Volk, da sie, leider! nicht verschmähet hat, eben ein Volksblatt zu ihrem Organ zu ersehen. Indem wir Ihnen dieses unevangelische, weil von der evangelischen Wahrheit abgewendete, zugleich unpastoralische, weil mit dem Beruf und der Pflicht eines christlichen Seelsorgers in gradem Widerspruch stehende Verfahren als grobe Ungebühr und schwere Verübung, unter großem Schmerz, hienit verweisen, — warnen wir Sie vor ähnlicher Pflichtverletzung, es sey in Wort, oder Schrift, — ermahnen Sie im Namen Dessen, der uns zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht ist, den Grund, der in diesem Einen gelegt ward, und außer welchem einen anderen Grund Niemand legen kann, nicht zu vergessen, vielmehr wohl zuzusehen, wie Sie darauf bauen, — und halten uns von dem Amtseifer, den wir Ihnen gerne zutrauen, versichert, daß Sie, um dieses alleinigen Helfers willen, zu Dem, als dem Erlöser von allem Übel und als dem Vermittler alles wahrhaftigen Heils, die Seelen durch unser Werk geführt werden sollen, unsere gegenwärtige Erinnerung vor Gott erwägen und in der Kraft Seines Geistes beugen werden.“

Auf dieses Rescript antwortete Sinteris unterm 13. Februar, „daß die in demselben enthaltene dogmatische Deduktion seine aus gewissenhafter Prüfung gewonnene, ihm als Sünde angerechnete Überzeugung zu ändern nicht im Stande sey. Sein Amt werde er nach wie vor mit Liebe und Eifer, mit Gewissenhaftigkeit und Treue verwalten.“

Hierauf erging unterm 24. Februar an ihn folgendes zweite Consistorial-Rescript:

„Während unsere Verfügung vom 12. d. M. Ihnen die Sorglosigkeit verweisen sollte, mit welcher Sie, ohne Berücksichtigung Ihrer Seelsorgerstellung zu den Christengemeinden unserer Stadt, Ihre Gedanken über des Erlösers persönlichen Einfluß auf Seine Bekenner in Nr. 32. der diesjährigen hiesigen Zeitung unter der Aufschrift „Kritik“ veröffentlicht und den Glauben an solchen Einfluß für Aberglauben und Götzendienst zu erklären gewagt hatten, — wollten wir, durch diese Verfügung, Sie zugleich veranlassen und auffordern, jene Gedanken einer um so ernstlicheren Prüfung zu unterwerfen, je einsältiger der offene Widerspruch derselben — nicht gegen eine menschliche Dogmatik, oder dogmatische Ansicht, sondern gegen das klare Schriftwort Ihnen darin vorgehalten war. Ihre Erwiderung vom 13. d. M. beweiset leider! daß wir dabei auf Gefinnungen gerechnet haben, die Ihnen fremd sind. Schon die Hast, in welcher die Erwiderung auf die Verfügung gefolgt ist, läßt fürchten, Ihnen fehle der Wille, eine Ihren Ansichten entgegenstehende Vorstellung ruhig zu erwägen und die dazu nöthige Zeit abzuwarten und anzuwenden. Noch mehr ergibt sich aus dem Inhalt Ihres Antwortschreibens, wie abgeneigt solcher ruhigen Erwägung und wie entfernt von dem Standpunkte Sie sind, welcher zur Erkenntniß, wie zur Anerkennung evangelischer Wahrheit gehört.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 30. Januar.

N<sup>o</sup> 9.

**Urkunden über das Verfahren des Königl. Consistorii zu Magdeburg gegen den Pastor Sintenisch nebst Bemerkungen dazu, mit Rücksicht, theils auf einen Aufsatz in der Co. R. Z., theils und besonders auf das, von Herrn Dr. Bretschneider in dieser Sache abgegebene Urtheil, mitgetheilt von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1840.**

(Fortsetzung.)

„Wäre uns, Ihrem Zeitungsaußsage gegenüber, eine „dogmatische Deduktion“ in der Verfügung an Sie angewiesen erschienen: so hätten wir dergleichen nicht schuldig bleiben dürfen; indem wir das Christenthum allerdings nicht für ein Aggregat bloßer Sittenlehren achten, sondern einen Inbegriff christlicher Dogmen kennen, auf welchem, als auf der Grundlage, die wahre christliche Ethik ruhet, — auch die Dogmatik des urkundlichen Evangeliums von der durch Christum gestifteten Versöhnung uns erscheint, weder als ruhend auf menschlicher Ansicht und Meinung, noch als beschränkt auf die Lehren vom Daseyn Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, vielmehr die Hülfesbedürftigkeit des Menschen und das Erlösungswerk des Mittlers, nach göttlichem Rath und Wollen, die eigenthümlichen Grundpfeiler und Hauptstücke der Glaubenslehre N. T. ausmachen. Wir bedurften jedoch keiner dogmatischen Deduktion, um Ihnen den verlorenen Weg nachzuweisen. Schlichte Hinweisung auf das Bibelwort vom Erlöser und über Ihn, namentlich auf solche Aussprüche, die weder mehrfachen Auslegungen anheimfallen, noch sinnreichen Mißdeutungen unterliegen, war ausreichend. Diese Hinweisung, welche Sie, unwissenschaftlich, dogmatische Deduktion nennen, ist Ihnen zu Theil worden; und zwar aus dem Grunde, weil wir für eine solche Hinweisung auf lauterer, mit Menschenfakung untermischtes, durch Menschendeutung unverfälschtes Bibelwort bei Ihnen, als christlichem Prediger, noch Unbefangenheit des Geistes und Empfindlichkeit des Herzens genug voraussetzen zu dürfen glaubten. Daß uns diese Voraussetzung getäuscht hat, kann unsere Betrübnis über Sie nur vermehren. Sie haben außerdem nicht weniger darin die Verfügung gänzlich mißverstanden, daß Sie vorgeben: es werde Ihnen durch dieselbe eine „aus gewissenhafter Prüfung gewonnene Überzeugung als Sünde angerechnet.“ — Mit seiner Überzeugung und den inneren Gründen, aus welchen, wie den äußeren Bedingungen, unter welchen dieselbe sich bildet, verändert, entwickelt, befestigt, steht sowohl der Christ, wie der Christenlehrer, als vernünftiges und sittliches Einzelwesen, allein vor Dem, der die Herzen kennt und die Gewissen untersucht. Überzeugungen hat keine menschliche Behörde zu richten. Auf Überzeugungen daher geht die Verfügung nicht ein. Wenn hinsichtlich jenes Gemüthes und Gedichtes, gegen welche Sie mit dem Vorwurf des Aberglaubens und Götzendienstes aufgetreten sind, eine schwere Schuld Ihnen beigemessen wird: so liegt das Gewicht dieser Schuld zwar zunächst in der Schriftwahrheit, folglich Ungerechtigkeit, des Vorwurfs selber, aber zumeist und für den hier eingetretenen Fall in der Öffentlichkeit, welche

Sie dem nicht zu begründenden, daher nicht zu rechtfertigenden Vorwurfe gaben und durch welche Sie dem Allgem. Landrecht II. Theil XI. Tit. §. 73. schlechthin zuwider handelten. Und wenn am Schluß die Verfügung Sie grober Ungebühr und schwerer Verfündigung zu zeihen wiederholt: so meint dieselbe abermals nicht sowohl, wie Sie gedacht und empfunden, als vielmehr, was Sie gethan haben. Ihr „Verfahren,“ buchstäblich dieses, nimmt Sie als „unevangelisch“ und „unpastoralisch“ in Anspruch. Während nämlich offenbar Ihnen selbst überlassen bleiben muß, ob Sie in Ihrem Inneren Sich deponirt fühlen, christliches Vertrauen auf den Erlöser, christliche Zufluchtsnahme zu dem Erlöser für Aberglauben und Götzendienst zu halten: so kann, nicht weniger offenbar, Ihnen selbst nimmermehr freistehen, so lange noch biblisches Christenthum in der Kirche Geltung hat, ob Sie auf einer christlichen Kanzel predigen und in einer christlichen Stadt durch die Zeitung verkündigen wollen: Wer von Jesu Hülfen erwartet, nähert Aberglauben, und wer zu Jesu um Hülfen steht, treibt Götzdienst. Was Sie, für Sich selbst, als wahr annehmen, — habe es auch eine von der evangelischen Glaubensnorm noch so abweichende Richtung: dafür steht Sie allein Der an, welchem, als dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, alles Gericht über uns gegeben ist. Was Sie dagegen den Christengemeinden im Lande als wahr anzunehmen sogar durch die Zeitung empfehlen: dafür sind Sie, als evangelischer Prediger, der evangelischen Aufsichtshebende Rechenschaft schuldig und fallen für offenbare Abweichung gesetzlicher Strafverfügung anheim. Unter solchen Umständen kommen wir nicht bloß zurück auf den Ihnen gegebenen Verweis, zumal Ihr Antwortschreiben von neuem darthut, wie sehr Sie ihn verschulden; wir untersagen Ihnen zugleich, nachdrücklich und ernstlich, um Gottes und Seiner Kirche willen, jedes öffentlichen Hervortreten mit willkürlicher Abweichung von Bibelwort und Kirchenlehre; wir warnen Sie vor leidenschaftlichen Fehlgriffen in Ihrer Amtsführung und Handlungsweise, zu welchen Sie Sich so geneigt erfinden lassen; wir machen Sie aufmerksam, wie durch dergleichen keineswegs die Aufgabe des Predigtamtes gelöst, noch der Zweck des Gottesdienstes gefördert, vielmehr die ungewöhnlich bewegte Menge noch mehr aufgerührt, Ungerniß gegeben, Anstoß erregt, Spaltung gestiftet, Marmor gemacht, das Urtheil der Unkundigen verwirret, der in allen Winkeln lauernde Hohn herausgefordert, und statt, daß um den Erzherzog Seine Gemeinde gesammelt werden sollte, die theuer erkaufte Herde von Wölfen zerfireut wird; wir fragen Sie endlich vor Dem, der Sie angestellt hat bei Seinem heiligen Werke, ob Sie die Folgen auf Sich nehmen wollen, von welchen ein mit der Seelsorgertrübe und Seelsorgerklugheit streitendes Verhalten, zumal in einer so leicht Feuer fangenden Zeit, begleitet seyn kann? Wie gern möchten wir Ihrer Zusicherung, daß Sie, „nach wie vor, mit Liebe und Eifer, Gewissenhaftigkeit und Treue, Ihr Amt verwalten werden,“ Glauben schenken, wenn dieselbe nicht unmittelbar der Erklärung folgte: „daß durch unsere Erinnerungen Ihre Überzeugung keine Veränderung erfahren habe!“ — Nur bei Gott ist keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsternis. Der Mensch soll „sich verändern durch Verneuerung seines Sinnes,“ soll „wachsen in der Erkenntnis Gottes



und Wahrheit in Liebe suchend zunehmen in allen Stücken an Dem, der das Haupt ist, Christus.“ So jeder Bekenner des Herrn. So vor allen die zum öffentlichen Zeugniß vom Herrn berufenen Lehrer der christlichen Menschheit. Die Herzen aber am Erlöser irre machen: das heißt nicht Zeugniß vom Erlöser ablegen. Die Bedingung einer gesegneten Amtsführung vernichten: das heißt nicht Sorge tragen für das Heil der Gemeinden. Beim Gottesdienst beten zu Dem, von Dem die versammelte Schaar Gnade um Gnade nehmen will, und dabei denken: den ich anrufe, ist ein Götz, und was ich bitte, kann er nicht geben: das heißt nicht voll heiligen Geistes seyn an der heiligen Stätte. Aus dem Schriftwort an die Seite werfen, was der Privatmeinung nicht zusagt, bis weiter nichts, als bloße Naturreligion übrig bleibt: das heißt nicht treu haushalten mit den Geheimnissen Gottes, noch vor dem Richter als treuer Haushalter erfunden zu werden allen Fleiß thun. Wohl bescheiden wir uns, nicht jeden Verrath an der Wahrheit hindern, noch jeden, der unzweideutig hervortritt, indem wir ihn strafen, unschädlich machen zu können. Die menschliche Behörde ist eben nur menschliche Behörde. Wir staunen aber nicht weniger, als wir trauern, wenn Kirchenlehrer, die sich bewußt sind, daß mit dem klaren Schriftwort und mit dem offenkundigen Kirchenglauben ihre Überzeugung streite, nicht sofort Verzicht leisten auf weitere Verwaltung eines Amtes, das, bei widersirendem Gemüthe, weder Liebe noch Eifer, noch Gewissenhaftigkeit und Treue auskommen läßt, vielmehr, nur mit Freudigkeit vor Gott und mit Segen für die Menschheit geführt werden, lediglich im Glauben und aus Glauben geführt werden muß. So bitten wir, wie Väter ihre Kinder bitten: bedenken Sie den Frieden der Gemeinden und Ihren eigenen. Wir hätten uns kürzer fassen können; aber die Liebe Christi hat uns also zu reden gebrungen. Damit befehlen wir Sie Dem, der da mächtig ist, über Irrthum zu erheben und in alle Wahrheit zu leiten.“

Die Sache hatte unterdessen großes Aufsehen gemacht und war nicht allein von Sinten's selbst, sondern auch, am 1. März, vom Bischof Dräseke, und von den meisten Predigern der Stadt, in Predigten behandelt worden. Um den hieraus entstehenden Kanzelfreit niederzuschlagen, erließ das Consistorium unterm 3. März folgendes Cirkular an die Prediger der Stadt und der Vorstädte:

„Bei der tiefbetrübenden Erfahrung von direkten Anfällen auf das biblische Christenthum, namentlich auf das Geheimniß der Gottseligkeit (Joh. 1, 14., 1 Tim. 3, 15. 16.) und die mit demselben zusammenhängende Lehre von der eigenthümlichen Hoheit der Person Jesu, welche sowohl durch die Zeitung gesehen sind, als auf der Kanzel gewagt werden, finden wir es zwar natürlich, sogar nothwendig und von der Pflicht geboten, daß alle Verkündiger des Evangeliums, die den rechten Grund für ihren Glauben und den rechten Blick in ihr Amt haben, eben jetzt mit gesteigertem Ernst auf das festzuhaltende Kleinod ihre Gemeinden hinweisen, — verkennen aber auch die Gefahr nicht, bei Erfüllung dieser Pflicht in den öffentlichen Vorträgen die Gränze der reinen und ruhigen Apologie zu überschreiten und dem Charakter leibenschaftlicher Controverse und persönlichen Gegenangriffs Raum zu geben. An diese Gefahr hiedurch sämtliche Prediger und Seelsorger unserer Stadt ausdrücklich erinnernd, vertrauen wir ihnen allen, daß sie den bezeichneten Abweg, der nicht zum Heil führt, sorgfältig zu meiden, und nachdem nun die Gemeinden gewiß schon sämmtlich an das, was Noth thut, gemahnt sind, auf den jedem Sonntage eigenen Kreis der Betrachtung sich wieder zu beschränken und besonders die heilige Passionszeit, die nicht zu einem Tumultplage für die Zehre herab-

gewürdigt werden soll, in ihrem eigenthümlichen Geiste zu behandeln und für ihre nächsten Zwecke zu benutzen beßten seyn werden.“

Sinten's hatte unterdessen seine Angriffe auf die Lehre von der Gottheit Christi noch gesteigert; das Consistorium forderte mehrere seiner Predigten ein; es fand eine Unterredung zwischen dem Bischofe und Sinten's statt, und in Folge derselben forderte der Bischof von ihm die Unterschrift des folgenden Protokolls:

1. Ich wünsche, daß, ungeachtet des Widerstreits zwischen meinen Ansichten und meinem Kirchenamte, mein Fortbestehen und Fortwirken im Beruf eines evangelischen Geistlichen möglich werden möge. 2. Ich erkenne die Unverantwortlichkeit des in den letzten Wochen von mir Geschehenen. 3. Ich beklage, daß es geschehen, von ganzem Herzen. 4. Ich verspreche, mein Thun, als evangelischer Seelsorger, Prediger und Jugendlehrer, hinfort auf einen anderen Grund zu stellen, als welcher in meinen letzten Predigten offenbar worden ist, und meine Kanzelvorträge namentlich mit dem Worte der Bibel, so gut ich dasselbe aus den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, vorzüglich dem apostolischen Symbolum und der Augsburgerischen Confession, besonders aber aus dem Geiste der Bibel selbst aufzufassen vermag, in genaue Übereinstimmung zu setzen und vor Äußerungen, welche den Christenglauben zu verletzen scheinen könnten, mit heiliger Sorgfalt mich zu hüten. 5. Ich gelobe, an Berichtigung meiner Ansichten durch redliches Bibelfstudium täglich zu arbeiten. 6. Ich beehre mich, dafern eben dieses Studium meine Ansichten verändern sollte, künftig eben so frei heraus gegen mich selbst zeugen zu wollen, als ich in der letzten Zeit gegen biblisches Christenthum zu streiten gewagt habe.“

Sinten's aber verweigerte die Unterschrift, und sandte dagegen unterm 11. März folgende, auf den Entwurf des Protokolls sich beziehende Erklärung ein:

ad 1. „Ich wünsche, daß mein Fortbestehen und Fortwirken im Berufe eines evangelischen Geistlichen nicht gefährdet sey, und kann nicht einräumen, daß ein Widerstreit zwischen meinen Ansichten und meinem Kirchenamte statfinde, da ich das Glück habe, in einem Staate zu leben, wo Lehre, Glaubens- und Gewissenszwang nicht herrscht. ad 2. Ich erkenne, bei dem in den letzten Wochen von mir Geschehenen zwar nicht die nöthige Behutsamkeit und Rücksicht beobachtet zu haben, bin aber der Meinung, daß besonders durch die veranlassenden Umstände mein Verfahren wohl Entschuldigung erlangen könne. ad 3. Ich bedaure und beklage insofern das von mir Geschehene, als Folgen daraus erwachsen sind, die ich nicht wünschte und nicht voraus gesehen habe. ad 4. Ich verspreche, mein Thun, als evangelischer Seelsorger, Prediger und Jugendlehrer hinfort und stets auf den alleinigen Grund zu stellen, der gelegt ist, auf Gott und Jesum Christum, welchen letzteren, als den Gesandten Gottes, ich in keiner meiner Predigten, — auch in den jüngsten nicht, — verläugnet habe, — und verspreche meine künftigen Kanzelvorträge mit dem Worte der Bibel und den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, vorzüglich dem apostolischen Symbolum und der Augsburgerischen Confession, in so weit ich dieselben mit dem Geiste der Bibel in Einklang zu erkennen vermag, — laut meines geleisteten Eides, — in genaue Übereinstimmung zu setzen, und vor Äußerungen, welche dem Christenglauben zuwider sind, mit heiliger Sorgfalt mich zu hüten. ad 5. Ich gelobe, an Läuterung, an Aufhellung und an Berichtigung meiner Ansichten durch redliches Bibelfstudium täglich so fort zu arbeiten, wie ich es bisher gethan und zu thun, für meine Pflicht und Schuldigkeit erachtet habe. ad 6. Ich beehre mich, dafern eben dieses Studium meine Ansichten verändern sollte, dann

augenblicklich als ein ehrlicher und heuchelloser Mann, eben so frei heraus mich öffentlich bekennen zu wollen, auch wenn ich mich genöthigt sehen sollte, gegen mich selbst und gegen meine früheren Ansichten und Überzeugungen grade hin zu zeugen. Daß ich aber in der letzten Zeit gegen biblisches Christenthum zu streiten genöthigt hätte, davon habe ich mich bis jetzt noch nicht überzeugen können. Zum Schluß füge ich gern hinzu, und versichere als ehrlicher Mann auf Pflicht und Gewissen wiederholt, in Zukunft mit sorgfältigster Behutsamkeit Alles vermeiden zu wollen, womit ich gegen die herkömmliche Kirchenlehre anstreiten würde."

Hierauf gab der Bischof Dräseke, als Direktor des Consistorii, in einer Sitzung dieses Collegii unterm 19. März ein Gutachten über die öffentlich ausgesprochenen Ansichten des Prediger Sintenisch, vom biblisch-theologischen Standpunkte gewürdigt, ab, welches zu ausführlich ist, als daß wir es hier in extenso mittheilen könnten. Wir beschränken uns daher auf eine gedrängte Anzeige des Inhalts desselben und Mittheilung einzelner Stellen, indem wir übrigens unsere Leser auf die angezeigte Schrift selbst verweisen.

Zuerst stellt der Bischof fest, daß Sintenisch die Gottheit Christi geläugnet, und es für Aberglauben, streifend an Götzendienst, erklärt habe, ihm göttliche Ehre zu erweisen. Dann spricht er aus, das Maß für die Würdigung dieser Ansichten könne nicht seyn der Anstoß den sie erregt, — nicht das Urtheil eines Presbyterii, „welches, zufolge seines Schreibens an das Consistorium, den Sintenisch'schen Sätzen zustimmt, und ihnen Namens der Gemeinde unumwundenen Beifall zollt, — nicht das Dafürhalten des Publikums, — selbst nicht die Autorität einer geistlichen Aufsichtsbehörde, — sondern allein, — wobei sich der Bischof auf die Worte der Concordienformel be ruht —, die prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments. Dann weist er nach, wie Sintenisch dem Neuen Testamente, und wie er den Symbolen der Evangelischen Kirche widerspricht, von denen das apostolische, das Nicänische, die Augsburgerische Confession, der kleine Katechismus Lutheri und die Concordienformel ange führt werden, nicht minder aber dem Zeugnisse der Geschichte

„von einer, durch die Zeiten gehenden und nach dem Bedürfniß der Menschheit fortschreitenden, besonderen Offenbarung Gottes, welche, in Israel anhebend, durch die Erscheinung Jesu Christi, als des Verheißenen, sich vollendet, und und in der Bibel Alten und Neuen Testaments, als ihrer einzigen heiligen Urkunde, zur Aufbewahrung für alle nachkommenden Geschlechter, ihre Ansprüche niedergelegt hat. Dieses Zeugniß verwirft, wer in der Weise des Herrn Sintenisch von Christo und dem Christenthum denkt. Nach dieser Denkweise, sollte sie es auch nicht eingesehen wollen, verliert sich das Christenthum zurück auf die öden Flächen, oder richtiger, die wüsten Häiden einer alle tiefere Begründung entbehrenden, einer alles höheren Nahrungs- und Erquickungsstoffes für die bedürftige Menschheit durchaus ermangelnden Naturreligion; und was als eigenhümliche Gottesoffenbarung, — als Offenbarung im Wort gegenüber dem Zeugnisse im Werk, — durch die Bibel gefest wird, das Positive, hat weiter keine Gültigkeit, als wiesern es vor dem Richterstuhl jeder einzelnen Vernunft die Probe besteht."

Hierauf folgt, als Resultat der Ausspruch, daß die Sintenisch'schen Ansichten verwerflich seyen, ein Resultat, dessen Be-

gründung, nebst dem Schlusse des Gutachtens wir in des Bischofs eigenen kräftigen Worten glauben mittheilen zu müssen;

I. „Sie sind absolut verwerflich. 1. Verwerflich, weil sie an innerem Widerspruch leiden; indem sie zwar Christum für den Christ, für den Sohn, für den Eingeborenen Gottes, wollen gelten lassen, — zugleich aber doch, um ipsissima verba in voller Eigenthümlichkeit beizubehalten, nichts wissen wollen von „einem Gott, der Mensch gewesen und von einem Menschen, der Gott geworden sey;" 2. verwerflich, weil sie aus willkürlicher Schriftauslegung (z. B. Joh. 17, 3., Matth. 4, 10., Matth. 19, 17.) willkürliche, mithin unzulängliche Folgerungen ziehen; 3. verwerflich, weil sie zwischen dem Vater und dem Sohne einen Unterschied, den die Bibel nicht kennt, fingiren, — mithin bösen Unterschied machen; 4. verwerflich, weil sie den heiligen Rath Gottes, der eben durch den Sohn, was Menschen nicht möglich war, auszuführen beschloßen hatte, also das Hervorstechen in der ganzen Bildungsgeschichte der Menschheit, übersehen, ja, wo möglich, aus der Geschichte wegsehen möchten, — und die allerhöchste Liebe Gottes, die so groß war, daß sie den eingeborenen Sohn gab, eben in dieser unendlichen Größe läugnen; 5. verwerflich, weil sie namentlich an der Person und dem persönlichen Einfluß des Weltheilandes sich veründigen, indem sie, — während zwar Einmal über das Andere von „glühendster Verehrung,“ von „glühendster Liebe“ für Jesum geredet wird, — Jesum gleichwohl herabwürdigen zu einem Grunde, der nicht tragen, zu einem Haupte, das nicht sehen, zu einem Helfer, der nicht helfen, zu einem Herrn, der nicht schätzen kann, zu einem König, der nicht Reich noch Gewalt hat, zu einem — Todten, mit Einem Wort, der, wie die anderen von der Erde verschlundenen Helden ihrer Zeit, im Grabe liegt; obschon, als Er noch unter den Menschen wandelte, eben dieser Jesus sich einfallen ließ zu betheuern: „Ich bin die Auferstehung und das Leben;" 6. verwerflich sind sie, jene Ansichten, weil sie die Christenheit aller Jahrhunderte, als die vor Christo ihre Knie gebeugt und zu Christo, dem Erlöser, in jedem Gottesdienst ihre Herzen erhoben hat, — also auch die Christenheit unserer Tage, die dies zu thun noch jetzt für Pflicht und Seligkeit achtet, — des Aberglaubens und der Abgötterei bezüchtigen; — während gleichwohl, ungläublicher und unbegreiflicher Weise, derselbe Geistliche, der zu solchen Ansichten hinabgesunken ist, als Liturg vor dem Altar, als Prediger auf der Kanzel, als Katechet in der Schule, fortwährend meint zeugen zu können von Dem, den er als den Heiligen Gottes nicht anerkennt; 7. verwerflich sind sie, weil sie, durch jene Bezüchtigungen, unsere Tempel, und zwar in den heiligsten Momenten der Andacht, schwächen und — da, wer Gottheiten anruft, an die er selber nicht glaubt, ein Wahnsinniger ist, — die Gotteshäuser in Narrenhäuser verkehren; 8. verwerflich, weil sie Taufe und Nachtmahl ihrer sakramentlichen Natur berauben, indem nur auf dem Grunde des Glaubens an die göttliche Würde Jesu beide über Wesen und Wirk samkeit bloßer Ceremonien sich erheben; 9. verwerflich zuletzt, weil sie selbst bis zu gottesspöttlichen Zeichnungen des Wahns sich vergessen, z. B. daß doch der Vater nicht durch den Sohn „in Ruhestand versetzt“ gedacht werden könne. II. Um so verwerflicher aber erscheinen ferner diese Ansichten, als sie — nicht Nebenlehren des Christenthums, sondern den Kern der Lehre, die Hauptsache des Evangeliums, das Geheimniß der Gottseligkeit, den Pfeiler und die Grunddecke der Wahrheit, angreifen; weshalb, wenn sie herrschend werden könnten, das biblische Christenthum verloren wäre; sinntmal dieses lediglich ruhet auf dem Einmal gelegten Grunde: Jesu Christo: dem Sohne des Vaters, dem Heilande der Welt, dem Herrn der Gemeinde. III. Noch mehr treten



sie hervor in ihrer Verwerflichkeit, diese Ansichten, da Herr Sintonis sie nicht bloß hat und als Privateigenthum unterhält, sondern sie mittheilt; nicht an geräuschloser, gelegentlicher Mittheilung sich begnügt, sondern öffentlich, durch eine Volkszeitung, amtlich, von der Kanzel herab, also wie von Verufe wegen, die Mittheilung betreibt; — auch nicht seine Meinungen nur einmischt, nach jezuweiligem Anlaß, sondern an die Spitze seiner Vorträge sie stellt, zu Hauptstücken der Betrachtung sie erhebt, wie pro aris et focis für sie streitet, so Viele er irgend abreichen kann, dafür anzuwerben strebt, in solcher Weise mithin sich's zum unheilvollen Geschäft macht, eben das, für dessen Aufrechthaltung er seine Gesamtkraft aufbieten sollte, niederzuschlagen, und, volente Deo, Gotteswort durch Gotteswort aus der Welt zu schaffen. IV. Sie steigern ihre Verwerflichkeit und Widerwärtigkeit von Stufe zu Stufe, die Ansichten des Herrn Sintonis, a) wenn er in seiner Eingabe an Königl. Consistorium vom 11. d. M. — die das armselige Ergebnis der am 10., Abends, mit ihm gehaltenen Unterredung liefert, — unter Nr. 1. gradezu sagt: „er könne nicht einräumen, daß zwischen seinen Ansichten und seinem Kirchenamt ein Widerstreit stattfinde,“ — und unter Nr. 6. wiederholt: „er könne sich bis jetzt noch nicht überzeugen, daß er durch sein Beginnen in der letzten Zeit gegen biblisches Christenthum zu streiten gewagt habe,“ — sich also für unfähig erklärt, den, wenn auch noch so laut schreienden Widerspruch, in welchen er sich zu dem Evangelio, das er predigen soll, gestellt hat, wahrzunehmen, — b) wenn er ferner (ebenfalls unter Nr. 1.) das Gebundenseyn an das geoffenbarte Gotteswort, woran die Unterredung ihn ernstlich gemahnt hatte, unvereinbar findet mit „dem Glück, wie er es nennt, in einem Staate zu leben, wo Lehr-, Glaubens- und Gewissenszwang nicht herrsche,“ — c) wenn er sogar in jener Unterredung die Frage wagt: „ob denn der König, der doch gleich beim Antritt seiner Regierung, durch Aufhebung eines verurtheilten Religions-Edikts, seine Freisinnigkeit auf's Herrlichste documentirt habe, jetzt mit sich uneins geworden sey?“ — wie, wenn der Beschluß, ein Religions-Edikt von Menschen fahren zu lassen, nicht bestehen könne mit dem Grundsatz, die Bibel nimmermehr fahren zu lassen, vielmehr an ihr, als einem „„Werk aus Gott,““ unerschütterlich fest zu halten! — d) wenn er überdies die Unverantwortlichkeit des von ihm Geschehenen anzuerkennen sich weigert, höchstens zugibt, „was doch aber noch wohl Entschuldigung verdiene,“ nicht „die nöthige Behutsamkeit“ bewiesen zu haben; — (unter Nr. 2.); — e) wenn er ausdrücklich nur insofern (unter Nr. 3.) das Geschehene bedauert, als daraus Folgen, die er nicht voraus sah, und wünschte, erwachsen sind; — f) wenn er sodann (unter Nr. 4.) von dem Grunde, der Einmal gelegt ist und auf den er bauen soll als christlicher Prediger, — so wenig weiß, daß er denselben „in Gott und Jesu Christo“ findet, — als Eines Theils also hiemit das tiefe Apostelwort (1 Cor. 3, B. 9 bis 13., vörs. B. 11.) corrigiren will, welches Christum allein für diesen Grund erklärt, — anderen Theils Den, welcher den Grund gelegt hat, den Vater, von Dem, welcher als der Grund gelegt ist, dem Sohne, nicht zu unterscheiden versteht und hier folglich eben so böses Gemenge macht, als zu anderer Zeit böse Differenz; — g) wenn er weiter verspricht (unter Nr. 4.), mit dem Bibelwort und den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, vorzüglich dem apostolischen Symbolum und der Augsburgerischen Confession, sich

in genaue Übereinstimmung zu setzen, — sogleich aber befüßt: in so weit er dies alles mit „„dem Geiste der Bibel““ (was er wohl hierunter verstehen mag?) in Einklang zu erkennen vermöge; — h) wenn er zwar gelobt (unter Nr. 5.), an Räuterung, Aufstellung und Berichtigung seiner Ansichten durch redliches Bibelstudium täglich zu arbeiten, — jedoch auf der Stelle wieder hinzusetzt, „„nur so, wie er es bisher gethan;““ — i) wenn er am Schluß der Eingabe die ihm vorgehaltene Hauptsache des biblischen Christenthums, das Wort von dem Sohne Gottes und Versöhner der Menschheit zu bloßer „„herkömmlicher Kirchenlehre““ degradiren möchte, und k) bei dem allen endlich für seine Person „Gerechtigkeit“ verlangt, während er doch das gute Recht der Christengemeinden an die Seelsorger- und Schriftauslegerreue der Geistlichen schwer zu kränzen sich nicht entblödet hat. Ich habe gern glauben wollen, auch in der Unterredung mit Herrn Sintonis daran treulich gearbeitet, daß es der vorgesetzten Behörde möglich bleiben möge, den Mann seinem Amte, richtiger, das Amt diesem Manne zu erhalten. Wenn ich aber betrachte, was vorliegt; — wenn ich überhaupt die Befangenheit, die Unklarheit, die Oberflächlichkeit des Angeklagten mir vergegenwärtige, — wenn ich erwäge, wie eingenommen von seinen Leistungen er scheint, und wie hartnäckig, auch wo er verstummen muß, er festhält an dem einmal Behaupteten, — wenn ich die Selbstverblendung in Anschlag bringe, mit welcher er sich neben die Hauptsäule des durch die Reformation wieder aufgebauten biblischen Christenthums stellt, indem er am Ende der zweiten uns vorliegenden Predigt dem Dr. Luther nachspricht: „„Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!““ — besonders wenn ich in Betracht ziehe, daß, am Sonntage Innozenz, von neuem der Redner seinem Hange, das Heilige zu profaniren, auf der Kanzel freien Raum gegeben, und in einer Passionsbetrachtung den Judasinn, den er zum Gegenstande gewählt, darin gefunden hat: daß man, wie Judas, der gern zu einem irdischen Könige den Meister promovirt und als erster Minister desselben gegläntzt hätte, aus Jesu, dem Menschensohn, etwas Anderes machen wolle, als Er doch Selbst zu seyn unaufhörlich versichert habe, — und wenn nun hier theils vor dem Tacte mir unheimlich wird, womit dieser Darsteller der heiligen Geschichte alles, was er anrührt, in Gift verwandelt, — theils vor der Blindheit mich schaudert, die nicht sieht, daß grade die Waffe, welche sie gegen Andere erheben will, gegen sie selbst gekehrt ist, — indem nämlich dem Judas kein Mensch ähnlicher seyn kann, als wer die Erscheinung des Gesalbten vom Himmel dadurch verräth, daß er sie in den Staub zieht und im Staube herum zu zerren nicht müde wird; — endlich, wenn ich die sprechende Thatsache zeugen lasse: daß eine lange, stille Unterredung, welche das Herz des Vorgeladenen eben so sehr, als seine Intelligenz, in Anspruch zu nehmen bemüht war, ihres Zwecks gänzlich verfehlte, auch nicht ein Zeichen sittlicher Reifung oder anderer Bewegung, dessen man sich hätte freuen können, hervorrief, vielmehr nur nothgedrungen, halbe, nicht tragende, daher auch nichts werthe Concessionen hat erpressen können; — — wenn ich dabei still stehe: dann ist meine Hoffnung auf das, was in Zukunft die Kirche von Herrn Sintonis zu erwarten habe, nicht nur sehr klein, — sie ist vernichtet.“

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 3. Februar.

N<sup>o</sup> 10.

**Urkunden über das Verfahren des Königl. Consistorii zu Magdeburg gegen den Pastor Sintenis nebst Bemerkungen dazu, mit Rücksicht, theils auf einen Aufsatz in der Ev. K. Z., theils und besonders auf das, von Herrn Dr. Bretschneider in dieser Sache abgegebene Urtheil, mitgetheilt von einem Freunde der Wahrheit. Leipzig 1840.**

(Schluß.)

Darauf erhielt Sintenis von dem Consistorio einen Verweis, wurde vor ähnlichen Angriffen gegen die Lehre der Kirche verwahrt, mit Suspension bedroht, und unter die Aufsicht des Superintendenten Dr. Asmann gestellt. Hierüber beschwerten sich Sintenis, das Kirchen-Collegium und der Magistrat beim Ministerio der geistlichen Angelegenheiten, welches aber in seinen Entscheidungen vom 30. April, unter Berufung auf §. 73. Tit. 11. Th. II. des Allg. Landrechts den vom Consistorium dem Prediger Sintenis ertheilten Verweis billigte, andererseits jedoch dem Consistorio aufgab, die Prediger Reinhardt und Kämpfe zur Milde, Vorsicht und Friedensliebe zu ermahnen, und darauf zu halten, daß der erhobene Streit, namentlich in den öffentlichen Lehrvorträgen, von den Geistlichen nicht weiter fortgeführt werde.

Damit — so schließt der Bericht über den faktischen Hergang: — ist er (der Streit) denn auch in Magdeburg beendet.

Welcher Christ kann diese kräftigen Bekenntnisse des Bischofs und des Consistorii zu der Grundlehre unseres allerheiligsten Glaubens, zu der Wahrheit, die die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden, ohne Freude, ohne Dank gegen den Herrn lesen, der in unsern Tagen seine Kirche wieder erbaut, und seine Glieder mit dem Bekennergeiste erfüllt. Es klingt darin der Orgelton von Luther's Glaubensliedern wieder, mit denen dieser Zeuge der ganzen Welt Trost bot: „Wir glauben auch an Jesus Christ, Gottes Sohn und unsern Herrn, Der ewig bei dem Vater ist, Gleicher Gott von Macht und Ehren“ und: „Er heißet Jesus Christ, Der Herr Zebaoth, Und ist kein andrer Gott, Das Feld muß er behalten.“

Um aber recht zu verstehen, welcher Zeugenmuth in diesen Bekenntnissen enthalten ist, muß man sich den Zustand der Kirche und insbesondere des Kirchenregiments vergegenwärtigen. Der Bischof und das Consistorium haben kein Bedenken getragen, der Mehrzahl der evangelischen Geistlichkeit und der Universitäts-

lehrer, ja der Majorität aller Gebildeten in Deutschland entgegenzutreten. Sie haben sich dem Vorwurfe ausgesetzt, einer Partei anzugehören. Und welcher Partei? Der „Sekte, der an allen Enden widersprochen wird.“ Nach dem Wege dieser Sekte bekennen sie, „dem Gott ihrer Väter also zu dienen, daß sie glauben Allem was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten.“ Apostelgesch. 28, 22., 24, 14. Ein gläubiger Bauer oder Handwerker trennt sich von Schenke oder Tanzboden, ein gläubiger Landadelmann etwa von den Bällen der nächsten Stadt; sie erhalten einen spöttischen Beinamen; aber der Beruf, in dem sie leben, wird von ihrem Bekenntnisse zum Herrn weiter nicht nachtheilig berührt. Selbst einem Offizier oder Staatsmann erlaubt man, daneben auch Christ zu seyn, und lobt ihn wohl gar, daß er „seinen Glauben von seinem Amte zu trennen weiß,“ indem man umgekehrt, wie Bileam, sucht wo man segnen will. Ein Prediger endlich hat seinen Hauptberuf in seinem Verhältnisse zur Gemeinde; dieser kann er den Namen des Herrn predigen, und den Mund übergehen lassen von dem, wovon das Herz voll ist, während die Beziehungen nach Oben, so wie die zu seinen Amtsbrüdern und anderen Gemeinden mehr in den Schatten treten. Nicht so wenn das schwere Amt des Kirchenregiments vertraut ist. Wo das Kirchenregiment überhaupt nicht auf dem entschiedenen Bekenntniß der Grundlehren der Kirche beruht, wo es sich klüglich zwischen den Gegensätzen der Zeit zu halten und das Bestehen der kirchlichen Ordnung dadurch sicher zu stellen sucht, daß weder Glaube noch Unglaube, weder Christenthum noch Nationalismus noch Pantheismus das Übergewicht erhalten, wo es, wenn die eine Seite des Schiffleins sinkt, schnell auf die andere tritt, damit es nicht umschlage, da compromittirt ein Bischof, ein Consistorium sich selbst, seine Mitbehörden und seine Vorgesetzten, wenn sie laut bekennen: „Dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.“ Den gesammten amtlichen Verhältnissen der Bekenner drückt ein solches Bekenntniß einen unauslöschlichen Stempel auf: Freund und Feind können und werden die Bekenner daran erinnern. Es ist auch ein großer Unterschied, ob es in einer Predigt, in einem literarischen Produkt abgelegt wird, wo man so Manches hingehen läßt, oder in einem amtlichen Erlaß, Angebots eines aufgeregten Publikums, vor einer starken Partei, welche so eben das läugnet und bestreitet, was jene bekennen. Solche Bekenner haben alle Christen zu segnen und ihren Fußstapfen nachzufolgen, und die Ev. K. Z. insbesondere ist dem Herausgeber der Urkunden auch dafür Dank schuldig, daß er auch ihr Gelegenheit zur freudigen Erfüllung dieser Pflicht gegeben hat.



Nach diesen Mittheilungen wendet sich die angezeigte Schrift zur Ev. R. Z. und läßt sich über deren Aufsätze, die Sittenis'sche Sache betreffend, dahin aus.

„In derselben erschien im Julihefte Nr. 54 und 55. über den Magdeburger Streit ein Aufsatz, dessen von Liebe zum Herrn Jesus Christus und von Eifer für die in Ihm erschienene Wahrheit durchglüheter Verfasser das Verfahren des Consistorii billigt, und nur schmerzlich und leider! mit vollem Rechte ein entschiedeneres gemeinsames Zeugniß für Den, dessen Zeugen die zu Seinem Dienste berufenen Apostel seyn sollen (Apostelgesch. 1, 22.), bei der Geistlichkeit in Magdeburg vermißt hat. Fast in gradem Gegensatz spricht ein anderer Referent sich im Augusthefte der Ev. R. Z. Nr. 67 und 68. aus. Demselben wollen wir auch Liebe zu Christo und zu der von ihm gegründeten Kirche, und Eifer für das Wohl der Gemeinde Jesu gern zugestehen, und stimmen von ganzem Herzen ein in seine Klagen, daß der dermalige Zustand der christlichen Kirche viel zu wünschen und von Gott zu erbitten übrig lasse; wenn wir gleich seine Ansicht, daß ein besserer, frommerer Geist auf die Kirchenbehörden von den frommer gewordenen Gemeinden in Rückwirkung übergehen werde, nicht zu theilen vermögen. Aber eine auch nur allgemeine Bekanntschaft mit dem, vom Consistorio zu Magdeburg gegen Sittenis beobachteten Verfahren können wir dem Verfasser des obigen Aufsatzes nicht zugestehen; denn, wenn derselbe behauptet, das Consistorium sey nur mit Prohibitivmaßregeln eingeschritten; habe in Religionsfachen nur befehlen wollen; ein solches Einschreiten der Kirchenbehörde, „ohne daß die Macht des Geistes und des Wortes als Seele ihrer Handlungen sichtbar werde,“ könne nichts helfen: — so thut er dem Consistorio, so weit die mitgetheilten Urkunden als Ausdruck des in demselben herrschenden Geistes gelten dürfen, im höchsten Grade Unrecht, und weiß offenbar nicht, wie dasselbe verfahren ist. Und wenn er in einem viel gelese- nen Blatte, mit dem Hinblick auf den Magdeburger Streit drucken läßt: gegen einen Irrelehrer bloß beschwichtigend zu verfahren, das sey eines Polizei-Directors würdiger als eines Bischofs; sich nur auf Äußerungen und symbolische Bücher zu stützen, sey verfehlt; das Wort Gottes nur als ein verurtheilendes Gesetzbuch aufzuschlagen, sey verfehlt; der Bischof solle das Verlorene suchen; Sittenis habe eine schöne Gelegenheit gegeben, den Bewohnern Magdeburgs Christum als wahrhaftigen Gott vor Augen zu stellen; wie lehrreich und erbaulich „würde“ es seyn, kirchliche Obere die Lehre, Christus sey anzubeten, gegen Sittenis feststellen und darauf ihren Richterpruch gründen zu sehen: — so müssen wir nicht weniger über die Unbekanntschaft des Referenten mit dem, was Seitens des Consistorii und des Bischofs geschehen ist, staunen, da er grade die Weise des Verfahrens vermißt und als nicht beachtet anempfiehlt, in welcher die Behörden gehandelt haben; als wir den obigen, über das Consistorium und den Bischof im Besonderen, — von dem durch sein amtliches Wirken in der ganzen Provinz Sachsen, und durch seine gedruckten Predigten in der ganzen theologischen Welt seit mehr als vierzig Jahren bekannt ist, daß er auf dem alleinigen Grunde Jesus Christus bauet, und die Arbeit eines jeden Geistlichen, welcher theologischen Partei er auch angehöre, ehrend anerkennt und liebevoll unterstützt, dafern sie nur auf jenem christlichen Grunde ruhet — ausgesprochenen Tadel entschieden als ungebührig, unüberlegt und ungerecht abweisen müssen, wobei wir von der Unrichtigkeit des Referenten und von seiner Liebe zur Kirche des Herrn mit Zuvorsicht erwarten wollen, daß derselbe nach genauerer Einsicht in die Sachlage in seinem Herzen oder auch öffentlich eingestehen werde, er habe das Verfahren des Consistorii und des Bischofs bei der Anfertigung seines Aufsatzes nicht ge-

kannt, müsse nach erfolgter Berichtigung seines Wissens von der Sache auch sein Urtheil über dieselbe ändern, und könne den Ansichten und dem Benehmen obiger Behörden seine Zustimmung nicht versagen. Wir hoffen also, daß der Referent die Verdächtigungen gegen das allgemein verehrte Consistorium unserer Provinz bereuen, daß er die Kränkungen, womit er unseren theuern Bischof, dessen Lebensaufgabe es ist, Segen zu schaffen, so weit seine von Gott ihm verliehene, und bis jetzt gnädig erhaltene hohe Kraft irgend reichen will, grade in seiner Amtswirk- samkeit, für deren überaus herrliche Erfolge die begeisterte Liebe der Geistlichen in der Provinz Sachsen zu ihm, und durch ihn gehoben zu ihrem Amtswerk, das köstlichste, das ehrenvollste Denkmal ist, — so freigebig in seinem Aufsatze überhäuft, tief fühlen und wie ein Christ darüber mit seinem Gotte im Gebete zu Rathe gehen werde. Es würde uns mit Schmerz erfüllen, wenn wir uns in dieser Hinsicht in dem Referenten irrten. Die Wahrheit und die Förderung der guten Sache des Herrn fordert von ihm obiges Eingeständniß.“

Es sey dem Verfasser dieses zuletzt gedachten Aufsatzes erlaubt, dem Vertheidiger des Bischofs und des Consistoriums für seine freundlichen und ernstlichen Zurechtweisungen hiedurch zu danken. Was Ersterer gefehlt, glaubt er nicht besser als durch gegenwärtige Mittheilung alles Wesentlichen, was der Vertheidiger angeführt hat, gut machen zu können. Fern sey es von ihm, mit anderen Empfindungen, als denen dankbarer Ehrfurcht, solche Bekenntnisse solcher Männer aufzunehmen. Wie er dennoch jenen Aufsatz hat schreiben können, wolle der Vertheidiger aus Folgendem entnehmen.

Er hat in der That das Verfahren des Bischofs und Consistorii nicht weiter gekannt, als solches aus den von dem Vertheidiger billigend angeführten Nachrichten in Nr. 54 und 55. des Julihefts zu entnehmen war. Daß nur diese Nachrichten dem Aufsatz Nr. 67. 68. des Augusthefts zum Grunde lagen, glaubte er durch den Eingang und gegen das Ende desselben hinlänglich angedeutet zu haben, sieht aber jetzt ein, daß er dies ausdrücklich hätte sagen sollen.

Dann aber ging seine Absicht überhaupt nicht dahin, einzelne Personen oder einzelne Behörden, die als kirchliche Obere in der Sache thätig gewesen, zu beurtheilen. Am wenigsten fühlte er zu einem voreiligen Tadel derselben irgend eine Ver- suchung. Davon mußte schon die Liebe und Ehrfurcht, die er immer für den Bischof und mehrere andere Mitglieder des Consistorii gehegt und seine Unbekanntschaft mit fast allen übrigen ihn zurückhalten. Er kennt auch zu gut aus eigener Erfahrung die Schranken, welche die collegialische Verfassung den einzelnen Gliedern eines Collegiums, und welche jeder Behörde das Verhältniß zu Vorgesetzten, zu coordinirten Behörden, zu Amtsvor- fahrern und Amtsnachfolgern u. s. w. stellt, als daß er so schlecht- hin den Einzelnen oder einem Collegio die Schuld beimeissen sollte, wenn nicht das geschieht, was er in abstracto für das Rechte hält. Seine Absicht war, bei Gelegenheit der Sittenis'schen Sache in's Licht zu stellen, wie die Kirche Irrelehrer in ihrem Schosse zu behandeln hat mit Rücksicht auf unsere Zeit und unser Vaterland, mit Rücksicht auf das, was nach den Nachrichten in Nr. 54. 55. in Magdeburg geschehen war, auf das Gesamtergebnis der Maßregeln gegen Sittenis, aber

ohne über Schuld und Unschuld der Personen, die zu diesen Maßregeln mitgewirkt, abzuurtheilen, denn dazu war die Sache nicht reif. Diese Tendenz des Aufsatzes schien ihm hinlänglich in demselben angedeutet; der Verteidiger aber hat ihn überzeugt, daß er sich bestimmen und vorsichtiger hätte ausdrücken, und dadurch vermeiden sollen, Männer zu kränken, denen er, wie sich nun zeigt, grade in Beziehung auf diese Sache Dank und Ehrfurcht schuldig war.

Nachdem der Verf. jenes Aufsatzes somit, was der Verteidiger fordert, nach Kräften geleistet hat, wird Letzterer es als gerechtfertigt durch die Wichtigkeit der Sache und den Beruf dieser Blätter anerkennen, wenn noch folgende Bemerkungen über die Sintenische Sache, wie sie sich nun herausgestellt hat, beigelegt werden.

Die Consistorial-Rescripte an Sinten und das Gutachten des Bischofs behandeln des Ersteren Läugnung der Gottheit und Anbetungswürdigkeit Jesu Christi so, als ob Sintenis damit ganz vereinzelt da stände. Sie ignoriren, daß der Name der Sintenianer Legion heißt, daß ihrer in allen Ständen, von dem in unseren Tagen neuerdings so hoch gefeierten Könige Friedrich II. an, durch alle Klassen und Stufen der Geistlichen und Laien, der Gelehrten und Ungelehrten bis hinab in die Hütten der Armen ein großes Heer ist, vor der die kleine Heerde, die mit dem Bischofe und dem Consistorio bekennen, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen ist, fast verschwindet. Sie erwähnen nicht, daß Sintenis der mächtigen Parthei der Nationalisten angehört, und im Wesentlichen nichts gesagt und gethan hat, was diese nicht auch sagen und thun, und daß diese Parthei auch im Kirchenregiment durch alle seine Gliederungen hindurch ihre einflußreichen Vertreter hat. Sintenis aber konnte dies Alles nicht vergessen. Er mußte sich bewußt werden, daß nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Bischöfen, Consistorialrathen, Superintendenten, Geistlichen und Laien der Evangelischen Kirche in die schönen Bekenntnisse seines Bischofs und seines Consistorii einstimmen. In der Überzeugung, daß seine Glaubensgenossen, die Nationalisten, denselben gar stattliche Gründe entgegenzusetzen hätten, mußte er sich, so lange er selbst Nationalist blieb, dagegen auflehnen, daß ihm das laute Bekenntniß des Rationalismus „als Sünde angerechnet,“ oder der Unglaube an Christum von den Kanzeln, wo er seinen Hauptsitz hat, oder aus den öffentlichen Blättern verbannt und zum Schweigen oder leise sprechen verurtheilt, daß ihm von seinen Vorgesetzten im Tone der Autorität Verweise ertheilt werden sollten wegen dessen, was andere kirchliche Obere selbst thun und lehren. Er konnte billigerweise fordern, daß der Bischof und das Consistorium nicht anders als in dem Bewußtseyn gegen ihn einschritten, daß sie gleichzeitig dem Rationalismus überhaupt den Krieg erklärten, und ein Feuer schürten, das unsere Enkel noch brennen sehen werden.

Dann freilich hätte die ganze Sache eine andere Gestalt angenommen. Schon der Anfang derselben wäre ein anderer gewesen. Prediger Klusemann's „freundliche Gabe,“ welche schon ein Jahr vorher die Grundwahrheiten unseres allerheiligsten Glaubens, wie Sintenis, verläugnete, hätte den Kampf eben so wohl entzünden können und sollen als der Sintenische

Zeitungsartikel. Und hatte Magdeburg vor dieser „freundlichen Gabe“ keine Nahrungstoffe des Unglaubens und des Glaubens, die mit einander ringen konnten? Das Consistorium ist durch den Sintenischen Zeitungsartikel „nicht überrascht worden,“ denn „die Richtung seiner amtlichen Lehrvorträge war für dasselbe schon lange kein Geheimniß mehr gewesen.“ Die „ungewöhnliche Bewegung der Menge, der Rumor, das Leichtfeuer-fangen unserer Zeit“ hätte nicht beklagt werden dürfen; vielmehr hätten die Bekenner des Herrn in Sein Wort einstimmen müssen: „Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollt ich lieber, denn es brennente schon,“ Luc. 12, 49. Ach wenn sie doch Feuer finge, diese nasalkalte, dumpfige Zeit, wenn sie doch Feuer fingen unsere todtten, trägen Herzen, Feuer der Liebe Gottes, Feuer eines guten Eifers um das Haus des Herrn! Schwerlich hätte, wenn die ganze Bedeutung, der ganze Umfang der Gegensätze, auf die es ankam, so wie es Sintenis fordern konnte, in's Auge gefaßt worden wäre, schon nach wenigen Wochen vorausgesetzt werden können, „daß nun die Gemeinden gewiß schon sämmtlich an das, was Noth thut, gemahnt sehen,“ und zwar ohne daß die Gemeinden ausgenommen wurden, deren Mahnung dem Prediger Klusemann und denjenigen Mitgliedern des Ministeriums oblag, auf deren Rath der Magistrat für Sintenis Partei ergriffen hat. Vielmehr hätte, statt die „Niederschlagung“ des Streits zu versuchen, den Geistlichen, die Christum als ihren Gott und Herrn bekennen, zur Pflicht gemacht werden müssen, diesen heiligen Kampf, namentlich in öffentlichen Lehrvorträgen, fortzusetzen, um in den schwankenden Herzen ihrer Zuhörer die Frage aller Fragen: „Was haltet ihr von Christo? Wessen Sohn ist Er?“ zur Entscheidung zu bringen. Über die ganze Evangelische Kirche hätte dieser Kampf sich verbreiten, und in das Innere der theologischen Fakultäten, ja der Consistorien selbst eindringen müssen. Die öffentliche Verhandlung dieser öffentlichsten aller Fragen hätte den reichen Segen des guten Bekenntnisses des Bischofs und Consistoriums zu Magdeburg allen Christen zu Gute kommen lassen. Die Gläubigen hätten Gelegenheit gehabt, sich als Streiter ihres Herrn in allen christlichen Kriegertugenden zu üben, im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung, im Gebet, in der Geduld und Sanftmuth, im Muth, in der Tapferkeit. „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde,“ hätte auf ihrem Panier gestanden, und Jeder von ihnen hätte sich prüfen können, ob er in der That glaubt, daß der Sache des Herrn auch im Erliegen der Sieg gewiß ist. Dann hätte die Erzählung des Verteidigers nicht mit den Worten geschlossen: „Damit ist der Streit denn auch in Magdeburg beendet,“ — sondern: „Damit ist denn der größte Streit, der das achtzehnte und neunzehnte oder irgend ein Jahrhundert bewegt hat, auch in Magdeburg neu entzündet, um nicht eher beendet zu werden, als bis der Herr, wenn auch erst nach vielen Menschenaltern, seine Sache zum Siege hinausgeführt haben wird.“

Daß die Sache nicht diesen, sondern den entgegengesetzten Gang genommen, daraus wird es erklärlich, daß die herrlichen Zeugnisse und Bekenntnisse des Bischofs und des Consistoriums —



der eigentliche geistliche Kern des ganzen Handels — unter den Scheffel gestellt worden sind. Wie sie uns bis jetzt unbekannt geblieben, so scheinen sie auch in Magdeburg nicht recht bekannt geworden zu seyn. Der Vertheidiger wenigstens theilt sie als etwas Neues mit und unser Berichterstatter im Julihefte Nr. 54. 55. übergeht sie mit Stillschweigen; man sieht aus seinem Berichte nicht, daß etwas Anderes als beschwichtigende Prohibitivmaßregeln von den Behörden ausgegangen, ohne daß der Vertheidiger ihn deshalb tadelt. Um wie viel mehr mußte den Sinenesianern die Sache so erscheinen, die ein Interesse dabei hatten, das Licht der Wahrheiten, welche der Bischof und das Consistorium bekennen, sich und Anderen zu verdunkeln? So ist es gekommen, daß Sinenis dasteht nicht als Einer, der wider die Kirche und die Schrift, sondern als Einer, der, Behufs Verdeckung eines vermeintlichen Skandals angefochten, aber nicht überführt, für Glaubens- und Lehrfreiheit gekämpft hat.

Schließlich machen wir noch auf den Umstand aufmerksam, daß die Behörden bei ihren Schritten gegen Sinenis auf das Preussische Landrecht sich berufen, dessen hier einschlagende Stellen, Tit. 11. Th. II., so lauten:

§. 73. In ihren (der Geistlichen) Amtsvorträgen und bei dem öffentlichen Unterrichte müssen sie zum Anstoße der Gemeinde nichts einmischen, was den Grundbegriffen ihrer Religionspartei widerspricht.

§. 74. In wie fern sie, bei innerer Überzeugung von der Unrichtigkeit dieser Begriffe, ihr Amt dennoch fortsetzen können, bleibt ihrem Gewissen überlassen.

Hiezu bemerken wir zuerst, daß das Landrecht nicht die rechte Norm ist, wonach die Pflichten der Geistlichen zu messen sind. Es sagt selbst im §. 66. desselben Titels:

daß die Pflichten der protestantischen Geistlichen durch die Consistorial- und Kirchenordnungen bestimmt seyen.

Und auch ohne diese ausdrückliche Bestätigung würden dieselben als Provinzialgesetze durch Publikation des Landrechts ihre Kraft nicht verloren haben. Diese alten Ordnungen fassen das Amt und die Pflichten der Geistlichen aus der Fülle des Glaubensbewußtseyns der Evangelischen Kirche auf, und sind daher die wahre und reichhaltige Rechtsquelle, der sichere Maßstab für Fragen der vorliegenden Art. Das Landrecht dagegen rühret aus der Zeit her, wo die Aufklärung das höchste Stadium ihrer Dürre erreicht hatte, und einerseits Skandale, wie den Pöppprediger Schulz'schen Prozeß, andererseits die in dem Religionsbifte von 1788 sich kundgebende Reaktion hervorrief. Von dem Gesichtspunkte der abstrakten Trennung von Kirche und Staat aus ignoriert es, so viel irgend möglich, das Daseyn und die Natur der christlichen Kirche, die doch alle neuere Staaten in ihrem Schoße getragen hat, behandelt die Kirchen des Landes — §. 10. 11. a. a. D. — als bloße „Gesellschaften mehrerer Einwohner des Staats, die sich unter dessen Genehmigung zu Religionsübungen und zur öffentlichen Feier des Gottesdienstes verbunden haben“ und folgt in seinen, nach solchen Grundprincipien nothwendig höchst dürftigen Bestimmungen hauptsächlich der Tendenz

der damaligen Zeit, den Glauben in Privatmeinungen, die Kirche in willkürlich zusammengetretene Vereine aufzulösen unter dem Namen der Toleranz dem Indifferentismus Raum zu schaffen, und jede innere organische Gliederung, und Befestigung der Kirche als staatsgefährlich zu verhindern.

Dieser Art sind auch die oben angeführten Bestimmungen, welche die Grenzen der Lehr- und Gewissensfreiheit feststellen sollen. Aus den Worten des §. 73. „zum Anstoße der Gemeinde“ konnte der Pöppprediger Schulz, der die Grundwahrheiten des Christenthums und die heilige Schrift auf das Treueste verläugnete, die Entschuldigung hernehmen, es gereiche dies nicht zum Anstoße seiner Gemeinde, sie sey damit einverstanden. Auch Sinenis hat die Worte dieses Paragraphs für sich, insofern er sich nur in einer Zeitung — nicht auch, wie er freilich nachher gethan, auf der Kanzel — von Christo, als seinem Gotte, — lössagte. Der §. 74. stellt den inneren Unglauben der Geistlichen ihrem Gewissen anheim, und, in Übereinstimmung hienit und unter Berufung auf diese Stelle, erkennt das Consistorial-Rescript vom 24. Februar 1840. an, daß „Überzeugungen keine menschliche Behörde zu richten habe, und es dem Prediger Sinenis überlassen bleiben müsse, ob er sich disponirt fühle, christliches Vertrauen auf den Erlöser und christliche Zufluchtsnahme zu ihm für Aberglauben und Götzendienst zu halten.“ Nun ist es zwar wahr, daß nur Gott in's Herz sieht, Menschen aber nach dem richten, was vor Augen ist. Man hängt die Diebe nur, wenn sie sich ergreifen und überführen lassen. Allein mit Unrecht würde man hieraus schließen, daß der Diebstahl kein Verbrechen und Jedermanns Gewissen anheimgestellt sey, dagegen das eigentlich strafbare Verbrechen darin bestehe, daß man, wenn man gestohlen, sich ergreifen und überführen lasse. Es ist recht eigentlich Pflicht und Beruf der Kirche, auf die Überzeugungen ihrer Diener, auf ihren Glauben einzugehen und einzuwirken, und sich des Dienstes der Ungläubigen als solcher zu entledigen, obgleich sie Glauben und Unglauben, nur sofern er sich auf erkennbare Weise äußert, zu unterscheiden vermag. Die Anbetung Christi für Aberglauben und Götzdienst halten, und doch nicht dagegen zeugen, das ist kein Ansinnen für einen ehelichen Mann, geschweige für einen evangelischen Geistlichen. Nach den §. 73. 74. Tit. 11. Th. II. des Landrechts würde ein Candidat mit der Erklärung, er halte das Christenthum für Thorheit und Argerniß, sey aber bereit, seine Fertigkeit, orthodox zu predigen, nachzuweisen, zum Examen admittirt werden können, und einen Prediger, der täglich privatim seinen Vorgesetzten, Amtsbrüdern und Gemeingliedern erklärte, er sey und bleibe ein Muhamedaner oder Atheist, könnte man im Amte dulden. Das Auseinanderreißen des Inneren und Äußeren vernichtet die Kirche, denn auf einem Fundament von Heuchelei kann sie nicht bestehen.

Der letzte Theil der angezeigten Schrift ist der Zurückweisung eines Urtheils des Dr. Bretschneider über die Sinenische Sache gewidmet. Wir übergehen denselben als unserem Zwecke fremd, und nehmen von dem Verf. der angezeigten Schrift unter Wiederholung unseres verbindlichsten Dankes Abschied.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 6. Februar.

N<sup>o</sup> 11.

## Übersicht der neuesten Begebenheiten in der Schottischen Kirche.

Die große Bewegung, welche besonders seit vorigem Jahre die Schottische Kirche erschüttert, ist seit unserem letzten Berichte unaufhaltfam fortgeschritten, und es stehen alle Glieder und Freunde derselben erwartungsvoll an dem mächtigen Strome der Ereignisse, um zu sehen, wohin seine gewaltigen Fluthen sich wenden. So fern uns auch die Fragen liegen, um die jetzt in Schottland so lebhaft gestritten wird, wer könnte sich der Theilnahme an einer so merkwürdigen kirchlichen Bewegung entziehen? Von je her sind ja die Verfassungsformen der Kirche und ihr Verhältniß zum Staate der Angelpunkt gewesen, um den alles Leben der Kirche auf der Großbritannischen Insel sich bewegte; Niemand kann ein gegründetes und durchgebildetes Urtheil über diese wichtigen Gegenstände haben, der nicht ihre Geschichte gründlich studirt hat. Und wie an dem Leibe Christi die Glieder Alles gemein haben, so dürfen wir es festhalten, sie kämpfen auch für uns diese Kämpfe durch, und früher oder später werden wir davon die Früchte erndten, wie gewiß auch ihnen, was wir auf dem Gebiete der Erkenntniß erarbeiten, allmählig zu Theil werden wird.

Zuerst schicken wir noch einiges Allgemeineres und dem Hauptgegenstande des Streits Fernerliegende voraus, um dann ausschließlich uns mit dem Fortschritte des Kampfes um den Grundsatz der Nichtaufdringung der Geistlichen (principle of Non-intrusion) und der geistlichen Unabhängigkeit der Kirche zu beschäftigen. Was den Stand der Parteien in der Schottischen Kirche im Allgemeinen betrifft, so hat die Evangelical party im Gegensatz zu den Moderate in dem letzten Jahre offenbar an Macht bedeutend gewonnen. Dies geht aus den viel bedeutenderen Majoritäten hervor, welche sie bei den Abstimmungen in der General Assembly aufstellen konnte, so wie aus dem Umstande, daß an mehreren Orten bei Parlamentswahlen die Nonintrusion so sehr das Schibboleth wurde, daß die Candidaten beider politischen Parteien durch Festhalten daran den Wählern sich zu empfehlen suchten. Neuerlich ist, während früher nur Tories dazu gelangen, ein Whig, der Marquis v. Breadalbane, zum Lord Rektor der Universität Glasgow gewählt worden, ohne Zweifel bloß deshalb, weil er im Oberhause der einzige Schottische Peer war, welcher für die Nonintrusion auftrat. Die Evangelical in der Schottischen Kirche würde man übrigens ganz verkennen, wenn man sie, wie öfters geschieht, bloß für eine kirchlich politische Partei halten wollte; im Gegentheil zeigt sich bei ihnen ein innerlich-lebendiges Festhalten an der Haupt- und Grundlehre der Reformation, der Rechtfertigung

durch den Glauben, in allen Anwendungen, was sie mit uns recht nahe verbindet. In einem ihrer Organe ist die Vertheidigung dieser Grundlehre gegen die Oxfordsche Partei Pusey's ein immer wiederkehrender Gegenstand; wir führen als Beispiel folgende schöne und klare Feststellung dieser großen Hauptwahrheit an: „Der Friede, den ein Sünder empfängt, kommt aus der Wahrheit, die er glaubt, nicht aus dem Akte seines Glaubens, grade wie das Licht von der Sonne kommt, und nicht aus unserer That des Öffnens der Augen, oder aus unserem Bewußtseyn, daß unser Auge geöffnet sey. Viele sehen den Glauben als eine Art Bedingung oder Befähigung an, vermöge deren man ein Recht auf die Erlösung und das ewige Leben erhalte; und dies letztere betrachten sie als Lohn des Glaubens, als Beweis des göttlichen Wohlgefallens an uns, daß wir nun einen gewissen inneren Kampf oder Gang durchgemacht haben. Auf diese Weise wird dann unter dem Namen des Evangeliums und in der Sprache der Rechtgläubigen selbst ein System reiner Selbstgerechtigkeit vorgegetragen. Wir brauchen wohl nicht zu sagen, wie sehr dies dem apostolischen Evangelium unähnlich sieht — so unähnlich, als der Glaube des Saulus von Tarsen dem des Apostels Paulus. Vom Gegenstande des Glaubens reden die Apostel viel; von dem innerlichen Akt des Glaubens aber nie, viel weniger erheben sie ihn zu einem mächtigen, verdienstlichen Werke, von dessen rechter Übung Gottes Wohlgefallen abhange. Daher war die Hauptfrage unter ihnen in jener Zeit niemals die selbstgerechte: „Bin ich wohl auf die rechte Weise zum Glauben gekommen?“ — sondern die: „Ist Christus wahrhaftig gestorben und wieder auferstanden?“ Bei Luther und den meisten Theologen der Reformation haben wir herrliche Darstellungen dieses reinen apostolischen Evangeliums. Luther heftet unser Auge auf einmal ungetheilt auf das Kreuz. Die späteren Streitigkeiten haben vielfach dazu gedient, die Kraft der Wahrheit zu lähmen; und auch in unseren Tagen schleicht dies Übel verborgen und unter scheinbaren Vorwänden, aber mit verberblichem Erfolge umher. Es zehrt den Kern des Evangeliums auf und läßt uns nichts, als die leere Schale.“

Obwohl die große Patronatsfrage das Interesse aller lebendigen Kirchenglieder fast ganz verschlingt, so behaupten die Evangelical doch auch mit Nachdruck ihre Stellung dem Independismus, dem sogenannten Voluntary Principle, gegenüber. Nicht ohne bedeutendes Interesse für diesen Streit insbesondere, wie überhaupt, ist eine vor Kurzem erschienene Lebensbeschreibung des verstorbenen Professors Mac Erixe, von dem drei Werke: das Leben des Johann Knox, die Geschichte der Unterdrückung der Reformation in Spanien, und der Unterdrückung derselben in Italien, in's Deutsche übersetzt worden sind. Auch



für uns dürfte Einiges aus diesem Leben anziehend seyn. Thomas Mac Eri war der Sohn eines Fabrikanten in Dunfermline, geboren 1772; von einer frommen Mutter empfangen er die ersten Eindrücke der Gottseligkeit. Als er, wegen der beschränkten Umstände seiner Eltern, mit Mühe bis zur Reise für die Universität gediehen war, begleitete seine Mutter ihn ein Stück des Weges nach Edinburgh, ging dann bei Seite, kniete mit ihm hinter einem Felsen nieder, und übergab ihn mit inbrünstigem Gebete der liebenden Fürsorge, so wie dem beständigen treuen Dienste seines Bundesgottes. Die dankbare Erinnerung an den großen Segen, den er von ihr empfangen, blieb bis an sein Ende in ihm lebendig. Seine Eltern gehörten zu der seit 1733 entstandenen Secession Church, welche die Verfassungsgrundsätze der Schottischen Reformatoren in größerer Reinheit, als die Landeskirche, festhalten wollte. Im Jahr 1796 wurde Mac Eri zu einem Geistlichen dieser Kirche in Edinburgh gewählt. Innerhalb dieser Seceders entstand gerade in diesem Jahre 1796 wiederum eine Spaltung, welche den Keim des großen Streits über das s. g. Voluntary Principle enthielt. Eine Partei, später das „Neue Licht“ (New Light) genannt, bekam damals unter ihnen die Oberhand; in einem Kirchengesetz dieses Jahres erklärte ihre oberste Behörde, die Associate Synod, daß das Westminster'sche Glaubensbekenntniß, welches das der Schottischen Kirche und daher auch der Seceders ist, Grundsätze der Unduldsamkeit enthalte, indem es die Obrigkeit verpflichte, in Religionsachen Partei zu ergreifen.<sup>\*)</sup> Es folgte hierauf ein Streit, der mehrere Jahre hindurch dauerte, indem Mac Eri und drei andere Geistliche mit Wärme den Grundsatz der Confession vertheidigten, bis 1804 ein sogenanntes Testimony über diesen Gegenstand förmlich zum kirchlichen Bekenntniß erhoben, und 1806 die demselben Widersprechenden von der Gemeinschaft ausgeschlossen wurden. Tene vier Geistlichen constituirten sich darauf zu einem Presbytery, das sich „Constitutional Associate Presbytery“ nannte, und Mac Eri blieb bis an sein Ende Pastor einer kleinen Gemeinde, die aus der größeren ihm folgte. In einer Predigt, die er vor seiner Ausschließung seiner Gemeinde hielt, sagt er: „Die Grundsätze, für welche zu streiten wir berufen sind, mögen Vielen zweifelhaft oder geringfügig erscheinen; uns nicht; wir glauben, daß die Ehre Gottes, und Dessen, den er zum Könige auf seinem heiligen Berge eingesetzt hat, und die allgemeine Wohlfahrt der Völker davon abhängt.

\*) Die Westminster-Confession sagt C. 23.: „Der bürgerlichen Obrigkeit ist nicht gestattet, den Dienst des Wortes und der Sacramente und das Amt der Schlüssel zu übernehmen; nichts desto weniger ist ihr erlaubt und ist sie verpflichtet, das für zu sorgen, daß die Einheit und die Ruhe der Kirche erhalten, daß Gottes Wahrheit rein und lauter bewahrt, daß alle Gotteslästerungen und Ketzereien unterdrückt, daß im Gottesdienste und der Kirchenzucht alle Verderbnisse und Mißbräuche verbütet und abgestellt, und endlich, daß alle göttliche Einsetzungen in rechter Weise aufrechterhalten, verwaltet und beobachtet werden. Damit sie dies alles desto besser leisten könne, hat sie die Macht, Synoden zu berufen, auf ihnen zugegen zu seyn, und dahin zu sehen, daß alles was auf ihnen verhandelt wird, dem göttlichen Willen gemäß sey.“

Die Religion sehen wir als die allgemeine Angelegenheit Allen an, und es ist die Pflicht eines Jeden, sie zu befördern, in welcher Stellung er sich befinden mag. Besonders aber halten wir es für die Pflicht der Obrigkeit, ihre Fürsorge auf die Religion zu erstrecken, und Gesetze für ihre Aufrechterhaltung zu geben. Wären die Grundsätze, welche die Seceders jetzt angenommen haben, in früheren Zeiten befolgt worden, es hätte keine Reformation in unserem Vaterlande geben können; ja Satan, nachdem er sieht, sein früheres Verfahren, die Religion zu verfolgen, bringe ihm kein Glück mehr, sucht nun die Menschen zu überreden, daß die Obrigkeit mit der Religion und dem Reiche Gottes nichts zu schaffen habe.“ Darauf sagt er auf's Bestimmteste vorher, daß, während jetzt das Zeugniß für diese Wahrheit verachtet und auf Wenige beschränkt sey, eine Zeit kommen werde, wo dessen Wichtigkeit allgemein werde gefühlt werden. Er war damals der Meinung, daß die Grundsätze des „Neuen Lichts“ bald alle religiöse Institutionen des Landes untergraben würden, und das in noch nicht einem Vierteljahrhundert; und merkwürdiger Weise war es bald nach dem Jahre 1830, wo der lebhafteste Kampf gegen die independentischen Grundsätze in der Schottischen Kirche anging. Als die große Controverse wirklich mit dem Jahre 1832 begonnen hatte, nahm er daran den lebhaftesten Antheil, der sich in den offen von ihm bekannten Grundsätzen aussprach: „Es ist das Recht und die Pflicht eines Volkes, als eines Ganzen, eben so wohl als des Individuums, über die wahre Religion sich zu entscheiden, und danach ihr Bekenntniß anzuerkennen und aufrecht zu halten.“ Er war überzeugt, daß das Voluntary Principle nicht allein unhaltbar, sondern überhaupt keiner Vertheidigung fähig sey, außer von einem Standpunkt, der außerhalb des Glaubens an eine göttliche Offenbarung liegt, und indirekt, aber unfehlbar zum Unglauben führt. — Im Jahre 1811 erschien sein Leben des Johann Knox; diesem Werke schreibt man jetzt in Schottland eine neue Epoche zu, die es in der Stellung der Ansichten von der Reformation hergebracht habe. Sein Biograph (sein eben so benannter Sohn) sagt: „Die allein, welche dem Zustande der Kirchengeschichte zu der Zeit, als das Leben des Knox erschienen, Aufmerksamkeit gewidmet haben, können das Zeitgemäße eines solchen Werkes hinreichend würdigen. Seit jener Zeit haben unsere geschichtlichen Kenntnisse einen so großen Zuwachs erhalten, es ist so viel über die Reformation geschrieben, und wir sind mit ihren Ereignissen so bekannt geworden, ja selbst die Dichtung hat sich damit beschäftigt, daß wenige Zeitlebende sich denken, wie sehr wir damals einer passenden, genügenden und wohlgefinnten Darstellung der Zeit des Knox bedurften. Die authentischen gleichzeitigen Erzählungen waren in Handschriften begraben, oder in dem veralteten, zurückstehenden Styl einer vergangenen Zeit niedergelegt, und konnten keine Theilnahme und Belehrung mehr bewirken. Im Lande war ein Geist des Unglaubens, in gradeitem Widerspruch mit den Grundsätzen der Reformation, verbreitet. Zum ersten Male richtete in Schottland Literatur und Freiheit sich die Hand mit Unglauben und Gottlosigkeit. Selbst das christliche Publikum, den Pri-

fungen, die ihre Väter zu bestehen hatten, fern, war ihrer Geschichte entfremdet, und nicht allein undankbar für das, was sie gethan, sondern auch stolz auf ihre eingebilbete Überlegenheit. Es fehlte ein Werk, worin die alte Sache in dem alten Geiste der Reformation mit der neueren Bildung und dem Geschmack unserer Tage dargestellt würde. Darum erscheint in diesem Buche das Christenthum, wie es wirklich zur Reformationszeit war, als das alles andere verschlingende Interesse, die alles überwiegende Angelegenheit, ohne welches jene wunderbare Umwälzung nie zu Stande gekommen wäre. Doch war der Zweck des Verfassers bei diesem Buch ein noch bestimmterer. Die Befreiung der Kirche von der päpstlichen Knechtschaft, und ihre Gründung auf der Basis eines weiten und freisinnigen, doch aber gläubigen Bekenntnisses zu erzählen, die Ehrfurcht vor den feierlichen Bündnissen der Kirche und des Staates wiederzubeleben, wodurch sie bestätigt ward; die Unabhängigkeit der Kirche zu behaupten in ihrer innigen Verbindung mit dem Staate, der ihr Bekenntniß anerkennt und ihre Verfassung aufrecht hält, ohne zum Entgelte das Opfer auch nur des geringsten geistlichen Rechts zu verlangen, was ihr als einer Kirche Christi zukommt; die Kirche von Schottland aufzuwecken, daß sie zu ihrer ersten Liebe zurückkehre, und ihre Verfassung und Verwaltung von allen Mißbräuchen reinige, die mit der Wirksamkeit einer christlichen Kirche unvereinbar sind: das war das große Ziel, was Dr. Mac Eri bei seinem Leben des Knor vor Augen hatte. Und es ist kein geringer Triumph der Sache der Wahrheit, daß der Name des Johann Knor, der früher so verhaßt war, nun wieder so popular geworden ist, wie zu den Lebzeiten des Reformators; daß der Maler, der Bildhauer, der Dichter gewetteifert haben, aus dieser Lebensbeschreibung zu schöpfen, und die Thaten dieses Helden zu verewigen.“

Gegen Ende des Jahres 1839 hat sich nun die höchst merkwürdige Thatfache ereignet, daß diese ganze Gemeinschaft von Seceders, zu welcher Dr. Mac Eri gehörte, sich an die Kirche wieder angeschlossen, und als abgesonderte Verbindung zu bestehen ganz aufgehört hat, indem sie erklärte, daß die neuesten Maßregeln der General Assembly die Ursache ihrer Trennung entfernt hätten; während die größere Abtheilung des New Light daran sich noch ferner stößt, daß durch die Veto-Akte von 1834 grade das Patronatrecht aufrecht gehalten werde. Indes scheinen auch unter den New Light Seceders sich gegenwärtig immer günstigere Gesinnungen gegen die Kirche zu verbreiten.

Die letzte General Assembly der Schottischen Kirche trat am 21. Mai v. J. zusammen. Gleich bei der Wahl eines Moderators hatte die evangelische Partei ein entschiedenes Übergewicht, indem nicht einmal schroffe Gegensätze sich gegenüberstanden, sondern nur ein Dr. Makellar, der auf der Seite der Nonintrusion stand, und Dr. Hill, der einen vermittelnden Weg einschlagen will; der erste wurde mit einer Mehrheit von 48 Stimmen gewählt.

Unter den sogenannten Evangelistic Schemes der Generalversammlung (den Plänen zur Ausbreitung des Evangeliums

nach Innen und Außen) steht der Plan zur Erweiterung und Vermehrung von Kirchen obenan. Trotz der großen Bewegung über die Hauptfrage, welche alle anderen Interessen zu verdrängen drohte, sind im verwichenen Jahre doch wieder 35,000 Pfd. St. dafür unterzeichnet worden. „Der Plan,“ berichtete die Commission, „ist nun an hundert und fünfzig Orten in Anwendung gekommen, überall mit gutem, an einigen Orten mit außerordentlichem Erfolge. Nichts kann erfreulicher seyn, als wenn wir von allen Seiten vernehmen, wie die Kirchen gesfüllt sind, der Sonntag geheiligt wird, öffentlich und privatim christlicher Sinn geübet, die Gnadenmittel der Kirche fleißig benutzt, und alle thätige und eifrige Prediger freudig bewillkommenet werden.“ Auf eine Schwierigkeit ist man dabei gestoßen, indem es nämlich zweifelhaft ist, ob die Kirche, ohne Genehmigung der Obrigkeit, neue Parochien errichten dürfe. Da der ganze Plan erst dann auf wirksame Weise zur Ausführung kommen kann, wenn mit jeder neu erbauten Kirche auch ein geographischer Bezirk verbunden wird, so dringt man auf eine legislative Entscheidung des Parlaments für die Erlaubnis dazu.

Ein zweiter dieser Pläne ist die Bekehrung der Juden. Im Jahre 1839 empfahl die General Assembly diese Sache zum ersten Mal den Gemeinden z. kirchlichen Collekten, und bis zum Versammlungstage der General Assembly haben diese schon mehr als 3000 Pfd. zusammengebracht. Die Kosten der Reise der Deputation, welche den Orient, die Türkei, Ungarn, Polen und Deutschland bereist hat, um den Zustand der Juden genau kennen zu lernen und passende Missionsplätze auszuwählen, haben ungefähr 1000 Pfd. betragen, eine Summe, die als gering angesehen wird im Verhältniß zu den werthvollen Nachrichten, welche sie eingezogen hat. Die nach Aken in Arabien projectirte Mission ist wegen der ungünstigen Verhältnisse dort noch nicht errichtet worden. Herr Edwards, ein Candidat des Presbyteriums von Edinburgh, ist zum Missionar unter den Juden ernannt worden.“ Ein ausgezeichnet gebildeter Geistlicher, Duncan in Milton, hat seine Dienste der Commission der Generalversammlung angeboten, und sie sind angenommen worden. Aus dem von der Deputation an die General Assembly erstatteten Berichte heben wir Einiges aus, weil es eben so charakteristisch für die Schottische Kirche, als interessant in Bezug auf die Sache der Judenbekehrung ist. „Durch Gottes gnädige Hand, die über uns waltete, ist unsere anziehende Mission glücklich vollbracht worden. Und nun, da wir wieder sicher in unser geliebtes Vaterland zurückgekehrt sind, und aufs Neue vor der ehrwürdigen Generalversammlung stehen dürfen, ist es unseres Herzens Wunsch und Gebet, daß die Erwartungen, mit denen wir ausgesandt worden, möchten vollständig in Erfüllung gegangen seyn. Wir fühlen es wohl, eine gewichtige Verantwortlich-

\*) Er besand sich einige Monate lang zur Fortsetzung seiner Rabbinischen Studien hier in Berlin; seine mündlichen Mittheilungen bestätigen, was von dem großen Eifer, der für diese Sache in Schottland erwacht ist, sonst bekannt geworden ist. Gegenwärtig schickt er sich an, nach Ungarn abzugehen.



keit ruht auf denen, welche das Vorrecht hatten die vielen Tausende Israels zu besuchen. Unsere Herzen brennen in uns, nicht bloß das Resultat unserer Forschungen der Kirche vorzulegen, sondern auch die lebendigen Eindrücke des Mitleids mit Israel, die wir selbst empfangen haben, mitzutheilen. — In jeder Hinsicht bietet das gelobte Land das wichtigste und anziehendste Arbeitsfeld für eine Thätigkeit unter den Juden dar. Seit im Jahre 1832 der Pascha von Agypten Acre einnahm, haben die Juden in Palästina Duldung und einen gewissen Grad von Schutz genossen. Zugleich sind die Juden im Lande ihrer Väter in der Trübsal, und dies macht sie offener und freundlicher als anderswo. Die Propheten verkündigen wiederholentlich, daß Gott gerade der Trübsal sich bedienen wolle zur Bekehrung der Juden (Hes. 20, 37., Hos. 2, 14.). In anderen Ländern, wo sie in weltliche Dinge tief verstrickt, reich und wohlhabend sind, fanden wir sie gleichgültig gegen die Missionare; in Judäa aber haben die Pest, die Armuth, der Druck ihrer Rabbinen und die Kränkungen der Heiden sie so gedemüthigt, daß sie an Leben sich anschließen, der ihnen Liebe erweist, und ohne Bitterkeit das Wort von der Gnade und Liebe Gottes aus dem Munde des Boten Christi vernehmen. Sie sind dort streng Rabbinische Juden, unbesiegt von Französischem Unglauben und Deutscher Neologie, sie halten das Alte Testament wahrhaftig für Gottes Wort, sie haben eine rege Erwartung des verheißenen Messias, und diese ist sicherlich stärker geworden, als sie es früher war. So hat der Missionar einen festen Grund, auf dem er steht; mit der Hebräischen Bibel in der Hand kann er ihnen Alles klar und mächtig erklären, was im Geseze Moses, in den Propheten und in den Psalmen von Jesu geschrieben steht. — Ferner ist Judäa als der Mittelpunkt der jüdischen Welt anzusehen. Zwar irren die Juden auf der ganzen Erde umher; aber das Herz jedes ächten Israeliten schlägt bei dem Namen Jerusalem, und Morgens und Abends wendet er im Gebete sich dorthin, und jeder Einfluß, den man dort gewinnen kann, würde nach allen Seiten sich mittheilen. Zu Ibraila, einer kleinen Stadt an der Donau, erzählte uns ein armer Jude von Bekehrungen, die zu Jerusalem vorgekommen waren. — Eine andere wichtige Rücksicht ist, daß die Juden dort die Engländer als ihre Freunde ansehen. Der Englische Name selbst gibt dem Ohre des so oft unterdrückten Juden den Eindruck von Freundlichkeit, Schutz, Mitgefühl. Drei Monat vor unserer Ankunft wurde ein Britischer Konful in Jerusalem stationirt, ein ächter Freund Israels und der Juden-Missionare; die Gränzen seiner Jurisdiktion sind die des alten Israel, und er ist instruiert, so viel als möglich seinen Schutz auf die Juden auszudehnen. \*) Im Süden des

gelobten Landes hat die Londoner Gesellschaft zur Bekehrung der Juden (welche ganz der Bischöflichen Kirche angehört) seit einigen Jahren eine kräftige und thätige Mission errichtet; Jerusalem ist ihr Hauptsitz, so daß der südliche Theil von Palästina als schon besetzt angesehen werden kann. Aber der Norden, das alte Galiläa, welches fast die Hälfte der jüdischen Bevölkerung enthält, bietet noch ein offenes, unbebautes Feld dar. In diesem schönen Lande empfiehlt sich Saphet, auf dem Gipfel eines der Berge, die sich über dem Galiläischen Meere aufthürmen, gelagert, als den günstigsten Mittelpunkt einer Mission. Für den Reisenden hat dieser Ort ein besonderes Interesse, weil man ihn für dieselbe Stadt hält, auf die Jesus in der Bergpredigt zeigte, als er sagte: „„Es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen seyn.““ Für den Missionar ist sie nicht weniger wichtig, denn es ist eine von den vier Städten, welche die Juden als heilig betrachten. Steht man auf ihrem hohen Rande, so wendet sich des Christen Auge nach dem Lande Gennezareth und den stillen Wassern, an denen die Füße des Heilandes wandelten; das Auge des andächtigen Juden aber wendet sich nach der entgegengesetzten Seite des Thals, nach dem weißen Grab von Marona, wo die Gebeine von mehreren jüdischen Heiligen ruhen. Sie haben eine Überlieferung, daß Jeremia bei der Zerstörung des Tempels die Bundeslade in einer Höhle des Gebirges von Saphet verborgen habe, und daß dort der Messias zuerst sich werde offenbaren. Vor dem Erdbeben am Neujahrstage 1837 wohnten dort 7000 Juden; allmählig erhebt Saphet sich jetzt wieder aus seinen Trümmern, und zählt etwa 2000 jüdische Einwohner. In sechs Stunden kommt man nach Tiberias, einer anderen der heiligen Städte, mit etwa 1500 Juden; auf dem Gebirge Naphthali sind zwei von Juden bewohnte Dörfer; in wenigen Tagereisen erreicht man Tyrus, Sydon, Acre, Haifa, Beirut und Damaskus, wo überall Synagogen sind. Das Klima ist herrlich. Wir konnten nicht umhin, es als eine hohe Ehre anzusehen, wenn die Schottische Kirche sollte das Privilegium haben, eine Mission in Saphet zu errichten, wo sie in die Fußstapfen des Heilandes treten würde; wo sie auf denselben Bergen, wo er rief: „„Selig sind die Friedfertigen,““ das Evangelium des Friedens verkündete, und die Worte des Propheten noch einmal erfüllen würde: „„Das Land Sebulon und das Land Naphthali, der Weg des Meeres, jenseit des Jordan, der Heiden Galiläa: das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht, und über die dasaßen im Lande des Todeschattens ist ein Licht aufgegangen.““ Saphet würde dann in der That „„eine Stadt auf dem Berge werden, die nicht verborgen seyn kann.““ —

(Fortsetzung folgt.)

\*) Da die Engländer vorzüglich dem Sultan Syrien wiedererobert haben, so steht zu hoffen, daß auch ferner diese günstigen Verhältnisse fort dauern werden; wenn nur auch die Sicherheit des Landes, die unter

Mehemed Ali so groß war, unter der schlafferen Türkischen Regierung nicht wieder leidet.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 10. Februar.

N 12.

## Übersicht der neuesten Begebenheiten in der Schottischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Als ein anderer wichtiger Platz wird dann Smyrna empfohlen, wo 9000 Juden wohnen, und diese Bevölkerung durch beständigen Zufluß aus dem Inneren von Kleinasien im Wachsen ist. Leicht würde man von dort zu den 1000 Juden auf Rhodus, und zu denen von Saloniki (Thessalonich) kommen können. Die Qualifikation eines Missionars brauchte nicht außerordentlich zu seyn, und die Kosten des Lebensunterhalts sind nicht so groß als in Constantinopel. Die Hauptschwierigkeit würde seyn der Unterhalt der Proselyten und die Verfolgungen von Seiten der jüdischen Corporation, in denen die Regierung sie unterstützt. — „In Constantinopel ist eine ungeheure Menge Juden, ihre Zahl noch nicht recht festgestellt, man glaubt aber allgemein, daß sie sich auf 80,000 belaufe; sie sind so gut als gänzlich unbesucht von christlichen Missionen. Die Masse sind Spanische Juden, zugleich aber sind etwa 1000 Deutsche Juden, welche, wie es scheint, einen Missionar sogar freudig bewillkommen würden, weil sie von dem Einfluß und der Gemeinschaft ihrer Spanischen Brüder ganz ausgeschlossen sind. Man hat uns wiederholentlich versichert, daß die Anlegung von Schulen hier den besten Erfolg verspreche. Auch gibt es dort etwa hundert Familien Karaitischer Juden, die oft von den Talmudischen verabscheut, ja verfolgt werden, und aus diesem Grunde freundlich gegen die Christen gesinnt sind. Sie sind weit einfältiger als die anderen Juden; ihr Kultus ist einfach; da sie die Überlieferungen verwerfen, und an das bloße Wort Gottes sich halten, so scheint der Zutritt zu ihnen leichter. Die Gefahren in Constantinopel würden von der Regierung ausgehen, wenn die eifrigen Juden über Proselytenmachen Klagen möchten; auch würde der Unterhalt von Proselyten Schwierigkeit haben. — Die Moldau und Wallachei sind für den Juden-Missionar höchst interessante Länder; die Zahl der Juden ist dort sehr groß: in Bukarest sind an 3000, in Jassy 20,000 Juden, mehr als in ganz Palästina zusammen; auch in sechs anderen Städten, die wir besuchten, fanden wir eine große Anzahl. Die Regierung würde, scheint es, einer Juden-Mission nicht ungünstig seyn. Ein Britischer Konsul residirt in beiden Hauptstädten; die Bibel wird frei verbreitet; auch der Fürst der Moldau war der Bibelverbreitung günstig, doch wollten die Griechischen Priester sie nicht zulassen. In Jassy sind die Mehrzahl Polnische Juden; sie leben in der größten Unwissenheit; nur sehr wenige verstehen das Hebräische grammatisch. In den Schulen konnten die Lehrer nicht einmal die Gebete in dem Hebräischen Gebetbuche über-

setzen. Unter diesen Verhältnissen hat sich eine geheime Gesellschaft von gebildeten Juden zusammengethan, die den Talmud hassen; sie leben wie Juden, setzen aber Alles in Bewegung, das Judenthum zu untergraben; sie beklagen die Unwissenheit und den Aberglauben ihrer Brüder, und so schwankend sie auch in ihren Grundsätzen sind, sehnen sie sich eifrig nach einer Veränderung. Während unseres dortigen Aufenthalts wurden wir von Vielen besucht, deren Glaube an den Talmud völlig erschüttert war, und die emsig nach dem Neuen Testament und christlichen Schriften fragten. Auf dies Feld ist noch nie ein Missionar gesandt worden. Die Juden wollten nicht glauben, daß wir Christen seyen, „denn,“ sagten sie, „hier zu Lande gibt es keine Christen, welche die Juden lieben.“ Das Land gränzt an das Österreichische Polen, wo kein Missionar sich darf sehen lassen, kein Reisender selbst eine Englische Bibel bei sich zu führen wagt. Die Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse und die große Leichtigkeit des Handels würde hier große Vortheile für den Unterhalt der Proselyten darbieten. — Was Ungarn betrifft, so ist die Zahl der Juden in Pesth und Ofen wenigstens 11,500, von Einigen wird sie sogar bis auf 30,000 angegeben; in Preßburg und Papa 6000; in Vagh-Usheliy 2400. Außerdem gibt es noch elf Städte, in deren jeder 1000 bis 1200 Juden wohnen, drei und zwanzig worin 500 bis 1000 sind. Die geringste Angabe der Zahl aller Juden in Ungarn ist 250,000. Etwa ein Drittel der jüdischen Bevölkerung in Pesth besteht aus f. g. reformirten Juden, welche dem Talmud und dem Kultus der Synagoge gänzlich entsagt haben, und dem Alten Testament allein göttliche Autorität zuschreiben. Ihr Rabbi predigt regelmäßig aus dem Wort Gottes, hält eine einfachere Form des Gottesdienstes als in der Synagoge, und hat eine zahlreiche Zuhörerversammlung. Er ließ sich leicht in ein Gespräch über die Messiaswürde Jesu ein. Das immoralische Leben und die abgöttischen Gebräuche von Namenschristen waren sein Hauptstein des Anstoßes. Mit diesen Juden in Pesth kann man völlig frei verhandeln, und kein Platz in Ungarn soll besser für eine Juden-Mission geeignet seyn. — Das Preussische Polen, obwohl wir Gegenden von romantischerer Schönheit und erhabeneren Erinnerungen besucht haben, zog doch mit seinen einformigen Ebenen uns inniger an um der verlorenen Schafe willen vom Hause Israel. Etwa 73,000 Juden leben zerstreut im Großherzogthum Posen, früher einem Theil des unglücklichen Polens, nun glücklicher unter dem Scepter des protestantischen Königs von Preußen. Wären die Diener der Landeskirche so wie sie seyn sollten, und ihre Gemeinden voll ächter Christen, so könnte man hier, wo Juden und Christen so vermisch wohnen, den Zweck ohne Missionare erreichen; dann könnte



man, nach dem Plan von Cappadose, den Juden die Kirchen an bestimmten Tagen öffnen. So lange aber die reine Lehre der Reformatoren verachtet oder unbekannt ist, muß das Licht anderwärts her kommen; und vielleicht könnte man, indem man Israel das Licht bringt, auch Licht und Leben in die todtten Preussischen Gemeinden bringen. Ein Mann voll Glaubens und apostolischen Geistes würde ein herrliches Feld der Thätigkeit unter den Juden im Preussischen Polen finden; und in Stunden des Drucks und der Anfechtung würde er süßen Trost im Schoße der wenigen gläubigen Familien finden, welche den Herrn und seine Diener lieben. Wir befanden uns mehr als einmal in dieser himmlischen Luft solcher liebender gläubiger Familien, von der Krummacher spricht, und es war uns dort so heimisch zu Muth! Ein Missionar bedürfte hier nichts als eine tüchtige Kenntniß des punctirten Hebräischen Textes, und die Fertigkeit, Deutsch sprechen und predigen zu können; das Arabische ist nicht so nothwendig als anderwärts, \*) während in Palästina eine Kenntniß des Hebräischen, Arabischen, Deutschen, Spanischen und Italienischen fast unumgänglich nöthig ist. Als Missionsplätze zweiten Ranges werden dann noch Saloniki, Viterbo, Corfu, Gibraltar, Nordafrika, Aegypten, Bagdad u. a. erwähnt und charakterisirt. Zwei und zwei Missionare müßten zusammen arbeiten, bei jeder Mission ein ärztlicher Gehülfe seyn, und Unterricht, Bücherverbreitung, die geistliche Pflege der Bekehrten, so wie auch der Unterhalt der forschenden und bekehrten Juden den Missionaren am Herzen liegen.“ In Bezug auf den letzten Punkt wird gesagt: „Da befindet sich der Arbeiter unter den Juden in einem sehr schmerzlichen Dilemma. Gibt er ohne Weiteres Unterstützung, so ist das ein Köder für alle Arten von Betrügerei; er vermehrt damit seine Arbeit außerordentlich, und herzerreißende Täuschungen folgen darauf. Schlägt er jede Unterstützung ab, so dämpft er den Geist in den fragenden und forschenden Gemüthern, und der erweckte Jude, im Hinblick auf den furchtbaren Kampf und die Armuth, sinkt wieder in den Sündenschlaf zurück, und macht den Schluß: „„Er scheint dem Manne wirklich meine Seele so unendlich kostbar, könnte er mir denn nicht auch ein Stück Brodt geben, bis ich zur Erkenntniß der Wahrheit komme, die, wie er sagt, mehr werth ist als die ganze Welt?““ Für die orientalische Mission wird dann der Vorschlag gemacht, der bisher noch nie erprobt worden, christlich gesinnte Handwerker mit unter die Juden zu schicken, und so jedem Proselyten einen Brodterwerb zu verschaffen. Diese würden ein kleines Gehalt empfangen müssen, um dort ordentlich leben zu können. In Saphet würde jetzt keiner sich erhalten können, aber in Damascus und Beirut ohne Schwierigkeit. Es gibt im Orient nur wenige Handwerker, aber Schneider, Schuhmacher, Schmiede, Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter würden dort von der nichtjüdischen Bevölkerung sich Unterhalt und Aufmunterung erwerben können. „In den meisten Orten ist aber die geistliche Pflege der Proselyten noch schwie-

riger als der leibliche Unterhalt. Wenn ein Jude sich jetzt bekehrt, muß er meist den Ort, wo dies geschehen, sofort verlassen, und, wie Abraham, in ein Land ziehen, das er nicht kennt, er muß seine Freunde, seinen geistlichen Vater, allen ordentlichen Unterricht verlassen, während er noch ein kleines Kind in Christo ist. Was würde wohl aus den Bekehrten in unseren Pfarrgemeinden werden, wenn man sie so behandelte? Dazu entsteht für den Missionar eine schwere Prüfung daraus: Nach zehnjähriger Arbeit steht er noch eben so allein als zu Anfang. In unseren Gemeinden ist oft die Bekehrung Einer Seele das Mittel zur Erweckung von mehreren; wenn eine Predigt eine Stunde des Sonntags weckt und fördert, so predigt das Leben eines Bekehrten die ganze Woche lang. Aber bei den Juden hören und sehen die Anderen nichts von einem Bekehrten, als daß er vom Glauben seiner Väter abgefallen ist; sie sind gereizt und erbittert gegen ihn. Wird aber unser obiger Vorschlag angenommen, so bleibt der Proselyt da unter der Pflege seines geistlichen Vaters, und ist besser, als tausend neue Lehrer, und ist er ein ächter Jünger Jesu, so gewinnt er auch ohne Wort die Herzen seiner Brüder, wenn sie sehen, daß er durch das Christenthum ein weiser, heiliger, rechtschaffener Mann geworden ist.“

Um diesen Gegenstand hier sogleich vollständig zu erschöpfen, muß noch erwähnt werden, daß der permanente Ausschuss der General Assembly in Edinburgh unter dem 23. Oktober 1840 dem auswärtigen Minister, Lord Palmerston, ein Memoire in Betreff der Judenbekehrungs-Angelegenheit eingereicht hat, folgenden Inhalts: „Ihre Bittsteller nehmen sich die Freiheit, aus tiefem Interesse an dem Wohl des jüdischen Volkes, mit Hinblick auf die gegenwärtigen wichtigen Ereignisse in Syrien, Folgendes Ew. Herrlichkeit vorzutragen: Eine Deputation von vier Geistlichen der Kirche von Schottland ist zu Anfang des Jahres 1839 nach Palästina und verschiedenen Europäischen Ländern gesandt worden, um so genau als möglich den Zustand der Juden aller Orten und die besten Missionsplätze unter ihnen kennen zu lernen. Die Theilnahme an dieser Sache ist in Schottland im größten Wachsen, bedeutende Summen sind für die Missionen unterzeichnet, und die General Assembly hat eine Commission ernannt, um die Aussendung von Missionaren vorzubereiten. Der dringende Wunsch, Missionare nach Palästina zu senden, ist jedoch wegen des Kriegszustandes jenes Landes hinausgeschoben worden. Ihre Bittsteller müssen hiebei gegen Ew. Herrlichkeit ihren Dank aussprechen für die Unterstützung, welche Hochdieselben anderen Gesellschaften, die denselben Zweck verfolgen, bei der Pforte und dem Pascha von Aegypten gewährt haben, und dafür, daß Sie die Juden dem besonderen Schutz des Konsuls in Syrien empfohlen haben. Wir verfolgen die gegenwärtigen Ereignisse in Syrien mit großem Interesse, und hoffen, daß sie die Befestigung und Ausdehnung des Britischen Einflusses in jenem anziehenden Lande zur Folge haben werden; und in der festen Überzeugung, daß nach Gottes Worte Sein Segen verheißen ist denen, welche seines alten Bundesvolkes sich annehmen, sehen es Nationen oder Einzelne, ist es unser dringendes Anliegen, daß bei einer späteren Feststellung der Verhält-

\*) Doch aber nach den Erfahrungen unserer Deutschen Missionare sehr wünschenswerth.

nisse in jenem Lande Ew. Herrlichkeit und die Regierung Ihrer Majestät, so weit es möglich ist, Maßregeln ergreife, um die Juden gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit zu schützen, und den freien Zugang von unseren Missionaren zu ihnen zu sichern. Wir bitten daher Ew. Herrlichkeit, diese Angelegenheit in ernste Erwägung zu ziehen zc."

Nachdem in der diesjährigen Generalversammlung der Kirche obiger Bericht vorgelesen worden, redeten Dr. Keith und Herr Mac Cheyne, beide von der Deputation, noch das Haus an; der Erstere erzählte in seiner Rede folgende merkwürdige Geschichte. „In Smyrna sind ungefähr 9000 Juden. Dort sind die Schwierigkeiten besonders groß wegen der Macht, die der jüdische Ober-Rabbiner als Haupt seines Volkes besitzt. Einmal aber, da ich gelegentlich in das Haus einer achtbaren jüdischen Familie trat, zu einer Zeit, wo Niemand mich erwarten konnte, war das Erste, was ich sah, ein junger Mann, der an einem Tische saß und las. Als er sah, daß ich in's Zimmer trat, legte er das Buch nieder. Ich besah es: es war das Neue Testament. Als ich ihn mit dem Ausdruck des Erstaunens und der Freude nach seiner Ansicht davon fragte, erwiderte er: „Es ist das beste Buch in der Welt, und das Alte Testament ist das nächstbeste.““ Darauf fragte ich: „Ist das Ihre Überzeugung und Gesinnung, warum bekennen Sie nicht offen Ihren Glauben?““ Er entgegnete, Gefängniß und Verbannung würden die unmittelbaren Folgen davon seyn. Und als ich weiter fragte, ob also, wenn diese Hemmnisse aus dem Wege geräumt würden, und es ihm freistünde, offen seinen Glauben zu bekennen, er und Andere das wohl thun würden? — sagte er: „Ich würde es thun, und mit mir viele andere junge Leute in Smyrna.““ Hier ist doch gewiß ein viel versprechendes Feld. Wäre ich in Pesth noch einige Wochen länger geblieben, ich glaube, es wäre keine Stunde vergangen, wo nicht ein Jude gekommen wäre, der nach Christo fragte. Jährlich geschehen in Ungarn mehrere Uebertritte von Juden zur Griechischen und Römischen Kirche; kann nun ein Jude dahin gebracht werden, einen solchen Glauben zu bekennen, sollte er nicht viel eher zu Jesu Christo geführt werden können, ohne daß er seinen angeborenen Widerwillen gegen den Götzdienst der Heiden verläugnen müßte? Soll dieser unser Anruf nun wohl vergebens seyn? Es ist die Sache der Generalversammlung, der Kirche Christi darauf zu antworten. Unsere Schuld der Dankbarkeit gegen die Juden kann nie völlig zurückgezahlt werden. Den rohesten Barbaren glauben wir in unseren Tagen schuldig zu seyn, das Evangelium zu verkündigen; sollen wir denn nun, wenn wir die Juden ihre Hände nach dem Worte Gottes ausstrecken sehen, ihnen sagen: „Tretet zurück, bis die Heiden alle vor euch gekommen sind?““ Nein, wir können wir nicht an unsere Schuld denken, die wir Jesu zu zahlen haben, so nicht sein Wort und Beispiel vergessen, daß wir unsere Verpflichtung gegen die Juden läugnen, und wenn eine offene Thür sich zeigt, sagen, ein Missionar unserer Kirche soll nicht dadurch eingehen."

Unter den anderen Evangelistic Schemes nahm die Sorge für die Förderung der Presbyterianischen Kirche in den Kolo-

nien einen bedeutenden Platz ein. Nach dem Vortrage des Berichts in der diesjährigen Generalversammlung sagte der Principal der Universität Edinburgh, es gereiche ihm zur größten Genugthuung, auf die reisenden Fortschritte in dem guten Werke aufmerksam zu machen, welches der Ausschuß für die Kolonien verfolgt. Sieben Jahre bestche er, und davon erst vier in seiner gegenwärtigen Form. In dieser kurzen Zeit hätten seine Bemühungen sich über das ganze Britische Amerika erstreckt; es sey jetzt die Errichtung eines presbyterianischen Collegiums zu Kingston in Oberkanada im Werke, an welchem der erste Professor ein Gehalt von mindestens 300 Pfd. haben solle; und auch von vielen anderen Orten seyen Gesuche an denselben ergangen. So von vielen Plätzen Westindiens, von Alexandria, und noch vor Kurzem sey ein sehr anziehender Fall von der Garnison in Woolwich vorgelegt worden, wo so viele Schotten um regelmäßige Verwaltung eines presbyterianischen Gottesdienstes gebeten hätten. Die Arbeiten des Ausschusses seyen groß und schwierig, aber sie seyen durch das Bewußtseyn des gestifteten Segens gestärkt worden, und unterstützt, wie er sich freuen zu sagen, durch reichliche Beiträge ihrer Landsleute. Im ersten der vier Jahre seyen die Sammlungen und Beiträge auf 1350 Pfd., im zweiten auf 1932, im dritten auf 2831 und im vierten auf 2950 gestiegen. Doch müsse er darauf aufmerksam machen, wie wenig noch bis jetzt geschehen sey im Verhältniß zu dem, was noch zu thun sey. Große Anstrengungen seyen nothwendig, und reichlichere Gaben. Die Ansprüche der Landsleute im Auslande seyen doch gewiß dringender, als sonst andere von irgend Jemand auf der Erde; sie seyen ihre Brüder, ihre Freunde, ihre Kinder, und nie dürften sie zugeben, daß sie in Unwissenheit, Barbarei und Laster versänken. Alle Pläne der Kirche zur Ausbreitung des Evangeliums lägen ihm am Herzen und er wünsche ihnen Gottes Segen; doch hoffe er, daß die Landsleute in der Fremde ein recht volles Maß ihrer Aufmerksamkeit immer empfangen würden.

Die Missionsthätigkeit der Schottischen Kirche unter den Heiden hat gleichfalls sehr erfreuliche Resultate geliefert. Die drei Missionen der Schottischen Kirche, zu Calcutta, zu Madras und zu Bombay befinden sich in einem blühenden Zustande, und ein als Kirchenältester in der Generalversammlung anwesender Arzt gab aus persönlicher Kenntniß den kirchlichen Missionaren die vortheilhaftesten Zeugnisse. Zu gleicher Zeit aber klagte er über die verhältnißmäßig geringe Theilnahme der kirchlichen Missions-sache in Schottland, indem der Missionsausschuß im letzten Jahre nur 5 — 6000 Pfd. eingenommen habe.\*) In das Einzelne dieser Sache einzugehen, überlassen wir den Missionsblättern.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Könnten wir doch auch einmal klagen, daß in einer Provinz, wie Schlesien, welches Schottland an Bevölkerung etwa gleichkommt, nur 36,000 Thlr. für diesen Zweck gesammelt werden könnten!



## Nachrichten.

(Probe von Liebeshätigkeit des rationalistischen Glaubens in Ostpreußen.)

Obgleich Consistorialrath Dr. Kähler in Königsberg nur noch im dritten Heft des diesjährigen Preuß. Provinzial-Kirchenblattes S. 198. Rationalismus und Naturalismus an sich und in Verbindung, für so ganz unbestimmte und vieldeutige Begriffe erklärt, daß das allgemeine Gerede und Schelten darüber zu nichts führe; so ist dennoch die Thatsache ausgemacht, daß es Theologen und Geistliche auch in unserer Provinzialkirche gibt, welche bei Auslegung der heiligen Schrift von ihrer Vernunft nicht bloß einen organischen, sondern normativen Gebrauch machen, mithin nicht unterschreiben können, was der sterbende John Newton sagte: 1. daß er ein großer Sünder und 2. daß Jesus Christus ein großer Heiland sey. Diese Thatsache meinen wir eben, wenn wir hier von rationalistischem Glauben sprechen.

Unter allen größeren Städten Ostpreußens ist es aber, nach dem einstimmigen Zeugnisse urtheilsfähiger Beobachter, das im Drausenthale, wie in einem Siddim prangende, unter den Segnungen der fruchtbaren Niederung lachende Elbing, wo sich dieser Rationalismus in ungehörtester Usurpation von Kanzel und Altar befindet und in seiner Subjektivität, bei einer mehr oder minder losen Hülle biblischer Objectivität, unter der Geistlichkeit herrschend ist. Die vor etwa zwanzig Jahren von dem Oderbruche her, durch die Brüdergemeinde, in die Niederungen der Weichsel undogat ausgegangene, nachhaltige Erweckung, welche, zumal unter den dortigen Mennoniten, die erfreulichste Theilnahme an den christlichen Vereinen für Mission, Bibel- und Traktatenverbreitung hervorgerufen und nun ihre Stützpunkte in Danzig und Thorn gefunden hat, vermochte in Elbing nur eine kleine Anzahl, und zwar auch nur aus dem Bürgerstande, zu sammeln. Die evangelische Geistlichkeit blieb davon unerreicht. In diesem lebhaften Handelsplatze von etwa 20,000 Einwohnern finden sich zwar Sicherheits-, Gewerbe-, Verschönerungs- und Dampfschiffahrtsvereine, aber kein Bibel-, Missions-, Traktaten-, Kinderbewahrungs- und Mäßigkeitsverein. Vergeblich suchten dort die wenigen Gläubigen, die wegen angeblicher Lieblosigkeit ziemlich anrüchig sind, Geistliche und Lehrer in das Interesse der christlichen Vereinsthätigkeit zu ziehen. Sans peur et sans reproche ruhen die geistlichen Streiter in ihrem rationalistischen Lager unter dem Panier von Menschenliebe und Friedfertigkeit, Duldsamkeit und Moralität. Aber hören wir, wie sich der Rationalismus wegen dieser offenkundigen Unthätigkeit in Werken der Liebe zu rechtfertigen sucht.

Die Mäßigkeitsangelegenheit gab neuerdings Anlaß, daß des Herzens Gedanken darüber offenbar wurden. In dem gelesensten, öffentlichen Blatt, in Nr. 95. der Elbinger Anzeigen d. J., erschien ein eingesandter Aufsatz, worin sich die Wehmuth aussprach, daß neben den Sicherheits-, Gewerbe-, Verschönerungs- und Dampfschiffahrtsvereinen Elbings noch immer kein Mäßigkeitsverein aufzetrete, und während die äußere Wohlfahrt der Stadt sich immer sicherer, thätiger, schöner und förderlicher entfalten könne, die Trunkenheit, wie ein Krebs in dem Marke des Volks ungefüßt um sich greifend, Wohlstand, Häuslichkeit, Zufriedenheit und Sittlichkeit untergrabe. Wohlwollenen Behörden, Geistlichen und Ärzten wurde für die Bildung eines Mäßigkeitsvereins die Bürgerfrone verheißen, die ihnen jeder brave Elbinger nicht versagen würde. Zugleich wurde rücksichtlich der dabei

zu ergreifenden Mittel und Wege das von dem Buchhändler Levin am Orte angekündigte, vom Königsberger Enthaltensamkeitsverein herausgegebene Centralblatt sämtlicher Enthaltensamkeits- und Mäßigkeitsvereine in Ost- und Westpreußen (dessen vier Quartablätter nur 2 Sgr. kosten, von dem indeß in Elbing bis jetzt nur zwei Exemplare abgesetzt seyn sollen) freundlichst empfohlen.

Auf diese „wehmüthige“ Aufforderung erweiterte in Nr. 96 desselben Blattes ein mit J. unterzeichneter Aufsatz mit auffallender Trockenheit, daß nach dem Beispiele der ersten christlichen Lehrer (1 Cor. 3, 6.) unsere Prediger nur pflanzen und begießen, d. h. belehren und ermahnen sollen. Da dieses nun aber von den Elbinger Ortspredigern in ihren öffentlichen Vorträgen, beim Confirmandenunterrichte und bei schicklichen Gelegenheiten im Umgange mit den Gemeindegliedern oft genug geschehe, so würde dadurch ihre Verpflichtung zur Mäßigkeitsbeförderung in ihren amtlichen Wirkungskreisen erledigt — denn das Gedeihen käme von Gott und die Stiftung der Enthaltensamkeitsvereine gebühre den betreffenden Polizeibehörden, die damit schon einschreiten würden, wenn es wirklich nöthig sey. Cir. 3, 24.

So soll denn also das herrliche Bild des Apostels vom Pflanzen und Begießen nichts weiter, als belehren und ermahnen (nicht einmal vermahren) bedeuten. Welch' eine vulgäre Ausbeutung der biblischen Schätze! Wie förderlich für die vergnügliche Ruhe der Diener Christi! Wo bleibt aber dabei des Seelsorgers anhaltendes Wachen und Gebet für seine Herde (Eph. 6, 18.), sein Lieben nicht mit Worten bloß oder mit der Zunge, sondern mit der That und Wahrheit (1 Joh. 3, 18.), sein Zurechtshelfen mit sanftmüthigem Geiste (Gal. 6, 1.), sein Belehren der Sünder (Jak. 5, 20.)? — Was ist ohne dieses Alles solch ein geistlicher Herr weiter, als der Priester und Levit, welche die Barmherzigkeit dem Samariter überließen? Doch auch schon die Behauptung, daß des Belehrens und Ermahnens von der Elbinger Geistlichkeit genug geschehen und ihre Verpflichtung zur Mäßigkeitsbeförderung auf diese, allerdings auch nöthige und heilsame Weise, erledigt sey — welche eine ruhmwürdige Selbstzufriedenheit, der man unwillig entgegenen muß: „wer sich in Allem hat genug gethan, der ist ein blinder und ein armer Mann!“ Oder ist diese Erwartung des göttlichen Gedrängens, welche die Stiftung von Mäßigkeitsvereinen den betreffenden Polizeibehörden anheimstellt, wie den Nachwächtern den Feuerruf, der lebendige Glaube, der durch die Liebe thätig ist? — Ist das nur einmal der berufsmäßige Gehorsam gegen die geistliche Oberbehörde der Provinz, das Preuß. Consistorium, welches unterm 13. September 1837 „einen jeden Geistlichen in seinem Wirkungskreise zur Mitthätigkeit für den edlen Zweck der Mäßigkeitsvereine ermuntert.“

Auf die apokryphische Lösung, Cir. 3, 24., womit der geistliche Vorkämpfer Elbings, nach kurzem Ausfall, seinen Rückzug in's verschante Lager beschönigt, könnte man ihm Röm. 12, 7. nachrufen und in's Gewissen donnern: „daß dem, von dessen Brodt du zehrst, du auch zu etwas nütze wärs!“

O daß es Advent würde in dir, du Drausenstadt, daß dein Licht käme und die Herrlichkeit des Herrn über dir aufginge! (Jes. 60, 1.) — Daß du, Herr Jesu, den Himmel zerrißest und führtest herab auch auf die Tempel dieser Stadt, damit die Berge falsch berühmter Weisheit und selbstgewählter Gerechtigkeit vor dir zerfließen! (Jes. 64, 1.) Amen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 13. Februar.

N<sup>o</sup> 13.

## Übersicht der neuesten Begebenheiten in der Schottischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Besondere Wichtigkeit haben in Schottland in den letzten Jahren die Erziehungsangelegenheiten gehabt. Auch für diesen Gegenstand besteht ein permanenter Ausschuss der kirchlichen Generalversammlung. Bekanntlich erregen seit längerer Zeit die Maßregeln der Regierung, Schulen ohne Rücksicht auf die Religion zu gründen, die ängstlichste Besorgniß sowohl der Englischen als der Schottischen Kirche. Der Geheime Rath hatte eine Verwaltungsbehörde (Central Board) niedergelegt, welche mit dieser Angelegenheit sich beschäftigen sollte, deren Mitglieder ein Katholik, Herr Wyse, und Lord Brougham waren. In einem Protokoll der Geheimen Raths-Sitzung vom 24. September 1839 wurde erklärt: „Die Commission des Geheimen Raths wird in allen Fällen auf das Aufsichtsrecht Anspruch machen. Inspektoren, von Ihrer Majestät im Geheimen Rathe dazu autorisirt, werden von Zeit zu Zeit bestimmt werden, um die mit Staatsgeldern unterstützten Schulen zu visitiren. Die Inspektoren sollen in den Religionsunterricht oder die Disciplin und Leitung der Schulen sich nicht mischen, sondern sie sollen Thatsachen und Nachrichten einsammeln, und die Resultate ihrer Nachforschungen der Commission des Geheimen Raths berichten.“ Später wurde die hier angeordnete Inspektion in einem Erlaß des Geheimen Raths-Bureaus (des Central Board) an den Erziehungsausschuss der Generalversammlung dahin erklärt und modificirt: „Daß die Inspektion in Gemeinschaft mit der Kirche von Schottland bewirkt werden solle bei allen solchen Schulen, die nach der bestehenden Verfassung oder durch ihre Dotation unter die Aufsicht der Kirche von Schottland gestellt sind; daß der Inspektor in keiner Weise sich in den Unterricht, die Leitung oder Disciplin der Schulen mischen dürfe, oder auf die Einführung von Bestimmungen dringen dürfe, die sie nicht anzunehmen geneigt sind; daß das Comité des Geheimen Raths vielen Vortheil sich davon verspreche, wenn Ihre Herrlichkeiten mit dem Erziehungsausschuss der Generalversammlung über die Wahl der Schulinspektoren berathen können.“ Nach dieser modificirten Bestimmung beschloß der Erziehungsausschuss mit vier Stimmen gegen eine, daß nunmehr keine Gründe vorhanden seyen, die Geldunterstützungen der Regierung unter den in dem Erlaß des Geheimen Raths-Bureaus erklärten Bedingungen anzunehmen, und der nämliche Beschluß ist nun auch in der Generalversammlung, jedoch nur mit einer Majorität von zwei und fünfzig Stimmen durchgegangen, indem Viele, besonders auch von der Moderate Party, ihren Argwohn gegen diese Inspektion

noch weiter trieben. Zugleich wurde bei dieser Gelegenheit gerügt, wie die Kirche es sich selbst zuzuschreiben habe, wenn sie in dieser Sache nicht ihren vollen Einfluß behalte, da ihre Presbyteries (Kreis-Synoden) in der Nachweisung des Mangels an Schulen und der Errichtung von neuen allzu säumig gewesen, und wie man der Regierung für die Anlegung von fünf und vierzig neuen Schulen in den Hochländern nur Dank wissen könne.

Eine Commission der Generalversammlung ist regelmäßig mit der Beförderung der Heiligung des Sonntags beschäftigt. Auch im vergangenen Jahre hat die Generalversammlung allen Geistlichen und Presbyteries der Kirche eingeschärft, dem Präses der Commission alle Fälle von Sonntagsentheiligung namhaft zu machen, um ihnen entgegenwirken zu können; auch wurde beschossen, eine Bittschrift beiden Parlamentshäusern, und eine Vorstellung der Königin und den Lords des Schatzes gegen die Abfertigung der königlichen Post am Sonntage einzureichen; so wie eine Bitte an beide Häuser um ein Gesetz, wodurch erklärt werde, daß das Gesetz, das gemeiniglich Herrn Home Drummond's Akte genannt wird, in keiner Art die Schottischen Sabbathsgesetze afficire.

Wir kommen nun zu dem wichtigsten Gegenstande der kirchlichen Verhandlungen dieses Jahres, den Verwickelungen wegen des Patronatrechts. Was die eigentliche Grundlage dieser Frage und die Geschichte dieses Verhältnisses in der Schottischen Kirche betrifft, so müssen wir unsere Leser auf unsere Übersicht vom vorigen Jahre (Nr. 19.) verweisen. Immer mehr gestaltet sich dieser Kampf zu einem der wichtigsten, der je in der Kirchengeschichte Schottlands ist gestritten worden; ja durch die neuere Wendung des Streits dehnt sich das Interesse immer weiter aus, von der Frage über das Patronat und die Nichtaufdringung von Geistlichen an widerstrebende Gemeinden auf das große weite Feld des Kampfes, der fast die ganze christliche Welt jetzt bewegt, die Selbstständigkeit der Kirche, ihre geistliche Unabhängigkeit von der Staatsgewalt. Je wichtiger auch für uns diese große Angelegenheit ist, je drohender die Gefahr von Seiten der antichristlichen Philosophie, welche die Kirche ganz verinnerlichen, und jeder äußeren Gestalt im Staate berauben möchte, mit desto größerer Theilnahme sollten wir dem Schottischen Streite zusehen. Für alle aber, welche vielleicht von vorn herein gegen das Wahlrecht der Gemeinden eingenommen sind, und daher zu sehr gegen die Schottischen Evangelical Partei nehmen, möge zu richtiger Orientirung über den Streitpunkt die Erinnerung daran dienen, daß die Schottischen Gemeinden durch die dort bestehende, streng geübte Kirchenzucht von den unsrigen sich wesentlich unterscheiden. Dies Jahr ist reich an Ereignissen



wieder gewesen, die allgemeine Aufregung hat noch zugenommen, und es sieht fast aus, als eilte die Angelegenheit einer Krisis zu, deren Ausgang und Folgen sich nicht berechnen lassen. Zwischen den Sitzungen der Generalversammlung von 1839 und 1840 hatten sich Fälle zugetragen, welche die Festigkeit dieser obersten Synode auf eine starke Probe stellten. Im Jahre 1837 hatten die Bevollmächtigten des Lord Fife den bisherigen Schul-lehrer der Pfarochie Marnoch, J. Edwards, zum Pfarrer der erledigten Stelle präsentirt; seit drei Jahren war er der Gemeinde hinreichend bekannt, und aus dreihundert Familienvätern protestirten zweihundert ein und sechzig gegen seine Wahl, nur drei Grundbesitzer (heritors) aus dreizehn, und nur ein Communi-kant unterzeichnete die Vokation. Nach mehreren vorangegangenen Proce-duren befahl die Generalversammlung von 1838 dem Presbytery (d. i. der Kreis-Synode) von Strathbogie, wozu Marnoch gehört, den Präsentirten zu verwerfen, was denn auch geschah, und die Patrone erließen eine neue Präsentation, eines D. Henry. Inzwischen klagte Herr Edwards, durch die Aukterarderische Sache ermuthigt, bei dem höchsten Schottischen Gerichtshofe, der Court of Session, und im Juni 1839 entschied dieser, daß der zuerst Präsentirte zur Wahlprüfung anzunehmen sey. Die dazu niedergesetzte und bevollmächtigte Commission der Generalversammlung erließ dagegen ein Verbot an das Presbytery, mit der Einsetzung des Herrn Edwards fortzufahren, und befahl, über jeden neuen Vorfall zu berichten.

(Fortsetzung folgt.)

## Für Johanniterritter zum Ordensfest.

(Eine Traumrede zum Erwachen.)

„Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern,  
Wer kennet ihre Namen!“

Ja, es ist wahr, mit stolzer Freude blicken auch wir auf das herrliche Himmelsgewölbe von Glanz, Ehre und Ruhm, das sich an dem Thron herabwölbt, unter dem das Vaterland so sicher wohnt. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Beste verkündigt seiner Hände Werk“ (Ps. 19, 1.). Sie sind reich, unergründlich diese Erzählungen der Ehre Gottes. Alle Königreiche der Schöpfung haben sich beeilt, ihre Ehre in diesen Himmel hineinzutragen, sie strahlen als Sternbilder auf und hernieder, und auch der schwache Abglanz dieser Herrlichkeit, der auf eurer Brust schimmert, er ist „seiner Hände Werk!“

Laßt uns aber diese Sternbilder und Ordenssterne etwas genauer betrachten. Fast alle haben einen wunderbaren Kern. Ein Zeichen ist es, das sich fast durch alle hindurchzieht. — Merkwürdig, — es ist das Zeichen der höchsten Schmach und Verachtung! Es ist das verfluchte Holz, an dem das Alterthum seine Missethäter richtete, an dem aber einst, zu unserm Heil, der Sohn Gottes, das Ebenbild des Vaters, die Urquelle aller Ehre, unter Spott und Hohn erblaffen mußte.

„Der an dem Kreuz geschändet ward  
Von seinem Volk verläugnet,  
Und der nach seines Reiches Art  
Mit Schmach die Seinen zeichnet,  
Das ist das auserwählte Haupt,  
An welches unsre Seele glaubt!“

Die größte Ehre ist also, um des Rechts und der Wahrheit willen Schmach und Spott zu erleiden!

Wie aber der Gekreuzigte nicht im Grabe geblieben ist, sondern als Siegesheld aus der Nacht des Todes erstanden ist, so ist auch der kleine, verachtete und verfolgte Haufe der Christen siegreich hervorgegangen. Der Feind muß überall fliehen.

Der Starke fällt  
Durch diesen Held,  
Und wir behalten doch das Feld!

Himmel und Erde sind ihr großes Siegesfeld. Darum prangt auch das verfluchte Holz hoch auf allen Kirchen der Erde, und ist das höchste Ehrenzeichen der Brust! — Aber dort oben erst erhält der Christ die himmlische Siegespalme. Alles was er hier an Ehre empfängt, ist nur ein schlechtes Schmerzgeld für die Wunden des Feindes, die er täglich, besonders im eigenen Herzen, empfinden muß. Es sind schmerzenvolle Siege, die hier gefeiert werden. — Wir können sie aber heute nicht näher beschreiben; wir müssen hier gewaltsam abbrechen: es ist ja heute ein großer Ehrentag! — Unwillkürlich kommen wir immer erst wieder auf die menschliche Schande, wenn wir von wahrer Ehre, von diesem göttlichen Lichtstrahl, reden wollen.

Darum „laßt uns nicht eitler Ehre geizig seyn“ (Gal. 5, 26.) und deshalb an einen Ritterorden näher herantreten, der mit dem Kreuz der Christen am nächsten verwandt ist; es sind die Johanniter.

Ja, Ritter, was dünket euch von eurem heiligen Johannes von Jerusalem?

Es ist kein anderer, als der wunderbare Held der Wüste, der große Vorläufer des Herrn, der größte aller, die vom Weibe geboren sind, der mächtige Wahrheitszeuge, der die Wahrheit zuletzt noch mit seinem Kopfe bezahlte. Die heilige Schrift malt uns sein Bild so herrlich vor, daß jede andere Beschreibung dabei verstummen muß.

Euch Ritter, sagt das Bild aber insonderheit: „Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb“ — „Ehre, dem Ehre gebühret!“

Aber allen unächtigen Johannitern predigen seine Werke: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt. Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht“ (Joh. 5, 44.). „Wer von sich selbst redet, sucht seine eigene Ehre“ (Joh. 7, 18.). Und allen heuchlerischen Nachfolgern sagt er selbst in's Angesicht: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet“ (Matth. 3, 7.). „Denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen, denn die Ehre bei Gott“ (Joh. 12, 43.).

Aber der Heldengeist des leidenden und siegenden Christenthums in eurem Orden hat durch ihn herrliche Thaten vollbracht.

Von Raimund du Puu bis zu den Kämpfen von 1565 und 1760 hat er so viel christliche Helden hervorgebracht, daß selbst der große Dichter, der schwärmerische Verehrer des Heidenthums, ihnen nachrufen muß:

Herrlich kleidet sie euch des Kreuzes furchtbare Rüstung,  
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Alkon und Rhodus beschützt,  
Durch die Syrische Wüste den bangen Pilger geleitet,  
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab;  
Aber schöner kleidet euch doch die Schürze des Wärters,  
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stammes,  
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,  
Und die ruhmlose Pflicht christlicher Milde vollbringt.  
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfst in einem  
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Ritter! was könnt ihr aber thun, um noch jetzt in der jugendzeit, vielleicht zu jungen Gestalt eures Ordens euren großen Vorfahren nachzuweisen?

Es ist wahr, das heilige Grab und die Windmühlen des irrenden Ritters von la Mancha liegen nach beiden Seiten sehr ferne von euch. Das heilige Grab steht verödet, — kein Peter von Amiens erscheint! \*) Dort wird jetzt mit scharfen und spitzen Ellen gefochten, und werden Schanzen von Baumwolle gestürmt, um einen civilisirten Barbaren, den Heros aller Schachergeister und Industriemänner, den Überbieter einer verlogenen Diplomatie, einen Ligner à la Muhamed, wenigstens einigermaßen in Schranken zu halten. — Im Vaterlande eures Eid sind reisende Thiere, stets im Begriff sich unter einander zu zerfleischen, weil sie von dem Fessen faulen Fleisches, an dem abgenagten Gerippe, genannt Constitution, nicht mehr satt werden können.

Ritter! ihr habt jetzt hier und dort nichts zu verkümmern! Rhodus ist verloren, das felsige meerumpülte Malta ist gefallen!

Aber eine Felsenburg, ihr jugendlichen Ritter, steht noch, es ist die Ehre eures Königs! Sie ist heute fester als la Valetta, — ein Kind, eine Traumpredigt kann sie vertheidigen! — Doch das unbezwingliche la Valetta fiel durch feigen Verrath. — Der Thron eures Königs, über dem sich der Himmel wölbt, steht auf breitem Grunde, der von fern her unterwühlt werden kann. Auch dem Felsen ist durch Minen näher zu kommen. — Wir könnten dieses Traumgebilde, das schleichende Ubel in Maulwurfsgängen, den Minenkrieg, weitläufig austräumen. Aber die Zeit drängt zum Erwachen.

Darum Ritter, wacht!

Für heute nur ein Beispiel, wie ihr die Ehre eures Königs und seiner Gesetze, die befruchtenden Strahlen seines Thrones, rechtmäßig vertheidigen könnt.

Ihr wißt, eurem Orden war im vorigen Jahrhundert noch aufgelegt, gegen das Muhamedanische Raubgesindel des Mittelmeers zu kämpfen. Preußen aber hat keine Seemacht. Unsere Landstraßen sind sicher. Nicht jedes Jahr liefert das nothwen-

digste Material zu einem Räuberroman oder einer Kalendergeschichte. \*)

Aber Raub und Diebstahl hat sich nur in feinere Regionen zurückgezogen.

Und eine Art grobfeinen Raubgesindels schleicht doch noch heimlich (?) im Lande herum, und spottet des Arms der Gesehe, weil es nicht mit den Waffen der Ehre verfolgt, und der gebührenden Schande überliefert wird. Wir meinen die Aufrechtthalter der Pharaobanken, die so lange bestehen werden, bis sie von allen Männern wahrer Ehre gründlich gebrandmarkt sind.

Ja, ihr Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, hier ist noch mitten im tiefen Frieden ein Krieg für euch. Hier ist noch eine Wüste, wo ihr pilgernde Jünglinge vor räuberischen Anfällen beschützen könnt. Hier ist noch Plag genug für ein Hospital, in das ihr als barmherzige Samariter die unter die Mörder Gefallenen bringen könnt, um Wein und Öl in ihre Wunden zu gießen.

Ja Johanniter! mein Traum rückt dem Erwachen schon näher. — Ich führe euch diesmal durch finstere und krumme Gänge in ein dunkles Erdgeschloß; nur durch wenige Lampen ist es erhellt. D steht es mal genau an dies saubere Schauspiel, dieses sinnreiche Gleichgewicht der Seelenkräfte, wie edel, wie unparteiisch: ganz genau so viel Lust zu stehlen, als Gefahr bestohlen zu werden! Und in der Mitte der Göge Zufall, der launenhafteste und blindeste aller Gögen, der aber für seine habgüchigen Zwecke hier einen recht besonnenen Priester mit zwei vortrefflichen Augen hingestellt hat. Seht sie an die blassen Gesichter, die stieren Blicke, wie sie steigen und fallen, wie sie lachen und zucken, nachdem der Göge bald hier bald dorthin die schwankende Schale beworfen hat!

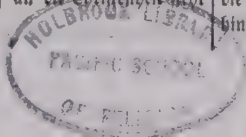
Aber der allerhöchste Gott gestattet nicht nur das Treiben des Gögen nach seiner göttlichen Zulassung, sondern er macht auch nach seiner unergründlichen Weisheit daraus ein Gericht, um einen Räuber durch den anderen zu strafen. Ja ist es nicht, als ob Luther auch den Tisch der Hazardspieler vor Augen hatte, wenn er in seinem großen Katechismus beim siebenten Gebot sagt:

„Und Summa, stiehlt du viel, so versiehe dich gewißlich, daß dir noch so viel gestohlen werde, und wer mit Gewalt und Unrecht raubet und gewinnet, einen andern leide, **der ihm auch so mißspiele**. Denn die Kunst kann Gott meisterlich, weil jedermann den andern beraubet und stiehlt, daß er einen Dieb mit dem andern straft: wo wollte man sonst Galgen und Stricke genug nehmen!“ \*\*)

\*) Das Jahr 1841 scheint eine traurige Ausnahme machen zu wollen.

\*\*) Sehr schwierig ist die Frage, wie weit Obrigkeiten diesen allerhöchsten göttlichen Standpunkt festhalten, oder mehr in die unteren Regionen der Nächstenliebe hinabsteigen müssen. Dazu kommt, daß z. B. die Lotterie in ganz andere Gebiete, in das Abgabensystem u. dergl. hinüberspielt. Dies verleitet sogar den trefflichen Justus Möser

\*) Ein sehr schöner, herzerhebender Ausruf an die Christenheit steht eben in Nr. 5. der Augsburger Zeitung d. J.





Wir aber, die wir hier unten neben einander wohnen, sollen uns nicht Würgestricke drehen, sondern wo möglich versuchen, einer den andern vom Galgen loszuschneiden.

Darum, Ritter, sage ich euch, tretet näher! Tretet näher heran: in der steigenden Kraft der Landesgesetze, in der Macht des guten Gewissens, mit dem Wahlspruch eures Ordens: „pro lide!“ — Blickt sie mittheilig an! Redet sanftmüthig mit ihnen! — Und wenn die aufbrausende Jugend spottet und höhnt, — werdet nicht zornig! — Es ist ein blindes Geschlecht, geschlagen von seinem Gözen! — Denkt an euren großen Ahnherrn, den siegreichen Gottfried v. Bouillon, der da keine Krone tragen wollte, wo sein Heiland mit Dornen gekrönt worden war. — Aber den ehrlosen Gözenpriester, wenn er nicht flieht, gebt dem Gericht! Und wenn er kein „Podolischer Ochse ist, so komme er euch nicht zu nahe!“

Ritter, ich sage euch, und wenn nur sechs von euch in diesem Sinne Deutschland durchzögen, sie würden vor euch fliehen, wie das Nachtgespenst vor dem anbrechenden Tage. Aber ihr Johanniter, sollt nicht allein kämpfen! Wir anderen Ritter und Väter wollen treulich euch beistehen!

Ja ihr Väter alle, ich will euch einen Rath geben. Ihr habt Söhne aus dem Hause entlassen. Es waren schmerzliche Abschiedsstunden. Sie trennten sich nur, um desto fester von dem Gedanken der elterlichen Sehnsucht gehalten zu werden! — Der Postbote kommt, — den Eltern klopft des Herzes! Er bringt diesmal sehr schlechte Nachricht: — viel verspielt, — noch mehr Schulden, — achselzuckende Kameraden, — zürnende Vorgesetzte, — die Conduitenliste mit Vorbehalt — ein mahnender Jude, — — — aber am Ende noch ein leidtragendes Herz, voll verlangender Reue, die Übelthat abzubitten und wieder gut zu machen! — Ich rathe euch, Väter, bringt eure Söhne nicht zu einem verzweifelnden Stumpfsinn. Laßt sie zu euch kommen, bestraft sie ernstlich, aber im Sinne der erbarmenden Liebe, die einst um Jerusalem geweint hat. Denkt daran, wie lax die Begriffe der Ehre heut zu Tage über Hazardspiele sind! Denkt an die starken Kriegshelden, an die Gewinner großer Schlach-

(Patriot. Phantasten Th. 1. S. 165.) zu dem Rath, die nun einmal vorhandene Leichtfertigkeit der Unterthanen zum Besten der Staatskassen durch Lotterie zu besteuern. Der Vertheidiger der berühmten Köthner Spielbank in Nr. 345. der Leipziger Allg. Zeitung v. J. geht aber in seiner Sophisterei so weit zu behaupten: die Regierungen müßten sogar öffentlich beaufsichtigte Spielbanken halten, um damit wo möglich die viel gefährlicheren heimlichen zu verdrängen. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil. —

Man könnte alle dadurch angeregte Fragen in einer zusammenfassen. Diese ergeht an alle Obrigkeit und an alle Ritter, nicht allein wegen der Hazardspiele, sie findet auch auf die öffentlichen Wobelle zc. Anwendung, es fragt sich: Ob die Obrigkeit für den Teufel Kloaken bauen soll, damit er nicht etwa seinen Unflath noch weiter und über die ganze Erde verbreite? Wir aber — als Mitglieder der rechtgläubigen Kirche, wir rathen zum Exorcismus!

ten, an die Erfinder kühner Entwürfe, die in diesem Stücke schwach und ohne Gedanken waren. Erwägt die Langeweile des Friedens und die Versuchung der Jugend. Vor Allem aber denkt, was ihr selbst von dem Nichtswerden zu erwarten habt, wenn es nicht von einer barmherzigen Vaterhand geführt würde, — und vergebt!

Aber wenn lustige Buben mit ihrem klirrenden Gelde zu Hause kommen: voller Entzücken, wie Treffbube und Coeurdame so schön auf einander folgten, wie Karokönig dabei das Zusehen hatte — und über die blassen Gesichter spotten, die sie in später Nacht der Schlaflosigkeit überließen, — „die Schafesköpfe, das war ihnen recht!“ — und wenn sie sich dann gähmend und dehrend auf's Bett werfen wollen, — dann Väter, tretet ihnen mit dem ganzen Ernst des göttlichen Wortes entgegen! dann denkt an euren eifrigen Heiland, wie er schon hier als Vorschmack seines Weltrichteramts mit der gekochten Geißel die Fische der wuchernden Wechsler (Ev. Joh. 2, 15 f.) umstieß! Reinigt euer Haus, denn es ist ein Heiligthum eures Gottes.

Und das gewonnene Geld? — Werft es nicht in den Gotteskasten, denn es ist Blutgeld! Schickt es nicht in das Armenhaus, sondern in's Zuchthaus, damit die Diebe, die Betrüger, die Brandstifter, die Falschmünzer, die falschen Bankrottirer, ja besonders die falschen Spieler, — die Virtuosen vom Tach — doch noch Mal einen lustigen Tag haben! — O ich könnte eure Empfindsamkeit reizen und euch rathen, ihr möchtet es an einen der blassen Gesellen schicken, die wir so eben am Spieltisch gelassen haben. Er ist immer noch schlaflos, und steht vielleicht gerade vor einem Juden, dem er seine beste Schärpe versetzen will, um heute noch einmal sein Heil im Spiel zu versuchen. Aber der Hartzerrige verlangt die Handschrift des Vaters, und seine Blicke sind stier und trostlos, wie gestern. Ich könnte ihn ein Morgengewehr von der Wand nehmen und den Hahn spannen lassen, um einer schwachnervigen Braut einen Schreck einzujagen und ihrer Phantasie noch höhere Spannkraft zu geben. Ich könnte euch noch mehr solcher Scenen vormalen. — Schiller's Karl Moor könnte ich euch noch einmal vorführen, und ihn so lange waschen lassen, bis er ganz weißgeschwacht vor euch dastände! Ja ich könnte mich durch Herummärrern in Worten und Gedanken wohl gar selbst zu einem Worthelden und Zungenschwäger heranschwindeln! — Aber was helfen Empfindungen, was helfen Worte und Thränen, die das erste raube Lüftchen wieder fortweht?!

Darum rathe ich euch, Väter, Ritter — mein Rath ist sehr profaisch — schlägt euren Katechismus auf — lest das siebente Gebot — lest Luther's Erklärung dazu — oder lest den Römischen Katechismus — sie stimmen wesentlich überein! — Und wenn ihr ein Fünkchen von der geistlichen Bedeutung dieses göttlichen Gebots ergriffen habt, dann sage ich noch einmal, behaltet das gewonnene Geld nicht länger — schickt es fort — weit fort von euch! — denn es ist gestohlenes Gut!

Ein Pommer'scher Gutsbesitzer.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 17. Februar.

N<sup>o</sup> 14.

## Übersicht der neuesten Begebenheiten in der Schottischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Das Presbytery aber weigerte sich, dem Folge zu leisten, und in seiner Sitzung am 4. December 1839 beschloß es mit sieben gegen drei Stimmen, die Abgeordneten der Gemeinde nach der Veto-Akte nicht zu hören, sondern den Präsentirten zu prüfen; \*) wo dann also bloß nach bestimmten vorgebrachten Gründen derselbe verworfen werden konnte. Damit hatte also dies Presbytery sich gradezu der Veto-Akte der General Assembly von 1834 widersetzt und sie als annullirt durch die Entscheidungen der Court of Session und des Oberhauses erklärt; ein Verfahren, was nothwendig die permanente Commission der Generalversammlung zu entscheidenden Schritten, entweder der Unterwerfung oder der Vertheidigung, herausforderte. In der Sitzung dieser Commission vom 10. December 1839 waren hundert fünf und dreißig Personen gegenwärtig, drei und siebenzig Geistliche und zwei und sechzig Laienälteste; hier wurde nach langen Debatten eine zwiefache Motion aufgestellt; keine für das Presbytery günstig. Die erste lautete der Hauptsache nach: „Daß die genannten Procedures eine absichtliche Verachtung der Autorität der General Assembly und ihrer Commission in sich schließen, und groben Mißbrauch des kirchlichen Richteramtes, und die Commission daher das Verfahren des Presbytery vom 12. November und 4. December umstoße und annullire, dem John Edwards verbiete, dem Presbytery zur Prüfung sich zu stellen, oder zu dem Pastoralamt in der Gemeinde Marnoch zugelassen zu werden; daß ferner, weil das Verfahren des genannten Presbytery die Suspension derjenigen seiner Mitglieder erfordere, welche von jenem Beschluß nicht dissentirt, und also ihre Absicht zu erkennen gegeben haben, der Gemeinde Marnoch einen Präsentirten im Widerspruch mit den Gesetzen der Kirche und den ausdrücklichen Vorschriften ihres höchsten Gerichtshofes aufzudringen: so suspendire die Commission die (namentlich genannten) sieben Mitglieder des Presbytery (welche die Majorität gebildet hatten) von dem Amt und den Verbindungen des Kirchendienstes, bis sie von der Generalversammlung wieder eingesetzt worden; verbiete ihnen alle und jede Amtshandlungen bis dahin, und erkläre alle, die sie dennoch verrichten würden, für null und nichtig. Ferner instruire die Commission die übrigen Mitglieder des Presbytery, sich baldigst ordentlich zu versammeln, und für die Vertretung der suspendirten Geistlichen durch andere Sorge zu tragen, so wie die Commission selbst einen Ausschuß ernennen wird, welcher dem Presbytery

darin Hülfe leisten solle; welcher Ausschuß zugleich bevollmächtigt werden solle, mit den suspendirten Geistlichen zu unterhandeln, um sie zu einem Gefühl ihrer Pflicht in dieser Sache zurückzubringen.“ Die andere Motion lautete dahin, „daß die Commission das Verfahren des Presbytery mißbillige, ehe sie aber fernere Schritte thue, einen Ausschuß ernenne, welcher mit der Majorität des Presbytery conferiren solle, um sie dahin zu bringen, daß sie ihren Beschluß, der Assembly nicht zu gehorchen, wieder zurücknehmen möchten, und alles fernere Verfahren bis zur nächsten Assembly einstellen.“ Bei einer Theilung des Hauses fanden sich für die erste Motion hundert ein und zwanzig, und für die zweite vierzehn Stimmen; worauf der Sachwalter der suspendirten Geistlichen einen Protest einlegte. — Die später durch eine zu Aberdeen angesetzte Conferenz versuchte Unterhandlung des Ausschusses mit den suspendirten Geistlichen kam durch die Beharrlichkeit, mit der diese ihren früheren Beschluß behaupteten, nicht zu Stande; die Suspension wurde vollzogen, und andere Geistliche in die Parochien geschickt.

Dies Ereigniß hatte indeß noch weitere Folgen. Die suspendirten sieben Geistlichen wandten sich an die Court of Session, den höchsten weltlichen Gerichtshof Schottlands, und extrahirten von ihm ein sogenanntes Interdict gegen Alle, welche die rechtmäßigen Pfarrer der Gemeinden des Presbytery von Strathbeggie, die von der Commission suspendirt waren, in ihren Amtverrichtungen hindern würden. Hiedurch kam nun die Commission in direkten Conflict mit dem Gericht selbst. In einer von den Mitgliedern der Commission voll besuchten Sitzung, der auch viele Zuhörer beiwohnten, wurde die Wichtigkeit der nun vorliegenden Schritte, die ungeheure Krisis, zu der sie führen könnten, mit großem Ernste erwogen; endlich aber wurden mit sehr bedeutender Majorität (hundert und sechzehn gegen dreizehn) folgende Beschlüsse gefaßt: „Daß der neuerliche Ausspruch der Court of Session, der auf Ansuchen der suspendirten Geistlichen ein Interdict gegen das Presbytery bewilligt, den Freiheiten der Schottischen Kirche, wie sie die Verfassung und mehrere feierliche Statuten der höchsten Staatsgewalt (namentlich das Revolution Settlement, die Act of Security und der Unionsvertrag) bestimmt, zuwider sey, insofern jener Ausspruch klar und unlängbar von Seiten des bürgerlichen Gerichtshofes die Annahme einer Gerichtsbarkeit in rein geistlichen Sachen in sich schließe, eines Rechtes der Controлле und Revision des Verfahrens der kirchlichen Gerichtshöfe in der Übung der Disciplin und der Verfüng geistlicher Strafen — welche Gerichtsbarkeit das Wort Gottes und die Bekenntnisse (Standards) dieser Kirche eben so sehr, als die fundamentalen Grundsätze und Bestimmungen der bürgerlichen Gesetze verwerfen; daß die Commission mit großer Beforgniß die wiederholten Eingriffe der bürgerlichen Gerichtshöfe in ihre geistlichen Angelegenheiten betrachte, indem diese,

\*) D. h. die Rechtswäßigkeit seiner Wahl und etwaige Gründe gegen dieselbe zu untersuchen.



nicht zufrieden, über alle bürgerlichen Fragen und Interessen dabei zu entscheiden, bei welchen Entscheidungen die Kirche sich stets beruhigt habe, die Macht sich anmaßen, die kirchlichen Courts in ihren geistlichen Funktionen zu dirigiren, namentlich in der Prüfung und Zulassung der Geistlichen, welches Recht gesetzlich ausschließlich der Kirche zustehe u.; daß daher die Commission eine unterthänige, gehorsame Adresse an Ihre Majestät die Königin, und Bittschriften an beide Häuser des Parlaments richte, die um sofortige Maßregeln zum Schutz der Kirche gegen solche verfassungswidrige Einmischung der Court of Session in ihre Regierung, Disciplin, Rechte und Privilegien bäten.“ Bei dieser Gelegenheit schloß Dr. Chalmers eine ergreifende Rede mit den Worten, welche einen Blick in den ganzen Stand der Sache geben: „Es ist dem Ausschuss der General Assembly vorgeworfen worden, er habe aufregende Redner im Lande umhergeschickt. Ich weiß aber nicht, daß der Ausschuss je dergleichen autorisirt oder veranlaßt hat. Diese Versammlungen sind völlig von selbst entstanden; aber ich gestehe, ich blicke auf ihre fortwährende Vermehrung mit segnendem Wohlgefallen. Warum stößt man sich denn an unseren Flugschriften nicht eben so sehr, als an den öffentlichen Versammlungen? Die letzteren sind nur compendiösere Mittel der Öffentlichkeit. Viele halten sie unter der Würde der Sache; früher dachte ich auch so; aber die Erfahrung und die Noth dieser Krisis haben von meiner Höhe mich herabgebracht. Die Presse wird jetzt von der Plattform überboten, wenn es darauf ankommt, eine praktische Angelegenheit durchzusetzen. Was würde wohl aus der Presse geworden seyn, wenn man aus ähnlicher Scheu sie ganz in den Händen der Apostel des Unglaubens gelassen hätte? Eben so darf auch die Plattform nicht den Emissaren der Bosheit überlassen werden. Die Presse ist gegen uns; warum? weil sie einerseits in den Händen von Radikalen, andererseits von alten Pedanten ist. Wir werden aber die Presse, ja allen Widerstand im Volke überwinden, wenn die Geistlichkeit überall freie Reden an das Volk hält, und wir ein einstimmiges Zeugniß zu Gunsten der Freiheiten unserer bedrohten Kirche erlangen können. Wir dürfen es nicht läugnen, die Kirche ist von vielen Gefahren umgeben; auf der einen Seite steht eine politische Partei, die gar nichts auf eine Staatskirche gibt; auf der anderen eine entgegengesetzte politische Partei, die eine Staatskirche nur als eine Maschine im Dienste des Staates ansieht. Mit keiner derselben können wir übereinstimmen; und das Schiff der Kirche muß unter den kämpfenden Wellen, die von beiden Seiten an ihm sich brechen, seinen festen, unabwendlichen Lauf fortsetzen, in der Hoffnung, daß Gottes Gnade zuletzt es in Sicherheit nach dem ersehnten Hafen bringt. Ein mächtiges Ergebnis ist von diesem Kampfe zu erwarten. Verlieren wir, dann sage ich vorher, daß in wenigen Jahren von einer Staatskirche keine Spur mehr im Lande seyn wird. Gewinnen wir aber, dann ist die Sache der Landeskirche auf einem unerschütterlichen Grunde erbaut. Dann wird das letzte Argument der Independenten widerlegt, und klar, wie Tageslicht, bewiesen werden, daß eine Kirche sehr wohl die äußere Sicherung einer Staatskirche haben, und doch so geistlich, so ungefesselt, so schriftmäßig seyn kann, als wenn rings

umher die Flammen der Märtyrer sie beschienen. Unsere Gegner sagen uns, in der Verbindung von Kirche und Staat liege nothwendig eine Verunreinigung der Kirche. Dies läugnen wir, und wollen das Gegentheil beweisen. Aus den Händen unserer Obrigkeit empfangen wir den Unterhalt unserer Geistlichen, und geben unsererseits zurück eine christliche Erziehung und Bildung des Volks. Aus den Händen unseres Herrn Jesu Christi empfangen wir unsere Glaubensartikel und die Grundsätze, auf welche unsere Kirchenregierung und Disciplin gegründet ist; und wenn es der Court of Session ferner nicht erlaubt wird, darin uns zu beeinträchtigen und zu meistern, so können wir die Privilegien einer Landeskirche haben, und doch eine eben so unabhängige Körperschaft in Allem, was kirchlich ist, seyn, wie es die Kirche Christi in den ersten Jahrhunderten war.“

Inzwischen war nun auch im Parlament die Sache zur Sprache gekommen. Der Graf v. Aberdeen (früher Minister des Auswärtigen im Wellingtonschen Ministerium) hatte wiederholtlich die Minister befragt, ob sie nicht eine Bill zur Beseitigung der kirchlichen Wirren in Schottland einbringen wollten, hatte aber von dem Premierminister, Lord Melbourne, stets eine ausweichende Antwort erhalten. Es scheint, daß das Ministerium weder das Herz hatte, durch ein der populären Non-intrusion-Sache in Schottland ungünstiges Gesetz sich um einige Stimmen mehr im Unterhause zu bringen, deren es bei seiner schwachen Stellung so bedürftig ist, noch weniger aber gegen die Entscheidung des Oberhauses die Sache selbst zu begünstigen. Im Unterhause ließen sich von einigen mit dem Ministerium verbundenen Personen günstige Äußerungen für die General Assembly vernehmen. Der Graf v. Aberdeen correspondirte inzwischen mit dem Ausschuss, welchen die General Assembly von 1839 zur Vorbereitung von Vereinigungsvorschlägen niedergesetzt hatte, und suchte die Hauptmitglieder desselben, besonders den Dr. Chalmers, für seine Grundsätze günstig zu stimmen, wobei er sich aber, wie es schien, mehr schlau als redlich benahm, indem er jene Männer darüber in der Unklarheit zu erhalten suchte, was er eigentlich zur Erweiterung und Befestigung der Rechte der Kirche und der Gemeinden mit seiner Bill bezwecke. Endlich, nachdem er einigermaßen, wenn auch nicht der Zustimmung, doch wenigstens der Enthaltung von aller Polemik gegen seine Vorschläge gewiß zu seyn glaubte, trat er im Oberhause damit hervor. Er begann damit, seine größte Ehrerbietung gegen die Schottische Landeskirche auszusprechen, indem er sagte, es habe wohl noch nie ein Institut gegeben, was mit so wenig Aufwand so viel Gutes gestiftet habe; diese Kirche habe nur aktive Arbeiter im Weinberge des Herrn, da gebe es keine Pluralitäten und Nonresidenzien. Seit vielen Jahren sey der Schutz von Schottland einigen hundert Soldaten anvertraut; ein Faktum, was laut für die Liebe zum Frieden und zur Ordnung und die Wirksamkeit der christlichen Erziehung zeuge, welche die Schottische Jugend empfinde. In Bezug auf das Kirchenpatronat bemerkte der Graf, daß seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Rechte der Patrone auf eine schroffere Weise geltend gemacht, und die gerechten Einwendungen der Gemeinden mehr vernachlässigt worden seyen, als mit der Wohlfahrt der

Kirche bestehen könne; doch müsse er auch hinzufügen, daß bei seinen neuerlichen Besprechungen mit Patronen er überall die größte Willigkeit gefunden habe, Beschränkungen ihres Rechts sich gefallen zu lassen, wenn sie das Heil der Kirche erfordere. Der neuerliche Schritt der Commission der Generalversammlung, die Majorität des Presbyteriums von Strathbeggie zu suspendiren, habe die größte Aufregung hervorgebracht. Er tadelt hierauf scharf das Veto-Gesetz der Generalversammlung; damit habe die Kirche ihrer Macht und Gerichtsbarkeit entsagt, indem sie den Gemeinden es anheimgestellt habe, wer ordinirt werden solle, und wer nicht. Noch tadelnswerther erscheine ihm ein Vorschlag der Commission der Generalversammlung: wenn die Majorität der männlichen Communikanten, die bei der Gastpredigt eines vom Patron Präsentirten in der Kirche zugegen seyen, die Vokation nicht unterschrieben, dann solle die Präsentation null und nichtig seyn. Sein eigener Vorschlag war nun der: Nach geschehener Präsentation solle das Presbyterium alle volljährige Communikanten auffordern, Einwendungen gegen den Präsentirten, sowohl in Bezug auf seine Gaben und Eigenschaften, als seine Angemessenheit für dies bestimmte Amt, schriftlich oder mündlich anzubringen, und hierüber solle es dann das Recht haben zu entscheiden, so jedoch, daß beide Theile an die Generalversammlung appelliren könnten. — Alle im Oberhause anwesende Schottische Peers sprachen für diese Bill, mit einziger Ausnahme des Marquis v. Breadalbane. — (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Das Gutenbergfest.)

Vergleichen wir in Bezug auf die Buchdruckerei das Sonst und das Jetzt, so ergibt sich uns, daß der Tag ihrer Jubelfeier billig vorwiegend den Charakter eines Bußtages haben mußte, daß die legitime Grundstimmung an ihm die des Schmerzes war über die Entweihung der edlen Gabe Gottes, verbunden mit der daraus hervormachenden Entschließung, fortan alles Argerniß zu meiden und die Gabe dem Dienste des Gebers zu weihen.

Die Druckerei stand ursprünglich vorwiegend im Dienste der Kirche und ihre Interessen zu fördern galt allgemein als ihre höchste und edelste Bestimmung. Das erste größere Werk der Gutenberg-Zustiftischen Offizin zu Mainz mit beweglichen geschnittenen Typen gedruckt, war die Lateinische Bibel; aus der Zustift-Schöfferischen Officin ging die erste Deutsche Bibel hervor, der bis zu Luther's Bibelübersetzung noch dreizehn andere folgten. Von der Lutherschen Bibel druckte Hans Lust allein 100,000 Exemplare. Welche Vortheile die Druckerei der Reformation brachte, ist allgemein bekannt. Luther sagt von ihr in den Tischreden: „Die Druckerei ist summum et postremum donum, durch welches Gott die Sache des Evangelii fortreibt. Es ist die letzte Flamme für den Auslöschenden der Welt. Sie ist (Gott Lob) am Ende. Viel heilige Väter, die in Gott ruhen, haben mit Verlangen begehrt, diese Zeit des wiedergeoffenbaren Evangelii zu erleben.“ Und Matthes 16. Haus Judez (geb. 1528) in einer Stelle, welche Delitsch, in der lehrnerwerthen Schrift: Der Flügel des Engels, eine Stimme aus der Wüste im vierten Jubel-Fest-Jahre der Buchdruckerkunst, Dresden 1840 S. 46. vollständig mittheilt: „Neben anderen Vortheilen der Buchdruckerkunst ist dies ihr göttlicher und unsterblicher Segen, daß sie die Wiederherstellung der Reinheit der Lehre, die Offenbarung des Antichristi, und die Zerstörung seines Reiches in hohem Grade befördert

hat. Denn jedes einzelne Büchlein, das durch den Engel und Gottesmann Dr. Mart. Luther und seine Mitarbeiter gegen den Antichrist gerichtet war, nahm die Typographie gleich einer weitmündigen Bombarde als ein Geschloß oder einen Feuerball auf u. s. w.“ Eine recht charakteristische Thatsache für das Sonst der Buchdruckerei liefert uns das Werk: Weimars Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst, S. 3. 4. Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen, Ernestinischer Linie, führte die Vormundschaft über die minderjährigen Söhne des Kurfürsten von Sachsen, Christian I., welcher am 25. September 1591 starb. „Dieser Fürst nahm an den religiösen Bewegungen seiner Zeit den lebhaftesten Antheil und wurde durch die Beschaffenheit derselben und durch Überzeugung begreiflich immer wieder auf Luther's Schriften zurückgewiesen, von denen ihm besonders die Hauspostille eine Quelle der Erbauung und Stärkung war, er ließ sie von M. Joh. Wemkel in die Lateinische Sprache übersetzen, legte neben einer gehaltvollen Bibliothek, in welcher er meist seine Erholungsstunden zubrachte, im Schlosse zu Torgau eine Druckerei mit schönen Lettern an, und arbeitete selbst, bisweilen mit seiner Gemahlin gemeinschaftlich, am Sacke dieser ihm so werthen Schrift. Zur Unterweisung seiner Prinzessinnen Dorothea Sophia und Anna Maria faßte der Fürst die Hauptstücke der christlichen Lehre und die vornehmsten Sprüche der heiligen Schrift zusammen, ließ sie in seiner Druckerei drucken und unter dem Titel Enchiridion im Jahre 1591 herausgeben. Zwei Jahre darauf folgte ein Gebetbuch, von derselben Hand verfaßt, in Deutscher und Lateinischer Sprache nach.“ Wie enge ehemals das Gewissen der Schriftsteller war, zeigt eine Äußerung von Cervantes in der Vorrede zu seinen Erzählungen: „Wenn das Lesen dieser Erzählungen in irgend Jemanden einen bösen Wunsch oder Gedanken erzeugen könnte, so würde ich lieber die Hand abhauen, womit ich sie schrieb, als sie herausgeben.“

Das Jetzt der Buchdruckerei brauchen wir nicht näher zu charakterisiren. Es liegt Jedermann vor Augen. Allein in unserem Vaterlande zu wie vielen Fcebeln hat sie hier die Hand geboten! Wie ist von Schriftstellern und Buchhändlern auf den Unglauben und die verderbten sittlichen Neigungen förmlich spekulirt worden!

Wirklich haben sich nun auch hier und da einzelne Stimmen erheben lassen, welche mit mehr oder weniger Ernst auf diese Seite der Sache hinwiesen, und zwar nicht bloß „Stimmen in der Wüste,“ wie in der bezeichneten Schrift von Delitsch, sondern auch solche, die mitten im Jubel der lärmenden Stadt ertönten. In Dresden wurde ein Gedicht von Theodor Hell vertheilt, abgedruckt in der Schrift: Die vierte Säkularfeier u. s. w. in Dresden und Leipzig S. 43 ff., dessen Grundton die Worte sind: „Laßt euch den Tag an eure Pflichten mahnen!“ und worin die schönen Strophen vorkommen:

Habt ihr bewahrt den Stempel frommer Sitte,  
Der euerm ernsten Anfang aufgeprägt?  
Verbanntet Frevel ihr aus eurer Mitte,  
Der nur sein Gift in stille Herzen trägt?  
War sie euch heilig, diese Kunst, die Jungen  
Vieltausendfach dem süß'gen Worte leih't,  
Der unvergleichbar Herrliches gelungen,  
Fortwirkend, ungehemmt von Raum und Zeit?  
Heut' gilt's, den Bund der Gutenbergs-Genossen  
Zu schließen fester, inniger als je,  
Zu wirken würdig, kraftvoll, unverdroffen,  
Daß nichts hervor aus euren Pressen geh'  
Als was, gediegen in des Geistes Reife,  
Gereinigt in des Herzens lauter'm Sinn,  
Voll Segen in das Menschenthum greife,  
Der Mit- und Nachwelt köstlicher Gewinn.

In Leipzig sprach der Buchhändler Frommann aus Jena, nach S. 88 ff. der angeführten Jubelschrift, ernste Worte in diesem Sinne. „Der alte Buchhandel“ — sagte er — „folgte mehr dem Bedürfnis,



als daß er ihm vorgeeilt wäre, aber er diente auch fast nur guten Zwecken: bei seinem Entstehen beinahe ausschließlich der Religion, dann dem Unterrichte der Jugend, der Erörterung des Rechtes. — Wenn nun in neuerer Zeit die Literatur mehr und mehr in alle Kreise des Lebens eingedrungen ist, mit ihr die Thätigkeit und Ausbreitung des Buchhandels große Fortschritte gemacht hat und zugleich der Spekulationsgeist unter uns reger und mächtiger geworden ist, als je zuvor, so müssen wir dies zwar als eine natürliche und an sich wohlthätige Entwicklung anerkennen, dürfen uns aber zugleich nicht verhehlen, daß ein schrankenloses Walten des Spekulationsgeistes in unserem Geschäftskreise verderblich wirken muß. Jede andere kaufmännische Spekulation kennt kein anderes Ziel als den Gewinn, keine andere Schranke als den Verlust; Alles sucht sie in ihren Kreis zu ziehen, Alles sich zu unterwerfen. Das darf die buchhändlerische Spekulation nicht. Ihr sind feste Grenzen gesteckt durch die Bestimmung des Buchhandels, wie ich diese so eben in der Geschichte desselben nachzuweisen versucht habe. Diese Bestimmung ist nicht die Herrschaft, sondern der Dienst. Dienen soll er der Religion, dem Rechte, der Freiheit und der Wahrheit, dienen der Wissenschaft und ihrer Anwendung auf das Leben, dienen dem schöpferischen Genius — kurz dienen jeder fruchtbringenden, erhaltenden und fördernden Thätigkeit des menschlichen Geistes. Wollten wir diesen Dienst verlassen und bei unseren Unternehmungen bloß den Gewinn im Auge haben, so würden wir auf die Leichtgläubigkeit, die Schwächen, die Leidenschaften, wo nicht gar die Laster der Menschen spekulieren müssen — Spekulationen, die wohl dem Einzelnen großen Gewinn, dem Ganzen aber nur Schaden, Schande und Verderben bringen können. Also noch einmal: im Dienste liegt unsere Ehre, im Dienste der höchsten Interessen der Menschheit. Bleibt der Deutsche Buchhandel, was Gott gebe, diesem Dienste treu, so wird er sich die Achtung und das Vertrauen der Nation sichern und früher oder später erlangen, was ihm zur vollkommenen Ausfüllung seines Wirkungskreises für jetzt noch mangelt; bleibt er diesem Dienste treu, so wird er bestehen und gedeihen, so lange Deutschland besteht und gedeiht.“ Ebenfalls unterbrach auch der Professor Comthur Hermann, dessen Rede in der angeführten Schrift S. 95 ff. in Deutscher Übersetzung mitgeteilt wird, durch eine nachdrückliche Hinweisung auf die gegenwärtigen Schäden der Literatur und des Buchhandels, das verzerrte Geschrei der Menge. Nach ihm gibt es jetzt eine „unzählbare Menge kaum der Erwähnung würdiger Menschen, die, um sich Geld zu machen, albernes, leeres, nichtstaunendes Zeug schreiben, dem Volke nichts nützen, den Handel verderben, und es dahin bringen, daß der Buchhandel einem Baume ähnlich wird, dem man für das Auslaufen seiner Wurzeln desto weniger Grund und Boden übrig läßt, je weiter sich seine Zweige ausbreiten.“ „Es sind aufgetaucht“ — sagt er ferner — „und tauchen überall noch ungelebte und rohe, doch nicht talentlose junge Leute auf, die, nachdem sie sich alles natürlichen Schamgefühls entäußert, der Religion ihre Heiligkeit, den Fürsten ihre Majestät, dem Adel seinen von seinen Ahnen ererbten Ruhm zu entreißen suchen, durch ein eifriges Streben nach Neuerungen die Gemüther der Menschen entzünden, und durch das Verschwindeln einer nichtigen Freiheit und eines gleichen Rechtes, diejenigen, welche mit ihrem Loose nicht zufrieden sind, deren es freilich überall gibt, offen oder heimlich zu aufrührerischen Plänen aufreizen.“

Aber diese Stimmen sind durchaus vereinzelt und sie werden in dem verwirrten Getöse confuser Begeisterung kaum vernommen. Analysiren wir dies Getöse, so treten uns zuerst bis zur Lächerlichkeit übertriebene Lobpreisungen Gutenberg's entgegen, dessen wirklicher Charakter keine Grundlage für dieselben darbietet, der allem Anscheine

nach nicht von einer höheren Idee befeelt und geleitet wurde, vgl. die Nachweisungen bei Delitzsch S. 23 ff. Wie weit man in diesen Lobpreisungen gegangen ist, wollen wir an zwei Beispielen zeigen. Dr. Möhr stellt in seiner in dem Weimars Album abgedruckten Predigt nicht nur eine ausführliche Vergleichung Gutenberg's mit Johannes dem Täufer an, sondern er bezeichnet ihn auch andeutungsweise als einen zweiten Heiland, indem er von ihm als „dem in dem Dunkel der Zeit, worin er lebte, wie ein Aufgang aus der Hölle erscheinenden Manne“ redet. Was er nur andeutet, das sagt Leopold Scherer, in dem Gutenberg's Album von Meyer, Braunschweig 1840 S. 113 ff., grade heraus: „Du bist ein Gottessohn so gut wie Einer, der je den Menschen himmlisch wohlgethan. — Du bleibst bei uns bis an der Menschheit Ende. — Wer liebt, der ehrt ihn! wer zur Weisheit neigt, der thut ihn, Gott erforschend und Natur.“ Äußerungen, durch die man veranlaßt wird, auch dafür dem Christenthum dankbar zu seyn, daß man seinen gefunden Menschenverstand behalten hat, so wie die Taktlosigkeit, mit der man bei dieser Feier die Anwesenden mehrfach aufforderte, „ihre gefüllten Becher dem Andenken Gutenberg's zu weihen“, vgl. z. B. die Leipziger Jubelschrift S. 70., und die sich in den Worten eines Dresdener Dichters S. 53. vollendet: „Seliger, sieh, wie erfreut Heute deine Jünger trinken Auf die ewige Seligkeit, die du längst von Gott empfangen Hast für deine kühne That,“ zeigt, welcher religiösen Dummheit und Barbarei diejenigen anheimgefallen sind, welche sich der Aufklärung rühmen. — Ferner, noch mehr wie in den Lobpreisungen Gutenberg's überschreitet man in denen seiner Erfindung alle Grenzen. Sie soll die vollkommene Bürgschaft für die Zukunft des Staates und der Kirche geben; man vgl. z. B. was der Herausgeber der Leipziger Jubelschrift S. 9 ff. sagt. Sie hat die Erhebung des Menschengeschlechts begründet, sie bewahrt vor jedem Rückfall in die Barbarei verschwundener Zeiten, vgl. z. B. S. 70. Man redet so von ihr, als ob man nur bis zu ihrer Erfindung eines Gottes im Himmel bedurft habe, nun aber ohne Gott fertig werden könne. O der Thorheit! Wer sehe nicht, daß alles auf die Gesinnung ankommt, daß im Dienste eines verderbten Zeitgeistes die Buchdruckerei eben so verderblich wirken kann, wie im Dienste des Geistes Gottes segensreich, daß also hier und überhaupt auf der Erde keine Garantien zu finden sind. Man ist aber so verblendet, daß man sich solche thörichte Gedanken sogar als Verdienst anrechnet und sich deshalb so viel als möglich darin steigert. Der Kleine meint groß zu werden, indem er in diesen „großen, tiefen erbebenden Gedanken“ lebt. — Endlich, von vielen Seiten her vernehmen wir den Ruf nach unbedingter Pressefreiheit, am lautesten von denen, die durch ihren Mißbrauch der Presse es am meisten verschulden, daß ihrer Freiheit noch nicht weitere Grenzen gesetzt werden konnten. Wie die tiefste Wurzel des Verlangens einer unbedingten Pressefreiheit, dessen Nichtigkeit G. Hermann in recht schlagenden Worten dargethan, die Verkenntung der Sünde sey, das tritt recht handgreiflich in mehreren der betreffenden Äußerungen hervor, namentlich in den von Beurmann in Meyer's Album S. 35.: „Die Presse zeigt nur das Wetter an, das von Gott gemacht wird,“ und der von L. Scherer S. 114.: „Wer Geistern wehren will, hier zu erscheinen, der hemmt Gott, der will selbst Gott verneinen!“ Äußerungen, bei denen man wieder Gelegenheit findet, sich seines gefunden Menschenverstandes zu freuen.

Die gemachte Begeisterung, das Phrasenwesen, die Hohlheit und Nichtigkeit, die kleinliche Eitelkeit haben bei diesem Feste so vorgeherrscht, daß man bei der Beschäftigung mit der ausgedehnten Literatur desselben bald von Ekel und Überdruß ergriffen wird, und gar keine Lust gewinnt, sich gründlich mit ihm einzulassen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 20. Februar.

N<sup>o</sup> 15.

## Übersicht der neuesten Begebenheiten in der Schottischen Kirche.

(Schluß.)

In dieser Bill gab Graf Aberdeen sich den Schein, als handle er bloß im Interesse der Kirche, ja als wolle er ihre Macht noch weiter ausdehnen, indem er den Presbyteries größere Rechte, als bisher, verleihe; der einzige Unterschied aber der neuen Gesetzgebung von dem früher bestehenden Recht wäre nach seiner Bill der gewesen, daß das Presbytery auch darüber würde haben entscheiden können, ob der Präsentirte grade zu dieser bestimmten Stelle geeignet sey; dies aber würde es nicht nach der Vorliebe der Parochianen für ihn, oder ihrer Abneigung wider ihn, sondern nach eigenem Ermessen entschieden haben. Wie Lord Aberdeen sich denken konnte, daß die General Assembly auf diesen Vorschlag eingehen werde, da sie über das Principle of Nonintrusion sich selbst so bestimmt erklärt, und alle ausgezeichneten Männer des Ausschusses auf diesem Princip beharrten, das ist in der That schwer einzusehen. In Schottland sagte man von der Bill, während Lord Aberdeen erklärt habe, sie werde sich des Beifalls der moderaten Leute aller Parteien erfreuen, könne sie sich nur des Beifalls der moderaten Partei erfreuen; während sie verspreche, das Heil und die Sicherheit der Landeskirche zu fördern, wolle sie den Zustand verewigen, in welchem die Kirche rings umher von den Sekten mit Erfolg angegriffen, und ihre Macht geschwächt worden sey; während sie der Majorität in der Schottischen Kirche habe entgegenkommen wollen, sey selbst der Vorschlag des Dr. Chalmers, das Auserkorene, wozu sich die Generalversammlung vielleicht verstanden haben würde, nicht einmal darein aufgenommen, nämlich daß das Presbytery wenigstens das Recht haben solle, den Präsentirten auf Grund des Widerspruchs der Mehrheit der Gemeinde zu verwerfen.

In der am 21. Mai v. J. zusammengetretenen Generalversammlung wurde am 26. durch den Advokaten Robertson zuerst die Sache der suspendirten Geistlichen vor die General Assembly gebracht; Dr. Cook, der Führer der Moderate, stellte die Motion auf, die Versammlung solle erklären, die permanente Commission habe ihre Befugnisse überschritten, und ihr Suspensionsurtheil sey daher null und nichtig; die Gegen-Motion des Procurators der Kirche lautete dahin, die Versammlung solle erklären, die Commission habe ihre Befugnisse nicht überschritten, und die sieben Geistlichen seyen rechtmäßig suspendirt; die letztere Motion ging mit 227 gegen 143 Stimmen durch

Diese Entscheidung betraf indeß bloß das Formelle des bisherigen Verfahrens; zwei Tage darauf wurde nun die materielle Frage erörtert; Herr Dunlop, einer der Führer der Evangelical, trug darauf an, die Versammlung solle erklären, daß sie den sieben Geistlichen wegen ihres Ungehorsams gegen die Commission und die General Assembly einen Verweis ertheile, so wie daß wegen ihrer anderen Vergehungen nach dem Kirchenrecht gegen sie zu verfahren sey; ehe die Versammlung aber ein Urtheil ausspreche, wolle sie eine Commission des Hauses niederlegen, um mit ihnen zu verhandeln, und einer künftigen Sitzung davon Bericht zu erstatten. Dr. Cook stellte die Gegen-Motion auf: die Versammlung erkläre, da die Sentenz der Commission bloß darum ausgesprochen sey, weil die sieben Geistlichen gewissenhaft dem höchsten Gerichtshofe Folge geleistet in einer Sache welche dieser Gerichtshof selbst für eine bürgerliche erklärt habe, so finde die Versammlung sie nicht tadelnswerth, hebe deshalb ihre Suspension wieder auf, und setze sie in ihr Amt wieder ein. Für die erste Motion waren 211, für die zweite 129 Stimmen. Tags darauf legte nun Dr. Cook dem Hause eine merkwürdige Protestation gegen den Beschluß des vorigen Tages vor. „Wir, die unterzeichneten Geistlichen und Ältesten, Mitglieder der Generalversammlung der Kirche von Schottland, dissentiren aus folgenden Gründen von dem Verfahren und Urtheil der Generalversammlung in Sachen der sieben Geistlichen des Presbytery von Strathbogie: 1. weil wir überzeugt sind, daß die Commission der General Assembly in der Suspension dieser Geistlichen und der Ernennung von Stellvertretern ihre Befugnisse überschritten, und eine weder nach dem Kirchen- noch dem Staatsrechte ihr zukommende Macht sich angemäßt hat; wir halten die Suspension daher für null und nichtig, und glauben, daß die General Assembly dies erklären mußte; 2. weil wir glauben, der Beschluß der Generalversammlung, daß diese sieben Geistlichen — Männer von exemplarischem Wandel, gesunder Lehre, der Kirche ergebene, treue Arbeiter im Weinberge unseres hochgelobten Meisters — einen Verweis erhalten sollten, mit der Weisheit und Liebe eines kirchlichen Gerichtshofs unvereinbar sey, und daß er den Zwecken, für welche das evangelische Predigtamt eingesetzt sey, entgegenwirke; 3. weil das Betragen der sieben Geistlichen, indem sie dem höchsten bürgerlichen Gerichtshofe in einer Sache, die nach ihrer Erklärung bürgerliche Rechte afficire, Gehorsam leisteten, den klarsten Grundsätzen der Vernunft und den ausdrücklichsten Befehlen der Offenbarung gemäß sey, und sie bei einer anderen Handlungsweise ihre Unterthanenpflichten verletzt haben würden; 4. weil unseres Erachtens es höchst ungeziemend ist, daß solch ein Urtheil gegen diese



Geistlichen, weil sie dem Landesgesetz gehorchten, von dem höchsten Gerichtshofe einer Kirche ausgegangen sey, die vom Staate dotirt und beschützt ist; 5. weil wir es für unsere heilige Pflicht halten, den Grundsätzen zu folgen, auf denen unsere Landeskirche ruht, und entschlossen sind, in der Kraft Gottes gewissenhaft und eifrig so fortzufahren, und daher betrübt sind, daß ein so großer Theil unserer Brüder durch den Beschluß, gegen den wir protestiren, die Verbindung zwischen Kirche und Staat in Gefahr bringe, ein Losagen des Staates von der Kirche und eine Vernichtung ihrer Privilegien, und also eine Entkräftung der Landeskirche bewirkt; 6. weil wir den Beschluß der Verweisertheilung und die Bestätigung der Suspension schon darum für ungültig halten, weil Viele von denen, die ihm sich anschlossen, nicht rechtmäßige Pfarrer der Kirche sind, und also kein Recht haben, in diesem Hause zu sitzen.“ Diese Protestation war von 109 Mitgliedern unterzeichnet.

Nachdem sie vorgelesen war, sagte Herr Dunlop, er habe die Protestation mit dem tiefsten Schmerze angehört, weil sie die suspendirten Geistlichen in ihrem unseligen Verfahren bestärke, besonders aber weil die Protestirenden sich zu Grundsätzen bekennen, welche diametral denen entgegengesetzt seyen, auf welchen die Verfassung der Kirche nach der Ansicht der Majorität beruhe und als einer Kirche Christi auch allein beruhen dürfe. Es liege nun am Tage, daß wenn diese Parteien nach ihren Grundsätzen fortführen zu handeln, sie nicht länger Glieder einer und derselben Kirche bleiben könnten; diese Protestation sey ohne Zweifel der erste Schritt zu einem Schisma in der Kirche. Darum sey eine Erklärung der Grundsätze, auf welchen die Kirche beruhe, von der größten Wichtigkeit, und er trage deshalb darauf an: daß ein Comité niedergesetzt werde, eine Erklärung der Grundsätze der Verfassung der Kirche vorzubereiten, im Gegensatz gegen die Gründe der Protestation des Dr. Cook und seiner Anhänger. Dr. Cook stimmte dem bei, daß es die Pflicht der Majorität sey, ihre Sache in das hellste Licht zu setzen, und das Publikum mit den Grundsätzen auch ihrer Partei genau bekannt zu machen; und so wurde das Comité ernannt.

Am folgenden Tage erstattete der Ausschuß der General Assembly, welcher mit den suspendirten Geistlichen unterhandeln sollte, seinen Bericht, und da dieser dahin ausfiel, daß sie in ihrem Benehmen beharrten, so trug der Präses darauf an: die Suspension solle fortbauern, im August sollten sie dann persönlich vor der Commission erscheinen, und beharrten sie dann noch in ihrer Hartnäckigkeit gegen die Kirchenbehörden, so sollten sie förmlich wegen hartnäckigen Ungehorsams in Anklagestand versetzt, und bis zur nächsten Generalversammlung die Sache instruiert werden; unterwürfen sie sich aber, so sollten sie sofort in ihre Ämter wieder eingesetzt werden. Dieser Antrag ging mit bedeutender Majorität durch.

Am 27. Mai erstattete der von der vorjährigen Generalversammlung, Behufs der Verhandlungen wegen der Nonintrusion, niedergesetzte Ausschuß seinen Bericht. Zunächst über seine Unterhandlungen mit der Regierung. Die Minister hatten ihnen erklärt:

„So wenig sie Bedenken trügen wegen der zu ergreifenden Maßregel, wenn sie überhaupt sich einmischen wollten, so könnten sie doch nicht hoffen, eine wirklich befriedigende Maßregel durch's Parlament, besonders durch das Oberhaus, zu bringen, und sie müßten daher eine Maßregel der Gesetzgebung bis auf günstigere Zeiten verschieben.“ Nachdem nun der Bericht noch sich über die Verhandlungen mit dem Grafen v. Aberdeen verbreitet hatte, hielt Dr. Chalmers über diese Angelegenheit eine dreistündige Rede. Er sagte darin zu Anfang: man müsse zwei Fragen unterscheiden, welche in der vorliegenden Sache vermischet seyen: die große Lebensfrage der geistlichen Unabhängigkeit der Kirche, und die untergeordnete Frage wegen der Nonintrusion. „Der Grundsatz, daß in geistlichen Dingen Christus der einzige, unumschränkte Herr sey, ist der eigentliche Grundstein der Schottischen Kirchenverfassung, wenn sie diesen aufgibt, stürzt das ganze Gebäude ein.“ Die Feststellung desselben als der Grundlage der Kirchenverfassung, ist die eigenthümliche Herrlichkeit Schottlands, die Frucht eines schwerer kämpften Sieges, nach Streit und Verfolgung von mehr als hundert Jahren. Einen Grundsatz, der uns so viel gekostet hat, wollen wir nicht so leicht wieder aufgeben; und verlangt dies der Staat, oder will er uns unsere Dotation nehmen, so lassen wir es kühn darauf ankommen.“ — Er erklärte sich dann aufs Stärkste gegen Lord Aberdeen's Bill, welche den eigentlichen Klagepunkt gänzlich umgehe. „Die Kirche wünscht Hülfe in ihrer Noth, weil einer ihrer Fundamentalgrundsätze, daß Niemand einer Gemeinde wider ihren Willen zum Pfarrer aufgedrungen werden solle, bedroht sey. Wie soll diese Hülfe gewährt werden? Nicht etwa durch ein Surrogat, das auf einem anderen Wege, als die Veto-Akte will, dem Grundsatz Geltung verschafft; sondern durch etwas wesentlich Verschiedenes, durch die Aufhebung des Gesetzes selbst. Ich wollte tausendmal lieber in die Hände der Moderaten fallen, als solch ein Gesetz. Weit lieber möchte ich eine solche Gesetzgebung von meinem Freunde, Dr. Cook, annehmen; dann hätte ich doch die tröstliche Aussicht, in einigen Jahren ihn aus dem Felde zu schlagen, ich könnte auf die Wiederaufhebung hoffen. Es ist besser, mit Ruthen, als mit Skorpionen gezüglicht zu werden; ich für meinen Theil will lieber unter den Solonen oder Salomonen da drüben (den Moderaten) stehen, als unter den Nehabeams des Parlaments.“ — Zum Schluß seiner Rede las dann Dr. Chalmers in Form von Resolutionen seine Motion vor, daß die Generalversammlung erkläre, sie könne zu Graf Aberdeen's Bill ihre Zustimmung nicht geben. Es trat von der entgegengesetzten Seite noch eine Reihe tüchtiger Redner für die Bill auf, indeß bei der Abstimmung waren für Dr. Chalmers Resolutionen 221 und dagegen 134 Stimmen, also die Majorität 87, die größte, welche die Evangelical bisher in irgend einer Sache gehabt hatten. (Die verwandten Beschlüsse wurden 1838 mit 41, 1839 mit 49 Stimmen Mehrheit angenommen.)

Nachdem dieser Beschluß bekannt geworden, und die Assembly sich aufgelöst hatte, unternahmen es einige Geistliche in Edinburgh, Unterschriften zu einer Bittschrift an das Oberhaus zu

sammeln für Lord Aberdeen's Bill; 260 Geistliche und etwa dreimal so viel Älteste unterzeichneten sie. Als aber die Bittschrift eben eingereicht werden sollte, nahm Graf Aberdeen seine Bill zurück. Darauf trat unter dem Präsidium von Dr. Coof ein Bund zusammen, der zu den Grundsätzen der Protestation des Letzteren sich bekannte; von der anderen Seite wurde ein sogenanntes Engagement beschlossen, in dem man sich verpflichtete, die Gerichtsbarkeit der Kirche in geistlichen Sachen und ihren Fundamentalgrundsatz der Nonintrusion aufrecht zu halten, und die Aufhebung des Patronatrechts bewirken zu helfen. Im August trat nun die Commission der General Assembly zusammen, und gemäß dem früher von der Versammlung gefassten Beschlusse wurde den sieben Geistlichen von Strathbogie, da sie ihre Unterwerfung nicht erklärt hatten, ein Anklagelibell zu übersenden beschlossen.

Somit wüthet nun der Streit heftiger als je, die beiden Parteien sind Schroffer, als zuvor, einander gegenüber getreten, und es kommt darauf an, ob die evangelische Partei ein solches Übergewicht sich wird verschaffen und erhalten können, um ein Schisma oder eine Trennung der Kirche vom Staate zu verhindern. Auch die politischen Conjuncturen sind für diesen Streit von Wichtigkeit; kämen die Tories aufs Neue an's Staatsruder, so würde die Regierung jedenfalls ungünstiger gegen die Kirche sich stellen. Auf jeden Fall wird auch das jetzige Jahr wieder reich an Ereignissen für die Schottische Kirche seyn.

## Nachrichten.

(Herr Pastor Dr. Wolff in Hamburg und die Ev. K. Z.)

Es ist schon früher in diesen Blättern \*) durch einen anderen Correspondenten die letzte Schrift des Hauptpastors Dr. Wolff, betitelt: Allgemein faßliche Darstellung derjenigen Grundwahrheiten der Glaubenslehre Jesu, welche von denkenden Christen aller Confessionen anerkannt werden müssen, zur Sprache gebracht und eine Stelle abgedruckt worden, welche dieses, der Zeiten des Dr. Bahrdt würdige und dahin zurückführende Werk charakterisirt. Einsender ist nun zwar nicht der vornehmen Ansicht, die sich auch in Hamburg vielfach kund gegeben hat, daß es am besten sey, von solchen Produktionen gar keine Notiz zu nehmen. Denn so wahr es vom wissenschaftlichen Standpunkte aus seyn mag, daß die Emanationen des flachen Rationalismus jetzt zu spät kommen, so ist doch der kirchliche Standpunkt ein ganz anderer, und für den großen Haufen der halb und noch weniger gebildeten Leser bleibt eine solche Schrift gleich gefährlich, sey nun der Unglaube, den sie predigt, als ober neumodisch. Der Verf. und dessen Colporteurs haben sich alle Mühe gegeben, recht viele Subscribenten zu sammeln, die mittleren und unteren Klassen sind dabei nicht verschmäht worden, und man findet daher das Buch jetzt in Kreisen, wo man es gar nicht erwarten sollte. Daber wäre es unseres Bedünkens die Pflicht so zu sagen jedes einzelnen Predigers in Hamburg gewesen, der seine Knie vor dem Baal noch nicht gebeugt hat, statt die Achsel zu zucken, lieber Hand an's Werk zu legen, und auf populäre Weise

die Leser des Wolffschen Buches zu einem eigenen Urtheile zu befähigen. Dagegen mag nicht angeführt werden, daß eine Vereinbarung unter den Mitgliedern des Hamburger Ministeriums besteht, nicht gegen einander zu schreiben, weil dabei an Fälle dieser Art unmöglich gedacht worden seyn kann, auch Past. Wolff die Übereinkunft zuerst übertreten hat, da er Alle, die dem Glauben der Kirche anhängen, mit Hohn und Schimpfworten überschüttet, mithin indirekt auch viele seiner Kollegen.

Indeß will der Verfasser dieser Zeilen diesmal keine Kritik des Werkes liefern, sondern nur eine Stelle hervorheben, wo der Dr. Wolff sich mit der Ev. K. Z. beschäftigt; weil diese Stelle ein besonders helles Licht auf die Wahrheitsliebe des Pastors Wolff wirft. Und daran soll denn noch einiges Andere angeknüpft und erzählt werden, was von Seiten des Hamburger Ministeriums in der Sache gethan, und — nicht gethan ist.

E. 388. heißt es:

Vom März 1827 an, da der Verf., wie seine gedruckten Prebigitentwürfe beweisen, in Hamburg ganz freimüthig den christlichen Denkglauben lehrte (und dadurch in ein Wespenneß griff), erschienen sechs bis acht Jahre lang die elendesten Pasquille und feindseligsten Verunglimpfungen — nicht sowohl seines Lehrens — als vielmehr seiner Person — theils in der das Wort evangelisch heillos mißbrauchenden Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, theils in Broschüren . . . . . Den Verfasser der meisten Aufsätze in jener Hengstenberg'schen Zeitung brachte er, durch Verbindungen in Berlin, dergestalt heraus, daß selbst ein Stück des Manuscripts den Pasquillanten unverkennbar machte; aber er schrieb nicht gegen ihn, um nicht, gleich ihm, die Verpflichtungen zu brechen, die er eink, so gut als Jener, eingegangen war.

Diese Tirade liefert Stoff zu sehr vielen Betrachtungen. Zubörderst kann sich wohl Niemand, der die Hamburg'schen Verhältnisse kennt, eines Lächelns über die Wichtigkeit erwehren, die Herr Pastor Wolff seiner Person hier beilegt. Man sollte glauben, er sey zuerst als ein Apostel des christlichen Denkglaubens (sic) nach Hamburg gekommen, und habe da in ein orthodoxes Wespenneß gegriffen. Der arme Mann! Nicht einmal diese Ehre kann man ihm lassen. Was die Orthodoxie betrifft, so war in Hamburg schon durch Klefeker, Kengel und Andere, in der Gelehrtenschule durch Gurliitt, gehörig ausgeräumt worden. Man brauchte dazu nicht erst den Herrn Pastor Wolff. Aber die Taktik dieser Herren ist bekannt; sie thun immer so, als sey ihre Aufklärerei etwas Nagelneues. Daß die christliche, zum Evangelium zurückförende Reaktion des jüngeren Geschlechts etwas Neues ist, das hüllen sie sich wohl anzuerkennen; sie würden damit einräumen, daß vielmehr sie nun in's alte Register gehören. Der Unglaube kann seinen inneren Tod, dem ewig jungen Evangelium gegenüber, nur dadurch verläugnen, daß er die Jünglingsmaske anhängt; wer sie aufzuheben versteht, dem grinst ein leerer Schädel entgegen. Eine ähnliche Vision hat sein Hochmuth Herrn Dr. Wolff in seiner Borrede vorgespiegelt, indem er S. VI. bemerkt, daß er in allen den zahlreichen Streitschriften gegen das „Leben Jesu von Strauß“ und in dem letztgenannten Buche selbst im Wesentlichen durchaus nichts gefunden habe, was ihm nicht schon vor drei und dreißig Jahren, da er in Helmstädt (unter Henke's Leitung) studirte, als längst besritten, abgefertigt, oder anerkannt, und überhaupt gehörig gewürdigt, bekannt gewesen wäre. (Pred. Sal. 1, 9. 10.)

Was sodann die Geschichte mit den Verbindungen in Berlin und dem Fegen eines Manuscripts betrifft, so hatten wir sie für eine leere

\*) In Nr. 94 und 95. des Jahrgangs 1840.



Windbeutel; wir haben guten Grund zu behaupten, daß von den früheren Aufsätzen in der *Ev. R. Z.*, in denen vom Pastor Wolff die Rede war, kein einziger von einem Kollegen desselben herrührte; so etwas hat doch wohl mit dem Bruch übernommener Verpflichtungen angebrütet werden sollen.

Ueber nun endlich die Hauptsache. Wo sind sie, diese sechs bis acht Jahre lang in der *Ev. R. Z.* fortgesetzten elendesten Pasquille und feindseligsten Verunglimpfungen nicht sowohl der Lehre als der Person des Herrn Pastors? Einsender hat die Mühe nicht gescheut, sämtliche Jahrgänge der „das Wort evangelisch heillos mißbrauchenden Hengstenbergischen Kirchenzeitung“ von ihrem Entstehen im Jahre 1827 an genau durchzusehen, und was er gefunden hat, soll hier zusammengestellt werden, um diesen frechen Mann zu charakterisiren.

1. Nur im Jahrgang 1829 und 1833 ist überhaupt von Herrn Pastor Wolff die Rede.

2. An einer einzigen Stelle von seiner Person; indem nämlich Jahrgang 1829 S. 638. berichtet wird, Herr Wolff habe sicherem Vernehmen nach von der weltlichen vorgesetzten Behörde einen scharfen Verweis wegen seiner ungeziemenden Predigtweise erhalten.

Herr Pastor Wolff wird am besten wissen, was daran ist. So viel liegt vor, daß er während elf Jahren dazu geschwiegen hat.

3. Im Jahrgang 1829 wird S. 261 f. eine Predigt des Pastors Wolff gegen Rußwurm kritisiert, und zwar mit solcher Milde, und überhaupt in solcher Weise, daß man annehmen muß, jener habe den Aufsatz gar nicht gelesen, wenn er von Pasquillen und feindseligen Verunglimpfungen redet.

4. Eben da S. 638 f. steht eine Recension eines Jahrgangs seiner gedruckten Predigten, welche getadelt werden. Von Persönlichkeiten ist auch hier keine Spur. Seit wann sind Kritiken, die dem Autor nicht gefallen, Pasquille?

5. Endlich eben da S. 759. wird eine gedruckte Predigt desselben, unter Nachweisung, daß Moses, Christus und die Apostel darin als Verräther dargestellt würden, abermals getadelt, und dabei bemerkt, daß von dem Verf. derselben leider schon einige Mal die Rede habe seyn müssen.

6. Im Jahrgang 1833 S. 160. geschieht noch einmal beiläufig der literarischen oder amtlichen Thätigkeit des Past. Wolff Erwähnung, auch grade nicht lobend, aber es wird ihm sogar indirekt das Verdienst beigelegt, daß er, wenn auch wider Willen, zur Förderung einer dem Christenthum mißlicher feindseligen Stimmung in Hamburg beigetragen habe.

Wahrlich, Herr Wolff muß seltsame Begriffe über Pasquille haben. Um ihn darüber aufzuklären, siehe hier die Bemerkung, daß man unter Pasquill eine anonyme Schmähschrift versteht, in welcher Jemanden Verbrechen oder sonst Verachtung erregende Handlungen Schuld gegeben werden.

Fast gleichzeitig mit jenem Buche, welches in den vaterstädtischen Blättern der Hamburger wöchentlichen Nachrichten (einem musterhafter Umsicht redigirten Artikel) von einem Schulmeister aus

dem Kirchspiel des Past. Wolff lobpreisend angezeigt ward, \*) gab Herr Past. Wolff am Reformationsfeste eine Predigt in den Druck, die, obgleich von der Censur, wie es heißt, bedeutend gesäubert, doch noch Dinge genug enthält, von denen man nicht begreift, wie ein Prediger sie vorbringen konnte, ohne zugleich sein Amt niederzulegen. Wir wollen einige Auszüge aus derselben liefern.

Gleich am Schlusse des Eingangsgebetes heißt es (S. 322.):

Hilf denn, o Herr, weil abermals die Zahl der Gläubigen vermindert ist durch Ungläubige und Ubergläubige, weil abermals unheilige Heuchelei und bekümmerte Unwissenheit unnütze, ja verderbliche Dinge redet aus Herzen, die mit ihren natürlichen Gefühlen, in denen du, Schöpfer, sprichst, und mit ihrer Vernunft uneinig sind, — hilf, daß ein Ende werde solches Unheils bei denen, die sich Jesu Jünger nennen.

Im Eingange wird behauptet, man könne jetzt erst den Anfang der Reformation feiern. Ihr Fortgang sey leider oft gestört und unterbrochen worden, ihre Vollendung bleibe vielleicht erst einem späteren Jahrhunderte vorbehalten. Die christliche Kirchenlehre müsse von allen seit vielen Jahrhunderten eingeschwärzten Trug- und Wahngestalten vollständig gereinigt, das noch immer von vernunftwidrigen, herzempörenden, irreleitenden Sätzen verfinsterte Christenthum auf die ganz reine, lichtvolle, einfache, allen natürlichen Vernunftgedanken und Herzensgefühlen entsprechende, ja den menschlichen Geist zur erhabenen Größe des Denkens und Empfindens hinausleitende Herrlichkeit des Wortes, das Jesus Christus in Gottes Namen gesprochen, und mit seinem Sterben darauf verbürgt, zurückgeführt werden (S. 324.). Erleuchtete Fürsten und Regierungen sollten mit ähnlichem Eifer und weit besserer Erkenntniß als zu Luther's Zeit, im Verein mit den Besten ihrer Unterthanen aussprechen: wir wollen auch den letzten Rest des unserer Überzeugung widerstrebenden Unsinns nicht mehr. (Ebenbas.)

Wirdleicht vergehe noch eine Zeit, deren Ende wir nicht erleben, bis solches erfüllt werde. Die Irrthümer, welche an der Verzögerung schuld seyen, mögen sie nun Rücksichten der Duldsamkeit, des Friedens, oder gar der Freiheit, sich in krasser Art zu äußern, genannt seyn (während doch andere Wahnsinnige unter Aufsicht gestellt oder in Verwahrung genommen würden), sollten hier übergangen werden u. s. w. (S. 325.)

Der Text, Matth. 22, 1 — 14., wird zu dem Thema benutzt, daß wir durch die einzelnen Züge dieser evangelischen Erzählung zu einem Überblick über die Reformationsgeschichte bis auf unsere Zeiten uns leiten lassen können.

Aus den Zeiten des tiefsten Verfalles des Papstthums, und aus der ihr, seit der Apostel und Apostelschüler vorausgehenden Zeit, stammten eben diejenigen Kirchenlehren her, die nicht allein nicht aus Jesu Worten zu beweisen seyen, sondern denselben gradezu widersprechen. Hört und merkt das wohl, Geliebte, die ihr dies Reformationsfest würdig feiern wollt durch redliches Streben nach Vollendung dessen, was die edlen Reformatoren seit 1517 erstrebt haben (S. 331.).

(Schluß folgt.)

\*) Die Hauptpastoren haben in Hamburg zugleich die Aufsicht über die Schulen in ihren Sprengeln, und sind die nächsten Vorgesetzten der Lehrer.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 24. Februar.

N<sup>o</sup> 16.

## Geschichte und heutige Verfassung der Katholischen Kirche Preussens von Dr. F. A. Th. Laspeyres. Erster Theil. Halle 1840. 8.

Unsere Zeit strebt von allen Seiten zum Ganzen. Sammtausgaben, historische Sammelwerke, systematische Übersichten, encyclopädische Bearbeitungen u. s. w. u. s. w. verkünden durch ihr Daseyn dies Bedürfen des Geistes, der in unserer Zeit wohnt, täglich und allenthalben. Daß es namentlich bei den historischen Wissenschaften sich so verhält, kann nicht Wunder nehmen, da unsere Zeit aus dem trümmerhaften Wesen der Periode der Französischen Revolution herausgeboren, auf allen Seiten das Bedürfnis fühlen muß, sich über die ursprüngliche Bedeutung des noch bestehenden eben so, wie über die frühere Ausfüllung des Raumes, der durch zu Grunde gegangenes entstanden ist, zu unterrichten. Vielmehr dies kann Wunder nehmen, daß trotz des Drängens der Zeit im Ganzen auf Überblick und Zusammenfassung, doch manche einzelne Wissenschaften so lange und noch aller Mittel, die dem Überblick, der Zusammenfassung zu Hülfe kommen könnten, entbehren. So z. B. gibt es keine Wissenschaft des Preussischen Staatsrechts. Eine Darstellung, wie und in welcher Weise die bloße Vorstellung von der königlichen Gewalt, trotz dem daß alle Reichsländer sowohl als nicht im Reichsverbande stehende Provinzen der Könige von Preußen eine sehr bestimmte Verfassung, und in dieser eine gemessene Stellung des Fürsten hatten, doch eine Umhüllung der fürstlichen Stellung bewirkte; wie diese Stellung von Anfang an bei den später neu erworbenen Provinzen gefaßt ward, und was sich von den alten öffentlichen Zuständen demungeachtet in den verschiedenen Theilen der Monarchie erhalten hat — eine solche Darstellung fehlt noch ganz. Zwei Faktoren haben weit über anderthalbhundert Jahre in Preußen theils neben einander, theils gegen einander gewirkt: 1. die zuerst von den drangvollsten äußeren Verhältnissen verlangte, unterstützte höhere fürstliche Gewalt, auf welche sich Alles, was in Preußen Bewegung und Fortschritt genannt werden kann, eng anschließt; und sodann 2. daselbst ältere Landesverfassungen, später Trümmer wenigstens dieser Landesverfassungen, deren Reste überall bei uns als Repräsentanten eines stätigen Principes, als Denkmale und Erinnerungszeichen unserer früheren Vergliederung mit dem ganzen Körper der Deutschen Nation dastehen. Warum ist diese Lücke noch so breit vorhanden? Ein Fremder könnte denken, es sey ein Interesse der Regierung, die deren Ausfüllung hindere; da die Regierung das fortschreitende Princip bei uns sey, so sey ihr nichts daran gelegen, daß durch eine genaue Auffassung des

aktuellen Facits der Thätigkeit beider Faktoren der Fortschritt der Regierung eine Art wissenschaftlicher Circumscription erhalte. — Ein Einheimischer kann nicht so die Sache ansehen, weil er ja weiß, daß die Regierung selbst in ihrem Fortschritt zu dieser naturgemäßen Stellung fortgeschritten ist, dem historischen Bestand sein Recht widerfahren zu lassen, und daß dagegen die Bevölkerungen des Landes sich zum Theil so in die früher von der Regierung ausgehende Bewegung hineinräsonnirt haben, daß sie schon Napoleon als die Jakobiner des Nordens bezeichnen durfte, ohne ganz Unrecht zu haben. Die Regierung hätte bei uns von solcher wissenschaftlicher Circumscription gradezu gar keine Beengung zu besorgen; — sie brauchte nur, wo sie die als hergebracht in der Circumscription bezeichneten Rechte erweitern wollte, die Erweiterung mit einem f. g. freisinnigen Bestreben in Verbindung erscheinen zu lassen, und nicht bloß das Heer der Maulaffen würde auf ihrer Seite stehen; obwohl dies allein auch schon dermalen überall in Deutschen Ländern eine sehr ansehnliche Macht bildet, denn augenscheinlich nähern wir uns einigermaßen jenen canting manners, die in England seit der f. g. Revolution (1688) Alles, was ursprüngliche Seelenregung ist, in den philistrosen Fesseln ersüßt, England um alle Poesie und Kunst gebracht, eine canting church an die Stelle wahrer Religion gesetzt und das Volk zu einer leeren Aufgeblähtheit gebracht hat, bei welcher fast nur noch Byronsche Zerrissenheit als ein Rest von Dichtung gedeiht; wir nähern uns socialen Zuständen, wo die mittleren Klassen mit beschränkten Interessen, mit zurechtgemachten Redensarten und Massengeschrei mäßigen Welt Schmerzes überall dominiren, und vor solchen Zuständen braucht keine Regierung, der es um nichts als um Erweiterung einer Circumscription zu thun wäre, auch nur die mindeste Scheu zu haben. Diese beschränkten Interessen sind bald berechnet, diese zurechtgemachten Redensarten sind bald gelernt, und selbst für die Regierung wäre die Theilnahme an jenem mäßigen, philistrosen Welt Schmerz völlig ungefährlich. So gut es in England, dem f. g. freiesten Lande Europas, der Regierung von Wilhelm III. bis auf den Tod Georg's IV. gelungen ist, die Nation mit Schein zu füttern, in der That aber an der Nase überall hinzuführen, wohin sie zu bringen die Regierung ein wesentliches Interesse hatte, so gut und noch besser würde dies amüsante Spiel sich alle Tage bei uns beginnen lassen. Also an der Stellung, in der sich unsere Gelehrten gegenüber der Regierung fühlen, an irgend einem Mangel an Freimüthigkeit (wozu gar kein Grund abzusehen wäre) kann das Fehlen einer eindringenden Bearbeitung des Preussischen Staatsrechts nicht liegen; vielmehr glaubten wir immer, es liege ledig-



lich an der Mühsamkeit der Arbeit selbst, die die Herstellung eines solchen Buches erfordert; und in diesem Glauben sind wir nicht wenig bestätigt worden durch die Lektüre des vorliegenden Werkes des Herrn Prof. Laspeyres, was nur einen kleinen Theil jener Lücke in der bestimmten, historischen und juristischen Beschreibung und Entwerfung der Verhältnisse unseres Staates zur Katholischen Kirche ausfüllt, eines Werkes, welches eben so sehr einen Jahre lang fortgesetzten Fleiß als sorgsamste Behandlung in der Beurtheilung von tausend Einzelheiten voraussetzt sowohl als bewährt, und schwerlich literarisch den Dank erndet, den es verdient; denn um nur eine Seite des Verdienstes anzuführen, so besteht schon eine sehr erhebliche darin, uns für immer von einem ähnlichen unwissend-zufahrendem Gewäsch, wie es in hundert und aber hundert nach dem Eölnner Ereigniß terroristisch gegen die Katholische Kirche in Preußen gewendeten Schriften und Schriftchen zum Vorschein gekommen ist, erlöst, oder doch die geistige Einstampfung aller solcher Schmieralien für die Zukunft auf das Bequemste vorbereitet zu haben.

Es kann hier der Ort nicht seyn, den historischen Inhalt dieses Werkes im Detail durchzugehen. Wir überlassen das anderen Blättern, und bemerken nur einestheils, daß uns ein Versehen oder Mißgriff bei der Lektüre nirgends nach dieser Seite aufgestoßen ist; anderentheils warnen wir aber auch den Leser, daß er nicht voreilig dergleichen erblicke, wo sie nicht vorhanden sind; so könnte leicht Jemand S. 29. die Äußerung, daß der Erzbischof von Eöln durch förmliche Verleihung des Kaisers eine Herzogliche Oberhoheit zwischen Rhein und Weser gewonnen habe, so mißverstehen, als seyen diese Gegenden alle der Herzoglichen Oberhoheit des Erzbischofs unterworfen worden, was ein Mißgriff wäre; allein, daß die Stelle nicht so zu verstehen ist, zeigt deutlich die Note auf S. 215., in welcher genau angegeben ist, wie es sich mit dieser Oberhoheit des Erzbischofs verhalten habe. Eine genaue Inhaltsanzeige, welche dem zweiten Bande mitgegeben wird, und möglichst auch den historischen Vorrath der Noten aufnimmt, wird hoffentlich die Benutzung des Buches auch für den wesentlich erleichtern, der es nicht von einem zum anderen Ende durchliest. Wir lassen nun, wie gesagt, die historischen Parthien hier bei Seite, um noch einige mehr das Leben unmittelbar angehende Betrachtungen anzuknüpfen.

Den Grundton für die juristische Behandlung kirchlicher Gegenstände hat in den letzten Zeiten für Preußen das Landrecht abgegeben, denn wenn auch besondere Rechte oder provinzielles Herkommen manche ältere kirchliche Einrichtung schützten, wenn auch namentlich in neuester Zeit in der Kirche, der Evangelischen sowohl als Katholischen, ein freischerer Geist geweckt war, und zum Theil durch die Gesinnung der höchsten Kreise geweckt war, blieb doch die Art der Auffassung kirchlicher Verhältnisse im Gesetzbuche des Landes Fundament bei der Bildung, die sich nach dieser Seite ein so wichtiger Stand, wie die Juristen und ein großer Theil der Administrationsbeamten, zu erwerben suchte. Die Gesinnung, die hier das Landrecht ausdrückt, hat grade durch ihre anscheinende Farblosigkeit auch eine

entfärbende, verlassende, beohnmächtigende Wirkung nach allen Seiten geübt. Das alte Deutsche Landrecht fängt an mit einem herrlichen Gebete, mit einem Preise Gottes, daß er den Menschen geschaffen nach seinem Ebenbilde; und daß er ihn nicht allein, sondern ihm hinzu auch diese schöne Welt geschaffen habe, mit Sonne, Mond und Sternen, mit den Vögeln in den Lüften, mit den Fischen in den Wogen, mit den Thieren im Walde, mit der edlen Kräuter süßem Geruch, mit der Blumen lichter Farbe, mit Gold und Edelgestein und aller Creatur; endlich drittens, daß er dem Menschen Hoffnung gegeben einer Theilhaftigkeit der Würde und Ehre, Freude und Wonne des göttlichen Geisteslebens. Da ist überall eine rechte innige Liebe und Mitsfreude zu der Herrlichkeit Gottes und von ihr, von Gottes Gnaden, die auch den sündigen Menschen in ihrer Obhut hält, werden alle Rechte abgeleitet. Ein Gottesdienst des denkenden und urtheilenden Geistes geht durch dies ganze ältere Deutsche Landrecht hindurch. Wie farblos, wie ausgeblasst, wie geistig ohnmächtig steht daneben unser neueres Landrecht seiner inneren, wie seiner äußeren Fassung nach! ist in ihm irgend etwas, was an ein Gebet, was an einen göttlichen Gnadenursprung des Menschen und seines Rechts erinnert?

Das ist's nun aber überhaupt, daß uns die Anbetung ganz aus dem Leben verloren gegangen ist! Unsere Religion ist in der Regel nichts weniger als ein Nothwendiges, Geglaubtes — es ist nur ein Nachdenken über Religion und Glauben, nicht Religion und Glaube selbst. Was man auch über Mißbrauch in der Katholischen Kirche am Ende des Mittelalters, was man auch über Verdorbenheit ihrer kirchlichen Institute sagen mag, den Grund und Boden aller Religion, den Preis Gottes und seine Anbetung, hatte sie in ihrem Dienste bewahrt. Die Reformatoren haben nach Kräften dieses Moment auch ihrer neuen Kirche zu erhalten gesucht; aber es ist durch ein anderes Moment, was sie nicht abwehren konnten, geschwunden. Man lege auf irgend einen fleischigen Theil des Körpers eine kleine Bleiplatte oder einen anderen Gegenstand, der einen Druck ausübt, und binde ihn längere Zeit darauf fest, so schwindet das Fleisch darunter von selbst, und vergeht. So ist das kritische, polemische Moment, welches die neuen Kirchen erhalten mußten, um die Mißbräuche und Entstellungen der alten Kirche fern zu halten, zur Bleiplatte geworden, welche den lebendigen Wuchs, welche am Ende das ganze Fleisch verzehrt, und uns nur noch die dünnen Knochen gelassen hat. Sogar in der Kirche, in ihrem Dienste selbst, wie ist alles abgestorben, was als preisender Dienst des Herrn da ist! — nur die Theile des Gottesdienstes sind lebendig, die zugleich einen Menschendienst enthalten, die belehrende Predigt und der mit der Predigt zusammenhängende lehrhafte Gemeindegesang. Der eigentliche Preis Gottes und seine Verehrung in der Liturgie ist der Gemeinde ein Gleichgültiges; sie versäumt dieselbe wo möglich, und Viele sehen in diesem Dienste sogar eine Aufführung, welche in die Evangelische Kirche nicht gehöre. Der Preis Gottes in den Künsten, in schönen Kirchenbauten, im Schmuck der Kirchen durch die Künste,

die Kirchenmuskeln erscheinen als *hors d'oeuvres*, die gleichgültig oder wenn theilnehmend, dann mit kritisch-weltlicher Theilnahme wie Kunstausstellungen und Konzerte aufgenommen werden. Noch schaudererregender als in der Kirche steht die Sache in der Schule. Aller unser Unterricht in der Religion, zumal auf den gelehrten Schulen, welche die künftigen Religionslehrer des Volkes bilden sollen, ist ein Nachdenken über Religion, nicht ein Mittheilen, ein Ergreifenwerden von Religion. Wer Religion mittheilen will, muß vor allen Dingen sie selbst haben — aber nicht jene Wolke, deren Gestalt die Religion jetzt nachahmt, und welche nur ein Philosophiren und Rasmünnern über Religion ist, sondern die Religion selbst, das Gebundenseyn der Seele und des ganzen Menschen an den Herrn. Man mache nur die Probe, und muthe einem Duzend unserer besten Religionslehrer auf Gymnasien zu, daß sie einmal, ohne sich einen halben Tag darauf vorzubereiten, daß sie einmal aus dem Stegreife ihre Lektion mit einem innigen Gebete zu Gott beginnen sollen — man wird die Erfahrung machen, von dem Duzend ausgezeichnete Religionslehrer vermögen es eise nicht, weil sie überhaupt ihr Leben nicht in betender, preisender Stimmung führen, sondern in Philosophie, Philologie und was weiß ich! Sie sind wie manche Pfarrer, die fünf und einen halben Tag in der Woche der Versorgung ihrer Wirthschaft, der Correspondenz mit ihren Verwandten und Universitätsfreunden, der Unterhaltung und wenn's hoch kömmt, der philosophischen oder philologischen Beschäftigung mit Zweigen der Theologie widmen; wie kleine Inseln schwimmen die Vorbereitungs- und Lehrzeiten, die der eigentlichen Religion gewidmet seyn sollen, im Strome ihres Lebens. Wo soll da Zusammenhang und Zusammenklang des Wortes und Lebens herkommen? Man kann Religion nur so haben, daß sie alle Andern des Lebens durchdringt, nicht aber wie die Apotheker ihre Waaren in Büchsen, die man zu beliebigem, jeweiligen Gebrauch öffnet. Auf den Niederländischen Universitäten ist noch hie und da die Einrichtung, daß die theologischen Lehrstunden jedesmal mit einem freigesprochenen, den Gegenstand einleitenden und schließenden Gebete begonnen und beschloffen werden müssen, wobei die Zuhörer in den Bänken sich erheben und stehend dem Gebete beivohnen. Das ist eine vortreffliche Einrichtung. Der theologische Lehrer, der selbst Religion hat, führt und hält dadurch sich und seine Zuhörer in der der Sache angemessensten Stimmung; der aber, welcher sich einen theologischen Lehrer nennt, ohne selbst Religion und theologische Haltung zu haben, macht wenigstens auf seine Zuhörer sofort einen Eindruck, der ihm seine ganze schlechte sittliche Einwirkung raubt. Sie sehen sogleich, wen sie vor sich haben, ob einen Mann, der den Preis Gottes lebendig in Mark und Bein hat, oder ob bloß todtes philosophisches oder philologisches Luder mit aufgeflehtem theologischen Titel — und selbst dem letzteren wird es, wenn er die Indignation jedes, auch nur mit einem Minimum theologischen Gefühles ausgestatteten Zuhörers nicht freventlich herausfordern will, nicht möglich seyn, einen in zwei wenn auch todt oder gar heuchlerische Gebete eingerahmten Lehrgegenstand

mit schlechten Wigen zu begleiten. Und wie es in Kirche und Schule steht, so in noch weit höherem Grade in anderen Lebenssphären und namentlich im Rechte. Die lebendige Beziehung zu Gott ist vor Allem aus dem Staatsrechte, aus dem Kirchenrechte, aus dem Strafrechte verschwunden, während sie sonst das ganze Recht bis in das Civilrecht herein durchdrang. Man täusche sich aber nicht — Carlyle, obgleich er es höhnisch, fast diabolisch ausspricht, — er hat doch vollkommen Recht, wenn er in fast allen seinen neueren historischen und politischen Schriften ausführt, daß ein Bleiben unserer Lebensverhältnisse unmöglich sey, daß (wenn nicht heute und morgen, doch in absehbarer Zukunft) Alles der Vorhölle der Revolution, dem Abgrunde des Satans zustürze, wo nicht die Religion einen Damm baue — daß aber Religion fast abhanden gekommen sey, daß sie also wieder gelehrt werden müsse — daß aber, um Religion zu lehren, erforderlich sey, daß der Lehrer habe erstens Religion, und zweitens Religion und drittens Religion — daß aber ein solcher Lehrer sey *rara avis in terra*. Es ist aber ein schlechter Trost, daß, wenn es zum Abgrunde gehe, die am ersten und härtesten die Schrecken des Abgrundes fühlen, die am meisten danach gedrängt haben.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Herr Pastor Dr. Wolff in Hamburg und die Co. R. Z.)

(Schluß.)

Hamburg habe sich in der Reformationzeit besonders ausgezeichnet, und möge diesen Ruhm der Vorfahren nicht besetzt werden lassen durch den Vorwurf:

jetzt, dreihundert Jahre nach ihrem kräftigen Wirken für die Wahrheit, jetzt nehme in geistiger und geistlicher Hinsicht die Finsterniß überhand in dieser Stadt, und wie sie früher ein gastlicher Herd der leuchtenden Flamme göttlicher Wahrheit gewesen, so könne sie gar ein Schlupfwinkel werden, aus dem hinaus die bethörte Einfalt unbegabter Menschen benutzt würde von heuchlerischer Bosheit, um den reiner als je aufgehenden hellen Tag der Gotteserkenntniß abermals in Nacht zu verwandeln!

Mancher unter Euch, Geliebte, erstaunt vielleicht und meint, daß der träume, der solches zu Euch redet — aber es ist wahrlich kein Traum und keine wesenlose Einbildung. — — — Fragt — die erleuchteten unter Euern Mitbürgern — und Ihr werdet hören: schon ist, nahe und fern, dem reinen, in Sachen der göttlichen Wahrheit jungfräulichen Rufe unserer Stadt geschadet durch manche unerfreuliche Kunde. Aber zugleich werdet Ihr hören: daß die lichtvoll denkende, und das wahre Gotteswort und Gotteswerk kraftvoll schützende Obrigkeit, im Verein mit den trefflichen Vorstehern der Bürgerschaft stets die geeignetsten Maßregeln trifft, jeden Andrang unvernünftiger Annahmen zurückzuweisen (S. 333.). Mit solchem Vertrauen — — — blickt in die nächste Zukunft, da ohnehin bald der ärgerliche Prozeß der Lüge gegen die Wahrheit ganz entschieden werden muß (S. 334.)

Man sieht, wie der Past. Wolff die auch in der Co. R. Z. mehrfach besprochenen kirchlichen Zerwürfisse Hamburgs auf der Kanzel auszu-



beuten versteht. Kein Demagoge in Paris oder in Irland brauchte sich seiner zu schämen.

Er berichtet dann weiter (S. 334 und 35.):

Nach Melancthon's Tode war es nicht anders, als wenn inmitten der Evangelischen das reisende Thier der Unvernunft nun gänzlich losgelassen wäre auf die Förderer der Reformation, die noch lange nicht beendet war. Was Luther ausdrücklich verboten hatte, indem er sprach: Gott verhöte, daß Jemand auf meine Worte schwöre, damit nicht ein neues Papstthum herauskomme — das wurde durch die heillose Zubringlichkeit der Eiferer für den halben Unsinn und die halbe Wahrheit den Regierungen abgetroßt, so daß seit der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, also lange nach Luther's Tode, in einigen protestantischen Ländern die anzustellenden Prediger gezwungen wurden, auf die symbolischen Bücher — — — einen Eid zu leisten, der in sich selbst zerfiel und nichtig war, weil dieser Eid zugleich gelobte, die heilige Schrift als den einzig wahren Quell und Prüfstein des göttlichen Wortes anzuerkennen und über alles menschliche Ansehen zu stellen.

Bis tief in's achtzehnte Jahrhundert hinein sey der unverständige Streit der Theologen über Sakramente fortgegangen, und habe fürchterliche Früchte gebracht, unter anderen die Fortdauer, ja Vermehrung der Herenprozesse, bis endlich die Erleuchteten und Besen sich spottend vom verkannten Christenthum ganz abgewandt. In der schrecklichen Unterdrückungszeit habe die ungeheure äußere Noth dem insofern abgeholfen, als die Zuflucht zu Gott und Jesu wie eine letzte Hülfe erschien und ergriffen werden mußte. Aber kaum sey ein besserer Zustand der Seelen wieder entstanden (S. 336.), da geschah's, daß abermals der christlich genannte Unsinn sein Haupt erhob, und daß durch seine heillosen Wirkungen die verborgene Bosheit ihre noch weit heillosen Absichten zu befördern trachtete.

In der That, jeder Commentar wäre hier überflüssig, nur im Vorbeigehen möge die Unwissenheit des Hamburgischen Hauptpastors in der Reformationsgeschichte gerügt werden, die da von der Kanzel verkündigt, Luther sey gegen die Verpflichtung auf symbolische Bücher gewesen, und dieselbe erst lange nach seinem Tode aufkommen. Schon im Jahre 1533 ward in den von Melancthon verfaßten Statuten der theologischen Fakultät in Wittenberg ausgesprochen, daß in allen Kirchen und Schulen die reine Lehre des Evangeliums, gemäß der dieselbe enthaltenden, zu Augsburg im Jahre 1530 überreichten Confession, getreu vorgetragen, erhalten und fortgepflanzt werden solle, weshalb von dieser Zeit an die Doktoren der Theologie bei ihrer Promotion auf die Augsburgerische Confession verpflichtet wurden.<sup>\*)</sup> Die dabei übliche Verpflichtungsformel war, nach einer Bemerkung Melancthon's, von Luther selbst und den übrigen Mitgliedern der theologischen Fakultät eingeführt, und sollte einen Damm gegen Irrlehren bilden. Dasselbe wird durch einen im Jahre 1540 von Luther selbst ausgestellten Ordinationsschein bestätigt, worin Luther erklärt, nach stattgehabter Prüfung gefunden zu haben, daß der Geistliche die reine und katholische Lehre des Evangeliums, welche unsere Kirche lehre und bekennet, annehme, und derselbe habe versprochen, die

reine Lehre, welche wir bekennen, dem Volke treu zu predigen.<sup>\*)</sup>

Man wird es in anderen Deutschen Ländern unbegreiflich finden, daß das Kirchenregiment von einer Predigt, wie jene des Past. Wolff, welche doch nicht einmal den Vorwand wissenschaftlicher Erörterung für sich anführen kann, keine Notiz nimmt, man wird fragen, ob denn nicht wenigstens ein ehrwürdiges Ministerium in Hamburg etwas gethan habe, um den Gemeinden zu erkennen zu geben, daß es diese Wolffschen Angriffe auf Lehre und Bestand der Kirche mißbillige. Leider ist öffentlich nichts geschehen; indeß gethan hat das Ministerium etwas. Es hat den Past. Wolff zu Anfang Decembers v. J. excludirt, aber weßhalb, und inwiefern, und auf wie lange, darüber ist es schwer, etwas Gewisses zu erfahren. Nach Mittheilungen, die man für zuverlässig zu halten Ursache hat, ist die Exclusion ganz allgemein und von allen Conventen und Funktionen erfolgt, an denen das Ministerium in corpore Theil nimmt, z. B. auch von Einführungen neu erwählter Prediger. Als Grund wird bald die Lehre und der Wandel des Past. Wolff, bald nur das Schimpfen desselben auf Andersdenkende angeführt, und die Maßregel bald als permanent, bald wieder nur als eine disciplinarische geschildert, die wieder wegfallen werde, wenn der Bestrafte Besserung angelobe. Einige behaupten, es sey den Juraten der Kirche auf deren Anfrage von dem Senior des Ministeriums angezeigt worden, die Exclusion beschränkte sich nur auf die gewöhnlichen Versammlungen des Ministerii; Andere erklären dies für unmöglich, weil der Beschluß ausdrücklich weiter gegangen sey. Einige wollen wissen, es sey dem Senat Anzeige von der Sache gemacht worden, Andere bezweifeln dies, weil dann gewiß die Gelegenheit ergriffen worden wäre, einem Manne den Prozeß zu machen, dessen Wandel nicht minder anstößig sey als seine Lehre, so daß die Obrigkeit die Frage nach letzterer gänzlich bei Seite setzen könne.

Es gibt Leute in Hamburg, die so argumentiren: Herr Past. Wolff gehört zur herrschenden Partei, daher wird ihm Niemand etwas anhaben können. Er muß in Verbindungen stehen, die bis zur höchsten Höhe der Hamburgischen Beamtenhierarchie hinaufreichen, das sichert ihn, er mag thun und schreiben was er will. Es ist offenbar, daß alles Christenthum in Hamburg abgeschafft und eine Art Bernunftreligion eingeführt werden soll.

In dieser Ansicht werden die Leute fortwährend bekräftigt dadurch, daß die in den Händen eines der höchsten Hamburgischen Staatsbeamten befindliche Censur der politischen Zeitungen die Artikel in den wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten stehen läßt, in welchen der berückichtigte Verfasser des „Manifests der Vernunft,“ Elementens Gercke, bei jeder Gelegenheit seinen Geifer wider den christlichen Offenbarungsglauben ergießt.

Jene Leute irren sich, wenigstens gewiß in ihrer letzten Folgerung, aber zu läugnen ist nicht, daß der Schein für sie spricht. So viel dürfte gewiß seyn, daß die kirchlichen Angelegenheiten Hamburgs jetzt einen Wendepunkt erreicht haben, und daß es sich bald entscheiden muß, ob das Christenthum hier nur noch als gebildete Sekte fortbestehen, oder die ehemalige Herrschaft in der Landeskirche wieder erlangen wird.

<sup>\*)</sup> S. Lib. decanon. facultat. theol. acad. Viteb. ex autogr. ed. Förstemann, Lips. 1838, p. 152. Strobel Beiträge z. Literat. II. S. 193.

<sup>\*\*)</sup> Non recens a nobis excogitata sed haec promissio, sed instituta ab hoc collegio ante annos fere viginti videlicet a Luthero, Jona, et pastore hujus ecclesiae doctore Pomerano. S. Melancthon in orat. in qua refut. calumnia Osiandri etc. Viteb. 1553 (f. Strobel a. a. O. S. 195.).

<sup>\*)</sup> Abgedruckt bei Johannsen a. a. O. Untersuchung der Rechtmäßigkeit der Verpflichtung auf symb. Bücher, S. 468 u. 469. Anderer Meinung ist S. Schleidener, die Prot. Kirche und die symb. Bücher, S. 133. Note <sup>\*)</sup>, führt aber den Inhalt der Ordinationsheine nicht vollständig an. Jene Statuten kennt auch er nicht.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 27. Februar.

N<sup>o</sup> 17.

## Geschichte und heutige Verfassung der Katholischen Kirche Preußens von Dr. F. A. Th. Laspeyres. Erster Theil. Halle 1840. 8.

(Schluß)

Was wir über die Partien des Landrechts, die sich mit der Katholischen Kirche beschäftigen, aus der Darstellung des Herrn Prof. Laspeyres gelernt haben, hat uns durchaus den Eindruck hinterlassen, daß die Männer, welche gebraucht worden sind, das Landrecht auszuarbeiten, weder selbst irgend eine Vorstellung der Beziehung des Rechts zu Gott gehabt haben, noch in einer Zeit lebten, wo man noch an eine solche Beziehung dachte; und das ist dann auch nicht mehr als ganz übereinstimmend mit dem, was man sonst von dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts weiß. Herr Prof. Laspeyres gibt zwar der Sache überall die mildere Wendung, daß er mehr vorsichtigen Verschweigen und Umgehen, als der persönlichen Unwissenheit und Interesselosigkeit der Arbeiter die Mängel, die vorhanden sind, imputirt. Aber so vorsichtige Leute hätten doch vor allen auch die Vorsicht üben müssen, die Generation und die Leute, welche ihr Werk gebrauchten und zur Anerkennung brachten, in Rechnung zu ziehen — was war da Anderes zu erwarten, als daß die Buchstabenausleger unter den Juristen jedes nicht ausdrücklich erwähnte Recht der Kirche, dem Klerus, den Bischöfen absprechen würden. Gewiß lag es nicht in der Absicht jener Arbeiter, möglich zu machen, daß Herr Prof. Laspeyres jetzt siegreich ausführen kann, daß auch das canonische Recht noch eine wichtige und eine der ersten Quellen ist für das katholische Kirchenrecht in Preußen. Nimmt man die Gesinnung im Ganzen zusammen, so sieht man deutlich, sie verließen sich zu sehr auf die Stimmung ihrer Zeit und hatten keine Ahnung von der Umstimmung, wie sie nun zum Theil eingetreten ist, sonst hätten sie sicherlich ausdrücklich sich verlausulirt. Vom Standpunkte des Herrn Prof. Laspeyres gegenüber des Theiles des Publikums, der seine Arbeit am meisten benutzen wird, finden wir aber allerdings diese mildere Behandlung der Sache höchst angemessen, denn sie wird einer besseren Einsicht um so leichter die Thüre öffnen. Wie vorsichtig und zugleich wie richtig z. B. drückt sich derselbe S. 530. über das Verhältniß des Staates zur Gerichtsbarkeit der Katholischen Kirche aus: „Für alle rein geistlichen Angelegenheiten in eben so bestimmter Weise, als es früher in der Provinzialgesetzgebung geschehen war, die Competenz der kirchlichen Behörden auszusprechen, namentlich auch dem Resport der geistlichen Gerichte die ausschließliche Cognition in katholischen Ehefachen direkt beizulegen, dürfte gewiß angemessen gewesen seyn; und wenn überhaupt die Art, wie die Strafgewalt

über den geistlichen Stand geordnet worden, manchen Bedenken unterliegt, so möchte insbesondere dies als wünschenswerth und rathsam sich darstellen, daß der Strafgerichtsbarkeit der weltlichen Behörden nur die schwereren, gemeinen Verbrechen, und alle die Straffälle vorbehalten gelieben wären, welche zugleich eine Verletzung oder Hintansetzung der landesherrlichen Kirchenhoheitsrechte involviren, wogegen alle geringeren bürgerlichen Delikte der Geistlichkeit, die, selbst wenn ohne unmittelbare Beziehung zur Amtsführung, immer zugleich als Hintansetzung der Standespflichten werden gelten müssen, mit den eigentlichen Amtsvergehen um so unbedenklicher der Strafgewalt der Kirchenoberen hätten können überwiesen werden, als diese, so weit sie sich in bürgerlichen Strafen manifestirt, auf ein gewisses Strafmaß beschränkt, und damit als auf bloßer Verletzung der Staatsgewalt beruhend, hinlänglich anerkannt war.“ Wie mild vollends sind die Stellen, wo die Mängel der kirchenrechtlichen Theile des Landrechts mehr im Allgemeinen zu bezeichnen waren; z. B. S. 765.: „Aber läugnen läßt sich bei unbefangener Prüfung nicht, daß nach der Seite des inneren Kirchenregiments hin die landrechtliche Gesetzgebung eben so an erheblichen Mängeln leidet, als der Mißdeutung ihrer einzelnen Bestimmungen vielfach ausgesetzt ist; und Niemand wird es in Abrede nehmen dürfen, daß gerade auf dem Gebiete der kirchlich religiösen Angelegenheiten die Gesetzgebung das ihr gesteckte Ziel festerer Begründung des Rechtszustandes leicht verfehlen, und ein todter Buchstabe bleiben wird, wenn unbedingt die widerstrebenden Lebenselemente der gesetzlichen Norm untergeordnet werden sollen.“ Oder S. 772.: „Hauptsächlich wurzelt doch jene Ansicht (das Verhältniß der Geistlichkeit als eines Staatsamtes zu fassen, das corporative Element des kirchlichen Lebens unterzuordnen, und die kirchlichen Institute in gewissem Sinne als Staatsanstalten zu behandeln — wir würden sagen, die Kirche als Magd an den Staat zu vermießen) — jene Ansicht, deren consequente Durchführung unzählige Mißstände veranlassen müßte, wiederum in denjenigen landrechtlichen Bestimmungen, wo die Geistlichen nur als eine besondere Kategorie der Civilbeamteten bezeichnet, oder gradezu, obschon lediglich zu Motivirung der ihnen von Staats wegen bewilligten gleichen Vorrechte, Beamtete des Staats genannt werden. Aus der Art, wie das Landrecht, nicht etwa bloß die über die Kirche dem Staate zuständige Aufsicht, sondern deren innere Ordnung selbst aufgefaßt hat, dürfte es nicht minder zu erklären seyn, wenn die neuere Gesetzgebung, namentlich die aus der Zeit vor Errichtung eines besonderen Ministerii des Kultus, die kirchlichen Angelegenheiten von einem überwiegend polizeilichen Gesichtspunkte aufgefaßt, und die gesammte Theilnahme der Staatsbehörden am Kirchenregimente, dessen direkte Leitung



sowohl in der Evangelischen Kirche, als ihre concurrente Theilnahme rücksichtlich der Katholischen, als Ausfluß der Landespolizeigewalt behandelt."

Wir unserer Seits können nicht umhin auszusprechen, daß das, was wir durch die Darstellung des Herrn Prof. Laspeyres vom Preussischen Landrecht haben kennen lernen, den Eindruck hinterlassen hat, daß das Landrecht die Aufgabe der Gesetzgebung rein als Menschenwerk gefaßt habe. Mögen sie nun auch (was wir, da wir eine umfassende, eindringende Bekanntschaft mit diesem legislatorischen Werke nicht gemacht haben, nicht beurtheilen können) ein im Ganzen noch so vortreffliches Menschenwerk zu Stande gebracht haben, so ist es doch seiner eigenen Intention nach sichtlich von der höheren Beziehung des Rechtes eben so frei, um nicht zu sagen, von Gott eben so verlassen, wie alles Andere, was die Menschen des letzten Viertels des achtzehnten Jahrhunderts ordnend und gestaltend zu Stande zu bringen suchten. Wie aber im Ganzen die Juristen, welche dieses Gesetzeswerk bereiteten, die Stellung der Religion zu menschlichen Verhältnissen verkannten, so haben sie nothwendig auch bei ihrer Behandlung der katholischen Verhältnisse den confessionellen Standpunkt der katholischen Kirche nicht hinreichend in's Auge gefaßt, wozu freilich auch in früheren Verfahrungsweisen mancherlei Veranlassung gegeben seyn mochte (man vergleiche über diese Seite des Landrechts nur S. 468. 469. 499. des vorliegenden Buches). Wenn man betrachtet, was nach S. 357 ff. als im Allgemeinen der katholischen Kirche Schlesiens zuständig erklärt erscheint, und weiter in Vergleichung zieht, was in Beziehung auf diese Verhältnisse folgt, kann man sich auch nicht erwehren zu denken, daß zwischen allgemeinen gesetzlichen Anordnungen und den die Anwendung derselben begleitenden Instruktionen zuweilen ein gewaltiger Unterschied gewesen seyn muß. Es ist das freilich ein natürlicher und durch das ganze Leben, auch durch das Leben der einzelnen Menschen gehender Gegensatz zwischen den Grundsätzen, nach denen man selbst die beste Absicht hat, sein Leben zu führen, und dem Resultat was am Ende die Führung selbst ergibt. Sagen doch sogar die Matrosen: Gott gibt das Essen und der Teufel kocht's.

Müßten wir nun aber einerseits bekennen, eben sowohl daß wir in den historischen Parthien des vorliegenden Werkes ein vortreffliches Gegengift gegen den terroristisch wider die katholische Kirche gewendeten leichten Policismus und Rationalismus sehen, als daß wir durch die räsonnirenden Parthien nicht eben mit großer Bewunderung vor der landrechtlichen Behandlung der katholischen Verhältnisse durchdrungen worden sind, so dürfen wir nun auch andererseits nicht verschweigen, daß uns das vorliegende Werk die beste und gründlichste Widerlegung einer ganzen Reihe von katholischer Seite ausgegangener mißliebiger Verdrehungen und Verläumdungen der Handlungsweisen des Preussischen Staats zu seyn scheint, denn wenn man dem Verfahren der Regierung bei Reorganisation der katholischen Kirche in Preußen seit dem letzten Kriege aufmerksam folgt, kann kein billiger Mensch in Abrede stellen, daß das unter Umständen Menschenmögliche in edelster Absicht von der Regierung und von

dem Hochseligen Könige selbst geschehen ist, um der katholischen Kirche ihr Recht widerfahren zu lassen. Wenn sie sich aber dennoch, und vielleicht hie und da mit dem Anscheine des Rechts über aktuelle Verhältnisse beklagt, so möge sie an ihre Brust schlagen, und ihrer eigenen Sünden gedenken, denn in gewissem Sinne ein erstes Vorbild für die Stellung der katholischen Kirche zum Preussischen Staate ist ihre Stellung zu dem früheren Landesherrn in Schlessen, zum Kaiser, geworden, und dies Verhältniß hat die Kirche selbst, um die Reaktionen gegen die Lutherische Confession um so energischer betreiben, um unsere evangelischen Glaubensgenossen in dieser Provinz verfolgen zu können, zu einem solchen ausgesponnen, bei welchem der Landesherrschaft mehr gewährt und eingeräumt war, als die Kirche sonst gern einräumt. Schwerlich dachten jene Werkzeuge des Hasses daran, daß sie mit ihrem Thun einst die Stellung ihrer Kirche zu einem evangelischen Landesherrn bestimmen würden; aber die göttliche Gerechtigkeit sorgt, daß jede Sünde ihre Strafe findet.

Als eine ganz vorzügliche ehrenwerthe Parthie des Werkes mit dem wir uns in dieser Anzeige beschäftigten, müssen wir zum Schlusse noch hervorheben die Behandlung der Zeiten des Reichsdeputationshauptschlusses. Mag man noch so sehr anerkennen, daß der katholischen Kirche durch den Verlust der Landesherrschaften selbst der größte Vortheil erwachsen ist, daß sie dadurch wieder auf ihren ursprünglichen Beruf energisch hingewiesen und einer geistigen Wiedergeburt genähert worden ist, das Verfahren gegen sie unterliegt darum doch rechtem Tadel. Wenn die Franzosen in jener berücktigten Augustnacht mit frevelnder Hand den ganzen früheren Rechtszustand in Frankreich zerbrachen, so waren die Zerbrechenden doch wenigstens selbst die Aufopfernden — in dem Reichsdeputationshauptschlusse und seinen Folgen ist aber Recht, eben so gutes Recht als das derjenigen war, die dabei gewonnen, verletzt worden nicht von denen, die dabei die Aufopferung zu bringen hatten.

S. P.

## Nachrichten.

(Die Schmähschrift wider den Bischof Dräseke.)

Wohl unbedenklich dürfte in gewissem Betrachte dieses aus einer gemeinen Gefinnung geflossene Gerede, ungeachtet es mit demselben auf Verunglimpfung eines hochgestellten, ehrenwerthen Dieners der Evangelischen Kirche abgesehen ist, in der Ev. R. R. ignoriert werden. Ist doch selbst schon in einer politischen Zeitung (der Leipziger Allgemeinen Nr. 5. 1841) dem Verfasser treffend gesagt worden, daß er, beim Bestehen darauf, für ein Organ der öffentlichen Meinung über den Bischof Dräseke in der Provinz Sachsen zu gelten, diese Bezeichnung doch jedenfalls nur insofern verdienen könne, als er sich zu „einem Abzugskanale des unlauteren geistigen Sumpfs der Provinz“ hergegeben habe. Raum wäre es glaublich, daß selbst unter den mit Dräseke durch amtliches Verhältniß in näherer Verbindung stehenden Männern von „ächte Preussischem Beamtentakt," welchen insonderheit der G. v. E., er ist aber schwerlich ein Edelmann — sonst würde er im Hinblick auf die vielen Gebildeten unter seinen Landesgenossen zu



dieser Zeit, sich wenigstens äußerer feiner und anständiger Sitte befleißigen — nach ihrem Sinne zu reden gemeint hat, auch nur ein einziger seine Lust und Herzensweide an dieser Schrift gefunden hätte. Wäre dies aber auch wirklich bei Einzelnen gewesen, so müßte ihnen ja wohl bald wenigstens der besonnene Blick auf die eigene Person solches Wohlgefallen verleidet haben. Denn so verblendet über sich selbst, über die Welt und über den jetzt herrschenden Weltton dürfte doch in dieser Stellung kaum Jemand seyn, daß ihm nicht, bei Betrachtung dieser Schrift, die Aussicht auf das Feld hin sich öffnen sollte, wo auch in Betreff seiner eigenen Person allerlei widrige Klatschgeschichten zu pflücken stehcn, und wo vielleicht jetzt schon ein gleich häßlicher Mensch darauf' denkt, dieselben mit gemeiner Hand zu einem Strauß von häßlichen Blumen zusammenzubinden, und den dem großen Publikum zum Zeichen, wie schlecht es mit X, Y und Z, stehe, vorzuhalten.

Aber wie, wenn gleichwohl jene Angaben über Dräseke's Wahrheit ausfügten? Wir haben in der That noch nichts davon vernommen, daß irgend einer der Vertheidiger des schmächtig angegriffenen Bischofs sich dazu verstanden hätte, den Weg einzuschlagen, welchen gar zuversichtlich der Verf. als den einzigen bezeichnet, seine Schrift zu widerlegen, nämlich den Weg des Beweises, daß seine Geschichten nicht wahr seyen. Auch dem Schreiber dieses kommt es nicht in den Sinn, diesen von dem Verf. vorgezeichneten Weg zu betreten, mit wie leichter Mühe auch manche seiner Angaben sich als baare Unwahrheiten oder grobe Entstellungen, als alberne Auffassungen erweisen lassen. — Ein Anderes schlagen wir dagegen vor, um den Werkläger des Bischofs zu überführen, er habe sich in Lösung der Aufgabe, den Beifall der Gebildeten für seine Mittheilungen zu gewinnen, bedeutend verrechnet. Er selbst ruft „ganze Synodalversammlungen“ zu Zeugen für die Wahrheit seiner Aussagen auf. Wägen denn doch sämmtliche Synodalversammlungen, alle Diöcesen der ganzen Provinz veranlaßt werden — etwa in der „Pastoralzeitung der Geistlichkeit der Provinz Sachsen,“ auf das Anregen der Redaktion derselben — eine offene Erklärung darüber abzugeben, ob wirklich und wie die Schrift des G. v. E. ihnen zusage. Ihm selbst kann mit der Ausführung dieses Vorschlages nur gedient seyn, da er so zuversichtlich „sieben Aehel der Geistlichen in der Provinz“ auf seiner Seite und gegen Dräseke gestimmt weiß, und da er es bei diesen seinen gelobten sieben Aetheln nicht zu befürchten hat, daß sie es, wie „im Prüfungssaale“ des Konfistoriums, eben so im Sprechsaale der Pastoralzeitung „bedenklich finden werden, ihre aufrichtige Meinung auszusprechen,“ und daß sie auch hier als Kämpfer sich werden vernehmen lassen. Würde es doch zu diesem Behufe auch völlig genügen, wenn nur die einzelnen „ganzen Synodalversammlungen,“ die mit G. v. E. wider Dräseke zusammenstimmen, oder auch bloß nicht für ihn sich einlegen wollen, namhaft gemacht, und wenn aus den verschiedenen Diöcesen der Provinz diejenigen Geistlichen, die diesen Angriff gerecht finden, oder auch nur zu seiner Mitabwehr sich nicht berufen fühlen, — nach ihren Namen nicht, aber doch — ihrer Anzahl nach bezeichnet würden. Daraus ließe sich zugleich am besten ersehen, ob wirklich derjenigen Geistlichen, die den Verf. für ihren Stimmführer anerkennen, eine so große Schaar in der Provinz sey, wie er will glauben machen, ob mithin wirklich eine gemeine und nichtswürdige Gesinnung unter den Kirchenbüchern in dem Wiegenlande der Deutschen Reformation zur Zeit die vorherrschende sey. Leider ist der Verf. — deutliche Zeichen in seiner Schrift verrathend das — selbst ein Prediger, ja wohl gar ein Superintendent. —

Wie launig wir nun übrigens dem schwer gekränkten Bischof Drä-

seke seinen Schmerz über die unversehens von ihm gemachte bittere Erfahrung nachempfinden, so sind wir doch der festen Hoffnung, er werde nun längst schon dieser über ihn gekommenen Trübsal sich erheben, werde, festhaltend mit glaubenskräftiger Hand das apostolische Wort: „Es ist Alles euer — es sey Kephas oder die Welt, es sey das Leben oder der Tod, es sey das Gegenwärtige oder das Zukünftige — Alles ist euer, ihr aber seyd Christi, Christus aber ist Gottes!“ — die bisherige Führung seines Oberhirtenamtes, die er ja selbst, bei der Demuth, die er in Christi Schule gelernt hat, gewiß nicht für eine von allen und jeden Mißgriffen frei gebliebene ansieht, und gewiß nicht für eine in aller und jeder Beziehung dem Herrn gefällige hält, um so genauer prüfen, werde fortan mit immer hellerem Auge nach der Wurzel der bösen Schläben forschen, an welchen in seinem bedeutenden Sprengel das Christen- und Kirchenthum leidet, und werde sich immer entschiedener, im ächt apostolischen Geiste, mit den reichen Gaben, die ihm der Herr verliehen hat, zu demjenigen Dienst Ihm erlauben, der zu Seinem göttlichen Wohlgefallen und unter Seinem himmlischen Segen am förderlichsten Sein hier allerdings' arg verwiltetes Heiligthum zu säubern und wiederherzustellen und weiter auszubauen vermag.

Warum vornehmlich aber wir dieser Schrift in der G. v. E. gebeten? Um sie als einen Beitrag zur Charakteristik derjenigen Polemik zu bezeichnen, welche sich dem Vulgär-Rationalismus gegen die Sache der Evangelischen Kirche — von ihm „pietistische Sektirerei“ genannt — ganz besonders empfohlen zu haben scheint. Man tritt frech Personen in den Staub, ob es so gelingen dürfte, der Sache, welcher sie eifrig dienen, tödliche Wunden zu versetzen. In diesem Sinne ist man neuerlich abermals über Dr. Tholuck hergefallen. In diesem Sinne versucht es der G. v. E. mit roher Hand, den Bischof Dräseke daniederzuwerfen. Jenem gestattet sein Gegner zum Beistande nur einen einseitig fäselnden Präbikanten, diesem sein Hohnprediger nur corrupte Gestalten seiner Phantasie, die er „junge Gläubige“ nennt, und denen er abgeschmackte und sinnlose Tiraden in den Mund legt. Kurz — auch er ist ein Eiferer gegen die Anechtung Christi, wie der Magdeburger Senteniz, der in gewissen Kreisen, weil Dr. Bretschneider klar bewiesen haben soll, Senteniz habe das gute Recht auf seiner Seite, sogar Ehre davon gewonnen hat, daß er zum Aufreißer wider den ewigen König der Ehren, wie in dessen eigenem Auftrage, zu verleiten gesucht. Auch dieser Verläumder Dräseke's mag es nicht leiden, daß in der Evangelischen Kirche die Erschütterung und Umstürzung des rationalistischen Grundfelses angestrebt werde, „die Auslegung der Schrift sey der freien Überzeugung [d. h., in gutes Deutsch übersetzt, auch der ungläubigsten Willkühr, nach welcher man es für Christologie, für Aberglauben und Götzendienerei ausgibt, wenn künftig noch ein evangelischer Christ davon nicht absteigen will, zu Christo zu beten] des protestantischen Geistlichen völlig zu überlassen.“ Weil nun Dräseke bei dem Verf. in den bösen Geruch gerathen ist, daß er insonderheit mit seinem bedeutenden Einflusse die fernere Geltung jenes trefflichen Grundfelses bedrohe, daß er „auf eine höchst auffallende Weise in dieser Zeit die Unschleibbarkeit für sich [nämlich für die von ihm gläubig erfaßte Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift] in Anspruch nehme,“ so hat er es deshalb, „nur deshalb“ und „einzig und allein im Interesse der Wahrheit“ unternommen, „die Fehler des Bischofs an das Licht zu ziehen.“ Demnach ist denn also die Ausendung dieser Geschichten als ein ernstlich genug gemeinter Streifzug weit mehr, als gegen Dräseke's Person, gegen die verhassten Grundprincipien der Evangelischen Kirche zu



betrachten. „Das Reich Gottes in seiner Umgebung so gestalten, wie Dräseke es gut findet,“ nämlich nach Maßgabe der klar vorliegenden und von der Evangelischen Kirche gläubig bekannten Lehren der heiligen Schrift, — nein, „das darf er nicht, und soll es nicht weiter thun, dafür ist bereits gesorgt!“ — ruft hoch entrüstet und mit allem Pathos der Ueberheit der Verf. Vermuthlich meint er, es sey dafür gesorgt eben durch seine Schrift, die er in zuversichtlicher an sie geknüpfter Siegeshoffnung grade unter der Feder hatte. Mit diesem seinem Produkte hat er augenfällig zu Gunsten der Sinentischen Partei durch Stadt und Land eine glückliche Diverſion machen wollen. Mit ihr — so scheint sein Calkul gewesen zu seyn — bringe ich den Bischof für immer um seine gute Reputation und um seinen weiteren Einfluß; ist er aber gefallen, kann sein „evangelischer Verfolgungsseifer“ nicht mehr schaden, so haben dann in diesem Bereiche die Pietisten [soll heißen, die entschiedenen Befenner des Glaubens der Evangelischen Kirche] „ihren Stützpunkt“ verloren, so werden sie bald wie die Syren zerrieben! — Sonach haben wir denn hier einen neuen Beitrag zu gebührender Würdigung der ordinären rationalistischen Polemik dieser Zeit.

Mit welchem Rechte nun aber Dräseke von dieser ordinär-rationalistischen Partei eines „evangelischen Verfolgungsseifers, der allgemeinen Unwillen erweckt habe,“ begünstigt wird, das läßt sich auf das Beste aus dem kürzlich im Drucke erschienenen „Urkunden über das Verfahren des Königl. Consistoriums gegen den Pastor Sintenis“ ersehen. Aus ihnen erhellt klar, daß Dr. Dräseke, wie ein rechter Bischof, in würdiger väterlicher Weise, vor Allem das lautere Wort der heiligen Schrift allerdings gegen den Irrthum, aber für die Person des Irrelehrers gebraucht hat, ob es diesem dienen möchte zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Bückigung in der Gerechtigkeit; und daß erst, nachdem Sintenis, in starrer Selbstverblendung die ihm zugegangenen Weisungen und Ermahnungen zurückgewiesen und in öffentlichen Predigten seine thörichten Angriffe auf eine der großen Grundlehren der allgemeinen christlichen Kirche, und der Evangelischen Insonderheit, mit beharrlicher Denitanz gegen die Warnungen seiner kirchlichen Oberbehörde fortgesetzt hatte, erst da die Suspension von Seiten des Königl. Consistoriums ihm angedroht worden ist. Das ist aber für jene mit voller Ungebundenheit bloß an ihre eigene Willkühr beim öffentlichen Lehren, als gleichwohl dabei Diener der Evangelischen Kirche, gewiesen seyn wollende Partei Grundes genug, dem Bischof, als Direktor des Consistoriums „evangelischen Verfolgungsseifer, der allgemeinen Unwillen erweckt habe,“ vorzuwerfen.

So hat demnach diese Schrift mit dem Magdeburger Kirchenstreite den genauesten Zusammenhang. Das ist aber fürwahr ein schlimmes Zeichen für den zu Gunsten der Sinentischen Irreligion sich einlegenden Haufen, daß derselbe solcher Hülfen zu bedürfen scheint. Wir mögen nicht glauben, daß Alle, die für den Pred. Sintenis, bei seinem ungläubigen Widerstreite gegen die Anbetung Christi, Partei genommen haben, wirklich dieser Hülfe sich freuen. Manchen aufrichtigen und zunächst bloß durch den Schein der bedrohten Gewissensfreiheit betheiligten Gemüthern erregt es gewiß schmerzliche Empfindungen, daß in der Partei, der sie sich vorläufig zugesellt haben, das zu einem Vorversuche gegen die Ehre eines ausgezeichneten Mannes präparierte Gift der Kästernung sich als trüblicher Niedererschlag findet. Das Eine aber ist gewiß, hätte Dr. Bretschneider zu Gotha nicht seine bekannten Aufsätze zur Vertheidigung der Sinentischen Bestrebungen geschrieben, und wären die Versuche, die sophistischen Trügereien in jenen

Aufsätzen den Freunden der Wahrheit öffentlich aufzudecken, nicht so lange auf unerwartete Hindernisse gestoßen: so wäre dem bedauerlichen Verfasser dieser Schrift wohl schwerlich bis dahin der Muth gewachsen, sein Erzeugniß in das Publikum ausgeben zu lassen. Wir trauen übrigens das unbedenklich auch Dr. Bretschneider zu, daß er eines solchen Kampfgenossen für die Sache der Aufklärung sich nicht bedürftig gefunden hat, geschweige denn daß er des „dem wackeren Vertheidiger des Pastor Sintenis in der Allgem. Kirchenzeitung“ aus solchem Munde gespendeten Lobes sich freuen wird.

(Straßburg.) Die evangelische Gesellschaft von Straßburg hat nun mehr als ein Jahr seit ihrer neuen Organisation hinter sich; ihr erster Jahresbericht ist bereits seit längerer Zeit ausgegeben, und dem Herrn sey Dank, sie geht einen stillen gesegneten Gang. Von Vielen zwar gemißbilligt und auch von manchen Gliedern der Geistlichkeit besonders mit argwöhnischem Auge beobachtet, ist sie jedoch unangefochten geblieben; unangefochten nämlich der That nach, denn mit Worten ging es wohl manchmal seitdem über sie her. So hat erst neulich im Decemberheft des protestantischen Kirchen- und Schulblattes ein Solcher, der wie es scheint, die Dinge aus der ersten Hand hat, eine Antwort auf einen Artikel der Eb. R. Z., der schon im Februar erschienen, zu Tage gebracht, und ist eben diese Antwort für die Länge der Zeit, die sie zum Erscheinen gebraucht hat, doch gar zu unreif und ungeschickt ausgefallen. Solche Sachen läßt man jedoch wohl lieber an ihrem Orte, und rüttelt nicht daran, um so mehr, da der langen Rede kurzer Sinn auf die vom Verfasser unermessen gelassene Behauptung ausläuft, jener Artikel in der Kirchenzeitung sey eine Unwahrheit, wie besagter Verf. es gewiß wisse. Man kann mit Freude bemerken, daß unter dem besseren Theile der Bevölkerung und der Geistlichkeit die evangelische Gesellschaft immer mehr Anerkennung findet, Anerkennung sowohl ihres reinchristlichen Strebens, als auch ihrer ächtkirchlichen und lutherischen Gesinnung. Und solche Anerkennung läßt bald wieder vergessen, was sie und da öffentlich und privatim Verkehrtes gewirkt wird.

In dem Lokal der evangelischen Gesellschaft, das eben aus früherer Zeit her fort und fort vulgo „die Kapelle“ genannt wird, versammelt sich allsonntäglich „bei Nacht und Nebel,“ wie man sagt, d. h. um 6 Uhr Abends, ein zahlreiches Publikum aus allen Ständen. Den einen Sonntag ist der Gottesdienst Deutsch, den anderen ist er Französisch. Im Deutschen Gottesdienst wechselt ein Vortrag über Alttestamentliche Stellen, der besonders auch für Israeliten berechnet ist, mit einem dogmatischen Vortrag ab. In diesem letzteren werden die einzelnen Artikel der Augsburgerischen Confession ausführlich abgehandelt, und deren Schriftmäßigkeit und Wahrheit nachgewiesen und gegen die Einwürfe in Schutz genommen. Auf diese Weise sind nun schon die vier ersten Artikel abgehandelt worden, und es hat sich dieser Unterricht als besonders segensreich an vielen Seelen erwiesen. Denn die Unwissenheit über die einzelnen Grundlehren des Christenthums, wie sie unsere Kirche mit so herrlicher und kräftiger Bestimmtheit aufgestellt, ist groß bei uns, wie allenthalben, und es thut noth, der Christenheit allenthalben einen gründlichen Katechismusunterricht zu geben, damit nicht das immer mehr erwachende Leben in nehmlicher Unbestimmtheit bleibe und sich wieder in dem gränzenlosen Bereiche unklarer Gefühle verliere, sondern in einem klaren, kirchlichen Glaubensbewußtseyn erstarke.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 3. März.

N<sup>o</sup> 18.

## Germanische Kirche.

Die Leser der Ev. K. Z. werden zu den hier mitzutheilenden Nachrichten einen noch frischen Eindruck von dem Aufsatze mitbringen, welcher vor Kurzem ihre Blicke auf den „evangelischen Religionsunterricht auf Gymnasien“ hingewendet hat. Wir werden hier jenem Aufsatze einen passenden historischen Hintergrund geben können, auf welchem, als auf Finsterniß, das Licht, welches denselben durchleuchtet, desto heller sich hervorheben mag.

Herr Prof. Richter, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Quedlinburg, hat im Juli v. J. zur dritten Säcularfeier des Gymnasiums eine Festrede gehalten und später drucken lassen, in welcher die Frage abgehandelt wird: Was hat unsere Schule in den dreihundert Jahren ihres bisherigen Bestehens geleistet, und was hat sie noch zu leisten, um sich als eine würdige Tochter der Reformation zu bewähren? Herr Direktor Richter hat zwar keine Emancipation der Schule von der Kirche, die er vielmehr „eine der Schule von Natur innig befreundete Macht“ nennt, im Sinne; auch geht er so wenig darauf aus, den Religionsunterricht auf Gymnasien als einen „Troschbuben“ neben der Wissenschaft herlaufen zu lassen, daß er denselben vielmehr „die Krone, ja den Inbegriff des ganzen Schulunterrichts“ nennt. Aber solcher freundlichen Äußerungen soll man sich ja nicht freuen als einer Garantie der Ehrfurcht vor „der ehrwürdigen Macht der Kirche.“ Die Schule soll nämlich nach Herrn Dir. Richter's Anschläge nichts Geringeres thun, als die Kirche verschlingen, wie die sieben mageren Kühe Pharaos die sieben fetten Kühe. Es wird an die Kirche das Ansinnen gestellt, sie solle ihren alten („veralteten“) Lehrgrund verlassen, solche „verschollene Lieder, wie das vom alleinseligmachenden Glauben,“ an welche „alle Bessere ihrer geborenen Befenner“ doch einmal nicht mehr glaubten, aufgeben und die Dogmatik des „naturgemäß denkenden, fühlenden und glaubenden Geistes“ der Zeit adoptiren, damit hinfort die Kirche mit der Schule gute Freundschaft halten könne, mit der Schule, die ja des absoluten Geistes freie Herberge und propädeutische Werkstätte sey, „deren Bestimmung es ist, ihre Zöglinge zur beginnenden Erkenntniß organischer Einheit und innerer Nothwendigkeit des positiven Wissens empor zu ziehen und ihnen somit diejenige Bildung zu geben, deren Erwerb mit jenen unvergeßlichen Zaubern der ersten Aufflüge zum Licht idealer Schönheit und wissenschaftlicher Wahrheit entzückt.“ Unsere Leser werden unschwer gewahr werden, welcher Geist in der Festrede sein Wesen habe. Daß wir es aber in dürren Worten voranschicken: es ist das infernale Princip des Pantheismus, das sich hier zu unbedingter Herrschaft erhoben hat. Wie nun nach diesem Re-

gulativ die Gymnasiallehrform sich zu gestalten habe, die Regeneration der Kirche zu bewerkstelligen sey, und welche Stellung insonderheit der Religionsunterricht auf Gymnasien danach einzunehmen habe: das will Herr Dir. Richter in seiner Rede hauptsächlich seinen Hörern und Lesern zu klarem Bewußtseyn bringen. In Sachen des Religionsunterrichts wird also nach jenem Regulativ dies als eigentliches Ziel der Schule bezeichnet: „ihren Gesamtunterricht zu einem wirksamen Religionsunterrichte zu machen und den eigentlichen Religionsunterricht als wirklichen Gymnasialunterricht zu behandeln, durch ihn also bei einem möglichst tiefen Reichthum lebendigen Wissens eine möglichst innige Wärme sittlich-religiösen Gefühls in ihren Schülern zum Bewußtseyn zu bringen und rege zu erhalten, und zwar so, daß diese lebendige Fülle des sittlich-religiösen Wissens und Fühlens dem Kulturzustande der Gegenwart auch möglichst angemessen ist.“ \*) Und da hätten wir denn den diametralen Gegensatz zu dem Fundamentalprincipe, welches der erwähnte Aufsatz in der geschichtlichen Lehrform den Gymnasien überhaupt, in der kirchlich-geschichtlichen ihrem Religionsunterrichte anweist. Es würde uns, da wir noch Anderes zu berichten haben, zu weit führen, wenn wir jenen Aufsatz mit der Festrede in fortlaufendem Satz und Gegensatz aneinander halten wollten. Wir halten uns aber für verpflichtet, die charakteristischen Stellen der Festrede hier in extenso herzusetzen, aus denen sattsam zu begreifen ist, daß Herr Dir. Richter die Evangelische Kirche in ihrem geschichtlichen Bestande gerne absorbiren möchte, um alsdann in einem Gedankendinge von Christenheit nach Belieben „radschlagen und rumoren“ zu können und darin für sich und seine Schule ein rechtliches Unterkommen zu finden.

„Der ganze Gymnasialunterricht hat seine Zöglinge mit einer Geistigkeit zu durchdringen, welche, frei von armfelliger Seichtigkeit und matter Passivität unmännlichen Auktoritätsglaubens, überall mit gebiegener Selbstständigkeit des Urtheils etwas Nüchternes oder doch Eigenthümliches zu erzeugen weiß. — Solche Geistigkeit hat an und für sich schon eine sittliche und religiöse Richtung im Sinne der Reformation, indem sie auch rücksichtlich solcher wissenschaftlicher Wahrheiten, welche das Recht und die Religion bestimmen helfen, nicht geneigt ist, in gedankenloser Selbstgenügsamkeit auf den Lorbeer der Vergangenheit zu träumen, oder mit dem großen Haufen“ (unter andern auch mit dem großen Haufen, von dem Hebr. 12, 1. geschrieben steht!) „in die Pöblieber sanktionirten Unfugs“ (hierunter rechnet der Fest-

\*) Die in gesperrtem Druck citirten Stellen haben wir in dieser Weise hervorheben wollen.



redner auch die Grundlehren der Kirche von der Erbünde und dem alleinseligmachenden Glauben) „oder moderner Thorheiten einzuführen, sondern in Wissenschaft und Leben alles bestehende Gute zwar mit einsichtsvoller Achtung beschützt und fördert — ; dagegen aber allem verderblichen Irrthum und Vorurtheil“ (z. B. den „todten, veralteten Dogmen“ der Evangelischen Kirche) „kühn entgegentritt, wo sie gewiß ist, etwas Heilsames herzustellen, das vor dem Throne der höchsten Wahrheit und des Rechtes Stand hält. — Aus diesen Betrachtungen erhellt, wie heilsam es seyn würde, wenn der Religionsunterricht, so weit es die Lehrkräfte des Gymnasiums irgend gestatten, wenigstens mit dem Unterricht in der Muttersprache, in den Naturwissenschaften, in der Geschichte und der Philosophie in eine Hand vereinigt, oder jedenfalls doch zu diesen Lehrfächern in eine so genaue Wechselwirkung gesetzt würde, daß er von ihnen und sie von ihm belebende Kraft und Vollständigkeit erhielten. Um aber vollkommener Gymnasialunterricht zu seyn, muß der Religionsunterricht auch alle Erkenntnisse, die er vermittelt, so viel es irgend möglich ist, mit organischem Wachsthum aus dem Boden des Geistes seiner Schüler entlocken und entfalten, und daher Alles vermeiden, was den erkannten Gesetzen der Vernunft und Natur widersprechend, als ein Heterogenes und Außerliches mit blindem Glauben, d. h. in verzweifelter Passivität der Seele müßte aufgenommen werden. Die Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit der Vernunft in einem Punkte bestreiten, heißt ihre ganze Kraft und Gültigkeit läugnen, und Ausnahmen von den erkannten Gesetzen der Natur ohne Noth irgendwo gestatten, heißt das Licht der Religion und aller Wissenschaft mit den Nebeln barbarischen Aberglaubens verdunkeln.“ Wir könnten hier innehalten; aber, um unsere gegen den Herrn Direktor Richter erhobene Anklage vor den Augen unserer Leser als eine gerechte zu erweisen, dürfen wir ihnen auch das Folgende nicht vorenthalten. „Endlich, um möglichst allgemein wirksam und angemessen zu seyn, und damit volle Wahrheit und Würde zu erhalten, muß der Religionsunterricht auch frei werden von aller Einseitigkeit unterscheidender Religionsformen. Denn alle diejenigen Lehren, durch welche sich die Religionen (!) und Confessionsformen von einander unterscheiden, und welche für die große Menge freilich die größte Wichtigkeit, ja Heiligkeit haben, sind entweder Unwesentlichkeiten oder Unwahrheiten, und das Wahre an ihnen ist gerade das, worin sie alle übereinstimmen. Je mehr aber jene unterscheidenden Lehren aus der Religion entfernt werden, desto freier wird dieselbe zugleich von den Hindernissen, welche sich unter kultivierten Völkern der Begründung jeder irgend ausgebreiteten und zugleich doch innigen und lebendigen Glaubensgemeinschaft entgegenstellen.“

Herr Dir. Richter hat es uns übrigens leicht gemacht, das Verhältnis seines Grundsatzes rücksichtlich des Religionsunterrichts auf Gymnasien zu dem in dem erwähnten Aufsatze ausgesprochenen kürzlich, als in der Summa, dahin zu bestimm-

men, daß der Verfasser jenes Aufsatzes einen Unterricht in der evangelischen Religion, Herr Dir. Richter dagegen einen Unterricht in der Germanischen Religion auf Gymnasien haben will. Die Festsrede schließt nämlich mit einer Prophezeiung, die unwillkürlich an jenen Mann erinnert, der, als er seinen Esel in's Wasser geritten hatte, und der Mond von den Wolken verfinstert ward, sich einbildete, sein Esel habe den Mond mit eingetrunkem. „Unter Völkern, welche durch Abstammung und Sprache, durch klimatische, industrielle, literarische und politische Verhältnisse aneinander gewiesen sind, ist eine wahrhaft innige und lebendige Religionsgemeinschaft nicht allein möglich, sondern auch heilsam und nothwendig. Eine solche Glaubensgemeinschaft ist seit langer Zeit das dringende Bedürfnis unseres allgemeinen Deutschen Vaterlandes. Und so wie es vorzugsweise vor allen Regionen der Erde grade Deutschland und der ganze Germanische Norden war, wo das Christenthum zuerst geeigneten Boden für seine reingeistige Natur fand, wo es zu allererst anfang, sich von den Schlacken Wälschen Heidenthums zu läutern, welches gewohnt ist, das Menschliche zu vergöttern und das Göttliche zu vermenslichen: so scheint dieser selbe Strich der Erde berufen zu seyn, jetzt oder bald, und zwar durch keinen Schmalkaldischen Bund oder dreißigjährigen Krieg, sondern durch die friedlichen Waffen der Vernunft und durch die stille Majestät siegenden Lichtes, eine bedeutende neue Läuterung der christlichen Lehren zu bewirken, und eine Kirche zu stiften, die auf die lebendige Wahrheitsfülle eines von Christus selbst beabsichtigten reinen Theismus“) und einer acht christlichen Sittenlehre gegründet, dem Grundwesen und der Grundform nach mit allen Confessionen des Christenthums übereinstimmen und für jeden ihrer Anhänger erquickliche Geistesnahrung bieten würde, daß die Frömmigkeit früherer Zeitalter, — aber in verklärterer Gestalt, — in die Herzen der Menschen wieder einziehen und unser Vaterland nach allen Seiten des inneren und äußeren, des häuslichen und öffentlichen Lebens beglücken müßte. Eine solche Glaubensgemeinschaft würde eine allgemeine Germanische Kirche“ (diese Worte hat der Festsredner, als das Schibboleth seines reformatorischen Weckrufs, selber groß drucken lassen) „seyn, zu deren Verwirklichung auch unsere Schule nicht den schlechtesten Theil beitragen möge!“

Also zu solcher Zerwühlung des Weinbergs des Herrn wünscht Herr Dir. Richter nach Kräften der unter seiner Leitung stehenden Schule Anweisung zu geben — wozu sogar „der Beistand des Himmels“ zu guter Letzt noch angerufen wird — „damit sie“ — es ist kaum glaublich! — „als eine würdige Tochter der Reformation sich bewähre.“

Es stand zu hoffen, daß ein so unverhehlener Angriff auf die Kirche auf entschiedenen Widerstand treffen werde. Und es

“) Man lasse sich durch diese Äußerung an dem Pantheismus des Festsredners ja nicht irre machen. Das Epitheton „rein“ findet in der Festsrede selber und besonders noch in dem einen der beigelegten Festlieder, einem reinen pantheistischen Hymnus, seine genügende Erläuterung. Es ist nach dem: Rein ab! rein ab! der Kinder Edoms zu verstehen.



sollen auch die Diener am Wort in Quedlinburg ihren Dissensus mehrfach haben laut werden lassen; doch ist dies von keinem derselben in einem öffentlichen Zeugnisse geschehen, wozu doch die durch den Druck veröffentlichte Festsrede auf das Dringendste aufforderte. Den Dienst solches Zeugnisses hat der Candidat Wallmann der Kirche geleistet in einer kleinen Schrift, welche er unter dem Titel: Kirche oder Schule? Eine Frage bei Gelegenheit der von dem Herrn Dir. R. gehaltenen Festsrede zur dritten Säcularfeier des königl. Gymnasiums zu Quedlinburg, Quedlinb. bei Franke, herausgegeben hat. Er hat darin das *resicare ad vivum* gebührend gehandhabt und den innersten Lebensnerv der Festsrede bloß gelegt. Zuerst wendet sich Wallmann an das historische Gewissen des Festredners und führt ihm die trübe Confusion zu Gemüthe, in welcher er das Wesen der Reformation auf dem Prokrustesbette seiner absoluten Ideen sich zurechte gemacht, und „den lebendigen Geist“ seiner Germanischen Kirche für den Geist ausgegeben habe, „der von jeher die gesammten Verehrer der Reformation zu einer Gemeinde verband.“ Es wird bündig Zeugniß abgelegt, daß nicht „der Geist des Fortschritts,“ den eben der Festredner zum Kerne der Reformation stempeln und damit der zügellosen Schwarmgeisterei zur Legitimität und Ebenbürtigkeit in der Evangelischen Kirche verhexen will, daß nicht dieser Geist der Lebensheerd und Lebenstrieb der Reformation gewesen, sondern daß vielmehr „das Stillstehende, Positive, Ewigste mit hellem Bewußtseyn als solches vorangestellt wird, daß dieses eben der weise, solide Grund und die Hauptsache ist, darauf die ganze Reformation sich ablagert. Den Stillstand also als gegen das Wesen derselben erklären wollen, heißt die Reformation in ihrem eigentlichen Wesen läugnen und in den höchsten Angelegenheiten des Menschen, in seinen Beziehungen zu Gott, nach dem Sinne dieser Reformation stete Bewegung und Fortschritt fordern, heißt der Geschichte derselben Hohn sprechen.“ Der historische Nachweis wird zunächst an Luther selber geführt, „an dem zustandenermaßen die Reformation zu ihrem Bewußtseyn, zu ihrem Geiste, in ihren Kern gekommen war, an dem man sie auch am besten und klarsten begreift,“ und in kurzen, einfachen Zügen dargethan, daß diese beiden Sätze: Das Wort sie sollen lassen stahn! und: Wir werden gerecht aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum, und sonst Nichts, Luther zum Reformator und seine Reformation zu einem Werke des heiligen Geistes gemacht, und daß Luther sammt seinen Mitarbeitern sich drei Päpste eher würden haben gefallen lassen, als mit den Kirchenstürmern und Vernunftselben dieser Zeit zu fraternisiren, welche auf den Ruinen des Reiches Christi einen Tempel für den Kultus des Genius zu errichten gelüftet.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Nordamerika.) Nachfolgendes Schreiben ist dem Herausgeber zur Aufnahme übersandt worden.

Ehrwürdige Väter und Brüder in dem Herrn Jesu Christo!

Die Freiheit, die wir uns bei dieser Gelegenheit nehmen Sie anzu-

reden, gründet sich auf jenes innige Band der Christenliebe, mit welchem alle Glaubensgenossen des Erlösers verbunden sind. Um wie viel zutraulicher dürfen wir uns aber nicht Ihnen nähern, die wir nicht nur Ihre Heimath auch als die Heimath unserer Vorfahren ansehen; sondern die wir auch unlängst die thatsächlichen Beweise erhielten, daß unsere Deutschen Mitchristen jenseits des Weltmeeres unser in christlicher Liebe gedenken. Dieses stärkt in uns die Hoffnung, daß unsere geehrten Väter und Brüder es uns vergönnen werden, Ihnen folgende Mittheilung zu machen, welche bei der lezt hin gehaltenen Synode der hochdeutsch-reformirten Synode in den Vereinigten Staaten bestimmt wurde, Ihnen zugesandt zu werden. —

Es sind nun etwa hundert Jahre verflossen, seit wir als eine organisirte Kirche in Amerika existiren. Daß uns von Zeit zu Zeit viele und besondere Schwierigkeiten im Wege standen, wodurch das Emporblühen und die Verstärkung unserer Gemeinden gehemmt wurden, ist Ihnen ohne Zweifel satfam bekannt. Allein ein heiterer, schönerer Tag ist jetzt vor uns. Seit den letzten zehn Jahren besonders hat sich die Kirche mehr wie je in einem wachsenden und blühenden Zustande befunden. Unser theologisches Seminar, welches jetzt permanent in Mercersburg, Franklin County, Pa., gegründet ist, und in welchem unsere angehenden Prediger vorbereitet werden, steht bei dem Amerikanischen Publikum in allgemeiner Achtung, und ist, nächst Gott, das Mittel gewesen, mehr als zweihundert vakante Gemeinden mit frommen und thätigen Seelsorgern zu versehen.

In Verbindung mit dieser Anstalt besteht auch seit 1836 das Marthal Collegium, ein literarisches Institut, in welchem hauptsächlich theologische Studierende vorerst präparirt werden, ehe sie das Studium der Theologie beginnen. Von dieser ist Dr. Rauch, aus Deutschland, Vorsteher oder Präsident.

Diese beiden Anstalten sind von anerkannter Nothwendigkeit für die Kirche, und wichtig für die Deutsche Bevölkerung dieses Landes überhaupt. Was auch immerhin von einzelnen Individuen in einseitiger Kenntniß unserer Verhältnisse gesagt worden seyn mag, in Hinsicht der Annäherung und Vereinigung der Deutschen mit den Englischen Kirchen, und von dem Einfluß, welchen diese auf jene haben: es liegt immer klarer am Tage, daß die Deutsche Kirche in Amerika für sich selbst sorgen müsse. Bei drei Vierttheilen wird noch jetzt die Muttersprache gesprochen, und die beständigen Einwanderungen erhöhen von Tag zu Tag dieses Verhältniß. Die theologischen sowohl als wissenschaftlichen Bildungsanstalten der Englischen allhier haben bisher einen sehr geringen Einfluß auf die Deutschen ausgeübt — wie das wohl zu erwarten stand. Seitdem aber die Deutschen Kirchen — und namentlich die Reformirte — ihre eigenen verträglichen Anstalten errichtet haben, und zwar mit besonderer Rücksicht auf ihre eigenen Bedürfnisse hat sich das, was man längst hoffte, in der Wirklichkeit erwiesen. Nicht den theologischen Studenten finden sich auch viele Deutsche Bürgerkinder ein, welche durch wissenschaftliche Studien dem Staat nützlich, und der Deutschen Nation eine Ehre werden.

Diese beiden Anstalten nun zu festerem Bestehen zu bringen, ist der schärfliche Wunsch unserer Gemeindeglieder sowohl als Prediger. Dahin bestreben wir uns jetzt mit vereinten Kräften. Und da wir nun die hohe Freude genießen, den Segen des Allerhöchsten auf unsere früheren Bemühungen zu erfahren, so fühlen wir uns desto lebhafter angespornt, das angefangene Werk zu verfolgen. Mit frommen und gelehrten Männern versehen — welche das in neue Gebäude ausmachen — möchten wir nun auch gerne das noch Fehlende nachholen — die Fundierung — um dadurch auf unsere Nachkommen, als von Deutschen abstammend, einen in die Zukunft reichenden Segen zu verwirklichen.



Einstheils, um dieses Unternehmen auszuführen — anderentheils und vornehmlich, um uns zum Dank gegen Gott den Allmächtigen für Seine schonende Huld und Güte zu ermuntern, wurde bei unserer diesjährigen Synodalversammlung, gehalten in Greencastle, beschlossen: den 25. December 1841 als das hundertjährige Kirchenfest zu feiern, um dem großen Oberhaupt der Kirche zu danken für die unzähligen genossenen Wohlthaten, womit Er uns im Geistlichen sowohl wie im Leiblichen überschüttet hat. — In Verbindung damit ist es auch verordnet, daß wir im Vertrauen auf göttlichen Segen und Beistand, zwischen jetzt und dem angeführten Kirchenfest wenigstens hunderttausend Dollars zusammenbringen wollen — wovon eine Hälfte für das theologische Seminar — ein Viertel für das Collegium, und ein Viertel zur Unterstützung armer und frommer Männer, welche sich dem Predigtamt widmen wollen, bestimmt sind. Diese Summe wird als hinlänglich betrachtet, um dem Bedürfnis der Kirche zu entsprechen, insofern obige Bildungsanstalten theilhaftig sind, welche wir unter den Hülfsmitteln als das Fundament betrachten, worauf das Emporblühen der Deutschen Kirche in diesem Abendlande ruhet.

Zu gleicher Zeit wurde auch beschlossen, unsere ehrwürdigen Väter und Brüder in Europa von obigem Vorhaben in Kenntniß zu setzen, und sie auf das Angelegenlichste einzuladen, mit uns an besagter Jahrhundertfeier Theil zu nehmen — und zwar auf eine solche Weise, als Ihnen am schicklichsten scheinen mag.

Hertzlich freuen würde es uns daher, theuerste Brüder in Christo, wenn Sie sich mit uns im Bande der christlichen Liebe vereinigen würden — sowohl um Gott für das genossene Gute zu danken, als auch um Ihn anzusehen um Seine fernere Dohnt und Seinen Segen, damit wir unter unseren hier weit zerstreuten Mitbrüdern viel Gutes stiften möchten und dadurch die Ehre Seines Namens verherrlicht, und das Heil unssterblicher Seelen befördert werde.

Schließlich danken wir Ihnen, geehrte und in Christo vielgeliebte Väter und Brüder, für die Beweise Ihres christlichen Wohlwollens, die wir früher genossen haben. Wir sind eingedenk unseres schuldigen Dankes gegen unsere vielen Freunde in Deutschland, Holland und der Schweiz, welche uns Ihre christlichen Wünsche und willige Gaben zu Theil werden ließen. Gott wolle Sie reichlich für solche Liebe belohnen!

Obgleich wir durch das große Weltmeer von einander getrennt sind, wollen wir dennoch nicht vergessen, daß wir im Geiste den nämlichen Gott und Vater anbeten, und den nämlichen Heiland lieben. — Lieb, hertzlich lieb wäre es uns, eine Erwiderung auf unser Schreiben zu erhalten und in nähere Correspondenz mit Ihnen zu treten.

Die Gnade Gottes des Vaters, die Liebe unseres Heilandes Jesu und die Gemeinschaft seines Geistes sey mit Ihnen Allen. Amen.

Auf Befehl der Synode verordnet in Greencastle, Franklin Co., Pa., 29. October 1840.

R. C. Wolff, Präsident. Sam. R. Fischer, Sekretär.

(Straßburg.) (Schluß.) In den Französischen Versammlungen ist ein neu erschienenenes Französisches Gesangbuch eingeführt worden. Es ist dasselbe wohl unstreitig das beste, das die Franzosen nun besitzen, deckt aber um so mehr die Armut dieses Volkes an Kirchengesängen auf. Die wenigsten derselben haben poetischen Werth; die große Mehrzahl ist gutgemeinte Reimerei. In der neueren Zeit haben sich zwar hie und da mehr oder weniger gelungene Versuche religiöser Dichtkunst gezeigt, allein sie ermangeln meist der so nöthigen Einfachheit und der gehörigen Tiefe, um eigentliche Volksgesänge werden zu können.

Wie überfließend reich ist dagegen das Deutsche Volk, aus dessen innerstem Geistesleben so manch kräftiger Gesang und ernste Sangweise in's kirchliche Leben hineingeklungen. Allerdings gibt das Straßburger Gesangbuch, das auch die evangelische Gesellschaft adoptiren zu müssen glaubte, keinen Begriff von diesem Reichthum; es ist des Wassers genug hineingegossen und darum nur mag es nicht zu den schlechtesten gezählt werden, weil es allerdings leider noch schlechtere gibt. Ja selbst im Elsaß; denn in Colmar haben sie nun ein neues eingeführt, das gewiß zu den allermiserabelsten Produkten dieser Gattung gehört, und so wenig religiösen als poetischen Gehalt hat.

Eine andere Michtung der Wirksamkeit der evangelischen Gesellschaft betrifft die Traktate. Zur Prüfung derselben ist eine besondere Commission niedergelegt. Von London, Stuttgart, Basel, St. Gallen, Barmen und auch von Dr. Pinkerton wurde die Gesellschaft recht kräftig unterstützt. Auch hat die Gesellschaft die Herausgabe des „guten Boten“, eines Volkskalenders, fortgesetzt.

Ferner ist ein Lesesaal für Handwerkgesellen und ein zweiter für Lehrknaben eröffnet, die sich beide eines zahlreichen Zuspruchs zu erfreuen haben.

Das Elsaß und insbesondere die Stadt Colmar hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Pfarrers Hauser. Er war nicht bloß durch leibliche Abkunft von Dberlin's Enkel, sondern auch sein Sohn im Glauben, im Eifer für das Reich des Herrn und in der Liebe zu den Seelen. Früher Pfarrer in St. Die, einem Städtchen am westlichen Abhang des Wasgaus, war er vor noch nicht ganz einem Jahre nach Colmar gewöhlt.

Am zwei katholischen Orten ist im Laufe des vorigen Jahres protestantischer Gottesdienst eingerichtet worden. In einem kleinen Dorfe des Wasgaus, La-Croix-aux-Mines, und in Schleisstadt, der Stadt, die durch ihre berühmte Schule so großen Einfluß ausgeübt, und zur Zeit der Reformation einen ganz anderen Namen hatte, denn jetzt. —

Wie sich doch die Zeiten ändern. Ich schreibe Ihnen hier, ich möchte so sagen, so kalt, so gleichgültig über den stillen, leisen Gang des Gottesreiches bei uns; es geht so unvermerkt vorwärts, daß man des Weges sich nicht bewußt wird, den man schon zurückgelegt. Wie ganz anders ist doch jetzt die Stellung des Evangeliums und seiner ewigen heilbringenden Wahrheit von der Erlösung in Christo, denn vor wenig Jahren. Sie erinnern sich doch noch des famosen Thesenstreites in Straßburg, wo Kedslob, der jetzt Pfarrer an St. Wilhelm in Straßburg geworden ist, so gewaltig angegriffen wurde, und unsere ganze theologische Welt darüber in Aufruhr kam. Nun fiel es leztlich einem jungen Theologen, Licentiat Rueten, ein, eine Dissertation über den Rationalismus vulgaris zu schreiben, und dieselbe vor der Fakultät zu vertheidigen; und wie ganz anders benahmen sich da die Examinatoren, und welch ganz andere Sprache wurde da geführt. Machte doch Einer gewissermaßen sogar das Mitleid rege mit dem armen Rationalismus, über den nun Jeder meint herfallen zu müssen, um ihm noch einen Stoß zu versetzen. Wäre Herr Rueten innerlich fester, wäre nicht auch in ihm noch Rationalismus dominirend, nur grade nicht von der vulgären Sorte, er hätte bei seinen Gaben den glänzendsten Sieg davon tragen können.

So richtet die Zeit und in der Zeit der heilige Geist. Wie wird es seyn, wenn tiefer noch und gewaltiger eine dunkle inhaltschwere Zukunft, an deren Eingang wir wohl jetzt stehen, Gottes Ackerfeld durchsucht, und eilendschnell eine verhängnißvolle Krisis der anderen folgt, und immer mehr sich die Entscheidung naht!

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Samstag den 6. März.

N<sup>o</sup> 19.

## Germanische Kirche.

(Schluß.)

Es ist in der That empörend (und wollen wir auch in dieser Beziehung dem vortrefflichen Aufsatze über den evangelischen Religionsunterricht auf Gymnasien recht gründliche Beherzigung wünschen), daß schon die Gymnasialisten methodisch eingekerkelt werden, Luther als Chorfürer und Vorläufer aller Ketzergeschlechter, Deisten, Atheisten und Pantheisten anzustauen, und in der Reformation das große Signal jedweder Freigeisterei und jakobinischen Unwesen zu vernehmen, aller Historie zum Trost und Hohn. Auf dies heillose Spiel „schwarz aus weiß!“ auf diese Fallacien, die bona oder mala fide nun schon ein halbes Jahrhundert und länger an der Geschichte begangen werden, in hellem und klaren Bewußtseyn hingewiesen zu haben, ist ein Hauptverdienst der Wallmannschen Schrift, die überhaupt aus der Fluth der ephemeren Streitschriften als ein tüchtiges und entschiedenes Zeugniß, aus dem Schoße der Kirche geboren und für dieselbe abgelegt, hoch emportaucht. — So wie es aber Seitens der Kirche „eine Verzweiflung an sich selber,“ ein historischer Selbstmord wäre, wollte sie der Zumuthung des Herrn Dir. Richter Genüge geben und ihren alten legitimen Lehrgrund verlassen, so ist auch — dies wird von Candidat Wallmann zweitens nachgewiesen — die Schule ihrerseits in völligem Unrecht, solche Forderung an die Kirche zu stellen. Herr Dir. Richter glaubt nämlich (wie dies aus einer oben mitgetheilten Stelle der Festsrede erhellt) die Schule in ihrem eigenen Lebensprincip gefährdet, wenn die rechtsläubige Lehre der Evangelischen Kirche, welche die Competenz der Vernunft in Glaubenssachen läugnet, ihren Einfluß auf die Gymnasiallehrform länger behaupten sollte. Diese Furcht hat ihm Wallmann zu benehmen gesucht. „Aus den Bestimmungen der Kirche über das Unzureichende der Vernunft in Glaubenssachen nun schließen zu wollen, daß, wenn solche Doctrin praktisch würde, alle Vernunftthätigkeit zu Grunde gehen, Verdumpfung und Verumpfung eintreten müßte, zeigt so recht die durch Mangel an eigener Erfahrung erzeugte Impotenz moderner Zeit, sich christliches Leben und Erlebniß vorzustellen und zu würdigen. Wer die wunderbare Kraft des Glaubens an die festen, geoffenbarten Wahrheiten des Heils kennt, der wird wissen, daß dadurch die sonstige Thätigkeit und Gültigkeit der Vernunft keineswegs aufgehoben, noch die Seele durch solch einen Glauben in eine mystische, quietistische oder gar verzweifelnnde Passivität gestürzt wird; sondern daß im Gegentheil das Bewußtseyn, daß die Vernunft in den höchsten Dingen der Menschheit unzulänglich, incompetent und eine Lügnerin ist, jenen Sokratischen Grundzug aller rechten Weisheit, Wissenschaftlichkeit und Philosophie

in der Seele nährt, der in der Demuth und vom Nichtwissen anhebt, und daß eben der Glaube und sein lebendig ergriffenes, geoffenbartes Object es ist, welches als die Weisheit von Oben der Vernunft die himmelblauen Augen rein wäscht, welche das radikale Böse ihr verfinstert hat, und sie auf diese Weise eher fördert und antreibt, als hindert und zum Rückgange bringt. Wir sagen, daß das der Glaube der Kirche nach deren altem Lehrgrunde thun wird.“ Ja, sagen wir mit, der allein wird thun, was der Glaube der vom Herrn Dir. Richter intendirten Germanischen Kirche nimmermehr thun kann, die einen Religionsunterricht mit sich bringt, welcher da abschließt, wo die christliche Religion anfängt, bei den geoffenbarten Geheimnissen des Reichs Gottes, und einen Glauben, der „vor seinen Objecten, wie vor ihm fremden verschlossenen Pforten — „in heiligen Schauern“ — tantalisch gequält zu stehen hat.“ Einen Haufen von Zeugen stellt Cand. Wallmann der Befürchtung des Festsredners ferner entgegen, die, in dem alten Lehrgrunde der Kirche mit allen Atern ihres Lebens gewurzelt, Säulen und Heroen einer wahrhaft christlichen Wissenschaft gewesen, und deren etliche eine Zierde des Quedlinburger Gymnasiums waren in den Zeiten ächt Lutherischen Stillstandes. Was für ein Molochsdiens aber dormalen mit dem getrieben werde, was man par excellence Wissenschaft nennt, und daß es die einfache Pflicht der Selbsterhaltung für die Kirche sey, sich gegen die Ansinnen der losen verführerischen Kunst und der „wirbelsüßigen“ Wissenschaft spröde und auf ihrer Hut zu halten: dafür findet sich in der kleinen Schrift ein schönes Bekenntniß. Zum Schlusse wird ein kurzgefaßtes Schema der Dogmatik der „allgemeinen Germanischen Kirche“ des Herrn Dir. Richter gegeben, der auch anderweitig schon (z. B. in dem Osterprogramm des Quedlinburger Gymnasiums von 1840) genügend an den Tag gelegt hat, weiß sich die Evangelische Kirche zu ihm, als einem „treuen Mitgliede“ derselben. — welcher Rechtstitel ihm in einer der gleich anzuführenden Schriften beigelegt wird — zu versehen hat. Wir haben oben die charakteristischen Stellen der Rede mitgetheilt, und müssen das Urtheil Cand. Wallmann's sehr milde nennen: „Ich muß theils ehrlich bekennen, daß ich mir bei der Lehre einer Kirche Nichts denken kann, um die sich Christus und Muhamed und wohl gar der Fetisch gemeinsam vertragen, theils entschieden hervorheben, daß die neue Kirche nach solcher Construction des rand- und bandlosten Indifferentismus von vorn herein nun und nimmermehr eine christliche Kirche werden kann.“ — „Solche pantheistische Kulte waren ehedem. Aber die christliche Kirche ist mit hellem Bewußtseyn damals schon über sie fortgeschritten und hat sie überwunden. Sie wird und darf sich nicht bereit finden lassen, von Männern solches Rückganges sich von dem



Lehrgrunde heruntertreiben zu lassen, mit welchem sie jene überwunden, mit theurem Gute überwunden hat, sonderh muß über dem Worte des Apostels halten: Lieben Brüder, ihr seyd theuer erkaufte, werdet nicht der Menschen Knechte."

Herr Dir. Richter hat es nicht für gerathen gefunden, in Person auf dies wider ihn abgelegte Zeugniß zu antworten. Es haben sich aber zwei anonyme Schildknappen gefunden, die für ihn in die Schranken getreten sind. Es kann uns natürlich auch nicht von Weitem einfallen, die beiden Streitschriften: Rückschritt oder Fortschritt? Erwiderung auf Herrn Cand. Wallmann's Frage: Kirche oder Schule? Leipz. bei Schmidt, und die andere: Nacht oder Tag? Eine Frage, veranlaßt durch die von Herrn cand. theol. W. unter dem Titel „Kirche oder Schule?“ herausgegebene Schrift, Leipz. ebendaf., hier irgend welcher Recension zu unterwerfen, was uns Keiner Dank wissen würde. Es liegt uns vielmehr das nur am Herzen, die Theilnahme der Leser dieser Blätter auf eine Stadt hinzuwenden, welche einst, von den Gebeten treuer Diener der Kirche umlagert, als eine fruchtbare Stätte des Leuchters des Evangelii den Weinberg Christi geziert; in welcher dann in den Zeiten des kirchlichen Gefängnisses, viele Jahrzehnte hindurch, kaum einige Ubriggebliebene Seines Erbs theils ihre Harfen an die Weiden hingen: und welcher nun Gott der Herr eine Zeit der Erquickung von seinem Angesicht zu senden sich bereitet, daß die Leute drinnen anfangen, auf's Wort zu merken und die schlummernden Augen sich aufthun zu lassen über den Abgrund, an welchem sie hinwandeln. Gott ist allemal darüber zu loben, wenn der faule Fleischesfriede einer Stadt und die Lösung der falschen Propheten: Friede! Friede! — und doch ist nicht Friede — zunächst durch den Zorn dessen, welcher weiß, daß er wenig Zeit hat, gestört und gebrochen wird: muß auch solche Stadt ein Zion werden und „die Menge sich spalten," und müssen auch die, welche vor den Riß stehen, gegen die Feinde Jesu, mit der einen Hand die Arbeit thun und mit der anderen Hand die Waffen halten. Wir fordern unsere Leser dringend zu der Fürbitte auf, daß der Herr seine Kirche auch in dieser Stadt, auf die er vor Zeiten so sichtbarlich sein Liebesaussehen gehabt, wieder bauen und seine Knechte daselbst zu „Pfeilen des Heils vom Herrn" machen wolle.

Was die beiden gegen Candidat Wallmann gerichteten Flugschriften betrifft, so beschränkt sich die erstere mit ihrer Frage: Rückschritt oder Fortschritt? (mit dem übelgewählten Motto: Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht gesegnet zum Reiche Gottes) in höchster theologischer Dürftigkeit fast ausschließlich darauf, die „Lügnerin Vernunft" zu Ehren zu bringen und die Manen „eines Herder, Spalding, Teller, Semler, Jerusalem, Kösselt, Plank (der sich übrigens dies Rangiren verbitten würde), Henke, Morus, Köffler u. v. A." herauszubeschwören, daß sie sich ihrer Klientin möchten annehmen, und räumt aus den Polsterkammern des vergangenen Säfulums die Polsterbank hervor, auf welcher die Geschichte in den vom Herrn Dir. Richter behaupteten Geist der Reformation hineingequält werden soll. Candidat Wallmann hat solches Vornehmen in dem Vorworte, mit welchem er — als Erwiderung — das Glaubensbekennt-

niß Luther's hat abdrucken lassen, gründlich beleuchtet und dem „Dunkeln und Mausen und unter'm Hüttlein Spielen" derjenigen Leute, welche aus dem formalen Principe der Reformation, der alleinigen Autorität der heiligen Schrift, ihrem materialen Principe einen Strick drehen, und den Sack, aus welchem Luther den Adler freigemacht, allgemach wieder über denselben zusammenziehen, die eigenen „hellen, klaren und freien Worte" Luther's als eine feste Mauer entgegengestellt. — Energischeren „Fortschritts" und der Germanischen Kirche des Herrn Dir. Richter eifriger zugethan, als diese erste Schrift, ist die zweite, welche mit der geharnischten Frage: Nacht oder Tag? die Quedlinburger Bürger zur Selbstvertheidigung aufruft. Die ganze 43 Seiten gr. 8. umfassende Schrift läßt sich ihrem Titel gemäß nach zwei Seiten hin auseinanderwerfen. Erstens: der „blinde Glaube," d. i. Nacht, welcher den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen verwirft, ist das Ungeheuer, welches die Welt von Anbeginn mit Sterbedrüßen geschlagen hat (hier werden mit allem nur zu Gebote stehenden Aufwande von mühsam zusammengeraffter Schulgelehrsamkeit die Gräuel der Inquisition bis in's Einzelne geschildert, und der Verf. sieht im Geiste schon Torquemada's Scheiterhaufen auf dem Markte zu Quedlinburg aufgerichtet); zweitens: „die Vernunft," der ungebundene Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, d. i. Tag, ist die alleinige Quelle, aus der von jeher alle Wahrheit geflossen, und aus welcher die aufgeklärte Welt das Heil zu schöpfen hat (hier werden aber natürlich nicht aufgeführt die Gräuel, welche diese friedliche und liebevolle Wohltäterin des Menschengeschlechts in Paris, und wo sie sonst in den Tempel Gottes sich gesetzt, als ein Gott, angerichtet hat). Der Verf. dieser Schrift, die das, was Professor Leo neulich „Aufklärung" genannt hat, in vollendeter Form zu Tage bringt, verräth eine Entfremdung von dem heutigen Stande gründlicher Wissenschaft, obwohl er deren Beförderung für die Hauptaufgabe seines Lebens erklärt; eine Entfremdung von dem heutigen Stande der Theologie insonderheit, von der er redet, als wäre er aus einem langen Winterchlase, in welchem er seit der Blüthezeit des Kantianismus gelegen, durch Hegelingsche Anflüge eben aufgeschreckt; eine Entfremdung von dem Erleben des Geistes, der erleuchtete Augen des Verständnisses, aber nimmermehr einen „blinden Glauben" gibt; eine Entfremdung von der Erkenntniß der Sünde und eben darum einen die heilige Schrift marternden Dünkel: daß man ihm, als heilsamste Erwiderung, mit recht eindringlichem Bitten sein Motto zurückgeben muß: Prüfet, was da sey wohlgefällig dem Herrn! Der moderne Kunstgriff, vor der „göttlichen Christuslehre" im Vorbeigehen einige Bücklinge zu machen, um nachher desto sicherer gegen die Kirche und ihre „finstere Lehre," gegen „Pietismus" und „Obskurantismus," Front machen zu können, ist von dem Verf. nach allen Dimensionen hin ausgebeutet worden. Seine Schrift wird zwar bald Makulatur werden; aber ihr Zweck, die Menge mit einem Wissensgepränge zu blenden, das darin über den heimlichen Christushaß hergegossen ist, wird leider bei Vielen erreicht werden, welche ihr von vorn herein brüderlich gesinnt und auch gegen die gründlichste Widerlegung mit dem Sage

gewappnet sind: stat pro ratione voluntas. Den bitteren Hohn, welchen der Verf. über Cand. Wallmann ausgegossen hat, für dessen und seiner christlichen Brüder Glauben er das getreueste Abbild in dem Gögendienste des Dalai-Lama und des Moloch findet, wird dieser leicht verschmerzen können und das Wort St. Pauli an den Timotheus über sich aufwerfen: Niemand verachte deine Jugend! halte an mit Lesen, mit Ermahnungen, mit Lehren, bis ich komme. Die Schrift schließt mit einer Appellation an Se. Majestät den König, aus dessen in Königsberg gehaltener Rede eine Stelle citirt und darin das „Vorwärtsschreiten in Alters-Weisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft“ in ein „Vorwärtsschreiten in aller Weisheit“ emendirt wird, als wäre der Verfasser durch diese königlichen Worte befugt und privilegiert, auch in der Weisheit vorwärtsschreiten und vorwärtsschreiten zu helfen, welche das Kreuz Christi für eine Thorheit hält. Die Hoffnung, die er in dieser Beziehung auf die Regierung Sr. Majestät setzt, spricht er unumwunden in diesen Worten aus: „Friedrich Wilhelm IV. — wird uns den Sieg der Wissenschaft über Rohheit und Aberglauben, den Sieg der Vernunft über den Fanatismus des blinden Glaubens auf immer sichern.“ Wir möchten uns versucht fühlen, den anonymen Verf. unter den Halle'schen Studenten zu suchen, welche vor Kurzem Unterschriften zu einer Supplik an Se. Majestät gesammelt (und es sollen sich deren wirklich über hundert gefunden haben!), in welcher die Berufung von Strauß nach Halle beantragt werden sollte.

Wir schließen hier unsere Mittheilungen, indem wir uns vorbehalten, die ferneren Stadien, zu denen sich diese fruchtbare kirchliche Bewegung etwa entwickeln möchte, unseren Lesern vorzuführen.

### Erklärung.

Der Aufsatz: Der Antistes und Dekan Dr. Friedrich Hurter und die Evangelische Kirche Schaffhausens, in dem Novemberhefte der Ev. A. Z. vom v. J., hat in Schaffhausen eine Aufregung hervorgerufen, die uns bei der sehr ruhigen und leidenschaftslosen Haltung desselben um so mehr wundert, da dasjenige in ihm, was irgend Anstoß geben konnte, schon vorher in anderen Blättern, namentlich in der hiesigen Allgemeinen Kirchenzeitung berührt worden war. Dem Vernehmen nach ist sogar ein dortiger Geistlicher als vermeintlicher Verfasser dieses Aufsatzes vor Gericht geladen worden. Unter diesen Umständen halten wir es für nothwendig, hier noch einmal zu versichern, was schon in dem Aufsatz selbst gesagt wurde, daß nur der Stoff dieser Mittheilungen aus Schaffhausen uns zugegangen ist, daß demselben seine Form am hiesigen Orte gegeben wurde, und daß wir daher den Aufsatz in seiner vorliegenden Gestalt allein zu vertreten haben. Dies ist um so mehr der Fall, da derjenige Correspondent, dem wir besonders ausführliche Mittheilungen verdanken, uns in einem nachgesandten Briefe ausdrücklich aufgefordert hat, keinen Gebrauch davon zu machen, weil es nach der Wendung, welche die Angelegenheit genommen, nicht an der Zeit sey, öffentlich sie zu besprechen, und erst auf

unser dringendes Bitten, obgleich bei seiner Ansicht beharrend, erlaubt hat, das rein Faktische in seinen Mittheilungen zu einer Darstellung der Streitsache zu benutzen, mit nachdrücklicher Verwahrung gegen einen Abdruck derselben in ihrer ursprünglichen Gestalt, in der sie nur für den Herausgeber geschrieben seyen. Wie sehr man fehlgreifen würde, wenn man den Ursprung des Aufsatzes in seiner gegenwärtigen Gestalt in Schaffhausen suchte, geht schon daraus hervor, daß zwei Stellen, über welche sich ein Freund des Antistes in einem Briefe an den Herausgeber besonders beklagte, grade dem hiesigen Bearbeiter angehörten. Ubrigens enthält der Aufsatz durchaus nichts, was die bürgerliche Ehre des Antistes oder seiner Freunde verletzen könnte. Die Stelle: „die Masse der Indifferentisten, der Wüßlinge und der Schwelger bei uns hat meistens für Hurter Partei genommen; seine Sache vertheidigen sie aus allen Kräften und belieben die Gegner mit dem Pietistennamen zu belegen,“ bezieht sich offenbar nicht auf die alten Freunde Hurter's, sondern sagt nur aus, daß die Indifferentisten u. s. w. diesen Handel ergreifen, um gegen die Pietisten zu Felde zu ziehen, welche der Antistes in seinem Buche als seine Gegner bezeichnet hat. Gegen einen der Freunde Hurter's, den Triumvir Maurer, war in unseren Mittheilungen aus Schaffhausen große Verehrung ausgesprochen, deren Ausdruck wir aber, als nicht zur Sache gehörig, wegliessen, so wie wir auch die Worte nicht mittheilen konnten, in denen unser Correspondent bei Erzählung der traurigen Vorfälle in Hurter's Familie seine lebhafteste Theilnahme ausdrückte. — Wir halten es für unter unserer Würde, auf die injuriöse Erklärung der beiden Brüder des Antistes in der Beilage zu Nr. 50. der Allgemeinen Zeitung vom 19. Februar d. J. näher einzugehen. Die Beschuldigungen des Aferredens, der Verläumdung und Lüge, welche sie ausspricht, können so lange nur als Beitrag zur Charakteristik ihrer Verfasser betrachtet werden, bis es ihnen beliebt, die Beweise für dieselbe beizubringen, in welchem Falle sie uns immer zur Antwort bereit finden werden. Vorläufig wird schon die Vergleichung des Tones ihrer Erklärung mit dem des Aufsatzes nicht zweifeln lassen, auf welcher Seite die Wahrheit ist.

Die Redaktion.

### Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.) \*)

#### 4. Wirksamkeit der Gesellschaft.

Nachdem wir die Nothwendigkeit und die Entstehung unserer Gesellschaft nachgewiesen haben, müssen wir endlich auch einmal näher eingehen auf ihre inneren Verhältnisse, und die Art und Weise ihrer Wirksamkeit kennen lernen.

Sie nennt sich selber nicht mit Unrecht die Avantgarde aller übrigen Gesellschaften, und ihr ganzes Verfahren hat allerdings viel Ähnlichkeit mit dem der Tirailleurs oder der Freicorps einer großen Armee.

\*) Die Leser werden gebeten, die Verspätung der Fortsetzung dieses schon im Juli- und Augustheft vorigen Jahrganges begonnenen Aufsatzes damit zu entschuldigen, daß das Manuscript bei der Übersendung verloren gegangen war.



Sie richtet ihr Augenmerk zunächst auf ganz Frankreich und will jedem einzelnen Franzosen an's Gewissen reden, ihm das Evangelium von Christo verkündigen und ihn durch lebendigen Glauben und Befehrung zum Herrn zu einem wahren und lebendigen Christen machen. Diesen Zweck zu erreichen bedient sie sich vorzüglich dreier Mittel: 1. Des eifrigen und anhaltenden Gebetes um die Befehrung des Vaterlandes, um Segen für ihre Arbeit dafür, im Vertrauen auf die Verheißung der Erhöhung aller solcher ernstlichen Gebete. 2. Des unmittelbaren Arbeitens an dem Werke der Evangelisation, je nachdem dem einzelnen Freunde des Evangeliums Zeit und Gelegenheit, Freundschaft und Liebe dazu verliehen ist; es geschieht in dieser Hinsicht von manchen Mitgliedern der Gesellschaft vielleicht viel mehr, als man bei anderen christlichen Gesellschaften zu sehen gewohnt ist. Da jedoch dieses mehr vereinzelt und zufällige Wirken nicht ausreicht, so sendet die Gesellschaft 3. besondere von ihr besoldete Arbeiter aus nach allen Gegenden Frankreichs, leitet ihre Wirksamkeit durch genaue Aufsicht und fleißige Correspondenz, und sucht durch Sammlung von Beiträgen die bedeutenden Kosten der Besoldung der Arbeiter, der Errichtung von Schulen und Kapellen in Verbindung mit ihren Hülfsgesellschaften zu decken.

Das erste Mittel, das Gebet, das wichtigste und nöthigste von allem, entzieht sich mit seinem inneren Segen natürlich der Beurtheilung der Außenwelt, und kann sich nur in dem großen Erfolge der beiden anderen offenbaren. Über das zweite meldet ein Bericht, daß fast ganze Gemeinden sich als evangelische Gesellschaften constituirt haben, ähnlich wie unter uns die Bibelverbreitung und die Missionsfache immer mehr Sache ganzer Gemeinden zu werden anfängt. „Es gibt eine ansehnliche Anzahl von Christen, welche, ohne ihrem gewöhnlichen Berufe zu entsagen, während längerer oder kürzerer Zeit die Funktionen von Evangelisten versehen. In mehr als Einer Gemeinde haben Freunde des Evangeliums die Jahreszeit, wo sie die Felder nicht bearbeiten konnten, zur Bearbeitung des Ackers des Herrn benutzt, und in ziemlich entfernten Ortschaften den guten Samen ausgestreut, der Früchte zum ewigen Leben bringt.“ Der sechste Bericht erzählt uns eine solche Erkundigungsreise zweier Mitglieder der Hülfsgesellschaft von Orthez in den Pyrenäen. Wir theilen dieses absichtlich ausführlich mit, weil es ein interessantes Seitenstück zu den auch unter uns gemachten; — freilich größtentheils mißlungenen — Versuchen zur Befehrung der Zigeuner liefert. Diese leben in großer Anzahl in Spanien und auf der Französischen Gränze, und werden Gitanos oder Bohémiens genannt. „Den 23. August reisten wir von Salies ab, um uns in das Basconland zur Auffuchung von Zigeunern zu begeben. Nach ziemlich großen Schwierigkeiten und vieler Anstrengung erreichten wir gegen 5 Uhr Abends den Wald von Maherin, wo wir diejenigen, welche wir suchten, finden sollten. Wir erblickten auch wirklich einige Hütten, ungefähr acht Fuß breit und eben so hoch. Bei unserem Eintritt in eine dieser Hütten fanden wir einen Jüngling auf der Erde sitzend, mit Ausbesserung eines lebernen Sackes beschäftigt, der zum Transport von verbotenen Waaren, als Zucker, Tabak und Kaffee diente. Das einzige Gewerbe dieser Zigeuner ist der Schleichhandel. Der junge Mann hatte eine Klinte auf dem Rücken. Nicht weit von ihm buk ein junges Weib, ohne Zweifel seine Frau, auf Kohlenfeuer einen Maiskuchen, welches zwei kleine Kinder mit Ungeduld abwarteten. Wir grüßten sie auf Baslisch; sie antworteten mit erstaunter Miene; ihre Blicke schienen uns fragen zu wollen: wer hat euch erlaubt, uns zu besuchen? Aber der wilde Ausdruck ihres Gesichts erschreckte uns nicht; wir wußten, daß wir unter dem Schutze unseres guten Herrn waren. Wir

fragten sie, ob sie Französisch sprächen; sie erwiderten, daß sie nur Baslisch verständen. — Geh hin und hole Gracieuse, sagte die Zigeunerin zu ihrem Manne. — Nicht nur Gracieuse, fügte ich hinzu, sondern alle Zigeuner, die ihr antreffen könnt. Der Mann eilte fort und kam bald zurück, von mehreren Männern begleitet, welche Mische hatten, Athem zu schöpfen, da sie so schnell gelaufen waren; in der festen Meinung, der Familie, bei welcher wir uns befanden, Beistand leisten zu müssen; Keiner trat ein in die Hütte; sie stellten sich vor die Thüre, indem sie uns, wie durch einen Zaun, den Weg versperrten. Alle erschienen uns sehr entschlossen; aber ohne ihnen viel Zeit zum Überlegen zu lassen, fragte ich, wer von ihnen Französisch verstände. Der Älteste, ungefähr funfzig Jahr alt, trat über die Thürschwelle und sagte zu mir auf Baslisch: nicht bloß Französisch; Sie können Gasconisch oder Spanisch sprechen, wir sind immer fähig, in jeder Sprache zu antworten. Nun denn, sagte ich zu ihm, indem ich ihn beim Arm faßte, ich habe mit Euch von wichtigen Dingen zu sprechen, und indem ich ihn zu mir zog, setzte ich hinzu: tretet ein, wir wollen uns setzen. Es war nur ein einziger Stuhl und ein hölzernes Taburet da; ich setzte mich auf den Stuhl und winkte ihm, das Taburet zu nehmen. Dann entdeckte ich ihm die Absicht unserer Reise, sprach mit ihm von dem Wunsche einiger Diener Gottes für das zeitliche und besonders für das ewige Wohl der Zigeuner im Basconlande zu wirken. Meinen Sie, rief der Zigeuner laut, daß wir keinen Gott kennen? — Ihr mögt ihn als einen furchtbaren Gott kennen, aber wir möchten ihn Euch gern als einen Gott der Liebe kennen lehren. Ich verkündigte ihnen alsdann in einem herzlichen Ergusse die gute Botschaft von dem Heile; während meiner kleinen Rede unterbrach mich einer durch den Ausruf: Ach, wir sind viel größere Sünder als Ihr. — Ja, das ist wohl wahr, antworteten die Andern, es muß uns viel schwieriger vergeben werden können als Euch. — Laßt Euch enttäuschen, lieben Freunde, erwiderte ich; wenn Ihr, wie wir, zu Jesu naht, der die Ursache unserer Vergeltung ist, so werdet Ihr zu Gnaden angenommen werden; dann sagte ich zu ihnen: wenn ein evangelischer Lehrer zu Euch käme, um Euch das Wort Gottes lesen und den Urheber dieses Wortes kennen zu lehren, würdet Ihr ihn gut aufnehmen? würdet Ihr ihm Eure Kinder anvertrauen, und selber von ihm Befehrung annehmen? Der Älteste antwortete mir: Ja, gewiß; wir verlangen nichts mehr als dies; laß ihn nur kommen, so wird er gut aufgenommen werden. — Ich wünschte, fügte ich hinzu, daß sich Alle erklären, und mir eine besondere Antwort geben; darauf riefen Alle: Ja, ja! Der Zigeuner-Ältester nahm wieder das Wort, und setzte ihnen mein Anerbieten recht gut auseinander; als er schwieg, riefen Alle noch einmal: Wir wünschen es, wir wünschen es. Während dieser Unterredung zwischen den Männern und uns, bezeugten die Frauen, die draußen standen, ihrerseits ihre große Freude, und wir konnten uns davon überzeugen, daß alle diese armen Leute den Unterricht, den man ihnen wird angebreiten lassen können, als eine große Wohlthat ansehen werden. Sie haben uns versprochen, andere Zigeuner, welche noch keinen bestimmten Aufenthaltsort haben, und die Nächte mitten im Walde zubringen, ohne, sogar in den Schneezeiten, einen anderen Schutz als die Bäume zu haben, zu veranlassen, sich bei den Evangelisten, die man ihnen senden würde, niederzulassen. Als wir diejenigen verließen, die uns umringten, küßten wir mehrere Kinder, und alle Zigeuner drückten uns mit vieler Herzlichkeit die Hand, indem sie uns baten, recht bald mit dem Lehrer wiederzukommen.“

(Die Gesellschaft hoffte nun, bald einen passenden Lehrer hinsenden zu können.) (Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 10. März.

N<sup>o</sup> 20.

## Über die Zunahme der Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Es ist nun ferner bei Erörterung der Ursachen der Zunahme der Verbrechen der Gang der Gesetzgebung in Erwägung zu ziehen, so weit dieselbe mit diesem Gegenstande in Verbindung steht, und zwar zuerst:

die Ehe  
und die Geschlechtsverhältnisse.

Die Ehe ist das Fundament, der Keim aller menschlichen Ordnungen und die Aufrechthaltung ihrer Heiligkeit, — von welcher schon die Heiden eine Ahnung hatten, die aber durch das Christenthum erst recht geoffenbart und in's Licht gestellt worden, — eine der Hauptbestimmungen alles Rechts und aller Obrigkeit. Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter dem Namen der „Aufklärung“ überhand nehmenden Meinungen mußten mit dem ernststen und tiefstinnigen Begriffe der Ehe, welcher dem christlichen Eherecht zum Grunde liegt, in Widerstreit gerathen. Beförderung der Population und Verhütung des Kindermordes wurden die leitenden Ideen der Gesetzgebung über Ehe und Geschlechtsverhältnisse. Im ganzen evangelischen Deutschland erschlaffte die Praxis in Ehescheidungssachen und es machte sich in den Lehrsystemen der Juristen, in den Ehegerichten, und selbst in den Landesgesetzen eine Auffassung der Ehe geltend, die ganz auswendig oberflächlich und von allem christlichen nicht allein, sondern selbst von allem politischen Ernste entblößt war, der sogar dem Eherecht des Code Napoleon nicht fehlt. Diese Auffassung mit ihren anfänglich von den Urhebern derselben selbst wohl nicht ganz vorhergesehenen und beabsichtigten Consequenzen, hat in der gerichtlichen Praxis sich reichlich geltend gemacht.

Man stellte, von solchen Principien ausgehend, ein Ehescheidungsrecht auf, welches eine Reihe geringfügiger Scheidungsgründe anerkennend, in Verbindung mit Ehe-Prozeß-Vorschriften in demselben Geiste, den noch übrigen Schranken der Heiligkeit der Ehe keinen Schutz gegen die Willkühr der Parteien gewährte. Die Ehesachen wurden mit Ausschluß der eximierten, den Untergerichten ohne Unterschied überwiesen, also einzelnen Nichtern, denen man kein Straferkenntniß auf mehr als vier Wochen Gefängniß anvertraut. Auf diesem Wege gelangte man dahin, daß, gewis gegen die Absicht der Gesetzgebung, die Ehesachen, als geringfügige und leicht zu behandelnde, unter den kleinen Schuld- und Injuriensachen der gemeinen Leute mit abgemacht — (ein Uebelstand, dem in der neuesten Zeit der erwachte Ernst der Justiz entgegengewirkt hat —), daß Duzende von Ehen mittelst eines Vortrages von einigen Worten geschie-

den und von gefälligen und gewandten Richtern rechtskräftige Ehescheidungen in einer Stunde zu Stande gebracht werden konnten. Während die Ehe so behandelt wurde, schien der Unzucht und dem Ehebruch Schutz und Anerkennung zu Theil zu werden. Die Verordnungen gegen den Kindermord erklärten die Unzucht für nicht strafbar, und hatten die ausgesprochene Tendenz, jede Art von Schande als Folge der Unzucht zu beseitigen. So entstand ein Kampf der materialistischen Aufklärung gegen die guten Sitten, in welchem man kein Bedenken trug auszusprechen, daß, „da eingewurzelte Begriffe von Ehre und Schande sich durch positive Gesetze nicht ändern lassen, die gefallenen Mädchen in einen Stand versetzt werden müßten, wo sie den Nachtheil und die Schande ihres Falles wirklich nicht fühlten.“\*)

Der Ehrenstand einer Ehefrau, Name und Stand des Schwängere, Ausstattungen und Abfindungen wurden zu diesem Zwecke den gefallenen Mädchen verheißen. Selbst Ehebrecherinnen, nämlich Weiber, welche von ihren Männern getrennt leben, und Mädchen, die sich wissentlich mit Ehemännern einlassen, wurden solcher Privilegien theilhaftig gemacht. Daneben waren zwar noch Strafen gegen den Ehebruch vorgeschrieben, allein diese sind aus der Praxis so gut als ganz entfernt worden. Es blieb auch nicht bei der gewöhnlichen Publikation jener Verordnungen, sondern sie sollten durch alle Arten der Bekanntmachung — sogar durch Vorlesen in den Kirchen, an hohen Fest- und Bußtagen vor dem Segen — dem gemeinen Manne und der weiblichen Jugend geläufig gemacht werden, und einige Gerichte wiederholen noch immer von Zeit zu Zeit die Publikation ihres wesentlichen Inhalts.

Die demoralisirenden Wirkungen dieses Eherechts, besonders auf die niederen Stände konnten nicht ausbleiben; sie geben sich in der täglichen Erfahrung, besonders in den Details der unzähligen Scheidungs- und Stuprationsprozesse und ihrer Eide und Meineide, mit denen die Gerichte überhäuft sind, in einem Grade kund, der die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierung auf sich gezogen, und baldige nicht genug zu wünschende Reformen in Aussicht gestellt und vorbereitet hat.

Unzucht und Ehebruch sind dadurch für das weibliche Geschlecht der niederen Stände zu einem einträglichen Gewerbe, uneheliche Kinder — deren man sich leicht wieder entledigen kann — zu einem Besitztum geworden, welches wie eine gute Mitgift den Müttern Aussichten zu vortheilhaften Heirathen verschafft. Besonders verdient noch die Rückwirkung dieser Zustände auf die Kirche und die Justiz berührt zu werden. Die

\*) Strombeck, Ergänzungen I. S. 659. 660.



Bekanntmachung des Inhalts jener Verordnungen in den Kirchen durch ihre Diener ist zwar vor einigen Jahren durch einen, mit nicht genug Dank anzuerkennenden königlichen Befehl abgestellt worden. Der Kirche wird aber noch angesonnen, als Ehen Geschiedener, Verbindungen einzusegnen, die nach ihrer Lehre, ja nach ihrer neu eingeführten Agende, Ehebruch sind — wenn nämlich kein Scheidungsgrund da ist, den die Kirche anerkennen kann. Die Gerichte haben täglich das Eherecht in der oben dargestellten Gestalt vor Augen und unter Händen, und durchdringen sich mit dessen Geiste.

Es ist von selbst klar, wie die Profanirung der Ehen, deren leichte und häufige Trennung, die Gleichgültigkeit gegen Unzucht und Ehebruch und die Betreibung dieser Laster als eines Gewerbes eine reichlich fließende Quelle von Verbrechen ist, sowohl der zunächst theilhaftigen Personen, als der Kinder, die aus den in der Aussicht auf die leichte Scheidung, ohne rechte Absicht eine wahre Ehe einzugehen, geschlossenen oder aus geschiedenen Ehen, oder aus Unzucht und Ehebruch hervorgehen — an welchen sich leicht die Blutschande anschließt —, und welchen ansteckenden Einfluß solche Ärgernisse, wenn der Schein hinzukommt, daß sie von der Obrigkeit geschützt werden, auf ganze Ortschaften und Gegenden ausüben. Nur eines Verhältnisses dieser Art möge hier noch gedacht werden, nämlich der sonst sehr seltenen, an vielen Orten unbekannten, jetzt aber so häufigen wilden Ehen. Diese sind, als dauernde vor den Augen ganzer Städte und Dörfer bestehende Verhältnisse, auf welche ein Hausstand und ein Gewerbe gegründet wird, und welche bei ihrer Öffentlichkeit als von der Obrigkeit anerkannt erscheinen, ganz dazu geeignet, die niederen Stände, besonders die Jugend, durch den täglichen Anblick an Unzucht und Lüderlichkeit zu gewöhnen, und die Überzeugungen des Publikums von der Heiligkeit der Ehe zu schwächen.

Solche wilde Ehen kommen besonders häufig in der immer zahlreicher werdenden Menschenklasse vor, welche größtentheils ein Produkt der neueren Zeit sind, der Menschen, die weder Bürger noch Bauern, noch von Bürgern oder Bauern abhängig sind, auch unter keiner Hauszucht stehen und keine Standes sitten haben, wohin die lose umherziehenden Tagelöhner, die Parzellenbesitzer und Kolonisten auf dem Lande, und viele Patentmeister in den Städten gehören. Diese Menschen sind ohnehin, da sie auch aus anderen Gründen leicht in Noth gerathen und lüderlich werden, zu Verbrechen sehr geneigt, weshalb die wilden Ehen unter ihnen, ihren Zuhälterinnen und unehelichen Kindern, so wie in ihren Umgebungen vorzüglich demoralisirend einwirken.

Nimmt man nun noch hinzu, daß unter solchen Umständen die eigentliche Lohnhurelei und Kupperei — obschon in der Regel mit Strafen bedroht —, sich doch sehr leicht eine sichere und bequeme Existenz verschaffen kann, und daß dieselbe, von der Obrigkeit beaufsichtigt und privilegiert, in den Bordellen als erlaubtes Gewerbe öffentlich betrieben wird, und ganze Straßen und Stadtwiertel, besonders die Jugend, durch ihre freche Notorietät vergiftet, so ergibt sich ein System, welches dem Verfall der

Volks sitten weit vorangeeilt ist, und welchem jetzt zwar die Überreste der Sitten früherer Zeiten noch einen Damm entgegensetzen, dessen sich nothwendig mehr und mehr entwickelnde Tendenzen aber zur Vernichtung der Ehe und somit der Basis aller Zucht und Sitte, führen müssen, wenn ihnen nicht Einhalt gethan wird, wozu indeß gegenwärtig die erfreulichsten Hoffnungen vorhanden sind.

Es wird hier auf die einzelnen Berichte Bezug genommen, von denen einige lebendig darstellen, bis zu welchem Grade die Straflosigkeit und Anerkennung der Unzucht das weibliche Geschlecht auf dem Lande verderbt hat, und wie die Stuprationsprozeße die Familien zerrütten, andere den gänzlichen Verfall des Familienlebens, und die Duldung und das öffentliche Bestehen der Unzucht, der wilden Ehen, der Lohnhurelei und der Bordelle unter den Ursachen der zunehmenden Verbrechen obenan stellen, und ein Bericht eines Stadtmagistrats über die unseligen Folgen der überhandnehmenden wilden Ehen und deren Duldung, besonders in Verbindung mit der Schwächung der bürgerlichen Standesverhältnisse durch die Gewerbefreiheit, klage führt. Nach dem Eherecht ist der Einfluß der Gesetzgebung auf

#### die Standesverhältnisse

zu erwägen. Gesunde, wohlgeordnete Standesverhältnisse und Standes sitten sind, nächst den immer zuerst zu nennenden Einwirkungen des Christenthums, in dessen Gebiet auch die Ehe gehört, die festesten Grundlagen, die mächtigsten Hebel, die zartesten und innigsten Bande der Zucht und Ordnung. Sie sind die leibliche Erscheinung des erhabenen Begriffs der Obrigkeit, als des Abbildes und der Trägerin der göttlichen Autorität bis in seine feinsten Verzweigungen herab, und lehren tiefsinniger und eindringlicher, als bloße Worte es vermögen, das Recht in allen seinen Gestalten kennen, ehren und lieben. In ihnen ist der Schatz der Weisheit der christlichen Vorzeit, ihre Lehre über das, was ehrbar, was wohlstandig ist, niedergelegt, in concreter sichtbarer Form, durch praktische Erfahrung geläutert und der besonderen Lebensweise, welche die verschiedenen Berufsarten und Gewerbe erfordern, der besonderen Fassungskraft jedes Standes angepaßt. Sie lehren und unterrichten nicht bloß, — sie erziehen und bilden. Sie sind treffliche Schranken der Willkühr und Ausschweifungen des Individuums, indem sie von Jugend auf, unmerklich, durch Gewohnheit und Erfahrung, auf den Willen und auf die Vorstellungen von dem, was recht und unrecht, was weise und unweise ist, was sich ziemt und nicht ziemt, einwirken, und dem in seiner Vereinzelung so schwachen und irrthumsfähigen, aller Verführung ausgesetzten Menschen die Bahn des Lebens gleichsam vorzeichnen, — Schranken, welche immer vorhanden, aber doch nicht unübersteiglich sind, sondern für besondere Geistesanlagen, die sich durch Besiegung des Hindernisses bewähren, oder sonst in einzelnen eigenthümlich gestalteten Fällen Ausnahmen zulassen, welche die Regel bestätigen und erfrischen, und christliche Stände von heidnischen Rassen unterscheiden. Die Standesverhältnisse und Standes sitten geben aber auch dem äußeren Leben feste und schöne Formen, die mit

Beruf und Gewerbe übereinstimmend, deren inneres Wesen ausprägen und darstellen, in denen es dem menschlichen Gemüthe wohl und heimlich wird, und die das fruchtbare und heilsame Princip der Standesehre entwickeln, jene edle Gesinnung, welche das eigene Recht, den eigenen Stand, die eigene Ehre, als von Gott anvertraut, hoch zu halten, zu behaupten und innerhalb seiner Sphäre rechtmäßig zu erweitern strebt, fremdes Recht aber, fremden Stand, fremde Ehre achtet und anerkennt, und danach so wenig, als nach fremdem Gelde und Gut, neidische und mißgünstige Hände ausstreckt. Die Vorzeit ist noch nicht so weit in den Hintergrund zurückgetreten, daß man sich nicht auf die Erfahrung berufen könnte, wie sehr jedes wohlgeordnete Gemüth sich zur Anerkennung und Hochachtung solcher Standesverhältnisse, Standessitten, Standesgesinnung und Standesehre aufzuerheben fühlt, wenn ihr Ausdruck und lebendiges Abbild, sey es in einem Bauer und Bürger, oder in einem Edelmann und Fürsten, uns entgegentritt.

Diese Grundlagen nun und Bande guter Sitte und Zucht hat der Zeitgeist seit dem vorigen Jahrhundert erschüttert, aufgelockert und zerrissen. Man verlor den Glauben an Gott, als die Quelle alles Rechts, diese Ordnungen erschienen also nicht mehr als durch seinen Willen geheiligt. Man verstand das Christenthum und die Vorzeit nicht mehr, man fürchtete und bannte in Recht und Staat den Geist wie ein Gespenst, man verkannte also seine Erscheinungen und verpöthete die Weisheit der Jahrhunderte, als wäre sie Barbarei. In flachem Verstandesdünkel gefangen, der tieferen lebendigen Auffassung der Geschichte und des Rechts entfremdet, hielt man die abstrakten Menschenrechte als alleinige Grundlage des Staats fest, und bekämpfte mit denselben die concreten Standesrechte. Der Materialismus der Zeit konnte begreifen, daß der Mensch ein Wesen ist, das producirt und consumirt, sich fortpflanzt, und nach zeitlichem Wohlfeyn trachtet. Hiernach sollten die menschlichen Verhältnisse geordnet werden. Daß aber der Mensch nach Gottes Bilde geschaffen, daß er gefallen und erlöst ist, daß er Gottes Willen zu thun und nach dem Reiche Gottes zu trachten hat, und dann alles Andere ihm zufallen soll, davon wußte man entweder überhaupt nichts, oder man meinte doch, Recht und Staat ohne diese Wahrheiten reformiren und construiren zu können. Man sah daher in den Standesverhältnissen nur die hemmende Schranke der Produktions- und Consumtions-, Fortpflanzungs- und Genusssfähigkeit, nicht aber die ordnende, erziehende Form, welche Zucht, Recht, Ehre und gute Sitte schützt und lehrt, und daher endlich auch Produktion und Consumtion, Fortpflanzung und Genuß am besten fördert. Man hing sich an die Mißbräuche, die den Standesverhältnissen anklebten, ihre Verknöcherung in dieser und jener Beziehung — als ob nicht gerade die besten Dinge dem Mißbrauche am meisten ausgesetzt wären — und nahm dieselben zum Vorwande, den rechten Gebrauch zu verkennen, — man zerstörte, statt zu reformiren und zu beleben. Man entfesselte endlich, mittelst des Unglaubens, die sündlichen Gelüste des Fleisches nach fremdem Gut und fremder Ehre, und verbreitete so die unsere Zeit leider in so ausgebreitetem Maße

charakterisirende Hoffarth, welche, den eigenen Stand geringschätzend, mit unruhiger Eitelkeit, ohne Beruf und Recht, in höhere Lebenssphären sich eindringt, und, wenn es auch sonst nicht gelingt, in Genuß und äußerem Schein den Höherstehenden es gleich thun will. Ein Bild dieser den Standesverhältnissen entgegenstehenden Richtung des Zeitgeistes bietet schon der Styl dar, in welchem heut zu Tage manche Staatsbehörden an die Unterthanen schreiben. Während sonst dieser Styl durchweg eine freundliche, ehrende Anerkennung der besonderen Rechte jedes Standes ausdrückte und in festen Formen sich würdig bewegend Jedem das Seine gab, ignorirt er jetzt oft wenigstens in Beziehung auf die hier besonders wichtigen niederen Stände, in abstraktem Tone so viel er kann, Stand und Rang, geräth darüber in ein unsichliches Schwanken, verliert Haltung und Würde, erregt die Eitelkeit des Einen und verlegt die des Anderen, und trägt so zur Verstimmung der Standesverhältnisse bei, deren harmonische Ordnung er aufrecht halten sollte.

#### Die Standesverhältnisse und Standessitten des Adels,

der hier weniger an und für sich als hinsichtlich seiner Einwirkung auf die übrigen Stände, besonders auf den Bauernstand, in Betracht kommt, sind schon seit dem vorigen Jahrhundert erschüttert und aufgelockert worden, theils durch seine größtentheils verlorene politische Bedeutung, theils durch Verschuldung der Mittergüter und spekulirenden Handel mit denselben, beides durch die Hypothekenverfassung und die Pfandbriefsysteme begünstigt, — und durch den mehr gewerbsmäßigen Betrieb des Ackerbaus. Seine obrigkeitlichen Rechte, Polizei, Gerichtsbarkeit, Patronat, Landstandschafft, auf denen die Verfassung, besonders des platten Landes, beruhte, standen mit diesen veränderten Verhältnissen so wenig als mit den liberal-revolutionären Theorien der Zeit in Einklang. Sie wurden daher, so viel es sich thun ließ, ignorirt und beseitigt, da sie doch gerade unter diesen Umständen der Läuterung, Verjüngung und Kräftigung bedurft hätten, und geriethen in einen Verfall, der sie nur noch als Mißbrauch und Hemmung erscheinen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Am wichtigsten und erfolgreichsten ist natürlich die Thätigkeit der eigens dazu angestellten verschiedenen Arbeiter oder Agenten der Gesellschaft; die Allen ertheilte Instruktion, welche seit 1837 neben den Statuten in den Berichten mitgetheilt wird, ist ein zu wichtiges Aktenstück, um es nicht vollständig mitzutheilen.

Artikel 1. Da es die Absicht der Französischen evangelischen Gesellschaft ist, die evangelischen Wahrheiten in Frankreich ohne irgend eine Rücksicht auf die verschiedenen Confectionen zu verbreiten, so sollen sich ihre Agenten, in ihren öffentlichen Reden und Privatunterhaltungen, an die Franzosen und an die in Frankreich sich aufhaltenden Frem-



den, welchen sie das Evangelium zu verkündigen haben, nicht als an Protestanten oder Katholiken wenden, sondern als an unsterbliche Wesen, deren Seelen gerettet werden sollen, und welche nur durch die Befeh- rung des Herzens zum Evangelio Christi kommen können.

Art. 2. Sie sollen sich in der Ausübung ihres Berufes auf die reine und einfache Verkündigung des Evangelii beschränken, welches in folgenden Lehren enthalten ist: der Fall des Menschen und sein Stand der Verdammniß; die Rechtfertigung durch den Glauben, die Wie-dergeburt, die Nothwendigkeit der Heiligung, mit Einem Worte: die Seligkeit als ein Werk der Gnade und Barmherzigkeit des Einen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes: welche Wahrheiten der heilige Geist mit einer wunderbaren Fülle des Ausdrucks in folgen- den Worten zusammengefaßt hat: Erwähnt nach der Vorsehung Gottes des Vaters, zur Heiligung des Geistes, zum Gehorsam Jesu Christi und Theilnahme an der Beschreung des Blutes.

Art. 3. Sie versprechen sich in Acht zu nehmen vor einem Sektengiste, der ihnen die einzige Absicht der Gesellschaft aus den Augen rücken und sie verleiten würde, ihre besonderen Ansichten über zur Seligkeit unwesentliche Punkte der Lehre oder der Disciplin auszubreiten, als z. B. über die Taufe, das Abendmahl, die Verfassung und Regie- rung der Kirchen.

Art. 4. Sie dürfen nicht aus den Augen verlieren, daß in der Stiftung der Französischen evangelischen Gesellschaft nicht nur nichts Feindseliges gegen die in Frankreich bestehenden Kirchen liegt, sondern das Comité im Gegentheil überall, wo es möglich ist, gemeinsam mit den Pfarrern dieser Kirchen an der Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Verkündigung des Evangelii zu arbeiten wünscht.

Art. 5. (Ermahnung zur Einigkeit und Gemeinschaft der Agen- ten unter einander, trotz obwaltender Verschiedenheit.) Das Comité erinnert sie auch daran, daß die Gesellschaft keinen einzigen Agenten an- stellt, mag er zu den gesetzlich constituirten Kirchen gehören oder Dis- sident seyn, als ein Mitglied dieser Kirche oder als einen Dissidenten, sondern nur darum, weil er an Christum glaubt, weil er sich dem Dienste des Heilandes gewidmet hat und er das Werk Gottes betreibt.

Art. 6. Der Aufenthaltsort und das Arbeitsfeld der Agenten der Gesellschaft wird durch das Comité bestimmt, welches immer deren per- sönliche Interessen mit dem Vortheil der Sache so viel als möglich zu vereinigen suchen wird.

Art. 7. Die Agenten der Gesellschaft müssen ihre Zeit und ihre Kräfte auf die Befehung der verschiedenen ihnen anvertrauten Ämter verwenden; damit sie aber als treue Diener die zahlreichen Pflichten ihres Berufes erfüllen können, ist es wichtig, daß sie nie vergessen, daß es ihnen unumgänglich nöthig ist, den Geist des Gebetes und der Gemein- schaft mit Gott zu pflegen, und daß ihre Arbeiten nur insoweit gesegnet werden können, als sie durch den heiligen Geist das Wort Gottes und die Liebe zum Heilande in sich wohnen lassen.

Art. 8. Kein Agent der Gesellschaft, welcher nicht durch die Aufle- gung der Hände die Consecration zum Predigerberuf erhalten hat, darf die Sacramente der Taufe und des Abendmahls verwalten.

Art. 9. Keine Ausgabe, die die gottesdienstlichen Lokale, die Reisen und im Allgemeinen das von dem Comité geleitete Werk betrifft, darf ohne seine Genehmigung gemacht werden.

Art. 10. Die Agenten jeder Art sind gehalten, dem Comité regel- mäßig und zu bestimmten Zeiten das Tagebuch ihrer Wirksamkeit ein- zulegen.

Art. 11. Diese Artikel sollen allen Agenten der Gesellschaft mit-

getheilt, und in Zukunft deren keiner definitiv angestellt werden, ehe dieselben unterschrieben hat.

Diese Arbeiter der Gesellschaft zerfallen nun in vier Klassen: in Colporteur, Evangelisten, Schullehrer (Lehrerinnen) und Prediger; die beiden ersten dienen mehr zum Ausjäten und Pflanzten, die beiden an- deren mehr zum Beziehen und Erndten.

Die Colporteurs, als „wandernde Buchhändler, deren es in Frank- reich so viele gibt,“ vom Comité bezeichnet, rekonnostriren das Terrain und bereiten die Gemüther auf die evangelische Predigt vor durch Aus- theilung des Wortes Gottes, christlicher Traktate und Kalender und durch gelegentliche Gespräche und Reden. Sie sind natürlich von nie- derem Stande, ungebildet, aber nicht unerleuchtet, und greifen eigentlich am tiefsten und gewaltigsten ein in das Leben des Volkes, dem sie in jeder Beziehung am nächsten stehen. Hat ihr Wort nach einiger Zeit, nach wiederholten Besuchen Eingang gefunden, ist in einem größeren Umkreise das Bedürfnis nach Auslegung des ausgebreiteten Wortes geweckt und ausgesprochen, so erscheint ein Evangelist, ein Lehrer des Wortes, welcher in apostolischer Weise, von einer bestimmten Station aus, von Ort zu Ort, von Haus zu Haus wandert, um die Schlafen- den zu erwecken, die Erweckten und Bekehrten in Gemeinden zu sam- meln und diese zu bewahren, zu stärken und in dem Glauben wie in der Liebe zu befestigen sucht. Hat sich an irgend einem Orte, oder an mehreren nicht gar weit entfernten Orten eine junge Gemeinde gebildet, die einen regelmäßigen Gottesdienst und regelmäßige Seelsorge bedarf, so erhält sie einen ordinirten Prediger, welcher ganz den Beruf eines protestantischen Pfarrers hat, und insbesondere sehr häufig predigt und fleißige Seelsorge übt. Er bedarf dann wohl bald eines Lehrers für die Jugend oder auch für Erwachsene (in Kleinkinder-, Sonntags-, Knaben- und Mädchenschulen), der dann natürlich, da von keinem Schulzwange die Rede ist, auch immer eine große Anzahl von Kindern noch unbekannter Katholiken oder Protestanten haben kann. Natürlich entstehen diese Ämter nicht immer in der angegebenen Ordnung; zuweilen bringt es, bei dem großen Mangel an Arbeitern oder auch an Mitteln, das kleine Häuflein nur zu einem Lehrer, der dann freilich auch Evan- gelist ist und predigt; oder eine mit ihrem protestantischen Pfarrer unzu- friedene Gemeinde sucht sich einen evangelischen Prediger, oder ein pro- testantischer Prediger erhält zu seiner Unterstüßung einen Lehrer, Evan- gelisten oder Colporteur. Wir glauben aber mit obigen Worten den verschiedenen Wirkungskreis der vier Arbeiterklassen im Allgemeinen be- schrieben zu haben; ehe wir auf die einzelnen näher eingehen, wollen wir das Zeugnis mittheilen, welches die Gesellschaft ihnen allen 1836 öffentlich gegeben hat: „überall, wo Prediger des Evangeliums von der Französischen evangelischen Gesellschaft angestellt sind, ruft ihr Verhal- ten keine andere Opposition hervor als die, welche alle treuen Verkün- digter der Wahrheit finden, und Jeder freut sich, dem Geiste der Weis- heit und der vollkommenen Wohlthätigkeit, der ihre Handlungen auszeichnet, alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sie haben sich die Achtung derer, die mit ihnen in Verbindung stehen, und den wohl- wollenen Schutz der Behörden zu erwerben gewußt. Dasselbe Zeugnis können wir unseren Evangelisten und Colporteurs geben, deren Beruf um so viel schwieriger ist, als er sich nicht auf die schon für das Evan- gelium Gewonnenen bezieht, sondern auf die, die sich nicht darum küm- mern, und gegen dasselbe böse Vorurtheile hegen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 13. März.

N<sup>o</sup> 21.

## Über die Zunahme der Verbrechen.

(Fortsetzung.)

### Der Bauerstand

Ist bis zur Französischen Invasion von 1806 im Ganzen solchen zerstörenden Einflüssen nicht ausgesetzt gewesen. Er hat eine feste Anhänglichkeit an alte Sitte mit dem fürstlichen Stande gemein und vor den übrigen Ständen voraus. Es bedurfte daher sehr tiefer Erschütterungen, um diese uralte Grundlage unseres Staatsgebäudes aus ihren Fugen zu reißen. Diese haben aber auch in großem Umfange stattgefunden, seit nach dem unglücklichen Kriege von 1806 die Anstrengung aller Staatskräfte Bedürfnis wurde, und nichts Bestehendes der Frage, ob es noch ferner bestehen solle, sich entziehen konnte. Das Edikt vom 9. Oktober 1807, die Verordnungen über die Gemeinheitstheilungen und Dienstablösungen, die Aufhebung der Zwangs- und Bannrechte und die Gleichstellung von Stadt und Land, sollten die Hindernisse der Landeskultur und ländlichen Industrie beseitigen, und der Erwerbs- und Produktionsfähigkeit den freiesten Spielraum eröffnen, ein Zweck, den sie auch erreicht haben. Aber mit dieser Wirkung war noch eine andere verbunden, die nämlich, welche sie auf den tiefinnigen politischen Bau unserer auf Deutsches Recht und Deutsche Sitte gegründeten ländlichen Verhältnisse ausübten. Nicht bloß Ackerbau und die Industrie, sondern auch Hofsacht, die Habgucht und Genußsucht sind in Folge dieser Veränderungen von hemmenden Schranken befreit worden. Die Achtung vor dem Rechte überhaupt mußte geschwächt werden, wenn das alte Recht, so fest begründet und unbefristet es auch sehn mochte, dem materiellen Nutzen wich, und wenn, so weit es auf den Willen der Beteiligten überhaupt ankam, der Wille des Einzelnen, der im Namen des materiellen Nutzens das alte Recht ändern will, mehr galt, als der Wille selbst der vielen Anderen, welche das alte Recht auch nützlicher fanden und aufrecht halten wollten. Die Bauern traten ihren Gutsheeren und Pfarrern als Gegner, oft als Feinde gegenüber, und das Land wurde mit einer unzählbaren Menge von Prozessen übersät, deren demoralisierende Folgen nicht ausblieben, oft auch nach ihrer Beendigung die, wahre oder falsche, Meinung erlittenen Unrechts und die Begierde, sich bei nächster Gelegenheit deshalb zu entschädigen, auf einer oder auf beiden Seiten zurück ließen, und an die Stelle des Einflusses der Gutsheeren und Pfarrer den der Ökonomie-Commissarien und ihrer Gehülfen, der Advokaten und Winkel-Consulenten, setzten. Der Lebensweise und dem Besitz des Bauerstandes wurde mit den Beschränkungen der alten Verfassung zugleich deren erziehender, lehrender und leitender Einfluß, und zwar plötzlich und unvorberreitet genommen. Die rechtlich politische Bedeutung des Grund-

besitzes kam nicht in Frage; die Deutschen Bauergüter wurden dem Erbrechte der 118ten Novelle Justinian's und der constitutio jochimica oder des Landrechts, den Theilungen in natura oder nach hohen Taren, und den früher auf dem Lande wenig gekannten, jetzt allgemein verbreiteten Subhastationen Erbtheilungs- oder Schuldenhalber unterworfen — lauter Dinge, die mit den Interessen, den Sitten und den Rechten des Deutschen Bauerstandes nicht in Einklang stehen. So wurden aus den Bauern freie Grundbesitzer, allein während ein Theil derselben zu höherem Wohlstande sich empor schwang und die materielle Landeskultur schnelle Fortschritte machte, wußten Viele von ihnen diese von angemessenen Rechtsformen und leitenden Sitten entblößte Freiheit nicht zu gebrauchen, sie hatten entweder wirklichen Schaden durch die Veränderung erlitten, oder konnten sich in die neue Wirthschaftsweise nicht finden, oder wurden hochmüthig, verschwenderisch und lüderlich, machten Schulden und gingen zu Grunde, sie selbst und ihre Familien aber bildeten nun einen fruchtbaren Boden für Unsitlichkeit und Verbrechen.

Es ist ein Beweis, welch ein Schatz von Weisheit und Recht in den Deutschen Bauernsitten und Verfassungen liegt, daß dessenungeachtet doch noch so viel davon sich erhalten hat, und auch jetzt noch seine heilsame Wirkungen äußert. Im hiesigen Departement stehen die Kolonisten der Brücker, welche von ihrer ersten Ansiedelung im vorigen Jahrhundert an, niemals Deutsche Bauerrechte und Sitten gehabt haben, sondern freie Grundbesitzer gewesen sind, den Bauern in den alten Dörfern (— im Gegensatz gegen die Brücker Höhedörfer genannt —) grell gegenüber. Während unter jenen Sittenlosigkeit, Prozeßsucht und Verbrechen die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährden, und der Rechtspflege eine nicht zu lösende Aufgabe stellen, sind die Höhedörfer leicht in Ordnung zu halten, und die Prozesse und Verbrechen daselbst verhältnißmäßig selten. Man braucht nur eine solche in ihrem alten Wesen noch bestehende Bauergemeinde zu kennen, um einen tiefen Eindruck von der heilsamen Zucht und Ordnung, von dem Gemeingeist und der ehrenhaften Gesinnung, von dem adelnden Einfluß, möchte man sagen, zu bekommen, welche die Ständerechte und Ständesitten unseren Bauern, oft sehr armen, kümmerlich ihr Brodt suchenden Leuten, mitgetheilt haben. Natürlich aber haben die jetzigen Verhältnisse eine beständige Tendenz, solche ehemalige Bauern jenen Kolonisten gleich zu machen. Besonders wo die Gehöfte der regulirten und separirten Bauern abgebaut sind, und Viertel- bis Halbe-Meilen weit vom Dorfe sich befinden — ein im Interesse des Ackerbaus besonders begünstigtes Verhältniß, — müssen jene Wirkungen sich bald äußern, indem die Einflüsse der oft schwer zu erreichenden Kirchen und Schulen abnehmen und selbst die milde Macht der Sitte sich verliert, wenn die Rücksicht auf beobachtende Standesgenossen und Nachbarn aufhört.



Besonders nachtheilig haben ferner diese neuen Verhältnisse dadurch gewirkt, daß sie die Tagelöhner — welche die Hofdienste ersetzen müssen — in einem früher nicht gekannten Maße vermehrt habe. Wo dieselben auf lange Contrakte angefaßt sind, und sich überhaupt mit den Gutsherrschaften in Verhältnissen befinden, die denen der alten Bauern ähnlich sind, ist dieser Nachtheil minder fühlbar — solche Verhältnisse aber werden weder von dem Zeitgeiste, noch von der Gesetzgebung begünstigt, welche vielmehr die Übernahme von Diensten auf immerwährende Zeit für unverbündlich erklärt, während die große Ausdehnung der Freiheit sich an fremden Orten, auch gegen den Willen der Obrigkeiten und Gemeinden derselben, anzusetzeln, und die zunehmende Gewißheit, überall eintretenden Falls Armenunterstützungen zu finden, verbunden mit so vielen anderen Einflüssen der Zeit, starke Reize zum Wechseln der Herrschaft und zum Umherziehen darbieten. Daß aber die Rechtsverhältnisse und Sitten einer solchen besitzlos umherziehenden Masse von Tagelöhnern ganz dazu geeignet sind, Zuchtlosigkeit, Lüderlichkeit, Verarmung und Verbrechen zu erzeugen, braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

Noch schlimmer sieht es unter den Besitzern der kleinen Grundstücks-Parzellen aus, welche jezt nach Willkühr der Interessenten von Ritter- und Bauergütern abgetrennt werden können.

Der Zeitgeist hat ein maßloses Trachten nach Unabhängigkeit, ein eitles Drängen nach Oben angeregt, als Mittel dazu bietet sich den Dienstboten und Tagelöhnern dieser oft so leicht zu erwerbende Grundbesitz dar. So entsteht Nachfrage nach den kleinsten Parzellen schlechten Bodens, die den alten Besitzern wenig oder nichts einbringen. Ob eine selbstständige Familie darauf gegründet werden kann, ob der zu kleine Umfang, der Mangel an Weide und Holz, die Staats- und herrschaftlichen Lasten, die gleich übernommen oder bald zu contrahirenden Schulden nicht das Bestehen unmöglich machen, danach wird nicht gefragt. Die Lockung, freier Eigenthümer, Gemeindemitglied zu werden, und zu einer oft frühzeitigen und leichtsinnigen Ehe zu schreiten, ist zu stark. Tagelöhnerarbeit ist freilich zu schlecht für den neuen Eigenthümer. Allein zu Holz-, Feld-, Garten- und anderen Diebereien, oder zur Diebeshehlerei, wohl gar zur Brandstiftung, ist reichlich Muße da, zu der sich oft bald auch die Neigung gesellt. Von der Kirche und Schule sind solche Familien schon durch die weite Entfernung, oft noch mehr durch die Gesinnung entfremdet. Das Auge des rechtlichen Nachbarn, des Nachwächters und Gensd'armen, überhaupt der Polizei und Justiz, erreicht nur schwer und selten die einsame entlegene Hütte. Schon manche Andere haben sich auf solche Weise, ohne zu arbeiten, erhalten und bereichert. Im schlimmsten Falle kann wegen der Criminalkosten der Grundbesitz nicht angegriffen werden — es treten Armenunterstützungen ein —, oder der verarmte, lüderlich gewordene, dadurch mit den Seinigen, — sofern sie nicht etwa mit ihm das Diebeshandwerk treiben — entzweite Eigenthümer entledigt sich seines Weibes durch eine leichte Scheidung, oder auch, indem er ganz einfach davon geht, anderwärts wieder Tagelöhner wird, was er war, und Weib und Kinder der Gemeinde zur Ernährung zurückläßt.

Dies sind die Folgen, wie sie eintreten müssen, wenn der

Mensch und der Grundbesitz bloß von dem staatswirtschaftlichen und nicht zugleich, oder vielmehr zuerst, von dem rechtlichen, politischen und religiösen Gesichtspunkte betrachtet und behandelt wird. In ihrer vollen Entwicklung, der jedoch die zu diesen Gesichtspunkten zurückkehrende Staatsverwaltung schon entgegenzuarbeiten anfängt, würden sie den guten Sitten und dem Wohlstande unseres Landvolks den Untergang drohen, dasselbe in zuchtlosen Pöbel verwandeln und indem sie Zustände, wie die Irlandschen herbeiführen, eine Masse von Armuth, Lüderlichkeit und Demoralisation erzeugen, welche nur auf zündende Funken warten würde, um in politisch gefährliche Explosionen auszubrechen.

Ähnlich verhält es sich hinsichtlich

des Bürgerstandes

mit der Gewerbefreiheit. Von einem bloß staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte ausgehend, hat sie das organische Gebäude der Standesrechte und Standesitten unseres Bürgerstandes in seiner Grundfeste, dem uralten Deutschen Zunft- und Innungswesen erschüttert. Diese sinnreichen Verfassungen lehrten und leiteten das Leben des Bürgerstandes in allen seinen Theilen. Sie erzogen den Knaben, sie unterwiesen den Jüngling, sie zeigten dem für seinen Stand ausgebildeten Manne den rechten Weg und die rechte Zeit zur Begründung eines soliden Hausstandes. Sie sicherten ihm dann eine ehrenvolle Stellung, väterliche oder den obrigkeitlichen analoge Rechte und Ansehen hinsichtlich der Lehrlinge und Gefellen oder Diener, und einen die Gesinnung adelnden Antheil an der Regierung der Zunft oder Innung, auch wohl der ganzen Stadt. Sie versorgten endlich den Greis oder den verunglückten Bürger, der diesem engen Verbande angehört hatte, oder seine Wittwen und Waisen. — An die Stelle dieser reichen Fülle von Sitte, Ordnung und Recht ist Entfesselung der Hab- und Genußsucht, Drängen nach Unabhängigkeit und Gleichheit mit denen, die höher stehen, getreten. Erschlaffung oder gänzlicher Wegfall der Erziehung der Lehrlinge, die nicht mehr in einem häuslichen, sondern in einem bloßen Contraktsverhältnisse zum Meister und Lehrherrn stehen, und sich, der Familie desselben entfremdet, in dem verführungs-fähigsten Alter in Schlafstellen umhertreiben, — Lüderlichkeit der Gefellen und Diener, die es den Meistern und Prinzipalen gleich thun wollen, — frühe und leichtsinnige, schnell und leicht trennbare und getrennte Ehen oder skandalöse Konkubinate, ein Hausstand, auf ein solches in seinem Keime vergiftetes Verhältniß gegründet, ohne solide Kenntnisse und Vermögen begonnen, und auf den Ruin der rechtlichen Gewerbsgenossen durch Puscherei und Schwindel berechnet, — Schulden, Bankerotte, Trunk, Unzucht, endlich Zerstörung und Auflösung des Hausstandes und der Familie, deren Glieder nun der zur Verhütung solchen Unfugs machtlosen, aber zur Unterstüßung der Opfer desselben verpflichteten Commune zur Last fallen — dies sind Erscheinungen, die in Folge der Gewerbefreiheit und unter den sogenannten Patentern und den wie Pilze entstehenden und vergehenden kleinen Kaufleuten und Krämern gewöhnlich sind, und die Überreste des Zunft- und Innungswesens und der guten alten bürgerlichen Sitten, — denn noch sind solche ehrwürdige

und nicht genug zu schätzende Überreste vorhanden, — zu vernichten drohen.

Die Natur der Städte und ihrer eng zusammengebrängten Bevölkerungen bringt es mit sich, daß in ihnen eine solche Auflösung mit ihren Folgen schneller eintritt und leichter bemerkt wird, als die dem Wesen nach verwandte, oben dargestellte Auflösung des Bauernstandes. Daher sind auch diese Übel und ihre die Demoralisation und die Verbrechen vermehrenden Wirkungen bereits allgemein anerkannt, und dies ist ein erfreuliches, zu Hoffnungen berechtigendes Zeichen der Zeit. Ein sehr großer Theil der Berichte, die ich deshalb nicht einzeln anführe, beschäftigt sich mit jenen Wirkungen. Einer dieser Berichte, von dem Magistrat einer Stadt erstattet, wo Sittenlosigkeit und Verbrechen besonders fühlbar zugenommen haben, schildert die aus der Gewerbefreiheit hervorgegangene Entfittlichung mit lebendigen Farben, und zeigt, welche Stützen die guten Sitten in den Sitten und Gewohnheiten des Kunstwesens, bis in deren geringste Kleinlich scheinende und doch so praktische Einzelheiten herab, fanden, z. E. in der Regel, daß zwar die Gefellen, aber nicht die Lehrlinge Stöcke tragen, Taback rauchen und Tabagien besuchen durften.

Der neuerlich allgemeiner gewordene fabrikmäßige Betrieb der Gewerbe ist nicht geeignet, den Übeln, die aus der Gewerbefreiheit hervorgehen, Schranken zu setzen. In den Fabriken fehlt die innige Verbindung des materiellen Gewerbsbetriebs mit Ordnungen und Gewohnheiten, welche die Rechts- und Standesverhältnisse der Gewerbetreibenden bestimmen, diese Einheit von Geist und Leib, welche das Deutsche Recht so organisch, so populär, so praktisch und dauerhaft, so reich an Ordnung und Zucht, an Freiheit und Ehre macht. Die Verfassung der Fabriken läßt dem Fabrikherrn freie Hand, die Menschen, die er beschäftigt — jung und alt, Weib und Mann — wie bloße Arbeitsmaschinen zu behandeln, denen er, sobald der Fortschritt der Industrie es erlaubt, wirkliche Maschinen substituirt. Es findet kein anderes Verhältniß als der nackte, dürre Contract, auf kurze Zeit geschlossen, und leicht und willkürlich zu lösen, zwischen ihnen statt. Die demoralisirenden Wirkungen der Fabriken, ihre nach Leib und Seele verderblichen Einflüsse auf die Arbeiter, besonders auf die Kinder, ihre Abhängigkeit von Handelsconjunkturen und die Unfähigkeit der Fabrikverfassung, wenn dieselben sich ungünstig stellen, der plötzlich wie eine Fluth hereinbrechenden Noth einigermaßen abzuweichen, alles dies ist zu bekannt, um hier näher ausgeführt zu werden. Nur der großen Hauptstädte möge noch mit einem Worte gedacht werden, in welchen aus diesen Zuständen des Bürgerstandes, verbunden mit den Wirkungen der zunehmenden Centralisation, ein Pöbel sich entwickelt, der auf dem Wege ist, dem Pariser ähnlich zu werden.

Sienächst ist

der Beamtenstand

in's Auge zu fassen, der sich erst in der neuesten Zeit in Folge der immer complicirter werdenden Staatsverfassung und Verwaltung, in welcher es vorzüglich auf formelle Qualifikation, technische Gewandtheit und Routine ankommt, von den übrigen Ständen gesondert, und als selbstständiger Stand constituirt hat.

Je zahlreicher er geworden, und je mehr die Regierung des Landes fast ausschließlich in seine Hände übergegangen ist, desto einflussreicher sind seine Rechte und Sitten auf die Moralität des Landes. Von Alters her ist in den Preussischen Beamten, ähnlich wie in dem Preussischen Militär, ein Fonds von Rechtlichkeit und Ehre. Aber auch hier fehlt es nicht an bedenklichen Einwirkungen des Zeitgeistes und der Zeitrichtungen. Schon die immer weiter fortschreitende Sonderung des Beamtenstandes von den übrigen Ständen muß dahin gerechnet werden. Noch sind unsere Schulzen und Schöppen meist wahre Bauern, unsere Landräthe wenigstens oft Rittergutsbesitzer; aber die große Masse der Ober- und Unterichter, der Mitglieder der Regierungen und selbst der Bürgermeister, und vollends das Heer der Subalternen steht mit der Provinz, dem Kreise, der Stadt, wo sie angestellt sind, in keiner durch Stand oder Besitz organisch vermittelten Verbindung; sie sind nur Beamte, oft neu und fremd in ihren Umgebungen und bereit, dieselben um jedes Avancements, um jeder Gehaltsverbesserung willen wieder zu verlassen. In so losen, nirgends Wurzel schlagenden Verhältnissen können feste Standes sitten nicht aufkommen.

Ein anderes Übel ist die angewachsene und stets anwachsende Zahl der Beamten, welche die Disciplin in demselben Maße schwieriger macht, in welchem sie nöthiger wird. Es ist daher nicht selten, daß Menschen, die groben Lasten ergehen sind, oder Verbrechen begangen haben, sich in ihren Ämtern zu behaupten, oder Ämter zu erlangen wissen. Die Subalternen, insbesondere die Assistenten, Diätarien, Supernumerarien, Boten, befinden sich in einer in Beziehung auf gute Sitten sehr bedenklichen Verfassung. Durch die rechtlich oder faktisch diesen Stellen anlebende Inamovibilität und durch das Privilegium, nach welchem die Person und das Dienst Einkommen solcher Beamten, oder doch der größte Theil desselben, wegen Schulden nicht angegriffen werden kann, wird ein übermäßiger Zudrang zu diesen Stellen veranlaßt; denn die geringste an sich unzulänglichste Stelle wird dadurch zu einem festen Ausgangspunkt, auf den eine Familie, Kredit und weitere Ansprüche gegründet werden. Eine große Zahl solcher Beamten bestürmen ihre Vorgesetzten fortwährend mit Anträgen auf Verbesserung ihres Dienst Einkommens, indem sie dasselbe für nicht ausreichend und ihr Bestehen mittelst desselben für unmöglich erklären, ohne Rücksicht darauf, daß sie freiwillig in ihre Stellen eingetreten sind, oft sich hineinge drängt haben. In Privatdienstverhältnissen würden solche Erklärungen in der Regel Entlassung aus dem Dienst zur Folge haben; hier werden auf diesem Wege Gratifikationen und Gehaltserhöhungen erreicht, die leicht als auf Luxus und schlechte Wirtschaft gesetzte Prämien wirken können. Viele benutzen auch den Kredit, den ihnen ihr Amt gewährt, um Schulden zu machen und dieselben, Kraft des oben erwähnten Privilegii, nicht zu bezahlen. So verschaffen sie sich die Mittel zu einem ihren Stand und ihr Dienst Einkommen weit übersteigenden Aufwande, zu welchem der zuchtlose, genussüchtige Geist der Zeit von allen Seiten die stärksten Reize darbietet, versinken in Lächerlichkeit und bieten allen nun endlich eintretenden Ermahnungen und Rügen ihrer Vorgesetzten Trost. Denn während der ehrenvollste



und wichtigste Privatdienst nur durch die Erwerbung und Bewahrung der Zufriedenheit des Dienstherrn oder Principals behauptet werden kann, während der Offizier und der Staatsminister nach dem freien Beschluß ihres Landesherrn entlassen werden, warten der Registratur-Assistent und der Kassenschreiber, der Kanzlist und der Gerichtsbote ruhig ab, daß ihre Vorgesetzten ihnen im Wege des Prozesses oder der Disciplinaruntersuchung den Beweis ihrer Unbrauchbarkeit, Trägheit oder Unsitlichkeit führen, ein Beweis, der, wie die Erfahrung lehrt, auch gegen die Schuldigen schwer zu Stande kommt. Unter den schädlichen Folgen dieser Zustände dürfte die Herabwürdigung des obrigkeitlichen Ansehens am meisten zur Demoralisation und Verheerung der Verbrechen beitragen.

Diese Ursache derselben ist besonders in dem Berichte eines angesehenen, ein hohes Amt bekleidenden Einsassen des Departements erörtert, und darin ausgeführt worden, wie nothwendig, um diese Quelle der Zunahme der Verbrechen zu verstopfen, es sey, daß die Landesobrigkeit an ihren Beamten „Völlerei, Unsitlichkeit, Verschwendung, daraus fließende Vermögenszerrüttung, kurz alle, auch die geringsten Vergehen, die irgend eine Tendenz zu einem verbotenen Eigennutz enthalten, mit unerbittlicher Strenge“ rüge.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

A. Colporteurs. „Die christliche Colportage besteht, um es ganz einfach auszudrücken, darin, daß man auf offener Straße, auf den Märkten, auf den Kreuzwegen, von Thür zu Thür das Wort Gottes anbietet, daß man das Bedürfnis der geistlichen Nahrung zugleich weckt und befriedigt, daß man so zu sagen die Consumtion der Produktion gleichzustellen sucht. Sie ist eine gewisse größere, ausgedehntere und vor Allem mächtigere Öffentlichkeit als die christlichen Berichte, Bülletins, Bücher und Zeitschriften. Die Colportage ist eine auf den Verkauf der heiligen Schrift gegründete Predigt, eine Stimme, die überall ruft, berichtet, anregt, ermahnt, wo es Menschen gibt, die hören wollen; sie ist der Anfang und mitunter auch das Ende der Evangelisation. Je länger je mehr erscheint sie ein zeitgemäßes Bedürfnis.“

Die Colportage verdankt ihre Entstehung in Frankreich dem 1835 verstorbenen Prediger Henry Pyt aus Genf, welcher sich seit 1818 in Frankreich aufgehalten und sein ganzes Leben mit aller Treue und Unermüdlichkeit dem Dienste des Evangeliums in Frankreich an den verschiedensten Orten gewidmet hat. „Seit 1819 bis an sein Ende in Diensten der Englischen Continentalgesellschaft zur Verbreitung des Evangelii, entstand in ihm zuerst die Idee der Verbreitung heiliger Bücher durch Hausierer. Er fand nämlich viele Schwierigkeiten in der Verbreitung der Bibel, bis ein Neubekehrter ihm anzeigte: „Ich bin unabhängig und durch Gottes Gnade kräftig; ich habe etwas Vermögen in Grundbesitz; ich will es veräußern, damit ich Geld bekomme, um mich einige Monate ohne Arbeit ernähren zu können; ich will diese Zeit anwenden, um die Dörfer mit Bibeln und Neuen Testamenten zu durch-

ziehen, und indem ich sie zu verkaufen suche, wird mir das Gelegenhait verschaffen, das Evangelium von Haus zu Haus zu verkündigen.“ Das war ein Lichtstrahl für Pyt. Der, welcher diesen Vorschlag gemacht hatte, und einer seiner christlichen Freunde wurden zu diesem Werke auserwählt. Sie zogen aus, den Bücherkasten auf dem Rücken, geleitet von dem Gebete ihrer Brüder; sie nahmen drei und neunzig Exemplare heiliger Schriften mit. Man wagte kaum zu hoffen, daß dieser köstliche Vorrath in einer Woche untergebracht seyn würde; aber schon nach zwei Tagen kamen die Colporteurs zurück, grade zu der Stunde, wo die Brüder versammelt waren, um Gott um seinen Segen für dieses Werk zu bitten. Sie hatten Alles verkauft, und zwar größtentheils in einem Dorfe, wo man nicht den geringsten Erfolg erwartet hätte. Der Bibelvorrath war bald erschöpft und es wurde auf diese Weise eine ansehnliche Anzahl von Schriften verkauft. In ganz natürlicher Folge der Colportage wurde vielen Katholiken das Evangelium verkündigt, und da die Verkäufer selber zur Katholischen Kirche gehört hatten, wurde es ihnen desto leichter, die Einwürfe und Vorurtheile der Katholiken, an die sie sich wandten, zu widerlegen.“

Nach mehrjährigen Erfahrungen über die beste Art der Wirksamkeit ihrer Colporteurs hat die Gesellschaft in ihrem sechsten Bericht folgenden Plan für dieselbe mitgetheilt: „Wir schreiben jetzt selber unseren Colporteurs ihre Routen vor; sie reisen meistens zu zwei und zwei, und verlassen ein Departement nicht eher, als bis sie dessen einzelne Kreise und Gemeinden bis auf die kleinsten Dörfer sämmtlich besucht haben. Ihre Tagebücher geben uns auf das Genaueste jeden von ihnen besuchten Ort an, und berichten uns getreu alle interessanten Gespräche, die sie gehabt haben und ihre Bemerkungen über diese Gegend.“ — Dadurch ist die so schwierige und doch so nothwendige Aussicht über diese meistens ungebildeten und oft mehr eifrigen als einsichtsvollen Arbeiter erleichtert, und ihre Arbeit verspricht einen nachhaltigen Erfolg. Der Eine beaufsichtigt, unterstützt und fördert den Anderen, und ein nahe wohnender befreundeter Pfarrer kann die unmittelbare Leitung derselben übernehmen. Sie verkaufen zu wohlfeilen aber festen Preisen, und begleiten das angebotene Wort Gottes mit ernstlichen, herzlichsten Ermahnungen. „Die Einwohner aller Provinzen haben Erstaunen und sogar Mißtrauen gezeigt, als sie diese demüthigen Boten der heiligen Schrift hörten; sie bildeten sich ein, daß man ihnen eine neue Religion verkündige, wenn man mit ihnen von der Veröhnung durch das Blut Christi und von der durch den heiligen Geist gewirkten Wiedergeburt sprach; obschon die Wahrheiten des Evangelii ihnen seit achtzehn Jahrhunderten verkündigt worden sind, waren sie ihnen doch fast eben so unbekannt, wie den Zuhörern Pauli zu Athen; wenn man ihnen den Text des Wortes Gottes las, meinten sie sogar St. Simonische Schwärmerien oder jesuitische Sätze zu hören.“ Dennoch finden die Colporteurs mit ihren Schriften vielen Eingang und haben bereits einen großen Einfluß auf das ganze Volk gewonnen. Im Jahre 1838 sind durch hundert und fünfzig Heilsboten nicht weniger als 150,000 christliche Schriften im Lande verbreitet, und 1836 mehr als 100,000 Exemplare heiliger Schrift. Ein Jüngling, der sich in ein Kartäuserkloster begeben wollte, kaufte zwanzig Exemplare der Prüfung der Beweise für das Christenthum, um sie unter seine Freunde im Kloster zu vertheilen. Ein Colporteur meldet, daß man ihn zuweisen in der Nacht geweckt habe, um Traktate zu holen, in der Beforgniß, er möchte den anderen Morgen früh abreisen, und arme Leute, die den Preis dafür nicht bezahlen konnten, haben ihm angeboten, mit ihnen zu essen, oder Brodt oder Wein dafür zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 17. März.

N<sup>o</sup> 22.

## Über die Zunahme der Verbrechen.

(Fortsetzung.)

### Der Militärstand

endlich scheint am wenigsten Stoff zu Betrachtungen dieser Art darzubieten. In keinem Stande möchte wohl Standessitte, Ständesehre, Zucht und Ordnung in dem Maße vorhanden seyn, als in diesem, so daß er sogar in mancher Hinsicht auf die durch denselben hindurchgehende Jugend des Landes einen sittlich erziehenden Einfluß ausübt. Nur darin dürfte auch er einen bedenklichen Einfluß auf die Ständesverhältnisse und Ständessitten ausüben, daß der gemeine Landmann als Soldat eine Behandlung erfährt, die ihm den Wiedereintritt in eine dienende Stellung in der Heimath verleidet, ihn aumaßend und widerseßlich in derselben macht, und in Manchem ein unruhiges eitles Streben nach Oben, diese so häufige Quelle der Lüderlichkeit und der Verbrechen, hervorbringt, wodurch, wie besonders Ein Bericht näher ausführt, das Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde auf dem Lande leicht zerrüttet wird.

So ergibt also eine Uebersicht der Ständesverhältnisse, wie sie sich seit einem halben Jahrhundert, besonders aber seit 1806, gestaltet haben, daß fast überall die Bande der Zucht gelöst und dadurch den Keimen der Demoralisation ein fruchtbarer Boden bereitet ist. Es ist wahr, daß es in den alten Ständesverhältnissen nirgend an Mißbräuchen fehlte, und daß die großen Veränderungen der Weltzustände, der veränderte Zeitgeist, die Einflüsse des Welthandels und des Geldes, die neue Richtung, welche Ackerbau und Gewerbe nehmen, der Umsturz des Preussischen Staats durch feindliche Übermacht und sein Erstehen unter schweren Anstrengungen, die dadurch so außerordentlich gesteigerten Staatsbedürfnisse und von Grund aus neu gestaltete Militärverfassung tief auf die alten Ständesverhältnisse einwirken mußten. Aber daraus folgt nur, daß sie einer Reform bedurften, einer verjüngenden stärkenden Reform im Geiste des Germanischen Rechts, welches in dem unerschöpflichen Reichtum seiner tiefsinnigen Grundideen den großartigsten Weltverhältnissen der neuesten Zeit völlig gewachsen ist, wie das Beispiel von Großbritannien darthut, einer Reform, deren schöne und schwere Aufgabe es war, die nahe liegenden Gefahren des materialistischen Liberalismus durch zeitgemäße Kräftigung der den neuen Verhältnissen angepassten Bande der Zucht und Ordnung zu vermeiden.

Vorzüglich war es nöthig, unter solchen Umwälzungen die Obrigkeit in allen ihren Gliederungen organisch zu stärken und zu verjün-

gen, um der überall mit Recht oder Unrecht angestrebten Lösung der alten Bande, dem in allen Sphären sich regenden Trachten nach Ungebundenheit und Freiheit, ein eben so mächtiges Princip entgegenzusetzen, und so zu dem rechten Gleichgewicht zu gelangen. Allein auch auf diesem Gebiete hat die Zuchtlosigkeit Fortschritte gemacht, welche, wie der zuletzt erwähnte Bericht ausführt, in ihren mannichfachen Beziehungen und Wirkungen eine Hauptursache der Demoralisation und Vermehrung der Verbrechen ist. Der Unglaube an Gott, die Verachtung seines heiligen Gesetzes, die Heringschätzung des Rechts muß auch das rechte Ansehen der Obrigkeit zerstören. Sie ist nun nicht mehr „Gottes Dienerin zur Rache über die Übelthäter und zum Lobe der Frommen,“ sondern eine menschliche Anstalt zu zeitlichen Zwecken, ihr Beruf nicht mehr Schutz und Handhabung des Rechts, sondern Beförderung des zeitlichen Wohls der Völker. Unter dem Einfluß solcher Lehren gelangte man dahin, Population, Industrie, Agrikultur und ähnliche materielle Zwecke mit Hintansetzung des Rechts, als Hauptaufgabe in's Auge zu fassen. Der Staat wurde, indem die Rechtsideen, die sein Leben sind, verkannt wurden, mehr und mehr als Staatsmaschine (wie man ihn ja oft auch nannte) angesehen. Die Haupteigenschaften der Obrigkeiten — nun Officianten oder gar „Geschäftsmänner“ genannt — sind nach dieser Auffassung nicht mehr Glaube, Gerechtigkeitsliebe, bewährte Gesinnung, unbescholtener Lebenswandel, organischer Zusammenhang mit dem Lande, oder betreffenden Landestheile, sondern Routine und Geschäftsgewandtheit, Fertigkeit, das Räderwerk der großen Maschine im Gange zu erhalten. So ist die Handhabung der Justiz und Polizei, auf die es hier vorzüglich ankommt, jetzt größtentheils in den Händen von Beamten, die keine andere Qualifikation, als die formelle durch Examina nachgewiesen haben; die der Provinz, dem Kreise, der Stadt, wo sie wirken sollen, fremd, und stets bereit sind, sie auf immer zu verlassen, die von dem Wohl oder Wehe des Landes wenig oder nichts empfinden, ja oft kaum etwas davon erfahren und durch ihre ganzen Dienst- und Lebensverhältnisse hauptsächlich nur darauf hingewiesen werden, sich des Beifalls derjenigen ihrer Vorgesetzten zu versichern, von denen die Zulagen und Beförderungen abhängen, eines Beifalls, der sich unter solchen Umständen oft vorzüglich nach der formellen Pünktlichkeit und Nichtigkeit des „Geschäftsbetriebes“ richten muß. Besonders nachtheilig hat in dieser Hinsicht die Durchführung des Princips

der Trennung der Justiz und Polizei gewirkt. Jede Trennung der obrigkeitlichen Funktionen nach abstrakten Begriffen hat eine dieselben mechanisirende Tendenz, und zwar um so mehr, je mehr das danach Getrennte organisch zusammenhängt. Dies ist aber hier in so hohem Grade der Fall, daß die Gränzen der Justiz und Polizei nur willkürlich



oder gar nicht gezogen werden können, und nicht allein Competenz, Konflikte und Verwirrungen, wie die Erfahrung und die vielen dadurch nöthig gewordenen legislativen Bestimmungen zeigen, sondern auch eine Lähmung der Funktionen beider aus der Trennung hervorgeht.

Die Justiz wird dadurch der lebendigen Kenntniß der Gerechts eingeseffenen und der praktischen Wirkungen der Ausübung der Rechtspflege, mithin auch dem Interesse daran, entfremdet, sie wird formell und geistlos, die Polizei aber verliert die Haltung und den festen Gang, den die Mitwirkung von Männern ihr gewähren würde, die durch das Studium des Rechts gebildet und an die Heilighaltung und Handhabung seiner Formen gewöhnt sind, und geräth leicht in Willkühr und dadurch in Verachtung.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Petition der Hallischen Studirenden um die Berufung des Dr. Strauß.

Kurz hinter einander haben ein Artikel und drei Inserate der Leipziger Allgemeinen Zeitung und nun zuletzt ein längerer Artikel in Nr. 56. der Augsburger Allgemeinen Zeitung eine in Halle von einer Anzahl Studirenden intentionirte Bittschrift an Se. Majestät den König, um Berufung des Dr. Strauß an die dortige Universität, besprochen. Wir halten die ganze Sache, so wie sie in diesen Veröffentlichungen erscheint, für ein Skandal, und würden deshalb großes Bedenken tragen, sie weiter zu besprechen, wenn nicht durch alle diese Veröffentlichungen so widrige Züge und Zeugnisse über den sittlichen Zustand unserer Zeit hindurchgingen, daß man sich dadurch gedrungen fühlt, die Sache nicht bloß trotz, sondern wegen ihres skandalösen Charakters näher anzugreifen. Sowohl um den aus dieser Sache fließenden unreinen Strom nicht noch breiter zu machen, als in Hinsicht auf die unzuverlässige Natur solcher Art Quellen, vermeiden wir, Alles, was uns durch Gerüchte und mündliche oder schriftliche Mittheilungen über die Thatfachen zugegangen ist, hier zu erwähnen. Wir halten uns lediglich an das, was nach den oben erwähnten Publikationen Jedermann vorliegt, und wenn wir hie und da das Thatächliche kritisch beleuchten, so geschieht es nur mittelst der Data, welche der gesunde Menschenverstand aus jenen Publikationen ziehen kann — freilich zum Theil sehr gegen den Willen ihrer Verfasser ziehen kann.

Die Augsburger Allg. Zeitung macht es dem Hallischen Senate zum Vorwurf, daß er die Bittsteller mit einem Verweise beschieden habe, und es will aus der ganzen Haltung jenes Artikels das Ansehen gewinnen, als sey der Hohn, mit dem des Verfahrens des Senates gedacht wird, besonders bedingt durch die Vorstellung, der Senat habe dadurch sich gegen Strauß aussprechen wollen. Allein aus keiner einzigen der anderen Publikationen geht im mindesten hervor, daß sich der Senat auf den Inhalt der Bittschrift eingelassen habe; dagegen sagt der gesunde Menschenverstand, daß der Senat handeln mußte, wie er gehandelt hat, die Bittschrift mochte den Dr. Strauß in Stuttgart oder irgend einen s. g. pietistischen Theologen betreffen. Die Person des zu Berufenden wird wohl für's Erste bei dem

Verfahren des Senates ein ganz gleichgültiges Moment gewesen seyn, und der Verweis der Ungehörigkeit der Sache überhaupt gegolten haben. Minorennen, pfleghaften, eltern- und vormundbefohlenen jungen Leuten, wie weitaus die Mehrzahl der Studirenden sind, zu gestatten, daß sie sich in die Besetzung akademischer Lehrstühle mischten, wäre doch wirklich die verkehrte Welt. Bei Gelegenheit dieses Wortes fällt uns ein, daß man in manchen Gegenden Deutschlands in Bauernstuben häufig einen Holzschnitt findet mit der Überschrift: „die verkehrte Welt,“ woselbst ergötzlich zu sehen, wie der Hase den Jäger schießt, das Lamm den Wolf frisst u. s. w., lehtlich auch, wie die Schuljugend mit der Ruthe den Lehrer dreischt. In Zukunft wird man noch eine Darstellung hinzufügen können: wie hundert und zwanzig Hallische Studenten einen Professor machen. Der Verf. des Aufsatzes in der Allg. Zeitung scheint aber nicht den mindesten Zweifel daran zu haben, daß solches Verfahren ganz in der Ordnung sey: wie sich denn der ganze Artikel durch so singuläre Verwirrung der Vorstellungen auszeichnet, daß wenn der Verf. wirklich in Halle lebt, und der Ort der Absendung nicht bloß fingirt ist, wir der guten Stadt nicht umhin können Glück zu wünschen, daß sie neben anderen Eminenzen auch eine solche in ihren Mauern hegt.

Weiter will es nach jenen Publikationen und namentlich nach der zuletzt erwähnten das Ansehen gewinnen, als wäre auch abgesehen von ihrer Minorennität, der formale Bestandtheil des Bittgesuches in der Ordnung. Allein dieselben Publikationen gewähren Data, welche diesen als völlig in der Unordnung darstellen. Allerdings steht jedem Preussischen Unterthan das Recht zu, sich unmittelbar in seinen Angelegenheiten an des Königs Majestät zu wenden; allein dies erst, wenn er vergeblich sich an die niederen Instanzen gewendet hat. Einmal also das Petitionsrecht minorennen, ohne Einwilligung ihrer Eltern und respektive Vormünder, verfahren der Studiosen außer Zweifel gelassen, mußten sie, wenn sie ordnungsmäßig verfahren wollten, sich zuerst an den akademischen Senat mit der Bitte wenden, er möge die Berufung des Dr. Strauß einleiten. Dann würden sie von dem Senate vielleicht nicht grade einen Verweis, sondern wahrscheinlich den Bescheid bekommen haben, dem Senate stehe solche Einleitung nicht zu, sie gehöre der Rechtssphäre des Hohen Ministerii an, und sie, die Studirenden, würden sich eines Eingreifens in diese Rechtssphäre schuldig machen, wenn sie die Angelegenheit weiter betrieben. Nun hätten allenfalls die Studirenden sich mit ihrer Bitte an das Ministerium selbst wenden mögen, und das würde ihnen geantwortet haben, der Senat habe bei seinem abschläglichen Bescheid vollkommen Recht gehabt; sie aber hätten sich einer tadelnswerthen Indiskretion schuldig gemacht, trotz des Bescheides einem Königl. Ministerio beschwerlich zu fallen. Hätten sie sich nun an Se. Majestät gewendet, so hätten sie wenigstens die unteren Instanzen durchgemacht gehabt — wahrscheinlich aber wäre ihnen bis dahin das Gelüste zu dieser indiskretesten Aufdrängerei vergangen, und sie hätten selbst ein Eingehen gewonnen in die Anmaßung, der sie sich schuldig gemacht, indem sie Dinge unternommen hätten als Schüler, die kaum, wenn ihre Lehrer sie unternommen hätten,

anders als eine Annäherung betrachtet werden könnten. Von einer solchen Prozedur aber will sich in den vorliegenden Publikationen nichts ersehen lassen, sondern aus diesen geht nur hervor, daß die Studirenden sich unmittelbar an des Königs Majestät zu wenden beabsichtigt hätten, und daß sie den Senat bloß als Beförderer dieser unmittelbaren Eingabe haben brauchen wollen. Wie kann sich irgend Jemand, der mit Preussischem Geschäffswesen auch nur entfernt bekannt ist, in diesem Falle noch wundern, daß die jungen Herren vom Senate mit einem Verweise zur Ruhe verwiesen worden sind, da sie diesem etwas geschäftlich gradehin Unmögliches zugemuthet hatten. Wir schließen hieraus auch, wie uns dünkt mit Recht, daß der guten Stadt Halle keineswegs in der Wirklichkeit das Glück beschieden ist, die oben bezeichnete Eminenz zu ihren Mitbürgern zu zählen, daß Halle bloß als fiktiver Correspondenzort genannt, und dieser vielmehr etwa das benachbarte Leipzig ist, wo man mit Preussischen Einrichtungen zum Theil hinlänglich unbekannt seyn dürfte, um solch bodenloses Gerede nach Augsburg über eine Hallische Angelegenheit schreiben zu können.

Daß dem so sey, schließen wir noch aus einem anderen Umstande. Der Correspondent sagt nämlich, Strauß sey in Halle gar nicht vertreten, sogar sämtliche philosophische Docenten seyen seine Gegner. Grade darin aber liegt der Verweis, daß Strauß und nur zu gut vertreten ist. Iren wir nicht, so haben wenigstens Hinrichs und Schaller gegen Strauß geschrieben. Ob auch Gruber, Gerlach und Erdmann, die wir aus dem dortigen Lektionskataloge ersehen, ebenfalls über philosophica lesen, dasselbe, und mit welcher Energie sie es gethan haben, ist uns unbekannt. Außer Hinrichs und Schaller hat aber auch Tholuck gegen Strauß geschrieben — nun ist es allbekannt, daß man Meinungen, die man bekämpft, immer zugleich verbreitet; ohne Zweifel werden die genannten Herren auch in ihren Vorlesungen öfter auf Strauß zu sprechen kommen, was ist da natürlicher, als daß die akademische Jugend sich an der Quelle selbst zu unterrichten wünscht, daß sie Straußens Schriften liest — und daß sie, da die Unverschämtheit der Leipziger Bäcker und Krämer, welche sich in die Versorgung ihrer Universität mit Dahlmann so kühnlich gemischt haben, als reizendes Vorbild sich darbott, den benachbarten „Philistern“ an Kühnheit nicht nachsehen wollten, und auch eine Bittschrift für Strauß versuchten. Lebten jene Eminenz oder andere seines Gleichen in Halle, so würden wir sogar uns nicht entblößen anzunehmen, daß von solchen Gesellen der ganze Irrwisch gelockt worden sey, um die unerfahrene Jugend auf ihn zu hegen — wenn diese dann auch im Sumpfe stecken blieb, hatten sie doch ihren Skandal gehabt, und konnten in's Häusliche lachen, ein neues Thema zu haben, gegen den f. g. Abfall der Regierung von der Philosophie sich zu ergehen. Dies Vergnügen ist nun den guten Leuten durch die akademischen Behörden zu Wasser geworden. Was bleibt da übrig, als den Groll darüber an der Universität auszulassen, und zu verkünden, eine dominirende Richtung der Theologie, die des Dr. Strauß, sey in Halle nicht vertreten. Wir müßten gar nichts vom Leben verstehen, oder wir werden Recht haben, wenn wir behaupten,

diese dominirende Richtung sey nur zu gut vertreten. Wo drei akademische Lehrer als schriftstellerische Gegner aufgetreten sind, ist mehr Vertretung als wo einer als Jünger auftritt; und die Vertretung fehlte nur, wenn sich die Hallischen Docenten das Wort gegeben hätten, Leydens ehemals glorreichen Beispiele zu folgen, und wie die dortigen Docenten lange weder Descartes noch Spinoza auch nur mit Namen nannten, so auch den Namen nicht einmal des Dr. Strauß über die Lippen gehen zu lassen. Daß sie das gethan, zweifeln wir aber gar sehr; denn wie könnten sonst die Studirenden, der Augsburger Publikation zu Folge, sich darauf berufen, daß Strauß von Freund und Feind anerkannt sey.

Wir würden das Widerwärtige, was in der ganzen Sache liegt, in einem Hauptbestandtheile unerörtert lassen, wenn wir nicht auch der Inserate, die von Seiten Hallischer Studiosen in der Leipziger Allg. Zeitung erfolgt sind, gedächten. Ist es doch ein wunderbares Zeichen der Verfehrung unserer Zeit, daß junge Leute mit solcher Wichtigkeit sich zu Sprechern vor dem Publikum aufwerfen? Bei den anonymen Inseraten ist doch noch einige Verschämtheit; ein Gefühl, daß man eigentlich Ungehöriges thut — aber was soll man zu dem lächerlichen Pathos und der Wichtigkeit des unterzeichneten, unbekannten Jünglings sagen? Wenn das am grünen Holze ist, was soll das dürrer werden?

So weit hätten wir es bloß mit dem Formalen der Sache zu thun gehabt. Wir möchten doch auch dem Materialen noch einige Worte widmen. — Die Reformatoren haben sich bei ihrem Angriffe auf die Mißbräuche der Katholischen Kirche auf die Evangelien gestützt. Mit Recht! — es galt die Ausschneidung von Ästen, die erst im Mittelalter erwachsen waren. Da war das rechte, das einzige probehaltige Maß, an dem man messen, an dem man die rechten von den unredlichen Dingen unterscheiden konnte, das Evangelium. Seitdem sind protestantische Theologen oft in den sonderbaren Irrthum verfallen, in den Evangelien sey das ganze Leben Christi und seiner ersten Kirche beschlossen gewesen. Gewiß war alles darin beschlossen, was dem göttlichen Rathschlusse zufolge später einmal als Correctiv der Kirche dienen sollte; aber anzunehmen, das ganze Leben der ersten Kirche, d. h. der Gemeinschaft Christi mit seinen Jüngern, sey in einer Aufzeichnung von einigen Bogen niedergelegt, setzt doch einen wunderbaren Irrthum voraus. Für jeden Einsichtigen wird es unzweifelhaft seyn, daß die älteste Kirche in ihrer Tradition noch einen reichen, lebendigen Schatz von Thatfachen bewahrt hat, und wir werden also die christliche Kirche selbst als eine Thatfache anzunehmen haben neben den Evangelien. Diese Thatfache steht fest, auch wenn nur ein einziger Paulinischer Brief der Kritik Troß bietet; ja! diese Thatfache der christlichen Kirche steht fest selbst, wenn kein Theil des Neuen Testaments sich nach menschlicher Verstandesweise der kritischen Angriffe erwehren könnte durch sein inneres Siegel der Authentizität. Diese selbe christliche Kirche ist aber nicht bloß in der mittleren und neueren Zeit der Born gewesen, aus welchem der ganze sittliche Inhalt des Völkerlebens sich erneut hat, aus welchem alle wahre Menschlichkeit, Wahrheit, Frömmigkeit her-



vorgequollen ist, sondern in jedem einzelnen Theile seiner ältesten Dokumente trägt auch diese Kirche das innere Siegel lauterem Strebens. Und dennoch sollte diese Kirche auf eine Lüge, ja! auf ein Phantasie-, Mythen- und Lügengewebe von Anfang an gegründet seyn? — Gesezt es wäre so, gesezt die Evangelien wären nicht authentisch, sie wären erst entstanden, wie die Straußsche Schule sie darstellt — wie sollte über sie das Siegel göttlicher Wahrheit in dem Eintreffen ihrer Prophezeiungen gekommen seyn? Alle diese Prophezeiungen über den Weltsieg Christi, sie fielen ja doch immer noch in eine Zeit, wo für ihre Erfüllung so wenig äußere Gewähr war als zu Christi Zeit. Die Erfüllung ist aber eingetreten, tritt täglich mehr ein, und in dieser Erfüllung erhält die ältere Zeit der Kirche überhaupt die Bestätigung der Wahrheit, die auch Luther und Calvin anerkannten in der Anerkennung der Symbole, welche die Dreieinigkeitslehre enthielten, Luther noch insbesondere in seiner Behandlung der Abendmahlslehre; alle Reformatoren in der Anerkennung der von der Kirche bewahrten und bewahrheiteten Evangelien. Jeder Angriff auf die Evangelien, der nicht zugleich die alte Kirche zu einer Mutter und Pflegamme der Lüge machen will, dreht sich in einem Eifel, und jeder Angriff, der dies nicht thut, erklärt das ganze Christenthum für eine Lüge. Die Thatsache der Kirche steht fest auch ohne Evangelien; aber mit der Thatsache der Kirche stehen auch die Evangelien. Wer also nicht als Feind des Christenthums überhaupt auftreten will, der kann sich mit den scheinbaren Widersprüchen der Evangelien, mit den in ihnen enthaltenen Problemen nur in dem Sinne beschäftigen, daß es dem menschlichen Verstande eine Wohlthat wäre, auch in alle scheinbaren Widersprüche Harmonie, in alle scheinbar störende Angaben Zusammenstimmung, in alle Probleme eine Lösung zu bringen; daß schon die Beschäftigung mit den heiligen Schriften eine fromme Übung wäre; daß aber, wenn noch so vieles ungelöst bleiben müßte, der Mensch in Demuth sein Haupt beugte, und sich sagte, daß Gott einige seiner Geheimnisse künftigen Geschlechtern vorbehalten habe, denen eben das überraschende Gelingen ihrer Durchdringung, ihres Verständnisses ein neuer Trost, eine neue Stärkung seyn sollte. In diesem Sinne hat die fromme Schriftforschung nie geruht. Nun aber sind Forscher im entgegengesetzten Sinne aufgetreten; solche die, wenn sie consequent fortgehen auf ihren Grundlagen, die Kirche Christi für die Mutter der Lüge erklären müssen; solche die Alles, was unserem geistigen, sittlichen, politischen Leben, die zuletzt Alles, was unserem Gesez von Mein und Dein als heilige Grundlage dient, antaßen — und antaßen nicht mit dem Schmerz eines durch die Entdeckung gebrochenen Herzens, sondern mit dem Hochmuth, mit der Schnöde, mit dem Frevel eines Sinnes, der da meint, etwas Rechtes vollbracht zu haben. Das solchem Thun der gebildete Pöbel zusaucht, wem könnte es Wunder nehmen? — Aber unsere Vertreter der gläu-

bigen Theologie? — Ist es nicht als glaubte ein großer Theil von ihnen, Christus der Herr sey Fleisch geworden, habe sich martern lassen, und habe den bitteren Kelch des Todes getrunken, nur damit die Wissenschaft der Theologie erwüchse? — Ja! das wäre der Mühe werth! daß ein Paar hundert Deutsche Gelehrte fünf und zwanzig bis funfzig Jahre am theologischen Firmament als Sterne erster Größe und zweiter Größe und dritter Größe und als Planeten und Cometen glänzten und dann anderen Platz machten! — das wäre der Mühe werth! — Die Kirche war ehe denn an die Theologie als Wissenschaft gedacht war, und sie würde bis zu der Welt Ende bestehen, wenn morgen die theologische Wissenschaft am Doktor Strauß bankerott machte. Aber solch ein Gefühl ist in wenigen unserer Deutschen Theologen, wie könnten sie sonst im Gegner so hoch immer und immer wieder den Gelehrten achten! und durch die Biederkeit dieser lendenlahmen Achtung in der Jugend ein ganz falsches sittliches Gefühl in Verhältniß zu Strauß als Menschen aufkommen lassen! — Dieselben Menschen, die sich heute gläubige Christen nennen und trotz aller Nichtübereinstimmung dem gelehrten Bruder die Hand drücken — sie würden morgen vor ihm wie vor einer angesteckten Leiche fliehen, wenn in den Zeitungen stünde, es habe sich ergeben, Dr. Strauß habe da oder dort gestohlen, oder falsche Wechsel gemacht — solchen Respekt würden sie vor dem sittlichen Brandmal so niederen Verbrechens haben, während sie vor dem, der die Brandfackel mit höhrender Taust in das Heiligthum unseres ganzen Volkslebens wirft, nicht die mindeste Scheu tragen, da doch solche That, obwohl sie von bürgerlichen Gesezbüchern nicht als Verbrechen bezeichnet und bestraft wird, vom rein-kirchlichen (schiefer abhanden gekommenen) Standpunkte aus betrachtet, eine sittlich furchtbarere, lästerlichere ist als Mordbrand, Jungfrauenschändung und Hochverrath gegen irdische Majestäten zusammengekommen. — Freilich wenn man auf dem Katheder ohne innere sittliche Indignation, ohne ein Zeichen, daß der Sprechende von innerstem, seelendurchdringenden Absehen vor dem Frevel ergriffen ist, über die Philosophie und Theologie des Feindes human herumredet — dann erkennt diesen Feind auch sein s. g. Feind an, und man kann es den Studenten nicht mehr als ein unsittliches Urtheil zurechnen, wenn sie vor den Thron treten, und den als Lehrer verlangen, der von ihren Lehrern anerkannt, und in der Feindschaft vertreten, also doch nicht ganz, sondern grade nur in den feindlichen, bösesten Parthien vertreten wird. Es liegt sogar vielleicht ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl in dem, was die Studenten verlangen haben, sobald man versichert seyn dürfte, daß der eine oder der andere ihrer Lehrer in dem oben bezeichneten humanen Sinne der Feindschaft gegen Strauß gepflogen hätte. Doch hierüber enthalten die vorliegenden Publikationen keine bestimm-

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 20. März.

N<sup>o</sup> 23.

## Über die Zunahme der Verbrechen.

(Fortsetzung.)

Vor den neueren Veränderungen war auf  
den Königlichcn Ämtern

Justiz und Polizei in der engsten Verbindung. Ursprünglich ernannte sogar der Domainenbeamte den Justitiarius, aber auch seit dies nicht mehr geschah, wurde doch die Justiz auf dem Amte und in Gegenwart und unter Mitwirkung des Domainenbeamten ausgeübt, der wirklich das war, was sein Titel besagt, nicht bloß Pächter der nutzbaren Rechte des Amtes, sondern Vertreter des Landesherrn in seiner gutherrlichen Eigenschaft, — ein, besonders wo das Amt lange in derselben Familie blieb, dem gutherrlichen ähnliches Verhältniß, welches in diesem dem Landadel sich nähernden Stande ein so wichtiges Organ der Landesverfassung bildete. Die Polizei aber war dem Beamten selbst anvertraut. Wie sehr eine solche Einrichtung den Bedürfnissen unseres Landvolks angemessen und zur Beförderung einer lebendigen, prompten und energischen Justiz und Polizei geeignet war, leuchtet von selbst ein. Seit der Trennung der Justiz von der Polizei verfolgten die nun getrennten oberen Behörden, jede unabhängig von der anderen, ihre eigene Zwecke. Die Königlichcn Amtsunterthanen wurden den Untergerichts-Organisationen, die seitdem fast nicht wieder aufgehört haben, unterworfen. Sie wurden dadurch zu den oft sehr entlegenen Landgerichten, oder Land- und Stadtgerichten, oder noch weiter entfernten Inquisitoriaten, deren Name kein Bauer aussprechen kann, — in diesem Falle zu zwei Landgerichten zugleich, die oft an verschiedenen Orten ihren Sitz haben, — geschlagen. So kam die Justiz in die Hände von, dem platten Lande fremd bleibenden, Richtern, die unter der täglichen Last des formellen Geschäftsbetriebs und der Sorge für das verwinkelte Registratur-, Kassen- und Hypothekewesen eines großen Untergerichts, auf welches oft auch die Blicke der Vorgesetzten hauptsächlich gerichtet waren, die wahren Justizbedürfnisse des Landvolks aus den Augen verloren. Ein weitschweifiger und kostbarer immer schriftlicher Geschäftsgang — besonders wo diese neuen Untergerichte zu förmlichen Collegien sich erweiterten, — hemmte und verwickelte die an sich so einfache ländliche Justiz. Der Landmann wurde um seiner Rechtsangelegenheiten willen meilenweit in die Städte und in deren Schenken genöthigt, und dem väterlichen Einflusse der sein Wohl und Wehe theilenden Domainenbeamten der Einfluß der Advokaten und Winkelconsulenten substituirt. Hieraus folgte, daß man nun viele Verbrechen lieber ungestraft hingehen ließ, als sie auf solchen Wegen zu rügen, daß der Verbunkelung des Thatbestandes, dem Lügen

und Lügen Thür und Thor sich öffneten, daß die Justiz selbst ihre Popularität und ihr Ansehen verlor.

Aber auch die Polizei ist an vielen Orten den Domainenbeamten — die nun bloßen Pächtern sich nähern — genommen und mit entlegenen Rentämtern in den Städten vereinigt worden, wodurch an vielen Orten die Ausübung derselben sehr geschwächt worden seyn soll.

Sichtlich dieser Zustände wird auf die lichtvolle Zusammenstellung in dem Berichte eines Landraths und auf die aus dem Leben gegriffenen und der ernstlichsten Beherzigung werthen Schilderungen eines erfahrenen und intelligenten Einsassen Bezug genommen.

Freier von diesen Einflüssen sind

die Patrimonialgerichtsunterthanen

geblieben, indem die Rechte der Gerichtsherren ganz, oder doch größtentheils verhindert haben, daß die neuen Justiz-Organisationen auf die Patrimonialgerichte sich erstreckten. Auch ist die Polizei in den Händen der Gerichtsherren geblieben. Auf dem platten Lande scheint daher auch jetzt im Allgemeinen die beste Justiz und Polizei in solchen Patrimonialgerichts-Dörfern statt zu finden, wo die Gerichtsherren ihre Gerichte mit tüchtigen Justitiarien besetzt haben, und diese oder die Gerichtsherren selbst der Polizei sich annehmen, und in den wenigen Königlichcn Ämtern, wo die Justiz noch in den Händen der alten Justizämter und die Polizei in denen der Domainenbeamten ist.

Doch fehlt es auch hier an lähmenden Einflüssen nicht. Unterrichter, die mit dem Lande praktisch vertraut sind, und bei vorzüglichen Qualifikationen diesem Berufe ihr ganzes Leben widmen, werden immer seltener, weil durch die neuen Einrichtungen, namentlich durch die Fixirung des Dienst Einkommens u. s. w. die Unterrichterstellen weniger einträglich und ehrenvoll geworden sind, und durch die aufgehobene Scheidewand zwischen Ober- und Unterrichtern und die immer ausschließlicher gewordene Rücksicht auf die Examina bei Besetzung der Richterstellen, die noch vorhandenen tüchtigen Männer in die Obergerichte gezogen werden. Daher wird es gewissenhaften Gerichtsherren schwer und oft unmöglich, ihre Gerichte angemessen zu besetzen. Die Ausübung der Polizei aber ist an so viele Förmlichkeiten gebunden, daß manche Gerichtsherren, die sich darin nicht finden können oder wollen, und sich verantwortlich zu machen fürchten, mit der Polizei sich lieber so wenig als möglich befassen. Freilich möchte es andererseits auch bedenklich seyn, den Gerichtsherren, wie sie sind, ohne Unterschied die Ausübung der Polizei ohne solche schützende Formen anzuvertrauen, woraus das Bedürfnis einer Reform der gutherrlichen Polizei sich ergibt, die von der Anerkennung der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit derselben aus-



gehend, sie organisch kräftigen und ihre Formen und Schranken sachgemäß bestimmen müßte.

In

### den Städten

ist ebenfalls seit Einführung der Städteordnung die Justiz von der Polizei getrennt, und jene, da die Städte ihre Gerichtsbarkeit, welche seit dem Mittelalter für ihr wichtigstes und edelstes Recht gehalten wurde, verloren haben, königlichen Unterlehrern anvertraut, die ohne organische Verbindung mit der Stadt nach dem Resultat der Examina und resp. nach der Anciennität ernannt werden. Zugleich hat die Städteordnung die früheren Verfassungen, die Theilnahme der Zünfte und Innungen am Stadtregent, und die aristokratischen Elemente der Städte beseitigt, und die Communalgewalt der Bürgerschaft nach der bloßen Kopfzahl anvertraut, aus deren Wahl Stadtverordnete und Magistrat so hervorgehen, wie nach den Idealen des Liberalismus die Staatsgewalt aus der Volkssouveränität hervorgehen soll. Dadurch ist das Princip der Autorität, die Selbstständigkeit und das Ansehen der Stadtoberkeit als solcher wesentlich geschwächt worden. Die Magisträte befinden sich, besonders in den kleinen Städten, in einer drückenden Abhängigkeit von den Launen der Bürgerschaft und der in ihr wirkenden Parteien und Privatinteressen. Die Bürgermeister sind in solchen Städten größtentheils ehemalige Schreiber von Landräthen, Unterlehrern und Justiz-Commissarien. Sie werden auf wenige Jahre gewählt und befinden sich daher, vorzüglich den inamovibeln königlichen Beamten gegenüber, in einer precären Stellung. Fast immer fehlt die juristische Bildung nicht allein ihnen selbst, sondern auch allen Mitgliedern des Magistrats und allen Stadtverordneten. Unter solchen Umständen haben sie meist zu einer kräftigen Handhabung der ihnen anvertrauten Polizei weder das erforderliche Ansehen, noch die Einsicht, noch auch nur den Willen.

Man ist in zwei Extreme zugleich gerathen, indem man die Justiz und die Polizei der kleinen Städte, — ganz ähnliche, ja in einander übergehende Funktionen, — jene dem von der höchsten Staatsbehörde nach formell-technischer Qualifikation auf Lebenszeit ernannten Stadtrichter, diese dem von den Bürgern nach der Kopfzahl auf wenige Jahre gewählten und eine Qualifikation so gut als gar nicht nachweisenden Bürgermeister anvertraut hat, — Extreme, die, wenn man sie in ihrem Resultat an Ort und Stelle betrachtet, einen auffallenden Contrast darbieten. Es scheint, daß die veränderte Richtung, welche die neue Städteordnung von 1831 im Gegensatz der alten von 1808 einschlägt, davon ausgeht, daß man diese Übelstände erkannt hat; diese neue Richtung hat indeß bei der beschränkten Einführung der neuen Städteordnung jene Einflüsse auf die Justiz und Polizei durch die alte, da wo sie noch gilt, in der Hauptsache fortbestehen lassen, daher dieselbe auch in mehreren Berichten als eine Ursache der Vermehrung der Verbrechen dargestellt worden.

Unter ähnlichen auflösenden Wirkungen des Zeitgeistes ist die Hauszucht,

wo das Princip der Obrigkeit seine Wurzel haben sollte, die Kinderzucht und das Verhältniß der Herrschaften zum Gesinde,

in Verfall gerathen. Wie konnte es auch anders seyn, wenn die Autorität des göttlichen Gesetzes, und die Heiligkeit der Ehe, als die rechten Grundlagen der Familie — so tief erschüttert wurden? Das Verhältniß der Herrschaften zum Gesinde wird fast nur noch als Contract behandelt. Ein großer Theil der Berichte stellt die verfallene Hauszucht als eine Hauptquelle der Zunahme der Verbrechen dar.

Ist aber auf diese Weise die Wirksamkeit, ja das Princip der Obrigkeit in Land und Stadt und Haus geschwächt, — so wirkt andererseits die

### Freizügigkeit

verbunden mit den immer regelmäßiger und reichlicher werdenden Armenunterstützungen

dahin, das lose Gesindel zu einem Stande zu erheben, welcher auf Gefahr und Kosten der ansässigen und gewerbetreibenden Unterthanen, auf die alle Staats- und Communallasten zurückfallen, in den Tag hineinlebt. Wenn es ganz leicht ist, durch Ansiedelung an einem fremden Orte den Verpflichtungen, die man in der Heimath contrahirt, dem Nuse, den man sich daselbst zugezogen hat, der Aufsicht, der man in Folge dessen unterworfen ist, sich zu entziehen, den Trieb nach Veränderung und Ungebundenheit zu befriedigen, und windigen Projecten nachzugehen, wenn nicht der fremde Ankömmling der Gemeinde, wo er sich niederlassen will, die Solidität seines Vorhabens, sondern diese ihm das Gegentheil beweisen muß, wenn er im Fall des Mißlingens auf die Armenkassen rechnen kann, wenn Unterstützungen aus denselben nichts Schimpfliches mehr haben, sondern als Nutzung eines gemeinschaftlichen Eigenthums, zu dem man ja auch contribuiert hat, gefordert werden, so muß dies dazu beitragen, daß Vagabondiren, Lächerlichkeit und Verbrechen überhand nehmen, wie solches in mehreren Berichten gründlich dargestellt ist.

Während alle diese Ursachen die Aufrechthaltung der Ordnung durch die Obrigkeit erschweren, ist als ein neues Organ ihrer Wirksamkeit die unter den früheren einfacheren und mehr organischen Verhältnissen unbekannte Gensd'armee hinzugekommen, welche, wie die Berichte vielfach anerkennen, der öffentlichen Sicherheit wesentliche Dienste leistet, aber doch ihrer Natur nach zur Verstopfung der eigentlichen Quellen, aus denen die Verbrechen immer von Neuem fließen, wenig beitragen kann. Schließlich sind noch einige besondere

### Mängel der Rechts- vorzüglich der Criminal-Rechtspflege

als Ursachen der zunehmenden Verbrechen zu erwägen. Es bedarf keiner Ausführung, daß Alles, was die Justiz überhaupt lähmt, auch diese Tendenz hat. Alles also was dieselbe mechanisirt, was technische Fertigkeit und Gewandtheit in der Handhabung des Formalismus der Justiz zur Hauptsache macht, die Gesinnung aber, die Liebe zum Recht erdrückt oder in den Hintergrund drängt, Alles was dahin wirkt, den Landes-Justiz-Collegien ihre erhabene Selbstständigkeit, ihre eigenthümliche Standes- und Richterehre, den Unterlehrern ihr obrigkeitliches Ansehen zu verkümmern, und die Gerichte in Schreibstuben zu verwandeln,

wo bureaumäßig um Lohn gearbeitet wird —, Alles was die Richter von dem organischen Zusammenhange mit der Provinz, dem Kreise, der Stadt, wo sie wirken sollen, losreißt, ihnen die individuelle praktische Kenntniß ihrer Gerichtseingesessenen und der wahren Ursachen ihres Wohls und Wehs, so wie das lebendige Interesse daran erschwert oder unmöglich macht, — Alles was den Geist der Richter abstumpft und tödtet — mithin die Masse mechanischer Schreiberei und das immer verwickelter und weilkünftiger werdende Justiz-Kassenwesen —, Alles endlich was die Gerichte selbst demoralisirt, wohin die Mängel der Beamten-Disciplin gehören, alles dies schwächt auch die Criminal-Justiz und befördert die Verbrechen.

In einer großen Anzahl der Berichte wird darüber geklagt, daß die Criminalgerichte zu strenge Beweise forderten, und daher die Verbrecher zu oft freigesprochen würden, was einen übeln Eindruck mache und zu neuen Verbrechen anreize. So weit diese Klagen gegründet sind, mögen sie allerdings zum Theil durch schlaffe Gelindigkeit der Richter veranlaßt werden, namentlich in Kapitalsachen, wo die schon oben berührten, aus dem Unglauben fließenden Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Todesstrafe lähmend einwirken, wie denn überhaupt die Ansicht des Strafrechts, welche keine höhere Quelle des Rechts und der Pflicht zu strafen, als das menschliche Gesetz anerkennt, der Criminal-Rechtspflege ihren Ernst und Nachdruck zu nehmen und sie in spitzfindige Zweifelsucht zu Gunsten der Verbrecher zu verwickeln, geeignet ist. Hauptsächlich aber dürfen die zu vielen freisprechenden Urtheile darin ihren Grund haben, daß die Criminal-Justiz zu mechanisch, zu abstrakt, zu formell, zu technisch ausgeübt wird, daß der Richter allen bei einem Criminal-Rechtsfall theilgenommenen Personen zu fern steht, und ihm die Bedürfnisse des Landes oder des betreffenden Kreises oder Ortes hinsichtlich der Criminal-Rechtspflege, ja die guten oder schlimmen Wirkungen seiner eigenen richterlichen Thätigkeit zu fremd bleiben. Bloß technisch-formell qualifizierte Richter freilich würden in die gefährlichste Willkür sich verirren, wenn sie, nur von ihrer subjektiven moralischen Überzeugung geleitet, die Bahn, die der Formalismus des Criminalprozesses ihnen vorschreibt, zu verlassen sich herausnehmen. Richter dagegen, die mit dem Lande organisch verbunden sind, und denen der Rechtsfall mit den dabei theilgenommenen Personen in concret-lebendiger Individualität vor Augen steht, können Schuld und Unschuld mit einer mehr unmittelbaren und größeren Gewisheit erkennen, als jener Formalismus zu gewähren im Stande ist. Nach der alten Form der Untergerichte saßen der Domainenbeamte, Schulze und Schöppen mit zu Gericht — von dieser letzteren sehr weisen Verfassung sind hie und da noch Überreste zu finden, deren Erhaltung und weitere Ausbildung zu wünschen wäre. Magistrat und Stadtgericht waren ein Ganzes. Die Obergerichte waren nicht bloß mit Juristen besetzt, sondern auch mit Männern, die der Provinz angehörten. Solche Gerichte waren besser geeignet eine kräftige Criminal-Justiz zu handhaben, als diejenigen, welchen diese Elemente abgehen. Eine organische Verbindung des wissenschaftlich-juristischen mit diesem lokal-obrigkeitlichen Elemente — das

ist eine von den Grundideen, von denen eine Erfrischung unserer Justiz ausgehen müßte.

### Die Strafgesetze

ferner leiden ebenfalls an Mängeln, welche mit der Vermehrung der Verbrechen in Verbindung stehen. Des Zustandes derselben in Beziehung auf Ehebruch und Fleischesverbrechen überhaupt, ist schon oben gedacht worden. Aber auch die Strafgesetze über Diebstahl und Betrug bedürfen, wie auch schon Höheren Orts anerkannt ist, einer Reform. Ohne feste Principien, schwankend und undeutlich abgefaßt, voller Widersprüche, fast in allen ihren Theilen durch Deklarationen und Verordnungen durchlöchert, die von einzelnen Gesichtspunkten ausgehend und selbst unklar, während sie einen Übelstand beseitigen, einen anderen, vielleicht größeren herbeiführen, bilden sie ein Labyrinth von Controversen, welche die Praxis in diesen täglich vorkommenden und darum so wichtigen Sachen zu keiner Festigkeit gelangen lassen, eine wissenschaftliche zusammenhängende Auffassung und consequente Anwendung fast unmöglich machen, den Rechtsinn und das Rechtsgefühl der Richter schwächen und eine kleinliche Sylbenstecherei, die den Namen Interpretation nicht verdient —, meist zu Gunsten der Diebe und Betrüger —, begünstigt haben. Das Resultat ist, daß Diebe und Betrüger von Profession mit viel zu gelinden Strafen davonkommen, daß man sie mit der Gewisheit, daß sie wieder stehlen werden, auf freien Fuß stellt, und in den Stand setzt, den Diebstahl als ein Gewerbe zu treiben; hie und da auch daß wegen kleiner Vergehen, z. E. Streu- oder Grasentwendungen in Forsten und dergleichen, übermäßige Strafen erkannt werden, welche schwer oder gar nicht zu vollstrecken sind; und oft ein so weilkünftiges und kostspieliges Verfahren erfordern, daß die Beschädigten lieber ihren Verlust verschmerzen, als es anhängig machen. Durch beide Extreme wird die öffentliche Sicherheit gefährdet und die Demoralisation befördert. Die Berichte sind voll von Klagen hierüber, welche jedoch in Betreff der übermäßigen Strafen kleiner Vergehungen seitdem legislative Abhülfe gefunden haben.

Es sind diese Zustände wohl in allen Landes-Collegien anerkannt und auch den höchsten Staatsbehörden nicht verborgen geblieben. Die Abstellung wenigstens der größten täglich fühlbaren Mängel derselben würde eine nicht zu schwere Aufgabe seyn, — ihre Lösung aber wird durch das Unternehmen aufgehalten, das ganze Recht, oder wenigstens das ganze Criminalrecht auf einmal zu revidiren, zu reformiren und zu redigiren, welches die hiezu erforderlichen Kräfte in Anspruch nimmt, und auf dessen Ausgang gewartet und verwiesen wird.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Natürlich entstehen aus dem Verkehr der Hausirer mit dem Volke allerlei Gespräche, häufige Controversen, oder auch Versammlungen und



Gebete mit heißbegierigen Seelen, die den Boten, der ihnen das Wort Gottes und das Evangelium von Christo gebracht hat, als einen Engel vom Himmel begrüßen, und gerne noch mehr von ihm hören möchten; und es wird dann nicht selten von der Drigkeit irgend ein disponibles Lokal, z. B. die Schule, dazu eingeräumt.

Trotz den mancherlei Gefahren, welche in einem solchen unfrühen Berufe liegen, konnte die Gesellschaft 1835 ihren fünf Colporteurs das Zeugniß geben, daß diese bescheidenen Boten unter der Leitung dessen arbeiten, dem es stets gefallen hat, sich der Schwachen dieser Welt zu bedienen, um die Starken zu nichte zu machen, und daß in ihrem Verfahren wie in ihrer Sprache etwas ganz besonders Ansprechendes und Anregendes enthalten sey.“

Hier nun einige Beispiele ihrer Wirksamkeit. „Auf einer kurzen Seereise,“ schreibt ein Colporteur, „hörte ich einem Gespräche eines Matrose mit mehreren Passagieren zu. Nachdem sie viel von der Politik gesprochen hatten, kamen sie endlich auch auf die Religion. Der Matrose sprach in so unziemlichen Ausdrücken vom Herrn, daß ich in meinem Inneren darüber schauderte, und doch fühlte ich mich noch nicht stark genug, ihn deshalb zu tadeln. Nachdem ich meinen Gott um Muth gebeten hatte, ihn vor den Menschen zu bekennen, nahte ich mich ihrem Kreise, mit einigen christlichen Traktaten in der Hand, und fragte den Matrosen, ob er lesen könne; als er es bejahte, gab ich ihm den Traktat: „Die Bibel des Schiffsjungen.“ „Wollt Ihr uns,“ sagte ich zu ihm, die Freude machen, uns dieses kleine Büchlein vorzulesen? Er willigte ein; und als er sich setzte, stellten sich die Anderen um ihn her. Als er drei Viertel gelesen hatte, brach er in Thränen aus, und da er nicht weiter fortfahren konnte, ging er fort in den unteren Schiffsraum, wo er fast eine Stunde blieb. Ich benutzte diesen Augenblick, um an alle Passagiere Traktate zu vertheilen; eine halbe Stunde lang entstand eine große Stille, da Jeder seinen Traktat las. Darauf kam ein Herr zu mir und gab mir 10 Pf. für seinen Traktat. Ich bemerkte ihm, daß ich ihn ihm geschenkt hätte. Das ist wahr, sagte er, und ich habe Euer Geschenk angenommen; aber nehmet jetzt auch meine Gabe freundlich an, damit Ihr mit solchen schönen Austheilungen fortfahren könnt. Nach seinem Vorgange brachten mir alle anderen Passagiere ihre 10 Pfennige. — Ich hatte später Gelegenheit, den Matrosen wiederzusehen; ich schenkte ihm ein Neues Testament, das er mit großer Freude annahm, wobei er sagte: Ich lehre einen Schiffsjungen lesen, der eine Waise ist; ich verspreche Euch, daß ich ihn nur aus diesem Buche unterweisen will.“ — Ein Anderer berichtet: „Als ich meine Bücher angeboten hatte, fing ein Kunde an zu accordiren. Ich sagte ihm: Das Wort Gottes verbietet mir zu lügen, und es hieße lügen, Ihnen einen Preis zu sagen, von dem ich wüßte, daß es nicht der wäre, zu welchem ich Ihnen zuletzt diese Bibel zu lassen gedächte. Dieses Buch, das ich Ihnen anbiete, würde mich verdammen, denn darin heißt es: darum legt die Lügen ab und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit seinem Nächsten. — Das ist recht brav von Ihnen, so dem Worte Gottes gehorchen zu wollen; aber es ist bekannt, daß die ehrlichsten Kaufleute von ihrem ersten Preise immer etwas ablassen. Sie würden also der Einzige seyn, der sich nicht dieser Sitte anbequemen wollte. — Was die Anderen thun, geht mich nichts an; ein Jeder wird seine eigene Last tragen; mir kommt es darauf an, der Bibel zu

gehörchen, denn nach ihr werde ich gerichtet werden.“ — Ein Dritter erzählt: „Bald konnte der Pfarrer, mit welchem ich sprach, nicht mehr antworten auf die zahlreichen Bibelstellen, durch welche ich Rechenschaft von meinem Glauben gegeben hatte; er sagte mir: Ich ersaune über die Leichtigkeit, mit welcher Sie die Stellen der heiligen Schrift finden; Sie sind ohne Zweifel ein Geistlicher? Nein, antwortete ich, ich bin ein Christ; und jeder Christ muß sorgfältig das Wort Gottes studiren, ja sogar es zum Studium seines ganzen Lebens machen. Der Pfarrer antwortete mir: Ich kann Ihnen auf dieses Feld nicht folgen, denn ich muß gestehen, daß ich nicht wie Sie über die Bibel nachgedacht habe; aber lesen Sie Bossuet und Sie werden sehen, daß Sie im Irrthum sind. Ich antwortete ihm: Ich bin kein Jünger irgend eines Menschen, denn kein Mensch ist für mich gestorben, sondern Jesus Christus; darum bin ich Christi Jünger. Was Bossuet's Werk betrifft, so würde ich seine Widerlegung annehmen, wenn ich mich der Worte eines Menschen bedient hätte; da ich mich aber nur auf das Wort Gottes gründe, so könnte nur dasselbe Wort mich von meinem Irrthum überführen; denn es steht geschrieben, daß Gott allein wahrhaftig ist und alle Menschen Lügner.“ — „Ich bitte Sie, zu Ihrem eigenen Besten,“ sagte einst jemand zu einem Colporteur, „sprechen Sie nicht mehr von diesen Lehren; denn man wird über Sie spotten.“ Das ist noch nicht viel, erwiderte er, verspottet und lächerlich gemacht zu werden; die Apostel sind vor Gericht geschleppt worden, und wurden geschlagen und gegeißelt um derselben Lehre willen, und wenn sie fortgingen, freuten sie sich, daß sie würdig erfunden waren zu leiden um des Namens Christi willen. — Dieselbe Überzeugung hegte ein anderer Colporteur, als er Folgendes erfahren hatte: „Indem ich von Haus zu Haus ging, um das Wort Gottes anzubieten, führte man mich zu einer Person, welche das ehrenvollste Amt bekleidete und die ich in ziemlich zahlreicher Gesellschaft fand; diese Herren nöthigten mich zum Sitzen, um sich länger mit mir unterhalten zu können; ich that es auf der Stelle, mich freuend, eine so günstige Gelegenheit gefunden zu haben, meinen Glauben an Christum zu bekennen. Aber ach! bald schlug die Unterhaltung in Beleidigungen von Seiten dieser Personen um, welche meine Überzeugungen angriffen; der Hausherr vorzüglich sagte mir aufgebracht, daß nur niedriger Eigennuß mich hätte den Beruf eines Colporteur ergreifen lassen können, und befahl mir, mich so schnell als möglich mit meinen schlechten Büchern fortzumachen. Mein Herz wollte mir brechen, als ich solche Gottlosigkeit und solchen Unglauben hörte, und meine Erschütterung war so gewaltig, daß ich mit Thränen in den Augen antwortete, ich sey nicht das, wofür man mich hielt, wohl aber ein armer Jünger dessen, der am Kreuze starb, um die Sünder zu erlösen, deren vornehmster ich sey; und daß ich glücklich wäre, gewürdigt zu seyn, diese Beleidigungen um seines Namens willen zu erdulden. Als ich forsging, kam mir ein junger Priester nach, dessen sanfte Physiognomie mir aufgesallen war, und umarmte mich mit einer Herzlichkeit, die mir zeigte, daß er meinen Schmerz theile; dann nöthigte er mich in sein Zimmer in demselben Hause, und nachdem wir lange von den Heilswahrheiten uns unterhalten hatten, beteten wir gemeinschaftlich, daß Gott unser Gespräch segnen möge, und wir verließen uns, uns versprechend, fortwährend für einander zu beten.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 24. März.

N<sup>o</sup> 24.

## Über die Zunahme der Verbrechen.

(Schluß.)

### Die Criminalstrafen

reduciren sich, in Betreff der Verbrechen, die hier vorzüglich in Betracht kommen, hauptsächlich auf Gefängniß und Zuchthaus, zu denen noch die körperliche Züchtigung hinzutritt. Daß diese letztere, als eine unter allen Umständen empfindliche und schnell vollstreckte Strafe vorzüglich zweckmäßig, namentlich von den Dieben und Betrügern gefürchtet und wirksam ist, darüber stimmen die Berichte der erfahrensten Beamten überein.

Besondere Beachtung dagegen verdienen die Klagen, welche in allen Berichten, die auf diesen Gegenstand eingegangen sind, über die Unwirksamkeit der Gefängniß- und vorzüglich der Zuchthausstrafen in Beziehung auf die Diebe geführt werden. Furchtbar sind diese Strafen allerdings den Personen, die noch Ehre zu verlieren haben. Hievon aber abgesehen finden die Verbrecher in den Gefängnissen und Zuchthäusern Obdach, Erwärmung, Nahrung, Kleidung und Pflege in Krankheiten, und zwar alles dies besser als Viele von ihnen und ihre Standesgenossen es sich durch Arbeit, wenn sie auf freiem Fuße sind, verschaffen können. Dabei sind sie in den Gefängnissen nicht selten völlig müßig, in den Zuchthäusern aber nur zu verhältnismäßig leichter Arbeit genöthigt. Für Weib und Kinder müssen die Communen sorgen. Sie können sich in den Zuchthäusern durch einige Anstrengung Überdienst erwerben, und den Ihrigen zugehen lassen, oder für sich behalten. Sie finden auch in den Zuchthäusern Gesellschaft, wie sie den Neigungen vieler von ihnen zusagt, und haben reichlich Gelegenheit, sich im Stehlen und Lügeln gründlichen Unterricht von den erfahrensten Lehrern ertheilen zu lassen, und Verbindungen für ihre fernere Laufbahn anzuknüpfen. Oft werden sie abgerissen in die Zuchthäuser aufgenommen, und immer bekleidet wieder daraus entlassen, so daß eine Zuchthausstrafe — besonders eine kurze — ein Mittel ist, sich Kleidungsstücke zu verschaffen, die gleich nach der Entlassung verkauft werden können. Dabei bleibt ihnen die oft realisirte Hoffnung, durch Entspringen oder durch Begnadigung bald wieder auf freien Fuß zu kommen. Das der ernstlichsten Beherzigung werthe Resultat hiervon ist, daß die Gefängniß- und Zuchthausstrafen oft grade für die gefährlichsten Verbrecher nicht sehr empfindliche, zum Theil gar keine Strafen oder wohl gar Belohnungen sind, die zu Verbrechen anlocken, und daß sie die Sträflinge, statt sie zu bessern, vielmehr verführen und verderben. Die so ausgelehrten Diebe werden nach beendigter Strafzeit ihren Gemeinden wiedergegeben, wo sie einerseits als gewesene Züchtlinge die größten Schwierigkeiten finden, Unterkommen

und Arbeit zu erhalten, andererseits die oben dargestellten Zustände, welche im Bunde mit dem Zeitgeiste, Zügellosigkeit aller Art begünstigen, sie zur Lüderlichkeit und Vagabondage einladen. In welchem Grade auf diesem Wege die Verbrechen vermehrt und die öffentliche Sicherheit gefährdet wird, ergibt die große Zahl von Rückfälligen, mit denen die Zuchthäuser besetzt sind. Es sind jedoch grade die Gefängnisse, die Zuchthäuser und die entlassenen Sträflinge neuerlich der Gegenstand besonderer Fürsorge nicht allein von Privatvereinen, sondern auch der höchsten Staatsbehörden geworden, so daß auch hier Abhülfe und Besserung zu hoffen ist. Endlich werden in einer großen Anzahl der Berichte die Leib und Seele verderbenden Wirkungen des so sehr überhand genommenen

### Branntweintrinkens

geschildert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dasselbe, insbesondere die große Wohlfeilheit des Branntweins und die so sehr vervielfältigten Branntweinläden und Schänken nicht allein unmittelbar zu vielen Verbrechen Veranlassung geben, sondern auch in Verbindung mit den übrigen die Bande der Zucht und Sitte auflösenden Ursachen, mächtige Mittel der Demoralisation sind. Nach dem Inhalte dieser Berichte dürfte zu prüfen seyn, ob nicht Schänken und Gastwirthschaften zu viel Freiheit haben, durch den sich beständig darbietenden Reiz die niederen Stände und schon die zarte Jugend zur Völlerei und mittelbar zur Unzucht zu verleiten, die Bande der Hauszucht auflösen zu helfen und Lüderlichkeit und Verbrechen zu befördern.

Nach allem diesem ist die Antwort auf die Frage nach den Ursachen der Zunahme der Verbrechen so inhaltsreich ausgefallen, daß man eher fragen möchte, wie diese einander unterstützenden Ursachen nicht eine noch viel stärkere Wirkung hervorgebracht haben, als vor Augen liegt. Dies dürfte daraus zu erklären seyn, daß die meisten jener Ursachen erst seit einigen Jahrzehnten recht in Wirksamkeit getreten sind, und noch nicht Zeit gehabt haben, ihre Tendenzen völlig zu entwickeln, wodurch es möglich wird, daß die reiche Fülle von Christenthum, von Sitte, Recht, Zucht und Ordnung, welche die ganze Organisation der christlich Germanischen Staaten bis in ihre kleinsten Fasern durchdrang, noch jetzt der Demoralisation einen so bewundernswürdigen, wenn auch schwächer werdenden Widerstand entgegenstellt. Hieraus folgt aber auch, daß, wenn jene Ursachen ihren Fortgang behalten, und keine mächtige restaurirende Gegenwirkungen eintreten, ein größeres Maß von Verbrechen und bevorsteht als dasjenige ist, welches die vorliegenden Erörterungen veranlaßt hat.

Dies führt auf die letzte Frage, nämlich: auf welchem Wege die hauptsächlichsten Ursachen der vermehrten Verbrechen beseitigt werden können?



Die Beantwortung derselben ist in ihren Grundzügen in der obigen Darstellung der Ursachen der Verbrechen schon enthalten. Alles was geeignet ist, den Glauben zu erwecken und zu stärken, die Heilighaltung des Gesetzes Gottes, und des Rechtes, als eines Ausflusses desselben, herzustellen, insbesondere praktische Anerkennung des Rechtes, als des obersten Principes des Staats durch Gesetzgebung und Staatsverwaltung — Reinigung, Kräftigung und Ausdehnung der Wirksamkeit der Kirchen und Schulen, — Rückkehr zu einem ernstern Eherecht, Erhaltung und zeitgemäße organische Entwicklung der noch übrigen oder neu sich bildenden Standesrechte und Standesitten, besonders Schutz des Bauer- und Bürgerstandes gegen die Wirkungen der jetzigen agrarischen Gesetzgebung und der Gewerbefreiheit — Reform des Beamtenstandes durch ernste Disciplin und durch organische Verbindung mit dem Lande und den übrigen Ständen, — Kräftigung der Obrigkeit durch alle ihre Gliederungen bis zur Communal-, hausherrlichen und väterlichen Gewalt herab, als der Stellvertreterin Gottes zur Handhabung seines Gesetzes — Herstellung der Selbstständigkeit, des Ernstes, der Würde der Justiz, Befreiung derselben von der Herrschaft der Routine und des Mechanismus und Erneuerung ihrer wahren Elemente, des obrigkeitlichen und des wissenschaftlichen, — Reform der Strafgesetze, besonders derer über Fleischesverbrechen, Diebstahl und Betrug — Herstellung eines energischen Criminalprozesses und solcher Strafen, die wirklich als Strafen wirken, — das sind im Allgemeinen die Mittel, der Vermehrung der Verbrechen entgegen zu wirken. Die Ausführung dieser Andeutungen in's Einzelne würde einen großen Theil der wichtigsten Aufgaben der Gesetzgebung und Staatsverwaltung erschöpfen müssen; und doch meist nur dahin gelangen, zu zeigen, in welchem Geiste verfahren werden sollte, nicht aber bestimmte, sofort in's Werk zu setzende Vorschläge zu machen. Es sollen daher nur noch einige Gegenstände ausgehoben werden, hinsichtlich deren sich solche Vorschläge darbieten. Diese mögen, der Ordnung der obigen Darstellung der Ursachen der zunehmenden Verbrechen folgend, diesen Bericht beschließen.

Die kirchlichen Bedürfnisse des Landes dürften durch gründliche Visitationen festzustellen und dadurch die Vermehrung der Kirchen, Pfarren und Schulen da, wo es daran fehlt, einzuleiten seyn.

Die dem Vernehmen nach schon in Erwägung gezogene Reform des Eherechts wäre mit der Aufhebung der Untergerichts-Competenz in Ehescheidungssachen, Anordnung eines ernstern Ehescheidungsprozesses, Beseitigung der frivolsten Scheidungsgründe, Abschaffung der als Belohnungen des Ehebruchs und der Unzucht wirkenden Rechte der unehelich Geschwängerten, Wiederherstellung der Strafen des Ehebruchs, wenn er von den Betheiligten gerügt wird, und der Unzucht, wenn sie öffentlichen Skandal gibt, Unterdrückung der Bordelle und polizeilichen Verhinderung der wilden Ehen zu beginnen.

Die Erbfolge in die Bauergüter und deren Verschuldung bedarf einer baldigen legislativen Erwägung Behufs

einer Reform im Sinne der neuerlich über die Westphälischen Bauergüter ergangenen Verordnung.

Die über die Parcellirungsfreiheit und die Rechtsverhältnisse der Parzellenbesitzer dem Vernehmen nach schon eingeleiteten legislativen Verathungen dürften zu einem endlichen Resultate zu führen seyn.

Dasselbe gilt von denen über Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Heimathrecht — wobei davon auszugehen wäre, daß die Communen keine bloße Verwaltungsabtheilungen sind, sondern juristische Persönlichkeit haben — und Armenpflege, — mit den Verathungen über Gewerbefreiheit ließen sich Erörterungen, wie den oben dargestellten Tendenzen der alten Städteordnung entgegen zu wirken wäre, verbinden. Die Beamtendisziplin fordert eine schnelle Reform auf dem Wege der Legislation, oder durch eine die jetzigen Mängel derselben gründlich zu heilen geeignete Praxis, welche zunächst Betrüger, Bankerottirer, Ehebrecher, Trunkenbolde, überhaupt Menschen, die in Lüderlichkeit versunken sind, aus dem Beamtenstande zu entfernen hätte.

Die Justiz dürfte von der sie drückenden Last der mechanischen Geschäfte möglichst zu befreien seyn. Die Criminal-Rechtspflege insbesondere aber bedarf einer Reform der Strafgesetze über Diebstahl und Betrug, welche vorzüglich auf ernstliche und angemessene Bestrafung der Diebe von Profession zu richten wäre; wie auch einer Reform der Zuchthäuser, um eine solche Verfassung derselben einzuleiten, welche sie zu dem, was sie seyn sollen, zu wirklichen Straf- und Besserungsanstalten macht. Schwere anhaltende Arbeit, eine Beföstigung, welche geringer ist, als die der niedrigsten Klasse des betreffenden Bezirks, Klassifikation, vor Allem aber in der Regel gänzliche Isolirung der Züchtlinge, Verbot und Verhinderung alles Verkehrs und aller Besprechungen derselben unter einander, in der Regel völliges Stillschweigen, dies möchten die Grundzüge der zu treffenden Einrichtungen seyn, welche weder zu schwierig, noch zu kostbar erscheinen dürfen, wenn die hohe Wichtigkeit des Zwecks und die Ersparniß erwogen wird, welche durch die in Folge dieser größeren Strenge zulässige Abkürzung der Zuchthausstrafen für leichtere Verbrechen eintreten könnte.

Ob endlich dem übermäßigen Branntweintrinken, — sofern es nicht eine Folge, sondern eine Ursache der Demoralisation ist — durch obrigkeitliche Maßregeln, z. B. durch Erhöhung der Branntweinsteuer und Entziehung des Bierbrauens mittelst Herabsetzung der Abgaben davon und sonst, direkt entgegengewirkt werden kann, scheint zweifelhaft zu seyn; dagegen dürften der Anlegung neuer Schankstätten und Wirthshäuser mehr Schwierigkeiten, als hie und da früher geschehen, entgegenzusetzen und die Schänker und Wirths unter schärfere polizeiliche Aufsicht zu nehmen, bei Vermeidung des Verlustes ihres Gewerbes zur Aufrechthaltung mehrerer Ordnung in ihren Häusern zu verpflichten und für die Excesse, die daselbst vorkommen, wohin schon das übermäßige Trinken selbst zu rechnen wäre, verantwortlich zu machen seyn. Wenn man die ungemeinen Erfolge der Amerikanischen Mäßigkeitsgesellschaften betrachtet,

welche neuerlich auf höhere Veranlassung, um ähnliche Unternehmungen anzuregen, im hiesigen Departement amtlich bekannt gemacht worden sind, so drängt sich der Wunsch auf, auch unser Land von diesem leib- und seelenverderblichen Unheil auf solche Weise befreit zu sehen; was indessen von Seiten der Obrigkeit zu diesem Zwecke geschehen kann, dürfte hauptsächlich in der Herstellung und Erhaltung der Zucht und guten Sitte überhaupt auf den oben ange deuteten Wegen bestehen.

## Nachrichten.

(Baiern.) Vier und dreißig Mitglieder der protestantischen Gemeinde in München haben am 24. Februar d. J. eine Witschrift an Sr. Majestät den König von Baiern eingereicht, in welcher sie um Abstellung der Controverspredigten des bereits bekannten Herrn Eberhard, Prediger an der St. Michaels-Kirche in München, nachsuchen. Eine Witschrift gleichen Inhalts war durch das Königl. Dekanat der protestantischen Gemeinde in München an das protestantische Ober-Consistorium ergangen, damit dieses mit seiner Autorität intercediren möchte, allein sie war ohne Folgen geblieben. Die an den König unmittelbar gerichtete aber hatte die Wirkung, daß alsbald Herr Eberhard befohlen wurde, seine Predigten einzustellen, worauf er unverzüglich eine Reise nach Freiburg in der Schweiz angetreten hat. In der erwähnten Witschrift an Sr. Majestät führen die sich Beflagenden aus der dritten und letzten unter den anstößigen Predigten Folgendes an, das der Mittheilung an ein größeres Publikum werth scheint, und dessen weitere Veröffentlichung deswegen schon keinem Vorwurf unterliegen kann, weil Herr Eberhard öffentlich und nicht im Winkel geredet, ja sogar seine früheren ähnlichen, wenn auch nicht diesen ganz gleichkommenden zwei Predigten über die gemischten Ehen selbst (wenn auch untreu) durch den Druck veröffentlicht hat.

1. Der Redner nannte den Reformator Luther einen elenden Betrüger, und citirte, wie er, nämlich Luther selbst, in einem seiner Briefe geschrieben hätte, wenn er das Werk (die Reformation) nicht angefangen, würde er es wohl wieder haben liegen lassen, „also selbst diesen elenden Betrüger, wie ihm nur Satan noch dazu geholfen hat, sein teuflisches Werk zu vollenden.“

2. Er schmähte die evangelischen Geistlichen und Religionslehrer auf das Entehrteste, als bemühten auch sie sich, als elende Betrüger das Volk vom wahren Glauben auf Irrwege und sohin zur ewigen Verdammniß zu führen.

3. Er behauptete, daß die heidenmüthigsten Handlungen der Tugend, von einem Nicht-Katholiken vollbracht, kein Verdienst seyen, sondern ein leerer Schall und daß sie nichts dem göttlichen Wesen Wohlgefälliges an sich hätten.

4. Er verdamnte jene Eatten, die in gemischten Ehen leben, nannte sie Rabenväter und Rabenmütter, bei welchen, wenn die Frau schwanger ginge und ihre Kinder nicht katholisch erziehen zu lassen gelobt hätte, es viel besser wäre, wenn sie Mattern zur Welt brächte, da die Kinder ja doch der ewigen Verdammniß anheimfielen.

5. Es sey herzzerreißend und schmerzlich, wie man ein so verlorrenes und verdammtes Geschlecht neben sich herum wandeln sehen müsse; ihre (der Protestanten) Kirche könne zwar Halleluja singen, könne Sacramente spenden, könne Amen sagen, aber zur Seligkeit werden sie (die Protestanten) doch nicht gelangen, sie sind demungeachtet verloren.

6. Christus der Herr spreche durch Paulus ja selbst: „Wer nicht in der reinen Lehre Jesu Christi lebet, der ist verflucht.“ Da also

unsere Katholische Kirche der Leib ist, und Christus darin wohnt, so muß unsere Kirche unfehlbar seyn, sonst wäre Gott ein Lügner und ein größerer Sünder als der sündige Mensch selbst — wenn nämlich auch Andersgläubige selig werden könnten.

Athanasius und Augustinus mußten herhalten, um diese Eberhardsche Logik, Dogmatik und Rhetorik — denn wahrlich, alles ist hier singular! — zu bekräftigen. Die Kritik wird, wenn jene zwei früher gedruckten Predigten desselben Ranzelgenies verglichen werden, aus inneren Gründen an der Richtigkeit dieser Sätze nicht zweifeln, welche in obiger Form von Ohrenzeugen an Sr. Majestät den König berichtet worden sind, und ihre gute Wirkung Allerhöchsten Orts eben so wenig verfehlt zu haben scheinen, als die Absicht des Herrn Eberhard, Haß, Zwietracht und Gewissensnoth unter dem niedrigen katholischen Volke anzurichten, fehlgeschlagen ist. „Für unseren Eberhard lassen wir Blut und Leben,“ hört man in München begeisterte katholische Dienstmägde sagen. Indessen ist bei gebildeten Katholiken die Freude über die vorläufige Beseitigung des Unfugs allgemein. Ein anderer Prediger, in der Theatiner Kirche, wollte einen ähnlichen Ton anstimmen, jedoch eine Zurechtweisung des ehrwürdigen Erzbischofs kam neuem Skandal zuvor.

## (Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

### (Fortsetzung.)

Hören wir noch einige merkwürdige Beweise von Zustimmung und Theilnahme für den Beruf der Colporteur. „Eine arme Frau vom Lande, die ein Neues Testament hat und dessen Werth, ohne menschliche Beihülfe, durch Lesen hat kennen lernen, veranlaßte Andere, es sich zu kaufen, indem sie zu ihnen sagte: Dieses Buch ist meine Freude; wenn ich sogar in einer Wüste wäre, würde es mich mehr erbauen, als alle Menschen und alle anderen Bücher; denn es ist das Wort Gottes; ich habe es lieber als die ganze Welt, denn dieses sagt uns, was wir glauben müssen, um selig zu werden. Ach! wie unwissend sind die Leute, sagte sie zum Colporteur, wenn sie wüßten, was für ein Buch das ist, würden sie Euch nicht so durch die Straßen ziehen lassen; sondern sie würden eilen, es sich selber aus Ihrer Wohnung zu holen. Ach, man weiß nicht, was die Wahrheit ist; darum verwirft man sie.“

„Ein Pfarrer, überzeugt durch die Worte eines Colporteurs, daß sein aufrichtiger Wunsch ist, Christo einige Seelen zuzuführen, nimmt mit Dank die ihm angebotenen Traktate an, und nöthigt den Colporteur, sich aus seiner Bibliothek zwei Erbauungsbücher als Beweis seiner Freundschaft auszusuchen. Ein anderer Pfarrer, welcher die durch die Colportage verbreiteten christlichen Traktate kennen gelernt und gekauft hatte, forderte einen Amtsbruder auf, alle noch übrigen zu kaufen; aber dieser weigert sich, indem er sagt: Wenn ich diese guten Bücher für mich nehme, werden meine Pfarrkinder keine bekommen, und ich will sie deren nicht berauben. — An einem anderen Orte wird ein Colporteur von Vielen, denen er die heilige Schrift verkauft hatte, genöthigt, eine öffentliche Versammlung zu halten, um ihnen zu zeigen, wie man die Bibel lesen und sich ihren Inhalt zu Nuzze machen müsse; er findet einen solchen Anklang, daß der dazu gemiethete Saal sich viel zu klein zeigt für die sich hinzudrängende Menge. Um Alle zu befriedigen, zieht er sich genöthigt, sich nach verschiedenen Dörfern zu begeben, und seine Worte, welche beredt sind, weil sie durchaus biblisch sind, werden überall mit einer Aufmerksamkeits und mit einem Respekt angehört, welche sein Herz erquickten.“

B. Evangelisten. „Die Evangelisten, eine Zwischenklasse zwischen den Predigern und den Colporteurs, und mit beiden etwas Ge-



meinsames habend, sind wie alle lebenskräftigen und dauerhaften Einrichtungen ohne vorübergehende Absicht, ohne künstliche Anregung, allein durch die Macht der Ereignisse angestellt worden. Kaum hatte die religiöse Erweckung in Frankreich sich zu zeigen angefangen, als sie auch schon existirte; sie sind in der Kindheit unseres neuen christlichen Lebens erschienen, und haben sich zugleich mit ihr so zu sagen in derselben Wiege entwickelt. Ein Evangelist ist nämlich nichts Anderes als ein mit einigen Kenntnissen ausgerüsteter Christ, der die Seelen seiner Brüder lieb hat und sich aufmacht, um mit ihnen von der ewigen Seligkeit zu sprechen. Wenn dann Einige seine Ermahnungen hören, vereinigt er sie, oder vielmehr sie vereinigen sich selbst freiwillig, und die Arbeit an den Einzelnen wird eine gemeinsame für Viele zugleich. Auf diese Weise sind die Evangelisten entstanden; sie haben ihren Beruf erfüllt, ohne es zu ahnen, und das Werkzeug ist ersaunt über den Gebrauch, zu welchem die Weisheit Gottes es berufen. — Sie halten religiöse Versammlungen, verkündigen den gekreuzigten Christus, lehren den ganzen Rathschluß Gottes kennen, laden die Seelen ein, sich zu bekehren, gehen von Haus zu Haus, um die Arbeit fortzusetzen, die sie in den öffentlichen Versammlungen angefangen haben. Kurz, sie erfüllen den Beruf, der den Evangelisten in den ersten Zeiten der christlichen Kirche, in den Zeiten der Reformation und in unserer Zeit angewiesen ist. Felix Meff war ein Evangelist, ehe er ordinirt wurde, und die Ordination hat ihm weiter nichts gegeben, als die Sakramente nach unserer Kirchenordnung zu verwalten.“

Die Stellung der Evangelisten ist gewissermaßen eine vorübergehende; sie bildet den Übergang von den seltenen und zufälligen Besuchen der Colporteurs zu der regelmäßigen Predigt und Seelforge eines angestellten Dieners (ministre) des heiligen Evangelii. Sie bieten den neugeborenen Kindlein die geistliche laute Milch des Evangeliums dar, und bereiten sie so vor auf den Empfang der kräftigeren Speise durch die regelmäßige Predigt des Wortes. Nichts desto weniger ist ihr Amt grade jetzt zur Förderung dessen, was die Colporteurs anregen, und als Vorbereitung auf die Bildung künftiger Gemeinden von der höchsten Wichtigkeit und von dem größten Erfolge. Ihre Lage muß natürlich eine höchst verschiedene seyn, je nachdem sie unter lauter Katholiken arbeiten, und hier entweder einen ziemlich festen Wirkungskreis haben, oder sich weithin ausdehnen müssen, oder je nachdem sie innerhalb des Bereiches eines protestantischen Pfarrers wirken, zu dem sie dann entweder in freundschaftlichen oder feindschaftlichen Verhältnissen stehen. Ihre Zahl ist verhältnißmäßig gering (1838 waren ihrer elf, 1839 fünf), da es natürlich ihr eigener Wunsch wie der der Gesellschaft seyn muß, daß sie bald fest stationirte Prediger werden. Eine der wichtigsten Stationen war früher die Poulain's in St. Quentin; er mußte aber auch bald, von seiner Gemeinde gedrängt, die Sakramente anstellen, weil sie diese Nahrung nicht mehr bei dem ungläubigen protestantischen Pfarrer suchen wollten. Sein Arbeitsfeld zeigte schnell hoffnungsvolle Saat und gute Erndte; er hielt regelmäßige Predigten, auch in der Woche, hatte Privatunterweisungen, Besuche bei Kranken und Leidenden, Katechisationen und verbreitete Bibeln und Traktate. Viele dem Christenthum entfremdete oder todtgläubige Menschen sind für den lebendigen Glauben gewonnen worden. Das ganze so schön aufblühende Werk wurde aber aus dem edelsten Beweggrunde wieder aufgegeben, als ein gläubiger protestantischer Pfarrer dorthin kam, und man nun weder die bisherige Trennung unterhalten, noch Poulain auf einem nun nicht mehr notwendigen Posten lassen wollte.

Interessant ist insbesondere die Wirksamkeit des Evangelisten Roth, der unter seinen Glaubensgenossen, den zerstreut wohnenden und in hohem

Grade vernachlässigten Mennoniten im Elsaß, wirkt. Diese Mennoniten feiern ihre Gottesdienste in Scheunen; ihre Geistlichen werden von ihnen gewählt, ohne vorher besondere Studien gemacht zu haben. Roth durchzieht das Land zehn bis funfzehn Meilen weit, liest und erklärt die Bibel, hält Reunionen und bemüht sich auf alle Weise, der Wahrheit Eingang zu verschaffen. Mehrere Prediger der Mennoniten haben bereits in Folge seiner Wirksamkeit das Bedürfnis eines gründlichen Studiums der heiligen Schrift für sich und ihre Gemeinden eingesehen und auch fremde Glaubensgenossen finden sich bei den von Roth gehaltenen Versammlungen ein; an verschiedenen Orten haben manche Seelen das Wort von der Gnade angenommen und rühmen sich des Kreuzes Christi. —

C. Schullehrer und Schullehrerinnen. Während die Zwischenstellung der Evangelisten leicht in Colportage oder evangelisches Predigtamt übergeht und diese Arbeiterklasse daher ziemlich Schwankungen unterworfen ist, wird das Bedürfnis nach christlichen Schulen von Tage zu Tage größer und dringender und der Mangel an Arbeitern desto drückender gefühlt. Die ganz außerordentliche Vereinzelung der wenigen Protestanten in Frankreich, die eifrigen und sehr erfolgreichen Bemühungen der katholischen „christlichen Schulen“ von den sogenannten freres ignorantins, überhaupt die traurige Lage des Elementarunterrichtes in ganz Frankreich, machen eine besondere Sorgfalt für protestantische Schulen in Frankreich nothwendig, und haben bereits vor zehn Jahren eine Gesellschaft zur Unterstützung des Elementarunterrichts unter den Französischen Protestanten ins Leben gerufen, an deren Spitze die vornehmsten Protestanten stehen, nämlich in Paris die Pairs: Marquis de Jaucourt, Pelet de la Lozère, Admiral Verhuell, Graf Woissy d'Anglas und Gasparin, und die Mitglieder der Deputirtenkammer: Guizot, B. und Fr. Delessert, so wie außer Paris die Pairs Graf v. Preissac und Baron v. Daunant, und die früheren Mitglieder der Deputirtenkammer: Coudere, Morin, Debia, Talguerolles, Baron v. Türckheim u. A. m. Die protestantischen Pastoren nehmen natürlich Antheil an diesen Arbeiten, die aber eben, weil sie etwas vornehm protestantisch betrieben zu werden scheinen, mit einer Einnahme von circa 1600 Thlr. (1839) dem ungeheuren Bedürfnisse nicht abhelfen können. Daher ist es schön, daß nun die evangelische Gesellschaft von einem anderen Standpunkte aus und mit anderen Grundfäden denselben Bedürfnisse auch ihrerseits abzuhelpen sucht und so viel als möglich Lehrer anstellt. Sie sagt hierüber Folgendes: „Man kann sich kaum eine Idee machen von der Menge der Bitten um Lehrer und Lehrerinnen, welche von Pastoren an die evangelische Gesellschaft gerichtet werden, weshalb schon dieses Arbeitsfeld allein ein höchst wichtiges und ausgebreitetes wäre. Je länger je mehr machen wir die Erfahrung, wie unendlich viel Gutes in Frankreich durch die Beschäftigung mit der Jugend und christlichen Kindererziehung geschehen kann. Das ist unstreitig das allerwirksamste Mittel für das künftige Heil und die Evangelisation des Landes, um so mehr, als dergleichen Lehrer ihren Wirkungskreis nicht auf das Herz der ihnen anvertrauten Zöglinge beschränken. Den Eltern willkommen, haben sie einen leichten Zugang zu ihnen, und man könnte mehr als einen Lehrer nennen, der, nachdem er zuerst einige kleinere Kinder das Evangelium lesen gelehrt hatte, und es ihm gelungen war, sie durch dieses heilige Wort zu bilden, zuletzt die Eltern dieser Kinder um sich erblickte, und sein Unterricht in eigentliche Katechisation von Erwachsenen und seine Schule in einen Tempel verwandelt sah, wo der Ewige im Geist und in der Wahrheit angebetet wurde.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 27. März.

N<sup>o</sup> 25.

**Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Heinrich Steffens. Breslau 1840. 2 Bände.**

Auch an dem wunderlichen Baum der Deutschen Literatur hat der Zweig der Selbstbekenntnisse und Selbstbetrachtungen, der Memoiren im weitesten Sinne, die Rinde der mancherlei löblichen und unlöblichen Rücksichten früherer beschränkterer und ängstlicherer Zustände durchbrochen und sich mit mannichfaltigem Laubwerk und einigen Blüthen und Früchten zu entwickeln begonnen. Und seit diese Erscheinung überhaupt die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, kehren die Blicke des größeren Theils der gebildeten Zeitgenossen wohl zu keiner der Knospen jenes Zweiges so oft und mit solcher Erwartung zurück, als zu der, welche nun in dem vorliegenden Werk sich in voller, reicher und anmuthiger Blüthe zu entfalten beginnt. Und wenn auch in den zahlreichen selbstbiographischen Andeutungen und Elementen, welche Steffens schon früher und in verschiedenen Formen mitgetheilt hat — wenn eben in diesen Knospen gewissermaßen eine Verpflückung zur bereinsigen Blüthe lag, als deren theilweise Tilgung und Erfüllung wir diesen Anfang einer wirklichen Selbstbiographie ansehen können, so kann dadurch das Gefühl des Dankes, den ein reines und unerwartetes Geschenk erregen würde, nicht vermindert werden, sondern im Gegentheil. Noch weniger kann davon die Rede seyn, daß jene Anticipationen etwa diese Gabe überflüssig gemacht hätten, oder irgend wie ihren Werth schmälern könnten. Es gibt zwar ohne Zweifel auch hier Leute, welche längst Alles gewußt, gedeutet, geahnt, construirt haben und zur Noth Steffens die Mühe ersparen könnten, seine Selbstbiographie zu schreiben. Sie würden sie besser machen als er, indem sie die disjecta membra zusammentrügen und mit dem Schiboleth irgend eines Systems ihm ein spukhaftes Scheinleben verliehen. Ja Steffens könnte noch von Glück sagen, wenn er so leidlich wegfäme und nicht ganz und gar in einen todten Schematismus nach den vorliegenden Materialien aufgehen müßte. Von solchen Kunststücken halten wir überhaupt nicht viel, am wenigsten aber mögen wir in diesem Fall davon hören. Bei keinem uns bekannten Schriftsteller ist das Interesse an den Schriften so innig mit dem subjektiven Interesse an der Person des Verfassers verbunden, wie bei Steffens. Und je mehr eben der Werth und die Wirkung seiner Schriften dadurch mit bedingt wird, daß uns aus ihnen durchweg eine ganz individuelle Lebenswärme anhaucht, eine bedeutende, eigenthümliche und liebenswürdige Persönlichkeit anblickt, desto entschiedener drängt sich der Wunsch und das Bedürfniß auf, das Antlitz, dessen Ausdruck wir in einzelnen

vorübergehenden, halbverhüllten Zügen und Blicken im Allgemeinen ahnten, einmal in unverhüllter lebendiger Vollständigkeit vor uns zu sehen, ihm in die beiden offenen Augen zu schauen. Diese Art von Rechtfertigung der Steffensschen Selbstbiographie mag grade hier und für die Leser dieser Blätter sehr überflüssig seyn, wir aber konnten es nicht unterlassen, auch bei dieser Gelegenheit gegen die immer überhandnehmenden seelenmörderischen Taschenspielerkünste zu protestiren, welche nach allen Richtungen hin das Individuelle und Besondere in einem Blendwerk von Allgemeinstem und Höchstem aufzulösen bemüht sind, während zuletzt Alles nur dem allerbeschränktesten Ich der fingerfertigen Künstler selbst aufgeopfert wird. In dem Maße, wie sich diese todte Flugsandwüste an sich völlig leerer, Alles und Nichts sagender Worte zu verbreiten droht, ist es erfreulich und nöthig, daß ihnen wie hier das Leben kräftiger, frischer und wahrer Individualität als Schranke entgegentritt.

Sollen wir nun weiter über diese Erscheinung berichten, so gesehen wir, von vorn herein in nicht geringer Verlegenheit zu seyn — nicht etwa darüber, was überhaupt bei Gelegenheit dieses Buches zu sagen seyn möchte, sondern theils eben über die Masse und Mannichfaltigkeit dessen, was sich hier mittelbar oder unmittelbar aufdrängt, besonders aber darüber, was in diesen Blättern und zu dieser Zeit gesagt werden solle. Am bequemsten nicht nur, sondern auch am angenehmsten sowohl für uns, als auch ohne Zweifel für den Leser, wäre eine bloß referirende und mit gewählten Stellen aus dem Buch selbst geschmückte Anzeige — wenigstens würden wir dann nur die Leiden des Überschlusses, die Qualen der Wahl haben, welche man sich, was man auch sagen mag, in allen Verhältnissen gar wohl gefallen lassen kann. Einer solchen Behandlung aber widersprechen die Rücksichten, die wir dem Buche selbst, dem Verfasser, dem Blatte (worin wir jetzt zum ersten Male auftreten), den Lesern und uns selbst schuldig zu seyn glauben. Das Buch und was es mittelbar oder unmittelbar enthält und berührt, ist zu bedeutend, der Charakter, die Tendenz und Aufgabe dieser Blätter, und unsere eigene Stimmung und Gesinnung der Zeit und Literatur gegenüber ist eine zu ernste, unsere Achtung für den Verf. zu richtig, als daß wir daran denken könnten, uns mit einer solchen bloß passiven Behandlung unserer Aufgabe abzufinden. Diese würde aber auch abgesehen von solchen Rücksichten, jedem gebildeten Kreise, zumal aber den Lesern dieser Blätter gegenüber, völlig unpassend seyn, da das Buch selbst entweder längst in ihren Händen ist, oder doch bald seyn wird, und es jedenfalls keiner Empfehlung, keiner Lockspeise durch pikante Musterchen aus diesem reichen Lager bedarf, um das sachkundige und berufene Publikum anzuziehen. Stumpfsinnige oder rohe Müßigg-



gänger aber mögen ohnehin ganz davon bleiben. Wir wenigstens können uns nicht entschließen, uns hier andere Leser zu denken als solche, die das Buch selbst schon kennen und lieben, oder die jedenfalls sich nicht durch solche Vorschmeckerei einzelner aus dem Zusammenhange gerissener Citate den Genuß verderben und vorweg nehmen lassen mögen. Ganz gut! — mögen solche uns nun hier zurufen —, aber warum sagst du nicht ohne viele Umschweife und Bevorrwortungen, was du über das Buch, was wir alle kennen, zu sagen hast? Dagegen antworten wir: aus dem einfachen Grunde, weil das Buch noch nicht fertig als Ganzes vorliegt, während sein Inhalt doch eben als ein lebendiges Ganzes von uns besprochen werden soll — weil wir nicht bei Gelegenheit dieser Selbstbiographie von allen anderen Dingen, oder auch nur von Steffens früheren Schriften (worüber wir ohnehin nicht viel zu sagen wüßten, was nicht schon gesagt wäre) reden wollen, sondern von ihr selbst, von der individuellen Entwicklung des Verf., von dem inneren Zusammenhang und den äußeren Bestimmungen der verschiedenen Epochen seines Lebens und von ihrem Verhältniß zur Zeit — und weil von alle dem nur erst der allergeringste Theil, die Kindheit, ja in gewisser Hinsicht erst der Embryo hier vorliegt — weil wir eine entschiedene Abneigung gegen jedes Trennen eines lebendigen Ganzen haben — weil — — Aber warum übernimmst du es denn überhaupt, das Werk hier zu besprechen, ehe es vollständig vorliegt? Darauf müssen wir die Antwort schuldig bleiben, oder doch es der verehrlichen Redaktion überlassen, uns zu bezeugen, daß wir wenigstens nicht allein die Verantwortung zu tragen haben.

Haben wir uns indessen einmal so weit überwunden, so verkennen wir auch nicht, daß sich Manches für eine solche vorläufige Betrachtung dieser ersten Abtheilung der Steffensschen Selbstbiographie sagen läßt. Denn nicht nur liegt uns hier ein so weit er reicht, abgeschlossener Zeitraum vor, sondern er ist an sich so vielfach bedeutend, daß er in der That die Keime der wesentlichsten Momente der ferneren Entwicklung des Verf., so weit sie in seinen Schriften vorliegen, umfaßt, und so nur zu reichliche Anknüpfungspunkte für Betrachtungen über Steffens ganze Stellung zu und in dem Bildungsgang der letzten dreißig Jahre darbietet. Jene Keime und ihr Verhältniß zu dieser weiteren Entwicklung im Allgemeinen anzudeuten, ist nun der Zweck dieser Bemerkungen, wobei wir freilich die Gefahr dem Leser das zu sagen, was ihm schon selber klar genug geworden ist, nicht verkennen. In manchen anderen sonst ganz ehrenwerthen und gebildeten Kreisen mag es nämlich immerhin bei dem raschen Umlauf der Dinge und dem flüchtigen Wechsel der Interessen nöthig, oder doch zu entschuldigen seyn, wenn man keine ganz frische Erinnerung von Steffens bisheriger Wirksamkeit als Schriftsteller und Lehrer voraussetzt, und so hat man denn bei Gelegenheit dieser Schrift von verschiedenen Seiten mit mehr oder weniger Beruf das Gedächtniß des Publikums über diese Dinge aufzufrischen gesucht — so namentlich in sehr würdiger Weise in der Augsburger A. Z. Bei den Lesern der Ev. A. Z. aber, oder überhaupt in dem Kreise gebildeter Christen im

besten Sinn — und warum sollte der abgeschmackte Mißbrauch uns den an sich ehrenwerthen und bezeichnenden Ausdruck rauben und verleiden? — in solchen Kreisen, sagen wir, ein solches Bedürfniß voraussetzen, wäre in der That eine Beleidigung, die wir wenigstens uns nicht zu Schulden kommen lassen mögen.

Oder irren wir, wenn wir behaupten, daß, was auch Andere in unserer Zeit zur Begründung christlicher Erkenntniß in der höheren Bildung der Nation gethan haben mögen, Niemand zur Verbreitung christlicher Bildung und Gesinnung mehr oder auch nur irgend so viel beigetragen hat, wie grade Steffens? Jedenfalls wird hierin gewiß sein charakteristisches Verdienst zu finden seyn, wenn wir ihn mit anderen, sonst mehr oder weniger ebenbürtigen oder gleichstehenden, zum Theil wohl gar ihn überragenden Geistern vergleichen. Der letzteren dürften aber in der That nur wenige seyn und in der eigenthümlichen Verbindung so bedeutender Fähigkeiten und Schöpfungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, der Philosophie, der Psychologie, der Geschichte und Politik und der Poesie wird kein Urtheilsfähiger ansehen, ihm einen der ersten Plätze gleich unter den Fürsten des Deutschen Geisteslebens und in dem engeren Kreise der Heroen anzuweisen. Dies mag nun an sich im Reich Gottes und für der Seelen Seligkeit eben nicht sehr in Betracht kommen; der ecclesia militans aber ist es keineswegs gleichgültig, mit welchen Waffen ihre Kämpfer ausgerüstet sind, und sie nimmt alle jene dem guten Kampf geweihten Kräfte in den Kreis der Heiligung auf. Ob Steffens selbst in seinem irdischen Wirken und Beruf diesem, wenn man will, apostolischen Charakter eine so überwiegende Bedeutung zuzuerkennen geneigt ist, oder ob er auf andere Seiten desselben mehr Werth legt, wissen wir nicht; doch würde uns dies in unserer Ansicht nicht irre machen, daß grade hier das Hauptmoment seiner ganzen Entwicklung liegt, wozu alle anderen nur als mitwirkende Faktoren sich verhalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

Halle, im März 1841.

Die Straußsche Petition, wie sie hier zu Lande genannt wird, das Bittgesuch nämlich, das hiesige Theologie Studirende bei des Königs Majestät einzureichen beabsichtigt, um die Berufung des Dr. Strauß zu einer theologischen Professur dringend anheimzustellen, hat durch die Verschleppung in öffentliche Blätter nach außerhalb so viel Aufsehen erregt, daß es im Interesse der Wahrheit und der guten Sache nöthig erscheint, aus den häßlichen Insinuationen, welche von wohlbekannter Seite her dabei versucht worden, den einfachen thatsächlichen Hergang der Sache hervorzujehen.

Wie es gegenwärtig auf der Universität Halle um den Glauben und die theologische Wissenschaft stehe, ist kein Geheimniß. Jener alte vulgäre Rationalismus, der einst die nothdürftige wissenschaftliche Ergänzung zu den drei Sächsischen General-Superintendenten gebildet, ist seit Jahren — dies hat man auch bei dieser Gelegenheit nicht zu bezweifeln gewagt — des Todes verblieben. Wer etwa vor zehn Jahren hier studirte, als das christliche Leben in den ersten Geburtswehen lag, als es noch ein Schimpfwort war, Theolucianer zu heißen, der würde

die Universität kaum für dieselbe halten in ihrem gegenwärtigen Zustande: damals weit zurückgeblieben hinter der Wissenschaft, hat sie mit all der Eile, welche unser Zeitalter charakterisirt, alle Stadien der Entwickelung durchlaufen, und das Reich der kirchlichen Zukunft gehört auch ihr an.

Damit zusammengehalten muß allerdings ein Ereigniß, wie das vorliegende, bestreben, es läßt auf den ersten Anblick der Muthmaßung Raum, als ob aus dem Grabe des alten Rationalismus der moderne Pantheismus mit verjüngter Kraft erstanden wäre. „Es ist nicht zu verkennen,“ sagt ein Artikel in der Augsburger Allg. Zeitung, „daß die allzustark accentuirte fromme Gesinnung, die vor aller Untersuchung schon entschieden seyn soll, einen starken Gegenstoß auf die jungen Gemüther ausgeübt hat: es wird das Selbstgefühl verletzt, wenn der Mensch sich, ohne das Recht des Zweifels in Anspruch nehmen zu dürfen, dem Glauben blind ergeben soll.“ Unter Tholuck's Augen, heißt es nachher, lehre man nach der neuen Wissenschaft, unter seinen Augen wird Strauß's Dogmatik und Leben Jesu gelesen und mit Eifer studirt, und aus seinem Collegium sind die Unterschriften jener Petition hervorgegangen. Was folgt daraus? „Die Jugend divinirt, ober, was das Sprichwort sagt: „was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle.“

Es möchte sich kaum der Mühe lohnen, diese wohlfeile Art der Konstruktion von Thatsachen — den abgenutzten Trost, der über die eigene Armuth beruhigen soll — noch einer näheren Beleuchtung zu unterwerfen. Selbst wenn die Fakta in dem Umfange wahr wären, als es der Berichterstatter annimmt, wir wissen, daß das Evangelium stets der Welt ein Ärgerniß seyn werde, doch sein Reich nimmer überwältigt von den Pforten der Hölle. Wo der Herr sich eine Wohnung bereitet, dies ist unsere Zuversicht auf das feste prophetische Wort, da ist auch der böse Geist geschäftig, Unkraut unter den Weizen zu säen, je angesehener die Zeit des Heiles, desto mächtiger erhebt sich auch der Geist dieser Welt zum Widerstande, und der menschliche Stolz, der nur sich selber Alles verdamnen will, stoßt das dargebotene Reich der Erstgeburt um des Linsengerichtes willen zurück, das eine trügerische Menschenhand ihm bereitet.

Wir wollen nicht bestreiten, daß auch aus Tholuck's Collegien die Unterschriften hervorgegangen. Wo die Unterschriften am reichlichsten ausgefallen, darüber schweigt freilich die Geschichte. Indes welche von den beiden Parteien, die sich bisher um den Principat stritten, Strauß am meisten als ihren Bundesgenossen angesehen, bedarf wohl keiner Erwähnung, so daß auch darüber kein Zweifel obwalten kann, unter welcher Gattung von Studierenden das Unternehmen am meisten Beifall gefunden habe. Wenn jedoch auch solche ihre Unterschrift nicht verweigert haben sollten, die sonst mehr auf Seiten der gläubigen Professoren standen — wiewohl uns auf ausdrückliche Nachfrage kaum ein Beispiel dieser Art bekannt worden ist — wer, fragen wir, ist Schuld daran, nachdem durch die spekulative Philosophie es zur hergebrachten Lehre geworden, daß nicht die Sünde und ihr göttlich schöner Schmerz und das lebendige Ergreifen der Offenbarung, sondern der Zweifel, der begriffliche Aktus der Negation, zu dem ein Studirschmel genügt, uns zu unserem Herrn und Heiland führe? Es ist wahr, unsere Hegelianer halten es nicht mit Strauß, aber welche bessere Vorstufe kann sich der Rationalismus wünschen, als diese Predigt von der Freiheit der Wissenschaft, von der Nothwendigkeit, jede Autorität, auch die des Gottes Sohnes selbst daranzugeben und aus dem freien Gedanken den Inhalt der Religion zu produciren? Die Zahl der jungen Theologen, welche grünlich auf Hegel eingehen, soll zwar nur gering seyn, aber eine kleine Tinktur nehmen sich doch wohl Viele aus den philosophischen

Collegien mit, und eben damit ein Element, das, unter anderen dazu kommenden Umständen, den Übergang zu Strauß vermitteln kann.

Man legt auf die Menge der Subscribenten großes Gewicht: daraus sey doch ersichtlich, daß die theologische Stimmung, auf die wir oben hingedeutet, nur in beschränkten Kreisen herrsche, während eine verhältnißmäßig große Zahl, während hundert und zwanzig Theologen öffentlich sich als Verehrer der freien Wissenschaft erwiesen. Ohne den vierfachen Numerus der sämmtlichen Studiosen in Anschlag zu bringen: man dürfte hiebei von einem einzeln dastehenden Faktum zu rasch auf daß Allgemeine geschlossen haben. Wenn es auch nicht richtig ist, die ganze Sache nur als einen Studentenpaß zu betrachten, so ist das doch gewiß, daß so Mancher auf den in den Vorlesungen circulirenden Zettel seinen Namen mit aufgeschrieben — findet sich doch eine nicht geringe Zahl solcher, die noch im ersten Semester ihrer Studien sind, unter den Subscribenten — ohne eigentlich zu wissen, um was es sich handelte. Es ist ja bekannt, wie geneigt die Masse der Studierenden ist, nachzufolgen, wo eiliche energische Leute voranziehen. Es bedarf nur eines Blickes in die theologischen Collegien von Müller, Tholuck, das diesjährige Leo's über neueste Geschichte, nur eines Blickes auf den sonntäglichen Kirchenbesuch, den akademischen sowohl als der übrigen offenbarungsgläubigen Prediger, Böhme's, Dryander's, Marks und in der Nähe Tippielskirch's, und man wird des Stud. Haym „Erklärung,“ seine Nachrichten über die „nachweislich große Verbreitung der Strauß'schen Schriften unter den hiesigen Theologen und die gewaltige Aufregung des Geistes durch dieselben“ für ein schlüpfrig Zeugniß in eigener Sache zu halten geneigt seyn. Des. steht in keiner näheren Verlehnung mit den akademisch theologischen Kreisen, aber dies ist ihm aus eigener Beobachtung, wie aus bewährten Angaben klar geworden, daß die theologische Überzeugung der Mehrzahl derjenigen, von denen sich überhaupt sagen läßt, daß sie eine Richtung ergriffen, sich der Wahrheit zugewendet haben dürfte.

Damit wollen wir freilich nicht gesagt haben, daß es nicht auch unter den hiesigen Studierenden eifrige Verehrer von Strauß gebe: wir dürfen einem Artikel der Leipziger Allgemeinen dies immerhin glauben, obschon — naiv genug — Sünde, die bei der Petition thätig gewesen, hierin dem Publikum ihr eigen Lob verkündet: ja wir scheuen uns auch vor dem noch härteren Worte nicht, daß diese s. g. wissenschaftliche Richtung hie und da zu völliger Irreligiosität und der sündlichen Abkehr von Gott und göttlichen Dingen umgeschlagen. Es müssen ja nothwendig nicht Wenige vorhanden seyn, denen der alte Rationalismus nicht mehr zusagt, die durch Hegelsche Philosophie für eine radikalere Negation vorbereitet sind, was ist natürlicher, als daß für diese die Strauß'sche Dogmatik ein neues Evangelium wird? Es kommt noch eines hinzu. Auf der hiesigen Universität herrscht ein frischer Sinn für das Gemeinsame, Lust und Liebe für jugendliches Aneinanderschließen, ein reger Trieb, diese socialen Tendenzen in geschlossenen Kreisen abzurunden, in Gemeinschaften, die mit all der Liebe und dem Ernste, welche der Deutschen Jugend so wohl ansehn, auf die Wissenschaft sich geworfen, seit mit der theologischen auch die akademische Zuchtlosigkeit abgekommen. Dies möchte auch wohl auf anderen Universitäten sich darstellen: darin aber möchte eine mittlere Hochschule wie die hiesige — zu groß um die akademische Bürgerschaft in einen gemeinsamen Kreis abzuschließen, und einem großstädtischen Leben zu fern, um das individuelle akademische Art und Sitte zu verwischen — ein Eigenbüßliches haben, daß die Kreise, die leicht hier nach heimatlichen Verhältnissen oder geistigen Antrieben sich bilden, bald schärfer als gewöhnlich von einander sich absondern, und diese Trennung dann auch mit der Entschiedenheit, deren das jugendliche Bewußtseyn bedarf, um sich selbst



klar zu werden über sein individuelles Daseyn, Anderen gegenüber bewahren. Damit ist der Weg zur Einseitigkeit, zum Verfahren in bornirte, ja in gefährliche Irthümer geöffnet, und das gleich in der ersten Empfindung mißverständene Wort des Lehrers findet einen fruchtbaren Boden fortzuwuchern, in seiner Einseitigkeit sich immer mehr zu verschärfen, den bösen Keim auszutragen bis zu einer so unreifen Geburt, als hier zu Tage gekommen.

In der That ist der junge unreife Most der Straußschen Petition in solch einem wissenschaftlichen Vereine bereitet, und nur dieser hat recht eigentlich gewußt, was er that, wie angelegentlich auch mehrere Mediciner sich bemüht, über das, was sie mit ihren Unterschriften gewollt, ein Bewußtseyn in Anspruch zu nehmen, vielleicht in dem Sinne, wie auch ihr Meister auf Theologisches eingeht, indem er das Studium der Dogmatik zu den Ursachen des kalten Fiebers rechnet.

Die Sache verlief sich natürlich höchst einfach. Die Urheber des Unternehmens gaben sogleich die Petition auf, als die akademische Versöhrde sie auf die Überleitungen hinwies, deren sie sich schuldig gemacht. Öffentliche Blätter berichteten, daß Wegscheider und Gesenius sich in's Mittel gelegt und durch ihr verständiges Zureden und freundliches Abmuthen die Sache rückgängig gemacht hätten. Wer begriffe es nicht, was uns hiemit gesagt wird? Aus den Collegien der gläubigen Richtung sind die Unterschriften hervorgegangen, und — „die beiden achtbarsten theologischen Lehrer“ haben das Capitol gerettet.

Eine wohlbekannte Partei nannten wir sie oben, die so eifrigst bemüht gewesen, durch derlei Combinationen eine ursprünglich einfache Thatfache in den Bereich ihrer Zwecke zu ziehen. Jener Artikel in der Augsburger Zeitung gibt einen wahrhaft empörenden Beweis, wie diese Partei das Ereigniß für sich auszubenten gesucht hat. Nicht genug, daß wir hier die Forderung ausgesprochen finden, der „dominirenden Richtung der Zeit“ in jeder theologischen Fakultät einen Vertreter zu gönnen. Ein „rechtlicher Zustand“ wird es genannt, wenn die Studiosen es so weit brächten, einen direkten Einfluß auf die Besetzung von Lehrerstellen wieder zu gewinnen. Höchst befremdend ist übrigens, daß jener Artikel, den sicherem Vernehmen nach, selbst die Leipziger Allgemeine Zeitung abgelehnt, in einem geachteten politischen Blatte die Aufnahme gefunden, welches bisher so ernst auf das Bodenlose jener religiös und politisch radikalen Richtung hingewiesen hat.

#### (Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

##### (Fortsetzung.)

Hemmend und störend war für die Französische evangelische Gesellschaft, und noch mehr für die Genfer evangelische Gesellschaft das an sich nicht zu tadelnde Gesez, daß jeder Lehrer entweder ein geborener Franzose seyn, oder durch einen längeren Aufenthalt in Frankreich und ein darüber beigegebenes Zeugniß seiner Sittlichkeit sich die Erlaubniß zum Unterricht erwerben müsse; manche Lehrer haben deshalb einstweilen ihren Beruf aufgeben müssen, ohne gleich gehörig ersetzt werden zu können.

Küßt der eifrige Diener des Herrn die Kraft in sich, noch außer seinem Schulunterrichte Abends oder Sonntags seelsorgerische Besuche im Orte selbst oder in der Nachbarschaft zu machen, so verbindet sich der Lehrerberuf mit dem eines Evangelisten. Dies ist zum Beispiel der Fall in Montargis, wo Doine auch insbesondere den heiligen Gesang fleißig betreibt und dadurch den Beifall und die Aufmerksamkeit der Einwohner sich gewinnt. Ein Pastor in Montbrand hatte für sein entferntes Filialdorf einen Evangelisten, Schul- und Religionslehrer verlangt,

und als derselbe Versammlungen hielt, gab er ihm das Zeugniß, daß er ihm von dem größten Nutzen sey. Dasselbe Zeugniß gab ein anderer Pastor über einen anderen, ihm in ähnlicher Weise beigegebenen Lehrer. Die Gesellschaft unterhielt zuletzt (1839) zwei und zwanzig Lehrer und Lehrerinnen.

**D. Prediger.** Wir kommen endlich zu dem wichtigsten und einflußreichsten aller Ämter, zu dem der eigentlichen Prediger. Ihre Stellung erfordert außer der lebendigsten Überzeugung von der verklärten Wahrheit und treuem Eifer in ihrer beschwerlichen Arbeit, eben so sehr gründliche Erkenntniß der christlichen Lehre als auch hohe Vorsicht und Weisheit. Die Gesellschaft stellt nun außer vollständig ausgebildeten und berechtigten Französischen-protestantischen Candidaten des Predigamtens und wirklichen Pfarrern auch Zöglinge der (gesetzlich nicht anerkannten) Genfer theologischen Schule als Geistliche an, welche nach der bestehenden Kultusfreiheit und einer liberalen Auslegung der reformirten Kirchenordnung von mehreren befreundeten Nationalpastoren oder den geistlichen Mitgliedern des Comités die Ordination empfangen. Außerdem aber gebraucht die Gesellschaft auch unstudirte Laien, wenn sie nur sonst tüchtig und talentvoll sind, von welchen Mancher aber, weil er ein gegründeter Christ ist, seinen Predigerberuf, ohne Theologe vom Fach zu seyn, besser und segensvoller ausfüllen mag, als unzählige sogenannte Theologen, die das Predigamt nur handwerkemäßig betreiben. Allein es bleibt doch immer diese mangelhafte Vorbereitung mancher ihrer Arbeiter ein großer und auch wohl gefährlicher Übelstand, und eine der schwächsten, angreifbarsten Seiten der evangelischen Gesellschaft, welche sie selber je länger je mehr anerkennt und daher auch möglichst zu überwinden suchen wird. Aber wer kann bei der bestehenden Kultusfreiheit der Gesellschaft von irgend einer Seite her das Recht und die Befugniß zu solchem Verfahren absprechen? Oder soll sie etwa bei dem tief betrübenden, und von ihr selber am meisten entdecket und beklagten Mangel an Arbeitern in dem ungeheuren Arbeitsfelde, die Arbeit so lange einstellen, bis sie vollständig bewährte und erprobte Arbeiter finden kann? Wirken nicht dennoch die Prediger auch jetzt schon außerordentlich viel und sind sie nicht sichtlich gesegnet von dem Herrn der Kirche?

Diese evangelischen Prediger haben natürlich den schönsten Beruf, und erleben am meisten die Freude, Ächte und gesunde Früchte ihrer Arbeit zu sehen. Wie es der Stolz aller Franzosen ist, von der Notre Dame de Paris die dreifarbigte Fahne herabwehen zu sehen, so ist es auch der Stolz und die Freude aller evangelischen Christen, so oft in irgend einer Stadt zum ersten Male die Fahne des Evangelii öffentlich aufgespiant wird, und zu der neuen Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit Schaaren von verwahrlosten Seelen hinzueilen und durch das einfach verkündigte Wort vom Kreuz Ruhe und Friede für ihre Seelen gefunden zu haben bekennen. Mit Bewunderung sieht die ungläubige Menge dieses Schauspiel, und manche Seele fählt sich theils aus Neugierde, theils aus geheimer Sehnsucht, theils aus Nachahmungssucht mächtig hingezogen zu dem ihr angebotenen Wasser des ewigen Lebens. Daher darf der große Beifall, den die Predigt des Evangelii an solchen Orten besonders im Anfange findet, uns wohl erfreuen aber nicht befremden, da diese Erscheinung immer noch nicht an die apostolische Zeit heranreicht und nur die ewig junge Kraft des Evangelii von Christo beweist. Eben so wenig darf man sich aber auch wundern, wenn sich bald nachher die große Masse in ein kleines auserlesenes Häuflein verwandelt — denn Viele sind berufen, aber nur Wenige auserwählt — und dieses sich dann nur langsam anbauet und dagegen mehr innerlich erstarkt und wächst. (Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 31. März.

N<sup>o</sup> 26.

**Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Heinrich Steffens. Breslau 1840. 2 Bände.**

(Fortsetzung.)

Oder sollte man uns etwa durch den überwiegend weltlichen Charakter seiner Schriften, seiner ganzen Wirksamkeit und Haltung der einseitigen Ubertreibung überweisen wollen? Wir müssen umgekehrt grade darin die Erklärung und den Beweis der von uns behaupteten Thatsache finden. Je gewaltiger, mannichfaltiger und reicher sich seit etwa sechzig — ja, um nicht so weit zurückzugehen, seit etwa dreißig Jahren, zumal in Verbindung mit der Reaktion gegen fremde Unterdrückung, das nationale Leben nach allen Richtungen und in allen Formen der natürlichen, menschlichen Bildung, Erkenntniß und Schöpfung entfaltete, desto größer war und ist noch die Gefahr, daß es sich von dem positiven Grund und Boden des göttlichen Geistes und Lebens in Christo und seiner Kirche losreißen und seine Wurzeln überwiegend oder ausschließlich auf andere Gebiete schlagen möge. Ja diese Gefahr wurde ohne Zweifel in gewisser Hinsicht noch dadurch gesteigert, daß jene positive Grundlage, daß die Kirche eben in reaktionärer Selbstverteidigung das Bedürfnis fühlte und befriedigte, sich durch Concentration, durch schroffere Haltung und Fassung im eigenen Bewußtseyn sowohl als nach Außen zu befestigen und eventuell das: „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich,“ nach allen Seiten hin geltend zu machen. Diese Anwendung aber konnte der Natur der Sache nach hauptsächlich da am häufigsten vorkommen, wo die praktische Gefahr am größten war, auf dem Gebiet, wo das Wissen und Schaffen des nationalen Geistes unmittelbar sich mit den bedeutenderen Momenten des sittlichen Leben in deren gemeinsamen Ausdruck und Resultat, dem socialen Leben der höher gebildeten vermischte. Und auch in dieser immer noch großen Masse gibt es einen relativ engeren Kreis, worin sich der Geist und die Geister der Zeit in ihren jedesmal letzten, höchsten Manifestationen, in ihrer oft so schnell vorübergehenden Blüthe hauptsächlich wirksam zeigen, wo sie sich zu einem bunten, wechselnden Fokus vereinigen, der auch an sich und in sich weniger bedeutenden Individuen eine erhöhte Wärme und Beweglichkeit des geistigen Lebens mitzuthellen vermag. Steffens selbst erwähnt bei einer früheren Gelegenheit dieses Kreises der Geistreichen und seines Verhältnisses zu demselben mit einer liebenswürdigen Selbstironie; \*) aber ohne das, was er über die bedenklicheren

und lächerlichen Seiten dieser Erscheinung sagt, ganz in Abrede zu stellen, können wir dennoch (und zwar sind wir ohne Zweifel sehr unbetheiligt bei der Sache) nicht umhin, dem Momente des Geistreichen auch in diesem Sinne eine größere Wichtigkeit beizulegen, als er ihm wenigstens dort einzuräumen geneigt ist. Schon die äußere Stellung vieler der jenen Kreisen oder Logen angehörenden Individuen, schon der Umstand, daß grade in den höheren Ständen sich so oft die Alternative zwischen wirklicher Geistlosigkeit und Geistreichigkeit (sit venia verbi) in diesem Sinne aufdrängt, wo denn doch die Wahl nicht schwer seyn kann — schon diese mehr äußerlichen Eigenthümlichkeiten geben der Sache eine sehr große praktische Bedeutung in dem nationalen Leben, welches nun einmal in sehr hohem Grade durch solche äußerliche, materielle Momente auch in seiner geistigen Entwicklung, zumal im Bereich des Staates, bedingt wird — und wohin reichte die Einwirkung des Staats und seiner Diener nicht! Wir können aber auch den Gebrauch des Wortes geistreich nicht so beschränken, daß nicht neben jenen bestimmter abgegränzten socialen Kreisen grade die eigenthümliche Bedeutung, die höhere Lebenswärme, und raschere Thätigkeit und eindringlichere Wirksamkeit, die eigentliche Schöpferkraft einer gewissen Anzahl von wissenschaftlich oder ästhetisch ausgezeichneten Männern auch auf jenes Moment zurückgeführt werden könnte. Die Wissenschaft, die Kunst hat ihre Geistreichen in diesem engeren Sinn, die sich eben dadurch vor einer Menge anderer, wenn auch in anderer Beziehung noch so ehrenwerthen Geistern auszeichnen; und wenn auch, um die höchsten Preise auf allen Gebieten des geistigen Lebens zu erlangen, jenes Moment nicht allein hinreicht, so ist es doch eine unerläßliche Bedingung dazu, und die, welchen es gelingt, das Höchste zu erlangen oder zu schaffen, werden wohl unbedenklich zu den Geistreichen in diesem Sinne zu rechnen seyn. Daß auf diesem Gebiete jener Charakter von geselligen Beziehungen im besseren und schlimmeren Sinne (Kreis, Cotterie, Loge oder was sonst) wegfallen kann, der die Geistreichen der anderen Art mehr oder weniger vereinigt, daß es auf diesem Gebiete geistreiche Einsiedler geben mag, wird wohl zugegeben werden, ohne daß damit geläugnet werden soll, daß nicht auch zwischen beiden Gebieten vielfache Beziehungen stattfinden können, und eben Steffens selbst ist der beste Beweis dafür, da er ohne Zweifel zu den Meistern auf beiden gehört und schwerlich in sich selbst die beiden Seiten sehr genau zu scheiden vermag. Je lebendiger, frischer und selbstbewußter nun

den Geistreichen zu nennen, so daß ich mich fast als einen Meister vom Stuhle zu betrachten versucht werde.“ (Wie ich wieder Lutheraner ward.)

\*) „Ich selbst genieße der Ehre, Mitglied dieser Loge zu seyn, und es ist sogar wenn man mich tadeln zur Gewohnheit geworden, mich



aber der Geist der Welt, oder wenn man lieber will, der Geist des natürlichen Menschen, sowohl in seinen allgemeinen als in seinen individuellen Manifestationen sich in dem Kreise der Geistreichen jeder Art entwickelt, desto größer wird für ihn die Gefahr, mit den positiven Grundlagen des Christenthums und der auf ihnen ruhenden, sie bewahrenden Kirche zu zerfallen. Dies liegt schon in dem Wesen der Selbstvernichtung, Selbstverlängerung als Bedingung der Wiedergeburt in Christo, wogegen sich das natürliche Leben in dem Maße sträubt als es frisch, kräftig und selbstbewußt, wo nicht selbstgefällig ist. Daß in dem Wesen jenes Geistes und jener Geister auch von vorne herein Manches lag, was sie dem Christenthume näherte, soll damit nicht in Abrede gestellt werden; aber im Ganzen war doch das Verhältniß der Art, daß diese ganze Masse von Geistern gar leicht dem Unglauben, ja positiver Feindseligkeit gegen Christenthum und Kirche sich zuwenden konnte, zumal eben wenn die Kirche gezwungen war, auch nach dieser Seite eine schärfere, schroffere Haltung anzunehmen. Nun aber sind wir überzeugt, daß eine solche Wendung der nationalen Geistesentwicklung gerade in jenen Kreisen der ausgezeichneteren Geister und zum Theil in den einflußreicheren socialen und bürgerlichen Stellungen ein großes, eines der größten Unheile gewesen wäre, was uns treffen konnte.

Daß nun dies Unheil nicht nur abgewendet, daß im Gegentheil die Entwicklung eine ganz entgegengesetzte günstige Wendung genommen, das, glauben wir, verdankt die Kirche, verdankt die Nation, was auch Andere vor oder neben ihm in diesem Sinne geleistet haben mögen, doch vor allen Dingen eben Steffens.<sup>\*)</sup> Und hiebei kommt es zunächst gar nicht darauf an, wie viele oder wie wenige Mitglieder jenes oder irgend eines anderen Kreises durch Steffens unmittelbar oder mittelbar zur klaren Erkenntniß der christlichen Wahrheit geführt worden sind, und wir sind wahrlich gar nicht geneigt, uns in diesem Stück mit weichen Selbsttäuschungen zu wiegen. Indem aber Steffens, ein Meister vom Stuhl unter den Geistreichen jeder Gattung, mit einer Reihe vielgelesener, in jeder anderen Beziehung bedeutender und geistreicher, die wichtigsten und mannichfachsten Verhältnisse des nationalen und individuellen Lebens umfassender oder berührender Schriften auftrat, welche alle vom christlichen und kirchlichen Geiste durchdrungen waren, obgleich dieser nirgends eigentlich dogmatisch und bekehrend auftrat — indem Steffens dann sich selbst öffentlich nicht nur zum Christenthum, sondern sogar zu der Kirche bekannte, deren äußerlich schroffere Haltung als Folge einer Reaktion gegen die auflösenden (officiellen und nichtofficiellen) Elemente der Zeit, dieser am meisten Anstoß gegeben hatte — indem Steffens sich sogar

um dieser Dinge willen in gewisser Hinsicht eventuell von den Geistreichen lossagte (so weit der character indolebilis es gestattete), entschied er eine Wendung der ganzen Masse der Geistreichen nach der christlichen und kirchlichen Seite; wie in politischen oder kriegerischen Verhältnissen das kühne Wort und Handeln eines Führers im entscheidenden Augenblick die Massen in diese oder jene Wagschale werfen und ziehen kann. Wie sich der christlich-kirchliche Geist fortan weiter in jenen Kreisen, welche die Blüthe der Nation umfassen, begründen und verbreiten wird, ist zunächst eine Frage für sich; aber daß hier ein überwiegendes Präjudiz in diesem Sinne begründet ist, daß die Kirche diesen Kreisen gegenüber jetzt jenen anderen milderen Grundsatz geltend zu machen berechtigt ist: „wer nicht wider mich ist, der ist mit mir,“ darin schon sehen wir ein sehr großes und sehr erfreuliches Resultat — und das ist Steffens' Werk. Wer aber an diesem Resultat zweifeln möchte, den verweisen wir an das unwillkürliche und darum desto gewichtiger Zeugniß der Feinde des Christenthums und der Kirche. Wie lange hat man den Begriff des Geistreichen und des Christlichen — wir brauchen natürlich diesen Ausdruck schlechthin, statt der von jener Seite beliebten Ausdrücke Orthodoxie, Pietismus, Mysticismus u. s. w. — als unverträglich vorausgesetzt und dies Präjudiz auf alle Weise ausgebeutet, um die Gegner in die Alternative zu drängen, als Heuchler oder als Dummköpfe zu gelten! Davon kann fortan nicht mehr die Rede seyn, und eben die schlauesten und feindseligsten Vorkämpfer der antichristlichen Richtungen der Zeit haben es zuerst gemerkt, daß diese Trauben ihnen zu hoch hängen. Daß sie sie denn auch alsbald als fauer verpfeifen und das Geistreiche ziemlich unberholen in ihren großen Plundersack werfen, dem sie für's Erste den Namen Romantik gegeben haben,<sup>\*)</sup> bis sich ein anderer mehr aus dem praktischen, politischen Leben gegriffener dafür findet — das kann nicht irre machen noch befremden. Um so weniger, da sie selbst, welchen Anspruch sie denn auch an Geist haben oder machen mögen, nachdem sie mit den wunderlichsten Sprüngen auf alle den selbstgespannten Seilen in den mittleren oder (ihrer Meinung nach) höchsten Regionen sich zu halten gesucht, nachdem sie da und dort nach einer materiellen Stütze der Macht herumgetappt haben, sich nun definitiv auf den früher von ihnen so unfähig verachteten Niederungen der rationalistischen und liberalen öffentlichen Meinung, im aller trivialsten Sinne niedergelassen haben. Dort werden ihnen die Geistreichen irgend einer Art freilich nicht sehr beschwerlich fallen, und sie

<sup>\*)</sup> Daß nicht auch in den gebildeten und höher gestellten christlichen Kreisen der vorigen Periode, wo die Namen Lavater, Claudius, Salgün, Samann, Novalis u. a. w. glänzen, etwas von dem zu finden, was wir in irgend einem Sinne geistreich nennen, soll begreiflich nicht geläugnet werden, daß aber der bei weitem überwiegende Charakter jener Kreise ein ganz anderer war, bedarf hier keiner Ausführung,

<sup>\*)</sup> Das neueste Wörterbuch der Hallischen Jahrbücher (Nr. 209 ff.) gibt eine neue Sprachbereicherung, indem es Christenthum, Monarchie und ähnlichen Plunder unter den Ausdruck Orientalismus zusammenfaßt, der vor allen Dingen ausgestoßen werden soll, da dann die sonstigen Schwierigkeiten der Orientalischen Frage sich von selbst lösen werden. Ob dann in Berlin oder in Constantinopel die alleinseigmachende Universität begründet werden soll, würde sich auch leicht finden — sofern nicht überhaupt alle Universitäten im Sinne der Jahrbücher und zum Besten ihrer Mitarbeiter purifizirt werden sollen.

möge vielmehr deren Antipoden ihre Künste vormachen und die abgenutzten Gözen und Puppen der staunenden Eingeborenen mit neuen bunten Lappen herausputzen. \*)

(Fortsetzung folgt.)

## Die Annalen der Protestantischen Kirche in Baiern von Dr. Karl Fuchs.

Es gehört zu den erfreulichen Zeichen des wiedererwachenden evangelischen Sinnes und Lebens, daß die Zustände der Kirche mehr und mehr zur allgemeinen Kenntniß gebracht und mit Besonnenheit und christlichem Ernste vor dem größeren Publikum beurtheilt werden. Dies hat einerseits die segensreiche Folge, daß, was unter dem Beistande des Herrn in ihr bereits erstrebt wurde, das freudige Gefühl eines tüchtigen Besizes weckt, während, was noch fehlt, zu unablässiger Thätigkeit spornet; ander-

\*) Um Mißverständniß zu vermeiden, setzen wir gleich hinzu, daß wir weit entfernt sind, diese Sache als späßhaft und diese Stellung der „Geister die vernehmen“ als gefahrlos für die positiven Interessen und Güter der Völker und Fürsten, des Staats und der Kirche anzusehen. Sie haben unter fortwährendem Renomiren mit Freiheit und Freisinnigkeit in allen Wechsellern und Phasen ihrer Entwicklung (man gestatte uns den Ausdruck, obgleich die unbedingte Negation, das Nichts einer wirklichen Entwicklung nicht fähig ist) ihr eigentliches Wesen mehr oder weniger zu negiren gewußt, und durch diese Lüge, durch diese doppelte Negation einen gewissen Schein positiver Existenz gewonnen, wie er grade nöthig war, um die Macht zu gewinnen, die ihnen als Stütze dienen sollte. Denn eine positive, materielle Macht soll um jeden Preis gewonnen werden. So haben sie noch vor Kurzem dem Beamtenstaat mit so schamlosen Schmeicheleien gefehlt, wie sie in Deutschland wenigstens bisher noch kein Lakai irgend einer Macht darzubringen gewagt hat. So haben sie sich in ähnlicher Weise, seit der Beamtenstaat ihnen auf dem Wege ächt monarchischer und damit ächt volkshümlicher Belebung zu entgegen droht, an den constitutionell-rationalistischen Liberalismus gemacht, in dem sie zugleich schon mit den republikanischen Eventualitäten der Zukunft kokettiren. Daß sie hier wirklich eine Macht gefunden haben, die ihrer Dienste wohl bedarf und der sie sehr gefährliche Waffen leihen können, wollen wir nicht in Abrede stellen. Eine andere Frage ist, wie lange es dauern wird, bis der Geist unbedingter Negation auch dieses nur auf Selbstenegation, also auf Lüge beruhende Verhältniß zerstreut? So wenig wir aber an sich jener Macht irgend eine höhere Berechtigung einräumen, so dürfen doch die Gefahren der Zeit bedeutend vermehrt werden, wenn das Mehr oder Weniger positiver Elemente, welche sie doch immer noch bewahrt, von jenem Alles zerstörenden Princip unbedingter Negation aufgelöst und ausgehöhlt werden sollte. — Gegen diese wie gegen alle anderen Gefahren der Zukunft würden die positiven, lebendigen, schöpferischen Thaten des ächten Monarchismus, als einzigen naturgemäßen Hauptes des nationalen Organismus, die einzige Bürgschaft gewähren. Eine gesunde, kräftige und freie Entwicklung des nationalen Lebens in Kirche und Staat, in diesem Sinne, würde dann auch jenen negativen Kräften die Stelle anweisen, wo sie, wenn auch gegen ihren Willen, das Positive fördern müßten — wie sie denn schon jetzt in vieler Hinsicht als kräftige Lauge dienen und nur zu oft im Einzelnen Recht haben.

rentheils ist in jener würdigen, auf Thatfachen gestützten Besprechung das beachtenswerthe Gegenmittel gegen das leichtfertige, leidenschaftliche und unverständige Raisonement gegeben, welches in kirchlichen Dingen insbesondere manche politische Blätter sich zu Schulden kommen lassen.

Zu den kirchlich-theologischen Zeitschriften, von welchen das bezeichnete günstige Resultat erwartet werden darf, gehören die in der Überschrift namhaft gemachten Annalen des Baierschen Ober-Consistorialraths Dr. Fuchs in München. Eine beneidenswerthe Ruhe der Betrachtung, eine parteilose Objektivität der Darstellung, ein glaubenstreuer, von weiser Überlegung gepflegter Geist in der Vertretung des künftigen kirchlichen Besitzthums, eine warme Liebe zu dem, was des protestantischen Bekenntnisses Mittelpunkt und Charakter ausmacht, eine praktische Thätigkeit, die auch dem scheinbar Untergeordneten im kirchlichen Gemeindeverband seine Beziehung zu den unveräußerlichen Glaubenspunkten aufzufinden und zu sichern weiß, eine Vollständigkeit in Hinsicht der Einzelheiten, die zugleich überall die Rückkehr zu dem evangelischen Principe einschließt, eine klare, wohlbemessene, anziehende Sprache, dies sind Eigenschaften, welche allen Aufsätzen der Annalen in größerem oder geringerem Maße beizuwohnen und diese würdig machen, Allen, welchen das evangelisch-kirchliche Leben wichtig ist, angelegentlich empfohlen zu werden. Wäre die Protestantisch-Evangelische Kirche Baierns, welche die genannten Annalen zu ihrem nächsten Gegenstande gewählt haben, auch nicht an sich, um ihres Umfangs und ihrer dormaligen christlichen Entwicklung willen, von solcher Bedeutung, daß kein evangelisch Bewegter von ihr absehen kann, so würde jene Zeitschrift schon um der allgemeinen Beziehung, welche ihr Inhalt auf die die Gegenwart belebenden kirchlichen Interessen nimmt, aller Beachtung werth seyn. Wir empfehlen sie den Gottesgelehrten, namentlich den Geistlichen mit dem Bewußtseyn, daß wir uns den Dank derer sichern, welche ihr eine bestimmtere Aufmerksamkeit zuwenden.

Das erste Heft der (in einer neuen Folge erscheinenden) Annalen von Dr. Fuchs hat in dem Februarheft der Ev. K. Z. vom vorigen Jahre eine anerkennende Würdigung von einem anderen Referenten erhalten. Das zweite bietet des Tüchtigen nicht weniger dar. Schon die erste Abhandlung: Überblick der gegenwärtigen Zustände in der Protestantischen Kirche Baierns, läßt tiefe Blicke in die dormalige Situation einer großen Kirchengemeinschaft thun. Seyn, Ringen und Hoffen ist treulich geschildert und gibt zu mancher allgemeineren, fruchtbringenden Betrachtung Veranlassung. Der dritte Aufsatz gibt einen Beitrag zur Statistik der Evangelisch-Protestantischen Kirche in Baiern. Nach den amtlichen Erhebungen vom Jahre 1838 gehören zu dieser Kirche 1,292,420 Seelen, von welchen 874,017 dem Lutherischen, 4117 dem reformirten und 314,293 dem Lutherisch-reformirten oder unirten Bekenntnisse zugethan sind. Ein Ober-Consistorium und drei Consistorien (fünf mit Einschluß der Mediat-Consistorien) verwalten das oberste Episkopat. Sieben und siebenzig Dekanate und 1063 Pfarreien stehen unter diesen kirchlichen Stellen.



Unter den folgenden Aufsätzen verdient eine besondere Auszeichnung der mit der Überschrift: Versuche, neueren Doktrinen in der Kirche eine Anerkennung zu verschaffen. Er ist allermeist gegen das an sich nichtige Treiben des Dr. Paulus in Heidelberg gerichtet, das aber auf dem hier beschriebenen Gebiete noch seine Anhänger findet. Er weist die beklagenswerthen Gründe dieser Gemeinschaft auf eine sehr befriedigende Weise nach, und zeigt, wie der genannte Gelehrte in seiner unter die Kritik hinabgesunkenen Parteischrift über die vereinigte Kirche in der Baierschen Pfalz \*) sich benommen hat. Von hervortretendem Interesse ist das anerkennende Wort, das über die Erklärung ausgesprochen wird, welche eine Anzahl protestantischer Geistlicher der Baierschen Rheinpfalz gegen den dürftigen Nationalismus jenes Heidelberger Theologen und für den evangelischen Glauben (im Augusthefte dieser Zeitung vom vorigen Jahre) abgegeben haben; denn es thut wohl, wenn kirchliche Obere die glaubenstüchtige Strebung der Geistlichen offen und unumwunden ehren. Was unter IX. über den heimgegangenen Dr. Olshausen in Erlangen gesagt wird, ist ein Wort der Hochachtung und Liebe, das auch in diesem Zusammenhange weithin Anklang finden wird. Unter XI. wird Einiges über auswärtiges Studium vorgebracht, was über die Sphäre hinaus, für welche es zunächst bestimmt ist, Werth hat. Die Verdächtigung der Kirchenlehre in der vereinigten Kirche der Baierschen Pfalz am Rhein, bildet den Inhalt der XII. Abhandlung. Mit Ruhe und Sachkenntnis wird hier eine Machination des vulgärsten Nationalismus dargestellt und beurtheilt, und dem Leser auch für anderweitige ähnliche Verhältnisse viel zu bedenken gegeben. Ob auf die Rechtfertigung eines Einzelnen so viel Gewicht zu legen war, als am Schlusse des Aufsatzes geschehen ist, und ob nicht bedeutendere Zeichen christlicher Regung in der Baierschen Pfalz wären anzuführen gewesen, müssen wir dahin gestellt seyn lassen.

Das aber bezeichnen wir auch als Schlüsselfaktat: Eine Zeitschrift, wie die zur Sprache gekommene, ist aller Aufmerksamkeit werth und verdient jede Pflege.

Möge der Herr dem ehrwürdigen Herausgeber und (in den meisten Artikeln) Bearbeiter der Annalen noch recht lange Zeit und Kraft zu ihrer gesegneten Fortsetzung verleihen!

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Das größte und bedeutendste Arbeitsfeld der evangelischen Prediger ist unstreitig Paris selber, worüber ein ganz besonderer Bericht gewiß

höchst interessant seyn würde. Hier stehen als Prediger an der sogenannten Chapelle Taitbout die beiden in vieler Hinsicht höchst ausgezeichneten und einander durch Talent und Geist oder durch Popularität und Tiefe des Gemüthes ergänzenden Prediger Grandpierre und Audebez. Um sie versammeln sich sonntäglich in der Chapelle Taitbout die vornehmern evangelisch Gesinnten, die vielleicht zur Hälfte aus früheren Katholiken bestehen, und hören dort Muster von Predigten, während in der Chapelle rue St. Maur und anderwärts Audebez und seine Gehülfen mehr den Armen durch Schule und Predigt mit großem Erfolge das Evangelium bringen. Da jedoch diese Wirksamkeit unter den 30 — 40,000 Protestanten und 700,000 Katholiken unabhängig von der (jüngeren) evangelischen Gesellschaft besteht, da vielmehr letztere vorzugsweise von der Chapelle Taitbout ausgegangen ist, so gehört die Schilderung dieser Thätigkeit nicht hieher; sie hat sich auch bereits von Seiten der Nationalkirche volle Anerkennung zu erringen, und dagegen alle separatistischen Elemente entschieden abzuwehren geußt. Ihr Charakter ist nur insofern nicht national-protestantisch, sondern nur evangelisch, als sie sich nicht an das bisher bestehende Kirchensystem angeschlossen, und daher ihren Kultus non salarié par l'état nennt, und sich mit neuem evangelischem Eifer innerlich freier, äußerlich den Katholiken zugänglicher zeigt.

Die Wirksamkeit der verschiedenen dreizehn Prediger der Gesellschaft im Einzelnen zu schildern, würde zu weit führen; sie kann ihrem Wesen nach unserer pfarramtlichen nicht unähnlich seyn. Auffallend ist das außerordentlich häufige Predigen der Geistlichen; ihre Predigten müssen also natürlich vorzugsweise den Charakter erbaulicher Bibelklärung — die auch am meisten noth thut — annehmen. Der geringeren Feierlichkeit des ganz einfachen Kultus und der einfachen Predigt entspricht auch das Äußere der Kapellen, da die Reformirten nun einmal durchaus keinen Sinn für kirchliche Kunst und kirchlichen Schmuck haben. Ein großer Saal mit hübschen Bänken, gewöhnlichen Hausfenstern, einem Katheder oder einer Kanzel, mit Bibelsprüchen an der Wand ist alles zu einer Kapelle nöthige Geräth. Mit dem Gesang steht es, da die Orgeln fehlen und manche Versammlungen theils sehr klein, theils sehr wechselnd sind, ziemlich dürftig aus. Die Gebetsstellung ist sehr mannichfaltig, stehend oder kniend, mit gefalteten Händen oder eine Hand vor's Gesicht haltend; der Prediger drehte sich sogar in Taitbout auf dem Katheder mit dem Gesichte gegen die Wand, die zufällig ein Vorhang eines früheren kleinen Theaters ist. Nach der Französischen Liturgie werden jeden Sonntag Morgen ein sehr schönes Sündenbekenntniß und die zehn Gebote als commandemens du Seigneur gelesen. Früher gebrauchte man in Frankreich nur die in der ganzen Reformirten Kirche so sehr beliebten und gesegneten hundert und fünfzig gereimten Psalmen; seit den letzten Jahrzehnten ist von Genf durch Malan und von Paris aus durch S. Luteroth viel zur Erweiterung des Liederreiches geschehen, und in die Liederammlung sind auch die Deutschen Lieder und Melodien aufgenommen. Von dem Ernste und der Feierlichkeit des Deutschen Chorals hatte man früher in Frankreich gar keinen Begriff; noch jetzt haben die Melodien etwas Leichtes, Sinnliches, viel Melobisches und häufige Repetitionen derselben Worte, ganzer oder halber Zeilen.

(Fortsetzung folgt.)

\*) S. September- und Octoberheft der Ev. R. Z. von 1840.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 3. April.

N<sup>o</sup> 27.

**Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Heinrich Steffens. Breslau 1840. 2 Bände.**

(Fortsetzung.)

Fragen wir nun nach dem Zusammenhang zwischen diesem Hauptmomente in Steffens späterer und vollendeter Entwicklung und Thätigkeit mit seiner Jugendgeschichte, so ist dieses so handgreiflich, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Steffens selbst hat schon früher darüber keinen Zweifel gelassen, und auch das vorliegende Werk bestätigt es in so vielen, eben so rührenden und lieblichen, als erbaulichen Zügen, welche wir dem Leser wahrlich nicht nachzuweisen brauchen, daß der Keim des christlichen Lebens als Hauptmoment schon in seiner frühesten Kindheit gelegen, daß er diesen Geist recht eigentlich schon mit der Muttermilch eingesogen hat.

Eben so klar ersehen wir nun aber weiter aus diesen Selbstbekenntnissen, wie dieser Keim schon sehr früh in seiner Entwicklung gehemmt und von anderen Lebenskeimen zurückgedrängt, ja dem Anschein nach erstickt wurde. Eben hier aber erkennen wir nun die Führung des Herrn, der seiner Kirche grade ein solches und so eigenthümliches Hülfsmittel zubereiten wollte — daß wir uns dieser Ausdrücke bedienen, daß wir eine solche Auffassungsweise ohne weitere Umschweife als eine wohlberechtigte auch den Geistesreichen gegenüber geltend machen und auf Verständniß oder doch wahre Duldung rechnen können, verdanken wir eigentlich auch Steffens, und so dürfen und müssen wir sie um so mehr festhalten und hervorheben. Es ist nämlich gar nicht zu verkennen, daß eben, indem Steffens eine Zeitlang sich in gänzlichlicher Unabhängigkeit (wenn auch nie in Feindseligkeit) von jenem christlichen Moment seines Wesens entwickelte, er jene Bedeutung und Stellung geistreicher Wissenschaftlichkeit erreichen konnte, wodurch grade allein seine eigenthümliche und gewaltige Wirksamkeit auf dem Gebiete des christlichen und kirchlichen Lebens bedingt wurde. In der zunehmenden Fülle dieser geist- und gemüthreichen, wissenschaftlichen und praktischen Lebensentwicklung lag jener stille Keim christlichen Lebens verborgen, gleichsam wie der Kern in der lieblichen, erquickenden Frucht, bis er zu seiner Zeit sich wieder zu regen und zu entwickeln begann, alle anderen Lebensmomente absorbirend, durchbringend und regenerirend. In der That aber wäre es nicht sowohl schwierig als unnöthig nachzuweisen, daß Steffens jedenfalls für Andere nie das hätte werden können, was er geworden ist, wenn sich, unter den gegebenen Verhältnissen, jener christliche Keim sogleich überwiegend oder überhaupt kräftiger entwickelt hätte, als es geschah. Was dann sonst daraus geworden wäre — inwiefern auch nur für ihn selbst, für seiner Seelen

Seligkeit Verlust oder Gewinnst zu erwarten war, mag füglich Jedem zu ermesen, oder nach den vorliegenden Materialien auszusenden oder auszurathen überlassen bleiben. Wir unsererseits können hier mancherlei bedenkliche Möglichkeit einer beschränkteren Entwicklung nicht verkennen.

Welcher Art aber diejenigen Momente und Richtungen des geistigen Lebens waren, die neben jenem christlichen Samenkeim in Steffens frühester Jugend lagen, und unter deren rascher und kräftiger Entwicklung jenes für's Erste ganz zurücktrat, darüber geben schon frühere Schriften hinreichende Andeutungen, um uns auf den rechten Standpunkt zu leiten, und von hieraus erkennen wir dann auch in dieser Beziehung die lebendige Bedeutung der vorliegenden Jugendgeschichte in unabweislicher Klarheit. Man hat in der geistigen Entwicklung des Verf. zwei Richtungen unterschieden, oder sogar einander entgegengesetzt, die naturhistorische- und die historische, und für beide finden sich hier eine Fülle von lebendigen Keimen, und wir brauchen unsere Leser nicht zu erinnern an die vielen theils gemüthlich ergreifenden, theils ergötlichen, immer aber höchst lebendigen, pregnanten und charakteristischen Schilderungen, welche uns das frisch bewegte Seelenleben in Helsingör, das binnenländische Stillleben unter Denkmälern alter Herrlichkeit und Kraft in Roeskild, und das laute bunte, die mannichfachen Gegensätze durcheinanderwerfende Treiben der Hauptstadt vorführen — wobei Natur und Geschichte, Menschen- und Völkerleben, Zustände der Gegenwart und Vergangenheit fast immer gleich sehr in Betracht kommen. Dagegen sey es uns erlaubt, hinsichtlich jenes angeblichen Gegensatzes zwischen der naturhistorischen und historischen Richtung des Verf., welcher noch ganz kürzlich in einer sonst sehr gehaltenen Abhandlung (in der A. N. Z.) hervorgehoben wird, Einiges zu bemerken. Wiefern an sich und überhaupt der Parallelismus durchzuführen seyn dürfte, der in der Natur das Princip der Nothwendigkeit und in der Geschichte jenes der Freiheit erkennt, mag hier auf sich beruhen; jedenfalls aber können wir bei Steffens eine solche Auffassung wenigstens nicht als vorherrschend, oder gar unbedingt feststehend entdecken. Vielmehr finden wir in Steffens Ansicht von der Geschichte — wenigstens im Vergleich mit anderen Ansichten, von denen etwa hier die Rede seyn könnte — ein auffallendes Übergewicht des naturhistorischen Moments, und in diesem Sinne schließt sich diese Richtung bei ihm eigentlich sehr eng an die andere, gradezu naturhistorische oder naturphilosophische, welche ohnehin ja in seiner Gesamthätigkeit so entschieden überwiegt. Daß nach unserer Ansicht von der Geschichte und ihrer Behandlung in dieser Charakterisirung der historischen Richtung Steffens an sich ein Lob und kein Tadel liegt — obgleich über das Mehr oder Weniger der Berechtigung des naturhistorischen Moments



noch viel zu sagen wäre, — thut hier nichts zur Sache, wenn diese selbst nur zugegeben wird. Sollte dies aber nicht geschehen, so könnten wir uns doch hier auf eine ausführlichere Nachweisung unserer Ansicht nicht einlassen, und am wenigsten möchten wir Steffens selbst (sofern er etwa gegen dieselbe protestiren sollte) mit den Zeugnissen seiner eigenen älteren oder jüngeren Geistesfinder zu überführen versuchen. Nur einige Bemerkungen seyen uns in dieser Beziehung erlaubt. Abgesehen nämlich von anderen Zeugnissen, hat uns zumal auch die Novelle „die Revolution,“ davon überzeugt, daß in Steffens ein vorherrschendes Bedürfnis ist, naturhistorische Kräfte und Entwicklungen in der Geschichte nachzuweisen. Das Bestreben schon, die Revolution in einem concreten, individuellen Organismus, in einem Individuum zu concentriren, ist gewis als ein naturhistorisches, oder wenn man will, pathologisches zu bezeichnen, und die Art, wie einer die Revolution auffaßt, gibt unstreitig ein sehr entscheidendes Präjudiz für seine historische Ansicht überhaupt. Daß übrigens grade hier diese Auffassung eine sehr tiefe historische Berechtigung hat, möchte schon aus einer Hinweisung auf den „Menschen der Sünde“ hervorgehen, und wenn wir (der Wahrheit die Ehre zu geben) grade jenes Werk als das schwächste von Steffens, als ein wesentlich verfehltes bezeichnen müssen, so hängt dies mit ganz anderen Dingen zusammen, die hier billig auf sich beruhen bleiben. Aber auch grade in der vorliegenden Schrift finden wir manche Züge und Äußerungen, welche uns in jener Ansicht bekräftigen. Dahin möchten wir, um nur eins zu erwähnen, sogar das Grauen, den Abscheu, den körperlichen Ekel ziehen, den er bei dem Anblick, der Berührung einer durch ein gemeinsames Gefühl tumultuarisch erregten Volksmasse empfindet. Dies erklärt sich — abgesehen von anderweitigen, in jeder edleren Natur liegenden Antipathien gegen solche Scenen — wohl dadurch, daß in einer solchen Massenbewegung das Individuum und die in ihm liegende geistige und körperliche Freiheit und Selbstbestimmtheit verschwindet, so daß gleichsam tausende von Individuen sich zu einem einzigen ungeheuerlichen organischen und doch nicht organischen, halbberuhten, halbmenslichen, halbtierischen, halbpflanzlichen, halbelementarischen, halbdämonischen Wesen verquicken, welches dem Historiker in seiner Unfreiheit, dem Naturhistoriker in seiner Freiheit um so anstößiger, ja grauenhafter seyn muß, da es nie lange genug still hält, oder auch nur weit genug hervortritt, um es classificiren und ihm eine naturpolizeiliche Berechtigung erteilen zu können. Wollte man behaupten, das Ding sey weiter nichts, als eben das Nationalindividuum im Gegensatz zum Personalindividuum, so haben wir nicht viel dagegen. Vielmehr erscheint uns allerdings eben das als eine viel zu sehr vernachlässigte Aufgabe: das vorherrschend creatürliche, fast animalische Wesen, worin die Nationalindividuen noch vielfach befangen sind, in seinen Bedürfnissen, Eigentümlichkeiten und Bedeutung zu erfassen, dann würde sich auch die Geschichte, als der Prozeß der Emancipation dieser Creaturen zur Gottmenschlichkeit des zweiten Adam's durch das Christenthum, klarer herausstellen, wobei der Humanismus als Vermittelungs- und Übergangsstoff sein Recht finden wird, indem jene Erlösung der Nation immer nur in und durch das Indi-

viduum, also mittelbar vor sich gehen kann. Diese Vermittelung aber der christlichen Entwicklung des Individuum mit der Erlösung des nationalen Lebens geht in der Kirche vor, deren eine Hauptbedeutung als Landes- oder Nationalkirche eben darin liegt. Doch dies Alles gehört freilich eigentlich nicht hieher! Übrigens wird Steffens wohl selbst, der ja auch die Silberblicke des nationalen Gesamtlesbens in den großen Jahren erlebt und getheilt hat, am wenigsten geneigt seyn, darauf zu bestehen, daß jene wunderlichen Bestien bloß nach solchen Momenten zu beurtheilen wie jener, der ihm damals so abschreckend erschien. Haben doch die edelsten Thiere, Löwe und Elephant, Hund und Pferd u. s. w. ihre schwachen Augenblicke und ihre parties honteuses, ohne darum im Ganzen und in ihrer Art weniger schön und respektabel zu seyn. So geht es denn auch den Nationen, daß sie gelegentlich zwischen den Gewändern der Civilisation heraus grade nicht die anständigen Extremitäten blicken lassen — was denn nicht selten an Hunde- und Affenkomödien erinnert, wo zumal die leidige Verlängerung des oöcygis sich gar nicht recht unterbringen lassen will!

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Lebenszeichen der Altpreussischen Kirche.)

Das erste und vornehmste Lebenszeichen einer christlichen Kirche besteht in dem Wort des Zeugnisses (Joh. 15, 26, 27.). Wo der Geist von oben her, den der von unten heraus blasende Zeitgeist vergeblich nachäfft, zu wehen beginnt, und sobald die Kirche Christi vor der Athmosphäre dieser Welt Luft bekommt, „himmlische Luft und Freiheit,“ wie Göthe seinen Göz v. Berlichingen ahnungsvoll sagen läßt, so athmet sie diesen Geisteszug wieder aus, indem sie zu ihres Herrn Ehre über die Welt Zeugnis gibt (Matth. 24, 14.). Denn der Wind, der sie bewegt, bläset wohin Er will (Joh. 3, 8.), nicht wohin die Fähnlein und Paniere des Zeitgeistes flattern. Ohne dieses Wort des Zeugnisses gibt es keine Form und Reform der christlichen Kirche. Denn — um es beiläufig zu wiederholen — auch sie, ja eben sie allein, nimmt die Reform in Anspruch, weil sie allein die Wahrheit und Kraft der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes besitzt, entrißt also in Kraft dieser Wahrheit der Welt die urspürte Reform und läßt ihr nichts, als das Scheinwesen der Reformerei.

Solche Lebenszeichen durch das Wort des Zeugnisses geben sich — Gott sey Dank! — auch in unserer Altpreussischen Kirche jetzt lauter und reichlicher kund, seitdem sie in dem, mit seltener Energie und Mittheilung ausgestatteten Oberhirten ein besseres Organ gefunden hat, als in den weiland Schönherren Theosophen. Mit dem Hirtenbriefe des sich damit einführenden General-Superintendenten vom 7. December 1835, in welchem das Banner der Augsburgischen Confession nicht, wie bei den Altlutheranern, zur Repräsentation der Form und des Buchstabens, sondern zum Mittelpunkt der Wahrheit und des Friedens, für alle diejenigen hoch erhoben ward, welche wissen wollen, daß die Kirche Christi nicht bloß ihre credenda, sondern auch ihr credimus haben muß; — war nicht bloß das Zeichen gegeben, dem widersprochen wird (Luc. 2, 34.), sondern auch der Wiederanfang des nun nach einander sich verstärkenden Zeugnisses. Außer den, auf Anlaß der doch nicht ungeeignet gebliebenen, leider! übel genug berücksichtigten Königsberger

Prediger-Conferenzen in den Jahren 1831 — 33,\*) von dem Provinzial-Consistorio unterm 31. März 1834 erneuerten Kreis-Synoden, wurden nun dergleichen außer gewöhnliche von dem General-Superintendenten persönlich und nach einander in der ganzen Provinz abgehalten, wodurch das aufgelöste Band der Gemeinschaft um die Geistlichkeit der Provinz wieder befestigt und zu einem erscheinenden Bewußtseyn gebracht ward. Die unterdessen zur Berathung der Kreis-Synoden gestellten, gemeinsamen Aufgaben über kirchliche Catechisationen, specielle Seelsorge u. s. w.; die unterm 13. September 1837 von dem Consistorio erlassene Aufmunterung der Geistlichen zur Milnthätigkeit für den edlen Zweck der Mäßigkeitsvereine; die über den Confirmandenunterricht unterm 16. Mai 1838 ergangene Consistorial-Verfügung, wodurch, der evangelischen Freiheit unbeschadet, auf Festhaltung der fünf Hauptstücke des Lutherischen Catechismus, neben fleißiger Benützung der Bibel und des Gesangbuchs, als biblischen und kirchlichen Grundtextes, auf die schon im General-Landschul-Reglement §. 23. angeordnete Erscheinung der Schullehrer mit ihren Schülkindern beim öffentlichen Gottesdienste in der Kirche und auf die Predigtwiederholung gedrungen, so wie die Vorprüfung der nächstjährigen Confirmanden durch die Superintendenten empfohlen ward; die von dem General-Superintendenten durch das Königl. Ministerium veranlaßte Königl. Regierungs-Verfügung vom 7. Mai 1839, über Festhaltung der Sonntage; die Wiederbelebung der Gebetsverbände (Conf.-Verf. vom 26. Februar 1839), der nachmittägigen Gottesdienste (16. März 1839), der kirchlichen Catechisationen (10. April 1839); das auf Grund des Gen.-Landschul.-Regl. 1763 §. 19. empfohlene Bibellezen in den Schulen und die Prüfung der Confirmirten bei den Kirchen-Visitationen (22. Mai 1840); die jährliche Einreichung und mit unparteiischem, biblisch-kirchlichem Tacte treffende Beurtheilung einer gewissen Zahl von Predigten aus jeder Diöcese; die Vermehrung der Bibel- und Missionsvereine, so wie die Stiftung von Enthaltensvereinen, und Mäßigkeitsvereinen, an welcher der General-Superintendent thätigen Antheil nimmt; die kräftige Rüge von Ungebührlichkeiten gegen einzelne Geistliche Seitens des Provinzial-Consistorii; das mit dem Jahre 1839, als Organ der geistlichen Praxis, erschienene Preussische Provinzial-Kirchenblatt; diese und andere Zeugnisse beweisen neuerdings die Nothwendigkeit und das Beginnen eines erneuerten Lebens in unserer Altpreussischen Kirche nach einer Richtung hin, nach welcher die Zugluft des Zeitgeistes offenbar nicht fahen mag, und können uns über die neuen und neuesten theosophischen, altlutherischen und wiedertäuferischen Risse und Brüche reichlich trösten.

Das andere Lebenszeichen einer christlichen Kirche aber besteht in dem thatsächlichen Zeugniß. Denn des Herrn Wort ist Geist und Leben (Joh. 6, 63.), lebendig und kräftig (Hebr. 4, 12.); Sein Reich steht nicht in Worten, sondern in der Kraft (1 Cor. 4, 10.). Will man den zeugenden Worten der Kirche nicht glauben, so darf sie sich auf ihre Werke berufen, wie der Herr (Joh. 10, 37. 38.). Zu den vornehmsten, thatsächlichsten Zeugnissen einer lebendig-christlichen Kirche muß aber die Berufung reiner, frommer und treuer Zeugen gezählt werden, weil eben diese die lautere und reine Predigt des göttlichen Wortes bedingt. Deshalb sollen schon nach dem Vergleich zwischen Herzog und Landschaft unseres Altpreußens vom 4. Oktober 1566 die Bischöfe Aufsicht haben, daß das Wort Gottes rein gepredigt

und die Predigtstühle mit reinen, frommen und treuen Lehrern besetzt würden. Wer es aber weiß, wie schwierig und anstößig die Remotion und Suspension ungesittlicher Diener am Worte ist, der begreift die Sorgfalt (Röm. 12, 8.), welche es hier für die Regierer (1 Cor. 12, 28.) gilt. Weil jedoch die menschliche Schwachheit, bei aller Sorgfalt in der Geisterprüfung (1 Joh. 4, 1.), dennoch irren kann und die treffendste Wahl eines Zeugen Fehlgriffe desselben im Verhältniß zur Gemeinde und Mißstimmungen der letzteren gegen jenen nicht ausschließt, deren Beseitigung oft nicht abzusehen ist, — so folgt aus der Sorgfalt in der Stellenbesetzung je zuweilen die Nothwendigkeit der Versekung. So freudig man endlich dem, aus der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche“ 1839 Nr. 3. in dem ersten Hefte zweiten Jahrgangs unseres Provinzial-Kirchenblatts abgedruckten Aufsatzes über „Beförderungssucht“ beistimmen muß, und sich dabei gerne des Sprüchwortes erinnert, daß der antretende Geistliche sich zuvörderst seine Grabstelle in der Gemeinde ausersuchen müsse, so erfordert doch die Pflicht der Kirchenregierer: mit den ihren Dienern verliehenen Gaben und Kräften hauszuhalten und etwa übersehene oder unreife Talente für die Verkündigung des Wortes, nach ihrer Entwicklung, in einen einflußreicheren Wirkungskreis zu befördern. So macht es der Edle im Gleichnisse (Luc. 19, 12 ff.) mit den Knechten, denen er über zehn oder fünf Städte Macht gibt. Bei diesem thatsächlichen Zeugnisse tritt aber unserer Altpreussischen Kirche (ob mehr oder minder oder gleichmäßig, wie den Schwesterkirchen des Preussischen Vaterlandes?) der Conflict hemmend entgegen, in welchen das Consistorium und der General-Superintendent mit den Königl. Regierungen durch die Instruktionen vom 23. Oktober 1817, 31. December 1825 und 14. Mai 1829 verwickelt ist. Das Consistorium hat danach die Aufsicht über die Amts- und moralische Führung der Geistlichen, die Regierung auch; der General-Superintendent hat sein Augenmerk auf die, für kirchliche Zwecke vorhandenen, äußerlichen Mittel zu richten, der Regierung gebührt desgleichen die Verwaltung sämmtlichen Kirchenvermögens; das Consistorium suspendirt und removirt, die Regierung vocirt aber zu allen geistlichen Stellen Königl. Patronats; das Consistorium hat es bei der Confirmation mit Lehre und Erkenntniß, die Regierung aber mit dem Confirmationsalter und Termine zu thun; das Consistorium schlägt die Superintendenten vor, die Regierung hingegen vocirt die dazu wahlfähigen Pfarrer; der General-Superintendent gibt der Regierung sein Gutachten über die zu vocirenden Pfarrer ab und die Regierung äußert sich gegen das Consistorium gutachtlich über die vorgeschlagenen Superintendenten. Welch' eine Menge von Anlässen zum gegenseitigen Conflict, der durch die im Consistorium Sitz und Stimme habenden geistlichen Räte der Regierung eben so wenig gehoben werden kann, als durch das Recht des General-Superintendenten, den Sitzungen der Regierungsabtheilung für Kirchenverwaltung und Schulwesen beizuwohnen. Wie wesentlich wird der ohnedies schon unvermeidliche Conflict der entgegengesetzten Persönlichkeiten in einem und demselben Collegio durch zwei sich im Kirchenregimente unaufhörlich berührende Behörden gesteigert und die Einheit der Kirche bei Berufung, Versekung und Beförderung ihrer Diener gefährdet. Wie wesentlich würde diese Einheit gefördert werden, wenn dem General-Superintendenten, welchem nach der Instruktion vom 14. Mai 1829 die genaueste Personalkennntniß der Geistlichen beizuwohnen muß, überall das Wahl- und Vorschlagsrecht, dem Consistorio aber, als eigentlich geistlicher Behörde, danach die Ernennung zustände und zwar so, daß die Stimme des General-Superintendenten nicht nur mitzählte, sondern auch im Falle des Widerspruchs gegen seinen Vorschlag, die Entscheidung durch das Königl. Ministerium veranlassen müßte. An eine Verkürzung des Königl. Patronatsrechtes wäre hiebei nicht zu denken, indem in der General-Su-

\*) Beiläufig gesagt, waren diese Conferenzen, nächst den Bibel- und Missionsvereinen, das erste, namentlich gegen die theosophische Irrlehre und Spaltung fundgegebene, von dem sel. Dischhausen angeregte Lebenszeichen unserer Altpreussischen Kirche in neuerer Zeit.



perintendent und das Consistorium eben so gut Königl. Behörden sind, als die Regierungen.

Zur Milderung dieses Mangels an Einheit in der Kirchenverwaltung hat man neuerdings, namentlich bei der Stellenbesetzung, die Einheit des Grundsatzes dadurch herbeizuführen gesucht, daß man die sogenannte Anciennetät zum Principe machen wollte. Allein, abgesehen davon, daß dieser Grundsatz nicht biblisch-kirchlich ist (man denke nur an das oben angeführte Gleichniß von den Pfunden und an die Arbeiter im Weinberge), — so wird derselbe schon dadurch von vorn herein verdächtigt, daß grade zwei Oberhirten unserer Provinzialkirche, zum Heil derselben, eben gegen diesen Grundsatz der Anciennetät berufen und befördert worden sind. Inzwischen ist überdies die Consequenz in der Durchführung wiederholtlich gescheitert.

Wir wollen uns indessen, auf Grund des vornehmsten Lebenszeichens, welches uns in dem Wort des Zeugnisses aus unserer Altpreussischen Kirche entgegentritt, der freudigen Hoffnung hingeben, daß dem Worte auch immer mehr thatächliche Lebenszeichen folgen werden. Wird nur erst das Wort recht getheilt, so werden auch die Träger desselben seiner Zeit recht vertheilt werden. Ist nur erst das Gegengewicht des lebendigmachenden Geistes spürbar, so wird auch — im Sinne wahren Fortschritts — das Übergewicht über die todtten Werke folgen.

#### (Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

##### (Fortsetzung.)

Nehmen wir nun einzelne interessante Punkte aus der Wirkksamkeit der Prediger heraus.

Die Einwohner von Siouville, einem unweit Cherbourg gelegenen ganz katholischen Dorfe von achthundert Seelen, zersieten gänzlich mit ihrem Pfarrer und traten dadurch in negative Opposition gegen den Katholicismus. Einer der angesehensten Männer des Orts hatte seit mehr als fünf und zwanzig Jahren eine Bibel in Händen, suchte in derselben Gründe für die Rechtmäßigkeit seiner Opposition und kam dadurch mit mehreren seiner Mitbürger der Wahrheit auf die Spur. Als man später noch heiliger Schriften bedurfte, ließ der Pastor Gourjon in Cherbourg durch Colporteurs Bibeln, Neue Testamente und Traktate verbreiten. Nachdem dieser gute Same eine Zeitlang reichlich ausgestreut war, schickten die Einwohner von Siouville zum Pastor von Cherbourg eine Deputation von Notabeln, und forderten ihn auf, ihnen das Evangelium zu verkündigen. Gourjon gewährte ihnen ihren Wunsch, und predigte am 30. Juli 1837 unter freiem Himmel vor mehr als zweitausend Personen, die ihm mit sichtlichster Aufmerksamkeit und Erbauung zuhörten. Er wiederholte auf Ersuchen seine Besuche so lange, bis die evangelische Gesellschaft auf seine Bitte zuerst einen Evangelisten, und dann einen Prediger hinsandte. Ein Augenzeuge, ein Pastor der Nationalkirche, meldete bald nachher: „Ich war sehr befriedigt durch das, was ich gesehen habe; der Herr treibt sichtlich sein Werk in dieser Gegend; man erkennt Gottes Finger. Ich erwartete am Morgen, wegen des Wetters und der fast ungangbaren Wege, nur eine sehr dünne Versammlung; doch waren fast hundert da; Nachmittags kamen sie aus der Umgegend zwei Meilen weit, und das große Zimmer, die Treppe und das untere Zimmer wurden voll; Einige standen auf der Straße; es waren ihrer einige hundert. Die Aufmerksamkeit, die Sammlung, der Ernst aller Anwesenden erregte mein Er-

staunen; Viele wurden bis zu Thränen gerührt; ich hatte Gelegenheit, Einige besonders zu sprechen, die mir das Evangelium zu begreifen und nicht aus bloßer Opposition zu handeln schienen.“ Eine dort errichtete christliche Leihbibliothek wird fleißig benutzt; die Bibel fleißig gelesen; sogar der Hausgottesdienst der Prediger zahlreich besucht, und es schien 1838 das bisherige Lokal zu klein zu werden. Wie sich jedoch im Voraus erwarten ließ, so zeigte sich bald ein gewisses Nachlassen des Eifers als die Leute erfuhren, daß man, um ein wahrer Jünger Christi zu werden, der Welt, dem Fleische und seinen Lüsten entsagen müsse. So blieb denn nur ein guter und ächter Kern, während die Schale abfiel; die ganze Sache gewann desto mehr Consistenz, so daß nun ein Prediger, ein Ehepaar als Lehrer und ein Colporteur für die Umgegend sich in Siouville befanden, aber auch eine heftige Feindschaft mit der nächsten Ortsobrigkeit ausbrach, die nur dazu diente, den Eifer der Evangelischen zu beleben und zu nähren.

Auf ähnliche, freilich weniger auffallende und meistens mehr allmähliche Weise haben sich an allen Orten, wo es Prediger der evangelischen Gesellschaft gibt, kleine Häuflein um sie herum aus früheren Katholiken oder Protestanten gebildet. Ganz natürlich ist es, daß diese dann bald den Wunsch und das Bedürfnis einer festen, bleibenderen Organisation fühlen, und sich darum sehr leicht an die bereits bestehende, anerkannte und rechtgläubige protestantische Kirche anschließen. Die Gesellschaft befindet sich in derartigen Fällen in einer kritischen Lage; ihrem Grundsatz gemäß darf sie hier nicht positiv einschreiten — weder hemmend noch fördernd — da sie grade ihrer christlichen evangelischen Entschiedenheit ungeachtet gegen die Kirchen (kirchlich) sich indifferent erhält. Und doch verliert sie durch das Anschließen einer solchen von ihr gestifteten Gemeinde an die Nationalkirche vielleicht eines ihrer erfreulichsten Arbeitsfelder, darf sich aber freilich des getröstet, daß ihre Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt worden, und eben durch die Mündigkeit und Selbstständigkeit der Gemeinde mehr oder weniger unnöthig geworden sind. Der vierte Bericht spricht sich S. 39. hierüber offen aus: „Unsere Prediger sind, mit geringer Ausnahme, nicht berufen, vollständig organisierte Gemeinden zu leiten, wo sie theilweisen Beifall und Theilnahme zu finden erwarten können; der Boden, den sie zu bearbeiten haben, ist gewöhnlich unbearbeitet, und ehe dieser Boden besät werden kann, müssen sie lange im Schweiß ihres Angesichts arbeiten, um die ihn bedeckenden Dornen und Disteln auszurotten. Und wenn endlich der Same unter Gottes Segen aufzugehen anfängt, wenn die Ernte weiß zu werden beginnt, dürfen sie vielleicht nicht erndten, da ihr vorzüglichster Auftrag ist, Seelen für Christus zu gewinnen, ohne sich darum zu bekümmern, in welchem Heile des Stalles diese neuen Schafe sich dann vor den sie umringenden Gefahren schützen werden. In dieser Lage ist begreiflicher Weise ihre Thätigkeit ohne Grenzen; für sie gibt es keine Kultusverschiedenheit; alle der Erkenntniß der Wahrheit Entbehrenden sind gleichmäßig Gegenstand ihrer Liebe.“

Wie die evangelische Gesellschaft von diesem Grundsatz aus ihre blühende Station in St. Quentin 1838 aufgehoben hat, ist schon früher erwähnt worden. Sie wollte, nachdem in der Nationalkirche die evangelische Wahrheit in ihrer ganzen Lauterkeit dort wieder gepredigt wurde, „nicht einen Altar dem anderen entgegen errichten;“ sie war nur darüber froh, ihr bisheriges Häuflein ächter Evangelischer, die meistens früher Katholiken gewesen waren, der protestantischen Kirche haben zuführen zu können. — Dasselbe geschah 1837 in Arras. —

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 7. April.

N<sup>o</sup> 28.

**Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Breslau 1840. 2 Bände.**

(Schluß.)

Indem wir aber in Abrede stellen müssen, daß in Steffens geistiger Entwicklung, sofern sie durch das Wesen des Stoffes in seiner Auffassung bedingt wurde, jener Gegensatz der Nothwendigkeit und Freiheit in den beiden Richtungen der Natur und Geschichte sich zeige — indem wir behaupten, daß für ihn beide Richtungen, Natur und Geschichte, in der ersteren und also unter das Gesetz der Nothwendigkeit (wenigstens bei weitem vorherrschend) zusammenfallen, sind wir weit entfernt, jenen Gegensatz in seinem geistigen Leben überhaupt abzulängnen; denn damit würde ja Leben und Entwicklung an sich von vorne herein abgeschnitten. Steffens fand vielmehr, sofern wir ihn irgend recht verstanden, den einen unerläßlichen Faktoren der geistigen Entwicklung, das Moment der Freiheit — und zwar in der größten Fülle und Energie — in sich selbst, im tiefsten Kerne seines individuellen Daseyns, im Gegensatz zu Natur und Geschichte, zur Außenwelt überhaupt. Dieser Gegensatz mußte natürlich in dem Maße schärfer hervortreten wie einestheils das individuelle Bewußtseyn erwachte, anderentheils die Außenwelt durch Wahrnehmungen und Erfahrungen sich in den Kreis des inneren Lebens eindrängte. So lange das Bewußtseyn noch schlummert oder träumt, so lange es zumal noch eins ist mit dem christlichen Lebenskeime der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung, kann auch von jenem Gegensatz nicht die Rede seyn und es bilden sich jene kindlich seligen Zustände, welche der Verf. aus seiner Jugenderinnerung uns zu so lebendiger, lieblicher Anschauung heraufzaubert. Und hier können wir der Versuchung des Citats nicht ganz widerstehen, da wir, nur in viel roherer Form, dasselbe sagen müßten, was Steffens z. B. in folgenden Stellen so schön ausdrückt: „was mich damals durchdrang, war die ganze Fülle eines ungetheilten Daseyns, jede Gestalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, dessen innerer Sinn mir bekannt schien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu fassen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Gestalt. Er, der geliebte Heiland selbst, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, strömte durch alle Aern der Natur, sprach durch jede Form zu mir und gestaltete sich durch alle meine Gedanken; er war es, er selbst, denn das kindliche Gemüth versteht es am besten, daß der Gegenstand der Liebe persönlich seyn müsse.“ Und wie sogleich das gesteigerte Gefühl der Andacht ihn wieder der Natur zuführt, welche ihm schon damals die Geschichte gleichsam mit umfaßt, zeigt folgende Stelle: „nach solchen

Momenten (nachdem die Mutter das Abendmahl genossen und ihn gesegnet) mußte ich die Einsamkeit suchen; nicht die trübe Einsamkeit der Kammer, die vielmehr, welche mich in die Mitte der Natur versetzt. Ein einsamer Platz, nahe bei der Stadt (Roeskilde), wo bedeutende, mit hohem Grase bewachsene Wälle, die einzelne mächtige Buchen trugen, mit Schilf bewachsene Moräste einschließen, war mir vorzüglich lieb. Selten sah ich hier, und nur aus der Ferne Menschen: aber dicht hinter den Bäumen erhob sich der majestätische Dom mit seinen Thürmen, vor mir lagen die versunkenen Wohnungen der Helden, deren Denkmäler die Kirche bewahrt, und über dem Grabe der Geschichte drängte sich das frische Leben der Natur; Blumen blickten aus der Fülle der Gräser hervor; Bäume, die erst keimen konnten, nachdem das, was der Mensch baute, lange zerstört war, ragten riesenhaft in die blaue Luft hinein, und Insekten spielten zwischen Pflanzen und Schilf. Ich begrüßte die einsigen Käfer, die bunten Schmetterlinge, das kriechende Gewürm, die Blumen, als Bekannte, und das Gefühl, daß dieses Leben in seinen wechselnden Formen mir nicht fremd war, erfüllte mich mit reiner Lust.“ Noch prägnanter und diese ganze geistige Existenz auf einen Punkt zusammendrängend möchte wohl folgende Aeußerung aus einer früheren Schrift seyn: „der Dierstag erschien mir als der höchste Festtag der Natur, der Geschichte und eines jeden Menschen.“ Endlich möge folgende Stelle (aus dem Kopenhagener Aufenthalt) den Übergang bilden zu dem, was wir über die Auflösung und Wiederherstellung dieser Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit im Individuum und in der Außenwelt (Natur und Geschichte) zu sagen haben: „ich wurzelte in dem finsternen Abgrund der dunkeln Masse (der rohen Natur, der Gebirge); daß aber diese Wurzel einen lebendigen Stamm und grünende Zweige in einer freieren Atmosphäre entwickelte, schien man nicht fassen zu können. — Die Natur, die lebendige Wirklichkeit in allen ihren mannichfaltigen Richtungen sollte mir Kunde geben von ihrem eigenen tiefsten Geheimniß; sie habe ich fortdauernd gefragt, die heiligsten Probleme meines Daseyns ruhen in ihr, das Wort des göttlichen Willens ist mir klarer, wenn es Naturgestaltung erhält, wenn es abgeschlossen in sich, in reifer Vollendung eine wirkliche Zukunft erzeugt, so in der Geschichte wie in der Natur im engeren Sinn.“

Daß diese Stelle auch einen Beweis für unsere Behauptung: „Steffens mache keinen wesentlichen Unterschied zwischen Natur und Geschichte“ gibt, wird man uns wohl einräumen; wenn man aber daraus unsere weitere Ansicht: „es falle für ihn Natur und Geschichte unter das Princip der Nothwendigkeit“ widerlegen und im Gegentheil den Schluß ziehen wollte: er finde beide unter dem Princip der Freiheit vereinigt,



wo dann jener Gegensatz eigentlich ganz wegfallen würde; so dürfte dies doch auf einem leicht zu beseitigenden Mißverständniß beruhen, auf einer Verwechslung des Ziels und Strebens mit dem Ausgangspunkt und der Bahn. Daß Steffens die freie Entwicklung der Außenwelt aus ihren in der geheimnißvollen Tiefe der Naturnothwendigkeit ruhenden Wurzeln zu erkennen schon früh gestrebt, bezweifeln wir nicht, und dies Streben schon setzt das Daseyn eines freien Princips in der Natur voraus, denn wir suchen nur was wir zu finden hoffen, sollten wir es auch selbst erst hineintragen. Ohne weitere Polemik, am wenigsten gegen Steffens eigene Zeugnisse über sich selbst, begnügen wir uns damit, die Sache darzustellen wie wir sie ansehen, da sich denn wohl von selbst ergeben wird, daß jene Zeugnisse eben für uns sprechen. Daß jene selige Einheit des Individuums mit der Außenwelt nicht lange dauerte, ersehen wir zur Genüge aus Steffens Selbstbekenntnissen sowohl hier als früher, und eben so wenig können wir zweifeln, daß die Zerstörung dieses Paradieses zunächst eben auch durch den Apfelbiß herbeigeführt wurde, in Folge dessen das christliche Moment, in dessen kindlichem Keime eben jene Einheit wurzelte, mehr und mehr zurücktrat. Das individuelle Bewußtseyn wurde frei und sah sich umgeben, bebrängt von den wachsenden Fluthen der Außenwelt. Das Gefühl der Freiheit des individuellen Lebens zeigt sich anfangs als ein Gefühl der Vereinzelung, wie es z. B. mit folgenden Worten geschildert ist, wo sich sehr natürlich das Princip der christlichen kindlichen Zuversicht an die Mutter knüpft: „eine innere Angst ergriff mich, als stünde ich allein mit der Mutter, die mich bald verlassen würde, in der Welt. Jedesmal, so oft dies Gefühl sich mir näherte, suchte ich ihm zu entfliehen — denn ein Grauen der fürchterlichsten Verlassenheit durchzuckte mich dann, als würde ich von kalter Todtenhand erfaßt. Damals warf ich mich laut weinend in das Gras: erhalte meinen Glauben rein! rief ich ängstlich ringend im Gebet. Von dieser Gefahr, womit die unfreie todte Außenwelt der Freiheit des Individuums droht, sucht dieses sich nun zu befreien, indem es die Außenwelt in das Gebiet seiner eigenen Freiheit herüberzieht und damit zugleich sich selbst vollends frei zu machen strebt. — Denn das Gefühl der Abhängigkeit von der unfreien Natur, das ängstliche Bewußtseyn, daß auch er selbst „in dem finsternen Abgrund der todten Masse wurzele — daß in dieser die tiefsten Mysterien seines Daseyns verborgen und gefangen lägen,“ kann, wie sich von selbst versteht, gar wohl, ja muß nothwendig neben dem freigewordenen Bewußtseyn Raum finden. Nur die vollkommenste Durchbildung der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes schließt das ängstliche Harren der Creatur ganz aus. Das Bestreben also, die Natur und damit sich selbst zu befreien, ging zunächst aus der Angst der Selbsterhaltung hervor; aber dazu gesellte sich offenbar bei Steffens die Liebe, welche er entweder aus jenem Keime des christlichen Lebens herübergerettet, ehe er sich ganz schloß, oder weil er sich, ihm unbewußt, nie ganz schloß — oder er schöpfte dies Moment unmittelbar aus dem liebenden und liebebedürftigen Gemüthe, welches uns so oft durch die schrofie, verschlossene, ja trostige Haltung seines Freiheitsfinnes entgegen-

blickt. Das aus eigenem kräftigen Freiheitsgefühl und aus warmer Liebe entspringende Bedürfniß, auch die Natur zu befreien, mit der er sich in so innigem Zusammenhang fühlte — der liebende Drang, diese Disharmonie zu lösen, dies war es, was Steffens zum Naturforscher und (quatenus) zum Geschichtsforscher machte. Dies Bedürfniß aber mußte um so dringender, das Grauen, der Schmerz bei der todten Unfreiheit der Natur mußte um so größer seyn, grade weil für ihn die Geschichte nicht etwa einen tröstlichen Gegensatz der Freiheit bildete, sondern eben in derselben Unfreiheit und Emancipationsbedürftigkeit erschien, wie die Natur im engeren Sinn. Aber grade deshalb auch, eben weil die Geschichte ihm Naturgeschichte war, behandelte er die Naturgeschichte als Geschichte — d. h. er suchte in ihr das Gesetz der Freiheit, welche sie befreien konnte. Denn daß dies Bestreben, jenes kindliche Paradies der Einheit, der Freiheit und Nothwendigkeit, des Ichs und der Natur wieder zu gewinnen, bei einem solchen Geiste und unter den gegebenen Umständen, den Weg wissenschaftlicher Forschung nahm, bedarf keiner Erklärung. Daß nun aber Steffens durch dieses Streben zuletzt wieder eben auf dasselbe Gebiet geführt worden ist, wo jenes erste Paradies lag, daß er die gesuchte Emancipation in und durch jenes christliche Lebensprincip gefunden hat, dessen Keim in seiner ersten Kindheit lag, der erst später und nachdem die anderen neben ihm liegenden Lebenskeime sich auf dem Gebiete der Natur und Geschichte und der unmittelbaren Lebenserfahrung zu reichster, mannichfaltigster Fülle entwickelt hatten, sich zu entfalten begann — das wissen wir und auch wie dies geschehen hat Steffens uns schon früher deutlich zu machen gesucht. Dennoch aber müssen wir grade in dieser Beziehung der Fortsetzung dieser Selbstbiographie mit besonderer Begierde und Erwartung entgegensehen. Nicht zwar als wenn eine solche Entwicklung im Allgemeinen befremdlich wäre. Vielmehr liegt es in der Natur der Sache, daß grade der gewissenhafteste, in die Gesetze und Erscheinungen der Natur am tiefsten eindringende, sich ihr mit der größten Liebe hingebende Forscher am ehesten wieder an den Punkt kommt, wo ihn ein Gefühl übermannt, ähnlich jenem kindischen Grauen des Verlassenseyns — wo sich die Ahnung oder Erkenntniß aufdrängt, daß statt der Emancipation der Natur, im Gegentheil der Untergang des Individuum in die Unfreiheit der Natur sich als Resultat so kühnen und liebevollen Strebens herausstellen könnte. Daß Steffens diese furchtbaren Augenblicke kennt, wissen wir aus früheren Schriften und es mag hier eine Äußerung genügen: „Wer nun solche Forschungen, die nicht nur gedacht, sondern erlebt werden, wirklich kennt, dem kann auch das Grauen, das Entsetzen nicht fremd seyn, welches uns ergreift und immer gewaltsamer heranwächst, je tiefer wir forschen. Die Verzweiflung würde gränzenlos seyn, wenn nicht der Keim eines höheren Lebens in diesem Grauen der Nacht, in dieser Mitternachtsstunde sich entwickelte und eine kommende Morgenröthe verkündete.“

Daß diese Morgenröthe eben die aufsteigende Sonne der christlichen Erkenntniß ist, weiß Jeder der weiß „wie Steffens wieder Lutheraner ward.“ Inwiefern es ihm bisher gelungen

ist, die Vermittelung zwischen seinem Wissen und Glauben, in ihrem letzten Moment die Emancipation seines Wissens von der Unfreiheit der Natur, durch den Glauben an die göttliche Freiheit, auch wissenschaftlich nachzuweisen, mögen Andere entscheiden; jedenfalls aber hoffen wir, daß ihn das non liquet, welches von verschiedenen Seiten über seinen neuesten Versuch in diesem Sinne verlautet, über die Hauptsache nicht irre machen werde. Gegen die schärfste Anwendung der Forderungen wissenschaftlicher Kritik ist übrigens auch in diesem Falle nichts einzuwenden, sofern nur die Kritiker ehrlich genug seyn wollten, nicht immer wieder zu thun als wenn sie die Aufgabe gelöst hätten, während ihre ganze Kunst zuletzt darauf hinausläuft, daß sie grade das fallen lassen, worauf es eigentlich ankommt, wo man sich dann noch am ehesten mit denen verständigen kann, die gradezu gestehen, daß ihnen darauf gar nichts ankommt. Doch das geht uns nichts an! Die Hauptsache aber ist das Faktum des Vorhandenseyns des christlichen Geistes in dem geistigen Leben auf allen Gebieten des Wissens, wie es denn auch in den neueren Schriften von Steffens, in seinem ganzen Leben seit der Zeit, wo ihm jene Morgen Sonne aufgegangen ist, und zumal auch in der vorliegenden Selbstbiographie gar nicht abzuläugnen ist und zur Noth eben von jenen Gegnern am bereitwilligsten bezeugt werden würde. Die Frage wie, auf welchem Wege der heilige Geist dahin gedungen ist, wo er befruchtend und erlösend sich manifestirt, hat uns nie gequält und wir haben sogar auf dem Gebiete des natürlichen physischen Lebens noch nicht gesehen, daß einer jener kritischen Geister das Daseyn der Frucht geläugnet habe, weil sie den Prozeß der Zeugung nicht erklären können. Lassen sie sich hier das Wunder gefallen, weil sie es mit Händen greifen, so mögen sie uns gefatten, es auch dort anzuerkennen, wo die Frucht ihnen freilich unsichtbar bleibt, weil der Glauben nur vom Glauben erkannt und verstanden wird.

Wir haben nun schließlich noch eine andere Seite in Steffens Stellung zu seiner Zeit hervorzuheben, deren punctum saliens uns ebenfalls in diesen Jugenderinnerungen sehr lebendig entgegentritt. Wie es nämlich ein charakteristisches Moment in dem Wesen und welthistorischen Beruf der Deutschen Nationalität zur geistigen Hegemonie unter den Völkern ist, daß ihre Andern nach allen Seiten über die eigentlichen Gränzen des Vaterlandes in die benachbarten Slavischen, Romanischen und Scandinavischen Organismen hineinreichen — wie sogar die formell mehr oder weniger abgelösten Theile des Deutschen Nationalkörpers dazu beigetragen haben, jene Stellung zu stärken, so ist es immer von Bedeutung, wenn von Zeit zu Zeit nach dieser oder jener Richtung dieses Verhältniß gleichsam in einem Individuum seinen Repräsentanten findet, der dann auch jene Entwicklung besonders zu befördern berufen ist. Als ein solcher erscheint aber ohne Zweifel nach der Scandinavischen Seite hin Steffens, und grade in dem vorliegenden Werke sehen wir ihn als einen frischen Quell Deutschen Lebens mitten unter den eigenthümlich gebundenen Dänischen Zuständen hervorsprudeln, und seine Sehnsucht nach Deutschland erscheint recht eigentlich als ein unbewußtes Heimweh. Wie weit nun dieser Quell damals oder später

jenen Scandinavischen Boden befruchtet, wissen wir nicht genauer anzugeben, obgleich wir im Allgemeinen nicht zweifeln, daß das frischere Leben, was sich seit einiger Zeit dort zu so mancherlei erfreulichen und bedenklichen Erscheinungen entfaltet, in mancher Richtung mittelbar oder unmittelbar mit Steffens Einwirkungen zusammenhängt. Wie viele neue Elemente er aber unseren Anschauungen aus der Scandinavischen Welt zugeführt hat, wie er nach dieser Seite unsere geistige Errungenschaft erweitert hat, weiß Jedermann. Daß aber auch diese Jugenderinnerungen eine Fülle von neuen Ausichten in jene Zustände eröffnen, bedarf kaum einer Andeutung. Ergötzlich erschien uns besonders, trotz der contradictio in adjecto, der vorherrschende Charakter einer gewissen Langweiligkeit, oder wenn man lieber will, Zahntheit und halbnäuer Beschränktheit in dem gebildeten Leben in Kopenhagen, besonders im Gegensatz zu dem Deutschen Geistesprudel, der immer wieder in Steffens hervorquillt, so wenig er auch selbst damit zurechtkommt, ja so sehr er sich bemüht, ihn als eine bedenkliche Anomalie zu unterdrücken. Es erinnert wahrlich an einen Adler, der in einem Hühnerhofe ausgebrütet worden und sich bemüht, das Gackeln und Trippeln seiner jungen und alten heterogenen Genossen mitzumachen. Ja wir möchten Steffens Geburt eigentlich erst von dem Augenblick an datiren, wo er diese vielfachen Umhüllungen des Dänischen Einweissstoffes durchbrochen und gewiß ist es nicht ohne große Bedeutung für seine ganze Entwicklung, daß er erst so spät in's Deutsche Leben ausgefrohen, nachdem in embryone alle Hauptmomente seines Wesens sich bis zur, wenn gleich unbewußten Lebensfähigkeit entwickelt hatten. Ubrigens sind wir, auch wenn Steffens selbst sie uns nicht so eindringlich vorhielt, weit entfernt, die guten und löblichen Seiten und die relativ bedeutenden und ehrenwerthen Individualitäten zu verkennen, welche jene Zustände theils mit sich bringen, theils dulden. Jedenfalls ist uns durch Steffens Darstellung das Räthsel gelöst, was uns und unsere Freunde früher wohl in der Erscheinung einzelner Individuen aus jener Kopenhagener Welt, wie sie einem oft als Reisende begegnen, theils ergöhte, theils wohl gelegentlich ärgerte und langweilte. Auch die interessanteren, gemüthlicheren, lebendigeren, strebsameren Kreise seiner jungen Freunde, worin Steffens uns einführt, lassen die Möglichkeit zu, daß und wie solche selbstsam kühle und heftige, berechnende und naive, beschränkte und verständige, vielthätige und schwerfällige, eitle und lernbegierige Gesellen entstehen können, wie wir sie hier im Sinne haben. Ganz charakteristisch ist schon der eine Punkt, daß Steffens der einzige in allen jenen Kreisen war, dem es je einfiel ein Boot zu besteigen und sich mit der See zu befassen, während er freilich von Kindheit an heimisch auf dem herrlichen Element ist, und so zieht sich denn auch ein frischer Hauch von Seeluft durch sein ganzes Leben und Wesen. Und so erzeugt denn auch die See dort hinreichend kräftige Gegensätze gegen die Zahntheit und Weichlichkeit der Landgeschöpfe und Steffens erzählt auch hier manche ergötzliche Züge von dem Auftreten der Matrosen in Kopenhagen, woran sich denn auch in dem freilich sehr erschlafften akademischen Leben die Faustkämpfe der Norweger und Züt-



länder schließen. Wie nun eine solche Stagnation des höheren geistigen Lebens theils in Folge der Concentration aller geistigen Thätigkeit des Landes in einer einzigen Stadt, wo es sogleich in Coterienwesen sich abschloß, theils in Folge eines mechanischen, geistlosen und wenigstens für's gewöhnliche Leben und in den höheren Ständen auch gemüthlosen monarchischen Absolutismus entstehen konnte, ist uns aus den vorliegenden Schilderungen deutlich genug geworden. Daß bei dem gänzlichen Mangel an organischem Leben im Staatskörper, welches durch den philanthropisch-administrativen Despotismus unter Struensee und durch die nur in dieser Richtung freie Presse vollends zerstört wurde, auch im Gegensatz zu jener monarchischen Erstarrung, die gänzliche politisch-religiöse Haltungslosigkeit, die Revolution zumal im Gewande des vagsten Humanismus weit und breit in der öffentlichen Meinung sich geltend machten, freilich nur mit Fäufichen in der Tasche und nach dem weisen Sprüchwort *debajo de mi capa malo al rey* — daß die Französische Revolution in ihren Grundsätzen kaum irgend wo so viele Bewunderer fand als in jenen Kreisen der zahllosen monarchisch abgerichteten Seelen, kann nicht weiter befremden. Wie weit die gutmüthige Inconsequenz, welche nachher vor den Mitteln zurückschauerte, die doch allein jenen Grundsätzen unter den gegebenen Umständen den Sieg verschaffen konnten, als ein Verdienst gelten kann, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Daß die neuesten Vorgänge in Dänemark zum Theil eine Frucht jener Saat sind, welche Steffens uns hier zeigt, bedarf keines Beweises. Ob es aber dort noch Zeit für die Monarchie ist eben durch Belebung des Körpers in seinen organischen Theilen und durch wahrhaft königliche Thaten dem Haupte seine herrschende Stellung zu retten, wagen wir nicht zu bestimmen.

Und so verlassen wir denn den verehrten Mann, dankbar für die hier gebotene Gabe und begierig nach der weiteren Entwicklung seines Lebensweges, zunächst auf dem Fahrzeug, „welches nach dem hohen Norden hinsteuert (dessen Gebirge eine so geheimnißvolle Anziehungskraft für ihn haben), dann aber bestimmt war, ihn von seiner ganzen Umgebung loszureißen, ihn an ein fremdes Land, an ein fremdes, zwar geistig wie durch Herkunft verwandtes Volk auf immer zu fesseln, und so das was ihm selber wie seinen Freunden ein Geheimniß geblieben war, hervorzuheben und ihm selber klar zu machen.“ Daß jenes Land Deutsch-land war, wissen wir. B. H.

## Nachrichten.

(Aus einem Briefe des Missionars N. bei St. Louis in Nordamerika an einen Freund in Deutschland, vom 19. November 1840.)

Verfloßenen Juli hatten wir die Freude, in St. Louis, einer Stadt von etwa 20,000 Einwohnern, worunter ein Drittel Deutsche, die erste Deutsch-Evangelische Kirche einzuweihen. Br. Wall predigte des Morgens über 2 Mos. 20; 24., und ich hielt das Einweihungsgebet um predigte Nachmittags über die Worte: „Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht“ u. s. w. Unter den gemischten Zu-

hörern befanden sich auch zwei Lutherische Prediger der Sachsen. Die Kirche ist in einer schweren Zeit erbaut, mitten unter vielen und bitteren Feinden aller kirchlichen Institute. Die Sächsisch-Lutherische Gemeinde in St. Louis, welche bis jetzt die Englisch-Bischöfliche Kirche gemiethet hat, wünscht die neue Deutsch-Evangelische Kirche mit zu benutzen. Der Lutherische Prediger, D. S. Walliser, zeigte sich erst feindlich gegen Past. Wall, später aber sehr freundschaftlich gegen uns beide. Das Gesuch um Benützung der Kirche war einzig in seiner Art. Sie schrieben an den Vorstand: Sie hätten gehört, die neue Kirche sey für Deutsche Protestanten ohne Unterschied der Confession bestimmt, und jeder Prediger derselben dürfe in ihr predigen. Da sie nun auch Protestanten seyen: so glaubten sie ohne Zweifel die Kirche ebenfalls benutzen zu können, und erböten sich, einen Theil der Zinsen oder andere Lasten zu tragen u. s. w. — Sie wollten auf diese Weise nach und nach einen rechtlichen Anspruch auf die Kirche sich erwerben. Das Gesuch erregte Unwillen, der Vorstand lehnte es ab, und die Lutheraner appellirten an die Gemeinde in fast unverschämten Ausdrücken: Br. Wall erklärte dem Vorstande seiner Gemeinde, daß er augenblicklich sein Amt an der Gemeinde niederlegen würde, sobald selbige den Stephanisten die Kirche einräumen. Denn dies hätte zu vielen Mißbilligkeiten Veranlassung gegeben, da diese Lutheraner auf alle und jede Weise Proselyten zu machen suchten, und vielleicht die Hoffnung hegten, mit der Zeit beide Gemeinden in eine, d. h. Lutherische, zu verschmelzen. Ihr Gesuch ist nun auch von der Gemeinde abge schlagen worden. — Pastor Gr. ist mit den Lutheranern aus E. zu Buffalo in New York. Als ich dies erfuhr, schrieb ich ihm einige Zeilen, die nur eine Anfrage enthielten, ob er wirklich dort sey. Seine Antwort lautet also:

„B., N. Y., Dienstag nach Laurentii 1840.

J. N. J.

Mein herzlich geliebter N.!

Mit Freuden, aber auch mit Betrübnis habe ich Ihre Zeilen erhalten. Mit Freuden darum, weil es nach langer Zeit das erste Mal ist, daß ich wieder etwas von Ihnen höre; mit Betrübnis deshalb, weil ich aus Ihrer Unterschrift sehe, daß Sie sich jetzt noch ohne ein bestimmtes Religionsbekenntniß einen Prediger des Evangeliums nennen, woraus ich schließen muß, daß Sie aus der Barmenschen Verführung sich noch nicht haben losreißen können, und daß Sie das antichristliche Unionsreich hier in Amerika ausbreiten helfen. Meine liebe Frau sowohl als ich sagen Ihnen den herzlichsten Dank für Ihre wenigen Zeilen und bitten um fernere Benachrichtigung über Ihr äußerliches Wohlergehen; denn was das innere Wohlergehen betrifft, ist es für uns kein Zweifel unterworfen, daß es nur ein selbstbetrüglisches seyn kann, sofern der Unionsgeist nicht in Ihnen ist. Die Kirche unserer Väter erfreut sich hier eines großen göttlichen Segens. In E. steht noch ein großer Theil der Lutherischen Gemeinde unter der Preussischen Verfolgung, wie zuvor; ein Theil ist hier. Grüßen Sie von mir herzlich die Lutherischen Pastoren Walther in St. Louis und Koerber in dem neuen Orte Wittenberg. Jesus Christus erbarme sich Ihrer armen Seele mit großer Kraft und führe Sie aus dem Reiche des Antichrist zu der Erkenntniß der Herrlichkeit Seiner wahren Kirche! (nämlich der Lutherischen!) Ich werde, da ich Nachricht von Ihnen habe, nun täglich zu dem lieben Gott schreien, ob Er Sie aus dem scheinchristlichen Unionswesen nicht herausreißen wolle?

Ihr Sie herzlich liebender Freund

J. N. Gr., Pastor der Evang. Luth. Gem. zu B.“

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 10. April.

N<sup>o</sup> 29.

**Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.**

Erster Artikel.

Es gab eine Zeit, in der man Herrn Dr. Bretschneider als einen moderaten Anhänger Reinhard's, zu den Supernaturalisten zählen durfte, eine Zeit, in der er einer gewissen Semi-orthodoxie huldigte, die zwar keinen bestimmten theologischen Charakter hatte, aber doch einige positive Saltpunkte darbot, an die eine bestimmtere Gestaltung christlicher Erkenntnis sich hätte anbahnen können. Zum klaren Beweise aber, wie wenig mit einem solchen vagen Supernaturalismus gewonnen ist, der nur so im Allgemeinen eine übernatürliche Offenbarung gelten läßt, ohne auf den bestimmten Inhalt des Christenthums mit lebendigem Bewußtseyn einzugehen, dient die weitere literarische Laufbahn jenes Mannes, die je länger je mehr sich zu einem ganz vulgären, antievangeliſchen Rationalismus absenkte und mit seiner neuesten Schrift über den Symbolzwang sich in einen Sumpf verläuft. In jener früheren Zeit legt Dr. Bretschneider noch eine gewisse Achtung und Anerkennung der kirchlichen Bekenntnisschriften an den Tag, die er jetzt dem großen Haufen der „Nichttheologen“ verächtlich zu machen sucht. Dort in seiner Dogmatik, deren erste Ausgabe 1814 erschien, bewies er noch so viel Sachkenntnis, den Begriff und die Autorität der Symbole im Ganzen richtig zu würdigen. Die alte kirchliche Regel: scriptura sacra inprimit nobis credenda, libri symbolici exprimunt a nobis credita, hat dort noch Bedeutung für ihn. Er erkennt (S. 8.) die symbolischen Schriften als das, was sie wirklich sind, als Confessionen oder Glaubensbekenntnisse, die also nicht als eine zur heiligen Schrift hinzukommende, oder ihr sich coordinirende canonische Tradition gelten wollen, sondern nur den objektiven Lehrgehalt derselben in das subjektive Bekenntnis des Glaubens daran fassen, woraus mit Recht folgt, daß eben nur das credo und confiteor in denselben eigentlich symbolisch ist, während die gelehrten Expositionen und Argumentationen sammt den historischen Vor-, Nach- und Zwischenreden nicht sowohl zum Glauben als zur Theologie und Historie der Kirche gehören, die keineswegs bloß auf die symbolischen Bücher sich beschränkt. Bei weiterem Nachdenken würde sich ihm aus der Auffassung der Symbole nicht als Lehrgeſetze, sondern als Glaubensbekenntnisse einfach sowohl ihre Nothwendigkeit als Verbindlichkeit ergeben haben.

Die heilige Schrift für sich allein ist ein todttes, verschlossenes Buch; sie ist überhaupt nicht für sich, sondern für uns da;

die Schrift allein ist keine Kirche und bildet keine Kirche, sondern Menschen, die hinzukommen und an die Schrift glauben, bilden die Kirche. Die Schrift ist nur dazu gegeben, daß ihre Wahrheit uns Wahrheit werde, oder daß ihr Wort von uns geglaubt werde, und eben daß es geglaubt werde, bezeugt das Bekenntnis gemäß dem Spruche: ich glaube, darum rede ich, 2 Cor. 4, 13.; die heilige Schrift erzeugt den Glauben, das Bekenntnis bezeugt ihn, und wie Zeugung und Geburt, wie Schein und Wiederscheinen, wie Wort und Antwort \*) sind Bibel und Confession mit einander verbunden. Das Wort Gottes ist nicht an stumme, sondern an redende Menschen gerichtet; es will, es fordert ihre Antwort, wie der Lehrer die des Schülers; es fordert sie als Zeugnis ihres Glaubens. So nothwendig wie das Gebet zur Religion, so nothwendig ist auch das Bekenntnis Röm. 10, 9. 10., und es ist daher eine thörichte Rede, zu sagen, daß das göttliche Wort allein für eine Religionsgemeinschaft genüge, da dieses Wort selbst gar nicht allein bleiben will, sondern wie im Gebet so im Bekenntnis die menschliche Erwidern heißt und bestimmte Früchte bringen will, gleichwie der Regen, der vom Himmel herabfällt, Pflanzen erzeugen will, die den Himmel emporwachsen, Jes. 55, 10. 11. So wenig nun die Behauptung, daß ein fruchtbarer Regen Früchte, oder daß Samen Saat erzeugen muß, diese jenen gleichsetzt, oder gar zu einem Zusage derselben macht, eben so wenig wird durch die Behauptung, daß göttliche Wahrheit und menschlicher Glaube, Gottes-Wort und Menschen-Antwort, Bibel und Symbol nothwendig zusammengehören, letzteres zum ersteren auf gleiche Linie gestellt, oder, nach katholischer Weise als eine pari pietatis affectu et reverentia wie die heilige Schrift hochzuhaltende Tradition (Concil. Trident. Sess. IV.), hinzugefügt. Dies ist vielmehr in der Lehre vom Canon ein eben so unprotestantischer Irrthum, wie in der Lehre vom Heil die Identificirung der Rechtfertigung und Heiligung, die gleichfalls als Wirkung und Gegenwirkung, als Grund und Folge, eben so unterschieden als ungetrennlich sind. Es hat daher wie für das materiale, so für das formale Grundprincip der Evangelischen Kirche gleiche Wichtigkeit zu sagen: sola fides justificat et tamen nunquam est sola, nunquam sine fructibus fidei, sine operibus justitiae, und: sola scriptura normat et tamen nunquam est sola, nunquam sine confessione fidei, sine symbolo. Höher hinauf gehen überhaupt beide Principe in dem Einen zusammen: in Christo solo salus (sine additione et traditione humana);

\*) Vgl. Gen. 1.: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde u. s. w. Art. 1.: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.



denn was ist die heilige Schrift ihrem Grund und Kern und Stern nach von A — Ω anders als Christus scriptus? Luc. 24, 44 ff., Apost. 10, 43., Röm. 10, 4.

Das Wort Gottes schließt das menschliche Bekenntniß nicht nur nicht aus, sondern es fordert und gebietet dasselbe. Alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters, Philipp. 2, 11.; ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott, und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott, 1 Joh. 4, 2. 3. Er selbst, der Herr, fordert die Jünger zum Bekenntniß auf wer er sey, Matth. 16, 16 ff., und nicht minder die Pharisäer, Matth. 22, 42. Er spricht mit gebietendem, so verheißenden als drohenden Nachdruck: wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater, Matth. 10, 32. 33. Nicht für uns allein, in der Einsamkeit, sondern vor den Menschen sollen wir ihn bekennen; denn so wie der Glaube die Gemeinschaft mit Gott, von dem die Sünde uns geschieden, wieder anknüpfen soll, so soll er auch unter den Menschen, die gleichfalls durch die Sünde selbstsüchtig von einander geschieden und auf ihre eigenen Wege gerathen sind, eine neue Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe vermitteln, eine Gemeinde der Gläubigen stiften, und dies geschieht eben durch das Bekenntniß. Denn ohne das Bekenntniß und Zeugniß ist der Glaube in sich verschlossen und versunken, ohne Leben und Liebe, und erzeugt keine Gemeinschaft, und bildet keine Gemeinde, sondern bleibet einsam und erstirbt in sich. Ich glaube, darum rede ich; der Glaube wird seiner inwohnenen Lebendigkeit nach zum Zeugniß, zum Bekenntniß, zur Predigt, wie Paulus spricht: das ist das Wort vom Glauben, das wir predigen; und solches Zeugniß des Apostels, des Predigers, zeugt wiederum auch in den Hörern Glauben und Bekenntniß des Glaubens, und so wird aus dem credo ein credimus et confitemur, und so bildet sich unter dem Walten des heiligen Geistes, der ein Geist der Gemeinschaft ist, die Glaubensgemeinschaft, so wächst und breitet sich aus und erhält sich durch fortwährendes Glauben und Bekennen die Gemeinde, die Confession, die Kirche. Wie wesentlich, wie constitutiv zur Bildung der Kirche das Bekenntniß ist, welches im Symbol seinen gemeinsamen, fixirten Charakter gewinnt, beweist sich eben dadurch, daß Confession und Kirche oft als gleichbedeutend gebraucht werden; denn ohne Confession gibt es keine Kirche; ein unbekannter Glaube kann keine Gemeinde gründen; sie entsteht und besteht nur durch das Bekenntniß, sie erhält sich als solche nur durch den Charakter ihres Symbols oder ihrer Symbole, die da Bekenntnisse sind, sey es nun durch Worte, oder auch durch charakteristische Zeichen und Handlungen. Eben darum ist nun auch für die Kirche das öffentliche Bekenner- oder das Predigtamt verordnet. Zwar sollen alle Christen, so wie Gläubige, so auch Bekenner seyn, ein Jeglicher in seinem Kreise; aber eben für den Kreis der Gemeinde der Gläubigen muß es auch gemeinsame; öffentliche Bekenner geben, die das

gemeinsame Bekenntniß zu wahren, in den Versammlungen immer von neuem zu bezeugen, auszuführen und anzuwenden und den Kultus als Ausdruck desselben zu leiten berufen sind, so wie insbesondere auch die Unterweisung der Katechumenen, d. h. derer, die erst gläubige Bekenner werden sollen, ihnen obliegt. Diese berufenen Confessoren des göttlichen Wortes, diese antiken Organe der gemeinschaftlichen Confession desselben, sind nicht Herren des Glaubens, sondern nur Zeugen desselben. So wie die Confession selbst kein Gesetz (credere debetis), sondern eben nur ein Bekenntniß, ein Zeugniß des Glaubens ist (credimus, confitemur), so sind auch jene Confessoren keine Gesetzgeber über Glauben und Lehre, keine Religionslehrer nach eigener Willkür, sondern eben nur Bekenner und Zeugen der gemeinsamen Wahrheit, der gemeinschaftlichen Religion und Confession. Diese ist aber nicht bloß für die Lehrer, sondern auch für die Hörer dergestalt verbindlich, daß, so wie jene diese nicht zu hören, so auch diese jene nicht zu lehren nöthigen dürfen, was von ihr abweicht, was ihnen guttünkt. Denn weder Geistlichen noch Laien kommt eine Gesetzgebung, eine Herrschaft über Glauben und Lehre zu.

(Fortsetzung folgt.)

## N a c h r i c h t e n.

(Aus einem Briefe des Missionars N. bei St. Louis in Nordamerika an einen Freund in Deutschland, vom 19. November 1840.)

(Schluß.)

Ich theilte diesen Brief einem Prediger der Lutherischen Kirche mit und erhielt folgende Antwort:

„N. N., den 2. September 1840.

Geehrter und geliebter Herr Amtsbruder!

Ihr werther Brief mit Abschrift des Briefes von Herrn Past. Gr. ist mir ein Zeichen Ihrer Liebe und Ihres Zutrauens zu mir gewesen und hat mir insofern sehr wohl gethan, da ich mich dessen jetzt ganz unwürdig halte. Er hat mich aber auch sehr niedergeschlagen, weil er mir eine Menge früherer Versündigungen in's Andenken gerufen, wo ich mit derselben Härte und richterlichen Strenge, wie der theure G., über sonst von mir hochgehaltene und brüderlich geliebte Freunde aburtheilte, weil sie entweder mit unierten Predigern brüderliche Gemeinschaft hielten und, wenn sie auch streng Lutherisches Bekenntniß hatten, doch von der Stephanischen Verbammungssucht und Sektirerei nichts wissen wollten. Ach, ich habe hier blutrothe Schulden zu bekennen, die ich sonst als Glaubensethaten pries. Jetzt hat Gott gerichtet und allen unseren falschen Ruhm zu nichts gemacht. Die ich früher meiner Brüderschaft nicht würdigte, bei denen muß ich jetzt betteln gehen, daß sie mich ihrer Gemeinschaft nicht unwürdig halten möchten. Ich kann daher den Brief des, so weit ich ihn kenne, sonst ehrwürdigen Mannes nicht billigen. Es ist ein Gericht darin enthalten, welches Jesu Christo, dem Herzenskündiger, allein zusteht. Auch ich will allerdings, durch Gottes Gnade, bei dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche bestarren und die Schandflecke, die ich durch meine Gemeinschaft mit Stephan über dieselbe gebracht habe, so viel ich kann, mit Gottes Hülfe auszuwischen, oder doch zu verwischen suchen, und danach lehren, leben und darauf sterben; denn ich bin überzeugt, daß die Lutherische Kirche in den mit den übrigen protestantischen Kirchen streitigen Lehren die letztere Wahrheit bekennet; aber ich halte die Lutherische Gemeinde nicht

für „die Kirche Christi, welche die Pforten der Hölle nicht übermächtigen sollen.“ Das ist allein die unsichtbare Kirche, die kleine Herde, welcher das Reich beschrieben ist, und welche auf ihrem Fähnlein das Symbol trägt: „Der Herr kennet die Seinen!“ Ich würde Christum verlieren, wenn ich an der Union, wie sie in unserer Zeit betrieben wird, Theil nehmen, wenn ich nicht dagegen zeugen würde; aber ich kann das Gnadenwort des heiligen Geistes an Vielen, die diesen Irrthum hegen, nicht ablängnen, und solche muß ich als Kinder Gottes lieben, obgleich ich in diesem Punkte keine Gemeinschaft mit ihnen halten kann. Fern sey es von mir, daß ich die unitäre Kirche für das antichristliche Reich halten sollte, das wohl vielmehr, nach dem Urtheile unserer Kirchenlehrer, im Papstthum (?) zu suchen ist. Jedemfalls ist mir der blind-orthodoxe Verdammungsgeist eines Neumeister und Conforten, die an der Seligkeit Spener's zweifelten, weit gefährlicher, als der aus falscher Liebe und Hoffnung hervorgehende Unionsgeist. — Das falsche Lutherthum, wie ich es im Stephanianismus mit getriebene habe, erlöbte in mir die Liebe und schnitt nach und nach meinem geistlichen Leben alle Wurzeln ab, und hätte mich sicher zur Hölle geführt, hätte sich Gott nicht meiner erbarmt. — Sollte Pastor G. die furchtbare Schuld kennen, die wir durch unser vorgebliches Lutherthum herbeigeholt über uns gehäuft haben, er würde weit mehr Bedenken tragen müssen, uns, als Ihnen die Bruderhand zu reichen. — Ich werde mich freuen, wenn Sie mir Gelegenheit geben, mich hierüber mündlich mit Ihnen gründlicher auszusprechen, u. s. w. Gott helfe Allen, die Christum und Sein heiliges Wort und Sakrament lieb haben, in dieser letzten, betrübten, versuchungsvollen Zeit, alle Abwege zur Rechten und Linken vermeiden und auf dem schmalen Wege der Liebe und Wahrheit in christlicher Einsalt und Lauterkeit bis an's Ende beharren und ihre Seelen erretten. — Seyn Sie der Gnade Jesu Christi befohlen und halten Sie mich Ihrer Freundschaft nicht unwürdig.

Ihr Ihnen in Christo verbundener N. N.“

Ein würdiges Seitenstück zu dem oben mitgetheilten Briefe bildet die „Predigt, an dem, von der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu St. Louis, im Staate Missouri, angeordneten Lusttage, den 22. November 1840, gehalten von Otto Herrmann Walther, Pfarrer dieser Gemeinde. Abgedruckt aus dem „Pilger aus Sachsen.“ Dresden, 1841.“ Verlag von Justus Naumann. Niemand wird diese Predigt ohne die tiefste Bewegung des Gemüthes lesen können. Wir wollen aus ihr einige der bezeichnendsten Stellen hier mittheilen, indem wir zugleich unsere Leser auffordern, sie ganz zu lesen.

„Der Apostel Paulus schreibt an die ganze Gemeinde der Galater wegen der, durch falsche Apostel unter ihnen ausgebreiteten Irthümer: „Ihr habt Christum verloren. — Christus ist unter euch gekreuzigt.“ Er macht keine Ausnahme, und legt die Schuld auf Alle. Von diesem Standpunkte aus, meine Geliebten, müssen auch wir unsere Versündigungen bei unserer Auswanderung unter dem Verführer Stephan ansehen als eine gemeinsame Schuld. Was die persönlichen Versündigungen eines jeden Einzelnen für sich hiebei betrifft, so sind verschiedene Abstufungen. Die Schuld der Verführer ist größer, als die der Verführten; die Schuld der Hirten größer, als die der Herde; einzelne Seelen unter uns sind wohl dabei ganz von persönlichen Versündigungen von Gott bewahrt worden, und haben das Gist der unter uns herrschenden, falschen Lehren nicht in ihr Herz und Leben eindringen lassen; sie blieben im Gnadenstande, und behielten Christum durch den Glauben wohnend in ihren Herzen. Dennoch aber ist die Gesamtschuld der ganzen Gemeinde unser Aller, sie gehört mir wie dir, und Niemand kann sich davon ausnehmen, der sich zu unserer Gemeinschaft gehalten hat.“

„Nicht ein wenig, sondern viel Sauerteig hatte den ganzen Teig versäuert in Lehre und Leben. Wir hatten einen Mann unter uns, der alle Kennzeichen des Antichrists an sich trug, und gleichwohl ein Götz der Gemeinde war, dessen Ungunst und Bannstrahl man mehr fürchtete, als Gottes Zorn, auf dessen Wort man mehr hörte, als auf Gottes Wort. Was er redete, das mußte gelten, als wäre es vom Himmel herab geredet; wir unterschrieben fast Alle eine Urkunde, in welcher wir einem Menschen unbedingten Gehorsam zusagten, gegen den wir sogar alle mißtrauische Gedanken verabscheuen wollten. War das nicht Götzendienst? — Wir verließen den rechten Gottesdienst, den uns Gott, einem Jeden in seinem Verufe, angewiesen hatte. Wir machten es wie jene Verblendeten, die Vater und Mutter, Weib und Kind verließen, um in ein Kloster zu laufen. — Wenn die Salzburger auf Gottes Befehl als Vertriebene aus ihrem Vaterlande zogen, so war es Gottesdienst; thaten wir es aber ohne Gottes Gebot auf Menschenwort, so war es Gott ein Gräuel.“

„Wir banden die Kirche an einen Menschen. Es wurden Reden gehört, die uns mit Entsetzen hätten erfüllen sollen, wie die: „Auf zwei Augen steht die Kirche,“ und wir widersprachen nicht, sondern stimmten ein. Wenigstens gründeten Viele die Kirche auf einen Stand in der Kirche, auf die Diener der Kirche, als ob das Haus auf den Haushaltern stiehe, und nicht auf dem einzigen Grundfels Jesu Christo. Wir rühmten uns der Lutherischen Kirche und ihrer Bekenntnisse, und halfen ihren Grund unreißen, daß der Gerechte seines Glaubens lebe, daß Christus unsere einzige vollgültige Gerechtigkeit sey; denn wir machten die Auswanderung zur Gewissenssache, als wenn daran die Seligkeit gebunden wäre. O du arme betrogene Gemeinde! du wolltest Gott recht dienen, und wurdest eine Ehebrecherin, die des Bundes ihres Gottes vergessen hatte. O der großen Finsterniß! o der großen Verkehrtheit des menschlichen Herzens, das immer den Irrweg will! — Groß ist das Argerniß, das wir in zwei Welttheilen angerichtet haben. Wir haben nicht bloß den Namen Luther's und der Lutherischen Kirche, sondern den Namen unseres Herrn Jesu Christi mit Schmach bedeckt. Wir haben die Feinde des Herrn lästern gemacht, manchen schwachen Anfänger im Christenthum tödtliche Wunden geschlagen, und vielen Kindern Gottes große Betrübniß bereitet; Millionen Thränen und Seufzer stehen auf unserer Rechnung.“

„Ja, du kannst es nicht läugnen, du arme verführte, auch durch mich verführte Gemeinde, du bist gefallen, wie Petrus; du hast aber den Herrn mehr als drei Mal verläugnet. Dein Bekenntniß war Verläugnung. Laßet uns Alle hinausgehen aus dieser Lügen- und Mordgrube des Stephanianismus, und bitterlich weinen. — „Du bist gefallen um deiner Missethat willen.“ Warst du auch verführt, so ließ dich doch Gott gewiß nicht versuchen über dein Vermögen.“

Wir enthalten uns aller Bemerkungen. Sie würden den Eindruck dieser Mittheilungen nur schwächen.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Auch die von der Gesellschaft gestiftete neue evangelische Gemeinde in Tours trat in den Verband der Nationalkirche ein. Dort gab es nämlich, so wie in dem ganzen Departement, bis vor einigen Jahren durchaus keinen protestantischen Kultus. Auf den Wunsch des dortigen Englischen Kaplans sandte die Gesellschaft schon 1834 einen Evangelisten hin, der aber nicht nur unter den Engländern, sondern auch unter den Franzosen, und zwar mit dem größten Erfolge, wirkte. Um seinem Werke mehr Consistenz zu geben, ward auf sein Verlangen



Morache — ein Pastor aus der Nationalkirche — hingesandt, und diesem gelang es 1838, auf den einstimmigen Wunsch der Gemeinde hin, von der Regierung die Anerkennung derselben als einer protestantischen Nationalkirche zu erlangen, was um so schwieriger war, da die Regierung dadurch ein entgegenstehendes beschränkendes Gesetz übertreten mußte, wonach keine Consistorialkirche (Kreis-Synode) sich über die Grenzen eines Departements erstrecken darf. Dennoch wurde Tours der Consistorialkirche von Orleans einverleibt; die Pfarrer derselben, welche sämmtlich der evangelischen Gesellschaft von Herzen geneigt sind, erwählten nun Morache zum Pastor in Tours, worauf dieser natürlich aus der unmittelbaren Verbindung mit der Gesellschaft austrat, ohne die freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben. So wie der Gemeindevorstand der evangelischen Gesellschaft förmlich dankte, so unterhält diese immer noch unter der Aufsicht von Morache in Tours einen Colporteur-Evangelisten und einen Lehrer. —

Die Gemeinde in Troyes ist (1839) im Begriff, denselben Schritt zu thun, und die Gesellschaft steht daher — ohne Schmerz — voraus, daß sie auch dieses Arbeitsfeld abgeben wird. Auf diesem früheren Schauplatz evangelischer Märtyrer, wo aber seit drei Jahrhunderten alle evangelische Predigt verstummt war, sah der Prediger der Gesellschaft, Gerber, schnell jede Spur der anfänglichen Opposition gegen die Errichtung eines evangelischen Kultus verschwinden, erwarb sich bald die Gunst der Behörden und des Volkes, und bereits 1835 wurde eine Kapelle, die gegen dreihundert Zuhörer fassen kann, eingeweiht, zu deren Kosten eine Person durch Abschaffung ihrer gewohnten Beibehaltung getragen hatte. Mit Hilfe eines Colporteurs bedient Gerber auch die Umgegend, und hatte unter Anderem auch die Freude, den zwei und neunzigjährigen Schulzen eines Dorfes sich auf den Weg nach Troyes zu machen zu sehen, um sich eine Bibel zu kaufen, die er selber noch gut lesen und verstehen kann. Dieser äußerte sich gegen Gerber: Er hätte seine Ermahnungen wohl beachtet und es sey allerdings wohl Zeit, daß er sich einmal um sein Seelenheil bekümmere. Auch in einem benachbarten Zuchthause sieht er erfreuliche Folgen des von ihm gepredigten Wortes. Ein Gefangener sagte ihm: Es hat uns sehr nach Ihnen verlangt, um aus Ihrem Munde den Trost zu hören, den uns der Herr verkindigen läßt. Ihre letzten Worte waren nicht für Alle verloren. Ich wenigstens habe die Freude, daß ich mich seit Ihren Besuchen ganz verändert fühle; ich bin völlig ergeben in Beziehung auf die Leiden, die meiner noch warten, und ich bitte den Herrn, mich zu heilen und seinem Worte gehorsamer zu machen.

Auch die unangenehmen Verhältnisse der Gesellschaft zu der evangelischen Gemeinde in Straßburg sind durch das schon oben erwähnte Streben der letzteren nach kirchlicher Organisation veranlaßt, und können der Gesellschaft im Ganzen nicht sehr schmerzhaft seyn. Hier war nämlich das Arbeitsfeld schon darum bedeutend schwieriger und bedenklicher, weil es mitten unter Protestanten, unter Deutschen Lutheranern war, indem die Deutschen im Allgemeinen und insbesondere die Lutheraner sich nur sehr schwer in eine derartige freie Wirksamkeit finden können, auch das protestantische Land und die kirchliche Erziehung des Volkes eine andere, tiefer greifende Wirksamkeit erforderlich machen. Dennoch war eine freie evangelische Thätigkeit dort eben so tiefes Bedürfnis, wie in Berlin, Hamburg und in allen großen Städten überhaupt, und diesem suchte die evangelische Gesellschaft seit 1834 dadurch abzuheilen, daß sie mit dem in Preußen geborenen und mit

Deutscher Theologie vertrauten Engländer Major in unmittelbare Verbindung trat, welcher dann die in Straßburg gebildete evangelische Gesellschaft 1835 zur einstimmigen Anschließung an die Pariser veranlaßte. Diese Verbindung und Unterordnung, welche aus der gewiß immer sehr bedenklichen Centralisation entsprang, war wegen der verschiedenen Nationalität und Confession unnatürlich und theilweise nachtheilig. Dennoch blieb wegen Major's lebendiger, tief gegründeter Frömmigkeit und ausgezeichneten Talenten die dort gesammelte Gemeinde mit ihrer Kapelle, einem Jünglingsverein und ihrer Schule sichtlich, und mehrere Jahre hindurch bewies sich Major als der ausgezeichneteste und begabteste Prediger der Gesellschaft, und seine Arbeit war ihre Freude und ihr Stolz. Aber nun versiel dieser, also grade der gebildeteste und gelehrteste Arbeiter, auf separatistische Ansichten, und sah sich daher, den Grundfäden der Gesellschaft gemäß, veranlaßt, sowohl der Straßburger als der Pariser Gesellschaft seine Demission einzureichen, worauf ihm die letztere öffentlich das Zeugnis ihrer Theilnahme und ihres Dankes wegen seiner treuen Dienste gab. \*) Bald darauf trennte sich nun aber auch, gewiß zu beiderseitigem Gewinn, die Straßburger Gesellschaft wiederum von der Pariser, und constituirte sich mit neuen, durchaus kirchlich gehaltenen Statuten, wie sie ihrer Stellung zu einer Lutherischen Landeskirche durchaus angemessen sind. Die Predigten werden in der bisherigen Kapelle nur von eigentlichen Geistlichen gehalten, die Sakramente nicht mehr verwaltet; und in der Eröffnungsrede erklärte sich einer der beliebtesten Prediger in Straßburg, Pfarrer Gärtner, ausdrücklich für die Kirchlichkeit der Gesellschaft, und wehrte dadurch die Verdächtigungen der Gegner ab, als sey die ganze Sache nichts als Französisch-Englischer Methodismus. (Vgl. das Nähere in der Ev. R. Z. 1840 Nr. 10.)

Es scheint überhaupt, daß die evangelische Gesellschaft durch solche Erfahrungen je länger je mehr zu der Überzeugung kommt, daß der Erfolg ihrer Arbeit äußerlich wenigstens grade dann recht gesichert und umfangreich wird, wenn die neuentstandenen Gemeinden sich an die Staatskirche anschließen, und sie muß sich daher von ihrem Standpunkte aus eben so sehr dazu Glück wünschen, als die dadurch sich ausbreitende Staatskirche selbst. Höchst bedenklich ist in dieser Hinsicht ein Schritt der von Genf aus gegründeten und versorgten neuen Gemeinden im Departement der Saône und Loire. Dort sind seit sechs bis sieben Jahren bereits fünf Gemeinden nahe bei einander fast aus lauter Katholiken entstanden, die zum Theil schon eben so bedeutend als benachbarte protestantische Gemeinden sind, mit deren Pfarrern und Vorständen sie in dem allerfreundschaftlichsten Verhältnisse stehen. Da nun diese Gemeinden ein neues Gesangbuch bedurften, haben die Prediger das Bedürfnis gefühlt, die schönsten Palmen des in der Nationalkirche gebrauchten Psalters darin aufzunehmen, „weil aller Wahrscheinlichkeit nach diese Gemeinden in einer nicht entfernten Zeit dazu berufen sind, sich der Nationalkirche anzuschließen.“

(Fortsetzung folgt.)

\*) Major hat sich über diese Angelegenheit in Beziehung auf frühere Anklagen in der Ev. R. Z. dahin erklärt, daß er darum seine Demission gegeben, weil er bei der feindlichen Stimmung, die er in Straßburg sechs Jahre lang getragen, keine Möglichkeit gesehen, seine Stellung als ein von der evangelischen Gesellschaft angehaltener Prediger neben der dortigen Lutherischen Geistlichkeit zu behaupten. Jedes Gerücht über irgend eine Irrlehre erklärt er als irrig. —

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 14. April.

N<sup>o</sup> 30.

**Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.**

(Fortsetzung.)

Das Verbindliche einer zum Symbol der Gemeinschaft gewordenen Confession liegt keineswegs in einem gesetzhichen Zwange derselben; denn weder haben die Symbole selbst eine gesetzhich imperatorische Form, noch auch wird überhaupt Jemand zum Predigtamte gezwungen, und das Ordinationsgelübde auf die Symbole, selbst wenn es eidlich bekräftigt wird, ist daher keineswegs eine Unterwerfung unter ein Gesetz, sondern es ist nur ein eben so freiwilliges als feierliches Bekenntniß des Ordinanden zur Confession der Kirche, worin er ein confessor publicus werden will. Es ist dasselbe, was Paulus von Timotheus rühmt, daß er bekannt habe ein gut Bekenntniß vor vielen Zeugen, 1 Tim. 6, 12—14. Das Verbindliche der Confession, wodurch sie verbindend, d. h. Gemeinschaft bildend und bindend ist, besteht ganz einfach in dem faktischen Begriff derselben, wonach, wer mitbekennt, ein Mitbekenner und wer nicht mitbekennt, kein Mitbekenner, sondern ein Dissident ist, und also auch kein öffentlicher Bekenner oder Prediger der Confession seyn kann, die er nicht bekennt oder zu der er nicht gehört. Nichts ist gewisser im Kirchenrecht, nichts steht, wenn es überhaupt noch Gewissensrechte der christlichen Gemeinden geben soll, unwiderprechlicher fest als dies, daß in einer Gemeinde bestimmter Confession kein Bekenner einer anderen Religion oder Confession Prediger seyn darf. Dieser einfache, sich von selbst verstehende Rechtsgrundsatz, der nicht sowohl auf positive Gesetze als, wenn man so sagen darf, auf das canonische Naturrecht sich gründet, ist der Grund der Verbindlichkeit der kirchlichen Glaubenszeugnisse, welches die Symbole sind, \*) für die kirchlichen Glaubenszeugen, welches die Prediger sind.

Niemand darf, Niemand kann diesen Grund umstoßen, ohne die kirchliche Gemeinschaft zu vernichten und alle Religion entweder einer schrankenlosen Subjektivität und Selbstsucht preiszugeben, oder sie in todtter Objektivität ganz fern von sich zu halten. Nur ein Taubstummer könnte sich einfallen lassen, dergestalt eine Alleinigkeit und Ausschließlichkeit des Wortes Gottes zu prätendiren, daß jedes menschliche Bekenntniß dazu, jedes Gebet, jede Predigt aus Herz und Mund der Menschen daneben verstummen müßte. Herr Dr. Bretschneider ist so weit

davon entfernt, die heilige Schrift allein reden und gelten zu lassen, daß er vielmehr in den entgegengesetzten Fehler, nämlich in den einer unendlichen Selbstgeschwägigkeit geräth, \*) und damit keineswegs protestantisch dem heiligen Worte Gottes sich unterordnet, sondern umgekehrt in eitler Eingebildetheit mit dem beschränkten Vermögen, welches er seine Vernunft und Wissenschaft nennt, sich zum Richter darüber setzt und dazu und davon räsonnirt, was ihm gefällig oder mißfällig ist. Zeugniß deß gibt die neuere, über alle Maßen oberflächliche, unwissenschaftliche und leichtfertige Schriftstellerei dieses Mannes in seinen Schriften und Brochüren für das nichttheologische und in seinen Aufsätzen für das theologische Publikum der Allg. Kirchenzeitung. Das Gemeinsame aller dieser seichten Produktionen, mögen sie nun mehr eine wissenschaftliche, oder eine romanhafte, oder eine klatschhafte Form haben, ist eine, stets mit denselben Waffen wiederholte Bestreitung der Grundlehren sowohl der Evangelischen als der allgemeinen christlichen Kirche. Selbst wo er als Vertheidiger der Evangelischen Kirche gegen die Römisch-Katholische aufzutreten scheint, bestreitet er nicht bloß diese, sondern auch jene; denn er setzt dem halben (semipelagianischen) Ernste der katholischen Heilslehre nicht etwa den ganzen heiligen Ernst der evangelischen entgegen, sondern nur die völlige Laxheit des Rationalismus, \*\*) die allen christlichen Confessionen feindlich ist. Der Unterschied zwischen seinen früheren und späteren Streitschriften besteht nur darin, daß in jenen die Polemik gegen die eigene Kirche noch etwas zurückhaltender und versteckter ist als in diesen. In der Schrift über die Grundlagen des evangelischen Pietismus, die einen Ausbund von Laxer, durch rationalistisches Vorurtheil verfälschter Exegese darbietet, findet es Dr. Bretschneider noch angemessen, auf dem Titel die Maske vorzunehmen, als greife er nicht die evangelische Kirchenlehre, sondern nur die Meinungen des Pietismus an, obwohl gleich auf den ersten Seiten der Einleitung als Object seines Angriffs „das Dogma, wie es in den symbolischen Büchern enthalten ist“ hervortritt. Neuerdings indeß erscheint der Mann, den die Eitelkeit plagt, ein zweiter Reformator werden zu wollen, als Auster-Reformator völlig demaskirt. Kaum erschreckt sich ein Sittenis in Magdeburg, die Gottheit Jesu Christi zu läugnen, in dessen Namen alle Kirchen der Christenheit, die Römisch- und Griechisch-Katholische, die Evangelisch-Lutherische und Reformirte ihre Knie

\*) Cur ipse non silet, sed mundum garrulitatibus et scriptionibus suis implet? könnte man ihn mit Luther fragen, Schwalm. Art. S. 332.

\*\*) Vgl. den Aufsatz: Bedienten = Polemik gegen die Katholische Kirche, Ev. R. Z. 1839 Nr. 25.

\*) Pro religione nostra testimonium dicunt. Conc. Form. S. 572.



beugen, so kommt ihm Bretschneider in seiner Zeitung mit theologischem Rüstzeug zu Hülfe, welches, so schwach es ist, dennoch den Ignoranten imponirt, so daß er mit der großen Majorität derselben sich jener Grundfeste der christlichen Wahrheit ohne Scheu und Scham glaubt opponiren zu dürfen, während der große Haufe Beifall klatscht. Dies nun schwellt ihm den Ramm, so daß er in der neuesten Schrift über die Ungulässigkeit des Symbolzwangs völlig mit der Kirche bricht, seinen eigenen Eid und jedes Gelübde auf die Bekenntnisse der Kirche als „ein Band der Sünden und gottlos Gelübde“ für schlechtzünig unverbindlich erklärt, S. 47., und jenes unverbrüchliche Gewissensrecht christlicher Gemeinden, die Prediger, an deren Amt sie gebunden sind, an ihre Confession zu binden und Prediger anderer oder selbstbeliebiger Confession zu perhorresciren, schändlich und schamlos mit Füßen tritt. Schamlos — denn er entblödet sich nicht, jene Gelübde, die eine heilige Ordnung Gottes begründen, mit Mönchsgelübden zu vergleichen, die einer heiligen Ordnung Gottes widerstreiten, und ohne des hier allein analogen Gelübdes ehelicher Treue zu gedenken, welches allen zügellosen Ausschweifungen der Geschlechtslust heilig bindend entgegentritt, sucht er frech eine zügellose Lehrfreiheit durch die Berufung darauf zu begründen, daß auch „der Geschlechtstrieb und dessen Befriedigung (welche?) eine Ordnung Gottes“ wäre, ohne auch nur ein Wort davon zu sagen, daß eben zur Bindung wüßter Unordnungen in diesem Gebiete, unverbrüchliche Gelübde unerläßlich sind. Wie lange wird es nach solchen Vorgängen noch währen, daß in der neuen Kirche des Herrn Dr. Bretschneider auch der Ehebund für einen „Ehezwang“ erklärt und „über die Ungulässigkeit des Ehezwangs“ nach dem Geschmack der Rehabilitatoren des Fleisches Brochüren geschrieben und die desfallsigen Gelübde, als der Geschlechtsfreiheit zuwider, für „unbündig in sich“ erklärt werden. Solche Vertheidigung der Ungebundenheit, der Eibbrüchigkeit, zeugt von großer Gewissenlosigkeit; daneben kann man sich nur wundern über die Gedankenlosigkeit, welche den gedankenreichen, tiefsinnigen Inhalt der kirchlichen Bekenntnisse so wenig durchdacht und der Verpflichtung, ihn in seiner Übereinstimmung mit der Schrift gründlich zu erkennen und zu verstehen, so schlecht genügt hat, und doch Klagen zu dürfen meint, „der Religionseid verpflichte den Geistlichen, auf sein Nachdenken, auf sein Verständniß der Schrift zu verzichten.“ O ihr rationalistischen Thoren, wolltet ihr nur recht nachdenken und recht die Schrift verstehen lernen, so würdet ihr inne werden, daß Gottes Gedanken nicht eure Gedanken, und Gottes Wege nicht eure Wege sind, aber dennoch einsehen müssen, daß was der menschlichen Thorheit thöricht erscheint, weiser ist als alle menschliche Weisheit, 1 Cor. 1, 25.

Wort Gottes und Kirche, Bibel und Symbole sind untrennlich mit einander verbunden. Die Reformatoren waren weit davon entfernt, diesen Zusammenhang zu zerreißen. Wohl widersetzten sie sich den schriftwidrigen, pelagianisirenden Satzungen der Scholastiker, welche die Rationalisten des Mittelalters waren; wohl bestritten sie die Gewissensgesetze der Hierarchen, wodurch die Heilsordnung des Evangeliums verdunkelt wurde; aber keine

symbolische Confession der Kirche verwarfen sie, von keinem allgemeinen Bekenntniß der Christenheit wichen sie ab; denn alle leichtfertige Sektirerei war ihnen ein Greul. Mit unerschütterlicher Treue beharrten diese Helden der Kirchengeschichte bei den ökumenischen Symbolen des christlichen Alterthums, außer denen es damals keine andere in der Kirche gab, und zu denen sie nur hinsichtlich der darin nicht ausgeführten Artikel ihre schriftgetreuen Confessionen hinzufügten, an welche die evangelischen Gemeinden sich angeschlossen. Dagegen verwirft der Leichtsinn des Dr. Bretschneider, der neben jenen Helden ein Schwächling ist, sowohl diese als jene Symbole mit Knabenhaftem Übermuth und zerreißt den parallelen Zusammenhang zwischen der Offenbarung Gottes und den Bekenntnissen seiner Kirche, gleich als wären jene nicht offenbar, nicht licht, sondern verborgen und dunkel gewesen durch alle Zeiten hindurch bis auf die Zeit des genannten Doktors. Welch kindischer Dünkel, sich allein Weisheit und Verstand in Sachen des ewigen Lebens und der göttlichen Wahrheit, allen früheren Jahrhunderten der Kirche aber nur Unverstand und Unwissenheit darin zuzuschreiben. Es gibt keine größere Herabwürdigung des göttlichen und menschlichen Geistes als jenen bornirten Rationalismus, der jemehr er seinem Geist und seiner Zeit allein Licht und Vernunft beimißt, um so mehr die ganze übrige Geschichte der Menschheit in Schatten und Finsterniß stellt. Zur Entwürdigung der Symbole braucht Dr. Bretschneider den ganz gewöhnlichen Kunstgriff, die normative Autorität der heiligen Schrift dergestalt in den Gegensatz derselben zu stellen, daß sie die durch sie normirten Bekenntnisse nicht einschließt, sondern ausschließt. Man gibt sich den guten Schein, in protestantischem Sinne für das Ansehen der Schrift zu eifern, um unter diesem Schein das Ansehen der Symbole, welches, durch die Schrift beglaubigt, wiederum sie bezeugt, zu untergraben, und dann, wenn es gefallen, auch die heilige Schrift vom Richterstuhl zu stoßen und das eigene Belieben oder die weltliche Weisheit darauf zu setzen. Oder vielmehr man wartet nicht so lange; man hat das letztere schon längst gethan, man hat es auch anderwärts gar keinen Fehl, der heiligen Schrift des heiligen Geistes die normative Canonicität auch in geistlichen und göttlichen Dingen abzuspochen, und großprahlend dem schrankenlosen Universum sie zuzuschreiben. „Das Universum“ — heißt es in einem Aufsatze Bretschneider's in der Allg. K. Z. 1841 Nr. 3. — „ist die ewige Offenbarung des Weltengottes und die Werkstätte seiner fortgehenden Thätigkeit, mithin die ewige Offenbarung des Wahren und Heilsamen. Die Vorstellungen vom Göttlichen und Wahren sind nur ein Spiegelbild der Erkenntniß des Universums und der Natur.“ \*) Naturkunde also ist der höchste Canon, Naturalismus die höchste Religion und die Theologie nur eine Magd der gegenwärtigen Physik. Nur da, wo man grade die Absicht hat, das Ansehen der Symbole zu vernichten, spricht man noch von einem Ansehen

\*) Auf welcher niedriger Stufe diese bei Herrn Dr. Bretschneider steht, darüber vgl. Ev. K. Z. 1830 Nr. 50—52.: Theologie und Naturwissenschaft mit besonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretschneider.

der heiligen Schrift, widerspricht aber dabei auf's Größlichste sich selbst. Denn alle die Gründe bis zur banalen Phrase vom papierenen Papst herunter, welche man gegen die symbolischen Schriften aufbringt, lassen sich in weit höherem Grade auch gegen das normative Ansehen der heiligen Schriften anwenden, welche gleichfalls mit Buchstaben auf Papier geschrieben oder gedruckt sind, und 1800—3000 Jahre und drüber alt sind. Alle Phrasen also gegen die Rückschritte zu dreihundert Jahre alten Schriften und Lehren treffen die biblischen Schriften und Lehren sechs- bis zehnmal mehr und die ganze Bretschneiderische Polemik gegen die Symbole läßt sich mit leichtester Mühe in eine Polemik gegen die Bibel umsetzen, welche sichtbar für Jeden, der sehen will, im Hintergrunde steht. Wer erst die kirchlichen Symbole für unzulässig erklärt, wird nicht lange ansehn, auch die Verbindlichkeit des biblischen Canons für unzulässig zu erklären, oder er hat sich wohl schon eigenmächtig davon entbunden, wie dies bei Dr. Bretschneider unzweifelhaft der Fall ist. Eben damit ist er aber auch von einem Hauptgrundsatz des Protestantismus abgefallen, der um so entschiedener auf den schriftlichen Canon sich gründete, je mehr er dadurch von der normativen und arbiträren Autorität persönlicher Hierarchen und fleischlicher Päpste sich emancipirte. Der Rationalismus dagegen, der ganz in arbiträren und persönlichen Menschenfahrungen aufgeht, zieht die persönlichen, leibhaftigen Päpste, deren einer Herr Dr. Bretschneider ist, dem schriftlichen Canon und Symbol, die er als papierene Päpste verachtet, bei weitem vor.

Indem wir als treue Protestanten an dem Canon der heiligen Schrift und an den Symbolen der Kirche entschieden festhalten, wollen wir keineswegs eine unbewegliche Stabilität. Alles Lebendige ist in Bewegung begriffen, entweder bewegend oder bewegt; aber Bewegung aber liegt ein Stetiges zum Grunde, das ihre Richtung leitet; der Hebel hebt nur auf feste Standpunkte; das Schiff bewegt sich nach dem stetigen Compass; die Wandelsterne wandeln um den Fixstern, der ihren Wandel führt. Der unbewegte Beweger alles Geschaffenen ist Gott selbst; sein Licht, seine Offenbarung, seine Gnade und Wahrheit in Christo ist jene feste Sonne, um die die Sterne der geistigen Welt in rechter Ordnung sich bewegen und Licht um Licht aus seiner Fülle nehmen sollen; sein Wort ist jener in das wallende Meer der Zeit hineinragende ewige Fels, an welchem die tosenden Wellen sich brechen und die bewegten Schiffe einen Hafen suchen, damit sie nicht Schiffbruch leiden in den Stürmen; sein Wort wird bestehen, und der Glaube daran wird fest bleiben, und die Gemeinde, die darauf sich gründet unüberwindlich, während alles Andere vorübergeht und untergeht, Luc. 21, 33. Dieses ewige göttliche Wort ist das stetige Richtmaß, ist der Canon der bewegten Geschichte der Menschen; hineindringend als ein Strahl des unselblichen Lichts in die Seelen der Sterblichen soll es sie leiten und führen auf dem Wege zum ewigen Ziel; es ist und soll als Gottes Wort und Wahrheit das Unwandelbare sein mitten im Wandel, das Gleiche und Ausgleichende in aller Veränderlichkeit und Verschiedenheit, das Bleibende, welches der Bewegung und dem Fortschritt sowohl den rechten Anhalt als

die rechte Richtung gibt. So thöricht es wäre, den Compass nach der Bewegung des Windes zu richten, statt diese nach jenem zu beurtheilen, so thöricht ist die Forderung, daß der christliche Glaube der Bewegung der Zeiten und Geister sich nachbilden, daß das Christenthum, welches vom Geiste der Ewigkeit stammt, nach dem Zeitgeist sich richten, daß es zeitgemäß der modernen Bildung angepaßt werden müsse. Wenn Alles, auch die göttliche Wahrheit, der Zeit gemäß seyn soll, wem gemäß soll dann die Zeit seyn? wenn die Zeit, d. h. die Menschen der Gegenwart, der Canon des Christenthums seyn sollen, wer ist dann ihr Canon? wenn der Zeitgeist Richter ist, wer richtet ihn? Und doch bedarf grade er in seiner Zersahrenheit und Maplosigkeit am meisten eines maßgebenden Richters und seine Bildung, wenn sie nicht in Einbildung und Verbildung übergehen soll, eines unverrücklichen Ur- und Vorbildes, und die verrinnende Zeit eines dauernden Halts. Die Religion gehört der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichmäßig an; sie herrscht über sie; darum kann sie nicht der Gegenwart dienen; sie muß in der Unbeständigkeit aller Dinge Beständigkeit behaupten; das Bekenntniß der heiligen Wahrheit muß identisch bleiben. Es kann sich nicht nach der, von so manchen fremdartigen, weltlichen und fleischlichen Einflüssen abhängigen und wandelbaren Stimmung weder der Majorität noch der Minorität der Gemeindeglieder wechselnd richten, sondern muß sie richten, weshalb es eine ganz unwürdige Forderung ist, daß die Diener der Kirche nicht bei ihrem älteren Bekenntnisse bleiben, sondern in den jeweilig vorherrschenden Glauben oder Unglauben der Majorität „eintreten“ sollen. Das Bekenntniß steht und fällt mit der Kirche, die es gegründet; es kann nicht verworfen werden, ohne sie zu verlassen, ohne ein Schisma anzurichten, wie Dr. Bretschneider laut des Schlusses seiner Schrift selbst andeutet. So wie die Bibel, so dürfen auch die Symbole nicht wandelbar seyn; Festigkeit ist ihr Charakter, sine quo non; ihre Bestimmung ist wesentlich conservativ. Aber dieser conservative Charakter schließt keineswegs den fortbildenden und reformatorischen aus. Das Himmelreich ist einem göttlichen Samenkorn gleich, welches, von oben herab gesät, tiefe Wurzeln in die Erde senkt und einen hohen compacten Stamm (das A. T.) emportreibt, und auf dem Stamme eine herrliche Krone (das N. T.) mit mannichfachen Zweigen entfaltet, deren Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden, Matth. 13, 31 f., Offenb. 22, 2. Welch ein Wachsthum dieses Wunderbaums vom Anfang bis zur Mitte der Zeiten, worin er in dem Mittler seine Krone vollendet, und welch eine immer weiter strebende durchdringende Ausbreitung seiner heilsamen Kräfte durch alle Welt und Zeit. Dennoch, wie oft man auch an seiner Statt neue Bäume zu setzen gesucht hat, die kein Leben hatten, bleibt er constant durch alle Stadien seiner Entwicklungen hindurch derselbe alte und doch ewig junge Baum, welcher die Welt immerdar neu belebt. In Christo, dem Samen Abraham's, sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde durch den Glauben, Galat. 3, 8—16.

(Schluß folgt.)



## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

### 5. Stellung der Protestantischen und der Katholischen Kirche zur evangelischen Gesellschaft.

Die selbstständige abgesonderte Stellung der evangelischen Gesellschaft, und ihre christlich-evangelische Wirksamkeit in unkirchlicher Form ist so höchst eigenthümlich und kritisch, daß es ganz natürlich ist, daß sie von Seiten der Protestantischen Kirche und deren Geistlichen eben so sehr angegriffen und getadelt, als verteidigt und gelobt worden ist. Sie sagt selber darüber aus ihrer Erfahrung: „Die Errichtung von Evangelischen Kapellen an Orten, wo schon Protestantische Kirchen bestanden, hat den heftigsten Widerspruch und die bittersten Klagen veranlaßt. Man hat in diesen friedlichen Bethäusern den Samen der Zwietracht erweckt, man hat ihnen Beinamen gegeben, die bald die Verachtung, bald der Hohn, mitunter auch die Furcht eingegeben hatte; die schlimmsten Leidenschaften, Stolz, verletzte Eitelkeit, häuslicher Despotismus, Widerwille des Unglaubens, Mißtrauen der Unwissenden sind aufgeboden worden, um dem durch die Errichtung der Kapellen vorgeblich bedrohten gegenwärtigen Zustand der Dinge zu Hilfe zu kommen. Aber mit Unrecht wirft man uns vor, daß wir durch unseren Namen evangelisch vermeinten, daß die Reformirte Kirche auch evangelisch sey; mit demselben Rechte könnten die Lutheraner den Reformirten vorwerfen, daß diese vermeinten, daß die Lutheraner auch reformirt seyen. Wir haben uns auch keineswegs separatirt weder von irgend einem Dogma, noch von der Kirchenordnung der reformirten Gemeinden, sind also keine Separatisten, und mißbilligen die Separation der Englischen Dissenters. Wir haben uns nur separatirt von der allgemein als schlecht anerkannten bürgerlichen Constitution der Reformirten Kirche in Frankreich (von den organischen Artikeln Napoleon's), und von der Besetzung und Bestätigung der Geistlichen durch den Staat. Die Evangelischen Kapellen sind meistens errichtet worden, um schon vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen; wenn nämlich ein Theil der Herde, oft der größere, unbefriedigt durch seinen Pfarrer, der ein Socinianer oder ein Ungläubiger war, sich nach dem Evangelio sehnte. Innerhalb der Kirche selbst, zwischen den Gläubigen und Ungläubigen, gibt es ein weit größeres Schisma, das, sobald der Staat zu zahlen aufhören würde, — sobald nämlich, nach dem Wunsch der meisten Franzosen, die Kirche völlig independent würde — in eine größere wirkliche Spaltung übergehen würde, und ein großer Theil der Gemeinden würde sich dann mit uns vereinigen, so wie schon jetzt in manchen Gemeinden nur ihr Stamm, so zu sagen ihr Stab, geblieben ist, während ihr Kern sich zu unseren Gemeinden hält.“

Während nun die evangelische Gesellschaft ihrem Grundsatz völlig treu geblieben ist, „die Protestantische Kirche so viel als möglich zu unterstützen“, hat dagegen diese durch ihre Organe, die Pfarrer, eine dreifache Stellung gegen die Gesellschaft eingenommen: Argwohn und Haß, Zweifel und Eifersucht, Liebe und Dank.

Wie sehr die evangelische Gesellschaft eigentlich nur die Liebe und den Dank der Protestantischen Kirche verdient, und auch theilweise und

in immer zunehmendem Maße erlangt hat, das geht schon aus dem früher Gesagten hervor. Viele Personen sind thätige Mitglieder der Gesellschaft, Viele haben sich sogar mit dankbarem Herzen ihrer Unterstützung durch Arbeiter erfreut, und die Stiftung von vier neuen protestantischen Gemeinden, in Algier, Siouville, Tours und Trepes — was von unberechenbaren segensreichen Folgen seyn kann — verdankt die Kirche fast ausschließlich den Bemühungen der Gesellschaft. Darum darf sich je länger je mehr die Nationalkirche nur freuen, eine evangelische Gesellschaft sich zur Seite zu sehen, welche, anstatt ihr zu schaden, sie vielmehr unterstützt. Die Synodalgeistlichen haben bei dem besten Willen nie das leisten können, was die evangelischen Arbeiter thun. Auf ihren Synodalkreis beschränkt, gewähren die Pfarrer grundsätzlich nur denjenigen geistlichen Beistand, welche ihn suchen, können aber nicht alle diejenigen auffuchen, die ihn bedürfen. Daher gibt die unternommene Evangelisation von Frankreich der Kirche grade diejenige Ausdehnung, welche ihr bis jetzt gefehlt hat.“ „Eine große und immer mehr zunehmende Zahl von Pastoren hat eingesehen, daß zwischen ihrer und unserer Arbeit eine vollkommene Übereinstimmung stattfindet, daß diese beiden gleich nothwendigen Werke einander unterstützen, ohne sich zu hindern, und daß die Evangelisation Frankreichs zu gleicher Zeit die Arbeit der Nationalpastoren wie die Agenten einer solchen Gesellschaft erfordert. Morache in Tours, dessen Kirchlichkeit wir als erprobt kennen, sagte 1836 aus eigener Erfahrung als früherer Nationalpastor: „Die bisherigen Einrichtungen (Kirche und Schule), welche ganz vortreflich sind zur Erhaltung des Evangelii, gewähren nicht hinreichende Mittel zu dessen Ausbreitung, insbesondere mitten unter der Römisch-Katholischen Bevölkerung. Daher bedarf die Kirche anderer, weniger eingegrenzter, fesselfreier Einrichtungen, um zu erleuchten, zu belehren und zu bekehren, und eben das haben die Christen in Frankreich unternommen. Die evangelische Gesellschaft ist eine Frucht der Nothwendigkeit gewesen; wenn man irgend etwas Erfolgreiches für die Evangelisation des Römisch-Katholischen Frankreichs thun wollte, war eine solche Gesellschaft nothwendig. Die Protestantische Nationalkirche kann das nicht unternehmen; könnte sie es, so wollten wir Alle Gott dafür preisen; die zu evangelisierende Bevölkerung ist zahlreich genug, um Allen, die sich damit beschäftigen wollen, Arbeit und Raum zu gewähren. Die evangelische Gesellschaft treibt also kein Werk der Eifersucht, sondern ein Werk ungeheurer Nothwendigkeit, was keine einzige unserer Gemeinden unternommen hätte. Man darf diesem Werke keinen falschen Schein geben lassen, welcher dessen Freunde fern halten und denen, die es unterstützen, Bedenken einflößen könnte.“ Und nun erklärt Morache noch als Geistlicher und Altpastor der Nationalkirche, daß er niemals etwas gegen diese Kirche unternommen habe, noch unternehmen werde, noch gegen sie die Waffen kehren, welche sie ihm selber in die Hand gegeben habe. „Aber die evangelische Gesellschaft verlangt auch nichts Anderes, als das Werk reiner und freier Evangelisation; Jesus Christus, und zwar der Gekreuzigte, ist das ewige Banner, welches die Gesellschaft aufzupflanzen unternimmt;“ darum hat er sich mit ihr verbunden und weist die Anklage zurück, die man gegen sie erhoben hat, daß sie der Nationalkirche feindlich sey.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 17. April.

N<sup>o</sup> 31.

**Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.**

(Schluß.)

Die Symbole sollen constant seyn; aber eine Entwicklung und Fortbildung derselben wird dadurch so wenig ausgeschlossen, daß sie selbst vielmehr in ihrer Auseinanderfolge eine fortschreitende Entwicklung darbieten. Das Allgemeinste, worauf alle Christen aller Confessionen getauft sind, das apostolische Symbolum, ist eine einfach biblische Explikation der Taufformel, die in das credo gefaßt ist. Das Symbol reicht mit unbedeutenden Modifikationen im Morgen- und Abendland bis in die ältesten Zeiten der Kirche hinauf. Nicht aus eigenmächtigem Verlieben, nicht aus hierarchischem Wohlgefallen an einer Glaubensgesetzgebung sind die späteren Symbole von der Kirche hinzugefügt worden; sie sind mit Nothwendigkeit hinzutreten zur Abwehr falscher Ausdeutungen der Hauptartikel des Glaubens, zur Bewahrung der christlichen Wahrheit gegen Widersprüche, welche nach entgegengesetzten Seiten hin sich gegen sie erhoben, weshalb sie denn auch nicht sowohl neue oder veränderte Symbole sind, als vielmehr nur bestimmtere Entwicklungen und Ausführungen des Apostolischen wider die Gegensätze des Irrthums, die mehrfach theils die einfachen Sätze desselben bestritten, theils einen ethnisirenden oder judaisirenden Sinn ihnen unterzulegen suchten. Es ist das Geschäft der Dogmengeschichte zu zeigen, wie zuerst die Theologie, die Lehre von der Dreieinigkeit, nachdem sie durch alle verschiedenen Gestalten jener beiden Gegensätze sich hindurchgekämpft, deren einer die Einheit des göttlichen Wesens zertrennen, der andere den Unterschied der göttlichen Personen confundiren wollte, im vierten Jahrhundert zu einer thetisch und antithetisch fixirten Bestimmtheit sich erhob im Nicänischen Symbol, welches nur eine bestimmtere Erklärung des apostolischen ist. Ferner zeigt sie, wie die Christologie insonderheit durch die wechselseitigen Antithesen des Nestorianismus und Eutychianismus mit allen ihren Nuancirungen hindurchgegangen und zugleich mit dem Artikel von der Trinität in dem dritten ökumenischen Symbol, dem sogenannten Athanasianischen, eine symbolische Fixirung fand, die mit Recht seitdem ein Typus der Rechtgläubigkeit geblieben ist, weil die wahre Mitte zwischen dem dualistischen Trennen der Gottheit von der Menschheit in Christo und dem monistischen Confundiren derselben rein und sicher darin festgehalten ist. Auch die christliche Anthropologie und Soteriologie gingen, besonders im Abendlande, durch mannichfache Anfechtungen hindurch, in denen sie, namentlich unter

Augustin's geistreicher Führung, wider den doppelten Gegensatz des Manichäismus und Pelagianismus befestiget wurden, ohne daß es jedoch zu einer allgemeinen symbolischen Festsetzung kam. Die desfallsige Unbestimmtheit hatte in den Jahrhunderten des Mittelalters unter mehreren mitwirkenden Einflüssen ein immer weiteres Umsichgreifen selbstgerechter unevangelischer Richtungen zur Folge, so daß eine große reformatorische Reaktion gegen den wieder herrschend gewordenen Pelagianismus unerlässlich war. Im Verlaufe der Reformation und ihrer großen geistlichen Bewegungen entstanden nun jene neueren Symbole, welche auf dem Grunde der älteren ökumenischen theils sie wiederholen, theils und vornehmlich sie ergänzen, indem sie mit besonderem Nachdruck jene anthropologischen und soteriologischen Artikel ausführen, über die sich in den älteren Symbolen keine näheren Bestimmungen vorfinden. An der Spitze der evangelischen Confessionen steht die Augsbургische, die nicht bloß eine polemische, sondern auch eine irenische universelle Tendenz hat, und in der Apologie mit einer gründlich verteidigenden und commentirenden Schutzschrift wider die Angriffe und Gegengründe katholischer Gegner versehen ist, so daß beiden Schriften auch mehrere Gemeinden der Reformirten beigetreten sind. Die nachfolgenden Symbole, wie namentlich die Schmalkaldischen Artikel und die solida declaratio in der Concordienformel verhalten sich zu ihr in ähnlicher Weise, wie das Nicänische und Athanasianische Symbol zum apostolischen. Die Concordienformel vermittelt innere Streitigkeiten der Evangelischen in wissenschaftlich theologischer Weise, und ist eben so eine Symbolschrift für Theologen, wie die Katechismen für Katechumenen, so daß von dem apostolischen Symbol an bis zur Concordienformel hinauf alle Stadien christlicher Entwicklung ihre entsprechenden Symbole finden. Die ganze Geschichte, Entwicklung und Fortbildung der christlich-kirchlichen Symbolik zeigt, daß, so wie auf das apostolische Symbolum in der älteren, und auf die Augsburgische Confession in der neueren Zeit noch spätere erläuternde und erweiternde Symbole folgten, so auch mit diesen die Symbolbildung keineswegs als abgeschlossen angenommen werden muß, sondern daß, wie und wann der Herr der Kirche es fügt, neuere Symbole zu den älteren hinzutreten können, sey es nun in der Form einer epitome, oder einer solida declaratio der neueren, wider die alte Wahrheit erhobenen Streitigkeiten. Nur muß dabei, wenn ein wahrer Fortschritt und nicht ein Abbruch der bisherigen Entwicklung stattfinden soll, die Regel feststehen, daß sich die jüngeren zu den älteren Symbolen eben so verhalten müssen, wie diese zu den noch älteren, nämlich nicht negirend oder destruktiv, sondern affirmirend und conservativ, nicht als von vorn anfangender Neubau, sondern als Fortbau.



Jener großen kirchlichen Entwicklung und Fortbildung gegenüber was bietet uns Herr Dr. Bretschneider, der sich ein Mann der Wissenschaft und des Fortschritts zu seyn berühmt, und der (wahrscheinlich mit Herrn Sintenisi) „eine zweite Reformation und eine neue Kirchentrennung“ im Schilde führt (S. 131.), was bietet er? den enormsten Rückschritt. Zwar das muß er als zweifellos zugeben, wie es denn auch kein vernünftiger Mensch läugnen kann, „daß eine Kirche oder ein religiöses Gemeindeleben irgend eine Grundlage haben müsse, wodurch es sich gebildet hat und worauf seine Fortdauer beruht und daß diese Grundlage für das Innere der Kirche der gemeinsame Glaube sey.“ S. 23. Fragt man nun aber nach diesem, der christlichen oder der Evangelischen Kirche zu Grunde liegenden, gemeinsamen Credo, so schwindet jeder bestimmte Inhalt desselben vor dem Haupte des Dr. Bretschneider dahin, und als das Gemeinsame bleibt nur ein so abstrakt Allgemeines nach, daß, nur mit Änderung eines Namens, Türken, Juden und Christen in derselben Glaubensgemeinschaft stehen; denn „bei den Juden ist das Fundament ihrer Glaubensgemeinschaft: es ist Ein Gott und Moses ist sein Gesandter — bei den Christen: es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter — bei den Muhamedanern: es ist Ein Gott und Muhamed ist sein Prophet.“ Die Namen Moses, Jesus, Muhamed allein machen den Unterschied; denn nichts von dem eigenthümlichen Inhalt ihrer „göttlichen Belehrungen“ soll in den gemeinsamen Glauben, der an Inhalt ganz einsam bleiben soll, aufgenommen werden. Auf ein solches Namen-Christenthum also will der neue Reformator die ganze reiche Inhaltsfülle des Christenthums, die in der christlichen Kirche zu einem lebendigen und bestimmten Gesamtbewußtseyn der Gläubigen sich entfaltet hat, reduciren. Schon das apostolische Symbol, was selbst die armselige Sekte der Socinianer noch als verbindlich gelten läßt, ist ihm viel zu inhaltsreich, geschweige denn alle nachfolgenden. Fort mit ihnen! ist die Sentenz des Dr. Bretschneider, fort mit aller fides explicita, mit aller kirchlichen Glaubensentwicklung, fort mit der geschichtlichen Fortbildung der Erkenntniß und des Bekenntnisses des Christenthums; zurück hinter die ganze Kirchengeschichte in den ärmsten Eblionismus hinein! herunter von der Höhe des jahrtausendalten Baues der kirchlichen Glaubenswissenschaft! nieder mit der alten, weitschattenden Eiche und statt deren das kahle Reis gesetzt: es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter! auf Zweck und Inhalt und Bürgschaft seiner Botschaft kommt's nicht weiter an; darüber kann Jeder denken, wie es ihm beliebt. Das sind die antisymbolischen, reformatorischen (deformatorischen) Grundsätze des Dr. Bretschneider; auf dieses Minimum von gemeinsamer Grundlage soll die Kirche beschränkt werden; denn „es muß nur ein einfacher Satz seyn, der als Fundament das Bekenntniß bildet,“ weil „eine Summe mannichfaltiger Dogmen“ nicht einigen könne, „sondern nur das Einfache.“ O simplicitas! wenn nur das Einfache einigt, wie kann denn jener Satz: es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter, einigen, da er selbst schon ein zweifacher ist. Es ergibt sich, daß die Einfachheit des Herrn

Dr. Bretschneider nur in der Wenigkeit, in der geringsten Summe, in der Armuth an Gedanken und Weisheit besteht, worauf seine Simplicität das Christenthum herunterbringen zu können meint. Daß die wahre geistige Einheit in sich den größten Reichthum beschließt, den sie mannichfaltig aus ihrer Fülle entfaltet, ohne darum in eine, nur durch Addition wieder zusammenzubringende Summe von Vielheiten auseinanderzufallen, davon fehlt ihm der Begriff. Mit Stellen wie Joh. 17, 3. glaubt er seine Einfachheit beweisen zu können, ohne eine Ahnung zu empfinden von der heiligen Höhe und Tiefe des ganzen Capitels, dem sie entnommen ist, mit dem sie im innigsten Zusammenhange steht; denn der Herr selbst bezeugt darin die wahre heilbringende Erkenntniß seiner selbst als die Erkenntniß dessen, dem Macht gegeben ist über alles Fleisch und der, ehe denn die Welt war, in der Herrlichkeit des Vaters war, und für die Seinen sich heiligt. Einfacher noch sagt Paulus 1 Cor. 2, 2.: ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten, vgl. 3, 11., Gal. 6, 14. So bestimmt wußte der große, geisterfüllte Apostel das ganze Christenthum in dem Einen Mittelpunkt des Mittlers und Versöhners zusammenzufassen; aber war darum seine Predigt, sein Bekenntniß arm und leer? oder erkannte er nicht vielmehr, daß in Christo verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß? und wußte er nicht diese Schätze zu heben und auszuthemen in reicher Rede und Schrift? (Col. 1, 25. 27.) bekannte er nicht einstimmig mit Johannes, daß durch den Sohn Gottes und zu ihm Alles geschaffen ist, daß er vor Allem ist und Alles in ihm bestehet, und daß es das Wohlgefallen gewesen, daß in ihm, als dem Haupte, alle Fülle wohnen sollte und Alles durch ihn versöhnt würde zu ihm selbst, es sey auf Erden oder im Himmel, damit daß er Friede machte durch das Blut an seinem Kreuze durch sich selbst? Col. 1, 16 — 20. Welch großartige Lehrentwicklung gibt uns Paulus, welche Tiefe des Reichthums beides der Weisheit und der Erkenntniß eröffnet er uns im Briefe an die Römer! ihm war gegeben unter den Heiden zu verkündigen den unausforschlichen Reichthum Christi (Ephes. 3, 8.), und die Kirche hat denselben empfangen und als Haushalterin ihn verwaltet und aus der Schatzkammer der heiligen Schrift, besonders seit der Reformation, reichlich ihn ausgespendet — da kommt Dr. Bretschneider und will die Reformation reformiren, stößt die Symbole um, pocht darauf, daß die Schrift allein Norm des Glaubens sey und daß sie aus sich selbst erklärt werden müsse, und erklärt nun aus der ganzen großen heiligen Schrift als gemeinsamen Glauben der heiligen christlichen Kirche nur jenen ganz kleinen Satz heraus, der mit Ausnahme des Wortes Jesus eben so im Koran steht: \*) es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter. O unheilige Einfalt!

Für die Protestantische Kirche erweitert Herr Dr. Bretschneider seine Einfachheit ein wenig, indem er das Unterscheidende derselben von der Katholischen zwar „nicht im Dogma“

\*) Doch selbst der Name Jesus steht im Koran.

finden will, wohl aber folgende Merkmale als charakteristisch ihr beilegt, „daß nur die Schrift Regel des Glaubens und Lebens sey, daß die Schrift nicht nach der Kirchenlehre erklärt werden dürfe und daß Christus kein sichtbares Oberhaupt der Kirche bestelle, dazu namentlich nicht die Bischöfe von Rom bestelle habe.“ S. 27. Das ist also nach Dr. Bretschneider das eigenthümlich protestantische Credo, welches aber entweder gar keinen, oder nur negativen Inhalt hat; denn daß nur die Schrift Regel des Glaubens und Lebens sey und daß sie aus sich selbst nach der Analogie des Glaubens erklärt werden müsse, dies sind zwar richtige, aber rein formale Grundsätze, die nur erst durch ihre Anwendung und Verwirklichung einen wirklichen Inhalt für Glauben und Leben erlangen, womit also, so lange es nicht dazu kommt, auch nichts Lebendiges gesetzt ist, was eine Kirche bilden oder verbinden könnte. Wie lächerlich, zu meinen, daß um einen bloß formalen, inhaltsleeren Satz der große Geisteskampf der Reformation gestritten worden sey, wie unwahr, daß man bloß um hermeneutischer Vorfragen, nicht aber um wesentlicher Sachfragen willen sich getrennt, wie falsch, daß man nur um das Buch oder den Buchstaben, ohne den Sinn und Geist, ohne die Wahrheit desselben gerungen habe! Doch Herr Bretschneider will ja auch Einen inhaltlichen Satz als Merkzeichen des Protestantismus gelten lassen, nämlich den negativen, daß Christus kein sichtbares Oberhaupt der Kirche bestelle habe. Das also ist das ganze, das einzige gemeinsame Resultat, was die Gesamtforschung der Protestantischen Kirche seit der Reformation aus der heiligen Schrift als Regel des Glaubens und Lebens extrahirt und abstrahirt hat, zu wissen, was Christus nicht bestelle hat, wen er nicht zum Haupt der Kirche gesetzt hat. Weiter soll die arme Kirche aus dem Buche des Glaubens und des Lebens nichts gelernt, nichts erkannt, nichts begriffen haben; denn daß Ein Gott und Jesus sein Prophet ist, das wußte man ja längst vorher; alles Andere aber soll in der Bibel so ungewiß, so dunkel, so zweideutig seyn, daß man es zu keiner gemeinsamen Erkenntniß und zu keinem Bekenntniß seiner Wahrheit bringen könne. O schmachliche Herabwürdigung der Bibel und der Kirche, der Bibel, des Buches der Offenbarung, die man für so finster hält, daß man nicht wissen kann, was sie offenbart, der Kirche, die man für so dumm hält, daß sie nicht verstehen kann, was die Männer Gottes geredet haben. Und dabei erröthet man nicht, die Fortschritte zu rühmen, welche die Eregese seit dreihundert Jahren gemacht habe, während man eben zuvor gestanden, wie sie hinsichtlich der Resultate so heruntergekommen, daß sie nur das eine als sicher und fest für die Evangelische Kirche hätte ermitteln können, daß ihr sichtbares Oberhaupt nicht in Rom sey. Und selbst dieser Satz steht nicht buchstäblich in der Schrift, so wenig als der, daß die Schrift allein Regel des Glaubens und Lebens sey, vielmehr sind es nur Folgerungen der symbolischen Bücher, die doch Herr Dr. Bretschneider in anderen Artikeln, welche wirklich den Glauben und das Leben betreffen, dergestalt an den Buchstaben der Schrift knüpfen will, daß sie ihn nur nachsprechen, nicht aber entwickeln sollen. Wir müssen gegen ihren gedankenlosen Lobredner die

Eregese in Schutz nehmen; früher hielt sie treu am Wort der Schrift und verstand ihren Glaubens- und Lebensinhalt richtig, wenn es auch der gelehrten Exposition oft noch an linguistischen oder historischen Akribie gebrach; dann folgte die Zeit der Entfremdung von dem christlichen Glauben und Leben, der rationalistischen Verurtheile gegen den Inhalt der Bibel, und die Eregese gerieth in einen kläglichen Verfall, der sie durch portentosa von Wundererklärungen und bis zur Gewaltthätigkeit willkürliche Umdeutungen nach dem Sinne der rationalistischen Dogmatik zum Spott der Philologen machte und den selbst Bretschneider nicht abläugnen kann S. 37. Aus diesem Verfall erhob sie sich neuerdings wieder und zwar eben sowohl durch schärfere grammatische als durch eingehendere theologische Auffassung des Schriftworts. Die Resultate dieser erneuten Eregese sind keineswegs so beschämend, so nichts sagend wie die Bretschneiderschen; sie geben vielmehr erneutes Zeugniß für das kirchliche Schriftverständniß. Ein Meister derselben, der zumal als Linguist und Grammatiker sehr hoch über Dr. Bretschneider steht, Herr Dr. Winer, erklärt Leipziger Lit. Zeit. von 1833 Nr. 44.: „Der Streit unter den Eregeten hat gewöhnlich wieder auf das Verständniß, welches die Protestantische Kirche früher festgehalten, als auf das richtige hingeführt.“ Nur die alten stabilen Coryphäen jenes verkehrten Rationalismus stemmen sich gegen solche Fortschritte der neueren Eregese über ihre Beschränktheit hinaus. Dennoch präbendiren diese offenbaren Verfehrer und Verdreher des göttlichen Wortes, die, wie wir demnächst von Dr. Bretschneider beweisen werden, noch nicht die Elemente desselben verstehen, Richter zu seyn in der Kirche und ihre inhaltsleeren, stroherne Satzungen eigenmächtig an die Stelle der schrift- und rechtmäßigen Symbole zu setzen. Gewiß, wenn es der Obrigkeit obliegt, das Recht und also auch die Gewissensrechte ihrer Unterthanen und den auf heilige Verträge gegründeten Bestand der Kirche zu schützen, so ist sie auch verpflichtet, den Geistlichen, selbst wenn sie General-Superintendenten und Ober-Consistorial-Direktoren sind, „solchen Muthwillen nicht einzuräumen“ (vgl. Schmalk. Art. S. 350 f.).

Die Elemente des Christenthums, die Grundlegung desselben besteht in der Lehre von der Buße und vom Glauben (Hebr. 5, 12., 6, 1.), wie denn auch der Herr selbst nach dem Vortritt des Täufers seine öffentliche Predigt mit dem Worte beginnt: thut Buße und glaubet an das Evangelium, Marc. 1, 15. Hierin liegt auch die Grundlage der Evangelischen Kirche. Wie schwach es mit Herrn Dr. Bretschneider's Wissen und Gewissen hinsichtlich dieser Grundlehren steht, werden wir in einem zweiten Artikel, der eine Kritik der Bretschneiderschen „Kritik der symbolischen Bücher“ (S. 50 ff.) enthalten soll, satfam erhärten.

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Die Protestantische Kirche, mit ihren wenigen Gemeinden und etwa vierhundert Pastoren, muß schon wegen ihrer ungeheuren Zerstreuung



und Vereinzelung unter den vier und dreißig Millionen Franzosen vielfach spurlos verschwinden, und hat nun auch schon durch ihren Namen (protestantisch) und noch mehr faktisch wegen ihrer Abgeschlossenheit, wegen ihrer Opposition gegen die Katholische Kirche und wegen des Vorurtheils, als verhalte sie sich auch gegen den wahren Glauben und die christliche Frömmigkeit nur negativ, die Ungunst der Katholiken gegen sich, die jede Einwirkung derselben auf sie entweder mit bedenklichem Mißtrauen — *timeo Danaos et dona ferentes* — oder als gehässigen Proselytismus ansehen müssen. „Darum versprechen die protestantischen Pfarrer auch wohl sich mit dem Proselytismus im Einzelnen abzugeben, aber man will ihn nicht förmlich betreiben, nicht durch eigens dazu gegründete Gesellschaften ihn organisiren; man ergreift wohl die sich von selbst dazu darbietende Gelegenheit, aber man will sie nicht suchen; man gewährt den Bittenden, aber man muntert nicht zum Bitten auf; man erkennt wohl den Grundsatz, nicht aber dessen Consequenzen an, man benutzt die von selbst kommenden Fälle, aber man gibt sich nicht die Mühe, sie zu vermehren.“ Der Name und die Sache der Evangelisation hat dagegen noch kein ungünstiges oder günstiges Vorurtheil gegen sich, hat für den nach Neuem begierigen Franzosen den Reiz des Neuen und Fremden, und sie findet mit ihrer noch in keine kirchliche Form eingegengten Elasticität die Herzen empfänglicher. Denn nun wird ja von dem Katholiken kein Übertritt aus der einen Kirche in die andere gefordert — welches immer seine großen Bedenken hat — sondern nur die innere Bekehrung des Herzens und die Unterwerfung unter das Wort Gottes, woraus der äußerliche Austritt aus der Römischen Kirche ganz von selbst folgt. Man kann entschieden antirömisch, in der Hauptsache entschieden evangelisch seyn, ohne grade besondere Lust zu haben, ein Protestant des sechzehnten oder neunzehnten Jahrhunderts, ein Mitglied der auch sehr verderbten protestantischen Kirche werden zu wollen. Solcher evangelisch und doch nicht protestantisch gesinnter Katholiken gibt es in Deutschland und in Frankreich mehr als man glaubt, und es hat die Erfahrung der evangelischen Gesellschaft bewiesen, daß diese und andere Katholiken weit lieber und weit zahlreicher Evangelische Kapellen als protestantische Tempel besuchen. Wenn also auch von den vierhundert protestantischen Pastoren Alle wahrhaft und lebendig gläubig wären, wenn diese Alle Lust und Zeit zur Evangelisation hätten, so würde dennoch noch eine evangelische Gesellschaft nöthiges Bedürfniß seyn, und es grade um so mehr werden, je eifriger die Nationalkirche Hand an dieses Werk legte.

Selbst den Juden gegenüber muß die Stellung einen gewissen Vortheil gewähren, wenn z. B. ein Colporteur die Frage eines Juden: „Sie sind gewiß nicht Römisch-Katholisch?“ treffend beantwortet hat: „Nein, ich bin ein Christ, denn Christus ist mein Herr und mein Heiland, und es ist kein anderer Name den Menschen gegeben, durch welchen Juden, Katholiken und Protestanten selig werden können.“

Der selbe Colporteur wurde von einem Protestanten mit den Worten zurückgewiesen: „er kenne die Bibel schon, seine Eltern hätten ihn in der wahren Religion, in der protestantischen, erzogen.“ Er fragte ihn darauf: „ob er ihm etwa aus der Bibel beweisen könnte, daß

man Protestant seyn müsse, um selig zu werden?“ Er erwiderte, daß er das zwar nicht könne, daß er aber nichts desto weniger gewiß sey, daß die protestantische Religion die einzig wahre sey.“ Da bewies ihm der Colporteur durch mehrere Stellen der heiligen Schrift, daß nicht die Religion, zu der man sich äußerlich bekenne, selig mache, sondern allein der Glaube an Jesus Christus, daß, wenn auch die protestantische Religion allen anderen vorzuziehen sey, weil man in dieser genöthigt sey, die Lehre der Bibel anzunehmen, der Name Protestant doch keinen Werth am jüngsten Tage haben werde, wenn man nicht jetzt schon von Herzen die Bibel als das Wort Gottes selbst angenommen hätte.

Von demselben Colporteur wird uns ein langer Streit mit einem katholischen Geislichen berichtet, der damit endigte, daß er auf die Frage: „Haben Sie nicht die Absicht, die Römischen Katholiken protestantisch zu machen?“ antwortete: „Nein, ich will etwas Besseres, ich will sie durch die Verbreitung des Evangelii in den Stand setzen, Christen zu werden.“

Wir können indeß nicht läugnen, daß die evangelische Gesellschaft von sonst wohlgestimmten Freunden der Kirche besonders im Anfangs bedenklich und eifersüchtig angesehen werden durfte. Denn sie hat ja zunächst so sehr eine ganz indifferente unkirchliche Tendenz, daß der Kirche dadurch Gefahr zu drohen schien, und die mangelhafte Beschaffenheit der Arbeiter stöße auch nicht immer unbedingtes Zutrauen ein. Es war daher anfangs die große Frage, ob nicht die separatistische Gesellschaft separatistisch sey, und diese Frage mußte erst durch die That beantwortet werden — wie sie ja auch auf das Glänzendste dadurch beantwortet worden ist — ehe viele ächte Freunde der Kirche sich an die Gesellschaft freundlich anschließen konnten. Über der Separatismus, insofern er nicht etwa aus der (in der Französischen Reformirten Kirche gar nicht heimlichen) Mystik entsteht, ist überhaupt nur in denjenigen Kirchen möglich, welche politisch oder hierarchisch eingeschränkt oder gedrückt werden, und konnte also in neuester Zeit nur in der Schweiz und in Holland neu entstehen, wogegen England und Frankreich durch ihre anerkannte Religionsfreiheit davon befreit bleiben mußten. Die in Paris und sonst wo noch vorhandenen wirklichen Separatisten (*eglises séparées*) sind daher auch nur Ableger der durch den ehemaligen Druck der Waabländischen und Genfer Regierungen in der Schweiz aus Noth entstandenen separirten Gemeinden, und nehmen, schon an Zahl sehr gering, an Einfluß und Bedeutung, besonders seit der Juli-Revolution und der in der Schweiz nun auch anerkannten Kultusfreiheit, sichtlich ab. Die evangelische Gesellschaft, welche freilich, ihrem Grundsatz gemäß, Mitglieder der separirten Gemeinden nicht ausschließen darf und will, hat wenigstens mit dem Separatismus als solchem gar nichts zu schaffen, zeigt vielmehr im Gegentheil eine universalistische Tendenz, und leitet ihre Freunde allmählig zur Nationalkirche über, während sie ihre Verbindung mit Major in Straßburg, wegen seines Anschlusses an die Schottische Nationalkirche und deren Kirchenordnung, auflösen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 21. April.

N<sup>o</sup> 32.

## Die geistlichen Gerichte in Neu-Vorpommern.\*)

(Eingefandt.)

Es ist vor Kurzem in öffentlichen Blättern mißbilligend über diese Gerichte gesprochen worden. Es wird daher nicht ohne Interesse seyn, etwas Näheres von ihnen zu erfahren und jenem verwerfenden Urtheil scharf in's Auge zu sehen.

Es bestehen in unserer Provinz, die bekanntlich bis vor fünf und zwanzig Jahren unter Schwedischer Hoheit stand, zwei Consistorien, ein städtisches für Stralsund und ein Königlich für die ganze übrige Provinz. Nach ihrer jetzigen Verfassung sind sie vorzugsweise Ehegerichte, die über Klagen auf Ehescheidung und Ehevollziehung, so wie über einige verwandte Gegenstände zu erkennen haben; auch steht ihnen eine gewisse Realjurisdiction und die Entscheidung von Rechtsfreiheiten über die Amtseinkünfte der Geistlichen und Schulbeamten zu. Das Stralsunder Stadt-Consistorium besteht aus den drei Hauptpastoren der Stadt und drei weltlichen Mitgliedern. Das Königl. Consistorium, welches seit seiner Gründung (1560) seinen Sitz zu Greifswald hat, und früher ganz, jetzt nur zum Theil aus Mitgliedern der Universität besteht, zählt zur Zeit, nach langer interimistischer Verwaltung, durch die Gnade des Hochseligen Königs, gleichfalls sechs Mitglieder, zwei geistliche und vier weltliche. Die Ehesachen werden in beiden Gerichten vor dem versammelten Collegio verhandelt in einer dem Ernst und der Heiligkeit der Sache durchaus entsprechenden Weise. Namentlich wird auf die Sühneveruche große Sorgfalt verwendet und wenn der Erfolg nicht immer der Hoffnung entspricht, so liegt die Schuld gewiß nicht an dieser würdigen und feierlichen Behandlung der Sache, am wenigsten aber an der Beimischung des geistlichen Elementes, welches vielmehr die alleinige Quelle alles Segens ist, den diese Gerichte in der Hand des Herrn stiften.

Warum kämpft nun die moderne Welt hiegegen an, warum sind ihr diese Gerichte, die überdies nach sehr gemäßigten Grundsätzen verfahren, ein Dorn im Auge, warum sucht sie die öffent-

liche Meinung dawider aufzuregen? — Haben die alten Provinzen unseres Vaterlandes etwa ein so gesegnetes Feld ehegerichtlicher Praxis, daß die Liebe auch uns diesen Segen zuführen will? oder ist es die gespenstige Furcht vor dem Wort „geistliches Gericht,“ der blinde Eifer gegen Alles, was diesen Namen trägt, welcher jede Prüfung abweist und ohne Weiteres solche „Reste alter Zeiten“ verdammt? Nun, wir scheuen die Vergleichung nicht. Kommt und sehet! Ich kann Zeugniß geben über beides, über das hiesige wie über das Verfahren in den alten Provinzen, aus eigener Wahrnehmung. Ich erinnere zuerst an dieses.

Ich habe dort bei mehreren Untergerichten gearbeitet, die, mit wenigen Ausnahmen für die Crimirten, die Ehegerichte sind, auch bei einem Obergericht, und habe gar manchen Ehescheidungsprozeß theils selbst instruirt, theils Andere instruiren sehen. Es war schon überaus schwer, ja oft unmöglich, auch nur ein kleines besonderes Räümchen für die Verhandlung so wichtiger, so in das innerste Geheimniß der Familien dringender Verhältnisse zu erhalten. Kleine abgelegene Kämmerchen, für alte Aktenrepositorien und dergleichen Kumpelien bestimmt, mußten den aus dem Gedränge der gewöhnlichen Parteienzimmer Fliehenden aufnehmen. Und ich versichere, sehr glücklich gewesen zu seyn, wenn ich solche einsame, wenn auch höchst unwürdige Winkel aufstreifen konnte; bei anderen Gerichten war auch dies unmöglich. Wie aber kann in dem Gedränge einer streitenden, oft mit großer Leidenschaft um Mein und Dein oder über erbärmliche Injurien streitenden Menge, an eine würdige Verhandlung der Ehesachen gedacht werden. Wie sollte da der Richter, geschweige denn die Partei die Besonnenheit bewahren, die das Geringste ist, was einen gesegneten Ausgang der entscheidenden Stunde bedingt. Wie sollten da Worte ermahnender, versöhnender Liebe aus dem Herzen kommen, wo die ganze Umgebung sie entweihen, die neugierige Menge sie verlachen würde!

War nun aber auch wirklich ein einsames Plätzchen erobert, so zeigte sich sofort neue Hemmung auf allen Seiten. Zunächst dieses, daß die Parteien die ganze Verhandlung der Sache ihren Rechtsbeiständen überlassen dürfen und kaum zum Sühneversuch, falls ein solcher noch für nöthig geachtet wird, in Person zu erscheinen brauchen. Dies ist ein sehr großer Uebelstand; denn wenn auch die Wahrheit hiebei an den Tag käme, so muß doch der Richter dabei immer das Hauptmittel einbüßen, die Parteien kennen zu lernen. Nirgends offenbart sich das ganze Wesen der streitenden Eheleute besser, als wenn sie selbst dem Gericht ihre gegenseitigen Klagen vortragen und sich über die Quellen des ehelichen Zwistes äußern. Dadurch allein gewinnt man den klaren Blick in die Wahrheit der Verhältnisse, dadurch allein

\*) Die folgende Abhandlung wurde vor einiger Zeit für einen engen Kreis geschrieben, in dem die Person des Verf. mehr hervortreten durfte, als es sonst sich geziemt hätte. Sein Widerstreben gegen ihre öffentliche Mittheilung in unveränderter Gestalt konnte daher nur durch die Hoffnung überwunden werden, daß grade diese Form des ganz speciellen, persönlichen Zeugnisses vielleicht dazu dienen möchte, mehrere recht detaillirte Zeugnisse über richterliche Amtserfahrungen in dieser hochwichtigen Beziehung zu wecken. Mögen sie nun das eigene Zeugniß widerlegen oder bestätigen, gewiß, die Wahrheit wird dadurch an das Licht kommen!

Anmerk. des Verf.



Kann man lernen, wie die Sache bei dem Versuch der Versöhnung anzugreifen ist. Ein zweites Übel ist dieses, daß, wenn die Parteien auch wirklich von Anfang an in Person erscheinen, sie doch in Wahrheit nie vor ihrem eigentlichen Richter stehen. Dieses Übel ist mit dem dortigen Prozeßverfahren und der Gerichtsverfassung so genau verbunden und liegt so zu Tage, daß wohl kaum ein Sachkundiger es läugnen kann. Es findet nach der Preussischen Gerichtsordnung nicht, wie es die Absicht des Gesetzes war, ein mündliches, sondern ein schriftliches, und zwar ein von allen Vortheilen eines solchen völlig entklopftes schriftliches Verfahren statt. Die Parteien stehen nicht vor dem Gericht, das ihren Streit entscheidet, sondern vor einem abgeordneten Zwischenträger, der ihre Erklärungen zu Papier bringt und dieses Papier dem Gericht überreicht. Mag immerhin für einen großen Theil rein bürgerlicher Rechtsstreite (Dank sey es den Männern, die hiezu den ersten Anlaß gaben!) durch das Gesetz über das summarische Verfahren diesem Übel zum Theil abgeholfen seyn (aber auch hier nur zum Theil, denn der wichtigste Theil des Prozeßes, Klage und Klagebeantwortung, sind auch hier an jene Zwischenträger gewiesen), mag also immerhin sich dies in anderen Sachen geändert haben, gerade in den wichtigsten, und namentlich in den Ehestreitigkeiten findet das alte Verfahren noch heut zu Tage statt. Und nun denke man, daß diese Mittelsperson, die nicht befugt ist, die kleinste Bestimmung in der Sache selbst zu treffen, mit der Kraft und dem Ansehen des Gerichts reden, daß die Parteien vor ihren Worten die Ehrfurcht haben sollen, die dem Gericht gebührt, daß sie ihren Vorschlägen die Einsicht zutrauen, die gehorsame Achtung beweisen sollen, die die feierliche Sitzung eines versammelten Gerichts von selbst gebietet! Es ist nur zu natürlich, daß, statt diesem Zwischenträger die Ehrfurcht zu zollen, die dem Gericht gebührt, umgekehrt das an solchen Verkehr mit den Richtern gewöhnte Volk die Achtung vor der Obrigkeit herabstümmelt nach dem Eindruck, den diese Personen machen. Denn das Persönliche ist überall das Lebendige, das tief Eindringende und kräftig Wirkende. Und hiezu kommt, daß diese Mittelspersonen meist junge Leute sind, um deren Lippen der Scherz noch spielt, deren ganze Erscheinung nur zu häufig darauf hinweist, wie unwichtig die Dinge dem Staate seyn müssen, die er so unerfahrenen Händen vertraut. Zwar ist vor einiger Zeit angeordnet, daß nur Mitglieder der Collegien die Ehesachen instruiren sollen, aber ich frage, in welchem Verhältniß die Ausnahmen zu der Regel stehen, und ob sie nicht schon zur Regel selbst wieder geworden sind? Es wäre sehr natürlich, denn der Strom des gewöhnlichen Geschäftsdranges, in dem die Ehesachen sogar eine sehr untergeordnete und wenig beachtete Stelle haben, muß hiezu führen, so lange diese Sachen nicht auf ganz ungewöhnliche Weise diesem gewöhnlichen Geschäftsstrain enthoben und von der erniedrigenden Gleichstellung mit allen weltlichen Rechtshändeln erlöst werden. Es gilt hier ein liebevolles Eingehen in die persönlichen Verhältnisse, ja in die Charaktere der Parteien, es gilt, alle Mittel aufzubieten und zu concentriren in der entscheidenden Stunde, alle Mittel, welche dazu dienen können, eine wahrhafte

Buße und Reue, Umkehr und Versöhnung zu bewirken, es gilt, alle Macht aufzubieten, die der Obrigkeit von Gottes Gnaden einwohnt, um durch Bitten, Ermahnungen, Strafen, das Band, das sich lösen will, aufs Neue zu binden und zu stärken, und die Seelen der Brüder vor eines großen Eides Bruch zu bewahren. Und wie muß sich nun da der einzeln stehende Instruent in seinem, wenn auch noch so guten und warmen Eifer für das wahre Heil der Parteien gelähmt fühlen, da er der Gewalt obrigkeitlichen Ansehens sich durchaus baar und ledig fühlt, da ihm das Bewußtseyn fehlt, der Richter über diese Leute zu seyn und den Parteien selbst das dunkle Gefühl, daß sie vor ihrem Richter stehen, abgeht. Gewiß, dies ist von der höchsten Wichtigkeit!

Aber noch von einer anderen Seite fühlt er sich, sobald er nun wirklich an's Werk geht, sofort völlig gelähmt, so daß der Rest von gutem Muth, den er bewahrt hat, sich verlieren muß. Er findet die Leute mit sich fertig. Die Sache ist bereits abgethan, und es soll nur noch eine Form erfüllt werden. Die Sühneveruche durch den Geistlichen gehen nämlich nach der Allg. Gerichtsordnung dem gerichtlichen Verfahren voran. Dies ist ein großer Uebelstand. Die Kräfte, die vereint, so viel als möglich in der entscheidenden Stunde concentrirt werden sollten, um so kräftig als möglich zu wirken, sind hier zersplittert. Dem Geistlichen fehlt die Kenntniß der Sache, die er selbst erst instruiren muß, ohne die Mittel hiezu zu besitzen, seine Rede schlägt nicht in die letzte, entscheidende Stunde ein, die das Gemüth, das stets zum Aufschub der Buße geneigt ist, mit großer Gewalt ergreift. Das Gericht aber sieht in dieser Stunde mit Beflagen, daß die feurigsten Pfeile schon verschossen sind, und kann nur matten Hergens diesen Theil der Frage wieder aufnehmen, den die Parteien durch den geistlichen Sühneveruch, und nicht mit Unrecht, schon für erledigt und abgethan halten.

Ist nun wohl von solcher Verhandlung der Ehesachen ein gesegneter Erfolg zu erwarten? werden viele Ehen auf diesem Wege erhalten und vor dem Untergang gerettet werden? — Hiezu kommt aber noch die Art und Weise der Urteilsfindung. Es müßte wunderbar zugehen, wenn unter diesen Umständen ein Collegium von Juristen großes Interesse an dem Erkenntniß in Ehesachen nehmen sollte. Denn das juristische Interesse, welches der einzelne Fall den Akten nach bietet, ist meist ein sehr geringes. Dies allein bleibt aber übrig, wenn die lebendige Anschauung der Verhältnisse, welche, sich rechtlich oft ganz ähnliche, Fälle auf das Verschiedenste zu behandeln lehrt, dem Collegio abgeht. Es ist nicht zu sagen, wie wichtig gerade hier das lebendige Bild des Falles, das Eingehen in das Innerste der Verhältnisse, welches nicht zu Papier gebracht werden kann, für die richtige Entscheidung ist. So ist es denn natürlich, daß die so gleichsam entfärbten, juristisch unwichtigen Sachen den schwächsten, halb invaliden Mitgliedern der Collegien (nebst den Schwängerungssachen!) übertragen werden, daß ihr Vortrag nur mit Ungebuld angehört wird. Bedenkt man nun noch, daß die Masse der täglichen Arbeit in den Sitzungen die Spruchsachen überhaupt in einen engen Zeitraum zusammen-

drängt, so daß im Durchschnitt nur wenige Minuten einem einzelnen Erkenntniß gewidmet werden können, so ist es ja gradezu unmöglich, daß den Entscheidungen in Ehefachen, die grade, ihrer in jedem einzelnen Falle durch die Individualität der persönlichsten Verhältnisse verschieden gestalteten Natur nach, die sorgsamste, oft sehr zeitraubende Überlegung und Besprechung fordern, die einsichtsvolle und allein heilsame Behandlung zu Theil wird, welche mit Recht das Volk für diese Grundsäulen seines Bestehens und seiner Wohlfahrt fordert. Auch hier also ist es ein Schrei dringender Noth, der die Erlösung der Ehefachen aus dieser sie erdrückenden Gemeinschaft der weltlichen Händel ersieht. Wie fürchterlich hat dieses der Heiligkeit der Sache in der That Hohn sprechende Verfahren, in Verbindung mit einem Gesetz, welches die Lehre unseres Herrn und Meisters von der Unauflöslichkeit der Ehe gradezu in ihren Gegensatz verkehrt (denn nach dem Allg. Landrecht werden kinderlose Ehen bekanntlich wegen bloßer gegenseitiger Abneigung und Einwilligung getrennt), auf das Bewußtseyn des Volkes gewirkt! Ja, achtet dies nicht gering. Gesetz und Gericht, das sind gar große Gewalten. Das Gewissen eines Volkes wird wesentlich durch das im Gesetz verkündete Gewissen des Staates bestimmt. Was das Gesetz erlaubt oder verbietet, besonders aber was das Gericht, dieses lebendig und persönlich gewordene Gesetz, dem Volk zu sehen und zu hören gibt, das dringt in's Blut, das stärkt oder vergiftet seine Lebenskraft. Der demoralisirenden, wahrhaft grausigen Macht laxer Gesetze, laxer Gerichte, welche die innersten Bande eines Volkes lösen und zerrütten kann, ist nicht anders zu steuern als durch ein heiliges Gesetz und ein heiliges Leben des Gesetzes und des Rechts in den Gerichten. Ja, die Heiligkeit des Gesetzes, die heilige Ehrfurcht vor dem Gesetz, die heilige Scheu vor der Offenbarung des Gesetzes, denn das soll jeder Akt der Gesetzgebung seyn, wohnt dies Alles wohl bei uns, in unseren Edikten, unseren Gerichten? Wenn aber nicht, wie soll es denn im Volke heimisch seyn! — Des Menschen Gesetz ist nur heilig, und kann und darf nur heilig gehalten werden, wenn es nicht von menschlicher Willkür gezeugt ist, sondern von dem Geiste Gottes in dem Leben des Volks, so daß der menschliche Gesetzgeber nur die von ihm als reif erkannte Gottesfrucht zu Tage fördert. Solch Gesetz ist heilig wie Gottes Gesetz, zu dem es sich verhält wie die Töne des Dreiklangs zu ihrem Grundton, in dem sie alle schon beschlossen sind. Greift aber der Mensch seinem Gott in das Zeugungsgeheim, so entstehen unheilige Geburten, die nicht heiliger sind als ihr Vater, der sündige Mensch, die nicht länger leben als des Menschen Willkür, die die ersohnte Hülfe, je öfter sie sich erneuen, um so weniger bringen, und die die unvermeidlich heilige Ehrfurcht vor dem heiligen Namen des Gesetzes, mit dem sie sich fälschlich schmücken, untergraben. — Richtet nicht, aber ein Jeder prüfe sein eigen Herz und Leben, ein Jeder zumal von uns, die wir berufen sind, Priester des Gesetzes und Prediger der Gerechtigkeit zu seyn! —

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Wir kommen endlich zu der in der Berliner Allg. Kirchenzeitung 1839 Nr. 96. mitgetheilten Opposition mehrerer Lutherischer Deutscher Pfarrer des Elssasses gegen die Gesellschaft, welche aber nicht bloß aus Bedenkllichkeit und Zweifel gegen die Form, sondern aus wirklichem Argwohn und Abneigung gegen die Sache selbst herzuweisen ist. Wir theilen das merkwürdige Aktenstück vollständig mit. Sechzehn Lutherische Prediger haben nämlich folgendes Schreiben dem Direktorium des Lutherischen General-Consistoriums eingereicht:

„Der unbeduldsame Eifer, welchen bisweilen die evangelische Gesellschaft in den Dten entwickelt, wohin sie ihre Missionare und Colporteurs sendet, erregt seit einiger Zeit Argernisse und Vorwürfe, welche oft indirekt auf die Protestantische Landeskirche zurückfallen. Ja selbst von dem Herrn Minister ist schon ein scharfer Tadel, gewissermaßen eine Anklage auf der Tribüne in der Abgeordnetenkammer ausgesprochen (Sitzung vom 18. Januar): „Es gibt übertriebenen falschen Eifer überall; es kann unverlässige Missionare im Katholicismus, aber auch in den anderen Religionen geben, und Unbeduldsamkeit findet sich bei allen Sekten, bei allen Kulturen, in allen Religionen. Es hat Unbesonnenheiten an gewissen Dten gegeben. Es haben sich protestantische Missionare, Evangelisten gezeigt, ohne irgend eine Bevollmächtigung, und haben Schriften vertheilt, von denen einige wirklich für die katholische Religion sehr beleidigend waren. Sie haben sich nicht damit begnügt, sondern haben Predigten unter freiem Himmel gehalten. Man ist selbst in einige Dte gekommen, wo es keine Protestanten gibt, und es hat sogar ein Anfang von Unruhen stattgefunden.“ Die Versammlung der Lutherischen Prediger zu Straßburg ist durch diese Worte um so mehr erregt, als das Werk der evangelischen Gesellschaft sich auch in unsere Departements verbreitet, und nicht grade zur Erhöhung des Friedens beigetragen hat. Sie schickt uns Missionare, errichtet Kapellen, verschenkt und colportirt ihre Schriften, und wer weiß, ob nicht auch wir bald Predigten unter freiem Himmel haben werden; und alles das wird natürlich von den katholischen Behörden der Protestantischen Kirche unserer Provinz zur Last gelegt. In unseren schwierigen Zeiten und unter unserer gemischten Bevölkerung könnte diese Vermischung der Begriffe einst zu traurigen Resultaten führen. Die Versammlung glaubt daher, so viel an ihr ist, zuvorkommen zu müssen, und nach reiflicher Überlegung hat die Mehrheit der Predigersgesellschaft den Wunsch gefaßt, daß das sehr verehrte Direktorium seine Aufmerksamkeit auf jene Anklage wenden möge, welche, obwohl auf einer unrichtigen Thatsache beruhend, dennoch eine nicht geringe Wichtigkeit im Munde eines Abnichtigen Ministers hat. Diese Mehrheit glaubt, daß der Augenblick gekommen ist, wo das Direktorium als Beschützer der Interessen und der Ehre der Lutherischen Kirche seine Stimme erheben und erklären muß, daß die Gesellschaft, welche sich die evangelische nennt, welche aus dem Auslande gekommen ist und von ihm unterhalten wird, durchaus nicht die geringste Gemeinschaft mit der Lutherischen Kirche hat, sondern ein ganz individuelles Unternehmen ist, daß unsere Kirche keine Missionare in die schon christlichen Departements sendet, daß sie keine für die Katholische Kirche beleidigende religiöse Schriften colportiren läßt, daß sie keine Predigten in freier Luft versucht (hasarde), keine Unruhen hervorruft, und daß sie daher in keiner Weise irgend welche Verbindlichkeit für die Handlungen der evangelischen Gesellschaft übernehmen kann, sondern vielmehr förmlich sich von ihr in ihren Ten-



denzen und Unternehmungen losragt, und daß sie wünscht, nicht mit ihr verwechselt zu werden.“ — Das Directorium hat dies Schreiben am 6. März dem Minister übersandt und unter dem 26. März die Antwort erhalten: „Die Verwaltung ist vollkommen im Klaren über das Daseyn und die Unternehmungen der evangelischen Gesellschaft, und ist weit entfernt, sie mit der Protestantischen Kirche im Allgemeinen zu vermischen; sie schätzt den Geist der Mäßigung und Weisheit, welcher die Lutherischen Prediger beseelt, und zweifelt nicht, daß sie fern sind von Allem, was einen Anlaß zu Unruhen und Unordnungen geben könnte.“

Was wird nun wohl die evangelische Gesellschaft von ihrem Standpunkte aus gegen diesen Angriff zu erwidern haben? Zunächst ist auffallend die Unbestimmtheit und Unsicherheit sowohl der ministeriellen Anklage als der Lutherischen Vertheidigung; es scheint ferner der Minister nicht das moralische Recht zu haben, bei der bestehenden Kultusfreiheit „den Anfang der Unruhen,“ der etwa wegen der Predigten „der Missionare“ statigefunden hat, „den Religionen“ oder auch nur der evangelischen Gesellschaft insbesondere zur Last zu legen, sondern er darf vielmehr, da vor den erwähnten Rechtsfällen wenigstens Bedollmächtigung von Seiten der Regierung überall nicht gefordert worden, auch „die Predigten unter freiem Himmel“ zunächst nur beaufsichtigen und beschügen. Es scheint wenigstens unzeitig und unbillig, daß sechzehn Prediger, die nur die Mehrheit der Prediger-gesellschaft bilden, sich auf diese Art bei der politischen, von ihr selbst als katholisch bezeichneten Schöbde auf Kosten ihrer evangelischen Glaubensgenossen auf eine ganz vage und sie durchaus nicht beruhigende Anklage hin zu rechtfertigen sucht, und „die Ehre der Lutherischen Kirche“ dadurch zu retten meint, daß sie ihre gänzliche Unthätigkeit bei der sonstigen allgemeinen Bewegung rühmlichst hervorhebt. Denn es ist freilich nur leider! wahr, daß „die evangelische Gesellschaft mit der Lutherischen Kirche nicht die geringste Gemeinschaft hat,“ daß die Lutherische Kirche „keine Missionare in die schon christlichen Departements sendet,“ daß „sie keine für die Katholische Kirche beleidigenden religiösen Schriften“ (sie hätten wohl sagen dürfen: gar keine), „colporteur läßt“ — wie das aber eine Ehre und ein Ruhm für die Lutherische Kirche seyn kann, ist schwer einzusehen. Hätte doch „diese Mehrheit der Prediger-gesellschaft“ sich nicht auf diese Weise in die Angelegenheiten der ihnen ganz fremden Französischen Reformirten Kirche — die ganz andere kirchliche Principien und in jeder Beziehung einen anderen Charakter wie eine andere Sprache hat — unaufgefordert gemischt, und sich dagegen, wenn sie das für ihre Pflicht hielt, auf energische Protestationen und geistige Überwindung der bisherigen einzigen Station der evangelischen Gesellschaft in ihrem Bezirke, in Straßburg selbst, beschränkt, so hätte keine Partei der anderen etwas vorzuwerfen. So aber hat diese Mehrheit einerseits eine nicht sehr schmeichelhafte zweideutige Verurteilung von Seiten der Verwaltung erlangt, und andererseits sich die traurige Ehre erworben, an der Erweckung und Belehrung Frankreichs außer den engen Grenzen der (Lutherischen) Kirche keinen Antheil zu nehmen. So lange es

im Elsaß und in Straßburg gar keinen Hirten mehr gibt, „der das Verschmachtete nicht besucht, das Zer Schlagene nicht sucht, das Zerbrochene nicht heilt, das Gesunde nicht versorgt,“ so lange also keine einzige Gemeinde und keine einzige Seele einen Colporteur und einen Evangelisten brauchen kann, so lange könnten diese sechzehn Prediger den sogenannten Methodismus außer und in ihrer Gemeinde ruhig gewähren lassen; er wird wahrlich die von ihm angegangenen Seelen nicht den Weg zur Hölle gehen lassen. Was übrigens den Vorwurf betrifft, daß die evangelische Gesellschaft „vom Auslande gekommen sey und unterhalten werde,“ so ist dieser seiner Tendenz nach für den Franzosen höchst gefällig und, was das Faktum betrifft, nur halb wahr, und auf keinen Fall so wahr, als daß die Lutherische Kirche selbst — la Confession d'Augsbourg genannt — dem ächten Franzosen stets eine ausländische und fremde bleiben wird. Wie einst alle Freunde der Reformatoren Lutheraner oder Calviner genannt wurden, alle ernstern Katholiken in Frankreich Jansenisten, alle frommen Engländer, Schweizer und Franzosen: Methodisten, und es wird von den flachen und halbgläubigen Protestanten in Frankreich wie in der Schweiz jede ernste und wahre Frömmigkeit mit diesem Namen verdächtigt, und der Unglaube des Herzens und der Haß gegen das lebendige Christenthum dadurch zu verdecken gesucht. Solche Feinde kann die evangelische Gesellschaft — welche genau genommen und im wahren Sinne des Wortes den Namen methodistisch nicht verdient, nie überwinden, nie bekehren, bis sie sich selber bekehren, und erkennen, daß zwischen Christlichkeit und Kirchlichkeit, zwischen Gläubigkeit und Bekenntniß des Glaubens noch ein himmelweiter Unterschied seyn kann. Solchen Begnern aller neuen freien christlichen Unternehmungen gilt das Wort von E. Z. Nisch (Predigten, dritte Auswahl 1840, S. 11. aus der vor dem damaligen Kronprinzen von Preußen gehaltenen Predigt): „Und doch, während die Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft alle im Wachsen sind, die noch wohl mehr der Geist der Welt als Gottes Geist beseelt, wollen es die Mehrsten von euch nicht gut heißen, daß Einige aus den christlichen Unternehmungen einen größeren Ernst machen als sonst? Man will nicht die Erndte des Aberglaubens und Unglaubens, und doch wird es bedenklich gefunden, wenn Andere auf dem Grunde des Glaubens die Einladung der Armen zum Reiche Gottes, die evangelische Verbrüderung zur Aushilfe christlicher Bildung, zur Erweckung der Seelsorge für verwahrlosete Theile der Gesellschaft mit Eifer über die gewöhnlichen Gleise und Gewohnheiten hinaustreiben? So wird freilich das Gericht anfangen am Hause Gottes; es wird gelichtet, es wird gesichtet werden. Die das Göttliche und Christliche eifrig und hingebend treiben, werden Zurückstoßung und Schmach erleiden. Meinest ihr wohl, daß das Gericht dann dabei stehen bleiben, daß es nicht weiter greifen, nicht diejenigen viel schwerer treffen werde, die den Leichtsinne vorziehen und den Muthwillen üben?“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 24. April.

N<sup>o</sup> 33.

## Die geistlichen Gerichte in Neu-Vorpommern.

(Eingefandt.)

(Fortsetzung.)

Verlassen wir nun dies Gebiet und betreten das geistliche Gericht zu Greifswald, wie ist da doch der erste Eindruck gleich ein so ganz anderer! Es ist ein großer Saal im Universitätsgebäude, wo das Consistorium seine Sitzungen hält. Das versammelte Collegium nimmt Platz an der einen Seite eines langen Tisches; in der Mitte der Präsident, die Geistlichen im Ornat zu seiner Rechten, die weltlichen Mitglieder zu seiner Linken. Dem Präsidenten gegenüber der Sekretär, zu dessen beiden Seiten die Parteien stehen, sobald ihnen der Vortritt gestattet ist. Ich beschreibe diese äußeren Dinge genau, weil sie im grellsten Gegensatz zu dem ersten Bilde stehen, weil sie sofort die Erwartung erregen, daß es sich hier um etwas Wichtiges, Heiliges handeln werde. Der Präsident oder Direktor beginnt mit einer Mahnung an die Parteien, der Heiligkeit dieser Stunde zu gedenken und namentlich ihre von Gott gesetzte Obrigkeit, die jetzt ihre ehelichen Verhältnisse ergründen will, nicht mit Lügen zu hintergehen, sondern ihr durchaus die volle Wahrheit mit vollem Vertrauen zu sagen. Die Klage wird nun verlesen, nach Umständen durch die Partei ergänzt, auch durch offizielle Fragen, z. B. nach den näheren Umständen des behaupteten Ehebruchs, dem Namen der hiebei theilhaftigen Personen etc. erläutert. Dann antwortet die beklagte Partei in Person. Rechtsbeistände werden zwar zugelassen, jedoch wird ihr schriftliches Recessiren, bevor die Partei selbst gehört ist, nicht gestattet. Es ist nicht zu sagen, wie wichtig dies ist. Das Wesen und Benehmen, die ganze Erscheinung des sich selbst aussprechenden Menschen gibt sogleich einen tiefen Blick in die obwaltenden Verhältnisse und offenbart nicht selten den eigentlichen Sitz und Quell des Übels. Dies ist durch nichts Anderes zu ersetzen und gibt allein eine gründliche Vorbereitung zu dem Sühneversuch. Zeigt sich offenes Lügen, so wird die Verhandlung abgebrochen und, nach Entfernung aller übrigen Personen, der verlogenen Partei durch einen Geistlichen aus dem Worte Gottes diese erste Pflicht der Wahrhaftigkeit auf das Eindringlichste vorgehalten. Nicht selten hat dies guten Erfolg und ist das in Lügen verstockt gewesene Herz einmal zur Wahrheit bekehrt, so ist für die Versöhnung schon sehr viel gewonnen. Das Verhör beider Theile wird in diesem Geiste der Wahrheit so lange fortgesetzt, bis die Verhältnisse dem Gericht klar sind, oder bis es alle Mittel, sie sofort aufzuklären, erschöpft hat. So ist der Weg gebahnt zu dem zweiten und wichtigeren Theil der Tagfahrt; dem Sühneversuch. Da die überwiegende Schuld in der

Regel auf einer Seite liegt, so wendet sich zunächst an diese Partei allein, nach kurzer Einleitung des Präsidenten, das Wort des Geistlichen, welches bittend, ermahnend, strafend das unselige Gemüth auf den Weg des Heils und ewigen Friedens zu locken sucht. Selig, wer dieser Stimme Gottes folgt, die ihn hier, vielleicht zum ersten Mal in seinem ganzen Leben, mit einem so ausschließlichen Du anredet, daß die Beziehung auf das eigene Leben nicht weggeläugnet werden kann und die Hinzutritt sich zuschließt, durch welche in der Kirche so oft der natürliche Mensch der strafenden Predigt entschlüpft, indem er sich weiß macht, das sey nicht zu ihm geredet. Wer ihr aber nicht Gehör gibt, über den ist diese Predigt des Wortes wenigstens zum schweren Zeugniß ergangen, sey es nun, daß eine spätere, heißere Lebensstunde noch den der Erinnerung eingepflanzten Samenkeim entfaltet und emportreibt, sey es, daß dem Unglücklichen das Zeugniß zum Gericht behalten wird. Das Wort ist ihnen gepredigt, und sie haben keine Entschuldigung. Kirche und Staat haben ihre Pflicht an ihnen erfüllt. Sind nun so beide Theile, theils einzeln, theils zusammen, wohl stundenlang aus Gottes Wort ermahnt worden, so gibt es bisweilen die rührendsten Auftritte. Daß sie nicht häufiger sind, wer wagt es, diesem Ernst und dieser Würde des gerichtlichen Verfahrens die Schuld davon zuzuschreiben? Die liegt in ganz anderen Dingen. Aber es ist doch vorgekommen, nicht nur, was gar nicht selten ist, daß sich Eheleute äußerlich wieder ausöhnen, sondern daß sie dies im Herzen thaten, ja daß sie dem Gericht mit Thränen ihren Dank aussprachen und ihn durch herzlichen Händedruck jedem einzelnen Mitgliede bekräftigten. Ein solcher Fall des Gelingens wiegt tausende des Mißlingens auf. Ich habe oft so bewegt und erbaut die Sitzung verlassen, so an den innersten Lebensnerven gepackt und geschützt, wie kaum je die Kirche. Denn die belebende Macht des Persönlichen ist unendlich groß. — Ist die Versöhnung gestiftet, so faßt das Gericht ein Conclusum, worin zunächst das Wohlgefallen des Königl. Consistorii über die Ausöhnung der Parteien zu erkennen gegeben, sodann aber beiden Theilen ihre Fehler nochmals vorgehalten und die nöthigen Ermahnungen schriftlich ertheilt, unter Umständen auch (z. B. bei Sävitien) Strafen für den Rückfall gedroht werden. Nach erfolgter Publikation dieses Beschlusses entläßt der Geistliche die Parteien mit einem kräftigen Wort des Friedens und Segens. — Ist die Versöhnung nicht gelungen, so wird sofort auf Abweisung oder Beweis der Klage erkannt, es müßten sich denn Bedenken hiegegen erheben, die schriftliches Recessiren (immer zweier Referenten), erfordern. Getrennt wird eine Ehe durch sofortiges Conclusum nicht. —



Diese durchaus getreue Darstellung muß dem unbefangenen Auge den grellen Contrast des dortigen und hiesigen Verfahrens sofort klar machen. Auf welchem der meiste Segen ruht, wer könnte hier zweifeln! Aber dennoch müssen wir andere Stimmen hören, die ohne Weiteres diese geistlichen Ehegerichte verdammen. Sehr natürlich, denn das Auge dieser Zeit ist ja geblendet und verdunkelt durch das, was sich Aufklärung nennt. Und von der Aufklärung, die, wenn gleich wissenschaftlich überwunden, doch erst jetzt im Leben des Volkes ihren Sommer feiert, von dieser Aufklärung sind allerdings in vielen Ländern die geistlichen Ehegerichte zu Grunde gerichtet worden. Dies ist ein Faktum. Daher meinen die Helben dieser Richtung, das Zeugniß der Geschichte für sich zu haben und mit diesem Zeugniß jede weitere Prüfung abweisen zu dürfen. Wahrlich, ein lächerlicher Wahn! Mit gleichem Recht hätten Adam und Eva dem Jorne ihres Gottes das Faktum des Sündenfalls als Zeugniß der Geschichte entgegenhalten und somit ihr gutes Recht verfechten können. O, verwirret doch nicht die Geister! Faktum richten nicht den Geist, sondern der Geist richtet die Fakta. Der Geist ist das Band der Geschichte. Das Gericht der Geschichte ist nur da ein solches, wo es zugleich das Gericht des Geistes Gottes ist, sonst würde ja nicht hinter dem Gericht der Geschichte noch das letzte Gericht Gottes liegen, das die falschen Richter vom Stuhle stößt und das allein gerechte Gericht und wahre Zeugniß über alle angeblich richtenden und zeugnenden Thatsachen ausspricht. Weg also mit solchem Blendwerk! Hier ist es nicht gethan mit der Berufung auf die Thatsache des Verschwindens der geistlichen Ehegerichte. Es gilt, die Ursache dieser Thatsache zu prüfen. Bei dem Tode eines Menschen ist es der Geist, der da richtet, ob der Tod natürlich erfolgt, ob ein Mord begangen ist. So auch hier; und ich meine, daß die Aufklärung vor dem Gericht des Geistes und der Wahrheit noch manches geistigen Mordes geziehen werden wird. Es ist an der Zeit, eine gründliche „Rettung“ der geistlichen Ehegerichte zu schreiben. Möchten die folgenden Bemerkungen dazu den Anlaß geben!

Zweierlei kommt hiebei in Betracht, das materielle Recht und der Prozeß. In beiden Beziehungen, das ist die hier vertheidigte Überzeugung, kann allein durch **geistliche**, für sich bestehende Ehegerichte, d. h. durch Gerichte, die mit geistlichen und weltlichen Mitgliedern besetzt sind, eine gesegnete Wirksamkeit den Übeln gegenüber erreicht werden, die die Ehe, und in ihr die Grundfesten des Staates, je länger je mehr zernagen.

I. In ersterer Beziehung ist die Hauptfrage die nach den Ehescheidungsgründen. Die unglaublich große Zahl der verschiedenen Meinungen zeugt für die Schwierigkeit der Sache, oder auch für die Schwierigkeit, mit der unsere Zeit sich in Dingen der Art zurechtfindet. Dem mag nun seyn wie ihm wolle, für uns ist es äußerst schwierig, hier den rechten Weg zu finden, denn fast Jeder steht allein mit seiner Überzeugung. Aber daß es bei den Principien des Preussischen Landrechts nicht bleiben kann, daß dieselben im Volke Vorstellungen von der Ehe

erzeugt und erzogen haben, die nicht nur der Lehre der Schrift widersprechen, sondern auch weit, weit zurückbleiben hinter dem Begriff der Ehe, — der in dem alt-heidnischen Rom so kräftig lebte, daß wir noch heut zu Tage den Namen des Römers wissen, der der erste sich von seinem Weibe schied, — das liegt zu Tage; und wer es läugnet, der mag nur in die erste beste Gerichtsstube, zumal in großen Städten, treten und er kann es hören, wie das Volk die Ehescheidung ansieht, welch ein Markten und Handeln mit der Ehe getrieben wird; der mag den ersten besten Geistlichen fragen, und er wird hören, wie in kurzer Zeit oft drei bis vier Ehen von derselben Person geschlossen werden, wie das Aufgebot, das heut mit diesem bestellt ist, morgen schon mit einem anderen an seiner Statt gefordert wird, weil — er einige Thaler mehr verdient. O, es läßt sich ein Gemälde von Scheußlichkeiten aus diesen Scenen des offenbaren Ehe-Leichtsinn zusammenstellen, das in der That seines Gleichen sucht. Selbst den Besseren fehlt in ihrer Ehe das Bewußtseyn, das kstliche, daß hier ein Band ist bis zum Tode, dies Bewußtseyn, das allein schon den Ernst der Eee geben muß, welcher so vielen Ehen fehlt. Denn wie sollte doch dies Bewußtseyn bei der Trauung in ihnen wahrhaft lebendig werden können, da das ganze sie umgebende Leben dem widerspricht, was ihnen vorgehalten und zugerufen wird: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“ Überall sehen sie ja geschiedene Ehen, wo die leichtesten, oft fingirten Gründe, oft der bloße Consens beider Theile die Scheidung herbeiführte. Also, daß dieses Unwesen verschuldet ist durch das Gesetz, welches die Ehe nicht heiliger und unauflöslicher haben wollte als sie nun ist, daß diesem Unwesen aber kräftig gesteuert werden muß so bald als möglich, das liegt zu Tage. Doch wie ist dies anzufangen? Sollen die Ehescheidungsgründe durch ein neues Gesetz beschränkt werden? Ach, wenn wir doch nicht glaubten, Alles mit Gesetzen ausrichten zu können!\*) Gesetze helfen unendlich wenig, denn sie sind todte Buchstaben, so man nicht Geist und Leben denen einhauchen kann, die sie handhaben. Was würde daraus entstehen, wenn unsere Untergerichte oder die Landes-Collegien, ihrer Überzeugung meistens wohl entgegen, gezwungen würden, nach der Strenge eines scharfen Ehegesetzes zu richten? Höchstens würde der negative Vortheil, der allerdings tausendmal besser ist als gar keiner, erreicht, daß weniger Ehen geschieden würden. Der Geist der Liebe und des Friedens kommt aber dadurch nicht in die zerrütteten Ehen. Und

\*) Die Meinung des Verf. ist, wie das Folgende ergibt, nicht, daß Behufs Restauration des verfallenen Eherechts alle Legislation entbehrlieh wäre. Er will nur davor warnen, diese Restauration von bloßer Beschränkung der Scheidungsgründe im Wege der Gesetzgebung zu erwarten. Wenn er aber die Verpflichtung der Ehegerichte auf die heilige Schrift allein, und ihre Entbindung von jedem anderen Ehescheidungsgesetze empfiehlt, so würde doch jedenfalls einer solchen Maßregel die Prüfung vorangehen müssen, wie das seit einem halben Jahrhundert in den alten Preussischen Ländern in seiner jetzigen Gestalt bestehende Eherecht auf die Männer gewirkt hat, mit denen diese Ehegerichte besetzt werden würden. Anmerk. der Red.

darauf kommt doch Alles an. Dann ist es aber auch die Sache des größten Muthes, ein Ehegesetz zu geben, das der heiligen Schrift ganz rein entspricht. Wagt man dies nicht, sondern hilft nur halb, so ist wieder neben der Wahrheit auch die Lüge gesetzlich fixirt und das freie Leben des Geistes kann ihrer nicht Herr werden. Ja, es zeigt sich vielleicht nirgends klarer als gerade hier, wie tödtend und verderbend die Codifikation überhaupt wirkt. Das Landrecht ist entstanden zu einer Zeit, wo sehr fleischliche und niedrige Begriffe von der Ehe, ihrem Zweck, ihrer Auflöslichkeit nicht sowohl im Volk, als in denen herrschten, die sich die Gebildeten nannten und mit denen die Ehegerichte besetzt waren. Die Praxis der geistlichen Ehegerichte war damals ganz schlaff. Das war ein großes Übel, das sich aber ohne Zweifel, da es nur jener Zeit und jenen Personen angehörte, mit einer neuen Zeit, einer neuen Besetzung der Gerichte verloren hätte. Nun aber wurde diese Praxis gesetzlich fixirt \*) und somit zu einem Joch, das durch das freie Leben und Walten des Geistes nicht wieder abgeschüttelt werden konnte. Das war ein hundert Mal größeres Übel. Daraus sind die vielen unseligen Konflikte hervorgegangen, die nur in starken Geistern zum Ausbruch kommen, die bei weitem größere Zahl der schwachen aber in arge Gewissensnoth stürzen, die Konflikte darüber, ob nach diesen Principien Geschiedene auch wieder zu trauen sind, ob die Kirche dadurch nicht einen Ehebruch sanktionirt und segnet. Denn freilich breitet sie ihren Segen über viele Sünder, wenn gleich sie ihn nicht beherzigen, aber ein bestimmtes Werk der Sünde darf sie nicht segnen. Also das Gesetzgeben hat sich hier schlecht bewährt und man sollte sich wohl hüten, auf's Neue diesen Weg zu betreten. — Laßt uns nun dagegen sehen, wie in Neu-Vorpommern die Sache in dieser Beziehung liegt. Die Mitglieder des Consistorii zu Greifswald werden auf die heilige Schrift, die Kirchenordnung, Agende und Landesgesetze verpflichtet. Da diese letzteren aber keine Vorschriften über die Ehescheidung enthalten, \*\*) so ist die heilige Schrift die einzige Norm. Dies hat allerdings zur Folge gehabt, daß sich seit 1560 — 1840 die Praxis nicht gleich geblieben ist. Bis 1763 befolgte man streng die alten Grundsätze, daß durchaus nur Ehebruch und bössliche Verlassung die Ehe scheiden, also über zwei Jahrhunderte hindurch hat auch hier das Volk unter Principien gelebt, von denen man jetzt durchaus Mord und Todtschlag als die gewisste Frucht befürchtet. Im Jahre 1763 findet sich zuerst in einem einzelnen Falle eine kleine Abweichung. Die Klage war ursprünglich auf Ehebruch gegründet, auf dessen Beweis 1756 erkannt

wurde. Der Beweis konnte nicht geführt werden, dennoch wuchs das öffentliche Argerniß durch diese Ehe dergestalt, daß, als alle Versuche temporärer Trennung und alle Bemühungen des Gerichts zur Versöhnung erschöpft schienen, endlich nach sieben Jahren, nachdem auch über harte Sävitien und Versagung der ehelichen Pflicht geklagt war, die Scheidung erfolgte, doch nur so, daß beiden Theilen die Wiederverheirathung völlig untersagt und ihnen eine Strafe zuerkannt wurde. Hiemit war aber die Bahn gebrochen, und schon 1769 kam man dahin, wegen Unversöhnlichkeit, Sävitien u. eine Ehe, wenn auch nach vielen vergeblichen Versuchen zur Versöhnung und namentlich nach langer zeitlicher Separation, zu scheiden, und sofort beiden Theilen die Wiederverheirathung zu gestatten. Das war der Hauptschritt, der sehr bald eine Aarheit der Praxis herbeiführte, die im Anfange dieses Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte und das Bewußtseyn von der Heiligkeit der Ehe dergestalt zerstörte, daß die Meinung bei den vor dem Consistorio erscheinenden Parteien noch heute die Regel bildet, als komme es nur auf ihren gemeinsamen Wunsch an, die Scheidung zu bewirken. Diese schon bei der Schließung der Ehe mitwirkenden Ansichten über ihre unheilige Auflöslichkeit hemmen am meisten das Gericht in seiner gesegneten Wirksamkeit, und es steht zu hoffen, daß, wenn sie gründlich ausgerottet sind, der Erfolg seiner Bemühungen ein noch ganz anderer seyn wird. Dieser Gang der Sache war nun allerdings ein sehr großes Übel und es war, da die Parteien sich meist bei solchen ihren Wünschen entsprechenden Erkenntnissen beruhigten, selbst dem Ober-Appellationsgericht nicht möglich, demselben zu steuern. Dennoch kann ich dieses Princip der Freiheit nicht für falsch erkennen; denn dadurch allein war es möglich, daß, ohne alles Einschreiten von oben, die Praxis sich von selbst auf dem lebendigen Wege der eigenen Überzeugung, auf welchem allein ein Ehegericht, das mit den Waffen des Geistes und der Liebe zu streiten hat, sich frei und wirksam bewegen kann, wieder hob und allmählig zu ihrer jetzigen Gestalt gelangte. Es werden jetzt Ehen geschieden wegen Ehebruchs, bösslicher Verlassung, zu der die Versagung der ehelichen Pflicht gerechnet, und wegen eines Complexus schwerer Sävitien, woraus ein völliges Zerfallenseyn des Verhältnisses erhellt; außerdem sind mehrere, den vollen Consens zur Eingehung der Ehe ausschließende Nichtigkeitsgründe anerkannt. \*) Ich halte diese Grundsätze nicht für schriftgemäß, denn ich halte dafür, was jedoch hier nicht näher zu begründen ist, daß nur der wirklich fleischliche Ehebruch nach dem Worte des Herrn, und zwar nicht nach seinem Buchstaben, denn ich bin ein Feind alles Todes, sondern nach seinem Geist und tiefsten Inhalt als vollgültiger Ehescheidungsgrund dassteht; ich meine, daß der Begriff der Ehe und besonders der des Ehebruchs dieses Schriftresultat bestätigt; ich halte namentlich dafür, daß die böss-

\*) Bekanntlich nicht eigentlich durch das Landrecht, sondern schon etwas über ein Jahrzehent früher durch ein besonderes Edikt.

\*\*) Die noch jetzt geltende Kirchenordnung von 1563 enthält nur folgenden Passus:

„Alle Casus divortii, und welchem Theil die Ehe wiederum zu gestatten sey, sollen beim Consistorio sieben; das wird ordentlichen Prozeß vernehmen und schaffen, was billig und recht ist.“

§ Künftliches Vertrauen, künftliche Freiheit! —

\*) Eine ausführlichere historische Darstellung dieser Praxis kann hier natürlich nicht gegeben werden. Da ich aber die Entwicklung dieser Praxis für sehr interessant und lehrreich halte, so ist es mir vielleicht später vergönnt, eine solche Arbeit vorzulegen.



liche Verlassung, die der Apostel Paulus kennt, bei uns nie und nimmer vorkommt und daß alle Ehescheidungsgründe, die daher genommen sind, daß der Zweck der Ehe nicht mehr erreicht werden kann, daß deren Fortsetzung Gefahr für Leben und Gesundheit bringt und dergl. mehr, nicht durch die Schrift gerechtfertigt werden. Ich halte also diese Grundsätze nicht für völlig richtig. Aber erstens kommen sie in der Praxis fast ganz mit den meinigen überein, denn die allermeisten Ehescheidungen erfolgen wegen Ehebruchs und nur äußerst wenige aus anderen Gründen. Dann aber möchte ich doch um keinen Preis die Freiheit der Praxis durch ein meine Ansicht völlig bestätigendes Gesetz gebunden sehen, nicht nur weil ich überzeugt bin, daß eine andere Zeit diese Praxis von selbst reinigen wird, sondern vorzüglich, weil ich den Werth der sich selbst bildenden Überzeugung für höher achte als alle erzwungene Wahrheit bei einem Gericht, **dessen ganze Wirksamkeit eine lebendige, von Herzen zu Herzen gehende ist.** Wie kann ich Grundsätze prebigen, die ich nicht habe, wie kann ich mit ganzer Seele mich einem Amte weihen, das mich zur Lüge zwingt. Es kommt hiebei Alles auf die Personen an und deshalb ist das Erste dieses, daß das volle Leben der Person sich frei bewegen und täglich mehr entfalten kann. Ist es irgend wo gefesselt, so schrumpft es zusammen und es bleibt nur das äußere Gerippe des früheren Thuns ohne Geist und Kraft. Also frei, frei lasse man uns, und der Geist, der ein Geist der Freiheit ist, wird sein Werk schon zum Siege führen. (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Es versteht sich von selbst, daß die Katholische Kirche sich als solche durch bischöfliche Mandate, Verbote der Pfarrer und Feindseligkeiten der Laien dem Werke der Evangelisation auf jede Weise und je länger je heftiger widersetzt, daß sie die Bibeln, unter dem Vorwande, daß sie verstümmelt (weil die Apokryphen fehlen), oder daß sie verfälscht seyen (weil Übersetzungsfehler vorkommen), „als Bücher des Teufels“ verächtigt, und sie, so wie die Traktate, häufig zerreißt oder verbrennt. Die Katholische Kirche ist von ihrem — beklagenswerthen — Standpunkte aus dabei vollkommen in ihrem Rechte; es muß zwischen beiden Parteien, so oft sie sich treffen, ein bestiger Kampf und ein offener Krieg entstehen. Erfreulich ist aber dabei, daß die ungleich kleinere und schwächere Partei, die evangelische Gesellschaft, mit dem größten Eifer und Erfolge angriffsweise verfährt, und höchst merkwürdig und interessant ist die kühne und heftige Sprache der zahlreichen Controverschriften, aus welchen wir Deutschen wenigstens Entschiedenheit und Taktik lernen könnten. Freilich hätte die evangelische Gesellschaft, weil sie nur pflanzen und begießen will, am liebsten jede Controverse vermieden; da aber dieselbe unmöglich ganz ausbleiben konnte, so hat sie durch ihre Agenten und durch besondere Schriften jeden ihr hingeworfenen Fehdehandschuh muthig und zuversichtlich aufgenommen, und ist in ihrem felsenfesten Vertrauen auf die immer siegreiche Wahrheit des Wortes Gottes je länger je mehr befestigt worden. Die Gesellschaft spricht sich hierüber folgendermaßen treffend aus: „Indem wir

unseren Agenten vorschreiben, sich in ihren öffentlichen Lehren nicht an die verschiedenen Confessionen, welchen die Seelen angehören mögen, zu kehren, haben wir den Streit nicht als eine Übertretung dieser Richtschnur angesehen, in welchen sich Einige nicht als Controversisten, sondern als Vertheidiger der Wahrheit haben einlassen müssen. Man begreift leicht, daß das uns anvertraute Werk keinen Erfolg hätte, wenn wir unseren Arbeitern sagten: „Geh mitten unter die Menge, welche das Evangelium nicht kennt, die es verwirft oder verachtet, verkündigt ihr die gute Botschaft — aber hütet euch, auf die Einwürfe oder Angriffe, die sie veranlassen wird, zu antworten.“ So handeln, hieße unsinnig handeln und den Leuchter unter den Scheffel stellen. Unter den eben erwähnten Umständen sind alle Christen berufen, Rechenschaft von ihrem Glauben zu geben, mit Sanftmuth diejenigen zu belehren, die entgegengekehrter Meinung sind, um zu sehen, ob ihnen nicht Gott Buße zur Erkenntniß der Wahrheit gibt.“ —

So wenig als es zur Zeit der Gründung des Christenthums oder zur Zeit der Reformation an heftigen Reibungen und Collisionen, an großartigen Bewegungen und Kämpfen fehlen konnte, so sehr werden sich auch jetzt in dem ungläubigen Frankreich Glaube und Unglaube, Christus und die Welt schroff entgegentreten, die Gemüther sich erhitzen, der Religionshaß wird wieder erwachen — aber dieser Streit ist eben ein nothwendiger, dieses Schwerdt will Christus der Welt bringen, dieser Krieg ist ein heiliger sogar, wenn er oft fast nur mit fleischlichen Waffen und sündigen Herzen geführt wird — und wenn nun der Staat um sein selbst willen je länger je mehr wird eingreifen müssen, so beschwere er sich — wenigstens in Frankreich, wo Kultusfreiheit herrscht — nicht über Unruhe und Unordnungen, die ja auch beim Getreidetransport, bei Pinrichtungen und Aushebungen vorkallen, sondern greife nach seinem Amte ordnend, beruhigend, richtend ein, ohne die gesetzlich anerkannte Freiheit zu beschränken, so lange sie sich nicht als Willkür oder als Frechheit geltend zu machen sucht.

## 6. Resultate. \*)

Die Resultate, welche die evangelische Gesellschaft in den sechs bis sieben Jahren ihres Wirkens hat sehen dürfen, haben einerseits ihre kühnsten Erwartungen weit übertroffen, sind aber auf der anderen Seite noch sehr unbedeutend in Bezug auf die ganze Masse der Bevölkerung und auf das, was noch geleistet werden muß. Denn was sind funfzig bis sechzig zum Theil ungebildete Arbeiter unter vier und dreißig Millionen Franzosen, was haben nach menschlicher Berechnung in den sieben Jahren 262 evangelische Boten unter etwa funfzehn Millionen Menschen, in deren Nähe sie gekommen sind, wirken können?

Der wichtigste Erfolg der Wirksamkeit der Gesellschaft ist zunächst eine allgemeine kühne Schilderhebung der Gläubigen wider den Unglauben oder Aberglauben, die Aufpflanzung des früher fast gänzlich unbekannten leuchtenden Paniers des Evangelii mitten in der Finsterniß und im Schatten des Todes, und die Vereinigung der lebendigen Christen aus allen evangelischen Nationen zu diesem Glaubenswerke. Die evangelische Gesellschaft hat sich unerwartet schnell die größte Theilnahme aller einzelnen (Reformirten) Kirchen erworben, welche sich beeifert haben, durch ihre Beiträge die schwachen Kräfte der so geringen Anzahl der Französischen Protestanten, von denen nur etwa zweitausend wirklichen Antheil an dieser Sache nehmen mögen, zu unterstützen.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Ich habe bei der Feststellung der Resultate nur auf die sechsjährige Wirksamkeit der Gesellschaft Rücksicht genommen, habe aber aus dem so eben mitzugesprochenen siebenten Berichte noch einige Data hinzugefügt. —

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 28. April.

N<sup>o</sup> 34.

## Die geistlichen Gerichte in Neu-Vorpommern.

(Eingefandt.)

(Schluß.)

Meine Ansicht liegt zu Tage. Ich meine, ein neues Ehe-scheidungs-gesetz hilft nicht gründlich, hilft nicht an der Wurzel, sondern fährt über den Wipfel hin und ist nicht die Quelle neues Lebens. Aber man bilde selbstständige Ehegerichte aus Männern, in denen der Geist der Wahrheit lebt (denn auf die Personen kommt Alles an), man verpflichte sie auf die heilige Schrift und weiter nichts, man löse sie von jedem andern Ehescheidungs-gesetz, man wähle Geistliche in diese Collegien, die es sich stets angelegen seyn lassen, die reine Schriftlehre zur vollen Geltung zu bringen, die es aber bei weitem höher achten, in unermüdlichem Liebesdienst an der Aufrechthaltung eines Ehe-bundes zu arbeiten; man setze über diese Gerichte ein höchstes, gleichfalls geistliches \*) Gericht, welches nöthigenfalls Ein-zigkeit in die Grundsätze bringt, das aber nie einer strengeren Ansicht des ersten Gerichts Gewalt anthut, man verordne Ehe-defensores, die im Interesse der Kirche und des Staats gegen lare Erkenntnisse appelliren müßten, — man thue dies, und bald wird sich ein Baum aus lebendiger Wurzel erheben, der seine Wipfel in den Himmel trägt, und dessen Zweige das matte und erdorrorende Erdbreich beschatten. Aber wesentlich ist es, daß Geistliche in dem Gericht sitzen, die ihm seine heilige Würde bewahren, die die Richtung auf das höchste Ziel stets beleben und selbst für die richtige Urteilsfindung in diesen Sachen die einzig sichere Gewähr geben. Es ist eine wahrhaft seelsor-gende Thätigkeit die eines Ehegerichts, so müssen auch wahre Seelsorger darin arbeiten, die da, was den Seelen zu ihrem Frieden dient, auch im einzelnen Falle treffend und sicher zu finden wissen.

II. Was den Prozeß betrifft, so ist dieser in den alten Provinzen fast ganz dem bürgerlichen Prozeß gleichgesetzt. Dies ist ein großer Widerspruch. Auf der einen Seite anerkennen wenigstens theilweise, daß bestimmte Scheidungsgründe nöthig sind zur Scheidung, daß den Parteien also keine volle Disposition über den Bestand ihrer Ehe zusteht; auf der anderen Seite aber im Prozeß der Collusion, dem Betruge die Thür weit auf-

thun — wie stimmt das zu einander? Ist dem aber etwa nicht wirklich also? Das wäre wunderbar. Zwei Leute, die Kinder haben, wollen geschieden seyn. Nichts ist leichter, wird ihnen gesagt. Du wirfst deinem Manne oder deiner Frau im Allgemeinen einen Ehebruch vor, du gibst ihn zu oder läßt dich con-tumaciren, auf die Scheidungsstrafen verzichtet, über Gut und Geld vergleicht ihr euch, so ist die Sache gemacht. „Aber es ist ja nicht wahr.“ Thut nichts, es ist ja nur eine Form zu erfüllen. „Aber ich schäme mich.“ In Person braucht ihr ja den Prozeß nicht zu verhandeln. „Aber darauf können wir nicht eingehen.“ Nun, dummes Volk, dann bleibt beisammen. — Aber die guten Leute wollen nicht beisammen bleiben, es drückt sie dies und jenes, sie wollen so sehr gern auseinander. Und da sie es so überaus gern wollen, so können sie sich die kleine Lüge wohl erlauben, die ja Niemandes Herz beleidigt, nach der Niemand fragt. Sie belügen ja im Grunde nur die todtten Akten. — Ja, und ihren Gott und sich selbst. So fallen sie in offenbaren Ehebruch. Denn welcher Jurist wollte läugnen, daß eine falsa causa geschiedene Ehe im Grunde noch besteht, daß es nur eines Antrages bedarf, um das Urtheil zu cassiren! Aber selch ein Antrag geht nie und nimmer ein, die Geschiedenen heirathen fröhlich wieder und fügen so zum Ehebruch das Verbrechen der Bigamie — vor Gott. Gesezt selbst, das Gericht merkt nur zu deutlich die Collusion, was will es thun? Es hat gar keine Mittel in Händen, ihr zu wehren. Und nicht eine, zehn Thüren der Art stehen offen, durch welche der Betrug frei und ungestraft vor das Gericht treten und die Scheidung erlügen kann. — Der Beklagte läßt sich z. B. über den Ehescheidungs-grund den Eid deferiren und verweigert die Ableistung. Dabei kann er sogar der Wahrheit gemäß die Klage läugnen und schein-bar protestiren, und dennoch in der That nur ein Spiel treiben, den Richter zu täuschen. Ist das nicht eine schmachliche Erniedrigung des Gerichts, ein grauenhaftes Unwesen? Und stündlich kann es jedem dortigen Gericht begegnen, daß es maschinen-mäßig den Ton angeben muß, den die Parteien auf ihm spielen wollen!

Man sieht, der Hauptpunkt hiebei ist der, daß das Gericht in vielen Fällen von Amtswegen zu handeln befähigt und verpflichtet wird, daß der Prozeß ein inquisitorisches Element in sich aufnimmt. Schon das canonische Recht erkannte diese Natur des ehegerichtlichen Verfahrens und bezeichnete es als ein Mit-telbing zwischen Civil- und Criminalprozeß. Dem gemäß enthielt es mehrere einzelne Vorschriften, namentlich in der Beweis-theorie. Es ist aber, genau betrachtet, alles dies nur eine Frucht und Wirkung des geistlichen Elementes der Ehegerichte. Dieses

\*) Es ist eine große Inconsequenz, daß, wie bei uns, ein rein weltliches Gericht, das Ober-Appellationsgericht in Greifswald, in zweiter Instanz erkennt. Unter ungünstigen Verhältnissen kann dies sehr üble Folgen haben, wie es denn auch nach der Kirchenordnung von 1563 nicht so seyn sollte.



dringt auf den Grund des inneren Lebens, auf den Boden der Wahrheit. Und diese Vereinigung des obrigkeitlichen und geistlichen Ansehens feiert in diesem Punkt, wie bei dem Sühneverfuch, vielleicht ihren höchsten Triumph. Das Consistorium in Greifswald führt diese Stellung im Einzelnen streng durch. Findet sich ein Verdacht gegen die Wahrheit eines Geständnisses, ein innerer Widerspruch in den Handlungen der Parteien, so wird sofort anderer Beweis erfordert. Es ist vorgekommen, daß bei der Criminaluntersuchung das Geständniß des Ehebruchs, auf dessen Grund eine Ehe geschieden war, widerrufen wurde. Dann ist von Amtswegen das Scheidungsurteil cassirt und Gefängnißstrafe verhängt worden. Es ist dies von der größten Wichtigkeit und zeigt evident, wie natürlich, ja wie ganz unentbehrlich auch dem Prozeß dieses geistliche Element, das diese officielle Stellung bedingt, von je her gewesen ist und immer seyn wird. Eine officielle Stellung des Gerichts, aus einer anderen Quelle entsprungen, würde sicher zu lauter Mißgriffen und Übertreibungen führen. Ohne diese Stellung aber und ohne, was gleichfalls von der höchsten Wichtigkeit ist, die aus innerer Nothwendigkeit hervorgegangene Praxis \*) unserer Neu-Vorpommerschen Criminalgerichte, wonach der Ehebruch, sobald er eine Ehe getrennt hat, von Amtswegen und selbst gegen den Wunsch des anderen Theiles (auf vorgängiges Mandat des Consistorii) untersucht und bestraft wird, ohne diese beiden Stützen wäre in der That eine segensreiche Wirksamkeit, ja die Behauptung des Ehrfurcht gebietenden Ansehens dieses geistlichen Gerichts unmöglich. — Also, wo es sich nicht um Mein und Dein, sondern um das heilige Gut der Ehe, oft um der Seelen Seligkeit handelt (denn unbekehrte Eurer und Ehebrecher werden nicht in das Reich Gottes kommen), hier weise der Prozeß stets und bei jeder Gelegenheit hin auf den ewigen Gott, den Stifter der heiligen Ehe, auf den Herzog unserer Seligkeit, hier ruhe er auf dem Grunde der Wahrheit. Er wird dies ihm in den Händen eines geistlichen Gerichts, welches in pleno die Parteien mündlich hört, auf jegliche Weise ihre Verhältnisse erforscht, und dann mit aller Kraft das Band wiederherzustellen sich bemüht, endlich aber als ein guter Seelenarzt das rechte Heilmittel erkennt und verordnet oder ausspricht, daß Tod und Verwufung eingetreten ist. Ein solches Verfahren ist ganz Leben und läßt sich nicht in bestimmte Gesetze fassen. Man spreche aber das Princip klar und entschieden aus, man entferne Alles, was dem hemmend entgegen wirken kann, und vertraue alles Einzelne denen an, welchen in dem materiellen Urtheil ja viel Höheres befohlen ist.

Ach, daß wir das Mißtrauen nur los werden könnten gegen

die Person, den Menschen. Es ist ein großer Fluch unserer Zeit, daß sie so gern das Lebendige für todt und das Todte für lebendig hält, daß man dem Papiere mehr traut als dem Menschen, daß man meint, mit Gesetzen und Geboten so gar viel ausrichten zu können, da doch des kleinsten Gebotes Erfüllung über die Macht dieses Gebotes hinaus liegt. Die Menschen, denen das Gesetz befohlen ist, es zu hüten und wahren und zu handhaben, die sind die Hauptsache, der Sitz des Lebens und der Liebe oder des Todes und der Geringschätzung. Die köstlichsten Formen und Vorschriften, sie werden ihres Geistes und ihrer Kraft beraubt, wenn dieser ihr Geist nicht lebt in denen, die damit umgehen. Und wohin sind wir denn gekommen mit dieser Richtung auf das Papier? Ist denn die Treue dadurch gefährdet, das Ansehen der Gerichte dadurch vermehrt worden? Die äußerlichste Ordnung mag gewonnen seyn, wer wollte das verachten! Aber die Hauptsache ist dies nicht. Die ist das Leben, die Offenbarung des Rechts in seiner ganzen heiligen Gestalt durch die Gerichte, durch ihre Verhandlungen, durch ihrer Befehle Gehalt und Wahrheit, durch ihre ganze Erscheinung. Das ist die Hauptsache. Ist aber bei uns ein lebendiges, geistiges Eindringen in das Wesen des Rechts, das des geschicklichen Buchstabens Herr und Meister wird! „Sie binden,“ sagt Luther, er, der Mann des Geistes und der Wahrheit, von allen Buchstaben-Juristen, „sie binden das Brünnelein an seine Klüpflein und nehmen die Vernunft in Buchstaben gefangen“ (Walch, X. S. 479.). Und das Volk, man frage es doch, welche Achtung es vor den Gerichten der alten Provinzen hat, man höre doch, wie es über sie spricht. Die Obrigkeit, die von Gott ist, zu Lobe den Frommen, zur Nache den Übelthätern, wer sucht sie noch hinter den verschlossenen Thüren der Sessionssäle, in dem Gewühl der Parteilzimmer! Alles ist aufs Fertigwerden, aufs Abmachen gerichtet. Der Prompteste ist der Beste. Nein, dieser Formalismus ist nicht die Luft, in der das Leben des Geistes gedeiht! O, nicht oft, nicht laut genug ist es zu sagen: Seht auf den Menschen, den Geist, der in ihm lebt, das Herz, das er hat, vor Allem, ob er Liebe hat, dienende Liebe, ob er nicht sich selber leben will, sondern seinem Gott und seinen Brüdern; seht auf den Menschen, wie er tüchtig ist zu dem Beruf nicht allein durch das, was er gelernt, sondern dadurch, wie er gelebt hat; seht auf den ganzen Menschen und prüfet ihn genau, sein Wissen — ja, aber Jahre lang sein Herz, Geist und Gemüth durch viele, viele Lebensproben! Aber habt ihr ihn nun tüchtig befunden, so trauet ihm, traut ihm ganz und unbedingt, beweist ihm dies auf jede Weise; tödtet ihn nicht durch todtes Controllenwesen, das oft die besten Kräfte absorbiert, sondern laßt ihn frei, ganz frei sich bewegen, ohne Zeugen und Aufpaffer! Gebt ihm hiezu Formen in die Hand, die das wahre Leben nicht hemmen, sondern fördern, in die der Geist mit Freuden sich ergießt. Ach, wie köstlich ist's, ein Richter des Volks zu seyn im Geist und in der Wahrheit; wie fürchterlich ist es, eingeschraubt zu leben, ja viel mehr zu sterben, eingeschraubt in ein Maschinenwesen, das den Geist verbannt und

\*) Sie hat sich so gebildet, daß das Consistorium die Wiederverheirathung dem unschuldigen Theile nur unter der Bedingung gestattet, den schuldigen criminaliter zu belangen. Dies führte bald zu unbedingtem, im Scheidungsurteil ausgesprochenen Mandaten an den Unschuldigen zur Anstellung der Criminalklage, und dies zu den unmittelbaren Befehlen an die weltlichen Gerichte, die hierauf eingingen.

tödtet. Vor Allem müssen wir erst wieder Glauben gewinnen an das Princip der Persönlichkeit und uns lossagen von der Knechtschaft papierener Bürgen, denn je mehr Persönlichkeit, desto mehr Geist, Leben, Liebe und Freiheit; je mehr Buchstabenwesen, desto mehr Erschlaffung, Knechtschaft und Tod.

Wenn es nun auch gelingen sollte, nicht bloß unserer Provinz, woran wir nicht zweifeln, die geistlichen Gerichte auf die Dauer zu erhalten und gegen den ankämpfenden Zeitgeist zu schützen, sondern auch den alten Provinzen des theuersten Vaterlandes mit der Zeit einen gleichen Segen zu bereiten, so würden doch sicher die köstlichsten Formen bald in den Staub getreten und die edelsten Absichten vereitelt werden, so man nicht lernte, Menschen trauen, Menschen, denen das Gericht über das Heiligthum der Ehe befohlen wird, die Freiheit, die volle Freiheit des geistigen Lebens hiebei zu gestatten, ohne welche ein gesegnetes Wirken unmöglich ist, mit welcher und in welcher sich aber ein Reich des Geistes und der Wahrheit gründen wird, das das jetzt mühsam und vergeblich Gesuchte uns hinstellt nicht als Menschen, sondern als Gottes Werk.

Ich schließe in dem Frieden und der festen und freudigen Zusage des Apostels, der da schrieb:

O ihr Corinthen, unser Mund hat sich zu euch aufgethan, unser Herz ist getrost!

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Fortsetzung.)

Wir geben hier abschichtlich zur Übersicht die Einnahme des Jahres 1838—39 nach den verschiedenen Wältern. Im Ganzen 89,676 Franks, also ungefähr 23,000 Thlr. Hierzu haben beigetragen: Frankreich selbst 49,120, die Französische Schweiz, welche ihre Gaben natürlich hauptsächlich der Genfer Gesellschaft zukommen läßt, 2460, die Deutsche Schweiz 3023, Großbritannien 26,097, worunter die kleinen Normannischen Inseln Jersey und Guernesey allein 4429; New York 7762 (1840: 10,525), Piemont und Bergamo 126, Belgien, ungeachtet es seit 1838 seine eigene evangelische Gesellschaft hat, 322, Niederlande 453 (1840: 2113), Deutschland 1894, worunter Frankfurt 1284, Nürnberg 67, Elberfeld 509 (1840: 1758 Fr.). So haben also die Freunde des Evangelii in allen Himmelsgegenden den Hülfser der Gesellschaft gehört, beherzigt und befolgt, haben sich vereinigt mit ihr durch Gebet und Gaben, um Frankreich zu evangelisiren. Weit entfernt also, daß wir die heilige Sache der Evangelisation Frankreichs als eine bloß „ausländische“ bezeichnen dürfen, achten wir es vielmehr für einen Ruhm der Gesellschaft, daß sie keine bloß Französische geblieben, sondern eine Europäisch-Amerikanische Angelegenheit aller evangelischen Christen geworden ist. Es muß wahrlich die Begeisterung für die junge Gesellschaft groß seyn, wenn man ihr weither schon so große Summen anvertraut, und die Liebe zu den in der Finsterniß schwachenden Seelen muß groß seyn, wenn Einzelne ihr auf einmal 500, ja 1000 Fr. opfern. Wahrhaft ergreifend ist die Art und Weise, wie einzelne Gaben eingegangen sind; sie zeugt von der großen Macht des Evangelii in den Herzen der wahrhaft Gläubigen und beschämt uns tief in unserer Kälte und

Schon im zweiten Jahre meldet die Gesellschaft, daß arme Christen mit Freuden den Zehnten ihres im Schweiß ihres Angesichts erworbenen Verdienstes gebracht haben, um ihre Mitbrüder geistlich reich zu machen, daß junge Kinder sorgfältig Knochen und altes Papier gesammelt und dadurch eine ansehnliche Summe haben beitragen können. Ein Freund sandte in Betracht der großen Bedürfnisse der Gesellschaft 1000 Fr. anstatt 100, weil es vielleicht die Pflicht der Christen sey, eine 0 den Gaben des letzten Jahres hinzuzufügen; es hat dieser edle Geber seitdem mit seiner Gabe jährlich fortgefahren, ja sie wohl gar noch vermehrt. Eine christliche Frau wurde durch dieses Beispiel geführt und hat den Herrn, er möge ihre Ernte segnen, damit sie dieses Beispiel nachahmen und auch ihre Gabe verzehnfachen könne. Sie ist erhöht worden und hat nun 100 Fr. anstatt 10 gesandt. Eine andere Dame hat sich gefreut, 2000 Fr. anstatt 100 senden zu können. Ein Ungenannter hat ein Aelchel seines jährlichen Einkommens, nämlich 308 Fr., gegeben. Ein nicht reicher Vater hat seine Dankbarkeit für die Befreiung seines Sohnes vom Militärdienste dadurch ausgedrückt, daß er jeder christlichen Gesellschaft in Paris—50 Fr. sandte, und ließ der evangelischen Gesellschaft, als er deren Bedürfnisse erfuhr, außerdem noch 100 zukommen. Etliche fünfzig christliche Frauen verabredeten unter einander, daß jede ein Pfund Hanf kaufen und verspinnen solle, um aus dem Ganzen ein Stück Tuch zu machen, dessen Ertrag von 80 Fr. unter die evangelische Gesellschaft und die Missionsgesellschaft getheilt werden solle. Raum war diese Arbeit vollendet, als sie sich von Neuem mit neuem Eifer an die Arbeit machten. Dieses Beispiel scheint den glücklichsten Einfluß auf die Gesinnung der Christen dieses Ortes gehabt zu haben. Sie sind jetzt sehr begierig, alle Nachrichten zu erfahren, die das Reich Gottes betreffen, und man merkt, daß ihr inneres Leben in dem Maße wächst, in welchem ihr Interesse an den Christlichen Gesellschaften zunimmt. Noch ein sehr belehrender Vorfall fand bei dieser Gelegenheit statt. Nachdem jener Beschluß von den christlichen Frauen gefaßt worden war, sprachen zwei derselben über dieses Vorhaben und die eine empfahl dasselbe ihrer Freundin; diese aber antwortete verdrießlich: „Seit einiger Zeit verlangt man immer nur Geld von uns, man soll immer den Beutel offen halten; ich kann das nicht thun.“ — Sagen Sie nicht, daß Sie nicht auch Ihr Pfund spinnen können, antwortete die erste, sagen Sie vielmehr, daß Sie es nicht wollen; denn Sie sind reich genug, um es zu thun, wenn Sie nur recht wollten. Hierauf trennten sie sich. Den anderen Tag ging diejenige, welche sich diesem Liebeswerke abgeneigt gezeigt hatte, in ihrem Gewissen angeklagt, zu ihrer Freundin, und sagte ihr: Ach, Sie hatten wohl Recht, als Sie gestern sagten, daß nur mein böser Wille mich vom Arbeiten abhalte. Ist's möglich? Wie böse ist das Herz! Ich habe bis jetzt keine Ruhe in meinem Gewissen gehabt; ich bin böse über das, was ich Ihnen gestern gesagt habe, und komme, mein Pfund Hanf zu kaufen. — Mehrere Frauen haben in nicht großen Zwischenräumen den Ertrag von Ersparnissen in ihrer Haushaltung gebracht, wodurch sie dem Herrn leihen konnten, ohne die Ausgaben ihrer Familie zu vermehren. Ein armer Fuhrmann brachte nicht weniger als 100 Fr. und sagte, als man sich darüber wunderte: „Ich verdiente eher deshalb getadelt als gelobt zu werden. Der Herr machte es mir längst zur Pflicht, diese Summe zu geben; ich widerstand immer meines bösen Herzens wegen; als ich aber die Bedürfnisse der evangelischen Gesellschaft erfuhr, habe ich mir mein Aufschieben doppelt vorgeworfen und habe keine Ruhe, bis ich meinen Beitrag gegeben habe.“

Dies sind äußere Beweise des tiefempfundenen Anklanges, welchen



der Auf der evangelischen Gesellschaft gefunden hat; aber auch in manchem Herzen hat sich die Arbeit der Gesellschaft kräftig erwiesen zu seiner Beförderung. Hierüber sagt ein Bericht der Gesellschaft (1838): „Unsere Erfolge sind so groß, daß sie selbst denen nicht unbemerkt bleiben, welche bis dahin nicht einmal geahnet haben, daß es in Frankreich Menschen gebe, welche die Zahl der ersten Jünger Christi zu vermehren suchen. Gott sey Lob und Dank, der Boden unseres theuren Vaterlandes ist nicht mehr so dürr und unfruchtbar, wie vor wenigen Jahren; der gute Same fängt an zu keimen, und wir entdecken in Frankreich mehr Sympathie für die evangelischen Wahrheiten, als wir zu hoffen wagten; diese Sympathie ist so reell, daß man jetzt mehrere Tausende aufrichtiger Diener Christi sich wie einen Mann erheben sehen würde, um ihren Glauben zu bekennen, wenn man ihrbrücker Weise dessen Verkündigung sollte hindern wollen. — Wir können diese für die Kirchengeschichte merkwürdige Epoche nicht besser charakterisiren, als wenn wir sie mit derjenigen vergleichen, wo die eben erst entstehende Kirche durch ihre großartige Ausbreitung alle Berechnungen des Unglaubens täuschte. In diesen Zeiten evangelischer Siege wurden unaufhörlich neue Seelen zur Herde des Herrn zugefügt; aber diese Siege fanden nicht ohne Kampf statt; denn wer von Sieg spricht, setzt einen bestandenen Kampf voraus, und alle Christen wissen aus eigener Erfahrung, daß das Evangelium nicht in's Herz eindringt, als bis es dort einen heftigen Widerstand erfahren hat. Gott sey Dank, wir haben den Vorzug, in einer Zeit der Erweckung zu leben, also auch in einer Zeit des Kampfes; gebe nur Gott, daß wir die rechten Waffen in demselben gebrauchen.“ So hat also die Gesellschaft im Allgemeinen ihre Arbeit, ihren Wirkungskreis reizend schnell wachsen sehen, sie erblickt in Frankreich in jeder Hinsicht einen Fortschritt und eine zunehmende Ausbreitung des wahren Christenthums, und darf diese wichtige erfreuliche Thatsache zum größten Theile ihren Bemühungen zuschreiben, und sieht an den meisten Orten, wo sie das Werk des Herrn treibt, Bewegungen, Anfänge von Erweckungen und wirkliche Befehrungen. Das Schönste und Herrlichste, die Befehrung des Einzelnen und die Macht der Gnade an den Herzen, enzieht sich freilich meistens ihren Blicken und bleibt noch häufiger dem Publikum verborgen. Doch können wir einige Thatsachen mittheilen: Was Tronchin, Obrist-Lieutenant der Eidgenössischen Artillerie, von dem Segen der Genfer Gesellschaft gesagt hat, gilt eben so auch von der Pariser; er erzählt Folgendes: „In der kleinen Stadt Thiers in der Auvergne war das Wort Gottes so wenig bekannt, daß grade vor einem Jahre einer unserer Colporteur von einem Theile der Bevölkerung mit Steinwürfen verfolgt wurde, und in wirkliche Lebensgefahr gerieth, weil er den Einwohnern einige (katholische) Bibeln angeboten hatte. Und jetzt, zwölf Monate später, fand ich dort zu meiner Freude einige Schritte von der Stelle, wo der Teufel einen Aufruhr gegen das Wort des Königs der Könige erregt hatte, eine Versammlung von hundert Bauern, die ernstlich für ihr Seelenheil besorgt sind, die heilige Schrift mit Verstand lesen und hören, und deren Eifer und Treue, ungeachtet der Feindseligkeit dagegen, standhaft bleiben. Das Versammlungshaus ist klein und baufällig; man hat es durch Balken stützen müssen, und die Zuhörer, welche sich in drei Etagen vertheilen müssen, bilden zu gleicher

Zeit drei Versammlungen. Bis zu unserer Ankunft hatte sich kein Prediger des Evangeliums da aufgehalten; diese Bewegung kann also nicht einem Menschen zugeschrieben werden, sondern ist das Werk des Geistes des Herrn, die Frucht der Lesung des Wortes Gottes.“

Ein armer Mann bezeugte einem Colporteur seine Freude darüber, daß er ihn veranlaßt habe, eine Bibel zu kaufen, und sagte dabei: „Ich bin oft fast ohne Brod, weil ich nur sehr wenig verdiene und nicht immer arbeiten kann, und bin sogar genöthigt gewesen, zu der Ihnen schuldigen Summe etwas zu borgen; aber Gott weiß es, daß ich nicht bedauere, diese Ausgabe gemacht zu haben, da sie mich so glücklich macht. Ich kann Ihnen die Freude nicht beschreiben, die ich heute Morgen, als Sie die schönen Stellen auslegten, bei dem Gedanken empfand, daß ich nun auch nach Ihrem Weggange selber diese schönen Sachen lesen kann.“ — Zwei Schlossergesellen hatten an den in ganz Frankreich dem Müßiggange gewidmeten Montagen verschiedene Bekannte schriftlich, um die und die Zeit zu Hause zu seyn; ihre Absicht war, ihnen Traktate zu bringen und sich mit ihnen zu besprechen. Ein Dritter, Nagelschmied, wurde von dem, was er hörte, so ergriffen und von der Lektüre der heiligen Schrift so erbaut, daß er sich unmittelbar an den evangelischen Prediger wandte, sich gründlich bekehrte, selber auf gleiche Weise für das Reich Gottes thätig wurde und schon Mehrere dem Prediger zuführte. — Ein Fabrikarbeiter wurde von seinem gegen den evangelischen Kultus fanatisch eingenommenen Herrn bedrückt, daß er einen Menschen, der eine neue Religion bekenne, nicht befehlen wolle, daß er ihm aufpassen lassen und, sobald er erfahre, daß er die Kirche besucht habe, ihn den anderen Tag verabschieden werde. Dennoch kamen beide Eheleute den folgenden Sonntag wie gewöhnlich zum Gottesdienst, indem die Frau sagte: „Darum sollten wir uns fürchten? nachdem uns Gott die Gnade erwiesen hat, sein heilsames Wort kennen zu lernen, wollen wir ihm auch treu seyn!“ und so verlebten Beide einen seligen Sonntag. In einem Gefängnisse bei Troyes wirkt Gerber mit gesegnetem Erfolge; die Hälfte der seiner Pflege Befohlenen haben sich schon eine Bibel durch ihren Überverdienst erworben. Ein Gefangener, welcher vor Kurzem eine gekauft hatte, sagte zu ihm: „Wie viel Gutes hat dieses Buch mir erwiesen; wenn ich es schon vor einigen Jahren gehabt hätte, wäre ich nicht, wo ich jetzt bin. Ich fühle mich glücklich, seitdem ich dieses Buch habe; die Gesellschaft opfert viel, wenn sie es mir für 3 Fr. gibt; ich will noch 2 Fr. mehr geben zum Geschenk für die Gesellschaft, und werde damit mit Freuden fortfahren.“

So kommen an allen Orten, wo die evangelische Predigt ertönt, gründliche Erweckungen und ernstliche Befehrungen vor, die sich in ihren schönen und guten Früchten kräftig erweisen. Die Arbeiter der Gesellschaft sind wahrlich eher zu streng in Zulassung neuer Mitglieder zur Gemeinde als zu lax. So wies ein Prediger von dreihundert Personen, die sich zur Aufnahme in die neue Gemeinde gemeldet hatten, zweihundert und vierzig zurück, um nicht die Leute zu Heuchlern zu machen, und begnügte sich mit den wenigen übrigen ächten Jüngern des Herrn.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 1. Mai.

N<sup>o</sup> 35.

**Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.**

## Zweiter Artikel.

Thut Buße und glaubet an das Evangelium (Marc. 1, 15.), mit diesem Ausrufe begann Christus selbst die Predigt des Christenthums, dessen ganze Abzweckung auf die Wiedergeburt und sittliche Erneuerung der Menschheit geht; denn Niemand kann in das Reich Gottes kommen, der nicht von neuem geboren wird, Joh. 3, 5. Die Vollmacht des Apostolats faßt der Herr selbst in dem Auftrage zusammen, in seinem Namen zu predigen Buße und Vergebung der Sünden, Luc. 24, 47., und solche Predigt durch die Sakramente zu bekräftigen. Demgemäß ist es auch die erste Aufforderung Petri am Pfingsttage, Apostelgesch. 2, 38.: thut Buße und laßt sich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünde, und durch alle apostolischen Reden und Schriften bringt immer jenes Grundwort hindurch: befehret euch von der Sünde zu der Gnade Gottes in Christo, ziehet den alten Menschen aus und den neuen an, erneuert eure Seelen durch den Glauben und die Liebe. Das Christenthum als Versöhnung ist Wiedervereinigung mit Gott, dem Quell aller Güte und aller Güter, von dem die Sünde uns schieb; als Erlösung ist es Erlösung vom Bösen, als Heiligung Erneuerung zum Guten; kurz es ist durch und durch ethischer Natur, und die Grundlage aller christlichen Theologie ist daher die Gewissens-Wissenschaft. Ich bin gekommen, spricht der Herr, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten; die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Das ganze Christenthum als Werk des Heilands, als Heilsanstalt kann nicht begriffen werden ohne Erkenntniß des Unheils, der Heillosigkeit des Bösen, ohne Gewissenserkenntniß der Sünde und ihres Verderbens. Je gründlicher und völliger diese Erkenntniß, um so gründlicher und völliger auch sowohl das Bedürfniß als die Erkenntniß des Heils in Christo und des Heilandes selbst, der nur als Gottmensch der wahre Versöhner und Erlöser von der Gottlosigkeit der Sünde seyn kann. Je oberflächlicher aber die Erkenntniß der Sünde, je mehr nur auf äußere Erscheinungen derselben statt auf ihr inneres Wesen gerichtet, um so oberflächlicher, äußerlicher, zufälliger ist die Würdigung des Christenthums und seines Herrn. Eben weil das tieffste, den ganzen Menschen afficirende und insicirende Übel die Selbstsucht ist, ist auch die vornehmste Anforderung des Evangeliums die Selbstverläugnung (Matth. 16, 24.), womit der Mensch sich selbst als Sünder reuig verurtheilen, nicht aber sich

selbstgefällig rechtfertigen, sondern seine Vergebung und Rechtfertigung gläubig von der göttlichen Gnade empfangen soll. Solcher Selbstverläugnung nun widerstrebet immerdar die alte Selbstsucht des Menschen und widerspricht daher dem Evangelio, welches alle eigene Gerechtigkeit des alten Menschen verneint, mit immer von neuem wiederholten Behauptungen derselben in größerem oder kleinerem Umfang. Der äußerste Gegensatz des Christenthums, welches eine völlige Ungerechtigkeit und Ungenugsamkeit, ein Verlorenseyn des zu erlösenden Menschen (Luc. 19, 10.) behauptet, ist die Gegenbehauptung einer völligen Genugsamkeit desselben, sich selbst zu rechtfertigen und zu heiligen, wobei Christus überflüssig erscheint und daher ganz verläugnet wird. Zwischen diese äußerste Unwahrheit und die Wahrheit selbst schieben sich nun allerlei Mischungen ein, wobei der Mensch, der von sich nicht lassen will, nur theilweise sich verläugnet, eben darum aber auch nur theilweise Christum als Heiland bekennt und darum auch nur ein halber oder stückweiser Christ ist. Je weniger nun der Mensch, als ein Selbstgerechter, Christi zu bedürfen wähnt, um so weniger bewähret an ihm das Christenthum seine regenerirende und reformirende Kraft, um so mehr bleibt es mit ihm beim Alten. Es ist männiglich bekannt, wie das, in dem alten Menschen immer neue Nahrung findende, selbstgerechte Wesen gegen das Ende des Mittelalters, vielfach auch auf heidnische Elemente sich stützend, sehr breit sich machte in der christlichen Kirche und die evangelische Gnade und Gerechtigkeit verdunkelte. Geistliche Lärheit und geistliche Schrofheit standen eben so dem Ernst wie der Gnade des Evangeliums entgegen. Es war so weit mit dem selbstgenugsamen Pelagianismus oder Rationalismus gekommen, daß Melancthon fragen mußte (Apolog. S. 62.): „Wenn wir gerechtfertigt werden können durch die Vernunft und die Werke der Vernunft, wozu bedarf es Christi oder der Wiedergeburt? Durch solche Meinungen ist es dahin gekommen, daß Viele unserer spotteten, wenn wir lehren, daß man eine andere Gerechtigkeit als die philosophische (selbstgegebene) suchen müsse.“ Und Luther mußte erklären (Schmalk. Art. S. 321.): „Es war unmöglich, daß die Päpstlichen recht von der Buße lehrten, da sie die wahre Sünde nicht recht erkannten; denn von der Erbsünde urtheilen sie nicht recht, weil sie sagen, die natürlichen Kräfte des Menschen seyen unversehrt und unverdorben geblieben und die Vernunft könne recht lehren, und der Wille könne das, was sie lehre, leisten und Gott gebe gewiß seine Gnade, wenn der Mensch, was an ihm ist, nach seinem freien Willen thue.“ Solcher Degeneration der christlichen Grundlehre von der Buße oder Regeneration gegenüber, was war nothwendiger, als diese selbst wiederum zu regeneriren oder zu reformiren, und dies ist eben das große Werk



der Reformation, die mit vollem Recht nicht bloß ihrer Form, sondern auch ihrem Inhalte nach so genannt wird, weil sie auf diejenigen Lehren vornehmlich sich erstreckt, welche die sittliche Reformation oder Regeneration des Menschen betreffen, ohne die es für ihn kein Heil gibt. So bedeutsam als nothwendig und heilig ernst beginnt daher die Reformation, anknüpfend an das erste Wort des Herrn (Matth. 4, 17.) mit der ersten These Luther's: „Unser Herr Jesus Christus, da er spricht: thut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete und unaufhörliche Buße sey.“ Die Lehre von der Buße nun hängt auf's Innigste zusammen mit der Lehre von der Rechtfertigung, da der rechtfertigende Glaube nächst der schmerzlichen Erkenntniß der Sünde (mortificatio) das andere wesentliche Stück der Buße oder Erneuerung (vivificatio) ist, und es sind daher mit volstem Recht die Artikel *de poenitentia et de justificatione*\*) von den Reformatoren und allen wahren Protestanten stets als die Grundartikel sowohl des Evangeliums als der Evangelischen Kirche erachtet worden, weshalb sie auch in den symbolischen Büchern derselben dominirend sind; vgl. Schmalk. Art. 5. 304 f.

Was soll man nun dazu sagen, mit welchem Ausdruck der Indignation oder Dedignation soll man es satfam bezeichnen, wenn ein hoher Geistlicher der Sächsisch-Ernestinischen Lande, alles sittlichen Ernstes baar, mit schnöder Verläugnung der heiligen Grundsätze der Reformation, lachend seinen Mund aufthut und in seiner A. R. 3. 1841 Nr. 3. sich also vernehmen läßt: „Es ist wahrhaft lächerlich zu glauben, daß des Professors Dr. Luther's fünf und neunzig Streitsätze über Ablass und Buße die Reformation gemacht hätten, oder daß Luther das große Werk durch sein Lieblingsdogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und das Blut Christi durchgeführt hätte.“ Was soll man dazu sagen, wenn ein Geistlicher, ein Doktor der Theologie gar nicht aus dem Christenthum, welches doch selbst die Reformation und Palingenesie der Welt ist, sondern aus der „fortschreitenden Weltwissenschaft“ die Reformation ableitet, und so statt die Welt nach dem Christenthume, das Christenthum nach der Welt reformirt haben will. Solche profane Ansichten eines sehr weltlichen und leichtfertigen Sinnes sind es, welche Dr. Bretschneider zum Maßstabe seiner Kritik der symbolischen Bücher macht. Er hat in seinem Wissen oder vielmehr in seinem Gewissen keine Ahnung von dem heiligen Ernste, von der sittlichen Reinheit und Kraft jener Grundlehren des Christenthums und der Evangelischen Kirche, die Er und Alle, die seines Sinnes sind, gern als veraltet beseitigen möchten; und doch sind es grade diese Lehren, die den stärksten Protest gegen den alten Menschen enthalten, und eben weil sie den alten natürlichen Menschen als verborben erkennen, seine stete und unaufhörliche Erneuerung fordern, kurz eben wegen des radikalen Bösen in ihm auch eine radikale Reform desselben erheischen: O über die traurige Paläologie solcher Neolo-

gen, die so selbstzufrieden den *καλὸς ἀνθρώπος* zu conserviren und einzulassen beflissen sind, dagegen so feindlich dem entgegenzutreten, was auf eine gründliche Erweckung, Bekehrung und fortschreitende Erneuerung desselben dringt. Eben die Sätze, welche den tiefsten sittlichen Ernst und das regste Fortschreiten in der Heiligung bekunden, werden auch von Dr. Bretschneider am meisten verkannt, und diese Verkennung allein schon, welche auf einem totalen Mangel an Selbstkritik beruht, macht seine ganze sogenannte Kritik der symbolischen Bücher zur Alfrise.

Dies bewähret sich gleich im ersten Abschnitt jener Kritik (S. 50 ff. der Schrift über den Symbolzwang), welcher die symbolischen Bücher a) nach ihrem Verhältnisse zu einander selbst, kritisiren soll. Die auf Röm. 6, 3. gegründete, treffliche Stelle des vierten Hauptstücks, wonach durch tägliche Reue und Buße der alte Mensch in uns sterben und täglich ein neuer Mensch herauskommen soll, wird daselbst als innerer Widerspruch bezeichnet, da „der neue Mensch, wenn er einmal da sey, nicht täglich herauskommen, und der alte, wenn er einmal gestorben, nicht täglich sterben könne.“ Allerdings so viel ist gewiß, daß weder das Eine noch das Andere bei Dr. Bretschneider stattfindet. Weil es ihm an einer gründlichen Erkenntniß der Sünde völlig mangelt, weil er den alten und den neuen Menschen nicht zu unterscheiden vermag, darum erklärt er es ferner als einen Widerspruch, der die Verbindlichkeit der Symbole aufhebe, daß nämlich von jenem Bösen, von diesem aber Gutes in ihnen gesagt werde, daß von jenem behauptet werde, er sündige täglich, von diesem aber, er werde täglich besser, von jenem, er vermöge das Gesetz nicht zu erfüllen, von diesem aber, er thue es gern, oder auch, der natürliche Mensch vermöge mit seiner Willenskraft nicht die geistliche Gerechtigkeit, wohl aber die bürgerliche zu bewirken, S. 54 — 60. O Welch ein Mangel an Unterscheidungsgabe, an Selbstkenntniß, an jener Selbsterkenntniß, von welcher Augustinus sagt: *erkennte ich mich, o Herr, so erkennete ich dich*. Kaum der Rede werth ist, was sonst Herr Bretschneider als Widersprüche der symbolischen Bücher gegen sich selbst aufführt, um ihre Autorität zu entkräften. Voran steht S. 52, daß die Apologie drei Sakramente annehme, der große Katechismus aber, so wie die Lutherische Kirche überhaupt nur zwei. Warum hat doch Bretschneider nicht lieber gesagt, die Apologie zähle fünf, sechs, sieben und noch mehr Sakramente, als nämlich die Ordination, in weiterem Sinne des Worts auch wohl die Ehe, auch wohl Almosen, besonders aber das Gebet, *quae verissime potest dici sacramentum*, Apolog. S. 202. Warum beherzigt dabei Dr. Bretschneider nicht Melancthon's nachfolgendes Wort: *nemo vir prudens de numero aut vocabulo magnopere rixabitur*? Daß aber Melancthon, indem er das Wort Sakrament in der ganz angemessenen Bedeutung von Gnadenmittel gebraucht, zuerst drei hervorhebt, ist insofern der constanten Kirchenlehre ganz gemäß, als diese immer drei Gnadenmittel behauptet hat, nämlich die Taufe, das Abendmahl und das Wort; die Absolution ist aber ihrem Wesen nach eben nur *applicatio verbi gratiae*. Als menschlicher Zustand ist die Buße nie, wie

\*) *Sunt enim loci maxime cognati doctrina poenitentiae et doctrina justificationis*, Apolog. S. 171.

bei den Katholiken, als Sakrament gezählt worden, sondern fällt in dieser Beziehung mit der inneren Bedeutung und Wirkung der Taufe, wie Luther im großen Katechismus sehr richtig bemerkt. Dieser seyn sollende Widerspruch der symbolischen Bücher, von dem Herr Dr. Bretschneider großes Aufheben macht, ist also von gar keiner Erheblichkeit. Wenn er dann S. 53. eine weitere merkwürdige Verwirrung in den Lutherischen Symbolen nachweisen will, so ist auch diese nicht in den Symbolen, sondern in ihm. Es ist nichts weniger als ein unvereinbarer Widerspruch, wenn der heilige Geist sowohl die Ursache als auch die Wirkung des Glaubens genannt, so wie auch wenn dem Worte die Vermittelung sowohl jener Ursächlichkeit als dieser Wirksamkeit zugeschrieben wird. Der heilige Geist ist sowohl causa als effectus principalis sowohl des Wortes als des Glaubens. \*) Das Wort Gottes geht aus vom Geist Gottes, so wie das Menschenwort vom Menschengeiste; die Gedanken, die Wahrheit, die es ausdrückt (exprimit), die drückt es auch unseren Seelen ein (inprimit); Gottes Geist gibt Zeugniß unserem Geist (Röm. 8, 16.); er wirkt durch's Wort den Glauben; der Glaube empfängt so die Wahrheit des Geistes wie den Geist der Wahrheit, und eben weil er ihn empfängt und hat, so theilt er ihn auch der ganzen Seele mit, so daß der Glaube und auch die Liebe eben sowohl Frucht und doch auch wieder Ursache des heiligen Geistes, wie auch die Frucht eines Baumes zugleich der Same eines neuen ist. Daß aber zur ersten Pflanzung eines Baumes er selbst nicht mitwirkt, wohl aber, wenn er gepflanzt ist, er selbst zu seinem Wachsthum mitthätig ist, versteht jeder Verständige ohne Widerspruch. Der Widerspruch endlich, den Dr. Bretschneider S. 60. zwischen der Lehre der symbolischen Bücher vom Unterschied des Gesetzes und Evangelii findet und auf den er S. 112 f. zum zweitenmal kommt, beweist nur, wie wenig er diesen Unterschied versteht, ohne dessen Erkenntniß Luther Niemand einen Theologen nennen will. Es ist wirklich schwach, wenn er sich gegen die Behauptung jener pädagogischen Wirkung des Gesetzes, wonach es Erkenntniß der Sünde und Zerknirschung und dadurch das Bedürfniß der Gnade und Liebe weckt, ohne diese selbst wirken zu können, darauf beruft, daß ja das Gesetz auch Verheißungen enthalte, wobei er ganz vergißt, daß diese Verheißungen, was sie den Thätern des Gesetzes zusagen, eben darum den Nichtthätern absagen; nun sind aber alle Menschen, insofern sie Sünder sind, nicht Thäter, sondern Übertreter des Gesetzes, was der Apostel Röm. 1, 13 bis 3, 20. ausführlich und unwidersprechlich beweist (vgl. Joh. 7, 19.); darum kann sie das Gesetz nicht rechtfertigen, trösten, erneuern, sondern es kann sie als Sünder nur beschuldigen, verurtheilen, richten, so daß sie nach dem Gesetze alle verloren wären, wenn nicht ohne das Gesetz durch das Evangelium von Christo aus

freier, vergebender Gnade die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, geoffenbaret würde, welche der Glaube sich zueignet, Röm. 3, 21 ff., und dann Friede, Freude und eine neue Liebe und einen neuen Gehorsam gegen das Gesetz in den Herzen wirkt, Röm. 5, 1 ff. Diesen klaren, widerspruchslosen Zusammenhang (vgl. Gal. 3, 21.) versteht Dr. Bretschneider nicht, weil er eben durch das Gesetz noch nicht zur Erkenntniß der Sünde gekommen ist, der heiligen Vollkommenheit gegenüber, die es fordert, noch nicht seine Erbärmlichkeit erkannt hat, kurz weil er gemäß der von ihm selbst S. 114. nicht ohne Naivetät angeführten Stelle „nach Art fleischlicher Sicherheit gedenkt, Gottes Zorn und Ernst über die Sünde sey nicht so groß, als er doch wirklich ist.“ Daß eine gewisse Unbestimmtheit des Ausdrucks über Gesetz und Evangelium, wie sie da, wo beide in weiterem Sinne genommen werden, sowohl in der heiligen Schrift als auch in den Symbolen vorkommt, von der Concordienformel Art. 5. auf's Nichtigste beurtheilt, und daselbst eine sehr klare und richtige Begriffsbestimmung beider gegeben wird, deutet Bretschneider S. 61. nur an, weiß es aber eben so wenig zu würdigen, wie die treffliche Lehre de triplici usu legis.

Eitle Sylbenstecherei ist es, was S. 62—65. Dr. Bretschneider über die Differenz des Lateinischen und Deutschen Textes der Augsburgerischen Confession vorbringt, während er daraus hätte lernen können, wie sehr die Kirche bei der Verpflichtung auf ihre Symbole von pedantischer Buchstabelei entsezt ist. Beide Originaltexte haben in der Evangelischen Kirche stets gleiche Geltung gehabt, und einer hat zur Erläuterung des anderen gebient, wie denn gleich in der Apologie (S. 51.) ein Mißverständnis des Lateinischen Textes im zweiten Artikel durch den Deutschen aufgeklärt wird. Bei den Differenzen der Lutherischen und reformirten Symbole will sich Bretschneider „nicht länger verweilen;“ daher haben wir auch keine Ursache dazu; er thut wohl daran; denn der Dissens derselben wird dergestalt durch ihren großen Consens überwogen, daß eben darin, bei der beiderseitigen Unabhängigkeit, ein überaus großes Zeugniß für die auf festem Schriftgrunde ruhende Unumsstößlichkeit der confirmirenden Artikel liegt, welche die gemeinsame Grundlage der gesammten Evangelischen Kirche bilden. Wie armselig steht daneben das singuläre Bretschneider'sche Symbolum: es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter und der Bischof in Rom nicht sein Stellvertreter!

Nicht minder oberflächlich und grundlos als die Bretschneider'sche Kritik der symbolischen Bücher in ihrem Verhältnisse zu einander ist die Kritik derselben b) nach ihrem Verhältnisse zur heiligen Schrift. Wolte man aber so ohne Unterscheidungs-gabe, so unkritisch wie Dr. Bretschneider die heilige Schrift im Verhältnisse ihrer Bücher gegen einander kritisiren, so würden sich mit leichter Mühe allerlei scheinbare Widersprüche zusammenlesen lassen, woraus eben so leichtfertig die Richtigkeit ihrer canonischen Autorität gefolgert werden könnte, wie dies Bretschneider mit der Autorität der Symbole thut. In der That hat er auch selbst schon längst jene canonische Autorität aufgegeben, und er braucht sie nur noch dazu, um die letztere zu

\*) Hieraus erklärt sich auch, mit welchem Recht Luther im dritten Artikel dem heiligen Geiste, der ja der Geist des Vaters und des Sohnes ist, die Ausheilung der Vergebung der Sünden in der christlichen Kirche zuschreibt, was Dr. Bretschneider gleichfalls nicht begreifen kann.



untergraben, nach deren Fall er dann auch die erstere durch die Kritik der „allgemeinen Wahrheiten“ oder der Natur- und Weltwissenschaft zu Grabe zu tragen gedenkt. Solche Untergrabung nun wird in der Weise bewerkstelligt, daß an die Stelle der Schriftmäßigkeit eine solche Buchstabenmäßigkeit gefordert wird, wonach man consequenterweise in der Kirche eigentlich immer nur die Bibel in Hebräischer oder Griechischer Weise nachsprechen dürfte, weil doch selbst auch nur eine Lateinische oder Deutsche Übersetzung nicht schon buchkräblich in der Bibel steht. Was thut nun aber der Glaube und die Erkenntniß des Glaubens anders, als daß sie das Wort der Schrift in das Wort des Erkenntnisses und der Erkenntniß übersetzt, daß sie die reichen Data der Schrift in artikulierte Begriffe sammelt, und je nach dem Gegensatz des Irrthums in thetisch und antithetisch bestimmte Sätze faßt, für die die Entwicklung und Ausbildung der Lehren selbst den adäquatesten Ausdruck bietet.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Geschichte der Französischen evangelischen Gesellschaft.)

(Schluß.)

Der neueste (siebente) Bericht der Gesellschaft über das Jahr 1839 — 1840 enthält nicht so viele interessante Einzelheiten aus der Wirksamkeit der Arbeiter der Gesellschaft, weil „eine traurige Erfahrung gelehrt hat, daß verglichen für die Zuhörer und Leser erbauliche und erfreuliche Mittheilungen den damit gemeinten Personen, welche sich leicht darin wiedererkannten, schädlich geworden sind, indem sie den geistlichen Stolz und die Eigengerechtigkeit genährt haben;“ der siebente Bericht enthält daher nur eine Übersicht der einzelnen Stationen und Arbeiter der Gesellschaft; vier der wichtigsten und gesegnetsten Stationen sind in protestantische Gemeinden umgewandelt, nämlich: Algier, Siouville, Tours und Tropes; die Gesellschaft hat in diesen sieben Jahren 326,547 Fr. eingenommen und 351,672 Fr. ausgegeben, 262 Arbeiter und 22 Böglinge unterhalten, in 41 Städten und 33 Departements das Evangelium verkündigt, und Bibeln, Neue Testamente und Traktate verbreitet. Protestantische Pfarrer haben im Ganzen 156 Bitten an die Gesellschaft gerichtet, 92 um Hilfsprediger, 46 um Lehrer, 18 um Evangelisten, und leider konnten die meisten derselben nicht berücksichtigt werden. Die Gesellschaft klagt sich selber wegen des bedeutenden Deficits von 31,780 Fr. an, (und sieht sich wegen desselben genöthigt, sich in ihren Ausgaben einzuschränken. 1839 hatte sie 89,676 Fr. Einnahme, und glaubte, nach dem Vorgange früherer Jahre, für das Jahr 1840 eine Vermehrung der Einnahme erwarten zu dürfen und gab daher 96,145 Fr. aus. Ihre Erwartungen sind aber getäuscht worden, indem die Einnahme an Gaben und Verkäufen nur 69,593 Fr. betragen hat, was besonders durch den Ausfall von 24,271 Fr. veranlaßt ist, welche aus den Englisch redenden Staaten weniger einkommen sind als im vorherigen Jahre. Es dient diese Verlegenheit —

welcher gewiß bald und wider Erwarten reichlich wird abgeholfen werden — der Gesellschaft zu einer heilsamen Warnung, daß sie in diesem Werke des Herrn nichts übereilt und überreibt; daß sie sich hütet vor einer gewissen Unruhe und Ungebuld, welche die eigenen und fremden Kräfte über Gebühr anspannt und dadurch nothwendig eine Erschlaffung zur Folge hat. Können wir von dem Eifer und der Treue der frommen Christen Frankreichs viel lernen, so mögen sie dagegen von uns Deutschen eine gewisse Demuth und Bescheidenheit in unserem Wirken annehmen, und sich auch in ihren großartigen und kühnen Unternehmungen durch die deutlichen Fingerzeige des Herrn weisen und bescheiden lassen; wir aber wollen sie grade darum desto mehr mit eifriger Güte und treuer Hilfe unterstützen, je mehr die Hilfe Noth thut und wir um diese Hilfe gebeten werden; wir wollen ihnen beistehen mit Rath und That, um so mehr, als auch wir dadurch gesegnet werden und wir selber uns eingestehen müssen, daß eine Deutsche evangelische Gesellschaft, in Deutscher Art und Weise uns vielleicht eben so Noth thäte, als den Franzosen, daß wir aber in deren Errichtung und Leitung durch die mangelnde Kulturstreue, durch die engere und richtigere Verbindung des Staates mit der Kirche mannichfach gebunden und gehemmt sind. Möge dieser Aufsatz noch dazu dienen, uns an dem, was in Frankreich Noth thut und was in Frankreich geschieht, zu lehren, was auch Deutschland Noth thut und was in Deutschland geschehen müßte und geschehen könnte. Und wenn wir uns auch nicht so frei und ungehindert mit der Befehrung der Katholiken abgeben könnten, so ist doch wahrlich in den weiten Strecken der protestantischen Kirche noch ungeheuer viel Arbeit übrig, ehe wir die protestantische Kirche eine wahrhaft Evangelische nennen können, und das protestantische Princip der Rechtfertigung des Sünders durch die Gnade Gottes in Christo und der alleinigen und wirksamen Autorität des Wortes Gottes überall in das Herz aufgenommen und in's Leben getreten ist. Wir haben an einem wichtigen und unentbehrlichen Mittel nicht solch beklagenswerthen Mangel, wie Frankreich; wir meinen passende und gute Arbeiter. Deutschland liefert schon seit längerer Zeit Missionare nicht nur den Deutschen, sondern auch den Englischen und Französischen Missionsgesellschaften; selbst unter den Arbeitern der evangelischen Gesellschaft finden sich manche Deutsche; es wäre uns also leichter, die nöthige Zahl der Arbeiter zu stellen, als den Franzosen, welchen es bisher nicht hat gelingen wollen, eine förmliche Evangelistenschule zu gründen, und sich selber ihre verschiedenen Arbeiter aus dem Vaterlande auszuwählen und zu erziehen. Wenn der Mangel an Geldmitteln ein großes Hinderniß für sie ist, so ist der Mangel an tüchtigen Arbeitern ein noch weit schmerzlicheres, und ihm ist weit schwerer abzuhelpen, da diese Arbeit ihrer Natur nach noch nicht eine klar geordnete und fest bestimmte seyn kann, und nicht grade die gelehrtesten und gebildetesten, sondern vielmehr die einfachsten und thätigsten Arbeiter die tüchtigsten dazu sind. Die Erndte ist groß, und wenige sind der Arbeiter; darum blutet den Herrn, daß er Arbeiter in seine Erndte sende. Wenn wir das wirklich und von Herzen thun, dann sind wir der festen Überzeugung, daß es uns auch unmöglich ist, unsere Gaben, sollten es auch nur Scherlein seyn, den uns bittenden Brüdern in Frankreich zu entziehen. Darum noch einmal: amis de l'évangile, évangélisez la France.

M. G. in S.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 5. Mai.

N. 36.

## Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.

(Fortsetzung.)

Buchstäblich nun stehen die Ausdrücke Trinität, Homousie, Substanz, Person nicht in der Schrift; aber die Sache steht darin und der Artikel von der Dreieinigkeit Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ist ein streng schriftgemäßer. Denn mit der entschiedensten Bestimmtheit lehret und prediget die heilige Schrift vom ersten Capitel und vom ersten Gebote an die Einheit Gottes und verwirft aufs Strengste alle Abgötterei, Halbgötterei und Vielgötterei, aber eben so bestimmt schreibt sie dem Sohne und dem heiligen Geiste Namen und Ehre, Werke und Eigenschaften Gottes zu. Es darf daher nach der Schrift weder die Einheit Gottes mit Ausschluß des Sohnes und Geistes, gleich als wären diese nur unpersönliche, unbewusste Ausstrahlungen Gottes, was ganz ihrem Begriffe widerspricht, noch auch die Gottheit des Sohnes und Geistes mit Ausschluß der Einheit Gottes behauptet werden, wie diejenigen thun, welche sie als niedere Gottheiten, oder Halbgötter, oder als bloße göttliche Geschöpfe betrachten. Nur die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit, die eben so dem Judenthume wie dem Eθνισiren in der Theologie entgegentritt, ist wahrhaft schriftgemäß, und darum auch von der Evangelischen Kirche einmüthig als Fundamentalartikel anerkannt, obwohl sie von der Autorität der Katholischen Kirche sich getrennt, ja auch unter einander sich entzweit hat. Nicht durch irgend eine hierarchische Autorität, sondern durch die höchste Autorität des Wortes Gottes geeinigt, bekennen die Römische, die Griechische, die Lutherische und Reformirte Kirche in großer Übereinstimmung \*) die göttliche Dreieinigkeit, so daß, wer sie verwirft, zu keiner Kirche gehört, sondern nur als Sektirer gelten kann. Diese Ehre, oder vielmehr Unehre wollen wir den Herren Bretschneider und Sintenis ungeschmälert lassen, nur daß der letztere consequenter ist, insofern er jede göttliche Verehrung Christi verwirft, während der erstere ihm, zwar nicht als wahren Gott, aber doch „als stellvertretenden Regenten Gottes“ (!) noch einige halbgöttliche Ehre zukom-

men lassen will. O Heidenthum! Herr Bretschneider muß entweder seine Urtheilslosigkeit bekennen, oder erkennen, wie alle die seichten, nur für das ungelehrte Publikum aufgestuhten Einwendungen gegen die Gottheit Christi in seinen christologischen Aufsätzen der Allg. K. Z., woraus er einige in die Schrift über den Symbolzwang mit herübergenommen hat, längst von den älteren kirchlichen Theologen im Streite gegen die Häretiker beseitigt sind. Freilich, wer nicht weiß, was die Sünde ist, der weiß auch nicht, wer der Verfühner ist und seyn muß, wenn er die sündige Menschheit wieder mit Gott vereinigen soll.

Nach einem zweideutigen Seitenblick auf die Jungfrau Maria kommt Dr. Bretschneider S. 77 ff. auf die Fundamentallehre der symbolischen Bücher von der Rechtfertigung. Dieses Kleinod der Evangelischen Kirche, dieser Hauptartikel des ganzen Evangeliums, der durch seine rechtfertigende Kraft sich selber rechtfertigt an Allen, die, als Sünder sich erkennend daran glauben, bedarf eigentlich keiner Rechtfertigung gegen einen Mann, der eben darum seinen Werth gar nicht zu schätzen weiß, weil er seinen eigenen Unwerth vor dem Gerichte Gottes noch nie erkannt hat, vielmehr Alles, was die Bekenntnisse der Kirche mit heiligem Ernste von der Sündhaftigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen vor Gott ausagen, leichtin für „Übertreibungen erklärt, denen die Erfahrung und das Bewußtseyn tugendhafter Menschen (Luc. 18, 11.) widerspricht,“ S. 108. Wenn er sich zum Beweise dafür auf die Tugenden der Heiden und Nichtchristen beruft, so hat er vergessen, daß diesen auch die symbolischen Bücher alle Anerkennung vor menschlichem Urtheile widerfahren lassen, Apolog. S. 64. Dennoch aber behaupten sie, daß vor dem heiligen Geseß und Gerichte Gottes, der selbst in seinen Heiligen Tadel findet (Job 15, 15., Röm. 4, 2.), keine Gerechtigkeit, kein Werk sündiger Menschen als untadelig bestehen kann, also auch Niemand durch seine Verdienste, Tugenden oder Werke gerechtfertigt werden kann, sondern Alle nur durch die Gnade, welche die Ungerechtigkeit um der Gerechtigkeit Christi willen vergibt und durch den Glauben ergriffen wird, und zwar allein durch den Glauben, weil ja eine Verheißung überhaupt nicht anders als durch den Glauben ergriffen werden kann (promissio accipitur non nisi fide). Dies alles versteht Herr Dr. Bretschneider nicht zu würdigen, noch richtig zu beurtheilen und zwar nicht darum, weil es ihm am Wissen, sondern darum, weil es ihm am Gewissen dazu fehlt. Wer je mit rechter Gewissensfrenge sein Inneres durchblickt und sich und sein Werk ad intra et extra auf der Wage des göttlichen Geseßes gewogen, wobei der bessere Mensch immer auch der strengere ist, dem ist gewiß auch bange geworden um seine Seele, wie sie rechtfertigt bestehen mag vor Gott und selig

\*) Überhaupt auch in anderen Glaubensartikeln findet unter den großen christlichen Confessionen, so weit sie sich auf gemeinsamem Schriftgrunde befinden, auch große Übereinstimmung statt, und der Dissensus rührt nicht sowohl von verschiedener Schriftauslegung her, als von der Einmüthigkeit anderer canonischer Principien, wie z. B. der Tradition der individuellen Vernunft. Der Consensus der christlichen Kirchen überwiegt, besonders gegen die Sekten gehalten, bei weitem ihren Dissens.



werden. Der weiß, wie er in sich und seiner Würdigkeit keinen Frieden, keine Zuversicht finden kann, der weiß, welchen Schatz er hat an der Rechtfertigung aus freier Gnade und wird sich diesen Trost durch nichts in der Welt rauben lassen und am allerwenigsten durch Dr. Bretschneider's eitle Einwürfe. „Wer sollte sich nicht freuen,“ spricht Melancthon Apolog. S. 221., „zu sterben im Bekenntnisse dieser Artikel, daß wir die Vergebung der Sünden im Glauben umsonst um Christi willen empfangen und nicht durch unsere Werke sie verdienen. Keinen genügend festen Trost werden die Gewissen der Frommen gegen die Angst der Sünde und des Todes haben und gegen den Satan, welcher zur Verzweiflung reizet, wenn sie nicht wissen, daß sie fest glauben sollen, daß sie um Christi willen umsonst Vergebung der Sünden haben. Dieser Glaube erhält und belebt die Herzen in jenem heißen Kampfe der Verzweiflung. Darum ist diese Sache würdig, daß wir um ihrer willen keine Gefahr scheuen. Weiche dem Übel du nicht, sondern Kühner geh ihm entgegen, der du unserem Bekenntnisse beipflichtest, wenn die Gegner durch Schrecken, Qualen oder Todesstrafen diesen so großen Trost dir entreißen wollen, welcher der ganzen Kirche in diesem unseren Artikel dargeboten ist.“ Was fragt das schlafende Gewissen des Dr. Bretschneider nach solchem Trost der Seelen, für den die Väter sterben wollten? was weiß dieser Mann jetzt in seiner fleischlichen Sicherheit von der Angst der Sünde, die dennoch vielleicht in der Stunde seines Todes mit Schrecken über ihn kommt? was ahnet er von jener Verzweiflung, worin am Tage des Gerichts diejenigen gerathen werden, die auf das Stroh der eigenen Gerechtigkeit gebaut haben, welches vom Feuer verzehret werden wird (1 Cor. 3, 13.). Das schlägt er alles in den Wind „als Übertreibungen, denen die Erfahrungen und das Bewußtseyn tugendhafter Menschen (sein eigenes) widerspricht,“ vgl. S. 114. Aber, wenn es Tugenden, wenn es Werke, wenn es Thaten gilt, so waren doch Melancthon, Luther und andere Helden der Kirche solche Männer, denen Dr. Bretschneider nicht werth ist, die Schuhiemen aufzulösen; dennoch wollten sie sich deren nicht rühmen, dennoch nicht darauf, weder ganz noch zum Theil, den Frieden ihrer Seele gründen, sondern fühlten sich verzagt dem heiligen Gerichte Gottes gegenüber und freudig, muthig, thatkräftig nur im Glauben an die vergebende Gnade Gottes und an das Blut Christi, welches nicht die Lügner, wohl aber die Bekenner ihrer Sünden rein macht von aller Sünde, 1 Joh. 1, 7—10. Wenn die besten, wenn die größten Männer der Christenheit von der Zeit der Apostel an so zeugen und bekennen, wie thöricht, wie lächerlich, wenn die kleinen, losen Leute ihnen widersprechen, wenn die, welche keine guten Werke gethan, sondern nur schlechte geschrieben haben, jenen Bekenntnissen gegenüber überaus selbstgefällig (welches das Gegentheil ist von gottgefällig) behaupten: „nicht durch den Glauben allein, wie die Symbole wollen (sola fides est, quae apprehendit benedictionem, sine operibus, et tamen nunquam est sola, Conc. Form. S. 692.), sondern durch den Glauben und durch die Werke werden wir gottgefällig,“ S. 81. Nicht nur, daß „und durch

die Werke“ mit Sperrschrift gedruckt ist, beweiset, daß der Accent hier allein auf den Werken liegt, sondern auch die Definition, welche Dr. Bretschneider anderweitig vom Glauben gibt (Grundlage des Pietismus S. 284 ff.), wonach nämlich nur „die Annahme des Christenthums überhaupt und zwar bei der Taufe“ darunter verstanden werden soll, macht es klar, daß Bretschneider den rechtfertigenden Glauben (qua justificatio gratuita apprehenditur) ganz beseitigt, und nur die eigenen Werke als Grund der Rechtfertigung übrig läßt, während der Glaube nur eine ganz vorläufige, bei der Taufe oder Confirmation längst schon abgethanene Bedingung dazu ist. Von den erzeiglichen Gewaltthaten, die zur Behauptung einer solchen Sinnverbrechung nothwendig sind, gibt die angeführte Stelle fattsame Probe, und auch das vorliegende schlechte Werk beweiset überflüssig die Schlechtigkeit der Schriftauslegung des Herrn Dr. Bretschneider. Die Schriftmäßigkeit der evangelischen Lehre von der Rechtfertigung soll dadurch erschüttert werden, daß sie nur eine Lehre des Apostels Paulus sey, S. 77 f., während doch ebendasselbst zugegeben werden muß, daß auch „in den anderen Schriften des N. T. häufig genug gelehrt werde, daß Christus als ein Opfer für die Sünden gestorben sey, daß nur, wer an ihn glaube, Vergebung der Sünden erlange und selig werde.“ Wenn nun diese Centrallehre des Evangeliums von Paulus am meisten und bestimmtesten ausgeführt wird, so hat dies schon darin seinen Grund, daß er überhaupt unter allen Aposteln am meisten geschrieben hat, und erhält noch dadurch ein besonderes Gewicht, daß er auch mehr gearbeitet hat im Werke des Herrn, denn die anderen, dennoch aber nicht seinen Werken, sondern der Gnade Gottes allein die Ehre gab (1 Cor. 15, 10.), und selbst, wenn er sich keiner Sünde bewußt war, doch darum sich nicht gerechtfertigt achtete (1 Cor. 4, 4.), sondern keiner anderen Gerechtigkeit sich rühmen wollte, als der, die durch den Glauben an Christum kommt, die von Gott dem Glauben zugerechnet wird, Philipp. 3, 9. Es ist mehr als schwach, wenn Dr. Bretschneider alle die Stellen, welche von der Rechtfertigung und Vergebung der Sünden handeln, nur auf die Sünden der vorchristlichen Zeit beziehen will, als würden diese wohl durch die Taufe vergeben, nachher aber müsse der Christ durch seine eigene Kraft, Gerechtigkeit und Würdigkeit sich selbst rechtfertigen vor Gott (S. 80. 84.), gleich als wäre Jesus nur der Anfänger, nicht aber der Vollender unseres Heils, oder als würden wir durch die Taufe nicht bloß anfangende, sondern auch schon vollendete Christen, die der Gnade Christi fernerweit nicht mehr bedürfen. Auf die Kindertaufe bezogen hebt dies, da Dr. Bretschneider die Erbsünde läugnet, die erlösende Wirksamkeit der Gnade und der Taufe völlig auf; daher wird auch von ihm die Vollmacht der Sündenvergebung, die doch mit der Predigt des Evangeliums untrennlich verbunden ist (Luc. 24, 47.), nur auf die Apostel und etwa noch die Missionarien bezogen (S. 86.), kurz überall nur an die ersten geschichtlichen Anfänge des Christenthums gestellt, welches demnach keine ewige Erlösung (Hebr. 9, 12.) vermittelt, sondern als erlösend längst für uns vorüber ist, wie denn das überhaupt

die Absicht, daß es der Bretschneider'schen Weltwissenschaft das Feld räumen soll. Diese Wissenschaft ist aber leider so unwissend, daß sie auch die einfachsten Urtheile und Schlüsse der evangelischen Theologie nicht versteht. Mit Dr. Eck und Consorten sich auf die päpstliche Seite stellend, citirt Dr. Bretschneider S. 57. aus der Confutation der Augsbургischen Confession mehrere Bibelstellen gegen dieselbe, welche Verheißungen des Gesetzes enthalten, um damit zu beweisen, daß der Mensch durch die Werke des Gesetzes gerecht werde, wobei er wegen mangelnder Logik ganz übersieht, daß eben aus solchen Stellen das Gegentheil folgt. Denn so wahr z. B. der Obersatz ist: die Thäter des Gesetzes werden gerecht, Röm. 2, 13., so wahr ist auch der in demselben so wie in dem vor- und nachfolgenden Capitel von Paulus bewiesene Untersatz, daß Alle Sünder, d. h. Übertreter des Gesetzes sind, woraus denn mit Nothwendigkeit der Schluß folgt, daß eben, weil Niemand das Gesetz erfüllt, auch Niemand durch dasselbe gerecht wird, Röm. 3, 19 f. Die Verblendung des Herrn Bretschneider geht so weit, daß er für die Gerechtigkeit aus dem Gesetze sogar Röm. 7, 12. citirt: „das Gesetz ist heilig, recht und gut,“ ohne daran zu denken, daß gleich darauf folgt: „ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft,“ R. 14. Darauf, wie Melancthon in der Apologie die papistische Confutation meisterhaft widerlegt (s. besonders den trefflichen Abschnitt de dilectione et implatione legis), nimmt die Oberflächlichkeit des Gothaischen Reformators nicht die mindeste Rücksicht. Darum genügt es dem Ultrapapismus und krassem Pelagianismus, womit er die gründlich vertheidigten evangelischen Grundlehren leichtfertig anzufechten zu können meint, nur folgende Stelle der Apologie entgegenzuhalten S. 279.: „O Christe, wie lange wirst du die Schmähungen dulden, womit unsere Feinde dein Evangelium belegen. Wir haben in unserem Bekenntnisse gesagt, daß die Vergebung der Sünden umsonst empfangen werde, um deinetwillen, durch den Glauben. Wenn das nicht die Stimme des Evangelii selbst ist, wenn das nicht der Sinn des ewigen Vaters ist, welchen du, der du in seinem Schoße bist, der Welt geoffenbarest hast, so werden wir mit Recht gestraft; aber dein Tod ist Zeuge, deine Auferstehung ist Zeuge, der heilige Geist ist Zeuge, deine ganze Kirche ist Zeuge, daß dies in Wahrheit der Sinn des Evangelii ist, daß wir die Vergebung der Sünden nicht um unserer Würdigkeit willen empfangen, sondern um deinetwillen, durch den Glauben.“

Wir haben den Hauptangriff, den Dr. Bretschneider aus der heiligen Schrift, die er nur nach seinem Sinne versteht, gegen den Kern der symbolischen Bücher zu erheben sucht, in seiner Nichtigkeit gezeigt, und können uns daher überheben, auf die doch immer um denselben Kern sich bewegenden, losen Plankleinen uns einzulassen, womit er das fünfte Capitel seiner Schrift beschließt, und das sechste eröffnet, welches eine Kritik der symbolischen Schriften „nach allgemeinen Wahrheiten“ liefern soll. Darunter versteht Bretschneider S. 95. „nicht eine rationale Kritik nach allgemeinen Vernunftwahrheiten,“ wie denn auch in der That seine Kritik irrational genug ist,

sondern „eine historische Kritik, d. i. eine Beurtheilung nach den allgemeinen Wahrheiten der Erfahrungswissenschaften und nach der unveränderlichen (?) Natur der Dinge.“ Fürwahr, die historische Erfahrungswissenschaft des Dr. Bretschneider, dem es an aller inneren Erfahrung des Christenthums gebricht, und seine beschränkte Naturwissenschaft, obwohl er sie zum unumschränkten Canon selbst der heiligen Schrift erhebt, ist eine ganz irrationale Größe, nach der sich nichts bemessen läßt. Ein unkritisches, unzusammenhängendes Gemengsel von allerlei Bemerkungen, die zum Theil früher schon Dagewesenes wiederholen und auch wieder mit Bibelstellen argumentiren, enthält das sechste Capitel. Wie es öfter geschieht, daß man eben durch das, was man lächerlich findet, sich selbst lächerlich macht, so geht es auch Herrn Dr. Bretschneider. Es erscheint ihm als eine theürichte Übertreibung, wenn Luther sagt, der Katechismus, ja die zehn Gebote begriffen alle Weisheit in sich. An einem anderen Orte (Tischreden I. 9.) sagt Luther sogar, er verstehe das erste Gebot, ja das Wörtlein Ich im ersten Gebote noch nicht recht, obwohl er ein alter Doktor der heiligen Schrift wäre. Solches dünkt dem Dr. Bretschneider eine Kinderei; weil er's als Kind auswendig gelernt hat: Ich bin der Herr den Gott u. s. w., so meint er es auch inwendig zu wissen, was in den inhaltschweren Worten alles enthalten ist, während jeder tiefere Denker bekennen muß, daß das göttliche Ich, die absolute Persönlichkeit Gottes, die der Mittelpunkt aller Dinge ist, unergündlich ist, und daß eben so alle folgenden Worte des ersten Gebotes, von welchem Luther im großen Katechismus eine meisterhafte Erklärung gibt, von unerschöpflicher Inhaltsfülle sind. Kurz das erste Gebot mit dem erhabenen Vorwort: Ich bin (Daseyn Gottes) der Herr dein Gott, ist das Princip aller Glaubens- und Sittenlehre. Eben so enthalten die folgenden die göttliche Sanction der wesentlichsten Grundlagen des menschlichen Lebens, des Kultus, der Kirche, der Familie, der Unverletzlichkeit der Person, der Heiligkeit der Ehe, des Eigenthums, der Wahrheit u. s. w., so daß eben sowohl die Fundamente der Theologie wie der Jurisprudenz in ihnen gegeben sind.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Endlich ist von Seiten der Autoritäten auf der Universität Oxford ein Schritt gegen die immer greller hervortretende katholisirende Tendenz der Puseyschen Partei geschehen. Nachdem Dr. Newman schon vor längerer Zeit eine Vertheidigung der Tridentinischen Lehre von der Rechtfertigung gegen die der Reformatoren herausgegeben, erschien vor Kurzem der neunjigste „Tract for the Times“ (Schrift für diese Zeit) unter dem Titel: „Bemerkungen über gewisse Artikel der Kirche von England,“ in welchem ausgeführt war, daß die Artikel, welche vom Fegfeuer, dem Ablass, der Bilderverehrung, der Brodtverwandlung, der Autorität des Papstes, der Anrufung der Heiligen und dem Eklibat der Geistlichen handeln, keineswegs jede Form, in welcher diese Lehren dargestellt werden möchten, verwerfen, sondern nur die Römische Form; so daß ein Glied der Anglikanischen Kirche sie alle annehmen könne, nur nicht in der Modifikation, welche die Ar-



tifel als die Römische verwerfen. Das Erscheinen dieses Tract erregte große Aufmerksamkeit, und in Kurzem war die ganze Universität in Gährung. Der erste offene Schritt zu einer Untersuchung geschah durch vier Tutors von Colleges, welche am 8. März folgendes Schreiben an den Herausgeber der Tracts richteten:

„An den Herausgeber der Tracts for the Times. Mein Herr! Da wir auf Nr. 90. in der Reihe der „„Tracts for the Times, herausgegeben von Gliedern der Universität Oxford,““ aufmerksam gemacht wurden, machte der Inhalt dieser Schrift einen so schmerzlichen Eindruck auf uns, daß wir es für unsere Pflicht halten, uns in der Kürze gegen Sie auszusprechen. Die Schrift ist betitelt: „„Bemerkungen über gewisse Stellen in den Artikeln der Kirche von England,““ und da diese Artikel durch die Universitätsstatuten zum Textbuch für die Tutors in ihrem theologischen Unterricht bestimmt sind, hoffen wir, daß unsere Stellung in den verschiedenen Colleges uns vor dem Vorwurf der Anmaßung schützen werde, wenn wir uns hieburch an Sie wenden. Die Schrift hat, wie wir fürchten, eine höchst gefährliche Tendenz, indem sie beweisen will, daß einige sehr bedeutende Irrthümer der Römischen Kirche in den neun und dreißig Artikeln nicht verworfen werden, z. B. die Lehren 1. vom Fegfeuer, 2. vom Ablass, 3. der Verehrung und Anbetung von Bildern und Reliquien, 4. der Anrufung der Heiligen, 5. der Messe, wie sie von der Römischen Kirche festgestellt sind; sondern nur einige abgeschmackte Gebräuche und Meinungen, welche die einsichtsvollen Romanisten eben so sehr, als wir, verwerfen. Ferner wird darin angedeutet, daß die über dem Artikel stehende Überschrift, solle sie überhaupt Gewicht haben, diese Auslegung begünstige, indem sie die Worte „„im buchstäblichen und grammatischen Sinne““ nehmen lehre, und „„keinen neuen Sinn““ ihnen unterlege. Die Schrift geht also darauf aus, über das hinaus, was die Liebe erfordert, und zum Nachtheil der lauterer Wahrheit des Evangeliums, die sehr ernsten Streitpunkte zu verwischen, welche die Römische Kirche von der unsrigen trennen, und das Vertrauen der ungebildeten Glieder der Englischen Kirche zu dem schriftsmäßigen Charakter ihrer Bekenntnisse und ihrer Lehre zu erschüttern. Wir geben gern zu, daß man nothwendig in der Auslegung der Bekenntnisse unserer Kirche eine gewisse Freiheit gestatten müsse, welche einige ihrer gelehrtesten Bischöfe und andere ausgezeichnete Theologen stets in Anspruch genommen haben. Aber diese Schrift geht in der Ausstellung neuer und beunruhigender Lehren bis an die äußersten Grenzen dieser Freiheit. Denn verstehen wir den Verfasser recht, so begreifen wir nicht, was bei allgemeiner Annahme seiner Grundsätze noch für eine Sicherheit bleiben würde, daß nicht die offenbar irrigsten Lehren und Gebräuche der Römischen Kirche in den Hörsälen der Universität und auf den Kanzeln eingeschärft würden. — Schließlich erlauben wir uns noch, Sie darauf aufmerksam zu machen, wie höchst unpassend es sey, solche Fragen in einer anonymen Schrift zu erörtern, und sprechen unsere Hoffnung aus, daß Sie ermächtigt werden, den Verfasser zu nennen. In Betracht der großen Wichtigkeit der ganzen Sache können wir nicht umhin, zu glauben, daß sowohl die Kirche als die Universität das Recht habe zu fragen, wer, außer dem Drucker und Verleger der Schrift, sich für ihren Inhalt verantwortlich erkläre.

Oxford, 8. März 1841.“

(Folgen die Unterschriften der vier Tutors.)

Dies Schreiben blieb unbeantwortet, weil eigentlich Niemand als den Herausgeber der Tracts sich betrachtete. Endlich, am 15. März, hielt der sogenannte Hebdomadal Board, d. h. der Vice-Ranzler der

Universität, die Häupter der Häuser und die Proctors, eine Conferenz, in welcher sie über den Tract folgenden Beschluß faßten: „In der Conferenz des Vice-Ranzlers, der Häupter der Häuser und der Proctors, am 15. März 1841. In Betracht, daß in den Universitätsstatuten vorgeschrieben ist, daß jeder Student in den neun und dreißig Artikeln unterrichtet und geprüft werden, und sie unterschreiben solle; in Betracht ferner, daß eine Schrift neuerlich, von Oxford datirt, erschienen ist, unter dem Titel: „„Bemerkungen über einige Stellen in den neun und dreißig Artikeln,““ als die Nr. 90. der Tracts for the Times, einer anonymen Reihe von Schriften, welche angeblich von Mitgliedern der Universität geschrieben, in feiner Art aber von der Universität sanktionirt sind: wurde beschlossen, daß solch eine Auslegungswiese, wie sie in der genannten Schrift gelibt wird, welche den Sinn der neun und dreißig Artikel mehr umgeht, als ihn erklärt, und die Unterschrift derselben mit Irrthümern zu vereinigen sucht, denen entgegenzuwirken ihre Bestimmung ist, den Zweck der Universitätsstatuten vernichtet, und mit ihrer pflichtmäßigen Beobachtung unträglich ist.“

P. Wynter, Vice-Ranzler.

Am folgenden Tage bekannte der Prof. Newman sich als Verfasser der Schrift, woran zuvor schon Niemand gezweifelt hatte. Er richtete folgendes Schreiben an den Vice-Ranzler: „Herr Vice-Ranzler! Ich melde Ihnen ganz gehorsamt, daß ich der Verfasser und allein verantwortliche Herausgeber der Schrift bin, über welche der Hebdomadal Board so eben seine Meinung ausgesprochen hat, und daß ich bisher meinen Namen nicht genannt habe, weil ich glaubte, man wünsche, daß ich es nicht thun sollte. Ich hoffe, es wird Sie nicht überraschen, wenn ich Ihnen erkläre, daß meine Ansicht von der Wahrheit und Aufrichtigkeit des Grundsatzes, der in der Schrift ausgesprochen ist, so wie über die Nothwendigkeit ihrer Herausgabe unverändert dieselbe bleibt. Zu gleicher Zeit fühle ich mich aber durch meine Gesinnung getrieben hinzuzufügen, wie tief ich mir bewußt bin, daß Alles, was ich unternehme, in einem besseren Geiste und auf bessere Weise geschehen sollte; und während mich die Unruhe und Besorgniß ernstlich betrübt, welche ich den Gliedern des Board veranlaßt habe, erlaube ich mir, meinen Dank auszusprechen für einen Akt, der, wenn er auch auf falscher Auffassung sich gründet, doch mir eben so nützlich werden kann, als er aus frommer und liebevoller Gesinnung hervorgegangen ist.

Driel College, 16. März.

J. S. Newman.

Unmittelbar nach dem Erscheinen dieses Briefes gab er einen an Dr. Jelf, Canonikus der Christkirche (früher Erzieher des jetzigen Kronprinzen von Hannover) heraus, worin er die in der Schrift aufgestellten Grundsätze vertheidigte; und zu gleicher Zeit erschien ein Schreiben vom Prof. Sewall an Dr. Pusey, worin die Schrift und einigermaßen alle Tracts for the Times stark angegriffen wurden, und er erklärte, er gehöre nicht zu ihren Verfassern, und habe sorgfältig jede Art von Vertraulichkeit mit ihnen vermieden. Man wirft indeß diesem Manne vor, daß er die Tracts früher in Zeitschriften aufs Höchste empfohlen und gepriesen habe, nun aber, wie ein Schulknabe, wenn ein Vorfall untersucht wird, gleich rufe: Herr Lehrer, ich war es nicht. — Es steht nun zu erwarten, was weiter in dieser wichtigen Angelegenheit erfolgen werde; wie wichtig sie sey, kann man unter Anderem daraus sehen, daß in einer neulichen öffentlichen Versammlung von Katholiken ein Redner den gewiß sehr übertriebenen Satz aussprach, zwei Drittheile aller Geistlichen der herrschenden Kirche seyen den Puseyschen Grundsätzen zugethan, also im Herzen schon katholisch.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 8. Mai.

N<sup>o</sup> 37.

## Über die Lehre von der Schöpfung.

Gegen die Glaubenslehre von D. J. Strauß.

Dem Titel des in der Überschrift genannten Werkes fehlt eine sehr wesentliche Bestimmung, das: für Gleichgesinnte. Wollte der Verfasser auf Andere als auf solche Eindruck machen, so hätte er ganz anders schreiben müssen. Nur solche, denen die Neigung das Auge für das offen zu Tage liegende verschließt, können es übersehen, daß das Hauptargument, dessen sich der Verf. durchgängig gegen die Wahrheit der biblischen Lehren bedient, die Thatsache, daß eine Reihe von Zweifeln gegen dieselben sich durch die Jahrhunderte hindurchzieht, die zuletzt in unserer Zeit sich zu vollkommener Ausbildung erhoben haben und mit früher unerhörter Kühnheit und Consequenz aufgetreten sind, an sich völlig bedeutungslos ist, da die Offenbarung sich selbst in ein solches Verhältniß zur Vernunft des natürlichen Menschen stellt, daß sie nicht wahr und göttlich seyn könnte, wenn sich nicht das Vorhandenseyn solcher Zweifel nachweisen ließe. Nur der völligen Befangenheit ferner kann die schlaue Unredlichkeit unbemerkt bleiben, mit welcher der Verf. die Zweifel und Bedenken der Vergangenheit in der Form historischer Relation mittheilt, um dem Nachweise ihrer Nichtigkeit mit der Bemerkung entschlipfen zu können, er habe nur von Anderen Gesagtes wiederholt, und dann doch zuletzt immer Schlüsse auf diese Zweifel und Bedenken gründet, welche auf der Voraussetzung ihrer unbedingten Nichtigkeit und Unwiderlegbarkeit beruhen. Nur eine große Verblendung endlich, welche aus der mit dem Verf. harmonirenden Neigung hervorgeht, kann verkennen, daß ihm höhere wissenschaftliche Tüchtigkeit ganz abgeht, daß er, unfähig Neues zu erzeugen, überall nur in gefälliger Form wiedergibt, was Andere vor ihm und ihm vorgedacht haben, daß er nur ein geschickter Compiler ist, auf eigenen Füßen zu stehen weder wagend noch vermögend, demjenigen nicht furchtbar, sondern nur Gegenstand des Mitleides, der die Quellen kennt, aus denen er geschöpft hat, und dem hier nichts entgegentritt als solches, womit sich die christliche Wissenschaft schon längst abgefunden. Nicht auf die Kundigen ist das Werk berechnet, sondern auf die zugleich glaubens- und einsichtslosen Massen; auf sie hat der Verf. spekulirt, wie er denn ein spekulativer Kopf ist trotz manchem Stuttgarter Buchhändler, und wir zweifeln eben so wenig, daß ihm diese Spekulation gelingen wird, als wir ihm das Gelingen derselben beneiden, wozu wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus eben so wenig Grund haben, als vom religiösen.

Die Schwäche des Werkes wird besser hervortreten, wenn

wir einzelne Abschnitte desselben einer gründlichen und eingehenden Prüfung unterwerfen, die dem Verf. Schritt für Schritt folgt, als wenn wir eine das Ganze umfassende Kritik liefern. Mit der Lehre von der Schöpfung wollen wir beginnen, und darauf die Beleuchtung desjenigen folgen lassen, was der Verf. über das erstgeschaffene Menschenpaar und über den Urzustand sagt.

Den Angriff gegen die biblische Lehre von der Schöpfung eröffnet der Verf. mit einer Bestreitung der Urkunde, in welcher dieselbe zuerst niedergelegt ist, der Mosaischen Schöpfungsgeschichte. Er beginnt mit einer Darlegung der Bedenken, welche gegen dieselbe schon in der Zeit der Herrschaft des Glaubens erhoben wurden. Hier tritt uns Folgendes entgegen.

1. „Sofern, daß der Mensch seine Arbeit in Tagewerke abtheilen muß, von der Gegenwirkung des Stoffes, den er bearbeitet, gegen seine beschränkte Kraft herrührt, schien der absoluten Schöpferkraft ein ähnliches successives Schaffen nicht gemäß zu seyn.“ Es wird hier vorausgesetzt, daß das successive Schaffen nur in der Ruhebedürftigkeit des Schöpfers seinen Grund haben könne. Wäre dies nun wirklich der Fall, so müssen wir natürlich die Schöpfung in sechs Tagen sofort fallen lassen. Allein daß der Verf. der Urkunde an einen solchen Grund nicht dachte, erhellt, auch abgesehen von der ganzen Gotteslehre des A. T., der die Einsicht in die göttliche Allmacht noch Niemand abzusprechen gewagt hat, einfach daraus, daß Gott durch sein bloßes Wort schafft: er spricht, so geschieht's, er gebet, so steht's da. Wie kann da von einer Gegenwirkung des Stoffes, von einer Ermüdung die Rede seyn? Den wirklichen Grund zu entdecken, kann aber nicht schwer fallen. Man erkenne, wie diese Stufenfolge die natürliche ist, wie in der zeitlichen Aufeinanderfolge der Schöpfungsstücke ihr inneres Verhältniß zu einander auf angemessene Weise zur Erscheinung kommt, wie angemessen es erscheint, daß Gott, der ein Gott der Ordnung ist, das innere Verhältniß auf solche Weise in die Erscheinung geführt habe. Zeigt sich somit die Vertheilung des Schöpfungswerkes in sechs Tage schon an sich als gerechtfertigt, so wird dies noch weit mehr der Fall seyn, wenn wir beachten, daß die Thatsache der Schöpfung mit ihrer Beschreibung auf das Innigste verbunden ist: nur wenn sie so geschehen war, wie sie beschrieben ist, konnte sie so beschrieben werden. Läßt sich nun nachweisen, daß die Beschreibung der Schöpfung geeignet ist, einen heilsamen Einfluß auszuüben, wie sie denn wirklich einen solchen unläugbar durch Jahrtausende ausgeübt hat, so spricht was für sie, zugleich auch für die Sache. Was rationalistische Ausle-



ger zum Vortheile der Darstellung bemerken — z. B. zuletzt noch Tuch, Comm. zur Gen. S. 4.: „die Zeitaufschneide allein geben die nöthigen Haltpunkte und man fühlt es leicht, wie viel der Darstellung fehlen würde, wenn sich nicht mit jedem: es ward Abend und Morgen, die Scene schloße, um sich glänzender mit neuen Schöpfungsgestalten zu erheben“ —, beweist mehr als sie wünschen. Eben wegen dieses engen Zusammenhanges der Darstellung mit der Sache können wir Herrn Dr. Twisten nicht beistimmen, wenn er meint, die wissenschaftliche Dogmatik könne die Richtigkeit der Mosaïschen Erzählung ganz dahin gestellt seyn lassen, die populäre Dogmatik aber habe Anleitung zu geben, wie die unlösbar in ihr liegende erbauliche Kraft zu benutzen sey, Dogm. 2, 1. S. 83.: „Deshalb gehören weder die Erklärungen des Hexameron noch auch die Untersuchungen über den historischen oder mythischen Charakter und über die Glaubwürdigkeit oder Richtigkeit der Mosaïschen Erzählung in die wissenschaftliche Dogmatik. Da selbige aber ganz gewiß, besonders beim Jugendunterrichte, heilsam auf die Erregung des frommen Bewußtseyns wirken kann, so dürfte es einer populären Dogmatik obliegen, über die Benutzung derselben zu diesem Zwecke die nöthigen Winke zu geben.“ Wir halten uns vielmehr auch hier an dasjenige, was ebendasselbst S. 93. gegen de Wette bemerkt wird, der für die Wissenschaft den Begriff der Erhaltung nicht gelten lassen will, ihm dagegen für die fromme Betrachtung selbst einen Vorzug zuschreibt: „Übrigens dürfte auch hierin eine Erinnerung liegen, den für das fromme Gefühl erwecklicheren Begriff in der Wissenschaft, die jenem doch entsprechen und sein Abbild seyn soll, nicht hintanzustellen, vielweniger fahren zu lassen.“ Erweckliche Bedeutung hat die Geschichte der Schöpfung nur insofern, als sie Geschichte ist, nur so lange, als sie als solche erkannt wird. Gehen wir auf den Grund dieser erwecklichen Bedeutung ein, auf welche bei der Schöpfung Rücksicht zu nehmen des Gottes der Schrift, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen und der ein Gott der Liebe und Herablassung ist, vollkommen würdig ist, so stellt sich uns etwa Folgendes heraus. Das aus nichts hat Gott Alles geschaffen, wird durch die Detaillirung des Alles, dadurch daß dasselbe in seiner natürlichen Ordnung gleichsam vor unseren Augen entsteht, viel anschaulicher und eindringlicher. Die äußerliche Aufeinanderfolge ferner, so wie sie auf dem inneren Verhältniß der Gegenstände zu einander beruht, so bringt sie auch dasselbe dem Menschen zum Bewußtseyn. Von großer Bedeutung ist namentlich, daß dem Menschen durch diese Aufeinanderfolge seine Stellung zum Weltganzen bezeichnet wurde. Der Mensch wird zuletzt erschaffen. Damit war das: herrschen sollen sie über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh u. s. w. faktisch schon ausgesprochen. Nicht über sie allein aber erscheint der Mensch als weit erhaben dadurch, daß er den Schlupfunkt der Schöpfung bildet, sondern auch über Sonne und Mond und das ganze Heer des Himmels, das bei aller äußeren Erhabenheit und Herrlichkeit nicht das Bild des Schöpfers trägt. Es kam aber viel darauf an, dem Menschen die Größe seiner anerschaffenen Herrlichkeit recht zum Bewußtseyn

zu bringen, weil nur in demselben Maße, in dem sie erkannt wird, die Tiefe des Falles erkannt werden kann, mit dem sich der folgende Abschnitt beschäftigt. Endlich, ein auf den Menschen berechneter Zweck der Eintheilung der Schöpfung in sechs Tagewerke wird noch zum Schlusse der Darstellung derselben so gut wie ausdrücklich angegeben. Er ist der, im Wirken und in der Ruhe dem Menschen ein Vorbild zu geben. — Noch bemerken wir, daß diejenigen, welche gegen die Schöpfung in sechs Tagen die „nothwendige Zeitlosigkeit des göttlichen Wirkens“ geltend machen, einfach damit abzuweisen sind: Gott erhält die Welt in der Zeit, warum sollte er sie nicht in der Zeit geschaffen haben? Muß man die Erhaltung durch sechstausend Jahre zugesiehen, so kann auch die durch sechs Tage fortgesetzte Schöpfung keine Schwierigkeit machen.

2. „Besonders mußte das angebliche Ausruhen Gottes am siebenten Tage mit dem Begriff des Absoluten unvereinbar scheinen, welches daher von den Kirchenlehrern nur als Übergang Gottes von der schöpferischen in die erhaltende Thätigkeit gefaßt wurde.“ Wir antworten, allerdings ist das Ausruhen Gottes ein angebliches, aber in einem anderen Sinne als dem des Verf. Das **נחש**, Schabat, heißt nicht ausruhen — diese Bedeutung ist an mehreren Stellen gar nicht passend, z. B. 1 Mos. 8, 22., Joh. 5, 12., Neh. 6, 3., wo es nicht von dem Arbeitenden, sondern von dem Werke steht — sondern aufhören, ruhen, feiern. Es steht überall in Bezug auf das Wirken und Schaffen selbst, nicht in Bezug auf die dadurch etwa hervorgebrachte Müdigkeit. Wie könnte auch, wer auch nur im mindesten mit der Gottesidee des A. T. vertraut ist, an ein Ausruhen Gottes denken? So wenig der Verf. Gott, der nach ihm Alles durch sein allmächtiges Wort hervorbringt, arbeiten läßt, eben so wenig kann er ihn auch ausruhen lassen. Auch in Bezug auf den Menschen ist der siebente Tag zunächst und hauptsächlich nicht ein Tag des Ausruhens — dies Moment ist, wo es vorkommt, durchaus ein untergeordnetes, beiläufig erwähntes —, sondern ein Tag der Ruhe, des Aufhörens aller irdischen Geschäfte, vgl. 2 Mos. 16, 29.: sitzt ein Jeder an seiner Stelle und nicht gehe aus Jemand von seiner Stelle am siebenten Tage. B. 30. Und das Volk ruhte am siebenten Tage. 2 Mos. 23, 12.: Sechs Tage sollst du deine Arbeiten thun, und am siebenten sollst du ruhen. Das steht also unbedingt fest: nicht von einem Ausruhen Gottes redet der Text, sondern nur von einem Ruhen. Wir können aber auch weiter nachweisen, daß die Ruhe hier nicht den Gegensatz bildet gegen die Thätigkeit Gottes überhaupt, sondern nur gegen seine schöpferische Thätigkeit, daß also das: Gott ruhte, mit dem: mein Vater wirkt bisher und ich wirke auch, in Joh. 5, 17. nicht streitet, sondern vielmehr freundlich zusammenstimmt, ein Beweis, der für denjenigen völlig unnöthig ist, der nur einigermaßen in die Schriftlehre von dem Verhältnisse Gottes zur Welt eindrang. Das **נחש** heißt nicht ruhen = nichtsthun, sondern es steht immer von der Ruhe in Bezug auf ein bestimmtes Geschäft, oder eine Gattung von Geschäften. Stände also auch das: und er ruhte, hier absolut, so

könnte doch nur an die Ruhe von der im vorigen beschriebenen Schöpfungsarbeit gedacht werden. Es wird hier aber noch ausdrücklich hinzugefügt: von allem seinem Werke, das er gemacht, in E. 2, 3.: das er geschaffen. Übrigens zeigt auch dies: von seinem Werke, daß das **NW** hier nicht heißen kann ausruhen, sondern nur ruhen. Man ruht wohl von der Arbeit, nicht aber von dem Werke aus. Daß das betreffende Wort aber nicht Arbeit, sondern Werk heißt, geht besonders deutlich aus dem: das er geschaffen, hervor. — Man beachte wohl, daß die Art, wie der Verf. in Aufstellung dieses Grundes verfährt, für das Ganze seines Verfahrens charakteristisch ist. Er stellt die Sache so dar, als sey, daß die Mosaische Darstellung von einem Ausruhen Gottes rede, völlig unläugbar und unbestritten. Unkundige und unvorsichtige Leser, die ihm, so arge Tücke oder grobe Unwissenheit nicht vermuthend, auf's Wort trauen, können nun kaum anders als der armen Kirchenväter spotten, die der krassen Vorstellung des Ausruhens Gottes die feine des Überganges aus der schöpferischen in die erhaltende Thätigkeit substituirt.

3. „Stießen sich die Gegner an den sinnlichen Berrichtungen des Formens aus Thon u. dgl., welche man aus dem zweiten Capitel in das sechste Tagewerk des ersten herüberzog, so wußten die Kirchenväter sie zu bloßen Bildern umzudeuten.“ Umzudeuten? fragen wir. Ist es nicht vielmehr eine Umdeutung, wenn man auf dem Buchstaben bestehen will, ohne irgend den so offenbaren, malerisch anschaulichen Charakter der ganzen Darstellung in Betracht zu ziehen, ohne zu fragen, ob nicht die bildliche Auffassung nothwendig geboten wird durch die Gottesidee des A. T., die auch in diesen Abschnitten in so ergreifender Weise uns entgegentritt, ohne auf Thatfachen zu achten, wie die in 1 Mos. 2, 8. 9. vorliegende, wo das anfängliche: und Gott pflanzte, nachher durch: Gott ließ hervorsprossen, erklärt wird, Thatfachen, welche zeigen, wie sorgfältig man zwischen Ausdruck und Sache scheiden muß. Das bilden in E. 2, 7. 18. 19. ist der uneigentliche, von menschlichen Verhältnissen entlehnte Ausdruck für den eigentlichen des Schaffens, den der Verf., aller Mißdeutung vorbeugend, in E. 1. gebraucht hatte. Das hauchen ist ebenfalls bildlicher Ausdruck, entnommen von dem irdischen Abbilde des Geistes Gottes, vgl. die symbolische Handlung in Joh. 20, 22. Die Worte: und er hauchte u. s. w. sind parallel dem: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, in E. 1, 27. In E. 2, 20. wird der Instinkt der Zuneigung zu ihrem Gebieter, der die Thiere trieb, ihn aufzusuchen und sich ihm zu nähern, weil dieser Instinkt von Gott in sie gelegt ist, in sinnlich anschaulicher Darstellungsweise als ein Führen der Thiere zu den Menschen von Seiten Gottes bezeichnet, grade so wie in B. 8. das Hervorsprossenlassen, weil es so sehr Gottes Werk ist, daß es dem Pflanzen-des menschlichen Gärtners gleichsteht, durch das: „Gott pflanzte“ bezeichnet wird.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider, aus seiner Schrift „über die Unzulässigkeit des Symbolzwangs“ nachgewiesen von einem Freunde der Wahrheit.

(Schluß.)

Die Gedankenlosigkeit des Dr. Bretschneider ahnet nichts von der Gedankentiefe des göttlichen Wortes, welche eben so in den zehn Geboten wie in den sieben Bitten auf's intensivste sich concentrirt; darum verachtet seine Geistesarmuth Luther's geistreiche Hochschätzung der fünf Hauptstücke, gibt aber dadurch nur ihre eigene Blöße und Schwäche zu erkennen. Absonderlich ereifert sich die „historische Kritik“ des Dr. Bretschneider darüber, daß Luther im großen Katechismus nicht bloß moralische, sondern auch physische Übel mit dem Teufel in Verbindung bringe. Jeder Kundige weiß, daß so wie die Bibel, so auch die Symbole nicht dazu geschrieben sind, Physik zu lehren oder zu bekennen, daß ferner beide, wo sie auf geistige Ursachen, sowohl im Guten wie im Bösen, zurückgehen, darum die natürlichen Mittelursachen nicht ausschließen, deren Ausschließung eben so ein einseitiger Spiritualismus ist, wie umgekehrt die Ausschließung der geistigen Ursachen durch die natürlichen ein einseitiger Materialismus. In letzterem steckt Herr Bretschneider, der, obwohl er Doktor der Theologie ist, dennoch sich gar nicht die Mühe nimmt, darüber nachzudenken, welcher Zusammenhang doch zwischen dem moralischen und physischen Übel stattfinden möge, sondern es schlechthin für Aberglauben erklärt, wenn Luther solchen Zusammenhang behauptet, und die, den moralischen analogen Störungen und Unordnungen auch in der körperlichen Welt mit der Sünde oder dem Teufel in Beziehung bringt. Daß dies unbiblisch wäre, widerlegt Ein Blick auf die Dämonischen des N. T. Was aber die innere Macht des Teufels anlangt, so ist sie durch Christum grade so weit gebrochen, als durch seinen Geist in seinen Gläubigen die Macht der Sünde gebrochen ist. Wir haben jedoch schon gesehen, daß es Herrn Dr. Bretschneider an einer biblischen und ernstlichen Erkenntniß der Sünde völlig gebricht. Das beweist sich denn noch zum Überflusse am Schlusse seines sechsten Capitels, wo seine nicht rationale, auch nicht naturwissenschaftliche, sondern nur unmoralische Kritik sich gegen die Erbsünde expetorirt, und in Verbindung damit gegen die Lehre von der Versöhnung, die wo die Entzweiung der Sünde nicht verstanden wird, natürlich auch nicht verstanden werden kann. Immer von neuem dreht sich daher die antikirchliche Polemik des Herrn Bretschneider und seiner Genossen vornehmlich nur um diese sittlichen Angelpunkte des christlichen Glaubens. Die Art und Weise, wie Dr. Bretschneider die Menschen von der Erbsünde rechtfertigt, ist die, daß er sie auf Gott zurückzieht. Er sagt E. 105.: „in dem Kinde entwickelt sich zuerst die Sinnlichkeit mit ihren Trieben und nur später erst die Vernunft; alle Menschen fangen daher damit an, daß sie anfangs den Trieben mehr gehorchen als der Vernunft, also mit Sündigen.“ Das Sündigen also



beruht auf einem natürlichen, anerschaffenen Mißverhältniß zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, welches von Gott herrührt, der also Urheber der Sünde ist. Von geistlichen Sünden, die oft selbst mit Erldötung der Sinnlichkeit (*ἀσέλγεια σαυατος*, Coloss. 2, 18. 23.) verbunden sind, hat Bretschneider keinen Begriff; die Sünde kommt ihm nur aus einer natürlichen Willfährigkeit gegen die leibliche Sinnlichkeit, deren Triebe selbst von der Sünde nicht afficirt sind. Nun ist es zwar nicht wahr, daß alle sinnlichen Triebe sich früher entwickelten als die Vernunft; vielmehr verhält es sich mit den gesellschaftlichen Trieben umgekehrt. Aber „auch der Geschlechtstrieb,“ an dem ein ganzes Heer verderblicher Sünden hängt, ist dennoch frei von Sünde, ist nicht von der Sünde übertrieben, sondern „nach der von Gott selbst getroffenen Einrichtung bei Menschen und Thieren der stärkste,“ S. 107. Es tritt uns bei Herrn Dr. Bretschneider eine bedeutende Hinneigung zu den Grundfäden der Rehabilitatoren entgegen. Daß eine höhere reine Liebe, daß die Liebe Gottes von ganzem Herzen alle Triebe des Menschen und auch den Geschlechtstrieb ordnet, reiniget und heiligt zu edler Menschlichkeit, während sie ohne jene Herzensreinheit zu einer thierischen „Gewalt“ herabsinken, wie dies eben in dem natürlichen Menschen der Fall ist, und das Ebenbild Gottes, wozu er ursprünglich erschaffen worden, entehren, daran denkt Bretschneider nicht, dafür hat er keinen Sinn. Gott hat die Wollust so stark, das Fleisch so mächtig gemacht, behauptet dieser Geistliche, dieser hochgestellte Geistliche mit unreinem Munde, und wie nahe ihm die Folgerung liegt, daß auch die Gelübde, die jene Gewalt binden sollen, unbündig sind, haben wir schon oben bemerkt. Gewiß legt er durch solche Polemik Zeugniß ab für dasjenige, was er bestrittet, namentlich dafür, daß der natürliche sinnliche Mensch, wie klug auch seine Vernunft in weltlichen Dingen seyn mag, dennoch nichts vom Geiste Gottes vernimmt, und ohne Heiligung seines Sinnes ganz der Liebe von reinem Herzen entfremdet ist, die allein das Gesetz erfüllt. Eben die Ermangelung dieser Liebe aber und die daraus folgende Macht der selbstsüchtigen fleischlichen Concupiscenz ist das, was die Theologie der Kirche die Erbsünde nennt, die nicht von Gott, sondern wider ihn ist und die, so weit sie nicht durch das Wort und die Kraft des heiligen Geistes reprimit wird, jene Früchte des Fleisches bringt, die dem Menschen zeitliches und ewiges Verderben bereiten, Galat. 5, 19—21. Wir haben nicht nöthig, einen solchen Gegner der Erbsünde noch weiter zu widerlegen. Wer keinen Begriff hat von dem Wesen der Sünde, die den Menschen von Gott scheidet (Jes. 59, 2.) und eine Feindschaft wider Gott ist (Röm. 8, 7.), keine Ahnung von der Heiligkeit des Gesetzes, welches die Sünder verurtheilt, und von dessen Bann und Banden der allerheiligste Erlöser nicht durch Auflösung (Matth. 5, 17.), sondern nur durch Erfüllung desselben im

vollkommensten Gehorsam, oder durch Genugthuung erlösen kann (Röm. 5, 18 f., Galat. 3, 13., 4, 4 f., Phil. 2, 8., 1 Petri 2, 24. u. a. m.), der kann natürlich auch die Lehre von der Versöhnung oder Wiedervereinigung des Menschen mit Gott durch den Gottmenschen nicht fassen, nicht würdigen, und seine Kritik richtet daher sich selbst, wie wir denn überhaupt solche Kritiker des evangelischen Christenthums, wie Herr Dr. Bretschneider einer ist, vor Allem auf die Kritik ihrer selbst, d. h. auf eine gründliche strenge Gewissenskritik nach dem heiligen Gesetze Gottes zurückweisen müssen.

So lange es an dieser durchaus gebricht, muthe uns Herr Bretschneider nicht zu, auf das Schlusscapitel seiner Schrift S. 117 ff. irgend ein Gewicht zu legen. Die Schlusssätze, womit er darin die Gewissensverbindlichkeit der Symbole umstoßen will, können wohl Anstoß geben, aber umstoßen können sie dieselbe nicht im mindesten und zwar darum nicht, weil sie selbst, wie ihre Prämissen, ganz hinfällig sind. S. 120 ff. soll nun zwar den gegebenen Anstoß einigermaßen wieder gut machen. Die Bekenntnisschriften werden daselbst mit der Concordienformel Zeugnisse genannt „über den Gemeindglauben unserer Väter vor dreihundert Jahren, aus welchem Glauben der jegige Gemeindglauben hervorgegangen, gleichsam herausgezeugt ist, wie der Nachkomme von dem Stammvater des Geschlechts.“ Aus solcher lebendigen Fortzeugung oder Fortpflanzung würde nun folgen, daß der Glaube der Gegenwart dem der Väter ähnlich seyn müsse, wie ein Kind dem Vater, wenn nicht kurz zuvor S. 118. das Gegentheil behauptet und angenommen wäre, daß weil die früheren Bekenner gestorben eben damit auch ihr Glaube ein verstorbener wäre. Die Augsburgerische Confession, die allerdings das Haupt aller protestantischen Symbole ist, nöthigt durch ihr leuchtendes Ansehen Herrn Dr. Bretschneider, mit Anspielung auf die neue Hessische Formel, „eine gewissenhafte Berücksichtigung“ derselben zu empfehlen. Wenn aber seine eigene Berücksichtigung dieses hehren Symbols, welche nur den Satz: „es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter“ als symbolisch übrig läßt, als Muster einer solchen gewissenhaften Berücksichtigung gelten soll, so können wir diese nur eine sehr gewissenlose nennen, und müssen jeden Geistlichen um des Gewissens willen beschwören, von solcher Gewissenlosigkeit sich fern zu halten. Niemand klage uns an, daß wir diesen Streit aus dem Gebiete des Wissens in das des Gewissens versetzt hätten. Er hat so wie die ganze evangelische Theologie wegen ihres ethischen Grundcharakters so wesentlich seine Wurzel in diesem Gebiete, daß es ganz unwissenschaftlich ist, ihn davon abzulösen, so daß eben nur die gewissenhafte Berücksichtigung des Gegenstandes sowohl als des Gegners uns genöthigt hat, auch schneidende Worte zu reden, deren Nothwendigkeit die christliche Liebe schmerzlich beklagen muß.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 12. Mai.

N<sup>o</sup> 38.

## Über die Lehre von der Schöpfung.

Gegen die Glaubenslehre von D. F. Strauß.

(Fortsetzung.)

4. „Schon Celsus fand es ungereimt, daß in der Mosaïschen Schöpfungsgeschichte von Tagen geredet wurde, ehe die Sonne vorhanden war.“ Allerdings ist es richtig, daß wir ohne die Himmelskörper gar keine zuverlässige Zeitrechnung haben würden. Sie sind nach dem Ausdrucke von J. D. Michaelis die große, beinahe untrüglich und immer einerlei gehende Uhr der Welt, nach der wir alle unsere Uhren und Zeitmesser verfertigen, prüfen und ihre unvermeidlichen Fehler verbessern müssen. Diese Abhängigkeit der Zeitrechnung von den Himmelskörpern hat der Verfasser selbst in E. 1, 14. nachdrücklich hervorgehoben. Allein die Zeitrechnung ist wohl von der Zeit selbst, die Erkennbarkeit bestimmter Zeiten von ihrem Vorhandenseyn zu unterscheiden. Das Zeitmaß macht nicht die bestimmte Zeit, sondern es vermittelt nur für uns ihre Erkennbarkeit. Zeiträume von der Länge des späteren durch die Sonne bestimmten Tages waren auch schon vor der Erschaffung derselben vorhanden, und konnten nach seiner Analogie bezeichnet werden. Nur von dem Vorhandenseyn aber handelt es sich hier, nicht von der Erkennbarkeit für Menschen, die noch nicht da waren. Eher noch wie die Erwähnung von Tagen, könnte die Erwähnung von Tag und Nacht, von Morgen und Abend vor Erschaffung der Himmelskörper Bedenken erregen. Aber diesem Bedenken hat der Verf. selbst bestimmt genug vorgebeugt. Er hat ausdrücklich gesagt, wodurch die Scheidung von Tag und Nacht, der Wechsel von Morgen und Abend vor Erschaffung der Himmelskörper bewirkt wurde. „Und Gott schied zwischen dem Lichte und der Finsterniß“ heißt es, nachdem über die Erschaffung des Lichtes berichtet worden, s. v. a. er führte eine regelmäßige Scheidung ein, so daß das vor seiner Concentration zu Lichtkörpern als Äther verbreitete Licht periodisch sich ausdehnte und zusammenzog, das Licht in regelmäßiger Wiederkehr den Tag, die Finsterniß die Nacht bildete. Nur bei dieser Erklärung erklärt sich das einen Fortschritt bezeichnende lat. mit vav conv.: und da schied. Ueberhaupt geschieden von der Finsterniß war das Licht in und mit seiner Erschaffung. Nothwendig erfordert wird diese Erklärung auch durch das Verhältniß von B. 5. zu B. 4.: Und Gott schied zwischen dem Lichte und zwischen der Finsterniß, und Gott nannte das (in Folge dieser Scheidung regelmäßig wiederkehrende) Licht Tag u. s. w. Daß die Annahme der Selbstständigkeit des Lichtes, von der der Verf. ausgeht, seine Unterscheidung zwischen dem Lichte, welches schon vor der Erschaffung der Himmelskörper vorhanden war, und der Leuchte, welche Benennung er diesen beilegt, durch die neuere Wissenschaft eine

glänzende Bestätigung erhalten habe, werden wir nachher sehen. Steht aber die Selbstständigkeit des Lichtes, seine Unabhängigkeit von den Lichtkörpern fest, so ist das Vorhandenseyn von Nacht und Tag, von Morgen und Abend vor Erschaffung der Himmelskörper jedem Angriffe entnommen.

5. „Nicht minder konnte es Wunder nehmen, daß nach 1 Mos. 1, 27. Gott den Menschen gleich anfangs als Paar, nach 1 Mos. 2, 7. 21 ff. dagegen zuerst nur den Mann und später das Weib aus seiner Rippe geschaffen haben sollte; allein man fand, von mystischen Deutungen abgesehen, in der ersteren Stelle entweder eine bloße vorläufige Zusammenfassung des Erzählten, oder unterschied man mit Augustin die Hervorbringung des Menschen potentia von seinem aktuellen Hervortreten: womit übrigens schon der Wortverstand der Mosaïschen Erzählung aufgegeben war.“ Man achte zuerst auf die Pfüffigkeit, mit der der Verf. die gesunde und nüchterne Erklärung der Thatsache, die aus der vorläufigen Zusammenfassung, zwischen zwei ganz unhaltbare, die mystischen Deutungen und die Meinung Augustin's einklemmt. Wenn der Verf. E. 675. die Annahme einer vorläufigen Zusammenfassung entschieden verwirft, sagend: „daß es nur ein kürzerer Ausdruck seyn soll, wenn im ersten Capitel Gott am sechsten Schöpfungstage nach den übrigen Landthieren auch den Menschen wie jene als ein Paar erschafft, statt daß er im zweiten zuerst nur den Mann aus Staub von der Erde und erst später die Frau aus einer Rippe des Mannes bildet, wobei denn die abermalige Erwähnung eines ursprünglich geschaffenen Paares 5, 2. eine nachträgliche Zusammenfassung seyn müßte, wie 1, 27. eine vorläufige — dies ist eine jetzt doch ziemlich allgemein aufgegebene Auskunft der Unkritik,“ so zeigt er damit nur, daß ihm das Verhältniß der beiden Abschnitte 1 Mos. 1. und 1 Mos. 2 und 3. völlig dunkel geblieben ist, wie wir dies freilich bei einem Gelehrten dieses Schlages, der nie in die Tiefe geht, immer nur oberflächlich zusammenrafft, was die Oberflächlichkeit zu Tage gefördert hat, so weit es in seinen Kram paßt und seiner Neigung entspricht — und ein solcher will von Unkritik reden! o du armes Magisterlein! — nicht anders erwarten können. Steht es fest, daß in E. 1. von Himmel und Erde die Rede ist, in E. 2 und 3. von dem Menschen, und daß dies feststehe, werden wir nachher durch solide Gründe erweisen, so auch zugleich, daß in E. 1. von der Erschaffung des Menschen nur im Allgemeineren die Rede seyn, das Nähere in Bezug auf dieselbe erst in dem zweiten Abschnitt gegeben seyn kann. Für den ersten Abschnitt, in dem es nur darauf ankam, dem Menschen seine Stellung im Schöpfungsganzen anzuweisen, war es völlig gleichgültig, ob Mann und Weib zugleich, oder das Weib nach und aus dem Manne geschaffen worden, und eben so auch gehörte die Bezeichnung des niederen Elementes nicht



dahin, aus dem der Mensch geschaffen wurde. Für ihn gehörte nur das „Mann und Weib;“ denn daß die zuerst geschaffenen Exemplare die Bestimmung hatten, die Gattung fortzupflanzen, daß diese in ihnen erschaffen wurde, wird überall hervorgehoben, und das: seyð fruchtbar und mehret euch, erfordert diese Grundlage. Eben so mußte auch das im ersten Abschnitte hervorgehoben werden, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde erschaffen. Denn dadurch wurde die Thatsache motivirt, daß die Erschaffung des Menschen den Schlupunkt der Schöpfung bildet, ihm seine Stellung im Weltganzen angewiesen, er als der Herr der ganzen Schöpfung bezeichnet. Was aber für den Zweck, den der Verf. im ersten Abschnitte im Auge hat, nicht gehörte, das konnte von ihm um so weniger erwähnt werden, je deutlicher es ist, daß er einem harmonischen Verhältnisse der Theile zu einander nachstrebt, welches durch solche unverhältnismäßige Ausführlichkeit gestört seyn würde. In den zweiten Abschnitt dagegen gehörte die Erwähnung des im ersten Übergangenen schon aus dem allgemeinen Grunde, daß der Verf. sich in ihm speciell und *ex professo* mit dem Menschen beschäftigt, außerdem aber steht dieselbe dort in bestimmter Beziehung auf den Bericht über den Fall des Menschen, welcher zwar nicht das alleinige, aber doch das Hauptaugenmerk des Verf. bei dem zweiten Abschnitte bildet. Die Hervorhebung des niederen Elementes, aus dem der Mensch geschaffen worden, dient dazu, seinen strafbaren und thörichten Hochmuth recht in's Licht zu stellen, und dann ist die Kenntniß dieser niederen Entstehungsart auch zum Verständniß der später verhängten Strafe erforderlich. C. 3, 19. sieht auf C. 2, 7. zurück. Daß die Frau nach und aus dem Manne entsteht, läßt sie als das „schwächere Gefäß“ erscheinen, und macht es somit erklärlich, daß der Verführer sich zuerst an sie macht, und so leicht den Sieg über sie davon trägt; zugleich aber erscheint die Frau dadurch als die mit dem Manne innigst verbundene, und es wird begreiflich, wie durch sie nachher der Mann fallen kann. — Wie wenig aus dem Nichtsagen des Verfassers von C. 1. — nur von einem solchen kann die Rede seyn, nicht von einem Widerspruche; daß Mann und Weib zugleich geschaffen wurden, wird ja mit keinem Worte gesagt — auf ein Nichtwissen oder gar ein Lügen geschlossen werden kann, das erhellt zum Überflusse noch aus C. 5, 1. 2., wo der Verf., zur Allgemeinheit des ersten Capitels zurückkehrend, wörtlich dasjenige recapitulirt, was er dort von der Erschaffung des ersten Menschen gesagt hatte. Man kann sich von dieser Instanz nicht etwa durch die Behauptung befreien, das fünfte Capitel gehöre dem Verf. von C. 1., der von dem des Abschnittes C. 2—4. verschieden sey. Denn schon die Überschrift des fünften Capitels: „dies ist das Buch der Erzeugnisse Adams“ setzt C. 2—4. voraus, da erst in diesem Abschnitte von Adam als Individuum die Rede gewesen ist.

6. Schon im Zeitalter der Kirchenväter sey man aufmerksam geworden auf die „auffallende Erscheinung, daß Bäume und Kräuter, und eben so die Menschen, die im ersten Capitel schon geschaffen waren, im zweiten noch einmal geschaffen werden.“ Allein, daß der Verf. auf die Schöpfung des Menschen im zweiten Abschnitt noch einmal zurückkommt, muß nach dem

bereits Bemerkten als ganz natürlich, ja nothwendig erscheinen. Von einem „noch einmal geschaffen werden“ der Bäume und Kräuter aber kann gar nicht die Rede seyn. Denn daß das nicht seyn und nicht sprossen in B. 5. sich nur auf die Nichtentwicklung beziehen kann, daß die Keime als vorhanden vorausgesetzt werden, erhellt zuerst daraus, daß als die einzige Bedingung des Seyns und Sprossens der Regen bezeichnet wird: „denn nicht hatte Jehovah Elohim regnen lassen über die Erde.“ Der Regen aber konnte wohl die vorhandenen Keime zur Entwicklung bringen, nicht aber die Kräuter und Bäume erzeugen. Ferner, handelte es sich nicht etwa um die bloße Entwicklung der als vorhanden vorausgesetzten Keime, welche sich von selbst verstand, sobald das Einzige, was hiezu noch fehlte, der Regen, als vorhanden erwähnt war, sondern vielmehr um die erste Erschaffung des Pflanzenreiches, welcher der Regen nur als Vorbereitung diente, so könnte die ausdrückliche Erwähnung dieser schaffenden Thätigkeit Gottes gar nicht fehlen. Von dieser ist aber mit keinem Worte die Rede. In Bezug auf das Ganze wird nur des Regens gedacht, B. 6., und dann ist, nachdem über die Erschaffung des Menschen berichtet worden, in B. 8 und 9. nur von einem Pflanzen oder Hervorsprossenlassen der Bäume des Paradieses die Rede. Wie unerklärlich die vorliegenden Thatsachen für diejenigen sind, welche meinen; daß von einem Geschaffenwerden der Kräuter und Bäume geredet werde, erhellt schon aus folgender Bemerkung von Luch S. 66.: „der Erzähler ist nun am Ziele seiner Schilderung. Die Erde ist bewässert und fähig die Vegetation hervorzutreiben. Aber ohne dies, wie man nach B. 5. erwarten sollte, anzufügen, geht er unverzüglich zu seinem Hauptzwecke über“ u. s. w. So knüpft also, was im zweiten Abschnitte von dem Pflanzenreiche gesagt wird, weit entfernt, dem im ersten Abschnitte darüber Enthaltene zu widersprechen, oder es als vorangegangen auszuschießen, vielmehr an dasselbe an, setzt es voraus, und bedarf seiner zu seiner Ergänzung. Der Verf. hatte in C. 1, 11. nur summarisch von dem Pflanzenreiche geredet, weil für den Zweck, den er bei diesem Abschnitte verfolgte, nur das Allgemeinste gehörte, und weil er das harmonische Verhältniß der Theile nicht stören wollte. Hätten wir nur diese Darstellung, so könnten wir glauben, daß das Pflanzenreich auf einmal in seiner ganzen Vollendung erschienen sey. Hier aber, wo es darauf ankam, eine genauere Zeichnung der Umgebungen zu geben, in denen der Mensch, mit dem der Verf. sich hier abschließend beschäftigt, in's Daseyn trat, erhalten wir eine detaillirtere Schilderung, aus der wir ersehen, daß die Erde ihren vollen Schmuck erst dann anlegte, als der Mensch, ihr Beherrscher, vorhanden war, daß vor seinen Augen Gott seine Herrlichkeit auf ihr offenbarte, um ihn um so mehr mit Dank und Liebe zu erfüllen.

Endlich 7. wird behauptet, der schon von den Kirchenvätern bemerkte Widerspruch, in welchem das: „am Tage, da Jehovah Elohim Himmel und Erde schuf“ in C. 2; 4. mit der früheren Unterscheidung mehrerer Tage zu stehen scheine, werde gründlicher als durch Unterscheidung eines weiteren und eines engeren Sinnes dieser Zeitbestimmung durch die Auseinanderhaltung von

zwei verschiedenen Schöpfungsurkunden beseitigt. In dem Eifer seiner Jagd nach Widersprüchen, in Bezug auf die in unseren Tagen das alte Sprüchwort: Fische fangen und Vögel stellen, verdirbt so manchen Junggesellen, seine volle Wahrheit erhalten hat, vergiftet der Verf. zu fragen, ob es denn denkbar sey, daß ein Israelit die Welterschöpfung in sechs Tagen, sie, deren lebendiges Zeugniß die Sabbathfeier war, nicht gekannt oder geläugnet habe. Daß ein solcher Feinheiten beachten soll, wie die Thatsache, daß die Worte, welche einen Widerspruch gegen den ersten Abschnitt enthalten sollen, in absichtlich wörtlicher Beziehung auf den Schluß dieses Abschnittes stehen, dürfen wir nicht verlangen. Hätte er aber nur die Schriften seiner Gewährsmänner, der gelehrten Vertheidiger der Trennungshypothese in Bezug auf diesen Punkt angesehen — z. B. Tuch, welcher, ohne eine andere Erklärung als möglich anzuführen, bemerkt: םיב, am Tage, als allgemeine Zeitbestimmung, damals, als, oder Gesenius, in dem thes. p. 584., Werke, die freilich ihm, der S. 624. unter den Vertheidigern der Trennungshypothese ultimo loco de Wette, Kritik der Mosaischen (?) Geschichte, nennt, unbekannt zu seyn scheinen — so würde er sich gehütet haben, durch eine so offenbar unhaltbare Behauptung ein Denkmal seiner Befangenheit zu stiften.

„Doch“ — fährt der Verf. fort — „alle diese Schwierigkeiten, die sich schon in der älteren Zeit gereizt hatten, wurden durch die neueren Erweiterungen und Umwandlungen der Astronomie, Geologie und Kritik erst recht gefährlich. Die neuere Astronomie vorerst fand es verkehrt u. s. w. Nun kam aber zweitens die Geologie u. s. w. Die dünne Rinde, auf welcher der Supernaturalismus in Betreff der vorliegenden Erzählung noch fußte, durchbrach vollends die dritte der oben angeführten Mächte, die Kritik.“ Die arme Schöpfungsgeschichte! „Da kommt der Schneider mit seiner Scheer, und zwieft sie in die Nase, Und hinten drein Meister Schuster auch, Mit seiner dicken Base.“ Versuchen wir es zuerst mit der dicken Base, der Kritik. Denn mit dieser dürfen wir wohl hoffen aus eigenen Kräften fertig zu werden, während wir gegen den Schneider und Schuster Leute von der eigenen Profession zu Hilfe nehmen müssen.

„Die Kritik“ — sagt Strauß — „erhob es zum Augenschein, daß wir 1 Mos. 1, 1—2, 4. und 2, 5 ff. (er ist so wenig orientirt, daß er hier E. 2, 4. zum ersten Abschnitte rechnet, während er d. B. S. 619., als die Überschrift des zweiten enthaltend, betrachtet hatte, eine Differenz, die sich leicht daraus erklärt, daß er beide Male aus verschiedenen Quellen schöpfte!) zwei verschiedene, von einander abweichende Schöpfungsgeschichten haben, welche wenigstens nicht beide historisch richtig seyn können. Daß aber auch nur eine von beiden den Moses selbst zum Urheber habe, erschien als unerweislich; hiemit zu Arbeiten unbekannter Verfasser herabgesunken, verloren sie das Vorurtheil göttlicher Eingebung; als bloß menschliche Berichte aber von Dingen, die jenseits aller möglichen menschlichen Beobachtung liegen, konnten sie nicht anders als im Lichte von Dichtungen erscheinen.“

Vor Allem müssen wir auf die Unreclichkeit aufmerksam machen, die der Verf., immer darauf bedacht, ein unkundiges Publikum zu täuschen, sich zu Schulden kommen läßt, indem er

so redet, als sey die Unvereinbarkeit der beiden Abschnitte und ihre Abfassung von verschiedenen Verfassern eine unbestrittene und allgemein anerkannte Thatsache. Seine Darstellung läßt es gar nicht ahnen, daß eine Reihe gelehrter Vertheidigungen dieser Abschnitte vorliegt, z. B. von Rink (über die Einheit der Mosaischen Schöpfungserichte, Heidelberg. 1822), von Ranke, in den Untersuchungen über den Pentateuch, von Hengstenberg, in den Beiträgen, von Hävernick, in der Einleitung, von Keil (apologia Mosaeicae traditionis de mundi hominumque originibus exponentis, Dorpat 1838). Hätte er wahr seyn wollen, so hätte er sagen müssen: mehrere neuere Kritiker haben behauptet, daß wir 1 Mos. 1, 1—2. 3. und 2, 4 ff. zwei von einander abweichende Schöpfungsgeschichten haben. Andere dagegen haben zu erweisen gesucht, daß beide Abschnitte mit einander in dem besten Einklange stehen und von einem Verfasser, Moses herrühren. Ich habe die Schriften der letzteren nicht gelesen, besitze auch nicht die nöthigen Kenntnisse, um die ihnen aufgestellten Gründe zu prüfen. Indessen glaube ich in meiner Neigung eine Verechtigung zu haben, sie von vorn herein für unhaltbar zu erklären. Eine solche Rede wäre der Sache angemessen gewesen. Der unkundigen Menge aber imponirt man besser, wenn man die Aussprüche gewisser Kritiker, welche der Neigung zusagen, der „Kritik“ in den Mund legt, von der der Verf. nicht anders redet, als sey sie eine wirkliche Person, die auf einem hohen Throne sitzend unfehlbare Richtersprüche ergehen läßt. Wer irgend wissenschaftlichen Sinn besitzt, kann ein solches Verfahren nur mit Ekel und Verachtung ansehen. Würde es das herrschende, so wäre es um die Kritik und um die Wissenschaft überhaupt geschehen.

Damit es recht zum Bewußtseyn komme, wie wenig sachgemäß des Verf.: „die Kritik erhob es zum Augenschein“ ist, wollen wir jetzt tiefer in die Untersuchung eingehen. Die Vertheidiger der Trennungshypothese führen, außer den schon beseitigten Gründen, nach dem ersten Abschnitte werden Mann und Weib zugleich geschaffen, nach dem zweiten das Weib nach dem Mann, und es sey auffallend, daß Bäume und Kräuter, die im ersten Capitel schon geschaffen waren, im zweiten noch einmal geschaffen werden, noch folgende an:

1. In E. 2, 19. 20. werde im Widerspruche mit E. 1, 20—25. die Entstehung der Thiere des Feldes und der Vögel des Himmels nach der Schöpfung des Menschen gesetzt. Daß aber dieser Widerspruch nur ein scheinbarer seyn kann, erhellt schon aus dem einfachen Grunde, daß B. 15. das Vorhandenseyn der Thierwelt bei Erschaffung des Menschen voraussetzt. Vor wem denn sollte der Mensch das Paradies hüten, wenn noch keine Thiere vorhanden waren. Wie schlagend dieser Grund sey, geht schon daraus hervor, daß Schumann sich durch ihn veranlaßt sieht, B. 15. für ein Glossem zu erklären! Ferner, daß B. 19. 20. nicht der erste Bericht über die Erschaffung der Thiere seyn kann, zeigt die Nachlässigkeit in Aufzählung derselben; in B. 19. bloß: die Thiere des Feldes (die wilden Thiere) und die Vögel, in B. 20.: das Vieh, die Vögel des Himmels und die Thiere des Feldes. Diese Nachlässigkeit, Unvollständigkeit und Unordnung gilt einer ausdrücklichen Verweisung auf



eine frühere, ausführlichere und genauere Darstellung gleich, wie sie in C. 1. vorliegt. Was aber den Schein eines Widerspruches hervorgerufen hat, daß das gewöhnlich einen Fortschritt bezeichnende lat. mit v. conv. gebraucht wird, וָיָא, und da bildete, wird beseitigt durch die Bemerkung, daß der Fortschritt hier nicht in dem וָיָא allein, sondern in ihm verbunden mit dem וַיִּבְרָא liegt, s. v. a.: darauf brachte Gott die Thiere, die er gebildet. Es ist dies eine nicht selten, z. B. Deut. 31, 9., vorkommende Nachlässigkeit, die sich der Schriftsteller da erlaubt, wo er erwarten darf, daß, namentlich aus vorhergehender genauer Relation, auch der unvollkommene Ausdruck richtig verstanden werde, und die hier mit der Nachlässigkeit in der Aufzählung der Thiergattungen auf gleichem Grunde beruht.

2. Mit C. 2, 4. sey eine andere Diction und Darstellungsmanier sichtbar, welche hinlänglich diese Erzählung von der vorhergehenden Kosmogonie scheide. Dieser Grund ist der einzige, zu dem der neueste Verteidiger der Trennungshypothese, Tuch (vgl. C. 39.), noch eine rechte Zuversicht hat, zum Beweise, daß „die Kritik“ selbst besser weiß, wo sie der Schuh drückt, als ihr unfundiger Lobredner. Daß aber auch diese letzte Zuversicht eine unbegründete ist, würde dem, der sie hegt, klar geworden seyn, wenn er auf die Verschiedenheit des Gegenstandes geachtet hätte, mit der die Verschiedenheit der Darstellung Hand in Hand geht. Bemerkt er doch selbst (C. 35.) gegen diejenigen, welche C. 2, 2. 3. von dem ersten Abschnitte absondern wollten, sich darauf berufend, in diesen Versen sey dem ersten Capitel gegenüber die Sprache matt und rauh, ungleich, holperig, und schleppend prosaisch: „Man erkennt dabei die Absicht des nicht ohne Kunst darstellenden Erzählers. Geßtlichlich hemmt er den raschen Redefrom, stimmt den Ton herab bis zu Tautologien und Wiederholungen, um desto länger beim Vollenden und der Ruhe des schaffenden Gottes verweilen zu können.“ Wer so die Darstellung den Sachen anzupassen wußte, wie sollte der nicht von dem Falle des Menschen in anderem Tone reden, wie von der Schöpfung des Weltalls, ein Gegenstand, dessen Erhabenheit nothwendig in die Darstellung ein poetisches Element hineinbringen mußte.

Dagegen nun sprechen für den planmäßigen und harmonischen Zusammenhang der beiden Abschnitte und für die Einheit ihres Verfassers folgende Gründe.

1. Die Verteidiger der Trennungshypothese gehen von der Voraussetzung aus, daß der zweite Abschnitt „eine zweite Schöpfungsgeschichte“ enthalte, daß er nicht die Fortsetzung des ersten bilde, sondern daß sein Inhalt diesem parallel gehe. Dagegen nun entscheidet schon die Überschrift. Diese kann nur übersetzt werden: dies sind die Erzeugnisse des Himmels und der Erde, und der Abschnitt beschäftigt sich somit nicht wie der erste mit dem Weltall, sondern mit dem Menschen. Ein Erzeuger mußte bei dem ersten Menschen genannt werden, um die Gleichförmigkeit dieser Überschrift mit allen übrigen der Genesis zu erzielen, die in den Überschriften ihre Gliederung hat. Ein mensch-

licher Erzeuger nun war nicht vorhanden. Wer sollte also genannt werden? Gott? Dies würde auf eine heidnische Confusion des Göttlichen und Menschlichen führen. Gott schuf den Menschen, aber er erzeugte ihn nicht. Am nächsten lag es, den Menschen als Produkt der Erde zu bezeichnen. Denn von ihr wurde nach B. 7. sein niederer Bestandtheil genommen. Der Verf. wollte aber diese Überschrift in Beziehung zu dem Anfange von C. 1. setzen. Darum nannte er Erde und Himmel, bezeichnete den Menschen als Produkt des Ganzen, der Welt überhaupt, obgleich er eigentlich nur Produkt eines Theiles derselben war:

C. 1, 1.: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde,  
C. 2, 4.: Dies sind die Erzeugnisse des Himmels und der Erde,

vgl. C. 5, 1.: Dies ist das Buch der Erzeugnisse Adam's,  
6, 9.: Dies sind die Erzeugnisse Noah's. 10, 1 u. f. w. Daß man die Überschrift nur so erklären dürfe, wie wir gethan, nicht mit den Verteidigern der Trennungshypothese durch die Entstehungsgeschichte, oder die Geschichte von Himmel und Erde, erhellt zuerst aus der Etymologie des Toledoth, welche die Bedeutung Entstehungsgeschichte, oder Geschichte überhaupt entschieden zurückweist; abgeleitet von der 3. fem. in Hiph. heißt das Wort eigentlich: das was erzeugt, die Erzeugung, und das Produkt derselben, das Erzeugniß. Ferner aus dem ausnahmslosen Gebrauche des Plural, von dem sich bei der Annahme, daß das Wort Geschichte bedeute, gar keine Rechenschaft geben läßt; daraus, daß sich für die Bedeutung Geschichte keine einzige sichere Stelle anführen läßt; Gesenius beruft sich für dieselbe außer unserer Stelle auf Gen. 6, 9., wo aber, daß man nicht übersetzen dürfe: dies ist die Geschichte Noah's, sondern übersetzen müsse: dies sind die Erzeugnisse Noah's, deutlich genug das unmittelbar folgende: und Noah erzeugte drei Söhne u. f. w. zeigt, dann auf 25, 19.: dies sind die Toledoth Jsaak's, wo aber der Verf. nach kurzer Einleitung sogleich ausführlich von Jsaak's Erzeugnissen, Jakob und Esau, redet, endlich auf C. 37, 2., womit aber die Aufzählung der Erzeugnisse Jakob's in C. 46, 8 ff. zu vergleichen ist. \*) Dazu kommt, daß das Toledoth stehend in der Verbindung mit dem וָיָא vorkommt, und nie anders als wo von Erzeugnissen oder Nachkommen die Rede ist. Vgl. außer den schon angef. St. z. B. 1 Mos. 5, 1. 3., 10, 1., 11, 10. 27. Gegen die Bedeutung Geschichte spricht noch, daß die Abschnitte, welche als Toledoth Jemandes bezeichnet sind, sich überall nicht mit der Geschichte desselben, sondern mit seinen Nachkommen beschäftigen, der Abschnitt: dies sind die Toledoth Tharas z. B. nicht mit Tharah, sondern mit Abraham. \*\*) Gegen die Bedeutung Entstehungsgeschichte, daß das וָיָא in der Prosa nur zeugen, erzeugen heißt, nie hervorbringen im Allgemeinen, und daß das Wort, abgesehen von unseren Stellen, überall nur in Beziehung auf Personen vorkommt.

(Schluß folgt.)

\*) Auch die von Gesenius angenommene Bedeutung familiae, gentes, beruht nur auf Willkür. Sieht man 4 Mos. 1, 20 ff. nur näher an, so zeigt sich, daß das וָיָא dort nur Erzeugnisse heißen kann. Eben so auch in 2 Mos. 6, 16., wo das: dies sind die Namen der Söhne Levi's nach ihren Erzeugnissen, darauf hinweist, daß die Söhne Levi's in Verbindung mit ihren Nachkommen genannt werden sollen.

\*\*) Das mit Toledoth im stat. constr. stehende Nomen bezeichnet immer denjenigen, dem die Nachkommen angehören. Danach kann man hier nur übersetzen: dies sind die Erzeugnisse des Himmels und der Erde.

## Über die Lehre von der Schöpfung.

Gegen die Glaubenslehre von D. F. Strauß.

(Schluß.)

Endlich, die gegebene Erklärung verlangt auch die deutliche Beziehung unserer Überschrift auf die in E. 5. Dort wird die Genealogie Adam's nach unten gegeben, die Aufzählung seiner Söhne. Dies setzt voraus, daß in einem früheren Stücke von der Genealogie Adam's nach oben, von seiner Abstammung ex professo gehandelt worden. Wäre dies nicht, so würde sich in der genealogischen Anordnung der Genesis eine Anomalie finden, die sonst in ihr nicht ihres Gleichen hätte. — Auch in anderer Beziehung aber dient E. 2, 4. zur Zurückweisung der Trennungshypothese. So wie die erste Hälfte des Verses an den Anfang des ersten Abschnittes anknüpft, so die zweite Hälfte an den Schluß, wie die Vergleichung sogleich lehren wird. Die umgekehrte Ordnung in der zweiten Hälfte: Erde und Himmel, weist hin auf E. 1., wonach die Ausbildung der Erde der des Himmels voranging.

2. Als eine zweite Schöpfungsgeschichte kann der zweite Abschnitt schon deshalb nicht betrachtet werden, weil er sich durchaus nur mit dem Menschen, mit allem Anderen nur in Bezug auf ihn beschäftigt, so daß die Überschrift: Geschichte des Himmels und der Erde, ganz unpassend und sinnlos seyn würde. Daß in Beziehung auf den Menschen in B. 4. 5. über das Pflanzenreich berichtet wird, erhellt aus dem: „und kein Mensch war da, die Erde zu bebauen,“ und aus B. 8 und 9., die sich genau an B. 4. 5. anschließen. Der Verf. berichtet dort über die Entwicklung des Pflanzenreiches nur in Bezug auf einen einzelnen Ort, die liebliche Gegend, welche Gott dem Menschen zu seinem Wohnsitze anwies. Wäre sein Augenmerk nicht allein auf den Menschen, sondern auf die ganze Schöpfung gerichtet, so müßte er nothwendig über die Entwicklung des Pflanzenreiches auf der ganzen Erde berichten. Daß der Erschaffung der Thiere nur in Bezug auf den Menschen gedacht wird, liegt noch deutlicher zu Tage. Das: Gott bildete, liefert nur die Grundlage für das: Gott brachte.

3. Einen Beweis für die Identität des Verf. beider Abschnitte liefert der Gebrauch der Gottesnamen. Der Gebrauch der sonst so seltenen Zusammenfügung Jehovah Elohim in dem zweiten Abschnitte, der seinem Inhalte nach nur das einfache Jehovah eben so erforderte, wie der erste Abschnitt das Elohim, erklärt sich nur aus der Absicht des Verf., die Identität des in dem ersten Stücke allein vorkommenden Elohim mit dem nun schon wirklichen Jehovah zu zeigen; daß nicht aus anderem Grunde, erhellt namentlich daraus, daß das Jehovah Elohim nur steht, wo der Verf. redet, nicht wo er Andere redend

einführt, vgl. die Ausführung in Hengstenberg's Beiträgen Th. 2. S. 314 ff.

4. Beide Berichte sind allein genommen unvollständig und ungenügend, und es läßt sich nicht denken, daß ihre Verf. glauben konnten, mit ihnen der Sache genug gethan zu haben. Bei dem zweiten liegt dies so auf der Oberfläche, daß es keiner weiteren Nachweisung bedarf. Sahen sich doch diejenigen, welche ihn für einen selbstständigen Schöpfungsbericht hielten, zu der Annahme einer Verstümmelung genöthigt. Aber auch bei dem ersten läßt sich das Ungenügende nicht verkennen. Bei der hohen Stellung, die der Verf. dem Menschen anweist, der ihm Ziel und Mittelpunkt der materiellen Schöpfung ist, durfte er die Antwort auf so manche Fragen nicht schuldig bleiben, die sich in Bezug auf ihn sogleich darbieten, z. B. über die Anzahl der ersten Menschen (wir erfahren aus dem ersten Stücke nicht einmal, daß es einen Adam gegeben), über ihren Wohnort, über das Verhältniß, in das Gott zu ihnen trat u. s. w.

5. Die beiden Stücke beziehen sich auf einander. Am deutlichsten ist dies beim zweiten im Verhältniß zum ersten. So setzt der Ausspruch Jehovah's in E. 3, 16.: mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, das: seyd fruchtbar und mehret euch, des ersten Abschnittes voraus. Der nach dem zweiten Stücke von Gott verhängte Fluch hat den Segen zu seiner Voraussetzung, über den das erste berichtet. Die Ankündigung, daß die Erde fortan dem Menschen Dornen und Disteln tragen werde, erweckt die Frage, was sie ihm denn vorher trug, und die Antwort auf diese Frage finden wir in 1, 29. Wie dasjenige, was im zweiten Stücke über das Pflanzenreich und die Thiere gesagt wird, auf das erste Stück zurückweist, haben wir schon gezeigt. Aber auch das erste Stück sieht schon auf das zweite hin. Die in ihm mit so großer Absichtlichkeit beständig wiederholte Bemerkung, daß Gott Alles gut geschaffen, weist hin auf einen folgenden Bericht über eine spätere Entartung der Schöpfung. Der Ausgang beider Erzählungen, E. 1, 31 und 3, 14 ff., steht in unverkennbarer Beziehung auf einander.

6. Der zweite Bericht gibt sich auch dadurch als bloße Fortsetzung zu erkennen, daß alles in dem ersten Berichte Vorgekommene in ihm nur ganz kurz berührt, das Neue dagegen ausführlich berichtet wird.

7. Die beiden Stücke bieten in dem engen Raume, den sie einnehmen, doch mehrere merkwürdige Übereinstimmungen in charakteristischen Eigenthümlichkeiten dar. Wie nach E. 1, 26. Gott vor Erschaffung der Menschen überhaupt seinen Entschluß ankündigt; so thut er dies in E. 2, 18. vor der Erschaffung des Weibes. Wie in E. 1, 26., so wird auch in E. 3, 22. von Gott in der Mehrzahl gesprochen, was nur äußerst selten geschieht.



Mit der Kritik wären wir fertig. Wenden wir uns jetzt zu der Astronomie, welcher Strauß unter den Gegnerinnen der Schöpfungsgeschichte die erste Stelle anweist. Gleich in den ersten Worten aber stoßen wir wieder auf eine seiner häufigen unerblicklichen Pfiffigkeiten, womit er sein unkundiges Publikum zu täuschen bemüht ist. „Die neuere Astronomie“ — beginnt er — „sind es verkehrt.“ Wer sollte hienach nicht glauben, daß alle neueren Astronomen in Masse sich gegen die Schöpfungsgeschichte erhoben und dieselbe ex professo bekämpft hätten? Denn durch wen anders kann die neuere Astronomie repräsentirt werden, als durch die Gesamtheit der neueren Astronomen? Die Wahrheit aber ist: kein namhafter Astronom der neueren Zeit ist als Gegner der Schöpfungsgeschichte auf den Kampfplatz getreten; dagegen läßt sich eine ganze Anzahl von Astronomen der neueren Zeit (diese muß doch wohl die letzten Jahrhunderte bezeichnen; denn die Entdeckungen, welche der Verf. als der Schöpfungsgeschichte gefährlich bezeichnet, gehören keineswegs allein der neueren Zeit im engeren Sinne an; auch in der Wahl dieser zweideutigen Bezeichnung aber zeigt sich die Pfiffigkeit, und somit die wissenschaftliche Nullität des Verf.) anführen, welche mit festem Glauben der Offenbarung anhängen, unter ihnen ein Kepler, ein Newton. Nur Dilettanten in der Astronomie, namentlich theologische Pfscher waren es, welche auf Grund der neueren astronomischen Entdeckungen die Offenbarung und namentlich die Mosaische Geschichte der Schöpfung angriffen.

Als dasjenige, was sich mit den neueren Fortschritten in der Astronomie nicht vertragen soll, wird Folgendes bezeichnet: 1. „Daß außer der Abwechselung von Tag und Nacht, schon Scheidung der Elemente und Vegetation auf der Erde ohne die Sonne sollte stattgefunden haben.“ Hier kann man sich aber eines Lächelns über des Verf. „neuere Astronomie“ nicht erwehren. Aus welchem längst veralteten Hülfsmittel mag er wohl seine Kenntniß derselben geschöpft haben? Der Astronomie der Gegenwart gilt es als unzweifelhafte Thatsache, daß das Licht, dessen Erschaffung die Geschichte der Schöpfung der Abwechselung von Tag und Nacht, der Scheidung der Elemente und der Vegetation auf der Erde vorangehen läßt, gar nicht Eigenthum der Sonne, daß diese vielmehr wie die Erde an sich ein dunkler Körper ist, der sein Licht von einer ihn umschwebenden Lichtatmosphäre erhält, und daß das Licht noch jetzt auf der Erde gar nicht allein von der Sonne herrührt. Das Resultat, daß die Sonne an sich ein dunkler Körper ist, wurde besonders durch die Beobachtung der dunklen Sonnenflecken gewonnen. „Diese dunklen Flecken“ — sagt v. Schubert, in dem Lehrbuch der Sternkunde S. 123. der zweiten Aufl. — „erscheinen als Vertiefungen, als Öffnungen in einer luftartig flüssigen, leuchtenden Dunszhülle, welche den eigentlichen Sonnenkörper in einer Höhe von mehreren hundert Meilen umgibt. Die Astronomen haben nicht selten durch jene Zerreißen der leuchtenden Atmosphäre hinuntergeblickt auf die Oberfläche der Sonne, welche dann planetarisch dunkel erschien, so daß sie offenbar ihr Licht selber nur von oben, aus der umhüllenden Lichtsphäre empfangen kann. Nach Herschel's Beobachtungen scheint die leuchtende Dunszhülle bis zu etwa 526 Meilen über den Sonnenkörper hinaufzureichen; diese leuchtende obere Hülle setzt sich aber hinabwärts nicht bis zur Sonne selber fort, sondern zwischen dieser und jener wird noch, aus vielfältigen Beobachtungen, eine andere Art von Atmosphäre vermuthet, welche, wahrscheinlich ungleich ähnlicher der unsrigen, sogar, gleich dieser, der Erzeugung und Gestaltung dunkler Unwölkungen ausgesetzt ist. In der leuchtenden Dunszhülle selber werden oft dichtere Zusammenhäufungen des Lichtes, die sogenannten Sonnenfackeln, bemerkt.“ In Bezug auf von der Sonne unabhängiges Licht bemerkt derselbe S. 124.: „Auch an den Planeten wird eine unter gewissen Umständen des Selbsterleuchtens fähige Dunszhülle bemerkt, deren Phosphoreszenz z. B. jenes eigenthümliche Licht zugeschrieben wird, das zuweilen, hoch von oben, aus der über den Wolken gelegenen Region der Atmosphäre, in solchen Nächten herunterglänzt, in denen weder der Mond, noch irgend einer der lichterhellern Planeten am Himmel ist.“ Wir können also dem Verf. mit vollem Rechte sein Wort zurückgeben: die neuere Astronomie findet es verkehrt, daß Herr Strauß, ein Doktor der Philosophie (es scheint aber, daß er sich mehr als auf diese auf die losen Künste gelegt hat), das Licht in unbedingte Abhängigkeit von der Sonne setzt. Wäre der Verf. der Geschichte der Schöpfung wie er dem bloßen Augenschein gefolgt, hätten ihm nicht tiefere Quellen zu Gebote gestanden, so würde er nicht zwischen dem Lichte,  $\gamma\gamma\gamma$ , und der Leuchte,  $\gamma\gamma\gamma\gamma$ , unterscheiden haben, und also der Entwicklung der Astronomie, welche jetzt in dieser Unterscheidung mit ihm übereinkommt, um Jahrtausende vorangeilt seyn. Beides, daß der Verf. der Geschichte der Schöpfung so tief die Bedeutung des Lichtes für alles Werden erkennt, vgl. Tholuck verm. Schr. Th. 2. S. 175 ff., und daß er das Licht unabhängig macht von dem Gestirne, durch welches dasselbe, wie er selbst dies ausdrücklich sagt, für die gegenwärtige Erde vermittelt wird, zeigt, daß er erhaben ist über den niedrigen Standpunkt der Bildung seiner Zeit, und diese Erhabenheit kann ihm durch nichts Anderes gewährt worden seyn, als durch den Geist Gottes.

2. „Daß die sämtlichen Himmelskörper, welche die neueren Entdeckungen als zum Theil die Erde an Umfang weit übertreffende Sphären ausgewiesen haben, hier im Sinne der alten Welt und des jetzigen gemeinen Mannes [im Sinne des jetzigen „gemeinen Mannes“ hat der Herr Doktor eben vorher von dem Verhältniß des Lichtes zur Sonne geredet; der Verf. der Schöpfungsgeschichte würde also im schlimmsten Falle nicht allein seyn, sondern sich in guter oder schlechter Gesellschaft befinden] nur als Accidenzien, als dienende Lichter und Zeitmesser der Erde aufgeführt werden.“ Auf diesen Einwand antwortet schon Calvin: „Auf uns hat er mehr Rücksicht genommen wie auf die Gestirne, wie es einem Theologen ziemte. Uns will er vor Nichtachtung der Gaben Gottes bewahren, deren wir uns erfreuen.“ Was die Sterne an sich sind, ging den Verf. nach seinem durchaus praktischen Zwecke gar nichts an; dies zu erforschen, wenn sie es vermag, überläßt er der Wissenschaft, die bis jetzt darin bekanntlich noch nicht sehr weit fortgeschritten ist. Für ihn kam es nur darauf an, festzustellen, daß sie durch Gott in's Daseyn gerufen worden sind, und daß nicht ihnen, sondern

nenkörper hinaufzureichen; diese leuchtende obere Hülle setzt sich aber hinabwärts nicht bis zur Sonne selber fort, sondern zwischen dieser und jener wird noch, aus vielfältigen Beobachtungen, eine andere Art von Atmosphäre vermuthet, welche, wahrscheinlich ungleich ähnlicher der unsrigen, sogar, gleich dieser, der Erzeugung und Gestaltung dunkler Unwölkungen ausgesetzt ist. In der leuchtenden Dunszhülle selber werden oft dichtere Zusammenhäufungen des Lichtes, die sogenannten Sonnenfackeln, bemerkt.“ In Bezug auf von der Sonne unabhängiges Licht bemerkt derselbe S. 124.: „Auch an den Planeten wird eine unter gewissen Umständen des Selbsterleuchtens fähige Dunszhülle bemerkt, deren Phosphoreszenz z. B. jenes eigenthümliche Licht zugeschrieben wird, das zuweilen, hoch von oben, aus der über den Wolken gelegenen Region der Atmosphäre, in solchen Nächten herunterglänzt, in denen weder der Mond, noch irgend einer der lichterhellern Planeten am Himmel ist.“ Wir können also dem Verf. mit vollem Rechte sein Wort zurückgeben: die neuere Astronomie findet es verkehrt, daß Herr Strauß, ein Doktor der Philosophie (es scheint aber, daß er sich mehr als auf diese auf die losen Künste gelegt hat), das Licht in unbedingte Abhängigkeit von der Sonne setzt. Wäre der Verf. der Geschichte der Schöpfung wie er dem bloßen Augenschein gefolgt, hätten ihm nicht tiefere Quellen zu Gebote gestanden, so würde er nicht zwischen dem Lichte,  $\gamma\gamma\gamma$ , und der Leuchte,  $\gamma\gamma\gamma\gamma$ , unterscheiden haben, und also der Entwicklung der Astronomie, welche jetzt in dieser Unterscheidung mit ihm übereinkommt, um Jahrtausende vorangeilt seyn. Beides, daß der Verf. der Geschichte der Schöpfung so tief die Bedeutung des Lichtes für alles Werden erkennt, vgl. Tholuck verm. Schr. Th. 2. S. 175 ff., und daß er das Licht unabhängig macht von dem Gestirne, durch welches dasselbe, wie er selbst dies ausdrücklich sagt, für die gegenwärtige Erde vermittelt wird, zeigt, daß er erhaben ist über den niedrigen Standpunkt der Bildung seiner Zeit, und diese Erhabenheit kann ihm durch nichts Anderes gewährt worden seyn, als durch den Geist Gottes.

ihm die Erde die wohlthätigen Einflüsse verdankt, die von ihnen ausgehen.

3. „Daß die Erde, der Planet, vor seinem Centralkörper, der Sonne, geschaffen sey, und daß zur Erschaffung und Ausbildung der Erde ganze fünf Tage, zur Hervorbringung der Sonne sammt allen Fixsternen, Planeten und Monden nur ein einziger Tag sollte verwendet worden seyn.“ Steht es denn aber so fest, daß die Priorität und die Zeitdauer der Erschaffung einzig und allein durch die Wichtigkeit bestimmt seyn kann? Und gesetzt auch einmal, es wäre dies, ist es denn ausgemacht, daß nicht die Erde über die Gestirne an Wichtigkeit erhaben ist? Ist man berechtigt, aus der äußerlichen Bedeutung auf die innerliche zu schließen? Wohnt nicht oft in einem großen Kopfe ein kleines Hirn, und hat nicht der Erfolg das: was kann aus Nazareth Gutes kommen, was rohe, nach dem Scheine urtheilende Juden sprechen, glänzend widerlegt? Wie unwissenschaftlich, wie thöricht ist es, so lange das Wesen und die Bedeutung der Gestirne uns noch völlig dunkel sind, auf Hypothesen über dieselben so fest und sicher zu fußen, als seyen sie ausgemachte Resultate der Wissenschaft! Ehe aber Herr Strauß fortfährt, solche Angriffe gegen die Offenbarung zu richten, suche er seiner Ansicht von der Bedeutung der Gestirne und der geistigen wie äußeren Einzigkeit der Erde in seiner eigenen Schule Geltung zu verschaffen, in der sie bis jetzt noch als Kezerei gilt. Er lasse vorläufig Moses in Ruhe, der zu alt und ehrwürdig ist, um aus bloßem Muthwillen geneckt zu werden, und führe z. B. Herrn Michelet ad absurdum, der noch in einem Büchlein, gedruckt zu Eöln (an der Spree) in diesem Jahre und sehr lustig zu lesen, besonders in den Parthien, wo er, wie weisland Heineke, einen erbaulichen Ton anstimmt: „Vorlesungen über die Persönlichkeit Gottes und Unsterblichkeit der Seele“ (d. h. natürlich Vorlesungen, welche, wir setzen hinzu, wenn es Gott gefällt, der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele ein Ende machen sollen), die Sterne für nichts Weiteres hält, als für „im Himmelsmeer ausgestreute nackte Lichtfelsen,“ S. 227., dem nach S. 228. der Begriff des Sternenhimmels ist „das Moment der abstrakten, regungslosen Dauer als die bloße unlebendige Erscheinung der Ewigkeit zu seyn,“ der ebendasselbst sehr zuversichtlich erklärt: „die Erde hat vor der Sonne die Priorität der Würde und ist, wenn auch nicht der sinnliche, doch der geistige Mittelpunkt des Systems,“ und S. 230.: „So erhellt bis zur Evidenz, daß das Vollendetste in der siderischen Natur nicht außer unserem Planeten zu suchen und jenseits desselben keine Spur von einem Geiste zu finden sey,“ und S. 233. den Schluß aus der Größe auf die Bedeutung mit den Worten abreißt: „Die Quantität des Raumes ist absolut gleichgültig für die Offenbarungen des Geistes, der sich oft gefällt, in dem kleinsten Raume die größten Wunder einzuschließen.“

Unter den drei Mächten, welche der Verf. gegen die Geschichte der Schöpfung auftreten läßt, bleibt nur noch die Geologie übrig. „Wie man früher“ — meint er — „einen sechs-tägigen Schöpfungsakt für eine göttliche That zu langsam gefunden, so erschien er jetzt für einen Naturprozeß viel zu schnell.“

Gibt denn aber die Geschichte der Schöpfung dasjenige, was innerhalb der sechs Tage geschah, für einen Naturprozeß aus? Oder hat die Geologie die klare und bestimmte Erkenntniß gewonnen, daß dasjenige, was nach der Genesis innerhalb der sechs Tage entstand, auf dem Wege eines Naturprozesses entstanden sey, und das Wesen dieses Prozesses begriffen, in welchem Falle nicht bloß die sechs Tage gefährdet seyn würden, sondern auch der innerste Kern des Berichtes, da Naturprozeß und Schöpfung sich einander ausschließen? Mag Herr Strauß diese Meinung von der Geologie hegen, sie selbst verbittet sich in ihren ausgezeichnetsten Vertretern sehr nachdrücklich diese Ehre. Man vgl. die Aussprüche Brongniart's, v. Humboldt's, Cuvier's u. A. in des Geologen v. Naumer Aufsatz: Theologie und Naturwissenschaft, wiederabgedruckt in seinen: Kreuzzügen, Stuttgart, 1839. Mit welcher Stirne aber konnte es der Verf. als unwidersprochene Thatsache hinstellen, daß durch die neueren Fortschritte in der Geologie die Schöpfungsgeschichte als unhaltbar dargestellt werde, ohne die gründlichen Arbeiten zu erwähnen, in denen das Gegentheil erwiesen worden ist, mit durchgängiger Anführung der Aussagen der bedeutendsten Männer der Wissenschaft, vielweniger sich mit diesen Arbeiten auseinanderzusetzen. Wir nennen nur v. Naumer, theils in dem schon angeführten Aufsatze, theils in der Kritik des Ballenstädtischen Buches in Bd. 1. der Ev. K. Z., N. Wagner, den Nachfolger Blumenbach's in Göttingen, in dem zweiten Theil der Naturgeschichte des Menschen, enthaltend die Entwicklungsgeschichte der Erde, A. Wagner in mehreren Recensionen in den Münchener gel. Anzeig., Tholuck, in dem Aufsatze: Was ist das Resultat der Wissenschaft in Bezug auf die Urwelt, wiederabgedruckt in Th. 2. der verm. Schr. S. 148 ff., der die Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Geologie mit den Worten schließt: „Der christliche Theologe kann in der That, so lange die geologische Wissenschaft keinen anderen Standpunkt als den gegenwärtigen einnimmt, in Bezug auf alle jene Hypothesen nur das stolze Wort gebrauchen, welches jene Königin von Schweden, Christine, sprach, da sie ihre Krone niederlegte, non mi bisogna e non mi basta — „ich bedarf ihrer nicht und sie ist mir nicht genug,“ endlich Keil, der in der schon angeführten Abhandlung besonders ausführlich auf diesen Gegenstand eingegangen ist. Ehe Herr Strauß diese Arbeiten widerlegt hat, steht es fest, daß er kein Recht besitzt, die Geologie, die ihm sehr dankbar seyn würde, wenn er sie auf einmal aus allen ihren Unsicherheiten und Verlegenheiten erlöste, als Gegnerin der Schöpfungsgeschichte aufzuführen.

Wir haben die Anklagen der Schöpfungsgeschichte geprüft und sie sämtlich unbegründet gefunden. Dies Resultat kann derjenige nicht anders als von vorn herein erwarten, welcher fähig ist, die Bedeutung des großen in ihr enthaltenen Haupt-satzes: aus nichts hat Gott die Welt geschaffen, welcher die Grundlage der wahren Religion bildet, zu würdigen, was freilich ein Strauß nicht vermag. Kann dieser Satz, auf den die sich selbst überlassene menschliche Vernunft nie und nirgends gelangt ist — „die Ewigkeit der Materie,“ sagt der Philosoph Platner in seinen Aphorismen Th. 1. S. 651., „ist so gewiß.



von allen heidnischen Weltweisen geglaubt worden, als es gewiß ist, daß die sich selbst überlassene Vernunft auf den Gedanken einer Schöpfung aus Nichts nicht kommen wird,“) nur aus Offenbarung abgeleitet werden, so ist es widersinnig anzunehmen, daß der Gott, der diese Offenbarung ertheilte, sie in eine Urkunde niedergelegt habe, welche der fortschreitenden Wissenschaft überall Blößen darbietet, wodurch der Zweck der Offenbarung vereitelt worden wäre, da mit dem Nebenhaltelogleich auch der Hauptinhalt erschüttert werden muß.

Wir bemerkten schon, daß Strauß die Schöpfungsgeschichte im Interesse seiner Längnung der Schöpfung angreift. Die Nichtigkeit seiner direkt gegen diese gerichteten Angriffe werden wir in einem späteren Artikel zeigen.

### Der Bremer Streit.

In Bremen ist ein theologischer Streit ausgebrochen, der viele Gemüther in und außerhalb der Stadt bewegt hat und noch bewegt, über welchen die widersprechendsten Meinungen mündlich und gedruckt umlaufen und von welchem deshalb, zur Begründung eines richtigen Urtheils eine unparteiische Relation aus den erschienenen Aktenstücken gegeben werden soll, nachdem Referent vorher noch ausdrücklich erklärt hat, daß er Keinen der Streitenden persönlich kennt und zu Keinem derselben in irgend einer Beziehung steht.\*\*)

\*) Sehr sonderbar ist die Äußerung von Tuch S. 2.: „Wir befinden uns hier ganz im Ideenkreise der alten Welt.“ Die unbefangene Forschung hat Reis anerkannt, daß wir diesem Gesichtskreise ganz entrückt sind. Schon die Heiden erkannten, welch einen schroffen Gegensatz das *ex nihilo omnia sunt creata* gegen ihr *ex nihilo nihil* bildet.

\*\*) Die Aktenstücke sind folgende:

1. Das letzte Gericht. Gastpredigt gehalten am 12. Juli 1840 vor der St. Ansgarii-Gemeinde zu Bremen von Friedrich Wilhelm Krummacher. Zweite Auflage. Bremen, Verlag von W. Kaiser.
2. Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit. Predigt gehalten am 19. Juli 1840 vor der St. Ansgarii-Gemeinde von Fr. W. Krummacher. Zweite Aufl. Bremen, bei Kaiser.
3. Drei Sonntagspredigten mit Bezug auf eine besondere Veranlassung, am 12., 19. und 26. Juli 1840 gehalten von Karl Friedrich Wilhelm Paniel, Doktor der Theologie und der Philosophie, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen. Auf besonderes Verlangen dem Druck übergeben. Zweite Aufl. Bremen, bei Kaiser.
4. Was heißt: versucht? in der Stelle Gal. 1, 8. 9. (Aus dem Kirchenboten besonders abgedruckt.) Bremen, bei Kaiser.
5. Luther hat Recht! — Paulus, ein Mann für unsere Zeit. (Aus dem Kirchenboten besonders abgedruckt.) Bremen, bei Kaiser.
6. Sendschreiben an Herrn Dr. theol. et philos. Paniel, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen, in Bezug auf dessen drei Sonntagspredigten von Johann Nicolaus Thiele, Pastor zu Oberneuland. Dritte Auflage, vermehrt mit einer Bemerkung und mit einem Nachtrage als Erwiderung auf den offenen Brief des Herrn Pastor Rothe. Bremen, bei J. G. Seyse.
7. Pastor F. W. Krummacher und Pastor Dr. Paniel.

Der Herr Pastor Dr. Fr. W. Krummacher in Elberfeld war, wie sein Bericht an das Publikum in Nr. 9. es erzählt, im Juli v. J. harmlos nach Bremen gekommen, um unter theuerem väterlichen Dache — sein Vater ist der Allen bekannte, ehrwürdige Pastor prim. an der Ansgarii-Kirche — von gehäuften amtlichen Arbeiten eine kurze Erholung zu suchen. Schon brieflich hatte er es fast zur Bedingung gemacht, daß man ihn diesmal mit Aufforderungen, in Bremen zu predigen, verschonen möchte. Gesuche und Umstände indes machten ihn willig, wenigstens einmal die Kanzel und zwar der Ansgarii-Gemeinde zu betreten. Es geschah dieses am 12. Juli. „Meine augenblickliche Stimmung,“ sagt er, „war es und nichts Anderes, die mich die eben so trostreichen als ernsten Worte Matth. 25, 31—46. zum Texte wählen ließ. Eine einfache Analyse war meine Predigt. Ich durfte gewiß seyn, daß nur entschiedene Schriftläugner meinem Vortrage ihre Zustimmung würden versagen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach den kürzlich in Bremen von ihnen gehaltenen und in Druck erschienenen Predigten. Herausgegeben von L. Müller, Pastor zu St. Stephani. Bremen, bei Seyse.

8. Offener Brief an Herrn Pastor Thiele zu Oberneuland, in Betreff seines Sendschreibens über die von den Pastoren Dr. Paniel und Dr. F. W. Krummacher im Juli 1840 zu Bremen gehaltenen Predigten von Morik Rothe, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen. Bremen, bei Geisler.

9. Theologische Replik an Herrn Doktor Paniel in Bremen von Friedrich Wilhelm Krummacher. Elberfeld, bei Wilh. Hassel.

10. Ein kritisches Schreiben aus dem Seebad Norbörner bei Herrn Pastor Thiele zu Oberneuland bei Bremen, als Vertheidiger der F. W. Krummacherschen Verfluchungssache von Dr. Paniel, Pastor zu St. Ansgarii. Nebst einem Anhange als Antwort an den Herrn Pastor Thiele von Morik Rothe, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen. Bremen, bei Geisler.

11. Die Verfluchungen. Im Interesse denkender Christen von einem Anonymus des Bremischen Bürgerfreundes. Mein Haus heißt ein Bethaus allen Völkern, Jes. 56, 7. Bremen, bei Seyse.

12. Anti-Krummacher oder Werth und Würdigung religiöser Volksmeinung der Gegenwart. Hamburg und Leipzig, bei Schubert und Comp.

13. Bekenntniß Bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit. Bremen, bei Seyse.

14. Unverholene Beurtheilung der von dem Herrn Pastor Dr. phil. Krummacher von Elberfeld zur Vertheidigung seiner Bremischen Verfluchungssache herausgegebenen, sogenannten theologischen Replik. Von Karl Friedr. Wilh. Paniel, Doktor der Theologie und Philosophie, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen. „So bestehet nun in der Freiheit, damit uns Christus befreiet hat und laßt uns (?) nicht wiederum in das jehusische Joch fangen.“ Paulus, Gal. 5, 1. Bremen, bei Geisler.

15. Blicke in das Alte und Neue Testament. Eine Beurtheilung und Widerlegung der Schrift: die Verfluchungen. *Novum testamentum in vetero latet et vetus testamentum in novo patet.* Augustinus. Bremen, bei Seyse.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 19. Mai.

N<sup>o</sup> 40.

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

Die gehaltene Predigt liegt in Nr. 1. vor. Daß die Gedanken in derselben auf biblischem Grunde ruhen und sich bewegen, ist unläugbar, aber kein absoluter Vorzug, denn das soll bei jeder christlichen Predigt der Fall seyn; sondern nur ein relativer in Vergleich mit so manchen anderen Predigten, die nur auf dem eigenen Grund und Boden des Herrn Prädikanten gewachsen sind. Wenn wir dem Herrn Verfasser nun noch Begeisterung und aus ihr Fülle, Kraft und Gewandtheit der Gedanken und des Ausdrucks, kurz lebendige Beredsamkeit gutschreiben, so haben wir das Beste gesagt, was von der Predigt gerühmt werden kann. Im Übrigen hat sie uns als solche vielfach mißfallen. Die Wahl des Textes kann natürlich nicht getadelt werden; das letzte Gericht soll sich allen Gemeinden unter die Augen stellen. Wenn der Herr Verf. versichert, eine augenblickliche Stimmung und nichts Anderes war es, die mich den Text wählen ließ, so glauben wir ihm gern, jedoch mit der Bemerkung, daß seine augenblickliche Stimmung wahrscheinlich durch etwas außer ihm, durch Lokales, vielleicht Augenblickliches, hervorgerufen war. In einer anderen Kirche, unter anderen Orts- und Personenverhältnissen, wären, denken wir, seine Stimmung und sein Text andere gewesen; aber hier ergriff ihn der Eifer um das Haus des Herrn und einen Gegensatz wollte er aufstellen zum heilsamen Schrecken. Ref. kennt solche Stimmung aus eigener Erfahrung, darum versteht er hier den Verf. und wird die muthmaßliche Ursache später andeuten. In seinem Eifer hebt der Prediger an: „Es ist wahr, Freunde, die Kanzel erscheint in unseren Tagen vielfach zu einer Komödiantenbühne herabgewürdigt, die Predigt zu einem Gegenstande heuchlerischen Zeitvertreibes, empfindelnder Ergözung. Blümelnde Nebensarten, kändelndes Nüßenspiel fordern die Gemeinden. Wehe aber den Predigern, die ihres Berufs vergessend, solchen Gelüsten Vorschub thun und ihnen die Wahrheit, die heilige und strenge, opfern. Das Erdenleben ist so bedeutungsvoll als kurz; die Ewigkeit so nah als ernst; der Herr so gerecht als heilig; der Himmelsweg so schmal als unbekannt; die Zeit, in der wir leben, so verblendet als aufgeblasen, und die große Masse so in Schlaf gelullt, als von kräftigen Irthümern bedroht, wo nicht schon angegriffen.“ Wir wollen zunächst das Wort: Komödiantenbühne nicht ungerügt lassen; es ist unwürdig auf der Kanzel, ist zugleich die schärfste, verächtlichste Bezeichnung, die er für seinen Gedanken wählen konnte. Sodann ist es falsch, daß die Gemeinden vorzugsweise es sind, welche die Schuld tragen; vielmehr sind die Prediger die Schuldigen, welche unter

dem Scheine und Anzuge der Diener Christi auftreten und doch nur Diener ihres eigenen oder fremden menschlichen Klügelns sind, wie etwa ein Komödiant im Anzuge und mit dem Namen eines Königs erscheint, aber doch innerlich oft nur ein Vagabond ist. Herr Krummacher hat darum nicht weise begonnen. Der Eingang meiner Rede soll mir Eingang verschaffen bei den Hörern, das frohe Entgegenkommen, das willige Aufnehmen bereiten. Wenn ich aber vor einer Gemeinde erkläre, sie fordere kändelndes Nüßenspiel und fortsetze: „da gilt's wohl, nicht zu kändeln, sondern zu rufen wie eine Posaune und die schlafenden Donner des göttlichen Wortes zu wecken. Erlaubt mir, daß ich mit solchen Klängen heute auch euch begrüße“ — so heißt das doch erklären: Ihr seyd auch solche, die das Heiligthum zur Komödiantenbühne herabwürdigen, und darum will ich euch heute auch einmal die Donner des göttlichen Wortes wecken. Gewinne ich aber damit frohes, williges Entgegenkommen und Aufnehmen des Wortes, wenn ich die Hörer gleich zum Anfange in's Angesicht schlage und sie dadurch zu innerer Opposition auch gegen das Beste, was ich sagen könnte, reize? Ist ein solches Verfahren schon unweise bei der eigenen, wie viel mehr denn bei einer fremden Gemeinde. Überhaupt liebt Krummacher das Schärfe, ja Schärffste. Eindruck will er nicht bloß machen, er will einschneiden. In seinem lebendigen Eifer für das Evangelium glaubt er nie genug gethan zu haben; das Stärkste, was er redet, scheint ihm noch zu schwach, er will es überbieten. Die alten Gözentempel in den Seelen sollen gestürzt, zertrümmert, von Grund aus vertilgt werden im Sturme. Aber kennt Herr Krummacher denn nicht die alte Fabel von der Wette des Sturms und der Sonne über den Wanderer; nicht die Erfahrung, daß ein altes haufälliges Haus wohl heftigen Stürmen Trotz bietet, aber im Sommer, bei heißem Sonnenschein, plötzlich in sich zusammenbricht; denkt er denn nicht an den Homerischen Zeus, der nicht mit Händen und Füßen tobt und mit dem Donnerkeil dreinschlägt, sondern in erlabener Ruhe nur mit den Augenbrauen winkt und es erbebt der ganze Olympos; steht ihm das Gesicht des Elias nicht vor Augen? Nicht im Sturme, nicht im Erdbeben und Feuer — sondern ein sanftes Wehen ging vorüber und darin war Jehovah! O es ist schwer, das Alles stets zu bedenken; es gehört viel Demuth dazu, die erkennt, mit dem eigenen Laufen sey es nicht gethan, viel Vertrauen auf die stille Kraft des göttlichen Wortes, viel Selbstüberwindung, manche bittere Erfahrung, ehe man dahin kommt; das weiß Ref. aus eigener Erfahrung. Am wenigsten aber soll damit denen das Wort geredet werden, die von Natur nichts als säuselnde Zephyre sind und meinen, wenn sie angenehm mit blumiantem Wortgekräusel um die Locken der andächtigen Zuhörer



spielten, hätten sie das Rechte getroffen. Wo die Kraft ist, da soll das Maß seyn, und wo der Reichthum, da die Beschränkung, das ist das Schöne, und mit den kleinsten Mitteln, wie der Herr, das Größeste vollbringen, das ist das Rechte!

Das Thema der Predigt heißt: der große Gerichtstag; unsere Betrachtung, heißt es weiter, gliedert sich leicht und einfach, wenn wir zuerst auf den Richter, dann auf die zu Richtenden und endlich auf das Gericht die Blicke werfen. Obgleich Ref. disponirt haben würde: das letzte Gericht, 1. der Richter, 2. die zu Richtenden, 3. das Urtheil oder die Entscheidung, so wollten wir doch die gewählte Gliederung gern hinnehmen, wenn sie sich nur in der Ausführung auch zeigte; doch das ist durchaus nicht der Fall, und dieses ist der Hauptpunkt, worin uns die Predigt mißfallen hat. Sie macht in dieser Beziehung den Eindruck eines gewaltig bewegten Sees, wo die Wellen durcheinander, vorwärts und rückwärts schlagen, oder eines Feuerwerks, das bestimmt war, in geordneter Reihenfolge abzubrennen, aber durch ein Versehen unrecht sich entzündet und bei dem nun Alles durcheinander leuchtet, zischt, sprüht und knallt. Man urtheile. Der erste Theil, vom Richter, hebt an: „Wann aber des Menschen Sohn kommen wird. Wann, merkt wohl, nicht wenn, als wäre die Sache noch zweifelhaft und ungewiß.“ Und so wird eine Seite lang über die Gewissheit des Gerichtstages und über „den Fluch der glaubenslosen Blindheit, daß sie auch in ihrem höchsten Aufschwunge auf dem Bauche kriecht und Erde ist, aus dem Materiellen, Zeitlichen, Menschlichen nimmer heraus kann und daher in der Ferne nichts Großes — nämlich nicht den Feuerglanz des Gerichtstages — sondern nur etwa eine Erde mit Eisenbahnnetzen umspannt, größere politische Freiheit, eine Menschheit, in der Jeder den Göthe und Schiller gelesen hat, zu sehen vermag“ — fortphantasirt. Dann ist von der Person des Richters die Rede, daß er nicht seyn könne ein menschlicher Rabbi und „Trefflicher von Nazareth,“ da er, wie er selbst sage, das Schicksal der ganzen Welt entscheiden wolle. Dann werden die zu Richtenden herbeigezogen, Freunde, die ihm wonnetrunken entgegenjauchzen — Feinde, ein Querschnitt durch deren Berechnungen, zermalnender Donnerschlag in ihre Vernunftsysteme, fürchterliche Vernichtung ihrer Lügenweisheit — da stehen sie und sehen in welchen sie gestochen haben.“ So bricht der zweite Theil schon in den ersten herein. Dann wird gesagt, was der Richter nicht thun wird, nämlich noch einmal an der Sünder Herzen klopfen — denn die Gnadenzeit ist aus. „Sitz er wird er, nicht am Jakobsbrunnen, sondern auf dem Stuhle der Herrlichkeit, denn der große Tag der Entscheidung ist endlich gekommen, schrecklich für Alle, die ihm nicht anhangen. Aber warum glaubten ihm die Leute nicht, obgleich sie tausendmal dazu beschworen worden“ — so ist schon wieder auf die künftigen Verdammten der Blick geworfen. Im zweiten Theile, wo wir die zu Richtenden sehen sollen, werden diese kurz im Allgemeinen durch die Posaunenklänge der Auferstehung vor des Richters Thron gerufen. Dann bricht sogleich der erste Theil in diesen zweiten herein und es wird verkündigt: wir wären nicht

Richter; wir judicirten wie in den Tag hinein, sondern ein Anderer, der mit anderer Wage messe u. s. w. Und dann bricht der dritte Theil, das Gericht, eine ganze Seite lang in diesen zweiten Theil herein; es werden die Grundsätze, wonach verdammt und beseligt wird, angegeben. Aber es verdrrießt Ref. dieses Gedankengewoge, das durch alle drei Theile vorwärts und rückwärts geht, weiter aufzuzeigen. Wir wollen hier nur noch über die willkürliche Eregese des Verf. im dritten Theile Einiges anmerken. Es heißt dort S. 15.: „Der König erwidert: Wahrlich, ich sage euch, was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! — Nun da liegt es ja am Tage! — Was denn? — Daß die Seligkeit sich auf die guten Werke gründet! — Ei, was Werke! Die Werke kommen hier nicht als Erwerbgrund des Lebens, sondern nur als Zeichen des Sinnes und der inneren Verfassung in Betrachtung, welcher das Himmelreich verheißen ist. Hört ihr nicht, Ich war hungrig u. s. w. und Mich habt ihr gespeiset u. s. w. Ich, Mein, Mir, Mich, das sind die Worte, auf denen hier der Nachdruck ruht. Jesus war das Leben dieser Leute, Ihn suchten, Ihn liebten, Ihn lebten, Ihn hingen sie an; um Seinetwillen thaten sie dies und das, auf Ihn hofften, trauten, trosteten sie; durch Ihn wollten sie selig werden und so einzig und allein durch Ihn, daß sie erschrecken, wie der König von Werken zu reden anhebt; sie erschrecken, so wenig haben sie es darauf angelegt, einen Schatz von Werken sich zu sammeln, um damit was vor Gott zu gelten; sie erschrecken, so tief sind sie überzeugt, daß, komme es auf Werke an, sie in Wahrheit nichts zu hoffen hätten. Sie erschrecken, als ob sie sagen wollten: Herr, verthaten wir uns darin etwa, daß wir dich, dich für unsere einzige, aber hinreichende Gerechtigkeit gehalten? Herr, müssen wir in einer eigenen Gerechtigkeit erscheinen, so ist es aus mit uns und wir sind verloren! Mit Einem Worte, sie charakterisiren sich in der Entgegnung, die der Herr ihnen in den Mund legt, als Leute, die ihrer Sündigkeit und Ohnmacht sich tief bewußt, einen anderen Grund der Hoffnung und des Heils nicht kannten, als Jesum und dessen blutiges Mittlerwerk; und diese Gesinnung, Glaube in der Schrift genannt, die allerdings nicht anders kann, als in lieblichen Früchten der Gottseligkeit und namentlich in thätiger Liebe zu den miterlösten Brüdern und in der Gemeinschaft der Heiligen sich offenbaren und bewahren, diese Gesinnung, ist sie auch nicht die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, selbst, so ist sie doch die unterscheidende Signatur der Glücklichen, für welche Jesus am Kreuze hing und denen der stellvertretende Gehorsam dieses großen Hohenpriesters als ihr eigener zugerechnet wird.“ Von dieser ganzen Erklärung sieht auch nicht eine leiseste Andeutung in dem einfach klaren Texte. Nur die verkehrteste, ganz von einer fixen Idee beherrschte Eregese, die auf gewaltsame, willkürliche Weise ausschneidet und einfließt, kann läugnen, daß die Liebe der Entscheidungsgrund sey. Jeder gesunde, unbefangene Christensinn versteht, daß der Herr sage: An eurer Liebe gegen die Brüder erkenne ich euch als die Meinen und eure Liebe lohne ich euch, als wäre sie mir erwiesen, denn in meiner Liebe gegen sie fühle

ich ihr Wohl und Weh als mein eigenes. Auch erschrecken die Gefegneten gar nicht so wunderbarlich und fürchten, sie hätten sich verthan; so thöricht können sie unmöglich seyn, denn sie hören ja, daß ihr Thun gelobt wird; sondern sie verwundern sich nur, daß der Herr so hoch anrechne, was ihnen so natürlich gewesen, daß er so hoch belohne, was ihm ja gar nicht gegolten habe. Es ist wirklich eine fixe Idee, wenn der Herr Verf. ruft, nein, der Glaube war's, der Glaube, und wenn er meint, er müsse schnell dem Richter der Welt nachhelfen und in seinen Urtheilsspruch den Glauben hineingerechnen, damit er doch kein verkehrtes Urtheil spreche. Hätte der Herr den Glauben zum Entscheidungsgrunde machen wollen, so hätte er kürzer ganz einfach gesagt: Ihr habt an mich geglaubt, darum kommt her zu mir! Hier aber steht in des Herrn Munde die Liebe herrlich da und dieses Mal nicht der Glaube. Warum will Herr Krummacher der armen Liebe nicht ihre Ehre lassen, die der Herr ihr gibt. Kennt er denn nicht Eimen, von dem es heißt, daß er die Liebe ist? Nicht Eimen, „den nichts getrieben vom hohen Himmelzelt, als sein getreues Lieben?“ Hat er denn nicht gelesen: „Ihr sind viel Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt?“ Oder: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größte unter ihnen?“ Man muß auch den Schein vermeiden, als ob man vor lauter Glauben die Liebe übersähe und aus Furcht vor der Charybdis der Wertheiligkeit, die Sylla der Mauhelligkeit ganz übersähe. Ref. versichert den Herrn Verf., daß er die letztere im Vergessen auch wohl gefunden hat. Hätte Herr Krummacher der Liebe ihre Krone gelassen, ja es recht tief eingeschränkt, daß nur die Liebe zu den Gefegneten des Herrn bringe und hätte dann gefragt, wie komme ich zu solcher im Gerichte bestehenden Liebe bei meiner natürlichen Selbstsucht? Und er hätte dann geantwortet, durch den wahren Glauben an den, der das höchste Vorbild aller Liebe ist, der sein Leben hat gelassen auch für den Geringsten; denn in dem Lichte dieses Glaubens erkenne ich erst, daß Gott die Liebe ist und mein Herz wird warm und weich vor so göttlichem Erbarmen, wie könnte ich da lieblos und hart seyn? Und in jedem Geringsten sehe ich einen Miterlösten, eine Seele, von dem Herrn gesucht und werth geachtet und erkaufte mit seinem theuren Blute, wie könnte ich, ein Miterkäufer, mich herzlos von ihm wenden? Hätte Herr Krummacher etwa so oder anders gezeigt, daß die wahre Liebe nur aus dem wahren Glauben erwachse, wer hätte ihm widersprechen können? Mit solcher Gregese aber, wodurch die Liebe aus dem Munde des Herrn wird weggenommen und der Glaube an ihre Stelle gesetzt, wird nur geschadet, weil sie dem einfachen Sinne des Hörers widerstrebt. Wir sehen noch den Schluß der Predigt her, worin die großen Vorzüge des Herrn Verf. so wie seine Fehler so klar hervortreten, daß es keiner Hinweisung bedarf.

„Doch genug, ihr Lieben. Gilt euch die Schrift nun mehr, als die Vernunft, fest steht's dann: nur in Einem ist das Heil, in Christo. Gilt sie euch mehr, als die Tagesweisheit, so liegt's am Tage: nur Eine Gerechtigkeit besteht vor Gott, die Gerechtigkeit des Bürgen, die dem Glauben zugerechnet wird. Gilt sie euch mehr, als die falschen

Deutungen, womit man sie verdreht und ausleert, Alles kommt dann auf das Eine an, daß ihr Jesum zum Freunde habt, denn er ist heute oder morgen euer Richter. Gilt sie euch mehr als eine leichte, selbstgemachte Moral, so ist es klar, daß Jesus nur die für seine Freunde achtet, die als arme Sünder mit ihrer ganzen Hoffnung in Ihm, in seinem Blute wurzeln. Und wie, sollte die Schrift nicht mehr euch gelten als Alles? Wie wöchtet ihr zweifeln können, daß er der Herr sey auf dem Stuhle der Majestät und lebe und walte? Kauschen nicht seine Füße bis diese Stunde durch die Welt? Schaut doch nur in die Geschichte seines Reichs hinein, in die neueste nur, in die Missionsgeschichte! Wie beschämt sie euch, die ihr nicht glauben wollt! Wie macht sie eure Widerprüche gegen unsere Sache so gar zu nichts! Sie ist die rechte Apologie des Christenthums; eine Vertheidigungsschrift für das Evangelium in fortlaufenden Hefen, die Gott selber schreibt und zwar mit Thaten, Zeichen, Wundern, statt mit Lettern. Längnet immerhin, ihr Glaubenslosen, daß Jesus lebe; wir sehen unterdeß seine Wolken- und Feuerfäule durch die Wüste schweben und rufen: Hier ist Immanuel! Verhöht ihr nur sein Wort: Siehe, ich bin bei euch alle Tage! und sperrt ihn in den Himmel ein; wir hören tausendstimmiges Hosannageschrei in der Ferne und jauchzen: „Wer ist der von Bozra kommt in röthlichen Kleidern und tritt einher in seiner großen Kraft!“ Hockt ihr nur, ihr hölzernen Schriftgelehrten mit der Seele ohne Resonanzboden und ohne Flügel, vor euren Pulten und sucht zu demonstrieren, wie dieses Stück und jenes des Jesajas, des Daniel, der Evangelien oder der Episteln nicht ächt sey; während ihr an marklosen Knochen nagt und Stroh drescht, fahren jene Bibelflücke über das große Todtenfeld der Menschheit hin und stürzen Götzentempel um, schaffen hinter eurem Rücken eine neue Welt und sind um die Geltendmachung ihrer Aechtheit nicht bekümmert. Redet nur, ihr rachslosen Kästler, von den evangelischen Historien, als von leeren Dichtungen, Fabeln, Mythen; indem ihr sie zu Mythen stempelt, sehen wir sie auf dem Gebiete der kirchlichen Tagesgeschichte neu in's Leben treten; und was wollt ihr gegen die Geschichte? Ist der Kannibale auch ein Mythus, der gestern noch ein wildes Thier war und heute schon, nachdem er das Wort vernommen, daß ihr mit Füßen tretet, eine neue Creatur, in Jesu Armen liegt? Ist die Insel auch ein Mythus, die vor Kurzem noch, eure Geographien sagen's euch, eine Behausung des Teufels, der Finsterniß und aller Schande war; und jetzt, da kaum der Klang vom Kreuz hineingedrungen, schwimmt sie im Ocean wie eine lichte Wachstuchschiff voll lieber, holdseliger, sitziger Kinder? Die neuen Schöpfungen, die überall das Bibelwort in's Daseyn ruft, die gründliche Gefügung, die es im Gefolge hat, das heilige Liebeleben, der tiefe Friede, der Überwindermuth zum Leben und zum Sterben; dies Alles, das das Wort, wo es eine Stadt fand, augenblicklich oft und in einem Nu hervorruft, spricht, ist es auch ein Mythus, ein Phantasiestraum, eine Fabel? — O ihr verneinenden Geister, wie erbärmlich steht ihr da, wenn man in dem Waffenschmucke euch entgegentritt, den die tägliche Erfahrung uns darbeut. Ihr habt Philosopheme, wir Geschichte. Wo bleibt ihr doch vor der. Ihr argumentirt aus Gründen der Vernunft, es könnten Wunder nicht gesehen; wir zeigen euch Wunder. Was wollt ihr nun dawider? Ihr sprecht: „Es ist wunderbar, daß der Herr — —“ nicht wahr, der Herr sey? Wir frohlocken mit den Aposteln: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen!“ und stehen mit diesem Bewußtseyn über alle Einwendungen wie hoch erhaben! stehen kugel- und feuerfest und die bebenden Lanzen eurer blinden Debunktionen müssen wie Salme an dem Schilde unseres historischen Erlebens splintern. Unsere Sache wird durch ein fortgehendes Wunder als eine Sache Gottes bestätigt und besiegelt. O, der Aaronsstab des Christenthums



treibt Jahr aus Jahr ein Blüthen eines unvergänglichlichen geistlichen Lebens, Frucht eines Friedens, der jeder Noth, der selbst dem Tode gewachsen ist. Dergleichen treibt der Stab eines Socrates, eines Plato, eines Kant, Fichte, Göthe und Hegel nicht. Also unser Aaron ist Priester und mit seinem Amt und Wort ist Gott. Immer greller tritt es an den Tag. Hier und da beginnt auch schon die Eselin der Dummheit und Verstocktheit, auf der die Welt bisher wider den Israel Gottes angeritten, stutzig und scheu zu werden. Was leuchtet und blüht ihr in den Weg hinein? O, Geduld nur, es wird schon heller blitzen. Macht denn Anstalt, dem Verderben zu entinnen. Hulldiget dem, außer dessen Gemeinschaft das Leben nicht zu finden ist. Küsst den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommt auf dem Wege; denn sein Zorn wird bald entbrennen. Schöpfet aus seiner Fülle die Liebe, in der ihr, was ihr thut, Ihm thut, der euer Leben ist. Und begnügt uns einst — ach, nur um Alles unter denen zur Linken nicht, zu denen es heißen wird: „Hinweg von mir, Verfluchte!“ und sie werden gehen in die ewige Pein. — Nein, laßt euch unter denen einst begrüßen, die zu seiner Rechten das selige Wort vernehmen werden: „Ererbet, ihr Gesegneten meines Vaters, das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt“ und von denen im Schluß unseres erhabenen Textes der König der Wahrheit selbst bezeugt: die Gerechten aber werden gehen in das ewige Leben. Amen.“

Diese Predigt wurde Vormittags bei dem Hauptgottesdienste gehalten. Einige Stunden nachher besieg der Herr Pastor Paniel, der Mittagsprediger an derselben Kirche ist, die Kanzel, und hielt die erste in Nr. 2. abgedruckte Predigt. Er selbst sagt in der Vorrede: „Gleich bei der ersten Gastpredigt des Herrn Dr. philos. — Herr Paniel bezeichnet sich nämlich auf dem Titel zugleich als einen Dr. theologiae, und man wird gefälligst den Unterschied bemerken und gehörig würdigen — Fr. W. Krummacher von Elberfeld, war ich veranlaßt und verpflichtet, in meiner wenige Stunden darauf folgenden Predigt die hohe Würde einer christlichen Gemeinde zu schildern und hieran die Ermahnungen zu knüpfen, welche der Augenblick nöthig machte. Auch am darauf folgenden Sonntage glaubte ich wenigstens Eine der am meisten aufgefallenen Behauptungen des abermals kurz vor mir predigenden Geistlichen von dem biblischen Standpunkte aus beleuchten zu müssen. Aus diesen beiden Predigten wird man sehen, daß ich zwar mit ausdrücklicher Beziehung auf das, was vor mir gesprochen war, redete, jedoch aber noch in so milder Art, daß diese Predigten auch ohne polemische Rücksichten den Grund ihres Bestehens in sich selber aufzeigen konnten.“

Herr Paniel erklärt, er sey gleich bei der ersten Gastpredigt Krummacher's veranlaßt und genöthigt gewesen, gegen dieselbe sofort eine andere zu halten. Veranlaßt? Wodurch? Die Fehler in Krummacher's Predigt sind homiletischer Art; wollte Herr Paniel seiner Gemeinde etwa ein homiletisches Collegium lesen? Es ist nicht denkbar, ein Amtsbruder deckt dergleichen Fehler eines anderen lieber zu. Genöthigt? Wenn Herr Krummacher durch ungewöhnliche, barocke, fehlerhafte Form seiner Rede Anstoß erregte, so brauchte Herr Paniel das

doch nicht in's Gleiche zu bringen, denn für ihn hatte ja Krummacher nicht gepredigt; er konnte seine Hände in Unschuld waschen und es dem alten Pastor prim., dem Vater, überlassen, sich vor der Gemeinde wegen eines solchen Stellvertreters, wenn das nöthig, zu rechtfertigen. Ref. hätte an Herrn Paniel's Stelle gar keine Nothiz von Krummacher's Predigt genommen. Daß aber diese Predigt durch unbiblischen, unchristlichen Inhalt nicht zur Gegenrede genöthigt habe, ist schon früher gesagt. An das letzte Gericht glauben wir doch, auch daß Christus wird der Richter seyn, sintemal es im zweiten Glaubensartikel heißt: „von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten;“ daß es nicht lauter Gesegnete des Herrn sind, lauter vortreffliche, liebe, gute Seelen, alle „ein auserwähltes, heiliges Volk,“ die vor ihm erscheinen, daß er sie scheiden wird, sagt der Text; daß das Glauben an den Sohn Gottes und ihn in den Brüdern lieben zu dem: „Kommt her zu mir“ verhilft und umgekehrt, das läugnet doch keine Christengemeinde. Unchristliches Gift also, das Herr Krummacher in die arglosen Seelen der Gemeinde gestreut hätte, konnte Herr Paniel nicht veranlassen, als rettender Arzt mit einem Gegengifte aufzutreten. Die Veranlassung und Nöthigung muß eine andere gewesen seyn. Hat sich Herr Paniel vielleicht persönlich verletzt gefühlt? Herr Krummacher redet gleich anfangs ganz grade von Komödiantenbühne, heuchlerischem Zeitvertreibe, empfindender Ergözung, blumelnden Redensarten, tändelndem Räthespieler. Hat das vielleicht Bezug auf St. Ansgarii Kanzel? Ist Herr Paniel und sein College, der Herr Moriz Rothe, von dessen rührenden Nührungen und blumigen Empfindsamkeiten wir in Rheinwald's Repertorium gelesen haben, auch ein solcher Blumenfreuer, der schöne Redensarten deckt über Gedankenlumpen, der in weichlicher Nührung die Seelen zerfließen läßt, statt sie fest und stark zu machen? Herr Krummacher schlägt dann bei Gelegenheit ganz grob unter den philosophischen und unphilosophischen Nationalistenhaufen und unter die garten, gebildeten Seelen, die ihre Herrlichkeit und Seligkeit bei Göthe und Schiller und in der belletristischen „Leselektüre“ der Leihbibliotheken suchen. Steht Herr Paniel etwa mit unter diesen und jenen und fühlt sich getroffen? Wir wollen das vorläufig dahingestellt seyn lassen. Genug Herr Paniel ging entrüstet heim und wie ein guter Hausvater, der Alles und Neues hervorholt aus seinem Schatze, nahm er eine alte Predigt, womit er früher eine andere Gemeinde erfreut hatte und von welcher er dachte, daß sie mit einigen Einschaltungen die nöthige Reue geben werde; denn sogleich in den wenigen Stunden bis zum Mittage konnte er die zwanzig Druckseiten starke Predigt nicht einmal abschreiben; fertig war sie schon bis auf die geringen Einschüßel, wozu es freilich nur wenige Minuten bedurfte, so daß der Rest der Zwischenzeit auf's Memoriren verwandt werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 22. Mai.

N<sup>o</sup> 41.

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

Fragen wir sodann nach der Nöthigung, die Herr Paniel doch wohl im Hinblick auf seine Gemeinde empfunden haben muß, gemäß „der Pflicht seines Amtes als verordneter Prediger und Seelsorger an unserer geliebten Gemeinde,“ wie er in der Vorrede schreibt, so werden wir diese Nöthigung wohl am besten einsehen, wenn wir auf das in grader offener Beziehung auf Krummacher's Predigt Gesprochene achten. Aus den angewandten Rettungsmitteln erkennt man die Art der Gefahr, die zur Hilfe nöthigte. Nun finden wir in der ganzen Predigt des Herrn Paniel eigentlich nur eine Stelle, welche grade Krummacher treffen soll, S. 21. Zwar möchte mancher Leser glauben, auch folgender schon S. 7. zu findender Passus gehöre hieher: „Denn wie bald ist auch unter uns leider der reine evangelische Glaube in blinden Wahn und rohen Aberglauben ausgeartet! Wie schnell haben sich herrschsüchtige oder verblendete Priester der für Religion wieder empfänglichen Gemüther ihrer Mitschriften bemächtigt und eine unreine Saat ausgestreut, deren unselige Frucht bereits als Fanatismus und Verfolgungssucht aufgegangen ist! Wie werden sie schon wieder verdammt die edelsten Geister der Nation und herabgewürdigt Alle, die es nicht mit den feindseligen Glaubenseisern halten! Wie ziehen sie schon wieder umher gleich den Regerrichtern vergangener Zeiten und werfen die Brandsackeln in friedliche Gemeinden, und erregen den Vater gegen den Sohn und den Bruder gegen die Schwester und suchen sich, gleich den heidnischen Baalspaffen, wieder Opfer aus für ihren Fanatismus, den sie den wahren Glauben zu nennen wagen!“ Aber der Leser irrt sich. Wir sind nämlich durch den ganzen Inhalt überzeugt, daß diese Predigt, deren Text, 1 Petr. 2, 9., den Herrn Paniel „an die hohe Würde einer christlichen Gemeinde mahnt,“ eine alte Reformationspredigt ist, dem Herrn Verf. von Röhrscher Begeisterung eingegeben, daß das „christliche Gemeinde“ ursprünglich „evangelische Gemeinde“ hieß, und daß Einzelnes nur für Bremen ort- und zeitgemäß retouchirt ist. Jenen Passus nun, worin von herrschsüchtigen, verblendeten Priestern, blindem Wahn und Aberglauben, Fanatismus, Regerrichtern, Brandsackeln, Baalspaffen u. s. w. freilich in „möglichst milder Weise,“ nach der Vorrede, gepredigt ist, geht ursprünglich auf die Katholiken und ist ein mildes protestantisches Eifern gegen katholische Priester und Missionare, wie es einem Reformationspredner aus Röhr's Schule so wohl ansteht. Obgleich wir nicht läugnen wollen, daß der Blick dabei auch auf Krummacher fallen soll. Aber

die eigentlich auf diesen gemünzte und kurz vor Mittag eingeschaltete Stelle findet sich erst im zweiten Theil S. 21. und drückt sich „in möglichst milder Weise“ also aus: „Seht wie sie kommen von nah und fern und des Menschen höchste Kraft, Vernunft und Wissenschaft mit schöner Zunge verhöhnen! Habt ihr nicht eben erst erfahren [vor wenigen Stunden nämlich von Krummacher], wie sie an die Stelle tiefer aber klarer, wahrhaft erbaulicher Ideen, ein oft bis an Wahnsinn streifendes Gebräu [schön und kühn, ein Gebräu, das an Wahnsinn streift] hohler Phantastereien und sinnverwirrender Schreckensbilder setzen? Waret ihr nicht schon mehr denn einmal Zeuge, wie sie die einfachsten Gefühle des Menschenherzens als sündhaft und falsch darzustellen suchen, um das unsicher gewordene, in Schrecken gesetzte Gemüth bewußt- und widerstandlos in ihre Gewalt zu bekommen. [Die Nuchlosen! Ist wahrscheinlich ein alter retouchirter Passus, gegen die katholischen Priester gerichtet.] Gleich jenes heiße geifernde Geschrei [sehr kühne und schöne Redefigur, „heißes und geiferndes Geschrei“ — ein heißes oder kaltes Geschrei; man denkt dabei an Münchhausen's eingefrorene Waldhorntöne; ein Geschrei, dem Geiser aus dem Munde, nämlich aus des Geschreies Munde, fließt! Sehr schön und geht auf Krummacher] dieser Kinder des Wahns, die sich die alleinigen Kinder des Lichts zu nennen wagen, nicht eher dem Geschrei wilder Nachtvögel [welche bekanntlich ein heißes und geiferndes Geschrei von sich geben] als der brüderlich ernsten und liebevollen Stimme der Prediger des Evangeliums der Liebe?“ — Aus dieser Stelle erkennen wir die Gefahr, die den Herrn Paniel nöthigt! Das bis an Wahnsinn streifende Gebräu sinnverwirrender Schreckbilder, das in Schrecken versetzte Gemüth, welches jene Brauer in ihre Gewalt bekommen, die wilden Nachtvögel, der schreckliche Euleruf — alles dieses gibt den Schlüssel. Die liebe St. Ansgarii-Gemeinde ist durch Krummacher, der ihr mit stark aufgetragenen Farben die Schrecken des letzten Gerichts unter die Augen gestellt hatte, in Schrecken gerathen, könnte es wenigstens seyn, wie Herr Paniel in liebevoller Besorgniß denkt, und könnte Schaden davon haben, darum eilt er und gibt ihr gleich nachher ein befänstigendes Schreckpulver ein, die in Rede stehende Predigt nämlich. Die vielleicht in Demuth von dem Schrecken des Urtheils Nieder gebeugten und bange Seufzenden: Herr, was muß ich thun, daß ich selig werde — richtet er tröstend auf mit dem Bewußtseyn der Größe und Herrlichkeit ihrer Würde. Solche Leute, will er sagen, wie ihr, die zu einer christlichen Gemeinde gehören, brauchen nicht bange zu seyn. Darum ruhig, liebe Beichtkinder, es kann euch nicht fehlen, ihr seyd allzumal das auserwählte Geschlecht, das



heilige Volk, wer kann euch verdammen? Lasset euch die Sinne nicht verwirren von solchem Schreckensbilder-Gebräu, das an Wahnsinn streift.

Aber kein unbefangener Leser, der eine Gemeinde nicht für einen Haufen verzärtelter und verzogener Kinder hält, die ein Stück Zucker bekommen müssen, wenn sie anfangen zu weinen, wird dem Herrn Paniel hier die Nöthigung zu einer Entgegnung einräumen. Ref. hätte in der Stelle des Herrn Paniel ganz still geschwiegen und die Predigt vom letzten Gerichte wirken lassen; er würde sich gehütet haben, den heilsamen Schrecken wieder auszulöschen und wenn auch nur Eine aus ihrer Sicherheit aufgeregte Seele mit süßen Worten wieder einzuwiegen in die alte Sicherheit. Herr Paniel hat hier nicht besonnen, nicht weise besorgt für das Seelenheil der Gemeinde, zu deren Seelsorger er verordnet ist, gehandelt, und hat außerdem völlig unnöthig einen Streit mit Herrn Krummacher angefangen. Veranlaßt freilich hat er sich dazu gesehen, aber nur durch seine verletzte Persönlichkeit. Die Herabwürdigung der Kanzel durch blümelnbe Redensarten und tändelndes Nüchenspiel, die Feuerworte gegen die Glaubenslosen hat er auf sich bezogen und die Glaubenskraft des auf dem festen Grunde des Evangelii stehenden Predigers ist auf ihn eingedrungen wie ein Gewappneter und hat einen Stachel in seiner Seele zurückgelassen, den er durch die Streitspredigt herauszuziehen sich bemühte. Der ganze Paniel steht zu dem ganzen Krummacher in natürlicher Opposition; die beiden liegen im Streite, auch wenn Krummacher nie in Bremen gepredigt hätte.

Wir wollen versuchen, uns aus den von Herrn Paniel selbst in seinen Predigten dargebotenen Zügen ein Bild von seiner inneren Art zu machen. Wir finden daselbst, um es hier gleich zusammenzustellen: „des Menschen höchste Kraft, Vernunft und Wissenschaft,“ in sehr geringem Maße; schwaches Denkvermögen, das fast keinen Begriff scharf auffassen kann und sich immer verwirrt in seinen eigenen Fäden, das selbst in leichten Fällen Wahrheit nicht von Irrthum zu scheiden vermag, dem die trivialsten Gedanken schon als etwas Ungemeines, der Rede werthes erscheinen müssen, weil es sie aufgreift und mit den pompösesten Redensarten behängt, gewiß nicht um ihre nackte Armuth zu bedecken, sondern weil sie solcher Zier würdig geachtet werden; ferner unglaublich flache Theologie, der nicht die einfachsten Grundbegriffe klar geworden sind und die von dem, was erst den rechten Theologus macht, von dem eigenen inneren Erleben nichts ahnet; eben so flache Philosophie, die nicht einmal zur Logik durchgebrungen ist, die eine bunte Decke, von abgetragenen Gedankenstücken zusammengenäht, umnimmt und stolzirend denkt, welch' einen schönen Mantel hab' ich! Mangel an Tiefe des Geistes, in welcher ewige Ideen wurzeln; Mangel an schaffender Kraft des Geistes, die ein wohl gebildetes und geordnetes lebenskräftiges Werk hervorbringen kann; Mangel an Mutterwitz, was die Franzosen esprit nennen; vorzüglich aber Mangel an gesunder Urtheilskraft, gewöhnlich Judicium genannt. Daß aus allen diesen Zügen dann natürlich sich die Physiognomie eines flachen, schalen, abgestandenen, hochmüthigen Nationalismus,

der sich mit biblischen Redensarten zudecken möchte, ergibt, versteht sich von selbst, und daß die Nebensucht, die aus solchen Gaben erwachsen ist, sich begnügen muß auf hergebrachtem Leisten allerlei wahre und falsche Gedankenlappen zusammenzuflicken und höchstens mit hochtönenden angelernten Redensarten die Ohren zu füllen, darf man im Voraus annehmen. Das klingt hart, aber wir haben nur „in möglichst milder Weise“ — diese Worte im wahren Sinne gedacht — uns ausgedrückt, denn hätten wir im Sinne des Herrn Paniel „milde“ reden wollen, welch' ein Donner würde erklingen sein! Wir wollen jetzt das Gesagte nachweisen, nicht eben der Reihesfolge nach, sondern wie der Herr Verf. in seiner Predigt es bietet. Hören wir die Einleitung:

„Meine anhänglichen Zuhörer! Im ganzen Laufe der Weltgeschichte läßt sich kein einziger Zeitpunkt nachweisen, in welchem die geistigen und die leiblichen, die höheren und die niederen Angelegenheiten der Menschheit, von derselben mit gleicher, unparteiischer Liebe gepflegt worden wären. Stets war die Aufmerksamkeit, der Fleiß und die Sorgfalt der Menschen entweder nur den höheren, oder nur den gemeineren Forderungen unserer Natur mit besonderer Vorliebe zugewendet, und stets wurde die eine Richtung des menschlichen Wirkens mehr oder minder vernachlässigt, wenn die andere mit Sorgfalt gepflegt wurde und einen mächtigen Aufschwung nahm. In dem gewaltigen Rom der alten Welt konnte unter dem lauten Getöse kriegerischer Waffen die sanfte Stimme der Kunst und Wissenschaft nicht durchdringen. In dem schönen Griechenland blühten zwar die edleren Künste und die Weltweisheit in kaum je wieder erreichter Herrlichkeit, allein an die Stelle wahrer Tugend und Sittlichkeit hatte man nur verfeinerte Sinnlichkeit und einen bloß äußeren Schein der Gefügung gesetzt. In Judäas wunderbarem Lande waren alle Blicke nur auf Zions heilige Höhe gerichtet und Israel hatte nur einen herrschenden Gedanken, die Verherrlichung des Gottes Abraham's, Isaak's und Jakob's; weil aber diese heilige Richtung des Gemüths nicht zu ihrer vollen, Alles umfassenden und kräftigenden Wirksamkeit entwickelt wurde, so blieb das Volk unwissend in den meisten Fertigkeiten des äußeren Lebens und einseitig in seiner Ansicht von Welt und Menschen. In jenen finsternen Zeiten des Mittelalters lag zwar die Hingebung an das wunderbare Gebiet des Glaubens, der Ausdruck menschlicher Unterordnung unter die Kirche Jesu, bis zur äußersten Höhe; weil aber die herrschsüchtige Priesterschaft das Licht der Vernunft und Wissenschaft absichtlich verdrängte, so artete der reine Himmelsglaube in finsternen Bahn aus und in seinem Gefolge war Unwissenheit, Noth und schändliche Gewaltherrschaft. In jener neuen Welt jenseits des Meeres, mit deren Entdeckung eine neue Periode der Weltgeschichte begann, zeigt sich zwar dem erstaunten Blicke eine rastlose, bisher unerkannte, eine unermessliche und beinahe sinnverwirrende Thätigkeit in Allem, was Handel und Gewerbe, was Landeskultur und äußeres Gedeihen des Staats betrifft; die Religion dagegen ist dort entweder noch in den Banden des alten Aberglaubens zurückgeblieben, oder hat sich in eine Unzahl thörichtester und lächerlicher Meinungen zerplittert. In unserem eigenen Deutschen Vaterlande dagegen — welch' freudigen Aufschwung hat die heilige Sache der Religion in ihm wieder gewonnen! Wie wohl thut dem Freunde der Menschheit dieses bei Hohen und Niederen wiedererwachte Glaubensleben, diese Rückkehr so mancher unserer Mitbrüder zu Christus als zu dem „Lichte der Welt,“ zu dem Gotteswort, als zu unserem einzigen Trost im Leben und im Sterben! Und doch — wie sehr wird uns auch diese edle Freude verkümmert? Denn wie bald ist auch unter uns leider der reine evangelische Glaube in Bahn und

Uberglauben ausgeartet! Wie schnell haben sich herrschsüchtige oder verbblendete Priester der für Religion wieder empfänglichen Gemüther ihrer Mitchristen bemächtigt und eine unreine Saat ausgestreut, deren unselige Frucht bereits als Fanatismus und Verfolgungssucht aufgegangen ist! Wie werden sie schon wieder verdammt die edelsten Geister der Nation und herabgewürdigt Alle, die es nicht mit den feindseligen Glaubensessenern halten! Wie ziehen sie schon wieder umher gleich den Kegerrichtern vergangener Zeiten und werfen die Brandfackel in friedliche Gemeinden, und erregen den Vater gegen den Sohn, und den Bruder gegen die Schwester, und suchen sich gleich den heidnischen Baalspaffen wieder Opfer aus für ihren Fanatismus, den sie den wahren Glauben zu nennen wagen.“

„Nein, ihr Brüder, noch hat es im Laufe der Weltgeschichte, noch hat es selbst in der Kirche Jesu keinen Zeitpunkt gegeben, in welchem nicht die Eine nothwendige Richtung des menschlichen Strebens und Wirkens mehr oder minder gelitten hätte, wenn die andere nicht minder nothwendige gehoben und begünstigt wurde. Allein besorgt für das endliche Schicksal der Menschheit, für ihr Hinaubringen zu immer höherer Vervollkommenung, darf uns diese betrübende Erfahrung, zu der auch die Ereignisse in unserer Kirche so manchen traurigen Beleg geben, nimmermehr machen. Bald siegend und vorwärtsschreitend, bald sinkend und zurückfallend, stets aber im rastlosen Kampfe, ringt die Menschheit, geleitet von einer höheren Hand, immer mehr jener herrlichen Zeit entgegen, in welcher der Wille des himmlischen Vaters vollständiger als jetzt erfüllt und das so oft verlorene Gleichgewicht zwischen Geist und Gemüth, zwischen Glaube und Liebe, zwischen den Rechten des inneren und den stürmischen Forderungen des äußeren Lebens, zum Heile der vergeistigten, der berebten, der geheiligten Welt wieder hergestellt werden wird. — Was sollen aber wir, meine Brüder, im Kleinen und Einzelnen thun, während die Menschheit im Großen und Ganzen ihrer erhabenen Bestimmung entgegengeführt wird? Ich antworte in unser aller Namen: wir sollen, wir dürfen die geistigen Gaben und Güter, welche uns durch die Gnade des Himmels zu Theil geworden sind, niemals den Angriffen Verblendeter oder Böswilliger ohne Widerstand preisgeben. Während sich rings um uns das Leben vieler, entweder in bloßen Äußerlichkeiten zersplittert oder durch Wahnglauben verüstert, müssen wir mit aller Macht des Geistes und Herzens die lautere evangelische Wahrheit gegen alle Anfechtungen vertheidigen. Während sich der Staat und das öffentliche und häusliche Leben eures Wirkens erfreut, ruft euch, meine Brüder und Schwester, mit nicht minderem Rechte die Kirche des Herrn zu ihrem Dienste auf, hat auch die christliche Gemeinde ein Anrecht auf eure Kräfte, dürfet ihr euch nicht bloß als weltliche, sondern müßt euch auch als geistige Menschen, als Apostel des Herrn, als Bewahrer, Beförderer, Beschützer der höchsten und heiligsten Güter des Glaubens betrachten. Fühlet ihr euch aber mit freudigem Stolge als Glieder des heiligen Leibes, von welchem Christus das Haupt ist, erkennet ihr klar und vergeßet ihr niemals die hohe Würde einer christlichen Gemeinde, dann wird es euch stets die heiligste Pflicht seyn, Geist, Herz und Gemüth durch die Quelle der ewigen Wahrheit aufzuerbauen, ihr werdet aber auch die Angriffe auf eure wohlgeprüften Überzeugungen richtig zu beurtheilen, die unchristliche Verdamnungssucht wahrerhitzter Prediger in ihre Schranken zurückzuweisen, und euch durch einen aufrichtigen und innigen, in Liebe thätigen Christenglauben immer mehr vor den Augen der Welt und des Himmels zu bewähren wissen. Nahe liegende Gründe veranlassen mich, heute daher von der hohen Würde einer christlichen Gemeinde zu sprechen. Lasset uns hiezu in frommem Gesange den Segen des Herrn ersuchen.“

Betrachten wir diese Einleitung zuerst im Allgemeinen. Die Einleitung einer Predigt soll doch die Wurzel seyn, woraus die Predigt als eine nothwendige erwächst, oder der Weg zum Ziele des Themas. Gilt das auch von dieser Einleitung? Der Verf. hebt mit der Versicherung an, niemals seyen in der Welt die geistigen und leiblichen Interessen, die höheren und niederen Angelegenheiten der Menschheit von derselben mit gleicher unparteiischer Liebe gepflegt worden. Dieses will er durch einen cursorschen Überblick der Weltgeschichte nachweisen, spricht vom gewaltigen Rom, schönem Griechenland, Judäas wunderbarem Lande, von jenem finsternen Mittelalter, von Amerika, von Deutschland, dies und das; dann recapitulirt er: noch nie hat es in der Weltgeschichte, noch selbst in der Kirche Jesu einen Zeitpunkt gegeben, in welchem nicht die eine nothwendige Richtung gelitten, die andere begünstigt wäre. Hier wird wunderbar genug die Kirche Jesu an die Weltgeschichte angelehnt, damit der Faden doch weiter laufen könne; also sind in der Kirche Jesu auch niemals die höheren geistigen und die niederen leiblichen Interessen mit gleicher unparteiischer Liebe gepflegt, was doch nach des Verf. Meinung hätte geschehen müssen! Aber, fährt er fort, besorgt brauchen wir deshalb nicht zu seyn — nur nicht bange — denn die Menschheit ringt sich, geführt von einer höheren Hand, immer mehr jener herrlichen Zeit entgegen, wo das verlorene Gleichgewicht, nämlich zwischen den höheren geistigen und niederen leiblichen Interessen, hergestellt wird.

Still wird hier noch ein Gleichgewicht zwischen Geist und Gemüth, zwischen Glaube und Liebe angelehnt, wovon im vorigen keine Rede seyn konnte. Dann wird gefragt: was wir im Einzelnen denn thun müßten, während die Menschheit im Großen und Ganzen dem Ziele des Gleichgewichts entgegengeführt würde, und statt der erwarteten Antwort, daß wir uns ruhig sollten führen lassen, weil das Ganze doch aus den Einzelnen besteht, hören wir: wir sollen und dürfen die geistigen Gaben und Güter niemals den Angriffen Verblendeter und Böswilliger ohne Widerstand preisgeben! Also dadurch wird das gestörte Gleichgewicht zwischen geistigen und leiblichen Interessen hergestellt!! Ohne Widerstand darf man die geistigen Gaben und Güter nicht preisgeben, das schadet, aber wenn man sie nach einem Widerstande preisgibt, so schadet das dem Gleichgewichte nicht. Und diese Vertheidigung wird dann glücken, wenn ihr niemals die hohe Würde einer christlichen Gemeinde vergeßt. Und darum will ich denn sprechen von der hohen Würde einer christlichen Gemeinde!

So ist er glücklich von dem gestörten Gleichgewichte zwischen den geistigen und leiblichen, den höheren und niederen Interessen und Angelegenheiten der Menschheit bei seinem Thema: „die hohe Würde einer christlichen Gemeinde,“ angekommen! Wie? das ist ihm einerlei, genug er ist da. Er hätte freilich eben so gut zehn Minuten lang pathetisch rufen können: Dom die dom dom und dann fortfahren: darum, meine Brüder und Schwester — so schreibt der Verf. immer; ob vielleicht nur eine Frauensperson sich bei ihm in der Kirche einfindet? — will ich heut von der hohen Würde u. s. w. sprechen; es wäre eben so



gut gewesen. Denn daß die sogenannte Einleitung wirklich eine sey, wird er doch wohl nur dem allereinfältigsten Aengstlichen weiß machen wollen. Der Herr Paniel zeigt sich hier also als einen so schwachen Denker, daß er nicht einmal einen Gedanken zu finden vermag, von welchem aus er zu einem anderen, den er schon fertig vor sich liegen hat, logisch fortschreiten kann; er zeigt sich zugleich als einen kläglichen Redner, der, weil er nichts Besseres zu schaffen vermag, das verworrenste, zweckloseste, unnützlichste Geschwätz über seine bedauernswerthen Zuhörer ausschüttet, damit sie dann vielleicht — wirklich etwas Erbauliches hören? Nein, sondern nur aus dem Regen in die Traufe kommen, wie der Versatz zeigen wird.

Wir wollen dem Herrn Dr. theol. et philos. hier kein homiletisches Collegium lesen, aber doch einen kleinen Anstoß geben, daß er wo möglich zum Bewußtseyn komme über sein Treiben. Wer seinen ersten Satz hört, erwartet eine praktische Benützung der darin ausgesprochenen angeblichen Erfahrung. Entweder wird das Verfahren der Menschheit gebilligt oder getadelt. Entschieden sich der Prediger für's Billigen und heißt sein Satz: die Menschheit hat ganz Recht, denn die geistigen und leiblichen Angelegenheiten müssen auch nicht mit gleicher, unparteiischer Liebe gepflegt werden — so geht die Rede dann so weiter: Ihr Aengstlichen, oder meine Andächtigen, oder Geliebte, oder ihr Brüder, oder meine Brüder und „Schwester,“ gehört auch zur Weltgeschichte und zur Menschheit, nämlich zu der werthen Deutschen Menschheit diesseits des Meeres, deshalb müßt ihr es machen wie die ganze übrige Menschheit und ich will euch die Gründe dafür zeigen und euch ermahnen. Erwählt der Prediger das Tadeln und spricht: die ganze Weltgeschichte und Menschheit hat Unrecht, denn die geistlichen und leiblichen Interessen müssen nothwendig mit gleicher Liebe gepflegt werden, so mußte er fortfahren: und damit ihr Aengstlichen dem bösen Beispiele, das euch die Menschheit gibt, nicht nachlaßt, will ich euch die Gründe, warum sie Unrecht hat, unter die Augen stellen und euch warnen. Das Thema wäre dann natürlich ein ganz anderes geworden als „die hohe Würde einer christlichen Gemeinde.“ Wollte Herr Paniel aber dahin, so konnte er etwa folgenden Weg nehmen: Christen seyd ihr, lieben Brüder und Schwester; dies ist eine Christengemeinde. Das ist etwas sehr Schönes und Herrliches. Und doch zweifeln Viele daran. Die Juden achten euch nicht, sonst kämen sie zu euch herein; die Türken verachten euch, nennen euch, wenn ihr nicht gerade in zarter Türkenliebe euch für die hohe Pforte todtschießen laßt, Christenbunde; die Weltmenschen verlachen euch; Kantianer und Fichtianer sprechen vornehm: was Christenthum! die Vernunft ist unsere Religion! die Hegelinge rufen: weg mit der christlichen Kirche, sie muß im Staate aufgehen; weg mit Christo, das ist eine mythologische Person; weg mit dem Sohne Gottes, das sind wir, allzumal selbst Götter söhne! Die Nationalisten aller Art wollen den Geknecht der Ge-

meinde, Christum mit seinen Gaben wegräsonniren, wegfrittsiren, wegmithologisiren — ihr werdet wohl das Eine und Andere davon gehört haben. Damit ihr euch aber nicht irren laßt von der Thoren Geschrei, von Juden, Türken, Weltmenschen, Philosophen, Nationalisten, will ich euch die hohe Würde einer christlichen Gemeinde vorhalten. Was meint Herr Paniel zu solchem graden Wege statt seiner krummen, zu solchem ruhigen Fortschreiten statt seines Abspringens und Herumseßens in der Irre ohne Weg?

Aber es ist Zeit Einzelnes zu betrachten. Wir blicken auf den ersten Satz. Ist wohl je, im ganzen Laufe der Weltgeschichte, eine Predigt alberner angefangen worden? „Meine andächtigen Zuhörer!“ und nun tischt ihnen der Prediger einen Satz aus der Weltgeschichte auf! Eben so gut könnte ein Professor, der ein Collegium über Kulturgeschichte mit irgend einem Resultate derselben anfangt, seine Studenten anreden: Meine andächtigen Zuhörer! Weiß der Herr Paniel was andächtig bedeutet, warum gab er der wartenden Andacht nicht ihren Gegenstand; oder wollte er das nicht, warum redete er die Zuhörer als andächtige an, statt etwa liebe, oder geneigte, oder hochzuehrende, und deckte damit dem Denkenden sogleich den Zwiespalt zwischen der Forderung der Gemeinde, die hier eine andächtige seyn will, und zwischen seiner Leistung auf? Es ist also nur so ein gedankenloses Hinreden in angewöhnten Formeln oder Nationalistenart, welche allerdings für ihre eigene, selbstgemachte Weisheit so viel Andacht fordert, daß für das Wort Gottes wenig übrig bleiben kann, und man sieht dabei zugleich, bis zu welcher Höhe sich ihre eigene Andacht aufschwingt und bis zu welcher sie ihre Hörer emporflügeln will. Und nun ist dazu noch die hier dargebotene Weisheit eine wahre Albernheit. Denn so pathetisch auch mit der siegenden Miene der Unfehlbarkeit Herr Paniel erklärt, es lasse sich im ganzen Laufe der Weltgeschichte kein einziger Zeitpunkt nachweisen, worin u. s. w., so wird er doch eine solche Behauptung nie erweisen können. Und dann, welcher Abgrund von Unverstand thut sich in dem Gedanken selbst auf! Der Prediger beklagt und tadelt es, daß niemals die geistigen und leiblichen, die höheren und niederen Angelegenheiten der Menschheit von derselben mit gleicher, unparteiischer Liebe gepflegt worden sind, und er beruhigt die andächtigen Zuhörer später S. 3. wegen dieser traurigen Erscheinung mit der Versicherung, sie dürften über das endliche Schicksal der Menschheit nicht besorgt seyn, denn „geleitet von einer höheren Hand würde sie sich immer mehr jener herrlichen Zeit entgegenrücken, wo das so oft verlorene Gleichgewicht zwischen den Rechten des inneren und den stürmischen Forderungen des äußeren Lebens wieder hergestellt“ und also die geistigen und leiblichen Angelegenheiten mit gleicher unparteiischer Liebe wieder gepflegt würden.

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 26. Mai.

N<sup>o</sup> 42.

**Das Deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus German und Ambrosius Blaurer von Dr. R. G. Ph. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching, 1841. 4. XXXIX und 894 S. 5 $\frac{1}{2}$  Thlr.**

Bis dat, qui cito dat. Nicht selten haben wir auf wichtige, dem vorliegenden verwandte Werke, deren Erscheinen mit der größten Bestimmtheit als nahe bevorstehend zu wiederholten Malen angekündigt wurde, nicht ein Jahr oder zwei, sondern zehn bis funfzehn Jahre lang warten müssen, oder warten auf dieselben halb unmutig sogar noch jetzt; Herrn Dr. Ph. Wackernagel's Unternehmen ist erst seit etwa zwei oder drei Jahren in der literarischen Welt bekannt, erst vor einem Jahre angekündigt, und schon seit einigen Monaten sehen wir die Frucht desselben, eine willkommene Gabe, in unseren Händen. Ein ungewöhnlicher Reichtum der bedeutendsten und seltensten, zum Theil noch niemals gebrauchter Hülfsmittel, zu dessen Benutzung dem Verf. theils eine besondere Gunst der Verhältnisse, theils seine unermüdete Thätigkeit verhalf, befähigte denselben eben so sehr, dieses Werk zu unternehmen, als dasselbe in einer verhältnismäßig so kurzen Zeit zu vollenden.

Die Absicht des Verf. war (Vorrede XXVI.), „eine die ersten Stadien umfassende Geschichte des Deutschen Kirchenliedes zu geben, und zwar nicht durch Erzählung, sondern durch unmittelbare Hinstellung der Thatfachen selbst.“ Dem gemäß zerfiel sein Werk in drei Theile: „in die Redaktion der Lieder, in die Darstellung dreier angränzender Gebiete und in die Literaturgeschichte der Gesangbücher und Gesangblätter.“ Hinsichtlich des ersten und hauptsächlichsten Theiles hat er sich folgende Aufgaben gestellt: „keinen Dichter zu übergehen, dessen Lieder je in einer Gemeinde Geltung gehabt; sodann alle Lieder eines Dichters, welche in die Gesangbücher aufgenommen worden, vollständig herbeizuschaffen, und zwar jedesmal aus den ersten Quellen; endlich das Material nach Confessionen und Gemeinden zu ordnen.“ Die drei „angränzenden Gebiete“ sind das Deutsche geistliche Lied vor der Reformation, die Lateinischen Gedichte und das weltliche Volkslied. Wir finden demnach in dem Buche, unter überhaupt 805 Nummern: I. fünf und sechzig Lateinische Hymnen und Sequenzen, S. 1—37.; II. Deutsche Lieder und Leiche bis auf die Zeit Luther's, S. 38—128.; III. Geistliche Lieder und Psalmen aus der Zeit der Reformation bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, S. 129—604.; IV. Nachträge, bestehend aus Lateinischen Hymnen, geistlichen Poesien des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, mehreren Liedern aus der Zeit der Reformation, und einer Auswahl aus Liedern der ältesten katholischen Gesangbücher, S. 604—717.;

V. als „ersten Anhang“ die Aufzählung und Beschreibung der Deutschen Gesangbücher und Gesangblätter, welche vom Ende des funfzehnten bis um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gedruckt worden, unter 187 Nummern, S. 718—787.; VI. als „zweiten Anhang“ die Vorreden der alten Gesangbücher, unter 38 Nummern, S. 788—836.; VII. als „dritten Anhang“ neun und dreißig weltliche Lieder, die geistlich umgearbeitet worden, S. 837—861.; als „vierten Anhang“ Anmerkungen und Berichtigungen, S. 862—881.; endlich als „fünften Anhang“ die Verzeichnisse der Lieder (Register, in denen doch, wie es zu geschehen pflegt, zwei Lieder fehlen: S. 886. Joh. Freder's Lied: Ach Herr mit deiner Hülff erschein S. 235. und S. 890. O Gott du höchster Gnadenhort von Conr. Huber S. 440.), S. 882—894. Unter III erhalten wir 1. die Lieder Luther's, tertgetreu nach dem letzten von Luther besorgten Druck (Wittenberg, Val. Bapst, 1545) abgedruckt; 2. die Lieder derjenigen Dichter, welche zu dem Joh. Waltherschen Gesangbuche von 1525 und zu dem Bapstischen von 1545 beigetragen haben, Nr. 223—414., unter diesen zwei und neunzig Lieder der Böhmischen Brüder Nr. 323—414.; 3. Lieder derjenigen Dichter, welche an den von Luther herausgegebenen Gesangbüchern keinen Antheil gehabt; a) Dichter der Lutherischen Kirche, Nr. 415—520.; b) Dichter der Reformirten Kirche, Nr. 521—618.; c) Lieder von Märtyrern, Nr. 619—630.; d) Lieder von unbekannten Dichtern, Nr. 631—692.; e) Dichter, die sich zur Aufgabe gesetzt, das weltliche Volkslied geistlich umzuarbeiten (Vespasius und Knauff), Nr. 693—719.

Aus dieser Übersicht des Inhaltes ergibt sich, daß wir kein Werk besitzen, welches mit dem vorliegenden eine Vergleichung aushalten könne. Der Verf. hat wirklich (S. XXV.) einen guten Beitrag zur Geschichte des geistlichen Liedes geliefert und im Sinne D. G. Schöber's einen tüchtigen „Damm, als gründlichen Anfang zur Liederhistorie“ aufgeführt. Eben dadurch aber hat er auch der Kirche einen wesentlichen Dienst geleistet; sein „Damm“ ist einer der stärksten unter den jetzt fast alljährlich in der Evangelischen Kirche gegen die heillose Liedermacherei und Reimerei der modernen Gesangbücher sich erhebenden Dämmen; er ist eine unentbehrliche Grundlage jeder künftigen Arbeit an einem wirklich verbesserten Gesangbuche der Evangelischen Kirche, da es bei einem solchen Geschäft nicht möglich ist, lediglich kundige Forscher zu verwenden, und auch diese bei einer praktischen Arbeit gern die bequemsten Hülfsmittel zur Hand haben. Wird nun das von unserem Verf. begonnene von ihm selbst oder einem anderen Kundigen durch den Rest des sechzehnten Jahrhunderts fortgesetzt, und unternimmt ein Dritter entweder eine ähnliche Sammlung für das siebzehnte Jahrhundert, oder auch nur die Sammlung von Joh. Heerman's, Joh. Frank's und Joh. Nist's Liedern, in ähnlicher Weise



wie wir jetzt die Gerhardschen Lieder besitzen, so ist die Regeneration unserer Gesangbücher vollständig vorbereitet, und kann alsdann unmöglich noch länger ausgesetzt werden; ja sie wird, glauben wir, alsdann wie von selbst, und sicher an allen Orten, wo noch evangelisches Bekenntniß vorhanden ist, zugleich erfolgen. Für jetzt können wir insbesondere alle jüngeren Theologen nicht dringend genug ermahnen, sich, insofern sie nicht selbstständige Studien in der kirchlichen Poesie anzustellen im Stande sind, mit diesem Buche auf das Genaueste vertraut zu machen; eine, wie wir glauben, ganz nahe Zukunft wird von ihnen über diesen Zweig ihrer Studien und ihres Berufes genaue und ernste Rechenschaft fordern, denn das kirchliche Gesangbuch dürfte keines der letzten Felber seyn, auf denen der Streit um Christus und den Widerchrist, so weit denselben unsere Zeit zu führen hat, seiner Entscheidung entgegengeführt wird. Die Gegenwart strebt aus der dem Leben lange Zeit hindurch entfremdeten Wissenschaft mit unverkennbarer Entschiedenheit in das wirkliche Leben zurück, und bald wird es zu den Unmöglichkeiten gehören, den Streit um christliches und kirchliches Bekenntniß zu den „theologischen Controversen“ und wissenschaftlichen Diskussionen mit „gleich berechtigten“ Gegnern zu zählen. Ein solches dem wirklichen Leben angehörendes Bekenntniß aber liegt in dem evangelischen Kirchenliede, zumal der ältesten Zeit. So lange das Kirchenlied als bloße Poesie, als geistliche Dichtung aufgefaßt wird, lassen auch unsere Gegner, wenigstens manche der jüngeren, dasselbe gelten, und erklären sich mit uns gegen die modernen Verwässerungen dieser Poesie, welche sie wenigstens als „Geschmacklosigkeiten“ bezeichnen. Sobald es sich aber von unserer Seite darum handeln wird, diese alten Bekenntnisse in den kirchlichen Gebrauch zurückzuführen, werden die Gegner diesem Ansinnen entschieden widerstreben, und sich als das, was sie sind, als Feinde des Kreuzes Christi, offenbaren. Und darum muß es sich in wenig Jahren auf das Auserwählteste handeln. Es wird die Zeit kommen, in der wir im vollsten und strengsten Ernste über die Frage verhandeln: ob wir noch mit Paul Eber singen wollen: Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott; oder mit Paul Speratus: Die Werke helfen nimmermehr, sie mögen nicht behüten; oder mit Luther: Dem Teufel ich gefangen lag; es wird die Zeit kommen, daß wir an der einfachen Bejahung dieser Frage die Unseren erkennen und die kirchliche Gemeinschaft von dem Ja oder Nein abhängig machen werden. Es wird sich diese Frage am Bestimmtesten und Schärfsten an die Lieder aus der ersten Zeit der Reformation und an deren ursprüngliche Gestalt anknüpfen, und schon darum erkennen wir in dem Unternehmen, grade diese ersten Lieder in möglichster Vollständigkeit und in vollkommener Treue des ursprünglichen Textes — beides einem großen Theile der gegenwärtigen Generation fast unbekannt — wieder allgemein zugänglich zu machen, abgesehen von dem literarhistorischen Verdienst, ein sehr bedeutendes kirchliches Verdienst.

Doch wir brechen diese allgemeinen Betrachtungen ab, um uns zu einer genaueren Beurtheilung des Buches, wenigstens in so weit als dieselbe in diesen Blättern nicht vermist werden darf, den Raum nicht zu versperrern.

Das Buch hat, wie gesagt, eine literarische und eine kirchliche Seite, und verlangt und verdient in jeder dieser beiden Beziehungen eine gründliche und umfassende Würdigung. Eine eigentliche Recension liegt nun zwar, zumal in literarischer Hinsicht, außerhalb des Kreises der *Ev. R. Z.*, doch wüßten wir für diesen Fall, wenn es nicht bei einer allgemeinen, hier übel angebrachten Besprechung bleiben soll, dem Werke in kirchlicher Hinsicht sein Recht nicht angeheihen zu lassen, ohne auch auf die literarische Seite desselben einigermaßen einzugehen.

Was zunächst den Plan des Werkes betrifft, so ist derselbe auf die Mittheilung der Lieder von Luther's Zeitgenossen beschränkt. Wir gestehen, daß wir außer der Neigung und den Hülfsmitteln des Verf. einen zureichenden Grund für diese nach äußerlichen Merkmalen abgesteckte Gränze nicht aufzufinden vermögen. Ohnehin ist eine solche, so objektiv sie scheint, doch nicht sicherer als eine nach inneren Merkmalen bestimmte; so ist es denn gekommen, daß zwar Martin Schalling, ja sogar Knaust und Vespasius Aufnahme gefunden haben, Christoph Vischer aber, Selnecker und Helmbold ausgeschlossen worden sind. Unseres Bedünkens müßte eine Sammlung der evangelischen Kirchenlieder von dem äußerlichen Umfange wie dieses Buch, welche einen unantastbaren und bleibenden wissenschaftlichen Werth für sich in Anspruch nehmen wollte, das evangelische Kirchenlied des ganzen sechzehnten Jahrhunderts umfassen, da der wesentliche Charakter dieser Dichtungen durch das ganze Jahrhundert unverändert derselbe bleibt: innerlich ist es das einfache Bekenntniß der evangelischen Wahrheit, in den ausgezeichnetsten Erscheinungen zum Zeugniß gesteigert, äußerlich das Altkirchliche und das Biblische der Quellen, so wie das Volksmäßige der Sprache und Darstellung, welches alle evangelische Kirchenlieder von Luther bis auf Valerius Herberger in gleicher Weise in und an sich tragen, und wodurch sie sich von der folgenden Periode sehr bestimmt unterscheiden. Mit Joh. Heermann beginnt eine zweite Periode: die des Zeugnisses, und der in dem Zeugnisse naturgemäß stärker hervortretenden Subjektivität, woher es kommt, daß wir aus dieser Zeit eine bei weitem größere Anzahl Lieder von höherer lyrischer Bedeutung haben, als in dem sonst weit poetischeren sechzehnten Jahrhundert; die Bearbeitung nicht allein der älteren kirchlichen (Lateinischen) Gesangsstücke, sondern auch der Psalmen, erlischt nach und nach fast gänzlich: nicht mehr die Kirchenfreude, sondern allein die Herzensfreude wird besungen; die Sprache bleibt zwar noch volksmäßig, aber nicht mehr die Darstellung, die sich nunmehr dem figürlichen Ausdrucke, welcher dem Volksliede sowohl wie dem älteren evangelischen Kirchenliede völlig fremd ist, zuwendet, und sich hiedurch, als unter dem Einflusse der gelehrten Dichterschule Opitz's stehend, bekennet. Nach Gerhards hört die Wahrheit der unmittelbaren christlichen Erfahrung, von welcher bis dahin das evangelische Kirchenlied, als ein wahres Volkslied, getragen wurde, auf, sich geltend zu machen; statt ihrer tritt die schon längst vorhandene, auch in dem Kirchenliede seit 1640 hinreichend vorbereitete Kunstpoesie, und mit ihr statt des Bekenntnisses die Betrachtung, statt des Zeugnisses die Schilderung, statt der christlichen Erfahrung die christliche Phan-

tasse, mit Einem Worte die Individualität in ausschließlicher Geltung hervor, und raubt dem geistlichen Liede fast ganz seinen kirchlichen Charakter (wohin auch der Form nach das ganz unkirchliche und undeutsche Daktylen-, Anapäst- und Amphibrachen-Geräusch gehört), so daß wir endlich mit Gellert bei Liedern anlangen, welche den Zweifel an der göttlichen Wahrheit bezeugen (Anklänge davon finden sich schon bei Lampe) und somit das Erlöschen des evangelischen Kirchenliedes bezeichnen. Jede dieser Perioden wünschen wir im Ganzen so, wie der Verfasser einen Theil der ersten bearbeitet hat, aber jedenfalls unzerschnitten, dargestellt zu sehen, und Herr Dr. Wackernagel wird sich ein großes Verdienst erwerben, wenn er bald die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts einer gleichen Bearbeitung unterwirft wie die erste. Aber es wäre sehr wohl möglich gewesen, auch in dem Umfange des vorliegenden Bandes diesen Zweck zugleich, zu größerer Förderung der Brauchbarkeit und der Verbreitung dieses Buches zu erreichen, wenn sich der Verf. streng auf dem Boden des evangelischen Kirchenliedes gehalten, und durch die Darstellung der „drei angrenzenden Gebiete“ den Raum nicht unnötiger Weise verbraucht hätte. Die Mittheilung der lateinischen Hymnen und Sequenzen wollen wir uns noch gefallen lassen (wir kommen alsbald auf dieselben zurück), aber die Mittheilungen aus dem althochdeutschen und mittelhochdeutschen Sprach- und Dichtungsschatze müssen wir für die schwächste und zum Theil sogar für eine ungehörige Partie des Werks erklären und wünschen, daß der ansehnliche Raum S. 38—128. und S. 605—676. mit auf die Darstellung des evangelischen Kirchenliedes verwendet worden wäre. Am ungehörigsten stellt sich die Auswahl aus der althochdeutschen Interlinearversion der vier und zwanzig Hymnen heraus; denn wem dient dieselbe? Dem Sprachforscher und Literaturhistoriker? dieser kennt sie längst aus Grimm's Ausgabe; dem, welcher Sprache und Literatur dieser ältesten Zeit erst kennen lernen will? dieser kann ohne Hülfsmittel, die an diesem Orte allerdings nicht dargeboten werden konnten, doch nichts damit anfangen; für die große Mehrzahl der Leser, und zwar gerade derjenigen Leser, welche wir dem Buche auf das Angelegentlichste wünschen, sind diese Mittheilungen vollkommen werthlos. Aber sie sind auch für den vorliegenden besonderen wissenschaftlichen Zweck werthlos: diese Version ist gar keine Poesie, nicht einmal singbar, oder irgend für den Gesang bestimmt gewesen, gehört also durchaus nicht in eine Geschichte der Deutschen Poesie, des Deutschen Kirchenliedes. Eben so wenig begreifen wir, wie es dem Verf. möglich gewesen ist, Stücke aus Otfrid und das Lied von der Saramiterin aufzunehmen. Und wozu sollen die Lieder Spervogel's, Walther's, Heinrich's v. Laufenberg und des Mönchs von Salzburg dienen? Um zu beweisen, daß es auch vor Luther eine geistliche Poesie gegeben habe? Diesen Beweis suchen wir in einem Buche, wie das vorliegende, nicht, soll er aber geführt werden, so muß er bei weitem ausführlicher dargestellt werden (wir erinnern u. a. an Banga's Unternehmungen, v. Aufseß Anzeiger, 1833, Sp. 266 ff.), nicht aber durch eine doch immer willkürliche und ungenügende Anthologie. Wenn Rambach im Jahr 1817 in dem ersten Bande seiner

Anthologie Einiges aus dieser älteren Zeit mittheilt, so muß man dieses dem Jahre 1817 zu Gute halten; das Jahr 1841 stellt ganz andere wissenschaftliche Anforderungen. Obnehin müssen wir den Zusammenhang dieses mittelhochdeutschen geistlichen Liedes, selbst des aus dem funfzehnten Jahrhundert, mit dem evangelischen Kirchenliede für sehr schwach erklären, können jedoch diese unsere Überzeugung hier nicht weiter ausführen, und bemerken nur, daß Alles mit Recht hieher Gehörige von Hoffmann in Breslau in seiner Geschichte des Deutschen Kirchenliedes uns hinreichend dargestellt und gesammelt scheint.

Eben so würden wir die Mittheilungen über das weltliche Volkslied und die geistliche Bearbeitung desselben nicht sonderlich vermist haben. Der Abdruck der neun und dreißig weltlichen Volkslieder ist zwar dankenswerth, da sich unter diesen mehrere bis dahin unzugängliche befinden, doch sucht dieselben Niemand leicht hier in diesem Buche, und am wenigsten ein so anstößiges, wie das Lied von der Fischerin, welches schon von Fischart verurtheilt worden ist; überlasse man doch diese Dinge abgeforderten Sammlungen. Sollten aber einmal Volkslieder mitgetheilt werden, so hätten einige der besten und am allgemeinsten gesungenen nicht fehlen dürfen, z. B. Ach Gott wem soll ichs klagen (Contrafactur bei Knaust Nr. 40.); Nach Willen dein (Contrafactur bei Vespasius Nr. 1., bei Knaust Nr. 13.); Es taget vor den Ofen; Ich treuer Wächter tritt daher (Contrafactur in den christlichen Hausgesängen) u. a. Die Umdichtungen von Knaust und Vespasius gehören in das Gebiet des Kirchenliedes unserer Meinung nach überall nicht, sondern in das des geistlichen Liedes; sollten aber Contrafacturen aufgenommen werden, so ließen sich die Hundert Christliche Hausgesang (zwei Theile, 8. Nürnberg, Koler), die Herrn Dr. Wackernagel vermuthlich nicht zu Gesicht gekommen sind, nicht übergehen, zumal da sie zum Theil ältere Stücke darbieten, als Knaust und Vespasius. Hätte Ref. eine Recension zu schreiben, so würde bei diesem Gegenstande sich Stoff zu sehr vielen Bemerkungen finden; nur die einzige möge hier noch stehen, daß auf diesem Gebiete (des Volksliedes und der geistlichen Umdichtung desselben) ein Anthologistren ihm überall nicht angemessen, jezt aber noch keines Falls an der Zeit zu seyn dünkt.

Sodann würden wir auch von der Mittheilung katholischer Kirchenlieder (aus Wigel's Psaltes, aus M. Behe's Gesangbüchlein, dessen Seltenheit\*) den Verf. vielleicht zum großen Theil bestimmt hat, auf dies Gebiet einzugehen, und Joh. Peiscentrit's Geistlichen Gesängen, hinsichtlich deren wir zu S. 786. berichtend bemerken, daß dieselben 1573 in einer zweiten, 1584 aber in einer dritten Auflage erschienen sind, deren erster Theil den Titel: „Catholisch Gesangbuch, voller Geistlicher Lieder u. s. w.“ führt, welche doch nur in einer beschränkten Auswahl stattfinden konnte, abstrahirt haben, um unsere ganze Kraft und den ganzen noch disponibeln Raum auf das evangelische Kirchenlied zu wenden. Obnehin haben wir weder früher aus Peiscentrit noch jezt aus den Liedern, welche wir durch Herrn

\*) Der Verf. schlägt dieselbe vielleicht zu hoch an, da doch Rambach dieses Buch benutzt hat.



Wackernagel aus Behe kennen lernten, besonderen Gewinn für das evangelische Kirchenlied und dessen Geschichte schöpfen können; das Merkwürdigste war uns bei Leisentritt, daß derselbe ungeachtet seiner starken Ausfälle gegen die Evangelische Kirche, eine ganze Reihe evangelischer Lieder (z. B. von J. Zwick: Nun wolle Gott daß unser Gsang; von Paul Eber: Herr Jesu Christ; von R. German: Wenn mein Stündlein vorhanden ist) unbedenklich aufgenommen hat.

Endlich würden wir noch die Märtyrerlieder, welche doch zunächst nur unter die geistliche, nicht unter die kirchliche Poesie gehören, gewiß aber die Lieder 415. 419. 813. 816. 817., besonders die anstößige Reimerei 818. ausgeschlossen haben. Mit solchen Streitliedern, welche einem, dem Kirchengesange nur ganz äußerlich verwandten Gebiete, dem historischen Volksliede, angehören, sind wir reichlich versehen, und sollten sie in einer eigenen Sammlung zusammenstellen; hier figuriren sie nur als fremdartige und unwissenschaftliche Fragmente; so wenig Thomas Murner's Sparnößli in eine Sammlung katholischer Kirchenlieder gehört, so wenig darf sich Nr. 818. in einer Sammlung evangelischer Kirchenlieder blicken lassen; ja wir würden aus den berührten Gründen selbst Stiefel's bekanntem Liede (Nr. 800.) die Aufnahme versagt haben: entweder war die ganze Liederfehde zwischen Stiefel und Murner mitzutheilen, oder auch dieses Lied mußte wegb bleiben.

Wären nun diese der Wissenschaft doch nicht genügenden Gränzgebiete ganz aufgegeben worden, so würde das Buch in weit strengerer und höherer wissenschaftlicher Würde dastehen, zugleich auch, um etwa ein Viertel verkleinert, einer bei weitem größeren Verbreitung gewiß seyn; die rechte wissenschaftliche Würde aber hätte ihm, wir wiederholen es, die Ausfüllung dieses Raumes durch eine Fortführung des Quellenabdruckes bis zu dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, oder genauer bis auf Joh. Heermann gegeben; gesetzt, es hätte alsdann auch der Umfang um etwas wachsen und der eine zu starke Band in zwei mäßige zerlegt werden müssen. In einer solchen Gestalt würde das Werk von uns mit der ungetheiltesten Freude nicht nur als ein tüchtiges literarhistorisches Werk, sondern ungeachtet der erheblichen Ausstellungen, die wir noch ferner zu machen haben, als ein wahrer Schatz unserer Evangelischen Kirche begrüßt und gefeiert worden seyn.

Wenden wir uns nunmehr zu dem wesentlichen Inhalte des Buches. Voran stehen, wie bereits bemerkt, fünf und sechzig Lateinische Hymnen und Sequenzen. Wir können über die Mittheilung derselben insofern unsere völlige Billigung zu erkennen geben, als diese Lateinischen Gesänge noch in dem evangelischen Kultus, sey es auch nur kürzere Zeit, fortgedauert haben, fügen aber dann sofort die Forderung hinzu, daß auch alle in der Evangelischen Kirche üblichen Lateinischen Gesänge abgedruckt werden. Auch den Abdruck des Textes derjenigen Lateinischen Poesien, welche nicht im Original, sondern nur in Bearbeitungen in der Evangelischen Kirche im Gebrauch gewesen sind, können wir uns gefallen lassen, wenn wir gleich dies schon für eine

Art Luxus halten, da nach dem Vorhin von uns Angeführten wir bei dem übrigen großen Reichthum die äußerste Sparsamkeit in Benützung des Raumes als Regel festhalten müssen. Solche dagegen, welche weder im Original noch in Übersetzungen und Bearbeitungen in der Evangelischen Kirche jemals Gebrauch und Geltung gehabt haben, waren auszuschließen. Doch sind allerdings diese letzteren, die wir unserer Seite nicht aus evangelischen Gesangbüchern nachweisen können, und deren Nachweisung auch der Verf., wie freilich bedauerlicher Weise bei allen Lateinischen Poesien von ihm geschehen ist, versäumt hat, nur wenige. Möglich, daß auch Aeterna rerum conditor, Aurora lucis rutilat, und einige andere in evangelischen Büchern, die uns nicht zu Gesicht gekommen, enthalten sind. Aber es sind bei weitem nicht alle in der Evangelischen Kirche älterer Zeit im Original üblich gebliebene Lateinische Gesänge und noch weniger alle Deutschen bis 1570 vorhandenen Bearbeitungen derselben aufgenommen worden. Wir geben hier bloß einzelne Beispiele solcher Gesänge, welche, wenn einmal eine Geschichte des evangelischen Kirchengesanges durch Mittheilung von Thatsachen stattfinden sollte, nicht übergangen werden durften, demungeachtet aber von uns vermißt werden:

Kyrie magne deus; das Lateinische Original fehlt, zwei Bearbeitungen sind vorhanden, mehrere denselben gleichzeitige und lange (bis weit in das siebzehnte Jahrhundert hinein) im Gebrauch gebliebene fehlen, z. B. „Kyrie Gott Vater in Ewigkeit“ und „Kyrie heiliger Vater, wir bitten alle gader.“

Puer natus in Bethlehem, unde gaudet Jerusalem, assumit carnem filii verbum patris altissimi. Es fehlt der Lateinische Text und die Deutschen Bearbeitungen, deren wir zwei nachweisen können, die eine von Joh. Spangenberg: „Ein Kind geboren zu Bethlehém, des fremet sich Jerusalem, des Vaters Sohn das ewige Wort Bekleid in unser Fleisch und Blut“ ff., und eine anonyme aber länger üblich gebliebene: „Ein Kind — Jerusalem, das Wort des Vaters in Ewigkeit hat angenommen unser armes Fleisch u. s. w.“

Universi populi; der Lateinische Text fehlt nebst der Bearbeitung Joh. Spangenberg's „Seid fröhlich alle Christenleut.“

Puer nobis nascitur rector angelorum; von diesem Liede, dessen Lateinischer Text fehlt, ist vielleicht Nr. 686. eine Bearbeitung; Joh. Spangenberg's Bearbeitung: „Uns ist geboren ein Kindelein Von einer Jungfrau reine, Maria ist die Mutter sein, Sein Vater Gott alleine“ fehlt.

Corde natus; der Lateinische Text fehlt, mehrere Bearbeitungen sind vorhanden, eine der älteren aber, von Jakob Otto: „Aus dem Herzen Gots des Vaters“ fehlt.

Christus pro nobis passus est; der Lateinische Text fehlt nebst der alten, aber bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Evangelischen Kirche üblichen anonymen Bearbeitung: „Jesus Christus wahr Gottes Sohn, für unsre Sünd gelitten hat, und hat vergossen sein theurbar Blut“ u. s. w.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 29. Mai.

N<sup>o</sup> 43.

**Das Deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus German und Ambrosius Blaurer von Dr. R. C. P. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching, 1841. 4. XXXIX und 894 S. 5 $\frac{1}{2}$  Thlr.**

(Schluß.)

Eben so fehlen die Lateinischen Texte von *Ut stellam conspicimus*, *Fidelis turba*, *Haec est dies* (für das Fest der Verkündigung), *Ascendit christus hodie*; von dem ersten finden wir gar keine Deutsche Bearbeitung, von dem zweiten und dritten fehlen die Übersetzungen u. a. von *Cyriacus Spangenberg*, von dem vierten sechs Deutsche Bearbeitungen, die zum Theil aus der Katholischen Kirche mit herübergenommen, aber sehr lange gebraucht worden sind; älter als 1570 sind sie sämmtlich.

Von *Grates nunc omnes* ist weder die dem *Erasmus Alberus* wirklich zugehörige Bearbeitung: „Laßt uns nun alle Dank sagen“ (Kirchengesang, Frankfurt 1569, Fol. Bl. 18.), noch die ihm in späteren Gesangbüchern irthümlich zugeschriebene „Dank sagen wir alle,“ vorhanden, obgleich die letztere, von gleichem oder noch höherem Alter als die erstere, und in den meisten Gesangbüchern seit 1560 enthalten, bis auf die neueste Zeit in der ganzen Evangelischen Kirche im allgemeinsten Gebrauche geblieben ist und sich bis gegen 1760 kaum ein Kirchengesangbuch finden wird, in dem sie nicht vorkäme. Von *Veni sancte Spiritus reple* ist nur eine einstrophige Deutsche Bearbeitung, aber diese aus dem *Menarium* (1514), keine aus evangelischen Gesangbüchern aufgenommen worden, obgleich deren aus der Periode, die dies Buch umfaßt, mehrere vorhanden sind, und es wichtig wäre, nicht allein diese Recensionen kennen zu lernen, sondern auch zu erfahren, ob die heutige Form dieser Antiphone wirklich bis 1570 nicht vorkomme. Auch sehen wir keinen Grund, warum, wenn die längere, das Gespräch enthaltende Form von: „Erstanden ist der heilige Christ“ unter Nr. 687. mitgetheilt wurde, die kürzere, nach Nr. 55. oder 56. verfaßte Deutsche Recension, deren Alter doch eben so hoch hinauf reicht, nicht aufgenommen worden ist, zumal da die letztere, nach *Selnecker's* Zeugniß, die üblichste war und sich neben der längeren bis in die neuere Zeit erhalten hat. Sodann fehlen einige wichtige Bearbeitungen, das *Magnificat* z. B. („Mein Seel o Gott muß loben dich;“, „Mein Seel erhebt zu dieser Zeit;“, „Maria das Jungfräulein zart,“ von *Nicolaus Maurus*), das *Credo* („Ich glaub an Gott der geschaffen hat“), das *Vater Unser* (besonders: „O Vater aller Frommen,“ älter als 1568 und eins der üblichsten Kirchenlieder bis 1760 geblieben; „O Vater

in dem Himmel“ von *Jach. Prätorius*; „O Vater unser, der du bist hoch in des Himmels Reiche“ und andere), das *Te deum laudamus* (z. B. „O Gott wir loben dich, wir bekennen dich einen Herrn“) und der zehn Gebote (O Herr das sind die deinen Gebot,“ vor der Reformation nach *E. Spangenberg's* Angabe besonders in Baiern üblich), des Lobgesangs *Simeon's* („Laß deinen Knecht nunmehr in deinem Friede o Herr,“ gewöhnlich *Lobwasser* zugeschrieben, aber vermuthlich älter; das Nr. 304. aufgeführte Lied von *E. Alberus* ist der Lobgesang *Zacharia's*, nicht *Simeon's*); — und sogar die alten Übersetzungen von: *In dulci jubilo* (welches unnöthiger Weise dreimal mit unwesentlichen Varianten Aufnahme gefunden hat): „In süßer Freud und jo Nun singet und seid froh, Unfers Herzens wonne ligt in der krippen scho“ und „Große Freud ist do,“ vermissen wir ungern.

Überhaupt läßt sich von dem ältesten Kirchengesang der Evangelischen Kirche keine genügende Anschauung gewinnen, wenn man nicht die vielen Antiphonen, Responsorien, Prosen oder Sequenzen und die kurzen ein- oder zweistrophigen Lobgesänge kennt, welche damals üblich waren und doch reicht auch die Kenntniß des der Form nach oft prosaischen Textes ohne die Kenntniß der Melodie nicht aus. Dieser Antiphonen und Lobgesänge oder Rufe gab es eine weit größere Menge, als aus *Herrn Wackernagel's* Buche ersichtlich ist, und es geht demselben also eines der wesentlichsten Hilfsmittel zur anschaulichen Schilderung des älteren evangelischen Kirchengesanges ab, zumal da nicht einmal ein nach den Festzeiten geordnetes Register vorhanden ist, welches, galt das Unternehmen dem Kirchenliede, schon aus literarhistorischen Gründen nicht wegleiben durfte. Doch können wie das Weglassen der prosaischen (reimlosen) Antiphonen und Sequenzen immerhin begreiflich finden, da *Herr Dr. Wackernagel* nur Poesien mitzutheilen beabsichtigte; wohl aber möchten wir nicht allein künftige Sammler, zumal die Ergänzer des *Wackernagel'schen* Werkes, dergleichen sich hoffentlich bald finden werden, sondern auch die, welche sich für die Abfassung verbesserter Gesangbücher interessieren, und vor Allen die Kirchenbehörden, welchen die Abfassung und Einführung christlicher Gesangbücher obliegen wird, auf diesen Theil des Kirchengesanges ganz besonders hingewiesen wissen. In einem großen Theile der Lutherischen Kirche, um von der Reformirten nicht zu reden, sind die alten Antiphonen gänzlich oder doch zum großen Theile in Abgang gekommen, ja in vielen Gegenden existiren überhaupt keine Antiphonen mehr, und es ist der Gemeinde keine Wechselhandlung mit dem Diener am Altare mehr gestattet. Der Prediger betet und predigt allein, und Niemand antwortet ihm; die Gemeinde singt allein, und Niemand unterbricht sie, Niemand verlangt, daß sie durch den Gesang ein Zeugniß ablege. Es ist



aber ein ganz Anderes, wenn mir, nachdem ich mein Zeugniß vom Altare oder der Kanzel herab abgelegt, nun auch ein Zeugniß der Gemeinde entgegenkommt; ein ganz Anderes, wenn mir, nachdem ich als Glied der Gemeinde eine Zeitlang das Zeugniß angehört habe, nun auch direkt eine Bestätigung desselben, eine laute, freudige Zustimmung abverlangt wird. Dann erst ist der Kultus ein wirklich belebender, den Glauben unmittelbar erzeugender, kräftigender, wogegen die moderne, freilich bei den Reformirten von jeher übliche, bei den Lutheranern seit einem Jahrhundert mehr und mehr in Gang gekommene Form des Kultus, in der nichts als Predigt und Gemeindegesang vorkommt, die zu einander in keiner Beziehung stehen, und von denen der letztere meist ein einziges langes, also entweder ermüdendes oder in Fragmente zu zerlegendes Lied zum Gegenstand hat, von dem Vorwürfe der Eintönigkeit und von dem schlimmeren der ausschließlichen Hervorhebung der Subjektivität des jeweiligen Predigers nicht freigesprochen werden kann. Man nehme also solche alte Antiphonen und Sequenzen wieder in die Liturgie und in die Gesangbücher auf, und man wird sehen, wie bereitwillig jetzt noch das Volk dieser Einrichtung entgegen kommen, man wird sehen, mit welcher Erbitterung der Haufe der Christusläugner sich gegen dieselbe erheben wird, zum unverwerflichen Zeugniß, daß in diesem Institute ein wahrhaftes, ungeschminktes Bekenntniß des Herrn enthalten ist.

Die Aufführung der Liederdichter, wie dieselbe hier gegeben wird, ist die vollständigste, welche wir bis jetzt besitzen, so daß wir unserer Seite nur wenige Namen nachzutragen finden; wir vermissen nämlich außer den schon genannten Jakob Otto, J. Prätorius und Nicolaus Maurus, besonders Johannes Hiltstein, dessen Lieder um 1550—1560 in bedeutendem Ansehen standen, und von dem auch das Lied Nr. 685. allem Vermuthen nach herrührt, Johannes Placotomus, Paul Rismann (von welchem ein gutes Lied vorhanden ist: Dem Herrn dankt aus Herzen Grund, der freundlich ist und gnädig u. s. w.), den Psalmdichter Benedikt Thaurer, George Hemilius (dessen Lied: „Danket dem Herrn der uns all thut nähren“ nachweislich, „Gleichwie der Hirsch auf grüner Heide“ wahrscheinlich noch in die Periode fällt, die der Verf. sich abgesteckt hat), und Urban Langhans, dessen Lieder sich bis auf diesen Tag in Übung erhalten haben. — Das Lied Nr. 677. ist von Johannes Rym (geb. 1498, gest. 1552) und ursprünglich hochdeutsch, das Lied Nr. 295. aber wohl gewiß nicht von Erasmus Alberus; dem Ref. liegt ein Druck desselben von G. Rhaw zu Wittenberg, etwa aus den Jahren 1530 oder 1531 vor, in welchem es einem „jungen Grafen R.“ zugeschrieben wird.

Bei weitem wichtiger als dieser bloß literarische Punkt ist ein anderer eigentlich kirchlicher, nämlich die Prüfung der Behauptung des Verf., „er habe alle Lieder eines Dichters, welche in die Gesangbücher Eingang gefunden, aufgenommen.“ Wir erkennen die Forderung, in eine Sammlung von Kirchenliedern, welche wahrhaft kirchenhistorischen Werth haben und sich über die wohlfeilen Arbeiten der Chrestomathoren und Anthologisten erheben will, alle kirchlich gültig gewordenen, wenigstens gültig

gebliebenen Lieder aufzunehmen, als eine unabwiesbare an, müssen aber sehr beklagen, daß der Verf. seinem Grundsatz oft, und zwar in wichtigen Punkten, untreu geworden ist, so daß wir durch ihn nicht überall ein kirchliches Werk, sondern eine Anthologie des individuellen Geschmacks und Beliebens erhalten. Der Verf. hätte durchaus die freilich mühsame, aber unumgängliche Durchforschung der sämmtlichen kirchlichen Gesangbücher der evangelischen Länder im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert bis gegen das Jahr 1770 anstellen müssen, um hinsichtlich der Lieder, welche aus dem von ihm gewählten Zeitraume abstammen, sich des Gebrauches der Kirche zu vergewissern, und so für die Aufnahme oder Nichtaufnahme derselben eine objektive, unzweifelhafte Regel zu finden. Daß er in mehreren Punkten von der von ihm selbst aufgestellten Forderung abgegangen sey, gibt er selbst kurz nachdem er jene Forderung aufgestellt, selbst zu, und hätte deshalb besser gethan, dieselbe nicht in so strenger Allgemeinheit aufzustellen: er hat weder alle Psalmen eines Psalmdichters, noch alle Lieder der Böhmisches Brüder (von Mich. Weiß, \*) J. Horn und aus den Kirchengesängen von 1566), noch alle Poesien von Nic. Hermann aufgenommen. Wir billigen dies Verfahren im Allgemeinen vollkommen, wie natürlich; welche Psalmen u. s. w. aber aufzunehmen seyen, das mußte sich Herr Dr. Wackernagel von dem Gebrauche der Kirche, und nicht von seinem Gutfinden sagen lassen. Sodann durfte er bei keinem anonymen Liede aus der von ihm gewählten Periode vorbeigehen, welches in der Kirche Eingang und bleibenden Gebrauch gefunden hat. Da dieser Punkt für die Kritik unserer modernen Gesangbücher und die Restitution wirklich kirchlicher evangelischer Gesangbücher von dem größten Gewichte ist, so müssen wir uns etwas umständlicher über denselben auslassen, als wir uns über die bisherigen Momente, die wir nur flüchtig berühren durften, ausgesprochen haben.

Wir beginnen mit den Gesängen der Böhmisches Brüder. Es haben zwei und neunzig Lieder Aufnahme gefunden, von denen wir unseres Orts eine ganze Reihe in evangelischen Gesangbüchern nicht haben auffinden können; namentlich gilt dieses von mehreren mit Responsorien versehenen; dagegen können wir sieben und zwanzig Lieder der Böhmisches Brüder namhaft machen, welche hier fehlen, aber in den Gesangbüchern des sechzehnten und zum Theil des siebzehnten Jahrhunderts sich vorfinden, und von denen mehrere sehr lange im Gebrauche geblieben sind. Keines Falles durften von diesen sieben und zwanzig Liedern folgende sechs übergangen werden: O Christe Wahrheit und Leben (Kirchengesänge der Böhmisches Brüder, 1566. 4. Bl. 195.<sup>a</sup>), welches wir bis 1674 aus evangelischen Gesangbüchern nachweisen kön-

\*) Über den Namen dieses Mannes macht sich Herr Dr. Wackernagel unnöthige Sorge; ursprünglich lautete dieser Name wie alle ähnliche: Michael (genannt) der Weiße; im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ging die letzte Spur dieser concreten Bezeichnung, die schwache Form, bei der Mehrzahl dieser Namen verloren und verwandelte sich in die abstrakte, unbestimmte Form. Mit Erlaubniß des Herrn Dr. Wackernagel schreiben wir also dennoch fortwährend Weiß, statt Weysse, wie er will.

nen; Als Adam im Paradies (Barnier's Ausg. von 1539, Bl. 6.<sup>a</sup>; Kirchenges. 1566, Bl. 18.), welches wenigstens bis 1677 (aber gewiß länger) in vielen Gesangbüchern vorkommt; Gläubige Seele schau dein Herr und König (Barnier 1539, Bl. 3.<sup>a</sup>, Kirchenges. 1566, Bl. 14.), welches aus Gesangbüchern verschiedener Lande von 1569, 1612 und 1677 nachgewiesen werden kann; O Christe unser Seligkeit (Barnier 1539, Bl. 17.<sup>b</sup>, Kirchenges. 1566, Bl. 41.), wenigstens bis 1674, doch mit etwas verändertem Texte, im Gebrauche; Gelobt sey Gott im höchsten Thron (Kirchenges. 1566, Bl. 83.<sup>a</sup>), ein bis in das achtzehnte Jahrhundert sehr übliches Lied; Als Jesus Christus Gottes Sohn mit seiner leiblichen Person (Barnier 1539, Bl. 50.<sup>b</sup>, Kirchenges. 1566, Bl. 112.<sup>b</sup>), eins der allgemeinsten evangelischen Kirchenlieder, bis 1767 (Dresdener Gesangb.) in der großen Mehrzahl der Gesangbücher anzutreffen. Die übrigen ein und zwanzig Lieder, die sich größtentheils schon im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zu verlieren scheinen, als: „Trauriges Herz,“ „O Christe wahrer Gottes Sohn“ u. s. w. unterlassen wir aufzuführen, um den Raum zu schonen.

Nicolaus Herman hat einen Beitrag von sechs und zwanzig Liedern geliefert; manche von diesen sind, nach Herrn Wackernagel's eigener Erklärung, niemals kirchlich gewesen; andere, die im entschiedenen und zum Theil sehr allgemeinen kirchlichen Gebrauche gewesen sind, blieben ausgeschlossen; ihre Zahl beträgt, so viel wir zählen, neun und zwanzig; wir begnügen uns anzuführen: Erschienen ist der herrlich Tag, bekanntlich eines der üblichsten Kirchenlieder bis zum Einbruche der Verwüstung; So wahr ich leb spricht Gott der Herr, gleichfalls, doch vielleicht nicht so lange Zeit hindurch, sehr üblich (später von Joh. Heermann umgearbeitet); in Krüger's Praxis 1680 findet es sich noch; Als vierzig Tag nach Ostern waren, fast überall anzutreffen; wir finden es zuletzt in Marperger's Dresdener G. B., Ausgabe von 1740; Hört auf mit Trauern und Klagen, bekanntlich ein sehr beliebtes Lied, auch schon im Anhang zum Brüdergesangbuche 1566 Bl. 71.<sup>b</sup> zu finden; Mein lieben Gott ergeb ich mich, welches vielleicht darum keine Aufnahme gefunden hat, weil Herr Wackernagel sich durch Rambach's unrichtige Angabe, es sey dies kein allgemeines kirchliches Lied, hat irre führen lassen: wir finden es in den Frankfurter Kirchengesängen 1569 fol., in Krüger's Praxis und in den meisten Sächsischen Gesangbüchern. Danket dem Herrn heut und allezeit; ein sehr übliches und noch heute bekanntes Lied. Alle diese Lieder durften nicht fehlen; auch konnten nicht wohl ausgelassen werden die Passion: „Da der Herr Christ zu Tische saß“ und das im sechzehnten Jahrhundert beliebte Lied: „Heut singt die liebe Christenheit.“

Von Burcard Waldis \*) sind elf Psalmen aufgenommen worden, von denen jedoch nur Ps. 121. 84 und 22. weitere Ver-

breitung gefunden und sich lange in den Gesangbüchern erhalten haben (der erstere bis 1780); vierzehn andere in die Gesangbücher übergegangene Psalmen fehlen, von denen die üblichsten sind: Ps. 25. „An allen Menschen gar verzagt,“ welche Bearbeitung Selnacker etwas veränderte und für sein Eigenthum ausgab; Ps. 98. „Singet dem Herrn ein neues Lied;“ Ps. 150. „Lobt Gott in seinem Heiligthum;“ Ps. 110. „Der Herr sprach in seinem höchsten Thron,“ welche Bearbeitung eins der allerüblichsten Kirchenlieder bis gegen 1780 geblieben ist. Herr Dr. Wackernagel beruft sich hinsichtlich seiner Auswahl auf den Anhang zum Brüdergesangbuch von 1566; in diesem steht außer Ps. 22. keiner der von ihm gewählten Psalmen. Sollte ja aus Waldis Psalter noch etwas geschichtlich Bedeutendes aufgenommen werden, so war Ps. 114. zu wählen, da dieser Psalm schon ein Versmaß hat, welches erst hundert und dreißig Jahr später in den Kirchengesängen eingetreten ist. Um jedoch zu beweisen, wie unsicher das beliebige anthologisirte Auswählen sey, so bemerken wir, daß wir unseres Theils für eine Anthologie außer Ps. 98. 110. 121., besonders die Psalmen 16. 33. 96. 104. 132. bestimmt haben würden.

Die Zahl der anonymen Lieder, die wir vermiffen, ist, auch abgesehen von den vorher erwähnten Übersetzungen Lateinischer Gefänge und biblischen Stellen, sehr ansehnlich; einige Beispiele mögen jedoch genügen: Jauchzet dem Herrn alle Land (Frankf. Kirchenges. 1569 fol. Bl. 239.; noch in einem zu Coeff gedruckten G. B. von 1674); Nimm von uns Herre Gott (eine alte Sequenz, 1568 schon üblich, sowohl in dem eben erwähnten, als auch in dem von Marperger besorgten Dresdener G. B. von 1724 u. 1740); Sei Lob Ehr Preis und Herrlichkeit (Anhang zum Brüdergesangb. 1566. 4. Bl. 18.<sup>b</sup>; Hessische Gesangbücher bis 1745); O Herr schaff den alten Adam ab (Frankf. Kirchenges. 1569, Bl. 346., gleichfalls in Hessischen Gesangbüchern bis zum Ausgange des siebzehnten Jahrhunderts); Segnen uns Herr die Gaben dein (Anhang zum G. B. 1566. Bl. 67.<sup>a</sup>; im Dresdener G. B. von 1740 und sonst häufig); Sei gegrüßt Jesu du einiger Trost (1568, 1569 bis 1650 und wahrscheinlich noch länger in Übung); Da Jesus nach jüdischer Art; Am ersten Tag der süßen Brod; Herr straf mich nicht in deinem Zorn, züchtig mich nicht im Grimme; Was Pöbes sollen wir dir; Gelobet und gepreist; Am dritten Tag steht Christus auf; Fried gib uns lieber Herre u. v. a.

Um den Preis der Aufnahme dieser Lieder würden wir gern die sonst sehr dankenswerthe Mittheilung der bloß handschriftlich vorhandenen Lieder Ambrosius Blaurer's Nr. 576. 579. 580. 581. 582. entbehrt haben; kam es darauf an, außer den kirchlichen auch noch alle weiteren von den Liederdichtern verfaßte geistlichen oder auf die Reformation bezüglichen Lieder mitzutheilen, so verdient Blaurer nicht den ausschließlichen Vorzug; so liegt z. B. dem Ref. der erste Druck eines Liedes von P. Speeratus von 1530 vor, welches sich auf den Reichstag zu Augsburg bezieht; es läßt sich ein zweites Lied von Wolf Gernolt, dem aufgenommenen ähnlich, eins von P. Eber und dgl. namhaft machen; fehlen doch sogar von E. Alberus einige kleine,

\*) Zu der Anfrage S. XXXIV. bemerken wir, das B. Waldis 1544 am 13. September als Propst und Pfarrer zu Abterode eingeführt wurde, und daß er sich zwar Kaplan der Margarethe von der Sal (der Nebengemahlin Philipp's des Großmüthigen) nennt, dies aber keine Bezeichnung eines besondern Amtes, sondern nur ein Ausdruck der Devotion gegen diese Frau ist und seyn soll.



noch dazu kirchliche Stücke. Deshalb beklagen wir auch den Abgang zweier Lieder von Hans Sachs, die wir eben so wenig aufzeigen können wie der Verf., nicht sonderlich; schwerlich werden sie jemals kirchlich gewesen seyn, so wenig wie sein Lied Nr. 240., welches wir übrigens, beiläufig gesagt, nebst Nr. 239. als aus dem Jahr 1524 hervorstammend, nachzuweisen vermögen (Borr. S. XXXII.).

Über die Kritik des Textes müssen wir hier hinweggehen, da uns die Verfolgung dieses Gegenstandes auf Gebiete führen würde, welche von dem Zwecke dieser Blätter allzuweit entfernt sind. Wir bemerken nur im Allgemeinen, daß wir den diplomatisch genauen Abdruck der gedruckten Quellen, wie ihn Herr Dr. Wackernagel vorgenommen hat, in der Hauptsache vollkommen billigen, insofern nämlich die ersten Quellen aus guten Buchdruckereien hervorgegangen sind; gegen die Nachlässigkeiten unwissender Setzer (vergleichen z. B. die Köpfsche Buchdruckerei gehabt haben mag), würden wir jedoch keine Rücksicht üben. — Daß Luther's Lieder in dem Abdrucke bei Rambach an manchen Mängeln leiden, wie Herr Dr. Wackernagel in der Vorrede, in vielleicht zu hohem Tone, sagt, ist richtig, auch, daß dieselben hier verbessert sind, doch können wir sie keineswegs für Kapitalfehler halten, und müssen fortwährend das Verdienst, welches sich Rambach vor acht und zwanzig Jahren erworben hat, in sehr hohen Anschlag bringen; freilich hat Rambach nicht alle Hülfsmittel besessen, aber nicht Jeder hat Alles, und wenn gleich Herrn Dr. Wackernagel über den Seidenfaden eines bekannten Rosengartens ganz besondere Schätze herausge reicht worden sind, so hat doch auch er z. B. das Buch: Christlich Gesangbüchlein u. s. w. Mit einer Vorrede M. Cyria. Spangenberg, Gedruckt zu Eisleben durch Andream Petri MDLXVIII. 8., nicht gehabt, und folglich nicht gewußt, daß die Strophen 5 und 6. in dem Liede 459. unächt sind; von manchen Liedern und zwar von wichtigen, gibt es gleich alte und bessere Recensionen, als Herr Wackernagel benutzt hat: so liegt unter andern dem Ref. von „Warum betrübst du dich mein Herz“ eine Recension vor, welche viele von dem Abdrucke bei Herrn Wackernagel sehr abweichende und zum größeren Theil bessere Lesarten gewährt. Entschieden Falsches haben wir nicht angemerkt, nur können wir den Fehler S. 849. nicht ungerügt lassen: fert ist die allein richtige Lesart, und bedeutet dieses sehr bekannte Wort: im vorigen Jahre. Daß V. Eber's Lied: „Herr Jesu Christ wahr Mensch und Gott“ auf sechszeilige Strophen zurückgeführt worden ist, wie auch schon Rambach gethan hat, finden wir ganz angemessen, da diese Anordnung dem Zusammenhang mehr entspricht, auch die ältesten Quellen die Melodie: „Vater unser im Himmelreich“ angehen; übrigens aber haben sich viele der aus Reimpaaren bestehenden Lieder — eine Versform, die Herr Dr. Wackernagel, wir wissen nicht aus welchem Irrthum, wiederholt für unsingbar erklärt — eine verschiedene Eintheilung zu vier, sechs und acht Zeilen müssen gefallen lassen.

Indem wir schließlich noch die Beschreibung der Gesangbücher und Gesangblätter (S. 718—787.) als eine sehr werthvolle literarhistorische Arbeit, durch welche allein schon das Buch für den Hymnologen von Fach unentbehrlich wird, bezeichnen, wiederholen wir, daß wir, ungeachtet der nachgewiesenen Mängel, das Werk des Herrn Dr. Wackernagel sehr nützlich und brauchbar für alle diejenigen finden, welche sich nicht mit eigenen hymnologischen Forschungen beschäftigen können. Es wird nunmehr für jüngere Theologen nicht weiter möglich seyn, an dem Studium der Hymnologie als einem unzugänglichen und eben darum wenig lohnenden vorüberzugehen, und dasselbe als eine Art Curiosität und Privatliebhaberei den Wenigen zu überlassen, welche „über alten Büchern sitzen.“ Konnte man bisher die Forderung, sich mit dem evangelischen Kirchenliede und dessen Geschichte bekannt zu machen, nicht an sie stellen, da diese Bekanntschaft einen nicht gemeinen Apparat von Hülfsmitteln erforderte, so ist von nun an diese Forderung eine unerläßliche. Es wird aber auch künftig nicht mehr möglich seyn, mit einer bloß modernen poetischen Bildung, sey dieselbe auch mit einem noch so christlich-gläubigen Sinne gepaart, die Umarbeitung der alten Kirchenlieder für den Geschmack unserer Tage zu unternehmen, und selbst Lieder sammlungen, wie der in der besten Meinung unternommene, aber leider fast ganz verfehlt Evangelische Liederschatz von A. Knapp, werden von nun an zu den Unmöglichkeiten gehören; noch unmöglicher wird es seyn, lediglich in einigen Gesangbüchern aus dem Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. dem Freylinghausenschen oder dem „Davidischen Psalterpiel“ (einem der bezeichnendsten Gesangbücher der pietistischen Schule) herumzusehen, um von da aus die evangelischen Kirchengesangbücher unserer Zeit zu regeneriren; wir werden nothwendig selbst über Gerhard und Heermann hinaus in das sechzehnte Jahrhundert zurückgehen, und von diesem die kirchliche Freude des Bekenntnisses in Lied und Gesang wieder lernen müssen. Längst vergessene Namen, wie Ambrosius Blaurer und Thomas Blaurer, Mathäus Greiter, Ludwig Deiler, Wolfgang Dachslein, Johann Freder und andere, dürften vielleicht den Jüngeren unseres Geschlechts wie in einer Auferstehung von den Todten entgegenkommen, und ihnen mit neuen wunderbaren Tönen entgegen singen und sagen und zeugen von Dem, der da ist der Erste und der Letzte und der Lebendige. Wenn wir auch den Untergang mancher dieser Lieder nicht beklagen können, und mehrere schon wegen der unregelmäßigen Sprache sich durchaus nicht zurückführen lassen, so wird doch, und das schlagen wir als einen Hauptgewinn an, selbst an diesen Liedern sich der Sinn für das ächte Kirchenlied, der gesunde evangelisch-kirchliche Geschmack (wohl zu unterscheiden von unserem modernen poetischen Geschmack) bilden, schärfen und läutern. Unser ächtes Kirchenlied ist vom Anfange an eine der schneidendsten Waffen unserer Kirche gegen alle ihre Feinde und Verächter gewesen; zum guten Theil von neuem blank und scharf geschliffen, wird sie jetzt in die Hände der jüngeren Streiter der Kirche gelegt; mögen diese sie mit fester Hand ergreifen, und muthigen Herzens führen im Dienste des Herrn der Kirche, zu Seiner Ehre und zur Mehrung Seines Reiches.

# Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 2. Juni.

N<sup>o</sup> 44.

## Die Richtung und das Ziel der Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

Nachdem fast zwei Jahre vergangen waren, in denen Referent aus Grundsatz von den Hallischen Jahrbüchern gar keine Notiz genommen als die, welche ihm Freunde etwa aufdrangen, indem sie ihm gelegentlich einzelne, durch Lächerlichkeit des Inhalts oder Frechheit der Äußerung ausgezeichnetere Stellen vorlegten, nachdem er sich also gewöhnt hatte, sie als ein ganz unbedeutendes und nichtsnutziges Wesen anzusehen, machten ihn einige in den ersten Monaten dieses Jahres in der Augsburger Allg. Zeitung enthaltene Artikel zuerst wieder aufmerksam, daß es mit diesem Journal doch etwas mehr auf sich habe, um es so gradehin verachten und ignoriren zu können. Indessen von der Gewohnheit des Ignorirens kam Ref. erst los, als eine Aufforderung der Redaktion der Ev. K. Z. ihn veranlaßte, den ganzen Jahrgang der Hallischen Jahrbücher vom Jahre 1840 durchzulesen. Die Eindrücke dieser Lektüre, so weit sie mit allgemeineren Interessen einen Zusammenhang haben können, zu schildern, ist die Aufgabe gegenwärtigen Artikels. In voraus muß bemerkt werden, daß der Totaleindruck dieser Lektüre nothwendig verschieden war von dem, der hervorgebracht worden seyn würde, wenn Ref. das liebe, lange Jahr hindurch die einzelnen Blätter gelesen hätte. In letzterem Falle würden diese Blätter mit ihrer Wirkung den Leser berührt haben oft bei Gegenständen, die eben lebhaft die ganze Zeit bewegten, und er würde nicht den reinen Eindruck der Hallischen Jahrbücher, sondern einen (um das sonderbare Wort zu brauchen) Zusammenhangseindruck erhalten — die eben laufenden Interessen würden sich in die Beurtheilung der Blätter unwillkürlich eingemischt haben. Dadurch wäre nun einerseits den Hallischen Jahrbüchern Unrecht geschehen, denn die specielle Mischung von Lebensmotiven, welche während der Lektüre deren Inhalt gewissermaßen als Fluidum umgeben und mannichfach gefärbt hätte, wäre doch keines Falls von den Herausgebern und Schriftstellern der Hallischen Jahrbücher beabsichtigt und bewirkt worden. Andererseits geschieht aber auch einer Zeitschrift eine andere Art Unrecht, wenn man sie so nachträglich als Buch liest, denn auf eine solche Lektüre ist wieder eine Zeitschrift nicht abgesehen, sie will es ja eben mit dem flüssigen Element der Zeitinteressen aufnehmen und fordert dieselben als Einrahmung und Umgebung. Wenn aber eine literarische Erscheinung so angethan ist, daß man ihr ihr volles Recht nicht anthun kann weder wenn man sie sogleich, noch wenn man sie nachträglich liest, muß man sich schon zu dem Ignoriren oder zu dem einen Theile Unrecht entschließen, und

die Gerechtigkeit fordert nur, daß man die Einsicht in die Natur dieses Unrechts ausspreche. Ref. hat also um die Osterzeit 1841 den Jahrgang 1840, das heißt, er hat Theile einer Zeitschrift, die kurz vor kurz nach dem Tode des Hochseligen Königs und des Ministers v. Altenstein; Theile einer Zeitschrift, die während der Bewegungen einer beginnenden neuen Regierung, die während einer großen Spannung nach Außen gegen Frankreich, im Inneren durch die Bemühungen einer constitutionellen und einer antisymbolischen Partei erschienen sind, gelesen zu einer Zeit, wo der Charakter der neuen Regierung klar ausgesprochen vorliegt, die Spannung gegen Frankreich nachgelassen, die Bemühung der constitutionellen und antisymbolischen Partei sich einstweilen und scheinbar verkrümmelt hat; er hat sie gelesen nicht mit der Erregung und Theilnahme, mit der man ein Zeitblatt, sondern mit der kritischen Kühle, mit der man ein Buch liest — und dies mußte in Voraus bemerkt werden, damit Jeder, dem diese Blätter zu Gesicht kommen, danach sein Urtheil selbst rectificiren und das Unrecht, was Ref. ihm etwa zu haben scheinen könnte, auf sein rechtes Maß zurückführen könne.

Auch noch einige andere Vorbemerkungen fordert die Gerechtigkeit. Der folgende Artikel wird kein Hehl haben, daß Ref. einen durchaus widerrwärtigen Totaleindruck aus der Lektüre dieser Zeitschrift mitgenommen hat. In einem solchen Falle soll Jeder, dem es redlich um die Wahrheit zu thun ist, sich noch einmal die Aufforderung vorlegen: aber sieh ja recht gewissenhaft zu, in wiefern die Leute, die dir einen so widerrwärtigen Eindruck hervorbringen, doch auch Recht haben, damit du durchaus nicht etwa deine persönlichen Empfindungen mit allgemeinen Interessen verwechselst, und dich Wahrheiten verschließt, die dir nur heilsam und förderlich seyn können! für die du dem Darreichenden mehr Ursache hättest als für eine, wenn auch bittere Arznei zu danken, denn dich von ihnen mit Widerwillen abzukehren! — Diese Aufforderung hat sich Ref. nicht bloß am Schlusse der Lektüre, sondern fortdauernd während derselben vorgelegt, und er würde ein Lügner seyn, wollte er nicht anerkennen, wie Manches er auch gelernt, für sich Ersprießliches gewonnen hat. Einmal sind in dieser literarischen Zeitschrift eine Reihe Aufsätze, die nur leicht oder gar nicht von der Tendenz, die sich die Blätter zur Aufgabe gesetzt haben, gefärbt und durchdrungen sind — eine Reihe Aufsätze, die eben so gut in einer anderen gelehrten Zeitschrift hätten stehen können, und sie enthalten gar manches einzelne Beachtungswerthe. Zwar sind viele der so charakterisirten Aufsätze auch herzlich schlecht und oberflächlich, wenigstens entsehrlich weitläufig, zwar zerfließen einige derselben fast nur in Inhaltsangaben, oder gehen in abstraktem Räsonnement unter; allein nach dieser Seite trägt die Redak-



tion nur eine gemeinsame Last mit allen ähnlichen, das ganze Gebiet der Wissenschaft und der redenden Künste umfassenden literarischen Instituten, und es wäre gewiß Unrecht, ihr daraus einen Vorwurf zu machen, ja! die Gerechtigkeit fordert, anzuerkennen, daß des völlig Unschmackhaften, Interesselosen in dieser Zeitschrift weit weniger ist als in anderen ähnlichen. Niemand füllt das Jahr über circa 2500 Foliocolumnen, ohne etwas Ballast mitzunehmen. Sodann hat auch die Richtung im Ganzen, mit welchem Hohn, mit welcher Widerwärtigkeit, mit welcher Trivialität sie auch oft auftritt, doch Ref. an sich aufmerksam gemacht auf gar manche stoßende Sätze und faule Punkte — und er meint, es werden auch Andere, die es redlich mit sich meinen, einen ähnlichen Nutzen daraus ziehen können, und würde es auf jeden Fall ungerecht finden, diesen einzelnen Gewinn, den freilich nur haben kann, wer sich ruhig und kühl über diese Blätter stellt, zu verschweigen, während sich ihm so leicht und viel in die Hände drängt, was sich nicht anders denn als Material zu härtester Anklage ansehen läßt.

Indem wir aber zu der Anklage selbst übergehen, erkennen wir auch noch an, daß das, was wir anklagen, mehr eine unsittliche Extravaganz ist, und daß das, was die Blätter an mehreren Punkten als ihre Aufgabe aussprechen, wenn es von frommen, gerechten Männern ausgesprochen, wenn es ohne unsittliche Extravaganz geltend gemacht würde, nur unsere eigene, innerste Überzeugung seyn könnte. Das aber eben bildet einen Theil des Gräßlichen, inneren Schauder an diesen Blättern erregenden — diese so oft wiederkehrende Verkehrung auch des Rechten und Tüchtigen in Nichtswürdiges und Verderbliches. Doch wir wollen zuerst in einigen Stellen der Hallischen Jahrbücher selbst zusammenstellen, was wir als den Kern ihrer Tendenz glauben betrachten, was wir ohne jene Verkehrung sogar glaubten loben zu müssen, als die Berechtigung dieser Blätter glaubten aussprechen und für sie geltend machen zu müssen:

S. 210. heißt es: „Es kommt diese Philosophie zu immer bestimmteren Bewußtseyn darüber, daß die Geschichte ihre eigentliche Legitimation, ihre Ehre und ihre tapferste Bundesgenossin ist, und daß sie grade in unserer Zeit keine höhere Aufgabe hat, als die, sich an der Geschichte zu stärken, und durch sie zu bewahren. — Wird die Geschichte als die Darstellung des Menschengeistes erkannt in seiner nothwendigen fortschreitenden Bewegung, so ist allen denen, welche weder von Geist, noch am allerwenigsten von Bewegung etwas hören mögen, dies zu Ehrenbringen der Geschichte ein feindseliges Unternehmen, da so die Verehrung des äußerlichen Faktums und seiner Autorität, der Götzendienst vor der stabilen, geistlosen Existenz im Grunde erschüttert und gebrochen wird.“ — Kürzer noch, energischer und klarer ist die Opposition gegen geistlose Stabilität ausgesprochen S. 424.: „Diesem unfreien Geisteswesen, sich zu fertigen Formeln zu bekennen, widersetzt sich die ächte Praxis der Geistesfreiheit, auch die poetische.“ Am klarsten aber, am unumwundensten findet sich das Tendenzbekenntniß dieser Blätter S. 740.: „Dis in's Einzelne hinein die Zukunft zu wissen, ist weder möglich, noch der Mühe werth; der Zukunft aber gewiß zu seyn

im Großen und Ganzen, das ist nicht mehr und nicht weniger als das innerste Leben der Wahrheit und des freien Geistes selbst. Eine elende, eine verächtliche Weisheit ist das einseitige Ausspüren der Nothwendigkeit, wenn die Geschichte geschehen ist: was ist, das ist freilich nothwendig, und sehr müßig der Zusatz, es sey vernünftig, als Werk der Vernunft, denn eben so gut ist es unvernünftig, als das abgestandene Werk einer gewesenen Vernunft, die es also jetzt nach Gelegenheit nicht mehr ist. Die andere Seite der Existenzen ist die, daß sie darum unvernünftig sind, weil sie sind, und die Erkenntniß dieser anderen Seite ist die Religion und die Tugend der Welt, die an ihre Brust schlägt und ihre Sünde bekennt, aber nicht bloß bekennt und mit diesem Bekenntniß der faulen Existenzen prahlt und sich brüstet, sondern von innen heraus nun den Entschluß faßt, die neue Welt, den neuen Menschen aus sich zu zeugen und als Geist vom Geiste des Schöpfers sich mächtig und groß zu beweisen. An diese seine innerliche That und Zeugungsmacht zu glauben, das ist noch heute die Religion jedes Menschen, der die Freiheit fördert, die Christus in die Welt gebracht.“ —

Ja wohl! ja wohl Arnold Ruge! der Herr will nicht, daß die Seinen Sklaven seyen, daß sie einem lieblosen, unvernünftigen Gesetz, daß sie einer geistlosen Stabilität verfallen — deswegen eben ist Er in die Welt gekommen, daß er das Gefängniß der Welt gefangen nähme — und eben weil das Sichtbare dem Menschen nicht den Frieden und kein Genügen gibt, hat er die Welt des Unsichtbaren, die Welt der Liebe aufgethan — ja wohl! die Freiheit, die Erlösung ist das innerste Wesen des Christenthums, und wir wollen es recht werth halten dieses theure Geschenk seines Blutes; wir wollen es so werth halten, daß, wo wir eine Ahnung desselben selbst in so unreiner Societät finden, wie in den Hallischen Jahrbüchern, wir auch diese Ahnung anerkennen. Ja wohl ist jedes Ding, eben weil es ist, auch ein unvernünftiges, weil es eben als ein Seyendes auch ein bestimmtes, und als ein bestimmtes ein begränztes, und also etwas seyn muß, was sich nach den Seiten seiner Begränzung, seines nicht mehr Genügens als ein unvernünftiges verhält. Das ist eine alte Wahrheit, die wir nicht erst aus den Hallischen Jahrbüchern zu lernen brauchten; aber das könnten die Hallischen Jahrbücher nun doch auch vom Standpunkte ihrer Philosophie selbst aussprechen, daß solche Prädikate, die den Dingen eben so gut wie die entgegengesetzten Prädikate zukommen, solche Prädikate wie dies, daß Alles was sey, zugleich vernünftig und zugleich unvernünftig sey, eben in sich den Beleg enthalten, daß sie aus einer ganz abstrakten Auffassung der Dinge hervorstechen, und nur in ihrem Sichaufheben, in ihrem Verschwinden eine Wahrheit haben, also äqual Null sind.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

Wir wollen zuerst nur auf die Gedankenverwirrung hinweisen, wonach ein im ganzen Laufe der Weltgeschichte niemals

vorhanden gewesenes Gleichgewicht, oft verloren gegangen seyn und etwas, das niemals bestand, wieder hergestellt werden soll; dann aber den Herrn Dr. phil. fragen, welche Philosophie jemals gleiche Liebe für die geistigen und leiblichen Angelegenheiten, für die höheren und gemeinen Forderungen unserer Natur als das Ziel der Menschheit, als den Gipfel ihrer Vollkommenheit bezeichnet habe? Gewiß doch nur eine, die in dem wunderbaren Kopfe des Herrn Paniel gewachsen ist; jede andere, die Anspruch auf den Namen machen darf, hat doch anerkannt, daß die geistigen Interessen des Menschen auch die höheren wirklich sind, wie sie Herr Paniel freilich nur nennt; daß also keine gleiche, unparteiische, sondern eine höhere, parteiische Liebe, eine besondere Vorliebe für die höheren Interessen der Menschheit befeelen müsse. Ferner wollen wir den Herrn Dr. theol. fragen, wo in der heiligen Schrift der Menschheit ein solches Ziel, gleiche unparteiische Pflege der höheren und niederen Angelegenheiten, gewiesen sey? Der Sohn Gottes sagt in Jerusalem: Niemand kann zweien Herren dienen; ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon! Sein Prediger in Bremen aber ruft seinen andächtigen Zuhörern zu: Ihr müßt Gott dienen und dem Mammon mit gleicher Liebe, wenn ihr die wahre Höhe der Vollkommenheit erreichen wollt; ihr müßt mit gleicher, unparteiischer Liebe Tabak fabriciren, Wein bereiten, Rum brauen, die stürmischen Forderungen eures äußeren Lebens im Essen, Trinken u. s. w. befriedigen — und für eurer Seelen Seligkeit sorgen. Hütet euch nur, daß die gleiche Liebe nicht in eine besondere Vorliebe umschlage. Der Sohn Gottes sagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles (nämlich wonach die Heiden trachten) zufallen. Herr Paniel, der als Dr. theol. das natürlich besser wissen muß, als der Herr Jesus, der kein Doktor war, spricht: Nicht erst, nicht vorzugsweise, sondern mit gleicher, unparteiischer Liebe die geistigen und leiblichen Angelegenheiten gepflegt, das ist das Wahre! Der Apostel Paulus, freilich kein Mann für unsere Zeit, und auch kein Dr. theol. et phil., spricht Gal. 5, 17.: Das Fleisch gelüftet wider den Geist und den Geist wider das Fleisch, dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut was ihr wollt. Der Herr Dr. Paniel sagt: Das ist schlimm genug; aber nur ein wenig Nachgeben von beiden Seiten, daß die gleiche, unparteiische Liebe eintrete, dann werdet ihr sogleich thun, was ihr wollt. Derselbe Paulus erklärt: Fleischlich gesinnt seyn ist der Tod und geistlich gesinnt seyn ist das Leben und Friede. Herr Paniel versichert: Nein, nein, geistlich gesinnt seyn ist auch der Tod, wenn es mit besonderer Vorliebe gepflegt würde; aber hübsch gleich gemischt Geistliches und Leibliches, so gib't den edlen Trank der Unsterblichkeit, der Leben und Friede bringt. Daß der Geist herrschen soll über das Fleisch, daß man um Christi Willen, d. h. um der höheren geistlichen Angelegenheiten willen, Alles verlassen soll, daß das Himmelreich gleich ist einer köstlichen Perle, einem Schatze im Acker, für welche alles Andere verkauft und hingegeben wird — das scheint dieser Dr. theol. nicht zu ahnen. Gleiche, unparteiische Liebe zu den geistigen und leiblichen An-

gelegenheiten ist die Höhe seiner christlichen Erleuchtung und also lehrt er seine andächtige, bedauernswerthe Gemeinde! Ja er versichert, zu diesem herrlichen Ziele leite eine höhere Hand die ganze Menschheit „zum Heile der vergeistigten, der veredelten, der geheiligten Welt.“ Also, wenn die Menschheit erst die geistigen und leiblichen Angelegenheiten mit gleicher, unparteiischer Liebe pflegt, so wird die Welt vergeistigt, veredelt, geheiligt! Sollte man es für möglich halten, daß so etwas gepredigt werden konnte, ja daß in einem Kopfe eine solche Gedankenverwirrung haufen könne? Himmel! wenn ein Bauer mit gleicher, unparteiischer Liebe Weizen und Disteln ausät und pflegt, erndtet er dann desto mehr Weizen? Wenn die leiblichen niederen Interessen der Menschheit mit gleicher Liebe gepflegt werden, wird dann die Welt vergeistigter, veredelter, geheiliger? Aber damit der Unsinn nicht so grell hervortreten möge, hat Herr Paniel leise noch ein anderes Gleichgewicht wie mit den Haaren herangezogen, von dem bisher mit keinem Laute die Rede war, das Gleichgewicht zwischen Geist und Gemüth, zwischen Glauben und Liebe, hat aber damit die Sache noch viel schlimmer gemacht; denn diese Gleichgewichte müssen doch beurtheilt werden nach dem, wovon bisher die Rede war und das sogleich wiederholt wird, nach dem Gleichgewichte zwischen geistigen und leiblichen Angelegenheiten, zwischen den Rechten des inneren und den stürmischen Forderungen des äußeren Lebens; die Gegensätze müssen doch irgend eine Ähnlichkeit haben, wenn überhaupt Sinn in der ganzen Rede seyn soll; also: wie sich die geistigen Angelegenheiten verhalten zu den leiblichen, so verhält sich der Geist zum Gemüthe und der Glaube zur Liebe. Der Geist ist freilich geistig, das Gemüth aber leiblich, natürlich schon deshalb, weil es, als dem Geiste entgegengesetzt, doch dem Geiste unmöglich angehören kann, deshalb also im Leibe wohnen und leiblich seyn muß — ein leibliches Gemüth! Der Glaube ferner ist geistliche Angelegenheit, die Liebe aber leibliche. Das nenne ich doch einen Philosophen! Und das ist mir doch ein Theolog, der von gestörtem Gleichgewichte zwischen Glauben und Liebe reden kann, der aus dem Christenthume die wunderbare Erleuchtung gewonnen hat, daß, je reicher und stärker der Glaube ist, desto ärmer und schwächer nothwendig die Liebe werden müsse und umgekehrt, je stärker die Liebe, desto schwächer der Glaube!!

Wir gehen weiter, um zunächst den großen Historiker kennen zu lernen. Der würdige Gedanke des ersten Satzes soll nun in der Weltgeschichte nachgewiesen werden. Des Herrn Predigers Cursus umfaßt das gewaltige Rom, das schöne Griechenland und Judäas wunderbares Land — das ist die alte Welt; dann ein schrecklich finsternes Mittelalter aller Länder und Völker in Bausch und Bogen — das ist die mittlere Welt; dann Amerika und Deutschland — das ist die neue Welt. Siehe da die Weltgeschichte in einer Nuß! Daß ein Mann so etwas auf die Kanzel bringen kann! Wollte er einwenden, er habe Beispiels halber nur Einzelnes aus der Weltgeschichte angeführt, so müßte erwidert werden: da das Einzelne ja gar nichts beweise für das Ganze und für seine ganz allgemeine Behauptung,



so sey ja seine Anführung des Einzelnen völlig nichts sagend und unnütz; er habe sich auf die eigene Erfahrung seiner Zuhörer, als auf das innere Zeugniß, für sein Wort berufen können und etwa sprechen: seht zu, wie geht's hier in Bremen und in dieser Gemeinde, werden da die geistigen und leiblichen Interessen mit gleicher, unparteiischer Liebe gepflegt? Wie es aber hier vor euren Augen geht, so ist es immer die Art der thörichten Menschenkinder gewesen. Aber nein, er predigt vom gewaltigen Rom, schönem Griechenland, Judäas wunderbarem Lande, finsternem Mittelalter, Amerika und Deutschland und mancher Ansgarier steht mit offenem Munde staunend da und denkt, Gott, was ist das für ein gelehrter Mann! Jedoch, was weiß er denn nun von der Geschichte? Bei dem gewaltigen Rom wirft er alle Zeiten zusammen; es ist ihm nur Ein Rom, in dem vor lautem Getöse des Krieges Kunst und Wissenschaft nicht aufkommen können, daß es auch ein Zeitalter des Augustus gegeben hat, daran denkt er nicht. Bei den Römern — und da zeigt sich sogleich wieder der große Denker — sind die geistigen, höheren Interessen die sanfte Stimme der Kunst und Wissenschaft; daß es aber auch „unter dem lauten Getöse kriegerischer Waffen“ — wie das tönt! — eine hohe Römer-Tugend, Römer-Standhaftigkeit, Enthaltensamkeit, Großmuth, Kindesreue, Gattenliebe, Einfachheit, Gerechtigkeit, Alles aufopfernde Vaterlandsiebe u. s. w. gegeben hat, davon scheint er nichts zu wissen, oder er zählt die Römer-Tugend nicht zu den geistigen Angelegenheiten, sondern zu den niederen, leiblichen!

Bei dem schönen Griechenlande wirft er wieder alle Zeiten und Stämme des Volks zusammen; was von Athen allein in einer genau bestimmten Periode gilt, dehnt er auf das ganze Griechenland und die ganze Geschichte desselben aus, als hätte er z. B. niemals von Spartaner-Tugend und von ihrer Nothheit und Verachtung der Philosophie gehört. Und nun sehe man, wie sich die geistigen und leiblichen Interessen hier wieder anders gestalten und welche Gegensätze uns der Herr Paniel vorführt. Bei den Römern waren die geistigen Angelegenheiten Kunst und Wissenschaft und die leiblichen des Krieges Getöse; jene vernachlässigten sie, diese pfl egten sie. Bei den Griechen ist es anders; die höheren geistigen Angelegenheiten, nämlich die edleren Künste und Weltweisheit, die bei den Römern vernachlässigt wurden, blühten bei ihnen, dagegen aber — man erwartet doch wohl, die niederen leiblichen Angelegenheiten, nämlich der Krieg oder so etwas, wurden vernachlässigt, und man erschrickt, wenn man liest, daß wahre Tugend und Sittlichkeit plötzlich der Gegensatz der höheren geistigen Angelegenheiten werden, denn diese, predigt Herr Paniel, hätten aus dem schönen Griechenlande weichen müssen. Hat Jemand jemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte, in einem einzigen Zeitpunkte, solch verwor-

renes, sich immer durchkreuzendes und widersprechendes Gerede gehört?

In Judäas wunderbarem Lande — [sehr erhaben gesprochen und man sollte glauben, Herr Paniel glaubte an Wunder!] — waren alle Blicke nur auf Zions heilige Höhe gerichtet, und Israel hatte nur Einen herrschenden Gedanken, die Verherrlichung des Gottes Abraham's u. s. w. Man merke zunächst: die Verherrlichung Gottes ist ein Gedanke, den Israel hat, dieser Gedanke wird dann sogleich eine heilige Richtung des Gemüths genannt, womit man dann das oben genannte, wieder herzu stellende Gleichgewicht zwischen Geist und Gemüth vergleichen mag. Man beklage dann mit uns den Historiker, der das Alte Testament offenbar nicht gelesen haben muß, der höchst übertreibend wieder nur etwa von David's und Salomo's Zeit spricht und die ganze übrige Geschichte ausstreicht, sammt den Baalspaffen, von denen er doch so milde zu reden weiß. Und zuletzt erfreue man sich mit uns des folgenden wunderbaren, unvergleichlichen Gedankens: „weil diese heilige Richtung des Gemüths, nämlich der Gedanke der Verherrlichung des Gottes Abraham's u. s. w., nicht zu ihrer vollen, Alles umfassenden und Kräftigenden Wirksamkeit entwickelt wurde, d. h. doch wohl: weil der Gott Abraham's nicht so weit es Menschen möglich ist von den Juden verherrlicht wurde —“ so blieb das Volk Israels unwissend in den meisten Fertigkeiten des äußeren Lebens!“ Weil sie den Einen Gedanken, die Verherrlichung Gottes, hatten, so erlangten sie zwar einige Fertigkeiten des äußeren Lebens, weil aber dieser Gedanke nicht zu Alles umfassender und kräftigender Wirksamkeit entwickelt wurde, sie Gott nicht genug verherrlichten, so blieben es wenige, spinnen vielleicht und weben, oder schmieden oder schneiden, oder backen und vielleicht noch einige. Hätte die heilige Richtung des Gemüths sich zu kräftigender Wirksamkeit vollkommen entwickelt, so hätten sie mehr Fertigkeiten des äußeren Lebens erlernt, etwa noch Knopfmachen, oder stricken, oder Spitzen klöppeln und wer weiß was nicht gar sonst wohl noch! Zu je kräftigenderer Wirksamkeit sich die heilige Richtung des Gemüths entwickelt, desto erfahrener wird der Mensch in den Fertigkeiten des äußeren Lebens! Jene ist der Quell, aus dem dieses Wasser fließt; heilige Richtung des Gemüths ist die Wurzel, aus welcher der Baum der Fertigkeiten des äußeren Lebens wächst! Wie muß sich die heilige Richtung des Gemüths zu kräftigender Wirksamkeit bei dem Manne entwickelt haben, der den Strumpfwirkerstuhl oder die Dampfmaschinen erfinden konnte! Ja, es ist wunderbar, bis zu welchen wunderbaren Gedanken die Geschichte von Judäas wunderbarem Lande des Herrn Paniel wunderbaren Kopf begeistert hat!

(Fortsetzung folgt)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 5. Juni.

N<sup>o</sup> 45.

## Die Richtung und das Ziel der Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

(Fortsetzung.)

Hier eben kommen wir nun zu der unsittlichen Extravaganz der Jahrbücher. Sie wollen einen Kampf führen gegen das geistlos Stabile, gegen das Abgestorbene, was die Prätenfien des Lebens macht; gegen das Unvernünftige, und sprechen dies nicht nur so aus, daß sie sich (alles Seyende ist ja auch unvernünftig) den Kampf gegen alle Existenzen vorbehalten, sondern bringen sich auch eben dadurch in eine Lage, wo ihr Kampf zur Caprice wird. Wenn das Christenthum das Ungenügende, das Unbefriedigende des Seyenden, Sichtbaren ausspricht, so sieht es doch in diesem Seyenden, Sichtbaren einen Ausdruck des Unsichtbaren — und wo dieser Ausdruck allmählig schwindet, trägt es doch den Rest dessen, der diesen Ausdruck einmal dargestellt hat, mit Liebe und Geduld, und weiß, daß der Schöpfer noch lebt, der sich Alles in seiner Art verjüngen und aus dem Absterbenden das neue Leben hervordringen, in dem Begrenzten das Ewige, in dem Todten das Lebendige hindurchscheinen und hindurchbrechen läßt — von diesem Prozeß, daß das Zugrundegehen des Endlichen keine schlechte Negation sey, haben auch die Hallischen Jahrbücher schon nothwendig durch ihren Zusammenhang mit Hegel eine Einsicht; aber diese Einsicht wird nur der Mantel, unter dem sie sich der schlechtesten Negation, der Opposition aus Opposition hingeben; es wird der Mantel, der sie deckt, wenn sie, statt mit Liebe und Geduld zu tragen, um jede durch sie vermeintlich gefüllte Größe, um jedes vermeintlich erstorbene Leben einen Indianischen Todtentanz aufführen voll kannibalischen Hohnes und Gelächters, wenn sie eine ruchlose Hand an Alles legen; denn ruchlos nenne ich, wenn Jemand mit dem Ausspruch auftritt: „Alles Seyende ist zugleich auch unvernünftig,“ und dann doch nur bei dem die unvernünftigen Seiten hervorhebt, was seinen Interessen, seiner Stellung, seiner Person im Wege steht. An die bestehenden Verhältnisse in Staat und Kirche und bürgerlicher Gesellschaft wird überall, wo das Interesse der Hallischen Jahrbücher sich gehemmt sieht, wo die Redaktoren in diesen Dingen eine Gränze, eine Unvollkommenheit wittern, die Hand gelegt — alles für abgestorben, todt und zu beseitigend erklärt, so daß die bei dieser Negation thätigen Herren sich zuweilen ausnehmen wie die lieben Söhne, die um des todtkranken Vaters Bett stehen, und einander ermutigen, dem alten Manne, der ja doch nur noch ein Leben lüge ohne es wirklich zu haben, endlich das Kopffissen unter dem theuren Haupte wegzuziehen, damit er früher ende, und sie rascher

die Erbschaft theilen könnten. Es ist wirklich empörend, und wir werden es nachher im Einzelnen belegen, wie diese Leute Alles was sonst — allerdings nicht vollkommen ist, wie nichts unterm Monde, — aber den Menschen heilig und werth, wie sie das alles angreifen unter dem Vorwande, es sey unvernünftig, oder abgestorben, und in ihrer räuberischen Turbulenz gar nicht inne werden, daß die langen Sommertage ihrer frechen Aufklärung, daß ihre saure Arbeit und ihr tiefer Ernst des denkenden Geistes, daß ihr Mitgenuß der politischen Freiheit auch nichts sind als Perücken, die ihnen ihre Eitelkeit und ihr Eigennuß über den Köpfen zusammenspinnt. Wie die Gassenjungen zeigen sie auf Jeden, der ihnen ungelegen in den Wurf kömmt, mit dem Finger und schreien: „der Pöps der hängt ihm hinten!“ — wissen aber selbst nicht, welche Pöps ihnen täglich und auf allen Seiten die Dämonen herauswachsen lassen, die in ihnen ihr unsauberes Spiel treiben.

Daß, indem so die Caprice und der Eigennuß der bei den Hallischen Jahrbüchern charakteristisch theilgenommenen Herren bald diesen bald jenen als Pöpsträger ausschreien läßt, die Schreier auch ein gewisses Recht haben, wollen wir nicht läugnen. Wir kommen auf das Frühere zurück: Jede Existenz ist ein Bestimmtes, ein Begrenztes, was seine Mängel, Schwächen, sein Theil Unvernunft hat — diesen Theil Unvernunft nennen Christen theils Gebrechen theils Sünde; Arnold Ruge nennt ihn den Pöps des Menschen. Immerhin! auf das Wort soll es uns nicht ankommen. Wir haben alle unsere Pöps — ganz werden wir sie auch nicht los, aber wenn uns Jemand darauf aufmerksam macht, daß unser Pöps unsere übrige Erscheinung überwuchert, wollen wir ihm dafür dankbar seyn, auch wenn es ein literarischer Straßenjunge thut; der selbst einen sehr soliden Pöps (aus der Einbildung saurer Arbeit und tiefen Ernstes des Denkens und aus der Begierde nach Mitgenuß am Staate etwa zusammengeflochten) hinter sich herschleppt — wir wollen ihm dafür dankbar seyn; aber die Dankbarkeit soll uns nicht vermögen, eine Lüge zu sagen; soll uns nicht vermögen, wenn uns Jemand fragt, wer der Zurechthelfende sey, zu antworten: ein literarischer Straßenjunge sey er gewiß nicht. Und so soll uns auch die Dankbarkeit gegen die Hallischen Jahrbücher nicht bewegen zu sagen: sie seyen eine Wiege der Pietät, ein Wohnsiß ehrenvoller Gesinnung, ein Muster geistigen Mafes, sondern im Gegentheil wollen wir offen bekennen, daß wenn wir, wenn etwa Andere noch einiges Gute aus ihnen gewonnen haben, dies nur mittelst einer ganz kalten Resignation und ruhig gerechten Beachtung dessen möglich war, was man allensfalls auch vom Teufel Gutes lernen kann.

Gegen den Vorwurf, den uns gutmüthige Naturen machen



könnten, wir sähen den Charakter der Opposition, welchen die Hallischen Jahrbücher tragen, mit zu scharfer Brille an, haben wir eine Stelle dieser Jahrbücher anzuführen, in der sich zeigt, daß dies Blatt eine vollkommene Einsicht in seine allgemeine, vatermörderische Sehnucht hat. Es heißt nämlich S. 764. also: „Im Allgemeinen ist zunächst zuzugeben, daß alle wahre Philosophie als solche kritisch, und insofern negativ, oder, wenn man will, destruktiv ist. Denn die Philosophie steht im Dienste der Idee, will nichts Anderes seyn als die Darstellung der Idee selbst. Die Idee aber ist „wesentlich Prozeß, die absolute Negativität und Dialektik, welche ewig das mit sich Identische von dem Differenten, das Subjektive von dem Objektiven, das Endliche von dem Unendlichen, die Seele von dem Leibe ab- und unterscheidet, und nur insofern ewige Schöpfung, ewige Lebendigkeit und ewiger Geist ist.“ — Die Idee ist „der Verlauf, daß der Begriff als die Allgemeinheit, welche Einzelheit ist, sich zur Objektivität und zum Gegensatz gegen dieselbe bestimmt, und diese Außerlichkeit, die den Begriff zu ihrer Substanz hat, durch ihre immanente Dialektik sich in die Subjektivität zurückführt“ (Hegel's Encyclop. §. 214. 215.). Das Wissen und Wollen dieses Prozesses ist das Wesen der Freiheit, ist das Leben des Geistes, und wer an dem Geiste und der Freiheit Theil haben will, muß es mit diesem Prozesse halten und für die Negativität und Dialektik der Idee gegen die f. g. Realitäten und Wirklichkeiten, gegen die Objectenwelt als solche entschlossen Partei ergreifen.“

Ein solches Parteiergreifen lassen wir uns nun, selbst von einem Standpunkte aus, der von dem unsrigen so sehr abweicht, wie der Hegelsche, gern gefallen, so lange ein sittlicher Ernst der Negativität und Dialektik zur Seite steht, wie es bei Hegel unläugbar der Fall war — wo aber die Turbulenz jener unbefriedigten Eitelkeit der sauren Arbeit des Denkens und jener unbefriedigten Begierde des Mitgenusses des Staates den Reigen führen, wird solche Parteinahme das Heilloseste. Oder sollen wir etwa an einen sittlichen Ernst glauben? bei Stellen glauben, wie wir sie nunmehr in einer Art kleiner Blumenlese zusammenstellen wollen:

S. 93. „Was ist der letzte Grund unserer geistigen und politischen Unfreiheit? Die Illusionen der Theologie. Ich weiß das aus meinem eigenen früheren Leben, wo dieser Teufel in Engelsgestalt mich in seinen Krallen gehabt hat. Darum ist aber das auch ein Sujet, ganz für mich gemacht. Denn die Theologie ist bei mir bereits den Weg alles Fleisches, den Weg durch die Leber gegangen. Führe ich mein Thema gut aus, so hoffe ich die Heuchlerin vollkommen zu entlarven. Ich habe zum Behufe meiner Arbeit auch die alte katholische Dogmatik — den Petrus Lombard, die Concilienbeschlüsse, den heiligen Bernhard, den langweiligen Ambrosius u. s. w. ganz durchgemacht. Hieraus läßt sich schließen, welchen Unrath ich aufgehäuft. Es ist ungläublich, welche Illusionen die arme Menschheit beherrschen, noch heute beherrschen, und wie uns die spekulative Philosophie in ihrer letzten Richtung statt von diesen Illusionen befreit, nur in ihnen bestärkt hat.“ —

S. 96. „Mit dem Lobe des einen Göschel und mit dem lächerlichen Ausdruck „der Übereinstimmung“ mit dem Christenthum hat uns der alte Hegel all diesen Qualm in's Haus gezogen. Übereinstimmung? ist das Monismus? ist das die ewige, einige, nur einmalige Wahrheit? Die Philosophie hat mit nichts übereinzustimmen, als mit sich selbst, und nicht die Philosophie stimmt mit der Wahrheit, sondern sie ist die Wahrheit. Die wahre Philosophie ist das wahre Christenthum, und nur sie, außer ihr nichts in der Welt. Lassen Sie Feuerbach nur zu Worte kommen.“

S. 719. „Es regt sich überall der Widerstand gegen die katholischen und heidnischen Elemente, die der romantische Geist als wucherndes Unkraut unter den Weizen des reinen Wortes und der freien Verkündigung des protestantischen Christenthums ausgesät; die Erklärung des Predigers Sinenis richtet sich sehr bedeutungsvoll gegen den Götzendienst, Bilder anzubeten, und gegen den Katholicismus, das unmittelbare Verhältniß des Menschen zu Gott; den eigentlichen Sinn des ganzen Protestantismus, aufzugeben und den Mittler anzubeten, statt in der Andacht die Vermittelung mit Gott selbst zu empfinden und in's Werk zu richten.“

S. 1180. „Die so viel verschrieene, verabscheute, mit Bann und Interdikt belegte Aufklärung, dieses unauslöschliche Argerniß aller der Schurken, welche den neuen Jesuitenorden und die Verrätherei der protestantischen Freiheit in Wissenschaft und Staat gestiftet, ist in Wahrheit nichts Anderes als die zur Macht und Wirklichkeit erhobene Philosophie; sie ist die ihrer selbst gewisse Vernunft, nicht als esoterisches, sondern als exoterisches Wissen, nicht als Spekulation, sondern als gesunder Menschenverstand; sie ist mit einem Worte jenes einfache, aus dem Schiffbrüche der guten alten Zeit allein gerettete Selbstbewußtseyn, das nun selbst aller Inhalt werden soll, sie ist jene in die Objektivität umschlagende Subjektivität, jene Alles und zuletzt sich selbst verschlingende, und eben dann als Freiheit erscheinende Willkühr; sie ist das c'est moi! der Vernunft.“

Hier haben wir vier Stellen zusammengetragen, von denen die eine die Theologie, nicht etwa an einem faulen Fleck angreift — sondern einstweilen die ihr zugeschriebenen Illusionen verhöhnt; die zweite die Philosophie nicht etwa unabhängig von einer positiven Religion macht, sondern sie unserer positiven Religion, dem Christenthum, mit übermüthigen Gewaltsprüchen als Kerkermeisterin setzen will; die dritte die Gottheit Christi läugnet; die vierte eine Apotheose des Aufklärer's veranstaltet, und Alles, was nicht einstimmen will, Schurken nennt. Es sind nur vier Stellen, um nicht des Guten zu viel zu thun, und schwerlich die stärksten, denn einige andere stärkere, die uns in die Hände fielen, indem wir wieder überblättern und nach solchen Stellen suchten, ließen sich nicht gut ohne zu viel abzuschreiben als Probe ausheben, und dann mag auch manche stärkere dem Gedächtnisse des Ref. bei dem mächtig starken Bände schon während der Lektüre wieder mehr verloren gegangen seyn. Allein wir bedürfen auch nicht des-

Mehreren, denn Jeder hat ja leicht, wenn er die Zeitschrift nicht gelesen haben sollte, die Einsicht in dieselbe, und hat er sie gelesen, so brauchen wir nur an seine Erinnerung zu appelliren — ob nicht hundert und aber hundert ganz ähnlicher Stellen, in gleicher Tendenz, mit ähnlicher Rohheit der Begier, mit ähnlicher Turbulenz und Plumpheit des Ausdrucks wiederkehren. Das Hervorbrechen roher Begier nach Mitgenuß des Staates, nach Knechtung und Verachtung alles dessen, was sich Kirchliches regt, ist um so charakteristischer, als sonst und im Ubrigen, wo sich diese gemeinen Leidenschaften nicht betheiligen, die Aufträge dieser Zeitschrift im Ganzen gut, einzelne, was die Form anbetrifft, meisterhaft geschrieben sind. Nur selten findet man eigentlich geschmacklose, alberne Elaborate; selten einmal läßt sich ein ungeschmeuzter Junge sehen, wie etwa in den „pietistischen Bewegungen in der Uckermark“ von Karl Stahr — und wenn auch viele der Mitarbeiter im Grunde vor dem Leser einen philosophischen Weitstanz auf die Bühne bringen; so gehen doch die krampfhaften Bewegungen durch Körper vor, welche tanzen, — also in diesem Falle schreiben, gelehrt haben. Sobald sich aber jene Begier des Mitgenusses und der Hochmuth der angeblich sauren Arbeit des Denkens regt, „dann bricht oft aus der gewandtesten Feder, aus Ruge's eigener, die plumpeste Rohheit hervor.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

So ungern wir uns davon trennen, wir müssen weiter. „In jenen finsternen Zeiten des Mittelalters“ — was mögen sich wohl recht viele Aengstlichen, die braven Schiffer, Fischer, Handwerker, Krämer mit ihren guten Hausfrauen, Mägden und der andächtigen Schwester, bei den so schwungvoll daher tönenden Wörtern „jene finsternen Zeiten“ gedacht und wohin mögen sie das winkende jenen gedeutet haben? Und welcher ein Stylistiker ist der Herr Paniel! „Hingebung an das wunderbare Gebiet des Glaubens,“ wie das klingt! „Ausdruck menschlicher Unterordnung unter die Kirche Jesu stieg bis zur äußersten Höhe,“ wie das tönet! besonders die bis zur äußersten Höhe steigende Unterordnung, das unter das hinaufsteigt und auf der äußersten Höhe das unter bleibt! Nun, diese Unterordnung unter die Kirche Jesu stieg; der Kirche Jesu also war der Fleiß, die Sorgfalt der Menschen mit besonderer Vorliebe zugewandt und als Gegensatz wird gemeldet, daß das Licht der Vernunft und Wissenschaft vernachlässigt, ja absichtlich verdrängt sey. Welches sind nun hier die geistigen höheren und die leiblichen niederen Interessen? Ist die Kirche Jesu das höhere geistige Interesse und das Licht der Vernunft und Wissenschaft das niedere, leibliche? Oder haben wir es uns umgekehrt zu denken? Nach S. 21. gewiß! denn da heißt Vernunft und Wissenschaft des Menschen höchste Kraft, also muß die Kirche Jesu wohl das niedere leibliche Interesse seyn! In sonderbarem Widerspruche steht dann sogleich dabei das hohe Wort: „der reine Himmels-

glaube“ und noch sonderbarer wird von diesem versichert, er sey in finsternen Wahn ausgeartet!“ Ach, und was für ein Kenner des Mittelalters ist dieser große Zeichner desselben, nämlich welcher armseeliger, daß er solch' ein Bild von dem ganzen Mittelalter gibt! Hat der Mann denn niemals etwas von der Poesie des Mittelalters, etwa von dem Nibelungen = Liebe gehört, niemals von der Scholastik, der höchsten Blüthe des Verstandes; nie etwas von dem Dom in Straßburg, Eöln, Freiburg, dem Stephansthurm in Wien u. s. w., nie etwas von der Erfindung des Pulvers, das er freilich nicht erfunden hat, und der Buchdruckerkunst, des Compasses? Nie etwas von Dante, Petrarca, von der Boissiereschen Gemäldesammlung? Nie etwas von der Hanse, wo sein Bremen eine ganz andere Rolle spielte, als selbst in der glücklichen Zeit seiner Streitpredigten? Hat er denn nie davon gehört, daß Herder einmal seufzend sprach: Ich wollte, ich wäre im Mittelalter geboren? Ach, möchte doch Herr Paniel nicht die arme Geschichte zugleich mit dem Pastor Krummacher auf der Kanzel abkänzeln!

Aber weiter! „In jener neuen Welt, jenseits des Meeres“ — wie darstellend das jene, jenseits! die Schiffer denken so schön gleich an Bremerhafen! — „mit deren Entdeckung eine neue Periode der Weltgeschichte begann“ — wie rührend und erbaulich diese große historische Bemerkung auf der Kanzel! Und welcher ein erhabenes Bild von Amerika; „den erstaunten Blicken zeigt sich eine rastlose, bisher unerhörte, eine unermeßliche und beinahe sinnverwirrende Thätigkeit!“ Wie muß das die Herzen getroffen haben! O, es ist doch eine schöne Gabe, den Mund so recht voll nehmen zu können. Und welcher ein Geograph und Statistiker ist dieser Herr Paniel! Er weiß, was in keines Menschen Herz ist kommen, denn von einer rastlosen, bisher unerhörten u. s. w. Thätigkeit der Brasilianer, Mexikaner, Patagonier, Feuerländer u. s. w. hat bis jetzt noch Niemand etwas gehört als er allein. Oder ist ihm jene neue Welt jenseits des Meeres vielleicht nur ein Theil der Vereinigten Staaten und sind ihm diese mit Amerika identisch? Aber es scheint, als habe der Anblick der beinahe sinnverwirrenden Thätigkeit dort jenseits des Meeres den Sinn des Herrn Paniel diesseits wirklich verwirrt, denn er betheuert, „die Religion sey dort entweder noch in den Banden des alten Aberglaubens — jenes finsternen Mittelalters, wie natürlich — oder habe sich in eine Unzahl thörichtester und lächerlicher Meinungen zersplittert.“ In Amerika ist also gar keine ordentliche Religion! Fürchtet aber der Herr Paniel nicht, daß, wenn seine Predigt, wie zu erwarten steht, bis nach Amerika, jenseits des Meeres, hinübertönt, diese Unschuldbildung dem Bremer Handel mit den beleidigten Freistaaten schaden könnte? Es wäre doch auch für St. Aegarii, die gewiß Schiffe auf der See hat, zu wünschen, daß Herr Paniel vorsichtiger wäre, damit er nicht in besonderer Vorliebe für die höheren, geistigen Interessen, die leiblichen, niederen gefährdete. Muß denn der Mann mit aller Welt Streit anfangen, nicht bloß mit Krummacher, sondern auch mit den Amerikanern der Religion wegen? Und noch dazu so ungerecht, im blinden Eifer! denn in Amerika sind



doch zu finden, nämlich in den Vereinigten Staaten, viele katholische und protestantische Gemeinden mit ihren Bischöfen, Pfarrern, Predigern; in Bremen hat sogar vor mehreren Jahren ein protestantischer Prediger aus Amerika gepredigt — warum behandelt er nun Katholiken und Protestanten in Amerika so schändlich, verächtlich und beleidigend auf der Kanzel, von der „das Evangelium von der Liebe“ ertönen soll, und läßt den armen Gemeinden und ihren Seelsorgern keine Wahl als zwischen den Banden des alten Aberglaubens und den thörichten und lächerlichen Meinungen? Ja, wir können dem Herrn Paniel versichern, daß auch ganz närrische Nationalisten in Amerika herumlaufen, wohin rechnet er nun deren Religion, zu dem alten Aberglauben oder den thörichten und lächerlichen Meinungen! O Paniel, Paniel! Und neben dem großen Statistiker steht sogleich auch wieder, wie immer bei Allem, der große Denker, der spricht: „die Religion hat sich zersplittert!“ Eine närrische Religion, die sich zersplittert. Warum blieb sie nicht ganz? Eine wunderbare Religion, die sich zersplittern kann! Eine religionslose Religion, die sich in eine Unzahl thörichter und lächerlicher Meinungen zersplittert! Wenn ich einen Tannenbaum in eine Unzahl von Schwefelhölzern zersplittere, so bleibt jeder Splitter bekanntlich doch Tannenholz, der Fehler ist nur, daß die Splitter nicht zusammengeblieben sind, sonst wär's ein Tannenbaum. Wenn sich die Religion in eine Unzahl thörichter und lächerlicher Meinungen zersplittern kann, so muß sie selbst doch eine organische Verbindung von thörichten und lächerlichen Meinungen seyn, sonst könnte sie sich nicht darin zersplittern und der Fehler ist nur, daß diese Verbindung mechanisch aufgehoben ist. Bleiben die thörichten und lächerlichen Meinungen verbunden, so ist es die Religion; werden sie zersplittert, so ist es eine Unzahl thörichter und lächerlicher Meinungen! Der Herr Pastor Paniel, Dr. theol. et philos., weiß offenbar nicht, was Religion ist, sonst hätte er so Wunderbares nicht behauptet. Ein Bündel thörichter und lächerlicher Meinungen ist sie aber gewiß nicht!

Nun tritt heran geduldiges Deutschland, daß der Herr Paniel, der dem gewaltigen Rom, dem schönen Griechenland, Judäas wunderbarem Lande, dem finsternen Mittelalter und der neuen Welt jenseits des Meeres gehörig den Text gelesen hat, dir auch noch ein kräftiges Wörtlein sage. Fürchte dich nicht, daß du zu kurz kommst, denke nicht, der Mann nimmt zu viel auf seine Hörner, o nein, sie sind danach und er wird mit Allem fertig, mit dem gewaltigen Rom, dem schönen Griechenland u. s. w., Alles hält still; er aber fliegt, wie mit Dampf, aus dem finsternen Mittelalter über das Meer jenseits nach den Vereinigten Staaten, von den Vereinigten Staaten wieder zurück über das Meer diesseits nach Deutschland und wirft seine Richtersprüche rechts und links, mir nichts dir nichts, nur so von sich. Nur das arme Portugal und Spanien und Frankreich, England, Schottland und Irland und noch einige Länder auf der Charte von Europa, so wie jenes Asien und Afrika und jene neueste Welt jenseit des Meeres, Südindien, sind zu beklagen; du gutes Deutschland nicht. Auch wirst du sehr gelobt. Es ist Alles

ganz herrlich in dir, „neu erwachtes Glaubensleben, Rückkehr unserer Mitbrüder zu Christus; wie wohl thut das dem Freunde der Menschheit!“ Werde aber nicht stolz, gutes Deutschland, der hinkende Bote kommt nach; die Freude ist schon wieder verkümmert; ach, so bald ist der reine evangelische Glaube wieder in blinden Wahn und Aberglauben ausgeartet! Es ist bei uns grade wie im finsternen Mittelalter, nur daß da der Wahn ein „finsterner“ war, bei uns ist er ein „blinder;“ die herrschsüchtige Priesterschaft fehlt auch beiden nicht, nur ist sie bei uns auch noch eine verblendete geworden, das Gefolge, Unwissenheit, Rohheit und schändliche Gewaltherrschaft fehlt auch nicht, denn die edelsten Geister der Nation werden herabgewürdigt und die Verfolgungssucht ist auch da, nur ist bei uns noch der Fanatismus hinzugekommen. Vielleicht nur der Eine und Andere, Herr Paniel, Herr Moriz Rothe und einige Ansgarianer, ein ausgewähltes Häuflein, haben noch den reinen evangelischen Glauben und diese sind nun leider die Verfolgten und werden von den Baalspaffen als Opfer gesucht. Armes Deutschland, du bist am schlimmsten weggekommen. Eine besondere Vorliebe für die höheren geistigen Interessen ist bei dir nicht zu finden und nicht einmal der armselige Trost wird uns gegeben, daß bei dir doch die niederen leiblichen Angelegenheiten, das laute Getöse kriegerischer Waffen, eblere Künste und Weltweisheit, oder Fertigkeiten des äußeren Lebens, oder sinnverwirrende Betriebsamkeit, zu einigem Erfolge gefördert werde; du bist ganz finster und todt für geistige und leibliche Interessen; nur blinder Wahn und Aberglaube, Fanatismus und Verfolgungssucht, Kegerichter, Mordbrenner, welche die Brandfackeln in friedliche Gemeinden werfen, heidnische Baalspaffen, kurz, der Teufel regiert in dir und macht dich zur Hölle! Grauenvolles Bild! Schrecklicher als das des letzten Gerichts; denn hier haben wir schon die Hölle, ohne einen Himmel daneben, und dort droht sie doch nur erst. Wahrlich, es ist Zeit, daß überall in allen Deutschen Gemeinden, nicht bloß in Ansgarii, das letzte Gericht mit allen seinen Entsetzen sonntäglich, nicht bloß von Krummacher, sondern auch von Paniel gepredigt werde, damit die Seelen erschrecken und sich bekehren von der Gewalt des Satans zu dem lebendigen Gott, der geoffenbaret ist im Fleische! Grauenvolles Bild, das versteinend wirkt, wie der Gorgo Haupt und sinnverwirrend nicht etwa bloß wie die Thätigkeit in jener neuen Welt dort jenseits des Meeres, sondern wie der Furien Gesang! Den Herrn Paniel hat es so erschüttert, daß er mit Recht Feuer, Feuer ruft, weil er sie ziehen sieht die Kegerichter mit den Brandfackeln in der Hand. Wie sie umherziehen! Sogar nach Bremen ist einer gekommen! Sogar nach St. Ansgarii! Sogar auf diese dem reinen Glauben geheiligte Kanzel! Er ist so ergriffen, daß er das Neue Testament darüber vergißt und das Alte; den Vater erregen läßt gegen den Sohn, vgl. Matth. 10, 35., und daß er die heidnischen Baalspaffen, welche Elias als Opfer schlachtet (1 Kön. 18.) umgekehrt zu Opfer suchenden macht! Ach, wenn das im Entsetzen einem solchen Manne begegnet, was haben wir denn zu erwarten?

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 9. Juni.

N<sup>o</sup> 46.

## Die Richtung und das Ziel der Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

(Fortsetzung.)

Man sieht diese Pietätslosigkeit, den Mangel der Bewältigung turbulenter Leidenschaft und Rohheit am besten in dem Verhältniß, was diese Jünger zum eigenen geistigen Erzeuger, zu Hegel, nehmen. Ohne Zweifel ist ihre Absicht, diesen Mann zu ehren in aller Weise; ohne Zweifel sprechen sie auch sein Lob oft genug aus — aber sobald sie einen Dissens an den Tag legen, sobald sie zeigen wollen, daß ihre saure Arbeit die Philosophie wieder ein Stück weiter geschoben habe, werden sie so linksichig grob, daß daraus eben hervorleuchtet, ihre Verehrung des Meisters sey nicht eine unwillkürliche Blüthe der Pietät ihres Gemüthes, nicht die nothwendige That des liebenden Schülers, der auch, wo er abweicht vom Lehrer, es in schonender Weise auszusprechen weiß, sondern diese Verehrung erscheint als ein abgedrungener Tribut, von dem sie sich nur noch nicht dispensiren können, weil sie noch auf Hegel stehen. Da ist die Rede davon, daß Hegel durch „Accommodation und Zurechtmacherei“ dem eigenen Principe ungetreu geworden sey; daß Hegel bei der Construction der Erblichkeit und Majestät des Königthumes „bis zur Lächerlichkeit ungeschickter Bestimmungen“ sich bedient habe; daß sein Abstrahiren ein „wüthes“ gewesen; daß er nicht an die Majorität geglaubt in Staatsfachen und daher die Wahl gehaßt habe; nicht an die Majorität glauben, heiße aber: nicht an den Geist und nicht an die Menschen glauben, und es sey der „stupide Einwand der Servilität“ die Masse sey dumm und nur im Zuschlagen respektabel. — Heißt das nicht: mingere in patrios cineres — und solche Grobheit, solche Turbulenz bricht durch, wo die Leute eigentlich schonen, wo sie doch im Ganzen anerkennen und loben wollen.

Hier kommen wir nun auf die Richtung überhaupt zurück: ein Blatt von solchem äußeren Umfang, wie die Hallischen Jahrbücher, was sich gleichwohl zur Aufgabe gesetzt hat, seine tägliche Nummer zu füllen mit einigem Kampf gegen die Beschränktheit und Unvernunft an den Dingen, gegen die leblosen Stücke der Welt, ein solches Blatt muß nothwendig Jagd machen auf Unvernunft, und Jagd machen lassen — von diesem Wildpret lebt ein solches Blatt, und selbst bei etwas weniger großer Eitelkeit auf die saure Arbeit des Denkens und bei etwas schwächerer Begierde nach dem Mitgenuß des Staates würde es schwer halten, das Jahr über den Tisch voll zu setzen, ohne daß einmal eine Kage statt eines Hasen und eine Dole statt einer wilden Taube zugerichtet würde — mit einem Worte, auch für

einen leidenschaftslosen, menschlich wohlwollend gesinnten Mann wären diese Jahrbücher eine Last, die ihn leicht aus dem rechten Wege drängen könnte — wessen Karren aber mit der einen Seite tief im Geleise der sogenannten sauren Arbeit und auf der anderen Seite eben so tief im Geleise der Begierde nach Mitgenuß läuft, der kann, wenn er solche Last darauf ladet, gar nicht wieder in den rechten Weg hinein, beim besten Willen — denn mehr und mehr ziehen sich alle edleren Theile der Mitarbeiterschaft zurück (wie ja auch die Hallischen Jahrbücher für Flug erachtet haben, lieber gar kein Mitarbeiterverzeichnis mehr zu geben) — und da die Spalten gefüllt seyn wollen, muß man rüstige Schreiber, die eine fixe Feder führen, wenn sie sich bieten, nehmen — sie werden sich aber bieten nach dem alten Gesetz: wo Nias ist, da sammeln sich die Raben: Alles capricirte Jäger auf die Unvernunft des Lebens, d. h. auf das, was das Publikum hindert, ihre Eitelkeit der sauren Arbeit und ihre Begierde des Mitgenusses zu befriedigen. Dieses junge, zum Theil übermüthige, lose, auf jeden Fall namenlose, zum Theil malcontente, von der sauren Arbeit des Denkens selbst angesäuerte Völkchen, was sich so an den Karren der Hallischen Jahrbücher anhängt — das ist erst der rechte, der handwurzeldicke Jopp der Redaktoren — die, wenn sie auch noch so sehr selbst den Redaktorenmuth besitzen, den sie S. 1054. an Marbach vermissen, doch nicht Alles selbst schreiben, und wenn sie das nicht können, auch die Menagerie nicht gut abwehren können, die sich zur sauren Arbeit und zum Mitgenuß um sie drängt. Mit dieser Menagerie aber wälen sie genöthigt, sich zum Schild für so viel Unvernünftiges in den Seiten aufzuwerfen, daß schon deshalb die Opposition gegen das übrige Unvernünftige als bloße Caprice erschiene. Wer so ungeschneuzte Literaten, wie den Herrn Pastor Ziesche und Consorten, zu Tische hat, wird nicht auf sehr wohl gehaltene Unterhaltung rechnen können. So darf es also gar nicht Wunder nehmen, daß unter die Dinge, an welchen die Seite ihrer Beschränktheit, ihrer Unvernünftigkeit hervorzuheben sich die Hallischen Jahrbücher capricirt haben, eine ganze Reihe der tüchtigsten Lehrer, Schriftsteller, Staatsmänner, unsere jetzigen Staats- und Kirchenzustände selbst, kurz! alle die Personen und alle die Sachen gehören, zu denen die Redaktoren kein Verhältniß haben oder affektiven — daß sie sich dagegen aber capriciren, die Vernünftigkeit unter andern von folgenden unter den sendenden Dingen hervorzuheben: die des Herrn Thiers, die des Pastor Sintenüs, die der Hessischen Symbolstürmer, die des Herrn Lühelberger, die der Köp-penschen Tollhauschrift auf Friedrich II., die der in Zürich vom souveränen Volke außer Dienst gejagten Regierungsbediensteten u. s. w.



Wollte man nun glauben, die Richtungen, für welche die Redaktion sich dieser Aufzählung nach interessiert, unterschieden sich von den angefeindeten und geschmähten dadurch, daß sie allein freien Spielraum verlangten und die geschmähten nur verknöcherte Zustände, so würde man sich sehr irren. Unter den Angefeindeten sind Leute genug, deren Streben, sich sachgemäß weiter zu bewegen, gar nicht bestritten werden kann, denen es auch nicht einfällt, Andere am sachgemäßen Weitergehen zu hindern — Bewegung und Stillstand also ist es nicht, um was es sich hier handelt, wie könnte man auch sonst von Capricen der Redaktion reden — es ist vielmehr ganz allein die Nothheit des Fortschrittes, die Plumpheit des mit dem Fortschritt verbundenen Sinnes, das Ungenirte, Willkürliche, was hinzukommen muß, um eine Sache dem Patronate der Hallischen Jahrbücher zu empfehlen, von dem plumpen, revolutionären Egoismus des Herrn Thiers an bis zu den plumpegoistischen Sinnen der gefürzten Züricher Regenten. Wie in gewissen Tabagien jeder Gast Prügel bekömmt, der einen sauberen Rock anhat, so ist es auch in diesem literarischen Institut eingeführt. Man darf vergleichen so übel nicht nehmen; denn da wir oben gesehen haben, wie sie mit dem Meister selbst umgehen, wird wohl das Wort in dieser Zeitschrift überhaupt nicht mehr sein richtiges Gewicht haben, und wie beim Roßbeuyschen Grafen Benjowsky wird die Zunge kein rechtes Maß haben.

Wie nun aber ein Gemälde in seinen Farbentönen gehoben oder gedämpft wird durch das Licht in dem, durch die Wand, auf der es hängt, durch seine Umgebungen überhaupt u. s. w., so wirkt die allgemeine Färbung der Hallischen Jahrbücher unwillkürlich auch einen Rückschimmer auf solche Arbeiten, die eigentlich so stark nicht die Tendenz des Blattes an sich tragen; und nur Arbeiten, die des Gegenstandes wegen höchstens eines leichten philosophischen Anfluges in der Behandlung fähig sind, wie z. B. die Anzeige von Rhoon's Militärgeographie der Iberischen Halbinsel, oder Arbeiten, die durch die Eigenthümlichkeit ihres Humors sich so auszeichnen, daß sie ohne alle Analogie zwischen den übrigen stehen, wie Frank's humoristische Anzeige der von Raumerschen Reise nach Italien, nur solche Arbeiten werden dem Schicksal entgehen, außer durch ihren Inhalt auch durch ihre Umgebung einen Accent zu erhalten. So ist z. B. Gauß's Recension von Neuchlin's Port-Royal zwar im Grunde schon eine Anpreisung des Pelagianismus und schlechtesten Rationalismus; aber dadurch, daß sie in den Hallischen Jahrbüchern steht, erhält sie erst den rechten Nachdruck, und eben so würde Watke's Anzeige von Müller's Werk über die Sünde doch einen etwas anderen Eindruck machen, wenn man sie anderwärts gelesen hätte und nicht in einem Blatte, von dem acht Tage nach Müller's Berufung in Halle die Sage herumgetragen wurde, es sey die Absicht, „Müller darin mit einem Dredschuß in's Gesicht zu empfangen,“ wenn er anders noch nach Halle komme. Hätte Watke die Sage gekannt, er hätte sich schwerlich zum Dredschützen aufbieten lassen. Doch lassen wir diese Seite der Sache fallen; wir haben ja den Jahrbüchern selbst die Kenntniß des Verleins zu danken:

„Ein elendes Leder zu gerben,  
Was ist dabei für Ruhm zu erwerben.“

Wir wenden uns zu dem Verhältnisse der Jahrbücher zu Preußen, indem wir in voraus bemerken, daß, nach der Ansicht der Jahrbücher, Preußens Seele und Aufgabe darin besteht, der protestantische Staat kateprochen zu seyn; der Staat, der die protestantische Wissenschaft zum Siege zu führen habe, wenn er in der Welt etwas bedeuten wolle. Das klingt sehr unverfänglich, und sieht aus, als wenn es wahr wäre, bis man dahinter kömmt, was in dem Rothwälsch dieses Journals (denn es hat hinsichtlich gewisser Dinge eine Art Rothwälsch) das Wort protestantisch bedeutet. Protestantisch aber bedeutet nicht in dieser oder jener bestimmten, confessionellen Weise kirchlich, sondern geradezu unkirchlich. Zum Protestantismus gehört nach unserem Journal Voraussetzungslosigkeit — gehört die Überzeugung, daß die Philosophie mit nichts übereinzustimmen habe, sondern selbst die Wahrheit sey. Die Philosophie aber ist dann wieder ein steter Entwicklungsprozeß, und so ist es auch die Wahrheit, und demnach ist nur, wer sich voraussetzungs- und haltlos dem Wogen dieses Entwicklungsprozesses hingibt, ein Protestant, und das Königreich Preußen hätte die Ehre, von Herrn Arnold Ruge als etwas von Bedeutung in der Welt angesehen zu werden, nur erkaufen können damit, daß es sich in jene Situation gebracht hätte, nirgends mehr einen festen Punkt zu haben, auf dem auch nur das Auge hätte ruhen können — alles um uns her, Staat und Kirche, Schule und Commune, Gott und Welt, Philosophie und Christenthum, alles hätte bis zu Schwindel und Seelkrankheit im doktrinellem Ringelreihen sich bewegen, und zwar der reinen Demokratie zu bewegen müssen, denn daß dies das Ziel ist, auf welches die Jahrbücher unumwunden, auch jetzt schon mit gar nicht verhehlter Verachtung der Majestät zustreben, werden wir unten sehen.

Das was Ruge Protestantismus nennt, ist scheußlicher als Vaternord, schrecklicher als Sodomiterei, denn es schließt alle Gräuelt der Welt am Ende zugleich ein, die der Mensch ersinnen kann; und wenn irgend eine jesuitische Partei eine List hätte ersinnen wollen, wie man zugleich dem Namen des Protestantismus einen stinkenden Mafel anhängen und zugleich einen großen, sich auf seine Bildung etwas zu gut thnenden Theil der protestantischen Welt zum Besten haben, verwirren und verwildern könne, so hätte sie nur die Hallischen Jahrbücher herausgeben dürfen, wie sie herausgegeben worden sind. Ja! wir müssen uns vor allen Katholiken schämen, blutroth schämen, daß in dem Bereiche unserer Gemeinden eine so monströse Mißgeburt hat erzeugt und erzogen werden können, wie diese Jahrbücher, von deren Mitarbeitern fast alle protestantische Lehrer, die Hälfte wenigstens protestantische Gymnasiallehrer sind, denen fortwährend die Seelen der protestantischen Jugend anvertraut werden, ungeachtet sie in dem Heere mit ziehen, was den Antichrist in seiner Fahne führt. Wäre ein Staat vorhanden, der sich der protestantischen Interessen vorzugsweise annähme, er müßte über diese Herabwürdigung, über dieses Mißfüßentreten des protestantischen Namens durch die Hallischen Jahrbücher empört seyn,

denn neben der Religion, die hier als Protestantismus gepredigt wird, erscheint ja der Socinianismus fast noch als eine katholische Doktrin.

(Schluß folgt.)

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

Da aber der Herr Mittagsprediger, der uns solchen Schreck unmittelbar nach der Mahlzeit eingejagt hat, gutes Deutschland, der Klügste von uns ist, und sich sogleich in so weit wieder faßt, daß er uns tröstend zuruft: „um das endliche Schicksal der Menschheit“ — so nach ein zehntausend Jahren etwa — „brauchen wir deshalb nicht besorgt zu seyn,“ so wollen wir uns auch zu fassen suchen und den lieben Gott für das endliche Schicksal der Menschheit am jüngsten Tage sorgen lassen, und da uns das endliche Schicksal der Menschheit doch im Grunde wohl etwas zu weit abliegt, als daß wir es erleben möchten, so wollen wir uns vorläufig mit näheren Trostgründen in etwas beruhigen. Vielleicht — und das Zittern unserer Kniee weicht allmählig — ist an der ganzen Sache, die einen so erschrecklichen „Aufschwung gewonnen,“ nicht sehr viel; — am Ende, gutes Deutschland, — wir werden immer kühler und ruhiger — ist gar nichts daran, sondern nur des Herrn Paniel eigene Verrückung, man muß sagen aller Gesichtspunkte, ist Schuld an seinem und unserem Entsetzen. Die Sache verhält sich nämlich so: Herr Paniel freut sich, als Freund der Menschheit, mit Recht über das wiedererwachte Glaubensleben in Deutschland. Es gibt darin Gläubige, Halbgläubige, Drittels-, Viertels-, Achtelsgläubige und so fort durch die gebrochenen Zahlen bis zu den Ungläubigen. Die letzten gehen uns hier nichts an; es sind ruhige Leute, die sich aus Gott und der Welt nichts machen und höchstens über die Anderen, als über Thoren, lachen. Die mit dem gebrochenen Glauben oder die Bruchgläubigen, charakterisiren sich im Ganzen durch schwache Vernunft, die dem Verstande keine Idee reicht, durch schwachen Verstand, der wie ein leerer Magen an sich selber nagt, und zum Ersatz für beide Mängel durch besonderen Hochmuth. Man nennt sie Nationalisten, weil sie nichts glauben wollen, als was sie begreifen können; sie selbst nennen sich Denkgläubige, bekanntlich deshalb, weil sie denken, daß sie glauben und zugleich glauben, daß sie denken, aber freilich sich in beiden Stücken meistens irren. Wenn nun Gläubige und Bruchgläubige sich erblicken, so begibt sich Wunderbares. Die Gläubigen freuen sich des, wenn auch Bruchglaubens der Nationalisten, und wollen ihnen gern zum vollen Glauben helfen, damit sie aus Gebrochenen Ganze werden, beten auch: Herr, mehre ihren Glauben! Die Denkgläubigen dagegen fechten gerade den Glauben der Gläubigen an und wollen mit Gewalt denselben mindern, damit sie auch aus ganzen Gläubigen Bruchgläubige werden, und wenn ihr Denkglaube ihnen ja zu beten erlaubt, rufen sie: Herr, gib ihnen Unglauben! Denn da sie allen ihren Glauben nur auf ihr Begreifen bauen und dieses für den einzigen Grund alles Glaubens halten, so sehen sie reicheren Glauben Anderer als eine Beschuldigung ihrer eigenen

Unfähigkeit im Begreifen an; da sie aber Grund genug zu haben glauben, Großes von ihren Fähigkeiten zu denken, so wird der Hochmuth wild und stachelt sie, gegen den Überschuss von Glauben in den Gläubigen anzukämpfen als gegen ein Produkt der Kurzsichtigkeit, oder Blindheit und Dummheit jener und es auch also den Leuten zu nennen in Predigten, Vorlesungen, Literaturzeitungen und Predigerbibliotheken, und sehr zu klagen über „unreine Saat, blinden Wahn und Aberglauben, Fanatismus, an Wahnsinn streifendes Gebräu, Ketzerrichter, Brandfackeln und Baalspfaffen,“ welche die Welt unglücklich machen wollen, die es ja sonst gut genug hätte und ohne jene im schönsten Gleichgewichte geistiger und leiblicher Angelegenheiten stände.

Und so ergibt sich wunderbar, daß das Entsetzen, welches uns Herr Paniel einsagte, sich in die reinsten Freude für jeden „Freund der Menschheit“ auflöst, denn das Jetergeschrei, das er erhebt, ist nur ein Feuerruf über vorhandenen Glauben und heißt mit anderen Worten, aber dem wahren Sinne nach, so viel als: Ach, daß sich Gott erbarme, daß so viel Gotteswort in der Welt ist und andere Leute so viel mehr Vernunft und Verstand und so viel weniger Hochmuth haben als ich Karl oder Carl\*) Friedrich Wilhelm Paniel und Consorten! Denn daß der Herr Paniel in seinem Bruchglauben nur gegen den Glauben des Herrn Krummacher kämpft, ist klar. Herr Krummacher sagt: die Predigt solle kein heuchlerischer Zeitvertreib und empfindende Ergötzung mit blümelnden Redensarten und tändelndem Rührspiele seyn und der Prediger dürfe die heilige strenge Wahrheit dem Gelüste der Gemeinden nicht opfern; Herr Paniel redet von herrschsüchtigen oder verblendeten Priestern, die nämlich nicht folgsam den Gemeinden predigen wollen, wie diesen die Ohren jücken. Herr Krummacher sagt: ein Kant, Fichte, Hegel, Strauß könnten einer Christengemeinde unmöglich so viel gelten als Christus selbst; das Christenthum treibe immer Blüthen eines unvergänglichen geistigen Lebens, Frucht eines Friedens, der jeder Noth und selbst dem Tode gewachsen sey, dergleichen thäte aber ein Socrates, Plato, Kant, Göthe und Hegel nicht; Herr Krummacher glaubt also, Christus sey herrlicher als die genannten Männer und bringe höhere und beseligendere Gaben als sie; Herr Paniel dagegen versichert, die edelsten Geister der Nation würden von Krummacher verdammt und herabgewürdigt und die Ketzerrichter kämen von nah und fern und verhöhnten des Menschen höchste Kraft, Vernunft und Wissenschaft. Er denkglaubt also, Christum über Kant, Hegel, Strauß, Göthe, Schiller u. s. w. stellen, sey eine Herabwürdigung dieser, und das Christenthum für das höchste Gut der Menschheit halten, sey ein schnödes Verhöhnern der höchsten Kraft des Menschen, der Vernunft und Wissenschaft, die nämlich nach seinem stillen Denkglauben Alles

\*) Herr Paniel ist nämlich, wie über so vieles Andere, auch darüber noch nicht im Klaren, ob er sich Karl oder Carl schreiben soll und wechselt deshalb, um nicht eine besondere parteiische Vorliebe für einen der Anfangsbuchstaben zu zeigen. Auf dem Titelblatte von Nr. 3. schreibt er sich mit einem K; auf dem von Nr. 14. aber mit einem C — gewiß zur Erhaltung des Gleichgewichts!



aus sich selbst erzeugen können, was der Mensch zu seiner Seligkeit bedarf. Krummacher predigt über das letzte Gericht ernst, wahr, gewaltig; Herr Paniel nennt die Predigt ein an Wahnsinn streifendes Gebräu hohler Phantastereien und sinnverwirrender Schreckbilder, ein heißes, geiferndes Geschrei der Kinder des Wahns; er glaubt also nicht an das letzte Gericht, hält es für ein leeres Phantasiebild, oder denkt, es werde so arg nicht werden als es Krummacher ausschrie, und man brauche nicht bange zu seyn. Herr Krummacher sagt, während die hölzernen Schriftgelehrten die Unächtheit mancher Stücke der biblischen Schriften demonstrieren, führen diese daher unter das große Todtenfeld der Menschheit und schüßen eine neue lebendige Welt und die evangelischen Historien wären keine leeren Dichtungen, Fabeln, Mythen, sondern göttliche Wahrheit voll göttlicher Kraft. Herr Paniel dagegen erklärt in einer Anmerkung zu seiner dritten Predigt, mit der allerhölzernsten Unbefangenheit und gedankenlosen Sicherheit, daß der Schluß des Evangeliums Marci 16, 8—20. „bekanntermaßen nicht von Marcus, sondern von einem apokryphischen Verfasser sey.“ O, über den hölzernen Schrift-Gelehrten mit seinem hölzernen Bekanntermaßen! Außerdem ist er sehr erzürnt, daß die Fabeln- und Mythenmacher, die zu den edelsten Geistern der Nation von ihm gerechnet werden, von Krummacher mit schändlicher Zunge verhöhnt sind, weil dieser sie ruchlose Lasterer nennt. Herr Krummacher sagt, die Schrift gilt mehr als die Vernunft und als die Tagesweisheit; Herr Paniel versichert, des Menschen höchste Kraft, Vernunft und Wissenschaft werde durch solche Reden mit schändlicher Zunge verhöhnt. Herr Krummacher sagt, der Menschheit eigentliche und höchste Bestimmung, zu welcher sie nach dem göttlichen Regierungsplane fortschreiten soll, sey, daß sie Jesum zum Freunde habe, in ihm das Heil und die Gerechtigkeit finde, weil er ihr Richter sey; Herr Paniel denkt, das Ziel der Menschheit sey das schöne Gleichgewicht, worin die geistigen, höheren und die leiblichen, niederen Angelegenheiten mit gleicher unparteiischer Liebe gepflegt werden.

Man sieht, es ist viel Unglaube in dem Herrn Paniel, was „der Freund der Menschheit“ beklagen muß; wie viel? kann man so recht noch nicht wissen, denn er bemüht sich, wie Denkgläubige unter Umständen gern thun, von seinem Bruchglauben so viel als möglich nur den Renner biblischer Redensarten aufzuweisen, aber den Zähler seines Begreifens zu verschweigen. Klar ist aber nun auch, daß Herr Paniel über das reichere Glaubensleben des Herrn Krummacher erbittert ist, und aus Eorn, daß ein Dr. phil. und Prediger in dem unbedeutenden Elberfeld mehr christliche Wahrheit besitzen will als er, der Dr. theol. et phil., wie auch Pastor in der freien Stadt Bremen, begreifen kann, mit dem armen, gläubigen Amtsbruder einen unwürdigen und ungerechten Streit angefangen hat, daß also die Verfolgung und Verleumdung nur auf seiner Seite ist.

Der Leser wird nun schon aus dem bisher erwogenen Theile der Einleitung von des Herrn Paniel Predigt, erkannt haben, was an dem Prediger sey, und daß das oben ausgesprochene

Urtheil über denselben „in möglichst milder Art“ verfaßt war. Man kann Herrn Paniel keinen besseren Dienst erzeigen, als wenn man ihn dahin bringt, zu schweigen, damit er seine Blöße nicht noch mehr aufdeckt. Zu diesem Zwecke wollen wir seine Predigt weiter ansehen, ohne ihr jedoch Schritt vor Schritt zu folgen, da nichts widerwärtiger und ermüdender ist, als der Einblick von Unverstand.

Nach dem Texte 1 Petr. 2, 9. lesen wir: „Der Apostel hatte der Christengemeinde, an welche sein Brief gerichtet ist“ u. s. w. Der Herr Paniel hat also den ersten Vers des ersten Capitels des ersten Briefs St. Petri noch nicht kennen gelernt und von den katholischen Briefen des N. T. muß er nie etwas gehört haben, da er von einer Gemeinde spricht. Wo mag dieser Dr. theol. Exegese studirt haben? — Das Thema heißt sodann: die hohe Würde einer christlichen Gemeinde. I. Worin sie bestehe? II. Wozu sie uns verpflichte? „Groß und herrlich ist die Würde einer christlichen Gemeinde, denn sie ist 1. ein Glied jenes erhabenen und heiligen Vereins, welcher als Kirche Jesu seit Jahrtausenden besteht, 2. sie ist die Trägerin und Verbreiterin aller christlichen Wahrheit, 3. sie ist die Beförderin [so schreibt Herr Paniel immer, das Mascul. heißt also nach ihm: „der Beförder“, und das Zeitwort: „beförden;“ auch mit der Deutschen Sprache steht es so so bei Herrn Paniel] christlicher Gottesfurcht und Tugend, 4. sie hat den trostreichen Beruf, die Sterblichen über alle Schrecken des Todes zu erheben und für ihre ewige Seligkeit vorzubereiten.“

Man möchte verzweifeln, wenn man so Sinn und Unsinn zusammengeknetet sieht mit einem „oft an Wahnsinn streifenden Gebräu“ der hohlstin Redensarten. Der Verf. hat seinen Text nicht verstanden, er weiß nicht, was auswählen und berufen heißt, er verwechselt den Weg mit dem Ziele, das hinführen mit dem schon Daseyn. Hätte der Herr Paniel nur irgend Judicium, so müßte ihm das aus dem Zusammenhang der Stelle klar genug geworden seyn; denn vorher und nachher ermahnt der Apostel, sie sollten begierig seyn nach der vernünftigen lauternden Milch als die jetzt geborenen Kindlein — wären sie schon die Träger aller christlichen Wahrheit gewesen, so wäre diese Ermahnung eine Thorheit, ja ein Hohn; er ermahnt, legt ab alle Bosheit, Betrug, Heuchelei, Neid, Aferreden, fleischliche Lüste — wahrlich sehr grobe Sünden! Wären die Gemeinden, an welche Petrus schrieb, schon die Beförderin christlicher Gottesfurcht und Tugend gewesen, so wäre seine Ermahnung sinnlos, aber christliche Gottesfurcht und Tugend sollten erst in ihnen befördert werden durch den Apostel. Sodann hat es Herr Paniel noch zu keiner klaren Vorstellung von einer christlichen Gemeinde gebracht. Bald sind es alle Mitglieder, die getauft sind, bald ist es die Versammlung in der Kirche; bald der Herr Pastor Paniel, der als Träger aller christlichen Wahrheit sie der Gemeinde predigt; bald sind es Einzelne, bald wieder die Gesamtheit, die auf die Einzelnen, woraus sie besteht, wirkt.

(Fortsetzung folgt)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 12. Juni.

N<sup>o</sup> 47.

## Die Richtung und das Ziel der Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

(Schluß.)

Natürlich ist, indem wir nun das Verhältniß der Jahrbücher zu Preußen wieder näher in's Auge fassen, auch in Beziehung auf Preußen davon ausgegangen, daß es, wie jedes Seyende, auch unvernünftig, auch mangelhaft sey. Gegen die Mangelhaftigkeit seiner Existenz wird kein Staat etwas haben können; aber es kommt darauf an, welches die Idee seyn soll, an der sein Mangel gemessen wird. Wir finden hierüber S. 143. 144. einen entscheidenden Ausspruch: „Die Redaction ergreift diese Gelegenheit, einem, wie es scheint, weitverbreiteten Mißverständnisse zu begegnen, als habe sie irgend eine politische Existenz mit Haut und Haaren zum Princip erheben wollen, da jeder nur irgend philosophisch Eingeweichte sehr gut weiß, daß nie die Existenz, sondern nur die Idee die Wahrheit und also auch das Princip seyn kann. Der gegenwärtige Zustand oder die Existenz unseres Staates (so nennt Arnold Ruge in der Regel Preußen, als hätte er seinen Sitz neben Sr. Majestät von Preußen auf dem Throne) ist allerdings gegen seine Entwicklung das Unhaltbare und gegen seine Idee und sein Wesen das Mangelhafte und Unwahre; das aber konnte uns nicht hindern, in das Wesen Preußens, d. h. (Hört! Hört!) in den Protestantismus mit allen seinen vernünftigen Consequenzen, die Wahrheit zu sehen.“ Will man nach der kirchlichen Seite diese vernünftigen Consequenzen des Protestantismus kennen lernen, so lese man unter andern die von S. 1825. an abgedruckte Anzeige, vielmehr Ausposaunung der Schrift: Die Evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft — auch ein Verlagswerk des Herrn Otto Wigand in Leipzig, der nicht nur früher bei dem politischen Leipziger Getreibe eine namhafte Rolle gespielt, nicht nur bei Gelegenheit einer Oesterreich betreffenden Schrift erklärt hat, daß eine Verlagsbandlung hinsichtlich der literarischen Richtung ihres Verlages im Ganzen und Großen wesentlich theilhaftig sey, sondern der, daß es bei ihm so sey, auch ohne Erklärung hinlänglich durch die That dokumentirt, indem man nur den Otto Wigandschen Verlag durchzugehen und die reine Fabrikwaare abziehen braucht, um fast nichts übrig zu behalten, als was Haß gegen die Kirche und das existirende Preußen athmet — denn die Schriften im Rugeschen Sinne zum Ruhme des Protestantismus und Preußens sind sammt und sonders Schmähschriften auf den wirklichen Protestantismus und auf das wirkliche Preußen. Will man sich davon überzeugen, so lese man doch nur den Schluß der erwähnten Ausposaunung jenes

zwar gut geschriebenen, aber durch und durch perversen und destruktiven Buches — man lese S. 1831.: „Anders ist es mit der politischen Seite. Hier hat das Haus Hohenzollern dem Protestantismus nur in der Person des großen Friedrich sein volles Ohr geliehen; später tritt der Begriff des Eigenthums von Land und Leuten und daß der König und sein Haus gegen den Staat das Prius sey, sehr häufig markirt genug hervor. Dennoch hat der Staat und seine rein objektive Durchbildung bis zu der unlebendigen Provinzial-Landtagsidee uns einen unendlichen Fond gesunder und freier Vernunft gesichert; und es wäre nichts verhängnißvoller, als wenn man dem trostlosen Princip des Besizes, das in dem Provinzial-Landtage allein und in der Form rein passiver Intelligenz sich darstellt, ein Übergewicht über den nur auf Intelligenz gebauten und deswegen unter die Garantie der Prüfung und Erprobung gestellten Beamtenstaat einräumen wollte. Hier liegt nun das weitere politische Problem. Reichth die geistige Controlle der Prüfung, der Conduiten- und Brauchbarkeitslisten, der Erprobung und in Verbindung mit ihr die äußerliche Controlle der Revisionsbehörden aus, um den Begriff und den Genuß der politischen Freiheit darzustellen? Und wenn dies Alles nicht ausreicht, ja wenn es so wenig vermag, daß es an den öffentlichen Geist und an den selbstbewußten freien Weltstaat noch gar nicht heranreicht, in den höchsten Regionen deshalb auch sogleich faktisch völlig verschwindet und nur für die Tirones im Staatsdienst übrig bleibt, — was ist dann das Wesen und die wahre Form des freien Staates? Wird darauf geantwortet, die constitutionelle Monarchie, so ist das nicht genug gesagt. Denn wer will es läugnen, daß Preußen eine solche ist? — Es kommt mithin alles auf das Wie und Wo zurück. Man antworte also auf jene Frage, die bis zu ihrer gründlichen Lösung unaufhörlich wiederholt werden wird, mit einem Buche, welches in dieser politischen Sphäre dasselbe leistet, was die vorliegende Schrift in religiös-politischer Sphäre oder in der Sphäre der Geistesfreiheit, der freien Wissenschaft und der absolut geistigen Zwecke ausgeführt. Eine Kritik müßte angestellt werden der bisherigen Staatsentwicklung, vornehmlich durch und seit Friedrich II., und sodann der Reformen unter Friedrich Wilhelm III., endlich der Negraktionen gegen diese Reformen selbst und der Einbringung unlebendiger, veralteter und der Geistesfreiheit widerstrebender Formen, als in erster Art des Provinzial-Landtages, in der zweiten der Censur, der Bücherverbote, der Verbote geistiger Richtungen, wie des Hermesianismus, der Bellettristen vom jungen Deutschland u. s. w., kurz eine Kritik der Formen, in denen bei uns in den Zeiten der Reaction sowohl das katholische als das feudalistische Princip wieder auftaucht; das katho-



lische, welches sich mit dem groben Begriff des Eigenthums von Land und Leuten, dem Princip des Besizes, des Grundbesizes verbindet, und in dem Bestreben der Restitution sowohl der geistigen Bevormundung, als des landadeligen oder jetzt grundbesitzenden Herrenregiments einen großen Bund protestantischer Jesuiten organisiert hat. Dieser moderne Jesuitismus hätte seinem Werke die Krone aufgesetzt, wenn es ihm gelänge, das plumpe Herrenregiment über den gebildeten Beamtenstaat in Form einer antiken Ständeverfassung zum Siege zu bringen, die Censur des Geistes sodann aber nicht mehr aus einem geistigen, sondern aus einem grundherrlichen Gesichtspunkte in's Werk zu richten. Ist also von Constitution die Rede, so wäre es eine grobe Täuschung, die Ignorirung unserer auf Intelligenz gebauten Entwicklung und die Bevorzugung der reaktionären, unlebenigen Richtung, namentlich eine Erweiterung dessen, was wir jetzt bei uns eine ständische Verfassung nennen, für einen Fortschritt in der Freiheit zu halten. Vielmehr ist die Untersuchung darauf zu richten, wie in dem öffentlichen Wesen und seiner freien selbstbewussten Bewegung die praktische Intelligenz der Beamten sowohl, als das idealistische Moment des freien Gelehrten und Gebildeten neben dem phlegmatischen und schwärzigen des Grundbesizes zu vertreten und wie die bürgerliche Ehre der Vaterlandsverteidigung, das freie System unserer Kriegsverfassung mit der Civilverfassung in höherer Ausbildung zu vereinigen sey."

Zu Erläuterung dieser Stelle aus den Jahrbüchern ist aber nöthig, noch eine andere frühere (§ 1539. 1540.) heranzuziehen, wo ebenfalls von Preußen, und von der Nothwendigkeit einer neuen Verfassung Preußens die Rede ist. Es heißt daselbst: „Der Protestantismus, die Wissenschaft, die Freiheit sind mächtige Götter: wer ihnen vertraut, kann nicht fallen und wenn der Preussische Staat auf seinen Garden ruht, wie der Erdball auf den Schultern des Atlas, so ruht er im Schutze jener Götter, wie die Welt im Schutze Gottes selbst. Aber wir meinen nicht den Protestantismus, der sich im Katechismus und auf der Kanzel hält, sondern den Protestantismus mit allen seinen Consequenzen. Zu ihnen gehört auch, daß Preußen in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete. In diesem besonderen Falle der katholischen Wirren sogar läßt sich eine Wendung voraussehen, ja sie ist die einzig wahrscheinliche und mögliche, in welcher die Preussische Regierung selbst, um aus dem gegenwärtigen rechtlosen Zustande überhaupt wieder auf die sichere Basis des Rechts zu gelangen, der constitutionellen Mitwirkung des Volkes gar nicht entbehren kann. Von Rom ist in keiner Weise zu erwarten, und am wenigsten deuten die bisherigen Erfahrungen darauf hin, daß es sich zur Grundlegung eines neuen, wahrhaftigen Rechts, eines Rechtes, welches als solches vor dem gegenwärtigen Bewußtseyn, wie vor der Macht der Geschichte Stand halten könnte, wird bereit finden lassen. Es tritt also für die Preussische Regierung die Nothwendigkeit ein, selbstständig die Grundlagen dieses Baues zu legen. Hierbei wird sie nur dann und ausschließlich nur dann, den Vorwurf eintseitigen und darum rechtlos-gewaltsamen Verfahrens von sich ablehnen können, wenn sie eine Ga-

rantie dafür hat und aufzuweisen vermag, daß, was sie ordnet und beschließt, wirklich Ordnung und Beschluß des geschichtlichen Geistes ist. So wenig aber sie selbst die wahre Stimmung der Zeit und ihres Volkes erfassen, so wenig sie zu einem Bewußtseyn über die vorhandenen geistigen Zustände, über Bedürfnis und Begehr der Zeit anders gelangen kann, als durch constitutionelle Betheiligung des Volkes an dem Regimente selbst: so wenig kann ihr jene Garantie von irgend einer anderen Macht gewährt werden, als lediglich von dem constitutionellen Beschluß ihres Volkes."

Nimmt man diese Stellen und ein Paar Duzend andere, die zu lang sind, als daß wir sie alle ausschreiben könnten, zusammen, so geht klar hervor, daß die Hallischen Jahrbücher als Consequenz ihres Protestantismus verlangen: „eine auf den Grundsatz der Volkssouveränität gegründete constitutionelle Verfassung." Es ist bekannt, daß eine solche Verfassung eine moderne Form der Republik ist, und zwar der Demokratie. Zwar scheinen dem England und Deutschland zu widersprechen, in welchen Ländern wir, trotz der Steuerbewilligung durch die demokratischen Stände, doch die Stellung des Fürsten noch wahrhaft monarchisch sehen — allein in England kommt dies daher, daß mit der Ausbildung dieser Verfassung sich zugleich zwei große politische Parteien gebildet und seitdem sich traditionell so erhalten haben, daß es noch keiner dritten Partei möglich geworden ist, ein Ministerium aufzustellen. Da nun jene beiden Parteien, wie entschieden sie sich auch im Übrigen entgegenstehen, doch darin übereinkommen, die wesentlichen Attribute der Krone zu achten, schützt die politische Tradition die Monarchie gegen die Consequenzen der formellen Staatsverfassung, und der Tag, an welchem es einer dritten Partei in England gelingt, ein Ministerium aus ihrer Mitte durch Steuerverweigerung zu erzwingen, wird ohne irgend eine Formenänderung der Todestag der Englischen Monarchie, der Anfang des Tohuwabohu seyn, was die Form der Verfassung zeitlich schon ermöglicht; die politischen Parteien aber durch stillschweigendes Einverständnis verhindert haben. Eben so hält in Deutschland nur die höhere Autorität des Bundes dieses Tohuwabohu, diese irdische Vorhölle einer modernen, einer wissenschaftlich dirigirten Demokratie fern; diese höhere Autorität wird aber nur so lange in diesem Sinne wirken können, als Österreich und Preußen beide keine constitutionellen Staaten in dem Sinne sind, wie die Hallischen Jahrbücher sie fordern, und der Tag, wo einer dieser Staaten, wo also z. B. Preußen sich in eine constitutionelle Monarchie verwandelt, wird der Todestag der Monarchie in Deutschland, der Begräbnistag des alten Sinnes, des alten Rechts, der alten Sitte, der alten Frömmigkeit in Deutschland seyn. Ein Fürst, der in Österreich oder Preußen in eine demokratisch-constitutionelle Verfassung willigte, würde vor Gott die furchtbarste Verantwortung auf sich nehmen. Aus dem Bestehen der constitutionellen Monarchien in Deutschland folgern die Hallischen Jahrbücher, daß auch Preußen ohne alle Gefährde eine solche Form der Verfassung annehmen könne (§. 701.

oben); aber gerade das, was diese constitutionellen Verfassungen in Deutschland allein hält, und als wahre Monarchien möglich macht, perhorresciren dieselben Hallischen Jahrbücher. (S. 721.).

Kein Mensch täusche sich über das politische Endziel, worauf die Hallischen Jahrbücher hinstreben; kein Mensch verkenne den Charakter der perfiden Lobsprieche, welche die Hallischen Jahrbücher eine Zeitlang Preußen gemacht haben; sie liefern S. 1691 und S. 1936. wahre Apotheosen der Demokratie, und haben es gar kein Hehl, daß sie darauf zuseuern; sie behandeln den alten Hegel, der sich, wenn er diese Blätter läse, im Grabe umwenden würde, wie einen dummen Jungen, daß er gewagt hat, das Geburtsrecht und die Majestät des Fürsten zu verteidigen; des Fürsten, den sie an einer Stelle mit mäßiger Verachtung als „die historische Person“ bezeichnen, und dem sie kein anderes Schicksal zugebacht haben, als das eines Premierministers, wie sie es S. 1235. aussprechen: „Hegel's Ausführung der Regierungsgewalt hat den Mangel, daß die Bestimmung der historischen Person zur obersten Regierungsstelle des Principalministers fehlt“ — und daß die Jahrbücher, wenn ein solcher Zustand sich nicht anders herstellen läßt, als durch eine Empörung, auch die Empörung lehren und loben, sprechen sie S. 1229. offen und ohne alle Scheu aus. Es heißt daselbst: „Die Würde des Monarchen hat die Voraussetzung des ganzen geistigen Inhaltes seines Staates; zu der Staatsperson ist nichts von Natur zu bestimmen; der Thronfolger also, welcher sich nicht selber durch Einlebung in den Staatsgeist zum künftigen Monarchen grade seiner Nation bestimmt, mag an den Stuarts und an den Bourbonen lernen, daß die Dynastie nur so lange zum Throne bestimmt ist, als sie es nicht versäumt, in sich den Nationalgeist nach seiner ganzen historischen Bildung und Freiheit lebendig zu erhalten; und es ist wahrlich nicht zufällig, daß die neueste Zeit, die den Staat als Geist zu fassen vermochte, diese Phänomene des Sturzes von Dynastien wegen reaktionärer Gesinnung darbietet.“

Und solche Proklamationen erläßt Herr Arnold Ruge während eben in Preußen ein Thronwechsel statt gefunden hat, während er zugleich den Staatsgeist Preußens überall bezeichnet als den Protestantismus mit allen seinen Konsequenzen! Wenn das nicht heißt, die Empörung gegen den neuen Monarchen offen und unumwunden für den Fall predigen, daß der neue Monarch in jene Konsequenzen des Protestantismus nicht willigen sollte, so versteht Ref. kein Deutsch mehr. Von der Pflicht der Selbsterhaltung braucht man glücklicher Weise, wo solche Tendenzen dem Preussischen Staate entgegentreten, nicht zu sprechen; die Millionen Preussischer Herzen, die treu für ihren König schlagen, geben diesem Staate die Macht, solche Proklamationen so sehr zu verachten, wie das wahrwürgige Geschwätz eines philosophischen Derwishes — und der Preussische Staat hat diese Verachtung gegen die Hallischen Jahrbücher zeither bethätigt in aller Weise. Doch auch die Verachtung hat zwei Seiten. Wenn irgend ein Lehrer auf einem Gymnasium oder auf einer Universität solche Derwisch-Explikationen sich erlaube, er würde nach

vollern Rechte augenblicklich entfernt werden von seinem Amte, denn die Jugend verführen, verwirren, verwildern zu lassen, dürfte schwerlich irgend ein Interesse der Verachtung stark genug seyn — aber, fragen wir, ist die Verführung nicht eben so groß, wenn die jungen Leute in einer Zeitschrift, an der sie ihre Lehrer, an der sie die Männer, vor denen sie die höchste geistige Achtung haben sollen, den lebhaftesten Antheil nehmen sehen, solche Derwisch-Proklamationen lesen, und nicht etwa als Äußerung eines nur nebenbei dabei theilgenommenen, sondern als Ausbrüche des verwilderten Geistes des einen der Redaktoren, grade des tonangebenden Redaktors? — Nur dem Umstande, daß diese Blätter einzeln kommen, einzeln gelesen werden, daß sich in der sporadischen Lektüre der Totaleindruck der darin zur Sprache kommenden Theorie leichter verlieren läßt, nur diesem Umstande kann es zugeschrieben werden, daß nicht längst jeder Ehrenmann täglich und immer von neuem ein *equidem censeo annales Halanos delendos esse* ausspricht, bis über dies elende Blatt das Gericht hereinbricht, was es verdient.

Die frechsten Aussprüche der sanguinischen Erwartungen, Preußen werde sich zum Herde des Hegelingschen Protestantismus machen, gehen durch alle die Sommermonate hindurch. Ein Wendepunkt tritt dann im Oktober ein. Den Übergang bildet die Anzeige von Arndt's Selbstbiographie (vom 7. Oktober). Seitdem beginnt mehr und mehr die Klage, Preußen sey von seinem Principe abgefallen — das heißt, wenn wir die oben angeführten Äußerungen als Erläuterung hinzunehmen: „Preußen sey zur Revolution reif.“ Noch gemildert erscheint die Klage am 17. November (S. 2205.): „zwar herrscht hier (in Königsberg) in den gebildetsten Kreisen, wo man den politischen Dingen nüchtern auf den Grund und, wenn sie wollen, auf den Hintergrund sieht, eine trübe Stimmung sowohl über die innere Entwicklung, die so unendlich viele loyale Hoffnungen und die ganze wissenschaftliche Überzeugung unserer Zeit niederschlägt, als über die fortgesetzte Allianz mit Oesterreich und Rußland, zweien Mächten, die der Deutschen Bildung so schnurstracks entgegenstreben und die ihrem nationalen Inhalte nach nicht anders können, als uns neue Zwangsjacken anmessen; und es verbirgt sich kein denkender Mensch, daß wir den Kelch der zurückgedrückten politischen Entwicklung bis auf die Hefen werden auszuleeren haben“ — Mit dem neuen Jahre aber bricht dann die unumwundene Klage, Preußen sey von der Philosophie, vom protestantischen Geiste, von sich selbst abgefallen, ohne alle weitere Verhüllung hervor. So weit für diesmal! denn ungeachtet wir eine billige Scheu tragen, mit solchen Gegnern zu streiten, wäre doch der Fall möglich, daß es auch später noch nöthig würde.

S. L.

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

In 1. will Herr Paniel nachweisen, daß die Würde einer christlichen Gemeinde groß und herrlich sey, „weil sie ein Glied ist jenes (!) erhabenen und heiligen Vereins, welcher als Kirche Jesu seit Jahrtausenden (!) besteht“ und er predigt wie folgt:



„Mit Stolz rühmen sich bürgerliche Gemeinden, Mitglieder eines großen und mächtigen Staats zu seyn, oder mit eine Stimme zu haben, wo des Landes Wohl berathen wird. Und doch — wie klein und unbedeutend, selbst von einem ganz äußerlichen Standpunkte aus betrachtet, wie unbedeutend ist solch' ein Vorzug, wenn wir ihn mit der Stellung einer christlichen Gemeinde vergleichen. Wem gehört sie an? Der größten und ehrwürdigsten, der erhabensten und göttlichsten, der segensreichsten und weitwirkendsten Verbindung, die es jemals auf Erden gegeben hat. Eine Anstalt, die Gott selber gewollt hat, indem er seinen eingeborenen Sohn in die Welt sandte; eine Anstalt, für deren Gründung der Heilige der Welt und zahllose seiner Apostel und Befenner ihr Leben freudig dahingegeben haben; eine Anstalt, die keinen anderen Zweck verfolgt, als die Befeligung der Menschheit; eine Anstalt, in welcher schon Millionen Sterbliche ihren einzigen Trost im Leben und im Sterben gefunden haben und täglich finden; eine Anstalt endlich, welche alle Angriffe der Jahraufende überdauert hat und sich über zahllose Länder und Völker verbreitet hat — verschwindet nicht gegen eine solche Anstalt Alles, was sonst auf Erden groß und majestätisch, glänzend und erhaben genannt wird? Muß es nicht den Geist mit erhabenen Gedanken, das Herz mit stolzen und freudigen Gefühlen erfüllen, diesem Reiche Gottes und Christi anzugehören? Erscheinen nicht selbst die mächtigsten Verbindungen in Staaten und Völkern klein gegen die Gewißheit, an den eisigen Polen des Nordens, wie unter der glühenden Sonne des Südens, auf den Höhen ferner Gebirge, wie am äußersten Strande des Meeres, Brüder und Schwester (!) zu finden, die uns in Glaube und Liebe verbunden sind? Darin also zeigt sich zunächst keine hohe Würde, theure Gemeinde, die Würde all' deiner Schwestern! Während in allen menschlichen Dingen ein ewiger Wechsel herrscht, sind christliche Gemeinden gegründet auf den Eckstein Jesus Christus, „der bei Gott auserwählt und köstlich ist.“ Während fast überall auf Erden Oberherrschaft und Unordnung herrschen, kennen christliche Gemeinden, sofern sie ihrer Natur und Bestimmung treu geblieben sind, nur Ein unsichtbares Oberhaupt, den Erlöser der Welt, und kennen keinen Zwang und keine Gewalt, denn in das heilige Gebiet ihres Glaubens und Lebens vermag wider ihren Willen keine sterbliche Macht zu dringen. Als Glieder einer geistigen Kette, die sich selbst bis in den Himmel hinauffchlingt, gehört eine Gemeinde des Herrn sowohl dem Himmel als der Erde an. Als ein lebendiges, unveräußerliches Glied an dem heiligen Leibe, von welchem Christus das Haupt ist, genießt eine Gemeinde alle Segnungen mit, die von diesem Leibe, von der ganzen Kirche Christi ausgehen. Ob eine Gemeinde auch noch so klein und unbekannt wäre, was sie Gutes und Frommes in unbeachteter Stille wirkt, das gebet aus in die ganze Christenheit und flüßet Segen in dem Reiche Gottes und die Namen derer, die hienieden nicht genannt werden, sind aufgezeichnet im Himmel und glänzen jenseits in dem Buche des Lebens. Groß ist die Würde einer christlichen Gemeinde schon als Glied des erhabenen und göttlichen Vereins der Kirche Jesu!“

Man versuche es einmal, dieses entsetzliche Geschwätz zu schematisiren!

a) Mitglieder eines großen, mächtigen Staats und seiner Verwaltung rühmen sich stolz, aber das ist nichts gegen die Stellung einer christlichen Gemeinde. Der Verein, zu dem sie gehört — man erwartet doch: ist viel größer und mächtiger! Aber da wird eine Meute von Beiwörtern zusammengetrieben,

von denen eins immer das andere überholen soll und die doch sämmtlich nur leere Kläffer sind. Dann wird eine Anstalt gemacht über eine Anstalt und das unglückliche Wort, bei dem man sogleich an eine Speise- oder Wasch- oder Armen- oder Besserungs-Anstalt denkt, zum Ekel wiederholt, bis die hochtrabende Schönrederei endlich zu dem Vergleichungspunkte räumlich groß, in dem „über zahllose (!) Länder und Völker“ sich durchgearbeitet hat. Eine Ahndung davon, daß die Herrlichkeit der Kirche Jesu in etwas Anderem bestehe, läuft durch die Beschreibung der Anstalt hin, aber wie beiläufig; der spezifische Unterschied zwischen den Reichen von dieser Welt und dem Reiche Gottes, der den Zuhörern recht klar hätte gemacht werden müssen, muß wohl dem Herrn Daniel selbst nicht klar seyn, sonst hätte er seine Beweisführung darauf und nicht auf Nebensarten gegründet. Jenes räumlich größer wird nun weiter ausgemalt; „eisige Pole des Nordens“ — wie viele Pole hat denn der Norden? Hapert's bei dem Herrn Daniel etwa in der Geographie? Oder hängt er nur im gemalten Feuer seiner Beredsamkeit dem Norden schnell noch einige eisige Pole an, um ihn recht fürchterlich zu machen, als einen alten Mann, dem die Eiszapfen vom Barte hängen, so wie er dem Herrn Krummacher die Brandfackeln und Kegerrichter und Baalspfaffen nebst Consorten zugesellt hat, damit die theuren Brüder und Schwester doch einen recht graunigen Abscheu vor ihm bekommen möchten? — „glühende Sonne des Südens“ — wie weit reicht denn der Süden dem Herrn Daniel? Denkt er denn, am Südpol scheine auch die glühende Sonne des Südens? O, des Geschwäzes! — „Höhen ferner Gebirge und äußerster Strand des Meeres“ müssen herhalten in der lächerlichsten, bombastischen Übertreibung. Man sieht sie ordentlich stehen die Brüder und Schwester an den eisigen Polen des Nordens und frieren, in der glühenden Sonne des Südens und schweigen, sieht sie stehen auf den Höhen ferner Gebirge, dort jenseits des Meeres auf dem Chimborasso und Simalaja, sieht sie wie Möven hangen am äußersten Strande des Meeres und die Bruder- und Schwesterhand herhalten, wenn einer aus Bremen zufällig des Weges kommen sollte. Es ist rührend! Und so etwas halten solche Schwächer für Beredsamkeit! Aber auf ihrem höchsten Fluge, selbst bis zu den eisigen Polen des Nordens und dem äußersten Strande haftet ihnen in ihrer Flugmaschine doch die Albernheit an und läßt nun einmal nicht von ihnen. „Erscheinen nicht,“ heißt es, „selbst die mächtigsten Verbindungen in Staaten und Völkern [was mag sich der Herr Daniel dabei gedacht haben] klein gegen die Gewißheit“ u. s. w.; ist Gewißheit auch etwa eine Verbindung? Und wie verhält sich eine mächtige Verbindung gegen eine Gewißheit? „Darin zeigt sich also zunächst keine hohe Würde!“ Worin? In allem Vorhergegangenen, in den Anstalten oder in der Gewißheit? Und wo bleibt das ferner hinter dem zunächst? Ist es nicht, als ob man einem Quartaner einen Aufsatz corrigiren müßte?

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 16. Juni.

N<sup>o</sup> 48.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

— Se la voce tua sarà molesta  
Nel primo gusto, vital nutrimento  
Lascerà poi, quando sarà digesta.

Dante Alighieri ist der vorderste unter den großen Dichternamen, welche Jedermann rühmlichst nennt, und fast Niemand gründlich kennt. Wie kann er auch erkannt und gewürdigt werden, so lange der Kern und Stern seines Lebens, Denkens und Dichtens unerkannt und verkannt bleibt? Der Kern- und Brennpunkt seines Glanzes ist dieser, daß in seiner Poesie die christliche Theologie und Philosophie des Mittelalters lichtdurchdrungen sich reflektirt und krystallisirt. Seine Poesie wurzelt in der Liebe, die himmelan hebt; Beatrice's erste Erscheinung hatte schon den Knaben zu einem „neuen Leben“ umgewandelt, ihr Tod den Mann nur noch mehr gehoben, zu trachten nach dem, das droben ist. Dennoch hatte ihn das Leben versucht, verwirrt, verirrt. Da führt Sie ihn im Traume durch alle Martern der Hölle, durch alle Läuterungsstufen, durch alle Sphären des himmlischen Paradieses, daß er noch im Leben der Welt und ihren Lüften entsage, daß er sich dem schon jetzt ergebe, wo er ewig wünscht zu seyn. Das ist der Inhalt der divina commedia; \*) darüber gibt Beatrice selbst auf dem Gipfel des Läuterungsberges, in dem wiedergewonnenen irdischen Paradiese Rechenschaft. \*\*) In diesen Traumgesichten treten ihm alle Eitelkeiten der Welt und ihrer Weisheit entgegen. Diese Spiegelungen des Geistes sind aber zugleich das Licht, in welchem die scholastischen Lehren der Kirche und Schule sich concentriren und verklären und neues Leben erhalten. Und in der Theologie, in der Philosophie ist wieder die Lehre von den letzten Dingen der Augapfel, worin seines Herzens Dichten und Trachten wurzelt und wipfelt. Die divina commedia ist recht eigentlich ein Pilgrim's progress from this world to that which is to come. Ihr Sänger ist eine sehnüchtige Seele, deren Unruhe nur Ruhe findet im Friedensgarten Christi, \*\*\*) welcher der Mann seiner Sehnsucht ist, †) zu dessen Reiche ihn der Durst hebt, den Gott selbst in das Herz des Menschen gesenkt hat. ††)

\*) Zur Übersicht des Inhalts kann die kleine Schrift dienen: „Aus Dante Alighieri's göttlicher Komödie. Von den göttlichen Dingen in menschlicher Sprache zu einem frühlichen Ausgange. Naumburg, 1834. In Commission bei Weber in Zeig.“

\*\*) Purg. XXX. 108—145. Vgl. Inf. I. 112—136.

\*\*\*) Parad. XXIII. 8., XXVI. 64.

†) Purg. XXIV. 76—78.

††) Parad. I. 19. 20. Purg. XXI. 1—3., VI. 49.

In der neueren Zeit hat der große Dichter zu neuen Studien geweckt, nicht allein unter den Deutschen, die ihm vielfältig nachgesungen und nachgedacht haben, sondern auch im Auslande: aber mehr oder weniger ist doch noch immer das durch die divina commedia in kunstreicher Gliederung sich hindurchziehende theologisch-philosophische System zurückgestellt worden und unbeachtet geblieben. Viele betrachten dieses didaktische Element, wiewohl es das eigentliche Ferment des unsterblichen Werkes ist, als eine Ertübung der Poesie, als eine fremdartige, unangemessene Einmischung der Dogmatik in ein dazu nicht geeignetes Gebiet. Aber jemehr sich der Dichter unter den Zeitgenossen neuen Eingang bahnt und in allen Sprachen singt, je mehr er namentlich unter den Deutschen Freunde und Verehrer seiner Poesie sich bereitet, um so mehr wird auch der christliche Lehrinhalt zur Anerkennung kommen, und als ein poetischer Katechismus, als ein christliches Erbauungsbuch, als ein Bademeum, als ein Wegweiser für das Eine, was Noth thut, dienen können. Um so erfreulicher ist es auch, wenn jetzt einerseits ein Engländer, J. E. Wright, \*) Dante's großes Gedicht nicht allein in Reimen rhythmisch überseht, sondern auch mit Parallelen aus evangelischen Schriftstellern begleitet und erläutert, andererseits ein Französischer — Jurist katholischer Confession, A. F. Ozanam, \*\*) zum Verständnisse der göttlichen Komödie die Philosophie und Theologie des Mittelalters gründlicher studirt und wiedergibt, während gleichzeitig in Frankreich eine Übersetzung erscheint, und zwar zu desto größerer Treue, ohne Reim und Versmaß. \*\*\*)

In Ozanam's Studien begegnen wir einem Franzosen, einem Juristen, auf welchen Dante's Riesengeist, seine Tiefe und Schwere, eine anziehende und hebende Kraft ausübt. Darum klagt er auch über die leichtfertige Vernachlässigung des Dichters, den man feiert, aber nicht liest. „So weit geht unter uns, wandelbar wie wir sind,“ das sind zu Deutsch seine Worte, „so weit geht die Ohnmacht des Gedächtnisses, so kurz ist die Leiter des Ruhms, daß auch von denen, welche die Menschheit am meisten zierten, uns am Ende weniger Jahrhunderte kaum mehr als der Name übrig bleibt. Die Unsterblichkeit solcher Namen ruht insgemein auf einer traditionellen und unwissenden Bewunderung, vergleichbar dem mythischen Delphin, welcher, ohne

\*) The Inferno translated. London, 1833. The Purgatorio. 1836. The Paradiso. 1840.

\*\*) Dante et la philosophie catholique au treizième siècle. Par A. F. Ozanam. Paris, 1839.

\*\*\*) La divine Comédie du Dante Alighieri. Traduction nouvelle par A. Brideux, Auteur de Marie. Accompagnée de notes et d'éclaircissements. Paris, 1841.



es zu wissen, bald ein höhnisch Thier, bald einen Säger unter himmlischen Tönen durch die Meere trug. Wenn diese träge Gefälligkeit der Nachkommen zuweilen geringeren Personen zu statten kommt, so schadet sie desto öfter wahrhaft großen Menschen. Diesen meint man genügende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn man ihnen gelegentlich einen Tribut vulgären Lobes zollt, während ihre kostbarsten Vorzüge im Staube begraben bleiben. Ja, könnten sie auf einmal die Steine ihrer Grabgewölbe aufheben, so ist nicht zu sagen, welche Empfindung sich ihrer vorzugsweise bemächtigen würde, ob der Unwille, so verkannt zu werden, oder der Stolz, nicht gekannt zu seyn, und dennoch von so großen Huldigungen sich umringt zu sehen. Diese wunderlichen Schicksale menschlichen Ruhms hat auch Dante erfahren. Das Werk so vieler Nachtwachen, so innig zärtlicher Vorliebe, dem der Dichter sein Leben opferte, wodurch er den Tod besiegt hat, die göttliche Komödie, ist zwar durch sechs Jahrhunderte zu uns gekommen, aber für uns mit dem Verluste ihrer philosophischen Kraft, worin doch die Hauptstärke zu bestehen scheint. Selbst von den Gebildeten und Unterrichteten kennen Viele vom ganzen Gedicht nur die Hölle, und von der Hölle nur die Inschrift am Thor, und Ugolino's Tod."

Wie Dante's Poesie, der Krystall des Mittelalters, so liegt auch mit ihm die mittelalterliche Theologie und Philosophie verachtet im Staube. Auch darüber klagt D'zanam und versucht unter dem Staube den Schatz zu heben zum Verständnisse des Dichters, während selbst Leibniz, so berichtet der Franzose, in der Scholastik nur Goldkörner unter vielem Unrathe zu finden meinte. D'zanam hat wirklich einen guten Anfang gemacht: aber wir halten uns hier zunächst nur an eine Seite seiner Studien, an den Artikel von Dante's Orthodorie, ja nur an ein Wort aus seiner lebhaften Apostrophe; dieses Wort wird uns zugleich den Weg zu einer näheren Bekanntschaft mit Dante selbst bahnen können.

Die Polemik des Franzosen gegen die evangelische „Häresie“ können wir auf sich beruhen lassen: er kennt die evangelische Glaubenslehre, die er doch mit Füßen tritt, er kennt den Doktor M. Luther, den er doch mit Dante's Zeitgenossen, dem Mönch Dulcin,\*) zu vergleichen sich erdreisiet, noch viel weniger, als Andere Dante kennen, den sie doch preisen. Diese Polemik dient ihm aber auch nur als Behikel, um, wo möglich, den größten christlichen Dichter dem Römisch-Katholischen Glauben zu vindiciren, gegen jeden evangelischen Anspruch an ihn zu verwahren, gegen alle Verdächtigung zu vertheidigen, und zuletzt von aller evangelisch-reformatorischen Kezerei freizusprechen, so daß gegen ihn nur etwa der Vorwurf einiger unvorsichtiger und unanständiger Ausdrücke gegen einzelne Päpste übrig bleibe.

Die schöne Italia ist so stolz, Dante Alighieri den Ihrigen nennen zu können: sollte ihn die Römische Kirche verhasen, weil deren Oberhaupt die Person und die Schriften des Dichters verfolgt hat? sollte der größte christliche Dichter der Evangelischen Kirche überlassen werden müssen? — Ein solcher

glänzender Vorgang in dem lange vorbereiteten Werke der Reformation wäre noch überdies für die ganze Nation in Italien ein gefährliches, imponirendes, verführerisches Beispiel. Grund genug zu dem erneuerten Versuche, einerseits auch in dieser Beziehung die evangelische Reformation noch einmal unverhört und unerkannt zu verdammen, andererseits die Katholicität des Dichters, den der Vertheidiger wenigstens besser kennt, auch gegen die neuesten Deutungen in Schutz zu nehmen, wenn diese in den Bekenntnissen des Dichters einen reformatorischen Eifer nachweisen, der sich nicht allein auf die Disciplin, sondern auch auf das Dogma der Kirche beziehe. Daß Dante das Bewußtseyn eines solchen reformatorischen Berufs in sich getragen habe, hat man noch kürzlich aus den Worten beweisen wollen, womit ihn Beatrice dem Apostel Jakobus vorstellt.\*\*) Gegen solche Deutungen, namentlich gegen Ugo Foscolo und hiemit auch gegen Rosssetti, ist noch vor Kurzem Monti aufgetreten.\*\*) In gleicher Weise hat weiland Kardinal Bellarmin gegen den lockenden Versuch, die bella Italia durch das Beispiel ihres ersten Dichters für die evangelische Lehre zu gewinnen, heftig geeifert. So hat vor zweihundert Jahren der Bischof Coeffeteau gegen seinen evangelischen Landsmann Mor-naeus (Du Pléssis-Marly-Mornay), der in seinem Buche von dem Verderben der Kirche durch die Päpste (historia papatus s. mysterium iniquitalis) Dante zum Zeugen gegen Rom aufgerufen hatte, des Dichters Orthodorie vertreten zu müssen geglaubt. So vertheidigt ihn nun auch D'zanam, als ein gut katholischer Jurist, nicht etwa gegen seine Feinde, sondern gegen seine — evangelischen Freunde, welchen er doch selbst die Kenntniß ihres Dichters nicht streitig machen kann. Zu seinem Zwecke weist er viele einzelne Stellen der divina commedia zusammenzustellen, welche die Stellung des Dichters zur herrschenden Kirche bezeichnen. In diesen Verweisstellen hält er den evangelischen Christen, welche den Dichter gern zu den Ihrigen rechnen möchten, Dante's Glaubensbekenntniß vor, und schließt mit den Worten:

„Nun, wenn dies die Sprache ist, die unseren Brüdern von der Reformation wohl thut, wenn das sie bestimmt, den Dichter zu den Ihrigen zu zählen, so mögen sie auch so sprechen, und bei diesem Worte der Wiedervereinigung werden Süd und Nord sich gegen einander neigen; die Söhne Londons und Berlins werden sich unter den Thoren Roms begegnen: der Vatikan wird seine Hallen erweitern, die widerverhassten Nationen zu empfangen, und in der Freude einer allgemeinen Union wird die Weissagung erfüllt werden, die auf dem Obelisk von St. Petrus geschrieben steht: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.“ —

(Fortsetzung folgt.)

\*) Parad. XXV. 52 — 57. — Bgl. I. 19 — 36., XVII. 106 — 142., XXXIII. 67 — 75.

\*\*) Siehe die Vorrede zu der Paduaner Ausgabe des Convito 1827.

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

b) In allen menschlichen Dingen herrscht ewiger Wechsel, christliche Gemeinden sind auf den Eckstein Jesus Christus gegründet. Hier spricht Herr Paniel plötzlich von christlichen Gemeinden, statt von der Kirche Jesu, von deren Erhabenheit er doch die partielle der einzelnen Gemeinden ableiten will. Und hat ihn denn die Kirchen- und Dogmengeschichte nicht belehrt, daß auch der Kirche ein Wechsel der Verfassungen und der Lehren bis auf diesen Tag nicht fern geblieben ist?

c) „Fast überall auf Erden herrschen Oberherrschaft und Unordnung, christliche Gemeinden kennen nur Ein unsichtbares Oberhaupt.“ Es ist doch zu närrisch! Fast überall! Weiß denn Herr Paniel einen Ort, wo nicht Oberherrschaft irgend einer Art herrscht? Sind Oberherrschaft und Unordnung etwa Zusammengehörendes? Und was sagt der Bremer Burgemeister dazu? Wenn die christlichen Gemeinden ein Oberhaupt haben, herrscht denn bei ihnen nicht auch Oberherrschaft? Macht es einen Unterschied, ob das Oberhaupt ein sichtbares oder unsichtbares ist, ob es aus Einem oder Mehreren besteht? Herrscht denn in christlichen Gemeinden nicht auch Unordnung genug? Gibt es denn für sie nicht auch sichtbare Oberhäupter? Kennt denn der Herr Paniel keine Consistorien, oberste Bischöfe, Synoden? Sind denn christliche Gemeinden ihrer Natur und Bestimmung untreu geworden, wenn sie auch sichtbare Oberhäupter, einen Papst, oder Patriarchen, oder heiligen Synod haben? Ist das ein Vorzug, daß in das heilige Gebiet ihres Glaubens keine sterbliche Macht eindringen kann, ist das nicht überhaupt mit dem inneren Gebiete, z. B. auch des politischen Glaubens der Fall? Steht aber nicht das Gebiet des Lebens, sofern Herr Paniel doch wohl darunter Äußeres, Wort, That, Lebensführung versteht, immer und überall unter äußerer Oberherrschaft? Und ist denn nun an solchem Verede des Herrn Paniel irgend etwas Wahres, Gesundes?

d) „Eine Gemeinde gehört als Glieder einer geistigen Kette, die sich bis in den Himmel hinaufschlingt, sowohl der Erde als dem Himmel an.“ Eine Gemeinde ist Glieder! Eine Kette ist eine Schlingpflanze! Wo ist der Himmel, bis in den sie sich hinaufschlingt? Wo sitzen denn die anderen Glieder zwischen Erde und Himmel und welche sind es? Ist das ihre Herrlichkeit, daß sie nach dem beliebten Gleichgewichtssysteme sowohl der Erde als dem Himmel angehört? Wir dachten ihre wahre Würde wäre die, daß sie, obwohl auf Erden, doch dem Himmel angehört; daß ihr Wandel im Himmel ist, um mit Paulus zu reden. Und ist denn nun eine Gemeinde so in Bausch und Bogen ein Glied der geistigen Kette, mit all ihren Schelmen, Ungläubigen, Gleichgültigen, Weltlichgesinnten, Unbußfertigen? Hören sie sämmtlich, weil sie Glieder einer Gemeinde sind, auch in die geistige Kette, die sich bis in den Himmel schlingt? Steht denn im dritten Artikel des christlichen Glaubens nicht so ein klein Wörtlein von einer Gemeinde der Heiligen?

e) „Als lebendiges, unveräußerliches Glied an dem heiligen

Leibe, von welchem Christus das Haupt ist, genießt eine Gemeinde alle Segnungen, die von diesem Leibe ausgehen.“ Was ist ein unveräußerliches Glied? Eins das nicht verkauft werden kann. Hat man jemals davon gehört, daß Jemand seine Arme oder seinen Kopf verkaufen könnte? Ach wäre das, so möchte man wohl Manchem rathen, den seinigen zu veräußern und einen anderen einzuhandeln. Oder soll es allgemeiner heißen: das nicht getrennt werden kann vom Leibe? Wo ist ein solches Glied in der Welt zu finden? Sind denn nicht die Gemeinden, „welche ihrer Natur und Bestimmung untreu geworden sind,“ veräußerte Glieder? Kennt man sie nicht abgefallene? Mußten sie also nicht veräußerlich gewesen seyn? Diese unveräußerlichen Glieder genießen nun alle Segnungen, die von dem Leibe ausgehen. Warum denn nicht die, welche von dem Haupte ausgehen? Warum wird dieses in den Hintergrund geschoben? Hat denn der heilige Leib, die christliche Kirche, andere Segnungen, als die sie von Christo hat?

f) „Was eine noch so kleine Gemeinde Gutes und Frommes wirkt, das geht aus in die ganze Christenheit und stiftet Segen.“ Hier ruht die hohe Würde einer Gemeinde nicht mehr in der hohen Würde der ganzen Kirche Jesu, sondern in ihr selbst, daß sie Segen stiftet.

g) „Die Namen, die hier nicht genannt werden, sind im Himmel aufgezeichnet und glänzen im Buche des Lebens.“ So sollen nun die Einzelnen den Glanz, den wir freilich noch nicht sehen, auf die ganze Gemeinde zurückwerfen und doch wollte der Verf. beweisen, daß die Erhabenheit und Herrlichkeit der seit Jahrtausenden bestehenden Kirche Jesu ihren Glanz den einzelnen Gemeinden, als Gliedern derselben, mittheile.

Ein solcher Denker ist Herr Paniel. Aus wahren, klaren Gedanken entwickelt sich seine Rede nicht, sondern allerlei Redensarten, die ihm einfallen, würfelt er bunt zusammen und verhofft, sie sollten nun auch Gedanken seyn, da sich doch Jemand gewiß etwas dabei gedacht habe.

In 2. erscheint dem Herrn Paniel eine Christengemeinde, „indem er auf ihre eigentliche Natur und Bestimmung eingeht, in dem Glanze einer Trägerin und Verbreiterin aller christlichen Wahrheiten.“ Ihr seyd das Königliche Priesterthum, ruft der Apostel der Gemeinde zu. Unter euch sind nicht bloß Einzelne, wie bei den Heiden, im Besitze höherer Erkenntnisse und tieferer Einsichten in die ewigen Wahrheiten, ihr allesamt seyd berufen von der Finsterniß zu dem wunderbaren Lichte; ihr seyd allesamt eine königliche Priesterschaft, Träger des in Christo verkündigten Heiles! Was heißt das: „des in Christo verkündigten Heiles?“ Was hat sich der Mann dabei gedacht? Ein Heil, das in Christo erschienen ist, das er der Welt gebracht hat, kennen wir, aber ein Heil, das in Christo verkündigt ist, darf man doch in möglichst milder Art wohl Unsinne nennen, und doch legt Herr Paniel denselben sogar einem Apostel in den Mund. Vor dem Manne ist doch nichts sicher. Midas besaß die Kraft, Alles, was er anrührte, in Gold zu verwandeln; Herr Paniel verwandelt Alles, was ihm unter die Finger kommt, Geschichte, Geographie, Philosophie, Theologie,



logie, Krummacher's Predigten, Apostel-Nede — in eine Albernheit.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Protestationen gegen die neue Kirchenverfassung im Kanton Waadt.)

Da die durch unsere neue Kirchenverfassung verursachte Bewegung aus früheren Aufsätzen der *Ev. R. Z.* schon bekannt ist (vgl. namentlich December 1840), so kann ich mich in meinen heutigen Mittheilungen kürzer fassen, und mich darauf beschränken, den weiteren Gang derselben zu berichten.

Zuerst verdient ehrenvolle Erwähnung eine Protestation von Hundert vier und neunzig Laien unterzeichnet, welche unter Dato vom 20. November 1840 an den Großen Rath gelangte. Sie lautet also:

„Da das neue Kirchengesetz vom 14. December 1839 nächstens in Kraft treten soll, so halten sich Unterzeichnete für verpflichtet, ihre Meinung über ein Gesetz, welches ihrer Überzeugung nach verfassungswidrig ist, offen auszusprechen. — Es liegt in der That am Tage, daß eine Kirchenverfassung, welche die Heiligmäßige Confession beseitigt, und dem Großen Rath die Befugniß gegeben hat, nach Belieben neue symbolische Bücher zu entwerfen, und dabei die Wünsche der Geistlichkeit und der Glieder der Kirche ganz unberücksichtigt lassen zu dürfen, ipso facto die Religion unserer Väter gefährdet, und statt derselben einen unbestimmten Lehrbegriff aufstellt, welcher nach der jedesmaligen Ansicht der von der Staatskasse besoldeten Geistlichen, oder der weltlichen Behörden (welchen die Verfassung doch kein Recht einräumt, in Glaubenssachen zu entscheiden), immer wieder verändert werden kann. Unterzeichnete, von denen die meisten Hausväter sind, fühlen sich daher gedrungen, gegen ein Gesetz, welches für den Staat eben sowohl als für die Kirche so verderbliche Folgen haben kann, feierlich zu protestiren! — Indem das Gesetz vom 14. December 1839 jede Glaubensregel abgeschafft hat, hat es unsere Kirche der größten Willkühr preisgegeben und allen Sekten die Thore geöffnet: neue, unbekannte Religionen werden diejenige verdrängen, in welcher wir durch Gottes Gnade bisher gelebt haben, und auch zu sterben hoffen. — Da sie auch vernommen haben, daß mehrere Geistliche vor dem Großen Rath gegen die Abschaffung unseres Symbols protestirt und erklärt haben, daß sie sich, ihrem Eide getreu, an die Lehre der Evangelisch-Reformirten Kirche, welche sie uns bisher gepredigt haben, und in welcher unsere Kinder unterrichtet worden sind, halten wollen, so ist es für Unterzeichnete ein Bedürfnis, ihnen hiemit ihren herzlichsten Dank und ihre Sympathie zu bezeugen.“ (Dies bezog sich auf eine von sechzehn Predigern an den Großen Rath, um dieselbe Zeit eingereichte Witschrift, in welcher die Zurücknahme des Gesetzes verlangt wurde, was schon im vorigen Aufsatz angedeutet worden ist.) — „Treues Festhalten an dem Worte Gottes und an seinen Grundwahrheiten, ist der Staaten beste Schirmwache: sonst hat man nur Unordnung und Unglück zu erwarten. Das Evangelium unseres großen Gottes und Heilandes Jesu Christi ist die Fahne, um welche sich die wahren Freunde des Vaterlands immer vereinigen werden. Wir bitten Gott, daß er uns die Kraft schenken möge, dieses theure Vermächtnis unserer Väter unversehrt zu erhalten!“

Diese Protestation wurde vom Großen Rath einfach *ad acta* gelegt; über die Witschrift der sechzehn Prediger wurde sogar die Tagesordnung ausgesprochen. Da also an die Zurücknahme oder Abänderung des Gesetzes für den Augenblick gar nicht zu denken war, so saß-

ten mehrere Prediger (was eben so schon am Ende des vorigen Aufsatzes kurz angedeutet war) den Entschluß, noch vor dem 1. Januar durch Zuschriften an den Regierungsrath (*conseil d'Etat*), als die vollziehende Behörde, nochmals gegen die Principien des Gesetzes feierlich zu protestiren (und so jede Verantwortlichkeit in Betreff desselben abzulehnen), und zugleich offen zu erklären, in wie fern sie sich demselben unterwerfen zu können glaubten. Dies geschah im Laufe des Monats November. Die protestirenden Prediger waren folgende: Herr Prediger Golliez, Burnier, Scholl, Germond, S. Thomas, E. Thomas, Décoppet, Gaudard, Bullet, Fisch, de Mesral, Combe, Monneron, Jayet, Dumont, Bettey. Diese Zuschriften waren in verschiedenen Formen abgefaßt, sie kamen aber in folgenden Punkten überein:

„Den Grundsatz, von welchem das ganze Gesetz ausgeht, daß nämlich die weltliche Behörde das Recht habe, über das Geistliche zu richten, müssen wir als ganz unevangelisch entschieden verwerfen. Wir können es nicht genug bedauern, daß unsere Kirche dadurch zu einer ganz weltlichen, dem Staate untergeordneten Anstalt herabgesunken ist; ihren Gliedern ist alle Einwirkung auf ihre Angelegenheiten verweigert; die Prediger sind fortan nicht mehr Diener der Kirche, sondern Diener des Staates, der weltlichen Obrigkeit beigegeben, um die Kirche zu unterdrücken! Da wir nun weder solchen Grundsätzen beipflichten, noch ihre Entwicklung begünstigen können, so müssen wir es uns vorbehalten in den einzelnen Fällen, uns aller Theilnahme an der Regierung der Kirche zu enthalten, und auf die eigentlichen Amtsverrichtungen eines Seelsorgers beschränken zu dürfen.“ Zwei Prediger, Dapples und Mellet, letzterer Ordan der Classe von Yverne, begnügten sich, in ihrer Zuschrift gegen das Gesetz zu protestiren, ohne sich über ihr zukünftiges Verhalten auszusprechen. Eine sehr schöne Stelle entheben wir der Zuschrift des zuerst genannten Pfarrers Golliez:

„Ich weiß es, meine Herren, die Religion kann dem Staate nicht gleichgültig seyn; ein christlicher Magistrat wird der Leitung der Kirche nicht fremd bleiben; aber in keinem Fall darf sich die Macht des Staates auf das Gebiet des Glaubens erstrecken. Die Befugniß, die Lehra zu bestimmen, gehört ausschließlich der Kirche; dieses Recht begründet ihren eigenthümlichen Charakter und ihre Freiheit: die Unabhängigkeit der Kirche in Glaubenssachen ist nach der heiligen Schrift ein Dogma. Aus dem Munde unseres göttlichen Hauptes haben wir es gehört: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist. Unser Heiland gebietet uns in weltlichen Dingen Ehrfurcht, Gehorsam und Treue gegen die Obrigkeit: in geistlichen Dingen hingegen ist es uns ausdrücklich verboten, einen anderen Meister zu haben denn Ihn. Diese Verpflichtung gründet sich nicht nur auf seine göttliche Würde, sondern auf das Wesen des Glaubens. Der Glaube stiftet zwischen Gott und dem Menschen ein kindliches Verhältniß, und läßt also für eine vermittelnde Macht keinen Raum. Alles was sich zwischen das Gewissen und Gott hineindrängt, zerstört diese Gemeinschaft, in welcher das Heil der Seele besteht. Ist es also zu verwundern, wenn die Kirche ihre Glaubensfreiheit so hoch schätzt? wenn sie zur Vertheidigung derselben so viel Blut vergossen hat? Wenn es wahr wäre, daß sich der christliche Glaube unter die weltliche Macht beugen soll, so wäre diese Freiheit ein Verbrechen, und das Märtyrthum eine Empörung! nichts könnte die Vertheidiger des Glaubens entschuldigen, und diejenigen Machthaber, welche die Kirche am grausamsten unterdrückt haben, verdienten das größte Lob!“

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonabend den 19. Juni.

N<sup>o</sup> 49.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Fortsetzung.)

Was haben wir evangelischer Seits zu dieser Aufforderung zu sagen? Für die evangelischen Brüder in London kann Wright's Übersetzung mit ihren Noten als eine vorläufige Antwort dienen. Was sagen aber die Brüder von Berlin zu diesem Aufrufe aus Paris, zu dieser Alternative, entweder den Dichter aufzugeben, oder ihm nach Rom zu folgen, wozu freilich des Dichters eigener Aufenthalt in Rom so wenig als Luther's dortiger Aufenthalt einladet? —

Aber es käme darauf an, daß wir vor allen Dingen die Glaubenslehre des Dichters näher kennen lernten, um zu sehen, ob wir im Wesentlichen mit ihm übereinstimmen und auch in christlicher Beziehung uns zu ihm bekennen können, ohne katholisch zu werden. Eine solche Prüfung seines Glaubens kann auch zur Prüfung unseres Glaubens dienen. Dazu sind diese Blätter bestimmt: liefern sie auch nur Bruchstücke, so läßt sich doch auch von einzelnen Gliedmaßen auf das Ganze schließen.

Vor Zeiten fand der Jesuit Harduin in Dante's Werken so viel Ingredienzien evangelischer Reformation, daß er die divina commedia einem unbekannten Schüler Wiclef's zuschrieb. Aber darin müssen wir freilich dem Französischen Berehrer des Florentinischen Sängers beistimmen, daß dieses inhaltsreiche Kirchengebäude der göttlichen Komödie nicht von einem Wiclefsten, sondern — von Dante Alighieri erbaut worden ist, und daß letzterer — nicht im sechzehnten Jahrhundert, sondern am Ende des dreizehnten, am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Damals war allerdings die Evangelische Kirche auch schon, denn sie ist so alt, als das Christenthum; aber sie war noch innerhalb der Römisch-Katholischen Kirche: beide Zweige eines Baumes waren noch nicht getrennt. Ob Dante sich zur Trennung von der Kirche Roms bekannt haben würde, das kann billig dahingestellt bleiben; aber so viel wissen wir, daß er sich von der Stadt Rom sehr schnell trennte, weil ihn Bonifacius VIII. verfolgte, daß er sich auch von seiner geliebten Vaterstadt Florenz trennte, — weil er ausgestoßen wurde und auf ihre Bedingungen der Rückkehr nicht eingehen konnte, daß er die Belsische Partei verließ, weil sie nicht die wahrhaft geistliche, sondern weltliche Macht anstrebte, daß er auch von den Ghibellinen sich zurückzog, weil sie ihr Eigenes suchten und in Sünde fielen. Doch hier fragt es sich nur, ob Dante Alighieri als ein evangelischer Christ innerhalb der Katholischen Kirche gelten kann, d. h. ob oder wie weit er sich zu den evangelischen Grundlehren, wenn auch mit einiger Beimischung fremder Ingredien-

zien, zu einer Zeit bekannt hat, wo der Gegensatz dogmatisch noch nicht bis zur Scheidung scharf herausgetreten war.

Wir wollen es indessen zunächst nicht auf solche schlagende Stellen absehen, welche die specifische Differenz unmittelbar treffen, — solche Dinges könnten leicht bis auf fünf und neunzig ansteigen —; wir möchten auch diejenigen Bekenntnisse nicht voranstellen, welche von ausschließlich Römisch-Katholischer Lehre noch nicht frei sind, — wie auch Luther erst nach und nach davon frei wurde und schrittweise sich durcharbeiten mußte. Wir machen nur zum Voraus darauf aufmerksam, daß zu der letzten Kategorie diejenigen Bekenntnisse gehören, welche den drei guten Werken, — Gebet, Almosen, Fasten,\*) — eine Verdienstlichkeit zuzuschreiben scheinen, wiewohl sie doch immer mehr theils als Früchte des Glaubens, theils als Zeichen voranlaufender Gnade erscheinen.\*\*). Wer kann auch, so hat schon Luther erfahren, das Brennen und Leuchten vom Feuer trennen? In dieselbe Kategorie gehört ferner die Lehre vom Purgatorium, wiewohl die Wahrheit der auch jenseits fortgehenden weiteren Entwicklung überall hindurchleuchtet, daher auch die jenseitige Buße, von Sünde frei, in zuversichtlicher Hoffnung künftiger vollkommener Seligkeit bei Gott bis zur jauchzenden Freude ansteigt:\*\*\*) dahin gehört nicht minder die Vorstellung von der Kraft der Seelenmessen und Fürbitten für die Verstorbenen, wiewohl ihr einerseits die Kraft des Gebetes überhaupt, Par. XX. 94 — 100., andererseits der unverwüßliche Drang des Herzens, im Andenken an die geliebten Todten vor Gott zu treten und zu beten und zu bitten,†) zum Grunde liegt. Dahin gehört auch die Lehre von der göttlichen Einsetzung des Papstthums neben dem Kaiserthum, wiewohl die Principien selbst nach ihrem innersten Sinne im Allgemeinen das ganze Verhältniß zwischen Kirche und Staat nach

\*) Orazione, limosne e digionio (Credo. 150.). Das Gebet ist das Verhalten der Gläubigen gegen Gott. Parad. XXXII. 146. Orando grazia convien che s'impetri. Purg. VI. 28 — 48. Das Almosen ist das Verhältniß des Gläubigen gegen den Nächsten, gleich fern vom Geize — mal tener —, der die vollen Hände zumacht, und von der Verschwendung — mal dare —, d. h. von der untreuen Verwendung anvertrauten Gutes zu schönen Zwecken, welche den Menschen zum Erlösen seiner Lüste erniedrigt, und des freien, vollen Paarwuchses beraubt. Inf. VII. 57. 58. Das Fasten endlich ist das Verhalten gegen sich selbst, Enthaltensamkeit. Purg. XXV. 151 — 154.

\*\*) Parad. XXV. 69. (precedente merto), XXVIII. 112. (mercede), XXIX. 65. 66. Ricever la grazia è meritorio.

\*\*\*) Purg. XXVI. 140 — 147.

†) Im Purgatorium heißt es, III. 145. Chè qui per quei di là molto s'avanza. Bgl. IV. 133., V. 64 — 66.



göttlicher Ordnung betreffen.<sup>1)</sup> Zu jenen fünf und neunzig Theſen rechnen wir dagegen hauptsächlich die Sätze, welche der päpstlichen Macht eine Gränze setzen, und einem Schwerte das andere gegenüberstellen,<sup>2)</sup> welche der weltlichen Herrschaft der Römischen Curie und Kirche, ja der Hierarchie, als Alleinherrschaft der Geistlichen, dem Reichthum und der Uppigkeit unter den Hirten der Herde tapfern Widerstand leisten,<sup>3)</sup> gegen das Verderben der Kirche in Haupt und Gliedern, gegen die Babylonische Hure in der Kirche trefflich eifern,<sup>4)</sup> so viele einzelne Päpste zur Hölle verdammen, die in die Kirche eingeschlichenen menschlichen Erfindungen und losen Fabeln bitter rügen, auch gegen den Mißbrauch des Ablasses predigen,<sup>5)</sup> eine künftige Reformation der Kirche in pythischen Rathseln weissagen,<sup>6)</sup> den müßigen Spitzfindigkeiten scholastischer Schulweisheit die Weisheit Salomo's entgegenstellen, der um ein einfältiges und gehorſames Herz bat,<sup>7)</sup> welche nicht minder von den päpstlichen Satzungen abzuhängen und auf die heilige Schrift, als die Quelle und Norm des Glaubens, weisen,<sup>8)</sup> den Glauben, als die Bedingung alles christlichen Lebens, voranstellen, und die Werke theils nur als Wirkung ansehen, theils als Gemeingut mit den frommen Heiden zurückstellen,<sup>9)</sup> ja auch diejenigen Christen, die von der Kirche ausgestoßen werden, durch den Glauben aus Gnaden gerechtfertigt wissen.<sup>10)</sup>

Doch wir wollen von allen diesen Zeugnissen vorerst absehen, denn wir möchten uns lieber zuvor der Gemeinschaft mit den Brüdern in der Schweserkirche erfreuen, der Einheit im Glauben und dessen Artikeln von neuem bewußt werden, und die allgemeine Basis festhalten, auf welcher beide Kirchen stehen, als auf dem gemeinsamen Grundfelsen. Das Herz des Glaubens ist Jesus Christus, Gottes und des Menschen Sohn. In Ihm findet auch Dante's Glaubenslehre den Grund, welchen Niemand anders legen kann, als er gelegt ist. Von solchen Zeugnissen wählen wir wenigstens einige: es sind freilich gerade solche Stellen, welche die gangbare Aesthetik, die in der Poesie nur ein leichtes, sinnlich wohlgefälliges, ergötzliches Spiel erwartet, unpöetisch zu nennen pflegt, weil die äußere Farbenpracht der Poesie in dem Lehrsysteme zu verschwinden scheint, und die Gestalten in den Gedanken schier verschwimmen. So viel ist auch

richtig, daß diese Lehrstellen mit der Schwierigkeit des Gedankens behaftet und nicht auf vorübergehenden Reiz berechnet sind; es sind gleichsam Intervallen, in welchen der Seher von so vielen Gesichtern und Vorstellungen sinnend ausruht, und in sich einkehrt, und nach der Intuition auch dem diskursiven Gedanken zuhört. Aber die poetische Kraft leuchtet auch hier so siegreich und so mächtig hindurch, daß wir um so mehr auf den sonst so bilderreichen Reiz der Danteschen Muse für diesmal Verzicht leisten können. Ja, wir übersehen diese Bekenntnisse schlicht wörtlich, ohne Reim und Versmaß, damit wir nichts verschütten, nichts davon thun, nichts hinzufügen, nichts färben oder mildern. —

Es geschieht im Gesirne des Mercurius, des guten Boten, daß Beatrice, die Selige, die gute Botschaft von der Menschwerdung Gottes in Christo verkündigt, und das Weihnachtsevangelium mit dem Kreuz- und Osterevangelium verbindet. Und im Sterne des Jupiter — a Jove Justitia, — im Sterne der Gerechtigkeit werden wir dann noch einmal vernehmen, wie aus dem Reichsadler der Seligen, aus diesem Römisch-Deutschen Sinnbilde der höchsten Obrigkeit, die Gerechtigkeit Gottes gerechtfertigt wird, welche die Sünder anders nicht als durch den Glauben an Christum zu Gnaden annimmt; denn zur Seligkeit ist überall kein anderer Weg, als Christus, kein anderes Mittel, als daß die Menschen diesen Weg gehen, d. h. glauben.

Luther's Christengel singt: „Vom Himmel hoch da komm' ich her, und bring' euch neue, gute Nähr.“ Dante's Christengel ist Beatrice, un' angiola che'n cielo è coronata. Sie weiht ihm mehr als ein Christgeschenk, presente: sie leitet und schärft sein Auge, in vielen Bildern und unaussprechlichen Gesichtern Christum zum Voraus zu sehen. Eben hat Kaiser Justinianus von der Fülle der Zeit gesprochen, wo der ganze Himmel die Welt zu ihrem reinen, lauterem Glanze wieder herstellen wollte;<sup>\*)</sup> er hat die Geschichte des Römischen Reichsadlers erzählt, und als den Gipfel der demselben von der Vorsehung anvertrauten strafrichterlichen Funktionen zweierlei genannt, nämlich: 1. das dem Römischen Richter unter Kaiser Tiberius anvertraute Gericht göttlicher Gerechtigkeit über Christum zum Tode am Kreuze,<sup>\*\*)</sup> 2. das eben so gerechte Strafgericht über die Kreuziger durch die Zerstörung der Stadt Jerusalem unter Kaiser Titus.<sup>\*\*\*)</sup> — In wenigen Worten ist hiemit die großartigste Philosophie der Geschichte entworfen, nämlich die Theorie von zwei auserwählten Völkern, die sich demnächst im Reiche Christi vereinigen: das Jüdische Volk ist auserwählt zur Vorbereitung der Kirche Christi und ihres Hauptes; das Römische Volk ist auserwählt zur Vorbereitung des christlichen Staats und seines Kaiserlichen Oberhauptes. Beide Äste der Geschichte vereinigen sich im Christenthume aber unter zwei Schwerdtern. Allein noch weiß der Pilger jene beiden Gerichte der göttlichen Gerechtigkeit, das Gericht über Christum und das Gericht über die

1) Inf. XIX. 101. 102. Purg. XIX. 99. 127—138. Parad. XXV. 13—15.

2) Purg. XVI. 97—114. 127—129.

3) Purg. XXXII. 129. Inf. XIX. 115—117. Parad. XII. 88—93. Parad. XX. 55—60.

4) Parad. XVIII. 116—136. — IX. 127—132. 137—142. Par. XXVII. 22—27., XXII. 127—135. Purg. XXXII. 149.

5) Parad. XVIII. 124—136., XXIX. 82—126. Inf. XXVII. 100—122.

6) Purg. XXXIII. 37—57.

7) Parad. XIII. 97—102.

8) Parad. IX. 133—135., XIX. 83., XXIV. 91—93. 97—102. 133—138., XXV. 70—78. 88—99., XXIX. 88—93.

9) Inf. IV. 34—39. Purg. V. 107., VII. 7. 8., XXII. 59. 60. Parad. XXIV. 43. 44.

10) Purg. III. 112—142.

\*) Parad. VI. 55. 56.

\*\*) Parad. VI. 82—90.

\*\*\*) Parad. VI. 91. 92.

kreuzigenden Juden, nicht zusammenzureimen. Da erklärt ihm Beatrice das Geheimniß der Erlösung, das Geheimniß der Menschwerdung und des Kreuzes.

(Fortsetzung folgt)

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

„Kömmst aber,“ fährt er fort, „christlichen Gemeinden der heutigen Welt (!) nicht ganz dieselbe Würde zu?“ daß sie nämlich Träger und Verbreiter aller christlichen Wahrheiten sind. Denn a) „die Gemeinden sind es, in denen das Evangelium von der Liebe (!) gepredigt wird.“ — Sind sie deshalb Träger und Verbreiter aller christlichen Wahrheiten? Ach, wollte Gott! Der Herr Paniel verwechselt hier die christliche Gemeinde mit sich, dem Herrn Prediger, der alle christlichen Wahrheiten gelernt haben und verbreiten soll.

b) „Die Gemeinden sind es, in denen die heiligen Gebräuche des Christenthums geübt werden.“ Sind sie deshalb Träger und Verbreiter aller christlichen Wahrheiten? Der Herr Paniel verwechselt christliche Wahrheiten und heilige Gebräuche. Diese heiligen Gebräuche sollen doch wohl die Sakramente seyn und man sieht bei dieser Gelegenheit, welche Vorstellung er von denselben hat.

c) „Die Gemeinden sind es, durch welche sich allmählig jene (!) unsichtbare heilige Kirche bildet, wozu die Edelsten der Christenheit gehören.“ Sind sie nun deshalb die Träger und Verbreiter aller christlichen Wahrheiten? Wunderbar! Durch sie bilden sich erst allmählig jene Edelsten der Christenheit, sie selbst gehören also jenen gebildeten Edelsten nicht an und doch wurden sie eben allesamt eine königliche Priesterschaft, Träger des in Christo verkündigten Heils genannt! Und noch wunderbarer, daß durch die nicht gebildeten christlichen Gemeinden jene Edelsten gebildet werden! Wie das in dem Kopfe durcheinander geht! „Brüder und Schwester!“ ruft Herr Paniel in erhabener Begeisterung aus, „welch' eine Würde verleiht das jeder Christengemeinde!“

d) „Draußen in der Welt wissen die Menschen zwar Vieles von äußeren und weltlichen Dingen, aber in die Tiefen [in welche?] eingedrungen, vertraut mit dem, was da liebet, wenn Berg' und Hügel fallen [was ist das? die Redensart hat Herr Paniel; worauf sie sich aber bezieht, weiß er nicht, sonst hätte er sie hier nicht so verkehrt gebraucht, da ihn, wenn er auch Jes. 54. nicht kannte, doch der bekannte Gesang: Weicht ihr Berge, fällt ihr Hügel! hätte erinnern müssen; aber er ist überall nur ein Redensarten-Mann], umweht von dem himmlischen Hauche des Gottesworts [o pompöse Redensart!] sind nur die, welche einer Gemeinde angehören.“ Der himmlische Hauch des Gottesworts weht um sie herum, in's Herz braucht's nicht zu dringen; genug, wenn der sogenannte himmlische Hauch schöner Redensarten ihre Ohren umsäuselt. Und nun fragen wir, wo ist das draußen in der Welt, zu dem eine Christengemeinde den Gegensatz bildet? Das können doch nur Juden, Türken, Heiden seyn; die meint aber der Herr Paniel nicht, sondern er

unterscheidet nur die Leute, welche am Sonntage in der Kirche sind, von denen, welche zu Hause blieben, ohne zu bedenken, daß diese doch auch zur christlichen Gemeinde gehören.

e) „Draußen in der Welt sind Viele auf ein niederes Tagewerk angewiesen und müssen mit Widerwillen das Joch kleiner und niederbeugender Geschäfte tragen; hier aber in der Christengemeinde ist jedes Mitglied ein Priester Gottes und Christi, dem Mächtigsten seiner sterblichen Brüder gleich, erhaben durch seinen Beruf, ein Träger und Verbreiter der Wahrheit zu seyn.“ Man sieht, die Christengemeinde bilden hier wieder die im Kirchengebäude Versammelten, und wenn sie nach Hause gehen, sind sie draußen in der Welt und haben das niedere Tagewerk; hier in der Kirche sind sie den Mächtigsten ihrer sterblichen Brüder gleich, erhaben durch den Beruf, Träger und Verbreiter der Wahrheit zu seyn. Man sieht, welchen wunderbaren Begriff der Herr Paniel von einer Christengemeinde hat; wie schön sie sich spaltet in ihrem Wesen und Thun und das Gleichgewicht zwischen den höheren geistigen und niedrigen weltlichen Interessen bewahrt. In der Kirche, Sonntags, tragen sie und verbreiten sie die Wahrheit, wahrscheinlich helfen sie dem Herrn Paniel in St. Ansgarii predigen, und predigen alle, wie die Quäker; draußen alltags haben sie die christliche Wahrheit abgelegt und tragen ihren Erdenpack, draußen verbreiten sie die christliche Wahrheit auch nicht, sondern die Brüder treiben ihre Handlung, ihr Handwerk, suchen ihren Tagelohn und die Schwestern waschen, kochen, halten Haus und Hof rein u. s. w. Daß es für eine Christengemeinde, von welcher Herr Paniel versichert, daß jedes Mitglied derselben ein Priester Gottes und Jesu Christi sey, gar kein draußen in der Welt geben könne, daß sie immer, auch bei ihren weltlichen Geschäften, erfüllt ist von der christlichen Wahrheit, daß sie Alles in Gott thut, daß sie mit himmlischen Sinne durchdringt auch ihr unbedeutendes, kleinliches Erdenwerk, daß ihr darum nichts unbedeutend, kleinlich, mit Widerwillen erfüllend erscheint; daß sie durch die Gestalt, die sie ihrem äußeren, bürgerlichen Leben gibt, christliche Wahrheit verbreitet, weil ihr Glaube durchscheint in Allem, in ihrem Thun und Lassen, in ihren Freuden und Leiden; daß ein wahres Christenleben ein Ganzes ist, aus Einem Stücke, — von dem Allen ahnet Herr Paniel nichts! Daß nun aber sein ganzes Preisen einer jeden christlichen Gemeinde eine Abgeschmacktheit ist, weil es bekanntlich auch sehr unerleuchtete, höchst unwissende Gemeinden gibt, welche auch in der Kirche nur draußen in der Welt sind, daß leider nicht allen von ihren Lehrern christliche Wahrheit verkündigt wird, daß statt des himmlischen Hauchs des Gottesworts, sie vielsach der feuchte, kalte, stinkende Nebel des leersten Geschwäzes, der sinnlosesten Schönerederei, des ungläubigsten, leichtesten Menschenklügels umweht — ist dem Herrn Paniel hier noch nicht eingefallen, sondern erst im zweiten Theil, wo er, wieder in thörichter Übertreibung versichert: „es habe eine Zeit gegeben, wo jede einzelne Gemeinde ihre wahre Stellung und ihren eigentlichen Beruf in der Welt gänzlich vergessen hätte,“ und wo er die theure Gemeinde des Herrn zu St. Ansgarii ermahnt: „bleibe



und werde immer mehr ein Licht!" so daß es also mit dem Lichte, das sich mehren soll, bedenklich aussehn mag.

Endlich ist dem Herrn Paniel auch nicht in den Sinn gekommen, daß Alles, was er von jeder einzelnen Gemeinde, auch der kleinsten, wie er sich ausdrückt, behauptet, in Wahrheit nur von der ganzen christlichen Kirche gesagt werden könne. So ist Alles bei ihm in steter Verwechslung des einen mit dem anderen, ein völliger Mangel an bestimmten, klaren Begriffen, eine Unfähigkeit, einen Gedanken organisch zu entwickeln, dagegen aber ein Ueberfluß an leeren Worten und Geläufigkeit in übertreibenden Redensarten. Ref. bezeugt, niemals eine kläglichere Predigt gehört oder gelesen zu haben. Daß aber eine Gemeinde, bei der Krummacher, der Vater, so lange steht, in der Dräseke so lange gepredigt hat, einen Mann, der eine solche Predigt halten und sogar drucken lassen konnte, zu ihrem Prediger freiwillig gewählt hat, kann nur mit tiefer Wehmuth erfüllen, weil man daran sieht, wie wenig selbst die Besten im Stande sind, die Menge zu wahrer Bildung zu erheben. Wahrscheinlich, es ist keine Ehre, von einer Gemeinde gewählt, und auch keine Schande, von ihr verworfen zu werden.

Aber nun auch kein Wort mehr über das elende Nachwerk, dem wir viel zu viel Ehre angethan haben, indem wir uns so lange mit ihm beschäftigten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Protestationen gegen die neue Kirchenverfassung im Kanton Waadt.)

(Schluß.)

Auch ist zu bemerken, daß, als die Classe von Lausanne sich am 25. November 1840 versammelte, um die Einführung des neuen Gesetzes vorzubereiten, zwei und dreißig Mitglieder derselben einen Satz in das Protokoll einrücken ließen, wodurch sie erklärten, daß: „ihre Mitwirkung bei der Vollziehung des neuen Gesetzes nicht so gedeutet werden solle, als ob sie dem Princip der Oberherrschaft der weltlichen Obrigkeit in Glaubenssachen ihre Zustimmung gegeben hätten.“ — Eine Erklärung in demselben Sinne gab in ihrer Sitzung vom 14. Februar 1841 die Classe von Payerne. — Aber wie sehr unsere Kirche schon ihre Unabhängigkeit eingebüßt hat, und ein ganz passiver Gehorsam von ihr erwartet wird, zeigt der Umstand, daß diese zwei Classen bald nachher vom Regierungsrath den Befehl erhalten haben, dem Protokoll beizufügen: „daß die Regierung diese Protestationen als nichtig und wirkungslos betrachte!“

Auf die Zuschriften der einzelnen obgenannten Prediger antwortete der Staatsrath unter Dato vom 5. Februar 1841: „Die Regierung könne sich in keine neue Untersuchung über die Principien des Gesetzes einlassen; könne auch keine Protestation gegen dasselbe annehmen, noch irgend einem Geistlichen erlauben, sich seinen Verpflichtungen zu ent-

ziehen (worunter der Antheil an der Administration der Kirche eben sowohl zu verstehen sey als die eigentliche seelsorgerliche Wirksamkeit).“

Durch diese Antwort fühlen sich die meisten der theilbeteiligten Geistlichen doch noch nicht grade in ihrer Wirksamkeit beschränkt, und hoffen noch eine Zeitlang dem Herrn in diesem Theile des Weinberges dienen und ihm Seelen zuführen zu können; sie sind aber bereit, auch diese Stellung zu verlassen, sobald Fälle eintreten, wo es ihr Gewissen ihnen nicht mehr erlauben wird, den Beschlüssen und Bestimmungen der Regierung zu willfahren. Zwei derselben haben aber sich bewogen gefühlt, gleich jetzt schon ihre Stellen niederzulegen, und sich aus den Reihen der Waadtländischen Geistlichkeit streichen zu lassen, weil sie, namentlich nach der Antwort der Regierung, auch die geringste Theilnahme an der Vollziehung des Gesetzes, als eine thatsächliche Anerkennung seines Principes, und also, ihrem Gewissen nach, als eine Versündigung betrachten zu müssen glaubten. Diese sind Herr Burnier, Pfarrer in Morges, welcher seit vielen Jahren für die Freiheit der Kirche schriftlich kämpfte, und jetzt durch diesen letzten Schritt das kräftigste von allen Zeugnissen für seine Überzeugung abgelegt hat; dann Herr Golliéz, Pfarrer in Montet, bei dem es auch ganz offenbar ist, daß er nur aus innigster Überzeugung und Treue gegen den Herrn der Kirche sich hat entschließen können, nicht nur auf seine Befoldung zu verzichten, sondern, was wohl das größere Opfer für ihn gewesen ist, seine ihm sehr ergebene Gemeinde zu verlassen. Schon im vergangenen Herbst hatten drei andere Geistliche auch, aus ähnlichen Gründen, ihre Entlassung gefordert und erhalten, nämlich: unser durch seine schriftstellerische Thätigkeit auch im Ausland so bekannte, und besonders den Christen Französischer Sprache so theure Professor Binet, wobei jedoch zu bemerken ist, daß, da seine Stelle als Professor der Pastoraltheologie in Lausanne von dem Charakter eines Waadtländischen Geistlichen unabhängig war, er dieselbe nicht aufgegeben hat, und also für unsere Landeskirche noch mittelbar sehr viel zu wirken im Stande ist; ferner Herr Recordon, welcher seit mehreren Jahren als Herausgeber eines jetzt eingegangenen christlichen Wochenblattes (le Narrateur religieux) in Vevey beschäftigt war; endlich Herr Panchaud, gegenwärtig evangelischer Prediger in Brüssel. — Zu bemerken ist noch, daß diese fünf Geistlichen sich bis jetzt nicht eigentlich von der Landeskirche getrennt, noch zu irgend einer der Dissidentengemeinden bekannt haben.

Die Demission dieser hat allerdings einiges Aufsehen gemacht, und wohl Manche zur ernsteren Prüfung eines Gesetzes angeregt, dessen erste Frucht es ist, unserer Geistlichkeit so edle Kräfte zu entziehen; namentlich hat in den Gemeinden Burnier's und Golliéz's der Entschluß dieser theuren Seelsorger große Entrüstung verursacht. Aber im Ganzen muß man doch sagen, daß sich unser Volk seit dem 1. Januar (an welchem Tage das neue Gesetz in's Leben getreten ist) sehr gleichgültig verhält; und in der That muß man bekennen, daß dem Scheine nach keine große Veränderung bemerkbar ist; bis jetzt ist nichts geschehen, was die einzelnen Gläubigen eigentlich irgend nahe angehen oder beunruhigen könnte. Von der Persönlichkeit der einzelnen Geistlichen, wie von der Gesinnung der jedesmaligen, oft wechselnden Behörden, wird es abhängen, ob die Entwicklung der im Gesetz enthaltenen gefährlichen Reime schneller vor sich gehen wird, oder noch eine Zeitlang aufgehalten werden kann.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 23. Juni.

N<sup>o</sup> 50.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Fortsetzung.)

Parad. VII. 10 — 20.

„Ich war voll Zweifel,“ so erzählt der Pilger mitten in seiner Wallfahrt durch die zukünftige Welt, „ich war voll Zweifel, und sagte zu mir selbst: Sag's ihr, sag's ihr, so sagte ich zu mir, sag's deiner Frau, die dir den Durst mit süßen Tropfen stillt. Allein die Ehrerbietung, die sich meiner ganz bemächtigt, bei B. und ice schon,“) hielt mich zurück, wie einen, den der Schlaf überwältigt. Nicht lange ließ mich Beatrice in diesem Zustande, und begann, ein solches Lächeln ausstrahlend, daß auch im Feuer Jeder selig wäre: Nach meiner Kunde, die nicht trügt, hast du dir zu Gedanken genommen, wie doch eine gerechte Rache gerechter Weise habe gerächt werden können.\*\*\*) Aber ich werde dir alsbald den Geist entbinden; höre selbst, wie meine Worte dich mit einer großen Wahrheit beschenken werden.“

„Der Mensch, welcher nicht geboren war,\*\*\*) verdamnte, sich verdammend, sein ganzes Geschlecht, und zwar dadurch, daß er an der Kraft, die will, den ihr zu ihrem Heile gegebenen Zaum nicht dulden wollte.“†)

„Daher lag krank das menschliche Geschlecht im großen Trerfal schon so viele Jahrhunderte lang, bis es dem Worte Gottes gefiel, zu uns herabzuseigen, wo es die Natur, welche

\*) Beatrice, Vice. Der Sinn ist: Wo auch nur ein Buchstabe, ein Hauch des Namens Beatrice (Vice) anklingt, — der Freundin, die mir, wie nach ihrem Namen, so in der That, eine Gehülfin ist zur Seligkeit, — da überwältigt mich die Ehrerbietung, wie den Mäßen der Schlaf, daß ich nicht reden kann, sondern der Eingebungen warte, wie im Traume.

\*\*) D. h., wie doch die gerechte Strafe, welche die Juden unter Römischer Gerichts-Autorität an dem vollzogen hatten, der die Sünde der Welt auf sich genommen, gerechter Weise wieder an den Kreuzigern habe bestraft werden können.

\*\*\*) Adam ist nicht geboren, sondern unmittelbar von Gott geschaffen, nach Leib, Seele und Geist, während seine Nachkommen nach Leib und Seele geboren (Traducianismus), und nur nach dem Geiste, gleich Adam, unmittelbar von Gott geschaffen werden (Creatianismus). Dies ist Dante's Lehre. Das unmittelbar von Gott Geschaffene ist daher unverwundlich, und durch dasselbe auch Leib und Seele, wenn ihm einmal des Geistes Stempel zur innigsten Vereinigung aufgedrückt ist.

†) D. h. weil er in seiner Willensfreiheit dem Gesetze, welches die Freiheit an ihr selbst hat, nicht gehorham seyn wollte. Der Ungehorsam ist die erste Sünde, Par. XXVI. 117., die Wurzel derselben Stolz, XXIX. 55—57.

sich von ihrem Schöpfer entfernt hatte, mit sich in seiner Person vereinigte, allein durch die That seiner ewigen Liebe. Jetzt richte das Gesicht auf das, was ich lehre.“\*)

„Jene — menschliche — Natur war in der Gemeinschaft mit ihrem Urheber, wie sie geschaffen war, ächt und gut: nur allein durch eigene Schuld ward sie aus dem Paradiese verbannt, darum weil sie sich abwandte von dem Wege und der Wahrheit und dem Leben.“

„Wird also die Strafe, welche das Kreuz brachte, nach der — von Christo — angenommenen Natur bemessen, so hat nie eine so gerechte Strafe Schmerz gebracht: und ebenermassen war keine von so großem Unrecht, siehst du auf die Person, die litt, auf die Person, in welcher jene andere Natur vereinigt war.“\*\*)

„So geht aus Einer That Verschiedenes hervor, indem Gott und die Juden an Einem Tode Gefallen hatten; vor

\*) Hiemit nimmt Beatrice des Dichters, der Dichter des Lesers volle und ungeheilte Aufmerksamkeit für die folgende Lehre von der Satisfaction auf's Neue in Anspruch: denn sie faßt in wenigen Zeilen den unerschöpflichen Inhalt des Todes Jesu zusammen.

\*\*) Es ist wohl zu merken, — denn darum ist eben zum Voraus die Aufmerksamkeit von neuem in Anspruch genommen, — es ist wohl zu merken, daß der Kreuzestod Jesu aus zwei völlig verschiedenen, aber doch unzertrennlich zusammenhängenden Gesichtspunkten betrachtet wird, nämlich zuerst in sechs Zeilen: „Wird also ic.“ bis „vereinigt war,“ als ein Ereigniß, abgesehen von dem dabei thätigen Willen Gottes und der Menschen, dann in einer einzigen Zeile: Ch'a Dio ed a' Giudei piacque una morte als Willensthat. Wird die Todesstrafe Jesu, abgesehen von dem Willen Gottes und der Menschen, als ein geschichtliches Ereigniß betrachtet, wird nur auf den Gestraften und dessen in Einer Person vereinigte Naturen gesehen, so war die Strafe gerecht nach der menschlichen Natur, mit welcher der Heiland, als Bürge, die Sünde der Welt einmal auf sich genommen hatte, und folglich auch als Bürge büßen mußte, wenn er auch für sich selbst nichts verschuldet hatte: ungerecht nach der persönlichen Unschuld des Bürgen, nach der göttlichen Natur des Sohnes Gottes; oder gerecht nach der angenommenen Natur, natura assumpta, ungerecht nach der annehmenden Person, in che era contratta tal natura. Wird aber der Tod Jesu weiter als Willensthat angesehen, so war er gerecht von Seiten Gottes, der nach seinem ewigen Rathschluß das Opfer des Bürgen nach seiner menschlichen Natur wollte und annahm: ungerecht von Seiten der Juden, welche ihn umgekehrt deswegen kreuzigten, weil er sich Gottes Sohn genannt hatte. Die Juden wollten also die Strafe grade aus dem Gesichtspunkte, in welchem sie ungerecht war, Gott wollte sie, weil sie gerecht war. Hiemit treten wieder beide Betrachtungsweisen verschlungen zu einer zusammen. — Es muß ja Uirgerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Uirgerniß kommt. Matth. 18, 7. — Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thut, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks. 1 Mos. 50, 20.



diesem Tode bebte die Erde, während der Himmel sich öffnete.<sup>\*)</sup> Nun wird die's ferner nicht mehr hart erscheinen, wenn es heißt, daß gerechte Rache vom gerechten Gerichtshofe hernachmals gerächt ward. Allein ich sehe deinen Geist verschlungen von Gedanken zu Gedanken in einen Knoten, von dem man der Erlösung harret mit großer Sehnsucht. Du sagst: Wohl begreife ich die Unterscheidung, die ich vernehme: allein, warum Gott eben diese Weise zu unserer Erlösung wollte, ist mir verborgen. Derselbe Rathschluß, Bruder, ist begraben den Augen eines Jeden, dessen Geist nicht aufgewachsen ist in der Liebe Flamme. Doch weil nach diesem Zeichen (des Kreuzes) viel geschaut und doch davon so wenig erkannt wird, so will ich nach der Wahrheit sagen, warum diese Weise war die würdigste. Die göttliche Güte, welche jedweden Haß von sich weiset, strahlt aus, wie sie in sich erglühet, so daß sie die ewigen Schönheiten auch außer sich offenbaret. Das, was von ihr unmittelbar heraustropft, hat dann kein Ende, weil, wenn sie siegelt, ihr eingepprägtes Bild nicht weicht noch wankt. Das, was aus ihr unmittelbar hernieder regnet, ist alles frei, weil es der Macht von anderen Dingen niemals unterliegt. Je mehr es ihr gleich wird, je mehr gefällt es ihr deshalb: die weil die heilige Gluth, die jedes Wesen ausstrahlt, im ähnlichsten am lebhaftesten sich ausdrückt. Aller dieser Dinge Vorzug theilt die menschliche Creatur, aber wenn eins mangelt, so folgt, daß sie von ihrem Adel herabfällt. Die Sünde allein es ist, die sie unfrei, und darum dem höchsten Gute unähnlich macht, weil nun von seinem Lichte nur wenig Weiß eindringt:<sup>\*\*)</sup> und darum kommt die menschliche Natur niemals in ihre Würde zurück, füllt sie nicht da sich wieder, wo Sündenschuld sie leer gemacht, mit gerechten Strafen gegen böse Lüste. Weil sie in ihrem Keime ganz gesündigt hat, so ist eure Natur von solchen Würden, gleich wie vom Paradiese, entfernt worden; und sie kann das Verlorene auf keinem Wege wieder erlangen, wenn du genauer acht hast, ohne durch eine dieser beiden Fuhrten durchzukommen,<sup>\*\*\*)</sup> nämlich, daß entweder Gott ganz allein durch seine Gnade ihn

<sup>\*)</sup> Die Erde erbebte, weil die Strafe des Kreuzes eine schwere, die schwerste Sünde war seitdem der, die Christum kreuzigten; der Himmel that sich auf, weil die Strafe der Gerechtigkeit Gottes genug that und der Gnade Raum machte. Durch ihr Erbeben zeugt die Erde, daß eben das größte Unrecht geschehen ist, eine Sünde, wie sonst keine; aber der offene Himmel zeugt, daß das Opfer der Gerechtigkeit als vollgütig angenommen ist, und die Thüre, der Zugang zur Gnade Gottes wieder aufgethan ist. — Der Dichter folgt hier wie überall der Thomistischen Satisfaktions-theorie.

<sup>\*\*) Perchè del lume suo poco s'imbianca.</sup> Durch den Abfall von Gott ist die menschliche Natur aller Würden entsezt, und von Gott so abgeschlossen, daß von seinem Lichte nur wenig eindringen kann, die Finsterniß zu läutern, das Schwarze weiß zu machen.

<sup>\*\*\*)</sup> Hier wird abermals zu angestrebter Aufmerksamkeit aufgefordert, um die beiden Fuhrten zu erkennen, welche zur Wiedervereinigung des Menschen mit Gott dienen könnten. Die eine Fuhr, um die trennende Kluft zu übersteigen, wäre, daß Gott den Menschen ohne Weiteres von aller Strafe entbände; die andere, daß der Mensch sich aus eigener Kraft wieder aufhülle. Aber das Letztere, so werden wir sogleich hören,

entbände, oder daß der Mensch durch sich selbst allein für seine Verkehrtheit genug thäte. Nun halte, um einzudringen in den Abgrund des ewigen Rathschlusses, dein Auge, so sehr du kannst, an mein Wort festgeheftet. Der Mensch konnte in seinen Schranken nimmermehr dadurch genug thun, daß er in gleichem Grade durch Selbsterniedrigung herunter stieg, und dann gehorsam wurde, als er durch Ungehorsam sich zu überheben versucht hatte; und dies ist der Grund, weshalb der Mensch abgeschlossen war, durch sich selbst genuthun zu können.<sup>\*)</sup> Darum konnte nur Gott auf seinen Wegen (der Gnade und der Gerechtigkeit) den Menschen zu seinem vollkommenen Leben wiederherstellen, ich sage auf einem seiner Wege, oder vielmehr auf beiden zugleich. Doch weil das Werk dem Werkmeister um so werther ist, je mehr es von der Güte des Herrn darstellt, aus der es hervorgegangen ist, so hat es der göttlichen Güte, welche der ganzen Welt ihr Gepräge eindrückt,<sup>\*\*)</sup> gefallen, auf allen ihren Wegen vorzuschreiten, um euch wieder aufzurichten. Nie geschah, nie wird geschehen, von der ersten Nacht an bis zum letzten Tage, weder von der einen — der göttlichen —, noch von der anderen Seite — der menschlichen —, ein so hohes und so erhabenes Werk. Denn gnadenreicher war die Gottes That, sich selbst zu geben, um den Menschen selbst geschickt zu machen, sich wieder zu erheben, als wenn er allein seinerseits ihn erlöset hätte.<sup>\*\*\*)</sup> Auch waren alle anderen Wege ungenügend für die Gerechtigkeit, wenn nicht der Sohn Gottes sich erniedrigt hätte Fleisch zu werden.<sup>†)</sup>

An diese Lehre, zu welcher der Englische Übersetzer fast Vers für Vers aus Shakespeare, Milton, Hooker, Hale, Wilberforce und aus mehreren Predigten Parallelen gesammelt hat, schließt sich im Sterne der Gerechtigkeit der weitere Unterricht, um einen Zweifel zu lösen, der in der Seele des Pilgers aufsteigt und ihm selbst erst vorgehalten wird, weil ihn die Seligen in dem Spiegel Gottes lesen, ohne daß er ihn ausspricht.

Parad. XIX. 70 — 90.

„Ein Mensch, so denkst du, wird geboren am Strand des Indus, und dort ist Keiner, der von Christo reden, oder schreiben, oder lesen kann. Und gut sind alle seine Willensrichtungen, alle seine Handlungen, — so weit die menschliche Vernunft sieht, — und ohne Sünde in Wort und Werken; er stirbt ohne Taufe und ohne Glauben; wo ist nun die Gerechtigkeit, die ihn verdammt? wo ist seine Schuld, wenn er nicht glaubt?“ Das ist der Zweifel:

ist unmöglich; das Erstere würde einerseits auf Kosten der Gerechtigkeit geschehen, andererseits der menschlichen Freiheit zuwiderlaufen.

<sup>\*)</sup> Der Sünder, d. h. der Mensch ohne Gott, kann ohne Gott nicht zu Gott kommen; Gott ist selbst das Können: wie könnte also der Mensch ohne Gott zu Gott kommen?

<sup>\*\*) Ps. 33, 5.</sup> Die Erde ist voll der Güte Gottes. Ps. 119, 64.

<sup>\*\*\*)</sup> Nicht Gott, nicht der Mensch, sondern der Gottmensch hat den Menschen erlöset.

<sup>†)</sup> Nicht der Gnade allein, sondern auch der Gerechtigkeit, nicht der Gerechtigkeit allein, sondern auch der Gnade ist in der Wiederherstellung des Menschengeschlechts Genüge geschehen. Am Kreuze Christi küßten sich Gerechtigkeit und Gnade.

die Antwort folgt ihm auf dem Fuße nach. „— Nun — wer bist du, der du dich zu Gericht willst setzen, mit deinem kurzen Blick von einer Spanne, zu richten über tausend Meilen lang? Wahrlich, wenn nicht die Schrift über euch wäre, dann könnte wohl einer, der es so genau, wie ich und du, nimmt, wunderviel zu zweifeln haben. O, Erdenseelen, o ihr blöden Geister, der erste Wille, der aus sich selbst gut ist, entfernt sich niemals von ihm selbst, der das höchste Gut ist.\*) So weit ist einer gerecht, als er mit ihm übereinstimmt;\*\*) kein geschaffenes Gut kann ihn anziehen, aber er kann ausstrahlend es erwecken.“\*\*\*)

(Schluß folgt.)

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

Nachdem Herr Paniel mit dieser Predigt seinem Herzen Lust gemacht und seine erschrockene Gemeinde durch die Erinnerung an ihre hohe Würde und durch christlich erbauliches Schelten auf den ungerufenen Störer ihres süßen Seelenfriedens sanft beruhigt hatte, schien die Sache abgethan; der Herr Pastor Krummacher wollte nicht wieder predigen, auch wenn Herr Paniel keine Anspielungen auf ihn gemacht hätte. Da wurde sein Vater krank, und ein Stellvertreter war für die Vormittagspredigt aller Mühe ungeachtet nicht zu erlangen. Für die Mittagspredigt bot sich einer an und Herr Paniel wurde ersucht zu tauschen und die Vormittagspredigt zu übernehmen. Er schlug es in würdiger collegialischer Gefälligkeit ab, ohne einen Grund anzugeben, wie es einem Prediger des Evangeliums „von der Liebe“ geziemt. Da blieb dem Sohne Kr. nichts übrig, als dem alten Vater aus der Verlegenheit zu helfen. Unterdeß war am Freitage ein Mitglied der Gemeinde, ein sogenannter Bauherr, d. h. einer von denen, „welche für die Unterhaltung der kirchlichen Gebäude und für die Verwaltung des Kirchenvermögens zu sorgen haben,“ wie Herr Krummacher sagt, oder nach der Erklärung des Herrn Paniel, „einer der von der Gemeinde freigewählten, wirklichen Vorsteher und Repräsentanten in allen und jeden Beziehungen, so weit dieselben nicht die privativ amtliche Berechtigung der bei der Gemeinde anstellten Pastoren betrifft“ [Herr Paniel will sagen: betreffen] — nun ein solcher hatte sich in Krummacher's elterlichem Hause eingefunden, um ein abermaliges Auftreten des Sohnes zu verbitten, weil Viele an seiner Predigt über das jüngste Gericht Anstoß genommen hätten. Da nach Herrn Paniel die Bauherren diejenigen sind, „welche die Prediger zunächst berufen,“ so war es einer der Mitrufer des Herrn Paniel, der, begeistert von der trefflichen Rede seines Erwählten gegen die herumziehenden Mordbrenner und Baalspfaffen, ihm gern behülflich seyn wollte,

alle ferneren Schrecken von von der Gemeinde abzuwenden. So löblich wir das natürlich finden, so können wir doch nicht umhin, es „in möglichst milder Art“ eine baare Unverschämtheit zu nennen, wenn ein Einzelner, der nur mitzählt in einem Collegio, sich in wunderbarer Annäherung als das ganze Collegium geltend machen, und noch dazu „in einer Beziehung, welche die privativ amtliche Berechtigung des Pastors betrifft“ diesen hindern will, einen von der höchsten geistlichen Behörde im Königreich Preußen geprüften, ordinierten, bestätigten, ja weitgeehrten Prediger des Preussischen Reichs für sich predigen zu lassen, müssen es auch „in möglichst milder Art“ wenigstens als eine rohe Rücksichtslosigkeit bezeichnen, wenn es ein Vater, der alte, treue Seelsorger der Gemeinde ist, dem in's Angesicht so etwas in Bezug auf seinen Sohn geboten wird! Ein großer König, der vor einigen Jahren als Kronprinz in einer Kirche eine strenge Predigt über das Wort: Der nicht mit mir ist, ist wider mich, gehört hatte, schrieb dem Prediger seinen Dank und fügte hinzu: Sie sehen, daß ich nicht von denen bin, die hören wollen, nach dem ihnen die Ohren jucken. Mögen das eigliche Ohren in und außerhalb Bremen sich merken, damit ihre Inhaber nicht die Predigt des göttlichen Wortes zu binden suchen und sich blamiren als solche, welche „wollen der Schrift Meister seyn und verstehen doch nicht was sie sagen oder sehen“ (1 Tim. 1, 7.), sondern damit sie lieber, wenn es sie juckt, still zu Hause sich selber fragen, oder sich allein an ihre erwählten Ritzler halten, aber die Diener des Herrn in Frieden lassen.

Der Pastor prim. Krummacher kehrt sich natürlich an den Jünger des Herrn Paniel nicht, sagt auch seinem Sohne von der würdigen Botschaft nichts und dieser predigt nun, wie er sagt, mit wahrer Freude: „Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit.“

Diese Predigt, die einen neuen Abschnitt in dem Streite bildet, der sich bald ganz um dieselbe dreht, soll sogleich erwogen werden, wenn wir vorher uns noch einmal nach dem Herrn Paniel umgesehen haben. In der Vorrede sagt er: „Auch am drauffolgenden Sonntage glaubte ich wenigstens Eine der am meisten aufgefallenen Behauptungen des abermals kurz vor mir predigenden Geistlichen von dem biblischen Standpunkte aus beleuchten zu müssen.“ Wollte man diese Worte so verstehen, wie sie anscheinend verstanden seyn wollen, als habe Herr Paniel flugs kurz nachher, Mittags, eine der auffallendsten Behauptungen der Vormittags gehaltenen Predigt: „Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit,“ beleuchtet, so würde man sich sehr irren und dem Herrn Paniel eine Fingerfertigkeit beimessen, die er bescheiden, mit der Bitte um Verzeihung für seinen zweideutigen Ausdruck, ablehnen müßte. Denn eine Beleuchtung auch nur Einer Behauptung in der zweiten Predigt von Krummacher ist in dieser zweiten Paniel'schen nicht zu finden und sie bezieht sich auch gar nicht darauf, sondern die Sache verhält sich so: Nachdem Herr Paniel das Trostamt bei seiner Gemeinde verrichtet, glaubte er nun auch noch durch das Beiramen jenes heißen, geifernden Geckrei und das oft bis an Wahnsinn streifende Gebräu hoher Phantastereien des umher-

\*) Darum kann Gott nicht von der Gerechtigkeit abfallen: er ist selbst die Gerechtigkeit.

\*\*) Darum ist eben die Voraussetzung des Zweifels falsch, daß ein Adamkind gut und ohne Sünde sey.

\*\*\*) Der Mensch kann aus sich nicht zu Gott, aber Gott als Mensch zu ihm, um ihn zu wecken durch seine Offenbarung: radiando.



ziehenden Kesherrichters und Baalspfaffen beseitigen zu müssen. Die von uns oben getadelte willkürliche Exegese Krummacher's bot den Anhaltspunkt, obgleich das Verhältniß des Glaubens zu den guten Werken, so wie es Krummacher bezeichnet, das wahrhaft biblische ist. Aber einem verworrenen Kopfe, dem die eigenen Gedanken nicht klar sind, können es unmöglich fremde seyn, und einer, der das biblische Christenthum nicht kennt, kann es auch nicht als einen Bekannten grüßen, wenn es ihm entgegentritt. Wie Herr Paniel Krummacher's biblische Rede verstanden hat, zeigt er uns selbst in der Einleitung zu seiner zweiten Predigt wenn er sagt:

„Eine wiedererwachte Gläubigkeit unserer Tage, hat sie nicht bei Vielen ganz und gar die helle Glaubensfreudigkeit eines christlichen liebevollen Gemüths verloren und ist in einen finsternen Glaubenswahn, ja häufig in eine wahrhaft gottvergeßene Glaubenswuth ausgeartet? Wenn man sieht, wie angebliche Haushalter über Gottes Geheimnisse, selbst die deutlichsten Aussprüche der heiligen Schrift so lange drehen und zwingen, bis sie einen ganz anderen Sinn zu erhalten scheinen, als der Herr selbst in sie gelegt hat; wenn man hört, wie auf evangelischen Kanzeln der Gott der Liebe wieder in den opferbegierigen Nachegott der Juden [O Paniel, Paniel! Welche Unglaubenswuth gibt dir solche wahrhaft gottvergeßene Blasphemien ein! Was steht denn Jesaja 1, 10 — 17. geschrieben? Und solcher finstere Unglaubenswahn kann in Bremen auf christlichen Kanzeln, von angeblichen Haushaltern über Gottes Geheimnisse des Alten und Neuen Bundes, vor den thörichten Ohren Anstöß eifrig abwehrender Bauherren gepredigt werden! O armes Bremen!], das Evangelium des Ernstes aber auch der Erbarmung und des Trostes, wieder in eine schreckensvolle Zuchtanstalt verwandelt wird [das Evangelium wird in eine schreckensvolle Zuchtanstalt verwandelt! Eine Freudenbotschaft in ein Zuchthaus! Wird wie der verwandelt, ist also schon einmal ein Zuchthaus gewesen. O Paniel, Paniel!]; wenn man mit schmerzlichem Erstaunen bemerkt, wie in der Kirche der Freiheit und des Lichts wieder Verbammungsurtheile wegen angeblich falschem Glauben ertönen [beiläufig: die Präposition „wegen“ regiert bei uns anderen Deutschen den Genitiv, also: „wegen angeblich falschen Glaubens.“ Wir möchten dem Herrn Paniel empfehlen, sich dieses und Ähnliches einmal vom Standpunkte irgend einer Deutschen Grammatik aus beleuchten zu lassen], sollte man da nicht meinen, es habe sich mit Einemmale [warum denn nicht etwa nach und nach?] der ganze Sinn und Geist des Evangeliums verändert, und je rasender sich einer in seinem Glauben begehrt, ein desto besserer Christ sey er? [Wie? Gebehrdet sich denn etwa das Evangelium so rasend, daß man meinen sollte, der Sinn und Geist desselben habe sich mit Einemmale verändert, das heißt doch wohl, es sey toll geworden? Wir anderen Christen sind so einfüßig nicht, daß wir nicht wissen sollten, daß das Evangelium in seiner göttlichen Herrlichkeit wohl stehen bleibt, daß aber, wenn sich Jemand in seinem Glauben oder Unglauben rasend begehrt, die Schuld nur an ihm liege, weil er den Geist des Evangeliums nicht gefaßt hat. Übrigens haben wir auch gar keinen Begriff davon, wie sich Jemand im Glauben an das Evangelium rasend begehrt können!] Und hört man die Seligkeit nicht etwa bloß dem in Liebe thätigen, ächt biblischen Glauben an Christus, als den gottgesandten Erlöser der Welt, sondern nur einer einzelnen, von Menschen aufgestellten Form des Glaubens verheizen, während tugendhafte

Werke mit der äußersten Geringschätzung, ja mit Spott und Hohn überschüttet werden, muß dann nicht mancher gewissenhafte Zuhörer fragen: ob denn Tugend und Sittlichkeit von nun an so ganz unbedeutende Dinge seyen, daß sie keineswegs mehr zu den ersten und unerlässlichsten Bedingungen unserer Seligkeit gehören?“

Man sieht, wie schnell zu hören und schnell zu reden und schnell zum Zorn Herr Paniel ist. Man hört, wie ihm nicht bloß die eigenen, sondern auch fremde Gedanken, sobald sie durch ihn hinziehen, sich zur Albernheit gestalten. Von all dem Unsinn, den Herr Paniel's Scharfsinn aus Krummacher's Worten heraushört, hat Krummacher nichts gesagt, er ist allein in des Herrn Paniel's Kopfe geboren und nun hält er sich als verordneter Prediger und Seelsorger verpflichtet, dagegen zu kämpfen. Er setzt sich hin die schöne lange Woche, eine der auffallendsten — freilich nicht behaupteten — Behauptungen Krummacher's vom biblischen Standpunkte aus zu beleuchten. Das schöne Licht ist nun in der zweiten Predigt aufgesteckt.

Auch aus dieser Predigt ergibt sich, daß Herr Paniel nicht denken kann, daß ihm die einfachsten Begriffe nicht klar sind, daß er sowohl der biblischen als der wissenschaftlichen Theologie völlig fern steht und daß ihm überall der Spiritus rector eines gesunden Judiciums fehlt. Wäre nicht das unglückliche Vornehmthum, das eitle Gepränge mit Leihbibliotheken-Redensarten, wir würden den Mann von Herzen bemitleiden; denn wie ein leiblich vom Schlagflusse Gelähmter mit lallender Zunge etwas sagen will und doch immer andere Worte ausspricht, als er möchte, so geht's ihm geistig. Wir können unmöglich dem Verf. Satz für Satz seine Verkehrtheiten vorhalten, sondern nur Einzelnes herausheben.

Gleich der Anfang beweist das eben Gesagte. Er hebt an: „Andächtige Brüder und Schwestern! Gedenkt man der mannichfachen Entstellungen und Beeinträchtigungen, welche die göttliche Lehre des Evangeliums von ihrer ersten Verkündigung an bis auf den heutigen Tag unterworfen war [hier liegt sich sogleich diese Predigt mit der vorigen in den Haaren, wo versichert war, jede Christengemeinde sey eine Trägerin und Verbreiterin aller christlichen Wahrheit, und in ihr strahle das wunderbare Licht, das uns Christus angezündet hat], so sollte man sich beinahe (!) zu der Meinung veranlaßt sehn, das heilige Gebiet der Religion Christi sey zu weit und sey zu groß, als daß ein schwacher Menscheng Geist alle und jede seiner Theile zu umfassen vermöge; die Höhen, zu welchen es leiten will, seyen allzu erhaben, die Kräfte, die es in Anspruch nimmt, allzu zahlreich, als daß ein Sterblicher nicht immer die eine Seite der Religion verkennen und vernachlässigen müsse, wenn er sich der anderen mit voller Liebe hingeben will. Einen der stärksten Belege zu dieser Bemerkung findet ihr in dem Verhältnisse des christlichen Glaubens zum christlichen Leben, in dem scheinbaren Gegensatz, welcher zwischen dem Glauben und der Tugend besteht. Beinahe unglaublich ist es und dennoch selbst durch die Erscheinungen der neuesten Zeit wiederholt bestätigt, daß man diese beiden Grundelemente der christlichen Religion selten in ihrer unauslöschlichen Verbindung, in ihrer gegenseitigen Einwirkung auf einander, in ihrer beiderseitigen unerlässlichen Nothwendigkeit begriffen und für Denken und Wollen und Wirken benutzt hat.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 26. Juni.

N<sup>o</sup> 51.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Schluß.)

Parad. XIX. 103 — 114.

„— Auf's Neue hab's dann an: Zu diesem Reiche stieg niemals einer, der nicht geglaubt an Christum, weder vorher, noch nachdem er ward an's Holz genagelt. Doch siehe, Viele rufen: Christus, Christus, die beim Gerichte Ihm minder nah seyn werden, als der, der niemals kannte Christum.\*) Und solche Christen wird der Äthiopier richten, wenn sich die beiden Versammlungen theilen werden, die eine reich in Ewigkeit, die andere heilsleer. Was werden dann die Perser euern Königen sagen können, wenn sie jenes Buch geöffnet sehen, in welchem alle ihre Schmach zu lesen ist?“ —

Das ist die Predigt, welche jedes Christenherz mahnt, mit Furcht und Zittern seine Seligkeit zu schaffen; es ist aber auch eine Missionspredigt, denn es ist in keinem Anderen Heil, und ist auch den Menschen kein anderer Name gegeben, in dem wir sollen selig werden, als der Name des Gott-Menschen, den ein Mensch dem andern zutragen soll.

Nichte nicht über die Heiden, aber bete für sie! So lehrt der Dichter im folgenden Gesange an der Legende, welche Kaiser Trajan's Errettung vom ewigen Tode dem unablässig thätigen Gebete Gregor's des Großen zuschreibt.\*\*) Das ist die eine Lehre der Predigt. Die andere weist auf die voranlaufende Gnade, welche in den Menschenseelen unsichtbar geschäftig ist, und der Predigt des Evangeliums, sobald sie auf diese oder jene

\*) Zu näherer Bekanntschaft mit der Eigenthümlichkeit des Dichters kann die Bemerkung dienen, daß überall, nicht allein hier (Parad. XIX. 104. 106. 108.), sondern auch anderwärts (Parad. XIV. 104. 106. 108., XXXII. 83. 85. 87.) der Name Christi nur mit ihm selbst reimet, aber nie mit einem anderen Worte. So drückt diese Poesie schweigend mit der That aus, was die Schrift sagt, daß Gott Christo einen Namen gegeben hat, der über alle Namen ist. Umgekehrt eröffnet Dasso das befreite Jerusalem sogleich mit Reimen auf diesen Namen, womit die andere Seite der Wahrheit anerkannt ist, wonach Christus in Allem uns gleich befunden worden ist, außer in der Sünde. — Dante's Verhalten zu dem Namen Christi zeigt sich ferner daran, daß auf der ganzen Wanderung durch die Höle Christus niemals mit Namen genannt, sondern nur von weitem bezeichnet wird: z. B. bei Erwähnung seiner Niederfahrt, Inf. IV. 53. 54., un possente con segno di vittoria incoronato. Und wie in unserem Texte Adam als der Mensch, der nicht geboren worden ist, bezeichnet wird, so heißt Christus noch beim Ausgange aus der Höle, XXXIV. 115., l'uom che nacque et visse senza pecca.

\*\*) Parad. XX. 103 — 120.

Weise verkündigt wird, den Eingang vorbereitet. So ist der Trojaner Nipheus mitten unter den Heiden zum Glauben, ja zur Geistesstaupe gekommen.\*)

„O Gnadenwahl! wie weit entfernt liegt deine Wurzel von den Augen, welche den ersten Grund in seiner Totalität nicht erkennen! Und ihr, Sterbliche, o! haltet an, und richtet nicht: da auch wir, die wir Gott sehen, noch nicht alle Auserwählte kennen; und süß ist auch ein solcher Mangel, weil unser Heil in diesem Heile sich vollendet, und das, was Gott will, auch wir wollen.“

Parad. XX. 130 — 138.

So wandert der Pilger im Traume durch alle Zustände der künftigen Welt zur Warnung vor der Sünde, zur Läuterung im Leben und Sterben, zur Lockung für den Himmel; so durchläuft er alle Schulen des Unterrichts. Was er nicht hört, das sieht er, was er nicht sieht, das fühlt und erlebt er. Zuletzt muß er von seiner Erkenntniß vor St. Petrus Zeugniß ablegen über den Glauben nach seinem Begriff.

Parad. XXIV. 52 — 78.

Da hält sich der Schüler an den Hebräerbrief 11, 1. und erklärt des Apostels Wort nach der Lateinischen Übersetzung des Grundtextes. Den Glauben selbst erklärt der Schüler für den substantiellen Stellvertreter des künftigen Schauens, dessen er eben zum Voraus gewürdigt sey. Da fragt St. Petrus weiter, ob er denn die Münze, die er nach Schrot und Korn wohl kennen gelernt, auch wirklich in seinem Beutel mit sich führe. Der Lehrling antwortet, daß kein Zweifel in ihm dem Gepräge der Münze Abbruch thun könne.

Die dritte Frage ist: Woher kommt dir der Glaube? Der Grund des Glaubens, so lautet die Antwort, ist die heilige Schrift, deren göttlicher Ursprung sich an ihren Wirkungen erweist, welche der Natur nicht zugeschrieben werden können, denn die Natur kann wohl Eisen in der Gluth geschmeidig machen, aber das Wort Gottes ist schärfer: denn es hat, das ist das größte aller Wunder, die Menschen zum Christenthum bekehrt.\*\*)

91 — 114.

Zuletzt bekennet er den Inhalt des Glaubens nach dem apostolischen Glaubensbekenntnisse: er bekennet sich zur heiligen Trinität Gottes.

118 — 154.

Denn, daß Gott zu sehen, wie er ist, die eigentliche Bestimmung des Menschen, die Seligkeit ist, die allein des Menschen Durst

\*) Daf. 121 — 129.

\*\*) Egl. Purg. XXII. 76 — 84.



stillet, und immerwährend stillt, weil er nicht vorübergehet, daß, wie von Ewigkeit zu Ewigkeit Gott den Sohn heute zeuget, und vom Vater und Sohne der Geist ausgehet von Ewigkeit zu Ewigkeit, also auch der Mensch in dieser Offenbarung allein Genüge findet, das hat er schon vorher erkannt; \*) darin besteht auch der Gipfel aller seiner Traumgesichte als die Krone seiner Wallfahrt. \*\*)

Der zweite Theil des Glaubensbekenntnisses betrifft die Hoffnung, worüber er vor dem Apostel Jakobus Antwort gibt: er erklärt sie nach ihrem Begriffe, nach ihrem Ursprunge aus der Gnade und vorangehender Würdigkeit, \*\*\*)

Parad. XXV. 67 — 69.

nach ihrer Quelle, welche wieder die heilige Schrift ist.

136 — 138.

Aber ihm selbst ist besonders aus den Psalmen, †) namentlich aus Ps. 91, 11.

73. 75. 89.

und aus Jak. 5, 7.

76 — 78.

die gewisse Zuversicht der Hoffnung entsprungen. Und der Gegenstand, das Ziel dieser Hoffnung ist — nicht die gegenwärtige sichtbare Welt, denn die gegenwärtigen Dinge sind versucherisch und vergänglich,

Purg. XXXI. 34.

sondern die zukünftige und unsichtbare Welt, die Jesaias 61, 7. und Johannes, Off. 7, 9. ††) uns vorgehalten haben.

91 — 96., vgl. XXX. 129.

Das Letzte, das Höchste ist aber die Liebe: die Liebe ist das dritte Stück seines Bekenntnisses.

„Das Heil,“ so zeugt er in himmlischen Paradiese vor St. Johannes, „das Heil, das diesem Hofe, nämlich, dem Himmel, seinen Frieden gibt, ist das A und O der Schrift, die Liebe predigt, bald leiser, und bald stärker.“

XXVI. 16 — 18.

Er hat uns zuerst geliebt; aus Ihm kommt alle Liebe; aus der Erkenntniß Gottes, welcher die Liebe ist, kommt die Liebe zu Gott. „Denn jedes Gute, wenn es als Gutes zu unserer Erkenntniß kommt, entzündet in uns so die Liebe, und so viel mehr, je mehr der Güte es in sich faßt. Daher kommt es, daß zu der Wesenheit, in welcher so viel Heil ist, daß jedeswedes Gut, das außer ihr sich findet, nichts anders ist, als nur ein Strahl seines Lichtes, die Seele eines Jeden, welcher

\*) Parad. X. 49 — 51.

\*\*) Parad. XXXIII. 58 — 145.

\*\*\*) Der Hoffnung liegt einerseits die göttliche Gnade, andererseits eine Disposition des Willens im Menschen zum Grunde. Die letztere wird als vorangehende Würdigkeit bezeichnet.

†) Vgl. Parad. XXV. 38. nach Ps. 121, 1. — (Ps. 87, 1.) — Purg. XXX. 83.

††) Der Dichter bezieht die prophetische Verheißung zwiefältigen Lohns (Jes. 61, 7.) auf die Wiedervereinigung des Leibes und der Seele, deren Schmuck nach Off. 7, 9. in weißen Kleidern und Palmen bestehen wird.

die Wahrheit sieht, in der sich dieses Merkmal findet, liebend sich bewegt.“

28 — 36.

Die Liebe kommt aus der Erkenntniß Gottes: das ist Dante's Lehre; auch in den Engeln ist der Anfang der Seligkeit dieses, daß sie Gott schauen, und weil sie ihn schauen, wie er ist, auch lieben wie er ist.

Parad. XXVIII. 109 — 111.

Wie sollen wir ihn lieben, wenn wir ihn nicht erkennen? wie sollen wir ihn aber erkennen, wenn wir ihn nicht lieben, wenn nicht ein geheimer Zug zu dem, der uns zuerst geliebt, vorausgeht, und schon in der mit der Gnade zugleich voranlaufenden menschlichen Erkenntniß Nahrung findet? Das ist der Eirkel, wo überall der Anfang ist.

Purg. VII. 91 f., XVI. 85 — 90.

So hat auch dieser Pilger die erste Liebe, und mit ihr den Zug der Creatur zu ihrem Ursprunge, welcher die Liebe ist, den Zug, der in die Höhe strebt, wie die Flamme, während die Sünde niederdrückt, als die Schwere, Purg. 136 — 142., aus vielen Zeichen, namentlich aus dem Philosophen Aristoteles zuerst ahnden, dann aus dem Worte Gottes zu Mose, 2 Mos. 33, 19.:

Ich will vor deinem Angesicht her alle meine Güte gehen lassen,

und aus dem Anfange des Evangeliums Johannis (1, 1.)

XXVI. 37 — 45.

so wie endlich aus dem großen Worte (Joh. 3, 16.):

Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahin gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, gründlich kennen lernen.

Aber zuerst nennt er nach der Ordnung seiner eigenen Lebensführung Aristoteles, Moses und Johannes am Anfange seines Evangeliums, incominciando l'alto preconio. Dann fährt er so fort: „Und ich hörte — St. Johannes sagen —: Nun so bewahre nach der menschlichen Erkenntniß, weil ihr die Autorität des göttlichen Zeugnisses beistimmt, — bewahre deine Liebe zu Gott als die höchste; doch sage noch, ob du \*) auch andere Bande, die dich zu ihm ziehen, fühlst, denn ich will, daß du ausagst, mit wie viel Zähnen diese Liebe dich stachelt. Nicht war verborgen die heilige Meinung des Adlers Christi: vielmehr gewährte ich, wohin er mein Bekenntniß leiten wollte. Darum begann ich: Alle jene Stacheln, die das Herz können zu Gott wenden, sind meiner Liebe zusammen zu Hülfe gekommen. Denn das Seyn der Welt und mein eigenes Seyn, \*\*) der Tod, den Jesus erduldet, damit ich leben sollte, \*\*\*) und das, was jeder

\*) ob du (außer deiner von der Offenbarung bekräftigten menschlichen Erkenntniß) noch andere Zeugnisse göttlicher Liebe erfahren hast.

\*\*) Die Schöpfung ist das erste Zeugniß der Liebe Gottes: mein eigenes Leben, das von Ihm kommt, zeugt von seiner Liebe.

\*\*\*) Wie das Leben, das er mir gab, das Leben, das in der Schöpfung lebt, der erste Beweis der göttlichen Liebe ist, so ist sein Tod für uns (Joh. 3, 16.) das zweite Zeugniß.

Gläubige hofft, wie ich, \*) verbunden mit der vorbesagten lebendigen Erkenntniß, \*\*) haben mich aus dem Meere der verkehrten Liebe herausgezogen und haben mich an den Strand der Gerechtigkeit zurückgebracht. Die Pflanzen auch, womit der ganze Garten des ewigen Gärtners bepflanzt und belaubt ist, lieb ich so viel, als viel von ihm des Guten ihnen ist verliehen. \*\*\*) Sobald ich schwieg, erscholl durch den ganzen Himmel der süßeste Gesang und meine Frau rief mit den anderen: Heilig, heilig, heilig.“

XXVI. 46 — 69.

„Und wie beim scharfen Licht vom Schlaf man aufwacht durch den Geist des Gesichts, welcher zu dem Lichte sich wendet, das eine Hülle nach der anderen durchdringt, so scheuchte Beatrix von meinen (durch den Glanz der Liebe zuvor geblendeten) Augen jedes Stäubchen mit jedem ihrer Strahlen, der, der über tausend Meilen weit erglänzte, so daß ich besser sah, als je vorher.“

XXVI. 70 — 79.

Es ist die Liebe, welche die Augen des Geistes öffnet zur Erkenntniß des Unsichtbaren. Gott ist das A und O, die erste und die letzte Liebe. Mit ihr beginnt, mit ihr schließt Dante's Paradies, denn sie durchdringt das Weltall, I. 1—3., sie bewegt die Sonne sammt den Sternen, XXXIII. 145.

(Fortsetzung folgt später.)

## Der Bremer Streit.

(Fortsetzung.)

Man möchte verzweifeln, wenn man so etwas liest. Die Worte scheinen Sinn zu haben und es ist doch baarer Unsinn; es sieht aus wie ein Gedanke und man kann sich doch nichts dabei denken. Der Herr Paniel scheint es zu lieben, mit einem streifen, stolzen Stelzengange allgemeiner Sätze anzuhängen, wie in der ersten Predigt so hier; das gibt den vornehmen Anschein eines philosophischen Kopfes. Leider aber widerfährt ihm dabei ein doppeltes Unglück, denn seine allgemeinen Sätze sind nicht wahr und er kann von ihnen den Weg zu dem einzelnen Sage, den er vortragen möchte, nicht finden. Das Andenken an die mannichfachen Entstellungen und Beeinträchtigungen der Lehre des Evangeliums, bringt ihn zu dem beinahe Meinen von allerlei pompösen zu weit, zu groß, allzu erhaben, allzu zahlreich, von einem heiligen Gebiete der Religion und allen und jeden seiner Theile [was mag sich der Herr Paniel dabei gedacht haben?], von einer Seite der Religion, die verkannt wird und einer anderen Seite, der man sich mit voller Seele hingibt,

wo also die alle und jede Theile zu zwei Seiten einschrumpfen und die beliebte Gleichgewichtslehre wieder so freundlich hervorguckt. Dieses sein beinahe Meinen, was also noch nicht einmal eine Meinung ist, wird nun belegt mit dem Verhältnisse des christlichen Glaubens zum christlichen Leben, nicht etwa mit dem Verkennen des wahren Verhältnisses, sondern mit dem Verhältnisse, das zwischen ihnen wirklich stattfindet — und dieses Wort wird dann sogleich umgewandelt in „den scheinbaren Gegensatz, welcher zwischen dem Glauben und der Tugend besteht;“ dieser Gegensatz besteht, ist aber ein scheinbarer, also keiner. So wird also mit dem nicht vorhandenen Gegensatz, an den auch „in dem ganzen Laufe der Weltgeschichte und der christlichen Kirche“ noch niemals ein vernünftiger Mensch gedacht hat, also mit einem Gedanken nichts, ein beinahe Meinen, also eine Meinung, die noch nicht einmal eine ist, also wieder ein Gedanken nichts belegt, und der Beleger dieses einen Nichts mit einem anderen Nichts hat also mit vielen pompösen Worten rein nichts gepredigt. O ihr andächtigen Brüder und Schwestern! das war doch ein Ohrenschmaus! Davon erschraft ihr nicht, dabei dachtet ihr nichts, das ließ euch in vollster Seelenruhe und Klang doch so schön in den Ohren.

Großer Gott! Hatte denn Herr Paniel keine einfache christliche Wahrheit auf dem Herzen, um sie der Andacht hungeriger Seelen, statt seines beinahe Meinens, zu reichen? Wahrlich, wenn man in manchen Kirchen die andächtig verlangend nach dem Prediger gewandten Gesichter sieht und dann hört, was ihnen gepredigt wird, so muß man seufzen: Mich jammert des Volks, denn sie sind wie Schafe, die keinen Hirten haben! Dieses Gedanken nichts des Herrn Paniel ist denn die würdige Einleitung zu einer Predigt, die auch ein Gedanken nichts ist, wie wir gleich sehen wollen, wenn wir noch einige seiner Begeisterungsergüsse angemerkt haben. Er klagt, daß die beiden Grundelemente der christlichen Religion, Glaube und Tugend, selten für Denken und Wollen und Wirken benutzt werden! Man merke: das christliche Leben oder die Tugend zu Wollen und Wirken benutzen! Wenn ich z. B. gerecht handle, so lebe ich christlich, bin tugendhaft. Dieses mein gerechtfeyn, meine Tugend, soll ich benutzen zum Wollen und Wirken. Zu welchem doch? Vernünftig doch wohl zu einem gerechten! Also mein schon gerechtes Wollen und Wirken soll ich benutzen zu einem gerechten Wollen und Wirken, die Tugend, die ich besitze, soll ich benutzen zum Besitze dieser Tugend! So klar und bestimmt denken und reden Doktoren der Theologie und Philosophie, wie auch Mittagsprediger zu St. Ansgarii.

S. 27. heißt es: „Mit den Worten (Röm. 3, 24.): Wir werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist — mußte der heilige Gottesmann Paulus auf's Nachdrücklichste gegen die eitle und selbstzufriedene Werkheiligkeit der damaligen Christen ankämpfen.“ Man könnte es sich nicht möglich denken, daß Jemand, der Theologie studirt hat, so etwas schreiben und predigen konnte, wenn man es hier nicht gedruckt läse. Der Mann muß nie Eregese gehört, muß den Brief an die Römer, ja nicht

\*) Das dritte Zeugniß ist das ewige Leben, das uns verheißen und durch seinen Tod versiegelt ist.

\*\*) Alle diese Zeugnisse vereinigen sich mit der allgemeinen aus der Vernunft geschöpften und durch die Offenbarung bestätigten lebendigen Erkenntniß.

\*\*\*) Die Liebe zu Gott erweckt auch die Liebe zu den Kindern Gottes nach dem Maße, in welchem sie Gott angehören.



einmal die Überschriften der Capitel in der Deutschen Übersetzung gelesen und daher gar keine Ahnung von dem Grundgedanken des Briefes gewonnen haben; er muß selbst den vorübergehenden drei und zwanzigsten Vers nicht kennen: „Denn es ist hier kein Unterschied (nämlich, wie es die beiden ersten Capitel zeigen, zwischen Heiden und Juden), sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie vor Gott haben sollen.“ Wenn der Apostel die Grundlehre des Christenthums hinstellt: die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, kommt nur aus dem Glauben an Christum, nicht aus den Werken; denn die Heiden sind Sünder, trotz des Naturgesetzes, denn sie halten es nicht, die Juden sind Sünder, trotz des geoffenbarten Gesetzes, denn sie befolgen es nicht, darum mag kein Fleisch, d. h. Niemand, Niemand, durch des Gesetzes Werke vor Gott gerecht seyn, sintemal vor Gott nicht die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz thun — so versichert Herr Paniel, der heilige Gottesmann Paulus kämpfe gegen die eitle, selbstzufriedene Werkheiligkeit an. Er meint, der Apostel wolle sagen: ihr guten, damaligen Christen müßt nicht bloß gute Werke thun, tugendhaft seyn und ein christliches Leben führen, sondern auch glauben und hübsch im Gleichgewichte zwischen beiden stehn! Daß der Apostel Juden und Heiden, also der ganzen Welt (Röm. 3, 19.) zuruft: Eure Sünden stehen gegen euch auf und Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, aber das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die daran glauben; weil ihr das Gesetz wohl kennt, aber nicht danach thut, so seyd ihr verdammt und nur durch den Glauben an Christum könnt ihr selig werden aus Gnaden; daß also Paulus nicht gegen Werkheiligkeit ankämpft, sondern ihnen den Abgrund des Elends, der wegen ihres Mangels an Werkheiligkeit sich vor ihnen geöffnet hat und zugleich das einzige Rettungsmittel, den Glauben, zeigt — davon merkt Herr Paniel nichts! Solche theologische Unwissenheit wohnt in diesem Doktor der Theologie! Hätte er doch nur, ehe er seine unglückliche zweite Predigt schrieb, den Brief an die Römer studirt und wo möglich sich den Inhalt klar zu machen gesucht, wir würden ihm dann gern die aus irgend einer Lebensbeschreibung Luther's in ihm hängen gebliebene Redensart von dem „theuren Gottesmann“, die er hier bei dem Apostel wieder angebracht und nur das theure in heilige verändert hat — geschenkt haben. Gleich darauf sagt Herr Paniel: „der Apostel Jakobus war genöthigt in den Worten: Gleichwie der Leib ohne Geist todt ist, also auch der Glaube ohne Werke ist todt, jene anderen Verblendeten zu strafen, welche ohne Rücksicht auf den Zustand ihres Herzens und Lebens, schon durch den bloßen Glauben an den Erlösungstod Christi ihrer Seligkeit gewiß zu seyn meinten!“ Der Herr Paniel hat auch den Brief des Jakobus nicht gelesen, oder, wie denn bei dem Manne

Alles Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Oberflächlichkeit ist, nicht verstanden. Was er sich so einbildet von der Bedeutung eines Spruchs, das trägt er als die wirkliche Bedeutung vor und treibt Falschmünzerei mit der heiligen Schrift und schiebt flugs die Worte ein: „durch den bloßen Glauben an den Erlösungstod Christi,“ wovon in der Epistel kein Wort steht. Unmittelbar darauf heißt es: „Als in den finsternen Zeiten vor der Reformation [das ist jenes finstere Mittelalter der ersten Predigt] das Licht des Evangeliums beinahe verlöscht war, da erreichte der Glaube in seiner unevangelischen Einseitigkeit eine so ungemessene Höhe, daß selbst das Thörichtste und Abgeschmackteste mit blindem Wahne verehrt wurde, während man des Gewissens mahnende Stimme nur mit einzelnen werkeiligen Gebräuchen und mit dem Scheine gottseliger Werke zu beschwichtigen wußte.“ Man sollte es nicht für möglich halten, wenn es nicht gedruckt bestände! Je mehr das Licht des Evangelii verlöscht, desto mehr steigt der Glaube bis zu einer ungemessenen Höhe!! Ein Glaube in unevangelischer Einseitigkeit! Was mag das für ein Glaube seyn? Oder umgekehrt einer in evangelischer Zweiseligkeit, ein Glaube im Gleichgewichte zwischen Evangelium und Nichtevangelium? Ein ungemessen hoher Glaube, der im blinden Wahne das Thörichtste und Abgeschmackteste verehrt? Was für eine Vorstellung der Mann vom Glauben haben muß! Wir müssen glauben, daß sein eigener in unevangelischer Einseitigkeit zu einer solchen ungemessenen Höhe gestiegen sey, daß er das Thörichtste und Abgeschmackteste seiner eigenen Reden verehrt. Wirklich das Abgeschmackteste! Eben hatte er gesagt, der Herr selbst habe die unauflösliche Verbindung der Tugend mit dem Glauben ausdrücklich in den Worten gepredigt: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium,“ und nun versichert er hier, in jenen finsternen Zeiten habe der Glaube eine ungemessene Höhe erreicht, als das Licht des Evangelii beinahe verlöscht gewesen, es sey ein unevangelischer Glaube gewesen. Da nun aber der Heiland als Grundelement seiner Religion Glauben an das Evangelium fordert und dieser nicht vorhanden seyn konnte, wenn das Licht des Evangelii erloschen war, so ist der von ihm gerühmte hochgestiegene Glaube ja gar kein christlicher Glaube, also nicht die eine Seite, oder das eine Grundelement der christlichen Religion, und da er jenen finsternen Zeiten auch das christliche Leben abspricht, so haben sie ja weder christlichen Glauben noch christliches Leben gehabt und können also auch keinen Beleg geben zu der Vernachlässigung der einen Seite und der vollen Hingebung an die andere Seite der christlichen Religion; sein Beleg schlägt ihm also unter den Händen ganz in das Gegentheil um, nämlich in das schönste Gleichgewicht zwischen Mangel an christlichem Glauben und Mangel an christlichem Leben.

(Fortsetzung folgt)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 30. Juni.

N<sup>o</sup> 52.

## Der Bremer Streit.

(Schluß.)

Auch sein zu weit, zu groß, alle und jede Theile, allzu erhaben, allzu zahlreich fällt als abgeschmackt hinweg, denn wenn die schwachen Sterblichen das Licht des Evangeliums nicht haben, so können sie sich bei Aneignung des Ganzen oder seiner Theile ja nicht schwach erweisen.

Aber genug und übergenuß von dem kläglichen Nichts der Einleitung; wir wollen daher zum Nichts der Predigt übergehen. Ihr Thema heißt: „Der wahre Glaube und die wahre Tugend sind sich gegenseitig unentbehrlich!“ und sie betrachtet I. „wie der wahre Glaube der Tugend, wie aber auch II. die wahre Tugend dem Glauben unentbehrlich ist.“ Dieses unentbehrlich wird weiterhin ausgedrückt: „sie leisten sich große, unberechenbare Dienste,“ oder „sie haben große Verdienste um einander.“ Man könnte dieses Thema vollkommen genau mit folgendem parodiren: der wahre Apfelbaum und der wahre Apfel sind sich gegenseitig unentbehrlich und haben um einander große Verdienste. Der Verf. weiß so wenig was wahrer Glaube und wahre Tugend ist, jener nämlich das Aufnehmen Christi, dieser das Wirken Christi in uns, daß er nicht einmal im Stande ist, die Wahrheit nachzuweisen, die er doch im ersten Theile aussprechen möchte, daß nämlich aus dem wahren Glauben die wahre Tugend erwachse. Er sagt: 1. „Der Glaube erhebt ja den Geist zum Nachdenken über das Höchste und Heiligste und zieht ihn somit von der ausschließlichen Betrachtung und vom Dienste der Sinnlichkeit ab.“ Hier ist der Glaube nicht mehr die fromme Erhebung, wie der Verf. ihn in der Einleitung bezeichnet hatte, sondern ein den Geist zum Nachdenken Erhebendes. Früher war der Glaube in seiner höchsten Höhe ein zur Verehrung des Höchsten und Abgeschmacktesten Führendes. Dann wird aus dem Spruche: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht sieht“ (Hebr. 11, 1.), gefolgert, „es sey also des Glaubens innerste Natur, sich über das bloß Sichtbare zu erheben und mit Freude und Wonne in einem Gebiete zu verweilen, wo seliges Hoffen des Sterblichen Gemüth mit Entzücken erfüllt.“ Hier erhebt sich der Glaube selbst wieder und erhebt nicht mehr den Geist zum Nachdenken. Er erhebt sich über das bloß Sichtbare, also wahrscheinlich zu dem, was sichtbar und unsichtbar zugleich ist, und verweilt mit Freud' und Wonne in einem Gebiete, wo seliges Hoffen des Sterblichen Gemüth mit Entzücken erfüllt. Was mag das für ein Gebiet seyn? Wenn Jemand dem Lotterie-Collekteur glaubt, er werde das große Loos gewinnen und nun in seliger Hoff-

nung all der Herrlichkeit, die ihm das bringen wird, mit Entzücken erfüllt ist, so hat er auch den Danielschen Glauben und wird sehr tugendhaft werden. „Dadurch befreit der Glaube die Seele von dem Dienste des vergänglichen Wesens und erhebt sie aus den dumpfen Niederungen des gemeinen Lebens, wo es ihr gleichsam zu sehr an Licht und Luft fehlt, um ihrer angeborenen hohen Würde und erhabenen Bestimmung sich bewußt zu werden.“ Welcher armseliger Redensartenkram ohne klare Gedanken! „Dann [wann?] verändert und vergeistigt er allmählig den ganzen Boden des Herzens [ein vergeistigter Boden des Herzens!] und macht ihn fähig, die Saat des Wortes Gottes aufzunehmen und Früchte zu tragen für das ewige Leben.“ Der Glaube des Herrn Daniel ist also nicht der Glaube an das Wort Gottes, sondern etwas vorher im Menschen Wirkendes, ganz unbestimmt, man weiß nicht wohin? Erhebendes, das ihn nur fähig macht das Wort Gottes aufzunehmen.

2. Leistet der Glaube der Tugend große Dienste, denn indem er uns Gottes Wesen und Christi Heiligkeit kennen lehrt, wirft er auf unsere eigenen Gesinnungen und Handlungen das aufklärendste Licht. Um tugendhaft zu werden, muß man erst seine Sündhaftigkeit erkennen, sagt Herr Daniel, und dazu hilft der Glaube, indem er uns Gottes Wesen und Christi Heiligkeit kennen lehrt. Man weiß nicht, wo man anfangen soll, um diesen Wirrwarr auseinander zu ziehen. Hier erhebt der Glaube nicht, weder sich noch Andere, hier ist er keine Richtung, kein in der Höhe Schwebendes, das herabgestürzt werden kann (Einkl.), sondern er lehrt Gottes Wesen und Christi Heiligkeit kennen und lehrt uns dadurch unsere Sündhaftigkeit. Es ist ein wahrer Taufendkünstler der Glaube des Herrn Daniel, nur das Eine, das Nothwendige, kann er nicht, sondern lauter brodtlose Künste. Zur Erkenntniß der Sünde kommen wir, nach der Schrift, durch das Geseß, dazu brauchen wir den Glauben nicht. Von der Erkenntniß der Sünde zur Besserung ist aber ein Schritt, der sich nicht von selbst versteht, wenn also der Glaube nichts als Erkenntniß der Sünde lehrt, so hilft er nichts zur Besserung. Unter dem Wesen Gottes versteht Herr Daniel seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, denn er sagt am Schluß des Theils: „Alles Gute, was in uns ist, stammt in seinem letzten ehrwürdigsten (!) Grunde nur aus dem Glauben an die Heiligkeit und Gerechtigkeit des Gottes ab, dessen warnenden Ruf wir immer vernehmen.“ Daß aber die christliche Tugend nicht aus dem Glauben an die Heiligkeit und Gerechtigkeit des warnenden Gottes folge, weiß Jeder der christlichen Glauben und Tugend kennt. Der Glaube an den Heiligen und Gerechten wirkt höchstens Knechtsfurcht vor dem



„opferbegierigen Rachegott der Juden,“ wie ihn Herr Paniel bezeichnet.

Der Glaube hat um die Tugend große Verdienste, denn 3. „bedenkt noch, daß es ohne den Glauben auch nicht die Tugenden des Gottvertrauens, der Geduld und Hoffnung geben würde.“ Also erst wirkt der Glaube Erkenntniß der Sünde und dadurch die Tugend und dann noch die genannten drei Tugenden. Das heißt doch denken und disponiren! Diese drei Tugenden werden sogleich die „ohne Zweifel unentbehrlichsten, aber zugleich auch schwersten“ genannt. Die anderen Tugenden sind also entbehrlicher, manche vielleicht ganz entbehrlich; auch werden dem Herrn Paniel die anderen Tugenden leichter. Was der Mann für Vorstellungen von christlicher Tugend haben muß!

Wir haben uns so lange bei dieser Predigt aufgehalten, um gerecht gegen den Herrn Paniel zu seyn und ihm zu verstaten, seine innere Beschaffenheit selbst auszusprechen. Dieses ist nun zur Genüge geschehen und wir wenden uns daher ab von seiner Rede, um noch einen Blick auf seinen Streit mit Krummacher zu werfen. Dieser hatte gepredigt: „Die guten Werke seyen kein Erwerbgrund des Lebens, sondern nur Zeichen des Sinnes und der inneren Verfassung, welcher das Himmelreich verheißen ist. Jener Sinn heiße in der Schrift Glaube. Dieser Glaube könne allerdings nicht anders als in lieblichen Früchten der Gottseligkeit sich offenbaren und bewähren.“ Er behauptet also, die Gerechtigkeit kommt aus dem Glauben, nicht aus den Werken; wo aber der wahre Glaube ist, da werden auch die guten Werke, seine natürliche Frucht, nicht fehlen. Daß dieses rein christlich, ja der innerste Lebenspunkt des Christenthums ist, weiß Jeder, der das Christenthum kennt, und müßte auch Herr Paniel wissen. Dennoch hebt er gegen Herrn Krummacher einen Kanzelsreit an, schilt ihn als einen Rasenden, voll Glaubenswahn und Glaubenswuth, der „tugendhafte Werke“ mit der äußersten Geringschätzung, ja mit Spott und Hohn überschütte. Daß dieses aber die „äußerste“ Unwahrheit ist, beweisen Krummacher's Worte.

Als nun Herr Paniel noch damit beschäftigt war, das klägliche Gerede, lauter Schaum und unnütz Geschwätz, das er eine Sonntagspredigt zu nennen beliebt, der bedauernswerthen Gemeinde als ein Gegengift gegen Krummachersche Seelenvergiftung einzufußeln, hatte Krummacher schon einige Stunden vorher seine zweite Predigt gehalten. Wenden wir uns jetzt zu dieser! Hast du es, werther Leser, wohl schon erlebt, daß du Abends in einem fremden Hause einen Besuch machen wolltest und finstere Treppen hinaufstolperst, in dunklen Gängen mit vorgehaltenem Stabe, wie in der Irre, umhertappest, und mit den Händen an den Wänden umherfühlst, ob sich nicht eine Thür entdecken ließe, bis endlich, als du rathlos, mit dem widerigen Gefühle der Unheimlichkeit dastandest, sich vor dir eine Thür aufthat und ein Licht dir entgegen schien, das die Gegenstände umher dir aufdeckte und dir sogleich das Gefühl der Sicherheit, das frohe Bewußtseyn, unter Menschen zu seyn, zurückgab —

hast du schon so etwas erlebt, so weißt du ungefähr, wie einem zu Muth ist, der aus den finsternen Irregängen Panischer Redelabyrinth zu der Krummacherschen Predigt gelangt. Hier leuchtet uns doch wieder das Licht göttlicher Wahrheit und gesunden Menschenverstandes entgegen. Krummacher hätte sich, wenn er eitel wäre, nichts Angenehmeres wünschen können, als daß Herr Paniel sich neben ihn stellte zum geistigen Höhenmaße. Die Einleitung, die wirklich eine ist, enthält folgende Grundgedanken: Der Unglaube unserer Zeit sey nicht immer ein bewußtes, muthwilliges Nichtglaubenwollen, sondern häufig bei den sogenannten Gebildeten nur reines Vorurtheil und Verblendung. Die Leute glaubten wirklich, das reine Christenthum zu haben, denn das ächt biblische Christenthum sey durch die Schuld der schlechten, im Scheiden begriffenen Zeit so unbekannt geworden, daß in manchen Gemeinden, wo es wieder aufträte, das Geschrei entstände: diese Menschen predigen uns neue Götter. Es sey daher schon viel gewonnen, wenn man erkenne, daß die religiöse Opposition unserer Zeit wirklich gegen die Bibel selbst gerichtet sey; denn dann möchte sich doch wohl Mancher erst besinnen, ehe er offen mit der Bibel und Kirche bräche und dem und dem Herrn Professor, Kirchenrath, jungdeutschem Zeitblätler höheres Ansehen beimeße, als dem Herrn Jesus und seinen Aposteln. Daher wolle er das Bewußtseyn neu auffrischen, daß der große Weltreit gegen unser kirchliches Bekenntniß nur ein Streit sey gegen die Lehre Jesu und der Apostel. Sein Text ist: Gal. 1, 8. 9. Aus den Worten erhelle klar, daß sich Paulus mit der herrschenden Denk- und Sinnesweise im entschiedensten Widerspruche befinde. Davon wolle er die Gemeinde überzeugen. „Paulus kein Mann nach dem Sinne unserer Zeit!“ heißt das Thema. „Die Zeit wider ihn, er wider die Zeit! Woher dieser Krieg? Er hat darin seinen Grund, daß Paulus, wie die Apostel alle, 1. kein Indifferentist ist, 2. gewissen Anforderungen an unsere Predigten keinen Vorbehalt thut, 3. eine gewisse Modeweise unserer Zeit verdammt, 4. neue Autoritäten nicht gelten läßt und 5. ein bei den Neuere verhaßtes Volk in Schutz nimmt und auf seiner Bahn bestärkt.“

1. Paulus ist kein Indifferentist. Die moderne Lösung lautet: denke und glaube, was du willst; lebe nur ehrsam. Paulus legt auf die religiöse Denkweise den höchsten Werth. Wer zu den und den Lehren und Glaubenssätzen sich nicht bekennt, dem spricht er ohne Weiteres die Seligkeit ab. Einen ehrsamten Wandel hält auch Paulus hoch und werth, aber auf's Glauben gründet er den Stand der Gnade. Diese Ansicht verabscheut unser Jahrhundert, es nennt sie engherzig, unliberal, es will alle Glaubensansicht zur Bagatelle stempeln. Es will nicht wissen, daß die Wahrheit schon gefunden sey. Paulus aber proklamirt: der Stern der Wahrheit sey schon aufgegangen am dunklen Horizonte der Erde, man habe nur die Offenbarung anzunehmen. Er spricht über Alles feierlich den Bann aus, was etwas Anderes lehre als er. Die neuere Zeit trägt auf ihrem Fähnlein das Wort Toleranz und verlangt, man

möge schonend und schweigend außer Acht lassen und übersehen, wo einer in Religionsachen unsere Ansicht nicht theile. Sie übt diese Toleranz aber nicht, denn wo einer biblischen Bezugsgriffen huldigt, da wird gehaßt, geschrien, verfolgt. Diese Toleranz kennt Paulus nicht, er verdammt in Wahrheit, was nicht denkt und glaubt wie er. So auch Jemand Evangelium predigt anders, der sey Anathema, d. i. verflucht! Darum Paulus kein Mann für unsere Zeit. Er ist wider euch, ihr wider ihn. Was schnaubt ihr gegen uns? Gegen Paulus erhebt den Schild, gegen Paulus schnaubt.

2. Der herrschende Zeitgeist ist mit unserem Predigen nicht mehr zufrieden, er hat die alten kirchlichen Glaubenssätze satt und begehrt Anderes, Neues, Aufgeklärteres, Begreiflicheres. Wir können ihm nicht willfahren, denn Paulus ruft: So Jemand euch anders predigt, als ich, der ist verflucht. Eure Autorität geht nicht so hoch als die des Apostels. Ihr könnt euch nicht legitimiren, wie er. Darum können wir uns nicht beugen unter euren Wunsch: Predigt dieses und jenes!

3. Was will denn Paulus, daß wir predigen? — Hier gibt nun der Verf. die biblische Lehre des Apostels kurz, umfassend, wahr; und stellt daneben die Lehre des Zeitgeistes: „Diese Lehre, Rationalismus genannt oder vernünftiges Christenthum oder Naturalismus oder spekulative Theologie, bald erscheinend in kunstreich biblisch gleißender Verhüllung, bald in schamloser Blöße; bald halb scheu, halb frech, halb verhüllt und doch kenntlich genug, fällt also unter das Anathema des Apostels. Verflucht ist sie und verflucht sind die, die zu ihr schwören, so lange sie es thun. Verflucht sind die Predigten, die mit dieser Lehre das Volk vergiften u. s. w. Halt ein, halt ein — höre ich rufen; was fängst du an? Das ist zu arg! Du wirfst dich zum Kegerrichter auf. Du verdamms! — Wer? Ich? Ich glaube ihr träumt. Vergesst mich doch bei dem Handel. Ich komme dabei nicht in Betracht. Paulus ist es, der hier Censur übt und zu Gericht sitzt Paulus ist wider euch und ihr wider ihn.“

4. „Aber die ausgezeichnetsten Menschen glauben, denken, lehren anders als Paulus.“ — Ich weiß wohl, eure Voltaire's, Rousseau's und wie sie alle heißen, hat Paulus nicht auf seiner Seite. „Wie, solche Männer verflucht? Diese hohen eminenten Geister?“ Ei, was kümmert Paulum und die Bibel eine solche Eminenz! Hört sein Wort: So auch wir oder gar ein Engel vom Himmel euch Evangelium predigen anders — der sey verflucht! Da seht ihr's, vor dem Tribunale Pauli sind eure Autoritäten, Notabilitäten und Eminenzen Nichts; Paulus hat mit eurer Menschenbergötterung nichts zu schaffen. Den hohen Geistern, auf die ihr euch beruft, wollen wir den Ruhm der Genialität, Gelehrsamkeit, ungemeinen Scharfsinns in natürlichen Dingen gern belassen, aber nichts desto weniger verurtheilen wir sie auf biblischem Grunde als unglückselige Irresterne und Volksverführer. Das Anathema scheint sich schon an ihnen zu erfüllen. Die Wirksamkeit ihres ganzen Lebens ist eine Steppe. Ein bekümmertes Herz fand da keine wahre Be-

ruhigung, ein Zweifelnder keine selige Gewissheit, ein Sterbender keinen probehaltigen Todesmuth. Sie selber haben keinen Frieden, keine Weltüberwindungskraft, keine Sterbensfreudigkeit. Aber hätten sie das auch, predigten aber etwa nur, daß der Mensch nicht sündig, Christus nicht Gott und das Gerechte und Seligwerden in einem anderen Wege, als in dem der eigenen Werke, ein Unsinn sey, so wären sie Anathema. Und schrie die Welt: sie sind die Trefflichsten unter uns! Anathema wären sie. Und frohten sie von Titeln, Würden, Doktordiplomen und Ehrenzeichen, sie wären Anathema! — Aber das ist ja ein empörendes Gerede! Freilich, aber ich wollte euch grade zum Bewußtseyn bringen, daß der Geist unserer Zeit gegen Paulum sich empöre. Nicht ich, sondern Paulus spricht dieses Anathema.

5. Der Geist unserer Zeit mag ein gewisses Volk nicht leiden — Paulus bestärkt es in seiner Sache. Er betheuert ihnen in unserem Texte aufs Neue, daß sie das rechte Evangelium hätten, die einige Wahrheit — daß sie mit ihrem Glauben nicht ruhten auf menschlichem Lehrsystem, sondern auf Gottes Zeugniß durch den Mund der Apostel. „Wir habens euch gepredigt,“ spricht er. Er macht ihnen die Lust zum Übertritt zu einer anderen Lehre kräftiglich vergehen, indem er im Namen Gottes den Fluch ausspricht über die, welche ja zu einem anderen Evangelio sich bekennen wollten, und den an sein Evangelium Glaubenden großen Segen verheißt. Ja er nimmt sich hier der verachteten Nazarener offen und entschieden an. Freilich nicht der Heuchler, nicht der Korp- und Maulchristen, nicht derer, die nur die Worte der Wahrheit haben, aber der Wahrheit der Worte und ihrer Kraft ermangeln, so wie auch derer nicht, die die Gnade auf Muthwillen ziehen und Christum zum Sündendiener machen. Nein, das sey ferne! Nur die wahren Kinder hat er im Auge und nicht die Bastarde; die Lauteren, die von Herzen an dem Herrn hängen und die Aechtheit ihres Glaubens in einem gottseligen Leben und in der Liebe bewähren. Diese stellt er dar als die alleinigen Gotteskinder und Erben des ewigen Lebens. Die anderen, die vermeintlich Aufgeklärten, bezeichnet er nicht bloß als die Verirrten und Verdüsterten, sondern auch als die Todeskinder, die unter dem Fluche liegen. Die Anbeter des Lammes dagegen, diese verschrienen „Pietisten“ und „Obskuranen,“ preist er als solche selig, die allein im Besitze der Wahrheit seyen und allein des himmlischen Bürgerrechts theilhaftig. Solches Urtheil aber kann es unserer Zeit befragen? Gräulich dünkt es ihr. Aber Paulus urtheilt so. Paulus also kein Mann nach dem Sinne unserer Tage.“

„Ich schließe. Was ich euch beweisen wollte; ich denke, es sey bewiesen. Ich gedachte euch zu überzeugen, wie der sogenannte Rationalismus der Neuere mit nichts das reine Christenthum sey, obwohl er gern dafür gehalten werden mag, sondern der entschiedene Abfall von demselben. Ich wollte euch darthun, wie die Opposition der modernen Aufklärung nicht, wie sie vorgibt, nur gegen diese und jene menschliche Theologie, sondern gegen Paulus, in Paulo gegen alle Apostel, in diesen gegen



Christum selbst gerichtet sey. Wenn ihr nur erst das lebendige Bewußtseyn gewonnen habt, daß der Grimm der modernen Simelektürer gegen nichts Anderes, als gegen den klaren Wortverstand der Schrift entbrannt sey: dann, denke ich, legt sich euch doch wohl in einer guten Stunde die Erwägung nahe, ob es denn in der That vernünftig und gerathen sey, die Fahne Christi und der Apostel zu verlassen und auf Worte von Leuten zu schwören, die eben nichts Anderes haben als ihr menschliches Wort und ohne göttliche Legitimation dastehen.“

Das sind die Grundgedanken der Predigt, die dann mit einer schönen Ermahnung an die Gläubigen und Ungläubigen schließt.

Diese Predigt nun durch und durch christlich wahr, klar, geordnet, besonnen und nüchtern im Ausdruck, recht geeignet zur Erbauung der Zerfallenen, Besinnung weckend, Schwankende stärkend, Gläubende erquickend — entzündete einen neuen Widerstreit: „Einige Tage nach meiner zweiten Predigt,“ sagt Krummacher in der Vorrede zu Nr. 9., „ließ nun die später auch durch die Zeitungen veröffentlichte Adresse ein, in welcher ein und vierzig Glieder der Ansgarii-Gemeinde ihre Bauherren flehentlich darum angingen: „„durch jedes ihnen zu Gebote stehende Mittel erwirken zu wollen, daß ein abermaliges Auftreten des Pastor Krummacher von Elberfeld in der Kirche zum heiligen Ansgarius, weil er unchristlich gepredigt habe, für jetzt und künftig verhütet und verhindert werden möge.““ In dem Begleitschreiben, mit welchem jenes merkwürdige Aktenstück übergeben wurde und das von zwei Bauherren unterzeichnet war, unter denen natürlich auch derjenige nicht fehlte, der für das Wohl seiner Kirche in der Woche vorher schon so treu bemüht gewesen war, hieß es unter andern: „„daß man um des lieben Friedens willen, mich nicht mehr hören wolle und daß, wenn Zuhörer aus anderen Gemeinden bei meinen Predigten die Kirche füllten, solches für die Gefinnung der Ansgarii-Gemeinde keinen Maßstab geben könne.““ — So weit Krummacher.

Es ist wirklich komisch, wie Leute in ihrer Blindheit, in der Verfinsternung ihres Geistes, Blindkuh spielen! Wir wollen zu Gott hoffen, daß die ein und vierzig Subskribenten keinen Maßstab für die Ansgarii-Gemeinde geben, sondern nur für sich selbst; denn sonst wäre es wirklich bejammernswerth. Diese ein und vierzig sind ja gerade der lebendigste Beweis für Krummacher's Thema, daß Paulus kein Mann für diese Zeit sey. Ergötzlicher noch ist es, daß diese ein und vierzig sich für christlicher als Paulum halten, daß sie als höhere Apostel besser zu wissen glauben, was christlich sey, als Paulus, ja daß sie Paulum für unchristlich erklären, da sie von Krummacher, der nichts als Pauli Wort gepredigt hat, urtheilen, er habe unchristlich gepredigt. Die verdammt sind, ewig zu lernen und doch nicht zur

Erkenntniß der Wahrheit kommen, wollen die Meister spielen, und die Meister sollen ihre Lehrburschen seyn! —

Aber, fragen wir, wie ist es möglich, daß ein und vierzig Mitglieder einer christlichen Gemeinde, die doch ihren Namen schreiben, folglich auch Deutsche Schrift lesen können, folglich auch aus der heiligen Schrift sich zu belehren vermögen, so unwissend im Christenthum seyn können, daß sie das wahrhaft Christliche als ein Unchristliches zu bezeichnen wagen? O ihr guten Einundvierziger, thut euch doch mit eurem Herrn Paniel, der es auch groß nöthig hat, zusammen zu einem Conventikel, nennt es aber anders, etwa Kränzchen oder Klubb, und nehmet Luther's Bibelübersetzung zur Hand und lest den Brief Pauli an die Römer und an die Galater, mit Demuth, mit Nachdenken, nicht als Träger und Verbreiter aller christlichen Wahrheit, sondern als Unwissende, die aber gern lernen wollen und lernet was christlich ist, und dann kommt und bittet Christum und die Apostel und Krummacher reuig um Vergebung, daß ihr in eurer Blindheit, verleitet von einem eben so Blinden, das Kreuzige! gerufen habt über das Wort des Herrn! Aber nicht bloß die ein und vierzig ziehen auf ihre Weise zu Felde, sondern auch der Dux gregis ist alterirt. Krummacher's Predigt erscheint gedruckt. Neue Riesen haben sich blicken lassen und drehen ihre gewaltigen Flügel. Und Herr Paniel, der tapfere Ritter für das wahre Christenthum, greift zu Helm, Schild und Speer und reitet gegen sie an.

[Der Herr Verf. gibt nunmehr eine ausführliche Kritik der unter Nr. 3. angeführten Paniel'schen Predigt. Da wir aber überzeugt sind, daß unsere Leser Herrn Dr. Paniel bereits hinreichend kennen, so theilen wir nur noch den Schluß dieser Kritik mit.]

Daß Herr Paniel ein Theolog wäre, oder Philosoph, oder ein Redner nach Cicero's Beschreibung: „*oratoris est proprium, apte, distincte ornatueque dicere*,“ oder ein Historiker, oder überhaupt ein Gelehrter, oder ein Denker, oder ein besonnener Mann, oder nur mit einem passablen *Judicium* begabt — davon haben wir in seinen Predigten nichts bemerken können; aber schimpfen kann er! Dieses scheint so sehr sein eigentliches Talent zu seyn, daß, wenn sein anderes Reden aus verworren zusammengestickten Redensarten besteht, er sich beim Schimpfen wirklich zu einer Art von Beredsamkeit erhebt und es aus ihm herausströmt wie ein voller Guß von oben herab aus einem Kammerfenster. Wenn also jenes Talent das eigentliche Erforderniß eines würdigen, tüchtigen, segensreich wirkenden Predigers und Seelsorgers ist, so müssen wir den Herrn Paniel für einen ausgezeichneten halten; fürchten aber, daß ein Heiligthum der Religion nicht der geeignete Ort zur Entfaltung desselben seyn dürfte.

# Evangelische Kirchen - Zeitung.

---

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

---

Neunundzwanzigster Band.

Juli bis December 1841.



---

Berlin,  
bei Ludwig Dehmitz.





# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 3. Juli.

N. 53.

## Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision der bisherigen Theorien veranlaßt durch den Aufsatz Nr. 86 ff. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift: Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein.

Die Akten scheinen mir noch nicht geschlossen — schrieb dem Verfasser des nachstehenden Aufsatzes ein Freund, als er Liebertrut's Werk über diesen Gegenstand gelesen („Der Tag des Herrn und seine Feier, Berlin 1837“). Die Frage hatte damals für uns beide besonderes Interesse, daher nahm sie auch des Verf. besondere Aufmerksamkeit in Anspruch. Damit möge man es entschuldigen, wenn er bei neuester Anregung derselben vielleicht der erste ist, der der Aufforderung folgend seine Stimme abgibt.

Indem wir dem Verf. des obengenannten Aufsatzes in seiner Vertheidigung der Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit von Verordnungen über die sogenannte Sabbathfeier am Sonntag, so wie in seiner Verwerfung halber Maßregeln vollkommen beistimmen, glauben wir jedoch von der dort in Frage stehenden Schleswig-Holsteinischen Verordnung füglich Umgang nehmen zu dürfen, mehr die seiner Beurtheilung zu Grunde liegenden allgemeinen Grundsätze in's Auge fassend. Er setzt nämlich voraus, daß das dritte Gebot im Dekalog gleich den übrigen ein rein moralisches Gesetz sey, und folgert daraus 1. daß es in der Neutestamentlichen Heilsökonomie noch seine volle Gültigkeit habe, und 2. daß demgemäß und eben deshalb eine Sabbath-Verordnung und ihre Handhabung nicht vom Staat ausgehen dürfe, sondern von der Kirche. Die Voraussetzung, worauf diese Folgerungen beruhen, wird später ihre Erledigung finden. In Beziehung auf die zweite Folgerung sagt der Verf. insonderheit (S. 689.): „Wir glauben nicht, daß eine Staatsbehörde jemals den Juden Staatsgesetze gegeben hat, und doch finden wir die Sabbathordnung bei denselben in größerer Strenge geübt, als bei den Christen, und wir glauben den Grund davon zu finden in dem Umstande, daß die jüdische Gemeinde die Entheiligung des Sabbath als eine Sünde wider Gott, und in der Bestrafung, als von ihm bestraft sich ansieht, und nur wo diese Ansicht herrscht, nur da kann und wird eine Sabbath-Verordnung ihre feste Basis, ihr Ansehen und ihre Kraft haben. Darum auch muß eine Sabbath-Verordnung von der Kirche ausgehen, und es muß klar hervortreten zum Bewußtseyn Aller, daß sie nicht eine Sache des Staats ist, dem ein Aufsichtsrecht über die Kirche ist aufgetragen worden, sondern daß sie eine Sache der Kirche selber ist, welche die Erfüllung des Gebots will um des Gebots willen. Es muß daher auch nur die Kirche bestrafen,

damit das Gesetz niemals den religiösen Charakter verliere, und die kirchlichen Strafen, wenn sie auch in weiter nichts bestehen, als in Ermahnungen, in Bitten und Zurechtweisungen, und im höchsten Grade in temporärer Excommunication von den Sakramenten, werden einer Sabbath-Verordnung mehr Würde und mehr Kraft geben, als die wohlgeübte Schaar der Polizeidiener, und als Geldbußen und anderweitige Strafen.“ In diesen drei Sätzen ist Wahres und Falsches auf bemerkenswerthe Weise gemischt. Wir geben zunächst den ersten Satz zu, müssen aber seine Anwendung durchaus für unrichtig erklären. Es liegt ihr eine Verkenntung des Unterschieds der Theokratie des A. T. von der Kirche des N. T. zu Grunde. In der Theokratie fällt Kirche und Staat nicht auseinander. Man kann also nicht sagen, daß dort von der Kirche ohne Staat die Sabbathordnung ausgegangen und von ihr gehandhabt worden. Die Folgerung ist daher schon a priori falsch; erweist sich aber auch in der Wirklichkeit als unanwendbar. Jetzt, wo Staat und Kirche auseinandergetreten sind, ohne jedoch, in ihrer richtigen Erfassung, sich gleichgültig oder feindlich gegenüber zu stehen, vielmehr in höchster Instanz zusammentreffend, zwei Anstalten Gottes, die Hand in Hand arbeiten auf zwei verschiedenen Gebieten, muß eine Anordnung, die beide Gebiete berührt, wie offenbar die Feier bestimmter Tage, auch von beiden ausgehen und gehandhabt werden; von jedem in seinem Gebiete. Wenn der Staat daher als solcher Sabbathgesetze erläßt, so ist damit die Sabbathfeier noch keineswegs als Staatssache erklärt, noch ist der Kirche ihre Wirksamkeit genommen; vielmehr hat damit der Staat nur der Sache der Kirche sich angenommen, um sie auf seinem Gebiete zu fördern.\*) Der Kirche bleibt ihre Wirksamkeit auf ihrem Gebiete ungeschmälert, und wenn diese — abgesehen von ihrer Innerlichkeit durch Predigt und Kultus &c. — nach Außen von dem Verf. selbst „auf Bitte, Ermahnung, Zurechtweisung und im höchsten Falle temporäre Excommunication von den Sakramenten“ festgestellt wird, so hat diese die Kirche zu allen Zeiten gehabt, bei den schlechtesten wie bei den besten Sonntags-Mandaten. Übt sie sie nicht, so ist es ihre, nicht des Staates Schuld. Weil aber diese Wirksamkeit nicht ausreicht — und daß sie nicht ausreicht, hat der Verf. selbst gefühlt, indem er später S. 695., damit der Tag des Herrn nicht bloß im Gottesdienst, sondern „in aller und jeder Beziehung,“ nicht bloß im Hause, sondern sogar „in Kleidern und Umgang“ offenbar werde, verlangt, daß eine Sonntagsordnung „Alles verbiete und aus

\*) Wir können es daher nicht mit dem Verf. mißbilligen, daß Sonntags-Verordnungen „aus Kraft der landesherrlichen und bischöflichen Gewalt des Königs“ erlassen werden. S. 691 f.



dem Wege räume, was dem entgegensteht" — und weil das Gebiet so gemischt ist, so hat von jeher daneben der Staat eingzugreifen sich verpflichtet gefühlt, im richtigen Bewußtseyn, wie tief diese Sache der Kirche in sein innerstes Leben selbst eingreift. Die Sabbathsache würde nur dadurch als Staatsache erscheinen, wenn die Kirche ihrer sich selbst entäußerte, ihren Beruf und ihr Recht vergäße und aufgäbe, und die Verordnungen des Staats zu ihrem Princip machte, und so das weil umkehrte, wenn sie nämlich statt zu sagen: weil der Sonntag ein christlich kirchlicher Feiertag ist, hat der Staat zu seinem Schutz Verordnungen erlassen; sagen wollte: weil der Staat die Verordnungen gibt, ist der Sonntag christlicher Feiertag.

Wenn ferner der Verf. das ausschließliche Recht, Sonntags-Verordnungen zu geben und geltend zu machen, der Kirche vindicirt aus dem Grunde, weil ein direktes Gebot Gottes vorliege, wodurch die Übertretung als Sünde gegen Gott erscheine, so geben wir doch zu bedenken, wohin diese Consequenz führen würde? Oder trifft dies nicht alle übrigen Gebote, z. B. über Mord, Ehebruch, Diebstahl etc.? Nur Eines könnte diese Übereilung mildern, wenn nämlich zwischen dem dritten und den übrigen Geboten der Unterschied geltend gemacht würde, daß jenes ein Cerimonialgesetz sey. Allein grade vom Gegentheil aus kam ja der Verf. auf diese Behauptung!

Endlich drittens, wenn das dritte Gebot so schlechthin gelten soll, daß die „Erfüllung des Gebots um des Gebots willen“ gewollt werden soll, so könnte es ja für's Erste einerlei seyn, ob es von Staat oder Kirche aufrecht erhalten würde, wenn es nur als Gebot Gottes geschützt würde. Allein für's Zweite steht dies Gebot — und namentlich dies Gebot — nicht so isolirt da, sondern steht mit dem Ganzen der (levitischen) Gesetzgebung in genauester Verbindung.\*) Gott gab nicht bloß das Sabbathgebot, sondern auch die Sabbathordnung, er hat sogar Todesstrafe auf die geringste Arbeit gesetzt. Beides ist Gottes Wort und Gebot. Wer das Eine ohne Weiteres gelten lassen will, muß sich das Andere auch gefallen lassen. Möchte der Verf. jenes Aufsatzes dies auf sich nehmen? Und wenn; was wollte er entgegnen, wenn ihm Jemand — und das mit Recht — einwürfe: das galt vom Sabbathtag, und das war der Sonnabend. Eine Consequenz berechtigt die andere. Das einmal sie verlangen, das anderemal sie verläugnen ist Inconsequenz und Willkühr! — Siehe da, in welch ein Labyrinth von Widersprüchen hat uns der Verf. Behauptung geführt! —

Halten wir nur vorläufig das fest, daß es sich nicht mehr darum handle, daß der Staat Verordnungen über die Sonntagsfeier erläßt, sondern nur wie er sie gibt, von welchem Standpunkt aus; so erscheint es natürlich, daß dieser Standpunkt ihm von der Kirche gegeben werden müsse. Insofern gehen sie allerdings von der Kirche aus, und sind von jeher von der Kirche ausgegangen. Und es möchte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß alle staatlichen Sonntags-Mandate nur der Wiederhall des kirchlichen Bewußtseyns oder Standpunkts einer Zeit

gewesen, und daß die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit derselben eben in dem Schwanke, in der Unsicherheit dieses Bewußtseyns und Standpunkts ihren Grund habe.

Was kann uns aus dem Labyrinth helfen? Nur die Erforschung und feste Bestimmung einer wahren, wahrhaft Neutestamentlichen, evangelischen Begründung des christlichen Sonntags. Dies ist das bei allen bisherigen Versuchen immer noch unbefriedigte Bedürfnis des christlichen Bewußtseyns, welches eben so wenig im Alttestamentlichen Gesetzes-Standpunkt, als in einer aller positiven göttlichen Basis entbehrenden Ansicht Befriedigung finden kann. Wenn jener dem praktischen Bedürfnis mehr zugesagt, so widerstrebt ihm im gleichen Grade das theoretische; und wenn dieses in der zweiten Ansicht mehr sich befriedigt fühlt, so verhorrescirt sie das praktische. Es sey uns erlaubt, ehe wir unseren Versuch einer Neutestamentlich-göttlichen Begründung geben, eine Revision der bisherigen Ansichten vorzunehmen, um denselben dadurch gleichsam zu motiviren. Wir werden uns in vieler Beziehung, namentlich in Betreff der älteren Ansichten, um so kürzer fassen können, als wir auf die früheren Behandlungen des Gegenstandes, und namentlich auf den im Jahre 1833 Nr. 81 ff. dieser Zeitschrift gegebenen Aufsatz verweisen dürfen.

Es scheint uns aber hiebei vor Allem nothwendig, um nicht *de lana caprina* zu streiten, die beiden Begriffe des Sabbath und des Tags des Herrn genau zu bestimmen, um einer so häufigen Vermischung und Identificirung beider zu begegnen, durch welche gleich von vorne herein der Blick getrübt wird, und deren sich auch der Verf. des fraglichen Aufsatzes schuldig macht, indem er sogar die Bezeichnung: Sonn- und Festtags-Verordnung zu mißbilligen scheint S. 683.

Die wörtliche Bedeutung von Sabbath als unbestritten übergehend, stellen wir über den Sabbath folgende Punkte fest: 1. Der Sabbath ist thatsächlich von Gott eingesetzt; ist also so sehr ein historisch gegebener Begriff, daß von einer bloß menschlichen Idee oder Anordnung gar nicht die Rede seyn kann. Denn so viel man sich auch abmühen mag, und abgemüht hat, nachzuweisen, wie der Mensch auf den Gedanken eines zu feiernden siebenten Tags gekommen, ohne Berücksichtigung, ja mit absichtlicher Umgehung der göttlichen Offenbarung, so kommt man doch nicht weiter, als auf die Beobachtung der Natureinrichtung, wodurch man aber schlechthin nur zurückgewiesen ist auf die ursprüngliche Offenbarung Gottes, als welche sich jene Natureinrichtung dem vernünftigen Beobachter erweist. „Die Woche der Schöpfung ist zugleich die Schöpfung der Woche.“ Der Herr, Schöpfer Himmels und der Erde, ruhte an diesem Tage, und heiligte ihn. Es ist der geheiligte Tag seiner Ruhe für die Menschen.

2. Der Sabbath gehört wesentlich zur Alttestamentlichen Heilsoökonomie; daher kann auch das Verhältniß des Neutestamentlichen Feiertags zu ihm nur aus dem allgemeinen Verhältniß beider begriffen werden. Zwar scheint es, als ob der Sabbath zunächst außerhalb der Alttestamentlichen Ökonomie stehe, da er vor ihr und ohne Rücksicht auf sie geschichtlich eingetreten. Allein wie er ein wesentlicher Bestandtheil der ursprünglichen Offenbarung überhaupt ist, so wird er auch ein wesentlicher Theil

\*) Vgl. Calvin, institut.



der Anstalt, die zur Trägerin und Bewahrerin dieser Offenbarung von Gott verordnet ward. Die Sabbathfeier ist mit dem ganzen Wesen und Begriff des auserwählten Volkes so wesentlich verwachsen, als der Glaube an den einigen Gott als Schöpfer Himmels und der Erde, weil sie mit dieser Offenbarung selbst zusammenfällt, ja recht eigentlich das lebendige Zeugniß dieser Offenbarung war. Die Frage nach einer vormosaïschen Sabbathfeier erledigt sich hiemit von selbst.<sup>\*)</sup> Bei der Constitution der Israelitischen Theokratie aber mußte dann dieselbe auch einen wesentlichen Bestandtheil des Gesetzes ausmachen, und zwar in derselben Fassung, die sie im dritten Gebot erhalten hat.

3. Die Gründung des Sabbaths, die Stiftung und Anordnung desselben ist keine gesetzliche, sondern eine faktische. Er ist weder durch das Gesetz erst eingesetzt, noch hat er seine Heiligkeit vom Gesetz, sondern hat beides durch ein Faktum, durch das Faktum der Vollendung der Schöpfung in der Ruhe Gottes. Durch das Gesetz wird ihm seine ursprünglich inwohnende Heiligkeit nur gesichert. So einfach diese Wahrheit ist, so wichtig ist sie für die Beurtheilung des Sabbaths und analog des christlichen Feiertags, und wird viel zu sehr gewöhnlich übersehen.

4. Der Begriff des Alttestamentlichen Sabbaths befaßt wesentlich die zwei Momente in sich, daß es ein bestimmter, durch ein Faktum bezeichneter Tag, und zwar der siebente Tag ist, und daß dieser Tag ein heiliger ist, heilig an sich darum, weil Gott selbst an diesem Tage geruhet, heilig bei den Menschen dadurch, daß auch sie von ihren Werken ruhen, und ihm ihn geweiht seyn lassen. Es ist daher die Willkühr der Auslegung, als ob im Sabbath Gottes überhaupt nur der Gedanke eines dem Herrn geheiligten Tages ausgesprochen sey unter sieben, gleichviel welches, schlechthin abzuweisen, als der ursprünglichen Offenbarung wie dem geschichtlichen Zeugniß gradezu entgegen.<sup>\*\*)</sup> Dem Begriff des Sabbaths sind die beiden Momente der Ruhe und des siebenten Tags so wesentlich, daß jede Modifikation hierin den Begriff selbst modificirt und resp. in seiner Wahrheit aufhebt.

5. Was die eigentliche Idee — der Gedanke Gottes — des Sabbaths betrifft, so muß es wohl Jedem gleich einleuchten, daß die nächste Absicht des Sabbaths, die leibliche Ruhe des Menschen von sechstägiger Arbeit, zu geringfügig erscheint für diese göttliche Anordnung; und selbst wenn man mehr das Gewicht auf die dadurch ermöglichte geistliche Ruhe legt, so bleibt doch immer noch für den, der in den Handlungen Gottes Tieferes und Umfassenderes zu erkennen gewohnt ist, etwas zurück, das ihn unbefriedigt läßt. Wollte Befriedigung gewährt dem Geiste

<sup>\*)</sup> Es ist auffallend, wie man diese einfache, nahe liegende Wahrheit außer Acht ließ, und derweilen sich mit einzelnen Stellen und Vermuthungen hin und her schlug.

<sup>\*\*)</sup> Wir wissen, daß dies die Ansicht unserer orthodoxen Dogmatiker ist; man bemerkt aber auch überall, daß dieser Recurs nur ein Nothbehelf ist, sich aus der Verlegenheit zu retten, in die man einerseits durch die Aufhebung des Gesetzes und andererseits durch die verlangte Heilighaltung des Sonntags gesetzt war.

nur die typische Auffassung der ganzen Sabbathanstalt, wie sie uns vom Hebräerbrief Cap. 4, 1—10. aufgeschlossen ist. Es ist die ewige Ruhe Gottes, oder die Ruhe in Gott, für die der Mensch mit dem Wochenwerke seines Lebens bestimmt ist, und die Gott mit seiner Ruhe am siebenten Schöpfungstage andeutete, so wie er deren Bewußtseyn oder vielmehr die Sehnsucht danach durch die Anordnung des Sabbaths für den Menschen wecken und erhalten wollte, um seiner Zeit daran anzuknüpfen. Die Erfüllung dieses Typus, der Eingang in die ewige Ruhe Gottes, welcher durch die Sünde gestört war, war einer besonderen Offenbarungsthatsache Gottes vorbehalten. So wie der Sabbath in dieser seiner tiefen typischen Bedeutung das innerste Leben des Alten Testaments ausdrückt, so geht er über sich selbst hinaus, und man kann sagen, daß seine eigentliche Idee kein Neutestamentlicher Charakter ist. Ubrigens tritt uns diese typische innere Bedeutung des Sabbaths noch besonders in der göttlichen Anordnung der Feiertage, Jahressabbathe oder Jahrwochen und des großen Jubel- oder Erlassjahres entgegen (3 Mos. 25.), wodurch der Sabbath in sich selbst über das Einzelleben hinaus gesteigert ist und Menschenalter und Generationen umfaßt; so wie in einzelnen prophetischen Aussprüchen, welche sich an den Tadel bloß äußerlichen Gottesdienstes anschließen.

6. Die Erfüllung des im Sabbath enthaltenen Typus, welcher zugleich als Ausdruck des ganzen innersten Wesens Israels gelten kann, die Realisirung der vorbedeuteten ewigen Ruhe Gottes für die Menschen, ist in Christo Jesu und seiner ganzen Heilsoffenbarung gegeben, nicht aber im christlichen Sonntag.<sup>\*)</sup> Der christliche Feiertag steht also mit dem Alttestamentlichen Sabbath in keiner unmittelbaren Gegenbeziehung, sondern nur in mittelbarer, durch die ganze Heilanstalt Jesu. Dieser letzte Punkt führt uns nun auch zur Betrachtung und Feststellung des Begriffs des christlichen Sonn- und Feiertags.

Wenn man die beiden Begriffe Sabbath und Tag des Herrn ohne Weiteres identificirt und als Synonyma behandelt, wie so oft geschieht, so ist dies entweder absichtliche Illusion, oder unbewußte Selbsttäuschung, beides aber für die richtige Einsicht störend und hinderlich. Auch der Tag des Herrn ist ein historisch gegebener Begriff. Wenn nun diese Begriffe ihrer historischen Basis entrißen und in die Allgemeinheit eines dem Herrn gewidmeten Tages aufgelöst werden, so ist freilich die Identität des Sabbaths und christlichen Sonntags alsbald hergestellt. Niemand aber wird ein solches Verfahren wissenschaftlich nennen oder billigen können. Wir suchen daher auch bei dem jetzt zu erörternden Begriff so viel als möglich auf historischer Grundlage zu fußen, indem wir folgende Punkte hervorheben.

1. Im A. T. wird der Sabbath nie und nirgends Tag des Herrn genannt; vielmehr deutet dieser Ausdruck, wo er im A. T. vorkommt, jedesmal auf den bestimmten Tag der Zu-

<sup>\*)</sup> Ἡ ἐστὶ σκιά τῶν μελλόντων, τὸ δὲ ὄμα Χριστοῦ. Coloss. 2, 17.



kunft und Erscheinung des Messias zur Erlösung oder zum Gericht. Jes. 2, 12., 13, 6. 9., Joel 1, 15., 2, 1. 2. 11., Zeph. 1, 14., Amos 5, 18. 20., Jerem. 30, 7., Mal. 4, 5., vgl. mit Jesaj 13, 13., 34, 8., Klagel. 1, 12., Zeph. 1, 15., Jesaj. 61, 2. (Act. 2, 20.), Ezech. 30, 1. 2., Jerem. 46, 10. —

2. Eben so gewiß ist, daß im N. T. (so wie auch in den ersten Zeiten der christlichen Kirche) Tag des Herrn nie den Sabbath bezeichnet, sondern der Sabbath vom Tag des Herrn eben durch diese Bezeichnung und Benennung constant unterschieden wird.

3. Der Name Tag des Herrn, wie er vom Jünger Johannes zuerst urkundlich gebraucht wird, Apok. 1, 10., und von da unmittelbar in die Kirche und den kirchlichen Sprachgebrauch überging, ist neu und eigenthümlich, und der Genitiv kann entweder objectiv oder subjektiv gefaßt werden. Im ersten Falle wäre sein Begriff, der Tag, der von den Menschen dem Herrn zu Ehren gewählt worden. In diesem Sinn konnte es von Johannes nicht gemeint seyn, denn es war solches nicht geschehen. Die Ausscheidung des Sonntags zur Weihe für den Herrn von Seiten der Menschen entwickelte sich erst später nach und nach, und auf den Grund jenes apostolischen Ausspruches und seines Grundes. Somit bleibt nur die subjektive Fassung übrig, der Tag, den sich der Herr selbst irgendwie auserwählt, geweiht hat. Wodurch? Eben dadurch, wodurch der Sabbath des A. T. entstand, durch eine göttliche That. Der Herr hatte sich diesen Tag zu seiner höchsten, das Leben des Neuen Bundes begründenden Offenbarungsthatfache ausersehen, zu seiner Auferstehung, der eigentlichen Vollendung seines Werks, Schluß des Alten, Anfang des Neuen. Man hat noch verschiedene Beziehungen dieses Tages aufgesucht; alle aber haben ihren Originalgrund in der Thatfache der Auferstehung des Herrn. Tag des Herrn heißt also Auferstehungstag des Herrn für die Menschen. So ward er auch in den ersten Jahrhunderten (bis auf den heutigen Tag) angesehen und gefeiert; jedoch der Sabbath, wenn auch nicht im Alttestamentlichen Sinn, so wie auch andere Tage neben ihm; er aber mit besonderer Auszeichnung.

So hätten wir nun wohl den Begriff des christlichen Sonntags, aber keinen bestimmten göttlichen Ausspruch, daß oder gar wie er gefeiert werden soll. Beides aber scheint, wenn es geboten wird, eine göttliche Berechtigung zu fordern. Worin liegt sie? Vom Anfang der christlichen Kirche an feierte man den Tag in der Unmittelbarkeit des christlichen Bewußtseyns nach der Analogie des Alttestamentlichen Feiertags zum feierlichen dankbaren Gedächtniß der erlangten Gnade, an welche dieser Tag insbesondere erinnerte. Von da ging die Feier des Sonntags als apostolische Tradition auf die spätere Zeit über, ohne daß sich Veranlassung fand, über das Princip genauere Untersuchung

anzustellen. \*) Sie nahm aber denselben Charakter an, den das kirchliche Leben im Mittelalter selbst annahm, den gesellschaftlichen. Diesem gegenüber drang die Reformation auf evangelische Freiheit, ohne jedoch mit dem Princip positiv in's Reine zu kommen; es blieb mehr negativ; glich sich daher mit dem Leben und der Praxis keineswegs aus. Daß es aber so nicht bleiben konnte, war natürlich. Im siebzehnten Jahrhundert begann der Principienstreit von England aus. Von der Zeit hat man es auf verschiedene Weise versucht, die Sonntagsfeier auf feste Principien nicht bloß, sondern auf göttliche Grundlage, auf göttliche Berechtigung zu gründen. Das Nächste war natürlich, unmittelbare Aussprüche Gottes in Anspruch zu nehmen, und als solcher bot sich zunächst das dritte Gebot dar, welches ja in die Gesamtheit der christlichen Lehre durch die Beibehaltung der zehn Gebote mit aufgenommen war. Man glaubte das Gebot vom Sabbath auf den Sonntag übertragen, obwohl ohne biblischen Grund. So sehr dies dem praktisch religiösen Bedürfnis überhaupt zusagte, so wenig entsprach es dem Neutestamentlichen, evangelischen Bewußtseyn. Dieser Ansicht gegenüber machte sich, den Aussprüchen der Reformatoren sich anlehnend, eine rein menschlich-kirchliche als Neutestamentliche Ansicht geltend. Sie konnte nicht zur Geltung kommen. Da suchte Mosheim eine Neutestamentlich-gesetzliche; sie hatte aber ebenfalls keinen biblischen Grund, und widersprach dem evangelischen Bewußtseyn noch mehr. So wogte Theorie und Praxis hin und her. Seit 1833 sind drei neue Theorien hinzugetreten. Indem wir nun hierüber referiren wollen, können wir uns über die früheren kürzer fassen..

Die älteste Theorie also ist die Alttestamentlich-gesetzliche oder die Übertragungstheorie, nach der der Sonntag an die Stelle des Sabbathtages getreten und daher das Gesetz für diesen auf jenen übertragen sey; eine Ansicht, welche sich weder biblisch, noch dogmenhistorisch (patristisch), \*\*) noch dogmatisch rechtfertigen läßt. Wenn man die beiden Begriffe des Sabbathes und Tags des Herrn und ihre historische Basis gebührend festhält, so ist in der That und Wirklichkeit die Übertragung, wie Mosheim bemerkt, eine Aufhebung des Sabbath. Das ist das einzig Wahre an dieser Theorie, welches aber freilich sie selbst aufhebt und vernichtet. Wir wollen uns hier auf eine weitere Erörterung um so weniger einlassen, als sie zum großen Theil nur Wiederholung des in dem Aufsatz von 1833 dieser Zeitschrift hierüber Gesagten seyn könnte.

(Fortsetzung folgt)

\*) „Non ex vi praecepti legis, sed ex institutione ecclesiae, et consuetudine populi christiani.“ Thom. Aquin.

\*\*) Die einzige Stelle, die Augustin (christl. Archäol. 1, 513.) aus Athanasius dafür anführt, spricht nur scheinbar dafür, in Wahrheit aber dagegen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 7. Juli.

N<sup>o</sup> 54.

**Anti-Strauß. Erstes Zeugniß für die christliche Wahrheit wider die alte und neue Unglaubenslehre. Von Kratander. Stuttgart, Steinkopfsche Buchh., 1841. S. 266.**

Wer heut zu Tage gegen den Teufel mit Success schreiben will, muß erst anerkennend hervorheben, daß derselbe doch eine höchst originelle, großartige Persönlichkeit sey. So ist es denn gekommen, daß diejenigen von Strauß' Gegnern, welche am glimpflichsten, so zu sagen, anständigsten mit ihm umgegangen sind, mit hochachtungsvollen Phrasen begonnen und geendet, ihm gefälligst das ganze oder halbe Terrain eingeräumt, nur bei der letzten Consequenz sich einen Gran von einem Strupel zu erlauben die Freiheit genommen haben, das allgemeine Vorurtheil, als segen sie am wissenschaftlichsten verfahren, für sich gewonnen haben. Es beruht dies auf durch und durch verkehrten Vorstellungen von theologischer Wissenschaftlichkeit. Die Theologie kann und darf sich nicht aus den abstrakten Elementen des Seyns (τὰ στοιχεῖα τοῦ κόσμου) von den logischen Mächten ein Princip anweisen lassen, wie es fällt, sondern hat in dem historisch erwiesenen, kirchlich vorhandenen, lebendig erfahrenen Seyn des heiligen Geistes ihren einigen Grund, der so wahr ist, wie das Leben, so gewiß, wie das Bewußtseyn selbst. Wenn nun jeder Philosoph im Vertrauen auf seine Menschenweisheit, ja seine Einzelweisheit die Energie hat, nach ihr Alles im Himmel und auf Erden zu gestalten, so ist die Stellung eines Theologen, der von einer Stelle in Hegel's Logik sein Urtheil über die Persönlichkeit Gottes, von der astronomisch fixirten Stellung der Erde zum Weltall seine Stellung zur Kirche, von der Conjectur dieses oder jenes Naturforschers über das primitive Leben sein Dogma über Wesen und Ziel der Menschheit, von Schlingpflanzen und Meerfagen seine Ansicht über den Geist u. s. w. abhängen läßt, wahrhaft schmachlich und in der That wahrhaft unwissenschaftlich. Wenn der absolut sittliche, der heilige Geist, wenn Christus der alleinige Grund aller theologischen Wahrheit und Wissenschaft ist, so soll die ruhigste, speciell gelehrteste Darstellung von einem Element sittlicher Weihe, geistlicher Salbung getragen seyn, so soll die wissenschaftliche Polemik allezeit, selbst wenn der Gegner auf kirchlichem Boden steht, mit Ernst auf das sittliche Motiv, die sittlichen Consequenzen hinweisen, wie es denn von ersten Theologen z. B. gegen Rothe geschehen ist. Und gegen Strauß soll die kirchliche Wissenschaft, wie die Genossen seiner Schule, so verfahren, als habe er sich im Exempel nur etwas verrechnet?

Somit hat denn der Ton, in dem die anzuzeigende Schrift gegen Strauß auftritt, sein gutes Recht. Man würde wohl

ihres Verfassers Absicht mißverstehen, wenn man dieselbe für eine streng wissenschaftliche Widerlegung Strauß' halten wollte; sie ist eben das Zeugniß eines christlichen Gemüthes gegen die neue Unglaubenslehre, welches dieselbe weder durch ein dialektisches Contromanöver, noch durch rein gelehrte Ausführungen, noch auch mit den Waffen weltlicher Bildung, sondern mit der Fülle christlicher Erfahrung, christlicher Erinnerung, christlicher Bildung, mit ernstem Aufweis der sittlichen Folgen bekämpft, nicht ohne die Hoffnung, ihren Vertreter für die Wahrheit zu gewinnen, so dieses aber nicht gelänge, „doch die Unschuldigen zu warnen, die durch ihr Gift verführt werden könnten, und den schon Vergifteten das Heilmittel anzubieten, durch welches sie der Krankheit oder dem Tode noch entrißen und wieder zur vollen Genesung gebracht werden können.“ Das erbauliche Element ist daher vorherrschend. Innerhalb dieser Beschränkung ist das Buch reich an treffenden Gedanken, schlagenden Bemerkungen, guten Reminiscenzen, so reich, daß man dem Verf. es zu einer Art Vorwurf machen könnte, seinen Reichthum nicht besser zusammengehalten, nicht taktischer vertheilt zu haben. Neben dem durch und durch ernststen Grundtone stellt sich als charakteristisch ein frischer, kecker Griff in's Leben heraus, der die Dinge stets mit dem rechten Namen bezeichnet und ohne Weiteres hineinschneidet. Ob es ihm nun gelingen wird, Strauß selbst zur Anerkennung zu bewegen, — müssen wir dahingestellt seyn lassen. Strauß widerlegen heißt ja auch nicht, ihn zur Anerkennung zwingen, sondern nur seinen Standpunkt als falsch aufweisen — und somit ihm die Anschlußpunkte im Bewußtseyn des christlichen Zeitalters abschneiden. So dies gelänge, könnte man ja Strauß das Bewußtseyn seiner Unwiderlegbarkeit und heroischen Consequenz gönnen, den Triumph, sich in den Mantel seiner einsamen logischen Herrlichkeit zu hüllen. Wir möchten daher auf den Zweck dieser Schrift, wie er in der Vorrede selbst ausgesprochen wird, gebildeten Christen überhaupt zur Stärkung, Warnung, Heilung, Belehrung gegen die Einflüsse jener Unglaubenslehre zu dienen, den Accent legen. Wer dieses in dem Büchlein sucht, wird Vieles finden. Der Verf. steht in naher Beziehung zu Württemberg, voll tiefsten Schmerzes über den furchtbaren Geist, der alles Heilige zertrümmernd durch dies Land hindurchschreitet, in den namhaftesten theologischen Persönlichkeiten seine Apostel hat, eine Jugend heranbildet, die den letzten Rest von Geist und Kraft, ja sogar von natürlichem sittlicher Tüchtigkeit aus dem Volke herausaugen muß. „Württemberg,“ ruft er S. 236. aus, „Land, gesegnet von Gott, der dir Wahrheitszeugen in alten und neuen Tagen schenkte, vergiß nicht deine Brenz und Andrae, deine Bengel und Detinger, deine Storr und Dann. Bedenke aber auch, von dir gingen eben so, jenen Kin-



dem Gottes zu vergleichen, die nach den Töchtern der Menschen schauten und Riesen an Bosheit zeugten, die berühmten Leute aus, deren Namen leider nicht unter den Streitern für Christum, sondern unter den Zerstörern genannt werden müssen: ein Paulus, ein Hegel, ein Strauß. Mache dich auf und ergreife den allerheiligsten Glauben, waffne dich mit Kraft aus der Höhe, daß es nicht von deinen Lehrern und Predigern heiße:

Einst starben viel, die leben noch,

Nun leben viel, die faulen doch!"

Den Hauptinhalt seiner Schrift lassen wir wohl am besten ihn selbst referiren. „Wir haben,“ heißt es S. 244., wo er von seinen Lesern „Abschied“ nimmt, „wir haben Titel, Borrede, Einleitung und Apologetik der Strauß'schen Glaubensleere geprüft und unter mannichfacher Bewegung des Geistes und Gemüthes unser Zeugniß dawider, unser Bekenntniß zum christlichen, ewig herrlichen, ewig neuen und die Herzen beseligenden Glauben freudig und zur Ermunterung der Freunde, zur Aufrichtung der Wankenden, zur Stärkung der Schwachen, wie wir hoffen, ausgesprochen. Es thut uns Leid, oft hart reden zu müssen, aber in Sachen von solcher Bedeutung, wofür sie der Christ nehmen muß, in Sachen der ewigen Wahrheit, da muß alle falsche Liebe zurücktreten, wenn es gilt die Rettung unsterblicher Menschen-seelen, die man zum Tode verurtheilen und eiligst zur Schlachtbank des absoluten Geistes führen will. — Als wir die machiavellistische Auflösung der Apologetik gelesen, mußten wir das Buch zur Seite legen, so entrüstet war Herz und Gefühl. — Daß die große Wahrheit, die durch die Kirche und im Einzelnen durch das Zeugniß des heiligen Geistes unumstößlich beglaubigte Thatsache der Versöhnung des Menschengeschlechts durch Jesum, den Mittler zwischen Gott und den Menschen, die einzige Hoffnung, der einzige Trost im Leben und Sterben, fest steht, das haben wir in Unrissen nach Kräften und mit Freudigkeit darzuthun gesucht; dagegen haben wir klar und wahr, unwidersprechlich und geistig siegreich nachgewiesen, wie von dem Gegner schon durch Trug des Titels angelockt, dann durch den Eirkel der Kritik und die Axiome der Lüge vorweg die Wahrheit ihres Rechtes entsezt werden wollte; wie durch falsche Consequenzen auseinander folgen und sich entwickeln sollte, was, wie Tag und Nacht geschieden ist, und sich immer abgestoßen hat; wie ferner durch jene nur auf Betäubung berechneten Schüsse die Bollwerke zum Schein zerschmettert werden sollten, die ewig dastehen, da ja nur mit Trug und List vorausgesetzt ist, was bewiesen werden mußte. Wir haben dargethan, wie es eitel Wahn ist, den ewigen lebendigen Gott zu entthronen, und den Popanz des Menschengötzen in seinem weifenlosen Sterbelieben hinaufzuheben; wie Gott und die Wunder Gottes feststehen und seine Weissagungen sich thatsächlich und noch heute erfüllen; wie seine heilige Schrift noch immer die Lebenslust athmet, deren die Menschheit bedarf, und sein Zeugniß des heiligen Geistes sich fortsetzt und bewahrheitet, und ewig fortsetzen und bewahrheiten wird, auch über alle Katastrophen hinüber und hinaus, welche die aus dem Sumpf des Un- und Wahnglaubens aufsteigenden Nebel veranlassen müssen.“

Im Einzelnen heben wir noch einige Punkte hervor, die uns besonders gelungen scheinen. Nachdem er darauf aufmerksam gemacht, wie Strauß „nicht den geringsten Beruf, noch die mindeste Befugniß und Befähigung hatte, ein Leben Jesu zu schreiben,“ fügt er sehr treffend hinzu: „Wer Muhamed's Leben wahrhaft schildern wollte, müßte von der Höhe wahrer Begeisterung herab das fanatische Hell Dunkel durchblicken und lichten, oder er würde nichts begreifen. Wer Alexander's Leben nach der Wirklichkeit schreiben will, muß die Macht jugendlichen Ehrgeizes und schwärmerischer Lusternheit erfahren und überstiegen haben. Was wird erfordert, Jesu reines heiliges Gottesleben zu malen? Kann es Jemand, der . . . . das Heiligthum der geoffenbarten Gottesliebe und das Gold der sich opfernden Menschenliebe um die Spreu der Bildung einer den Idolen des Egoismus, des Mammons zusammt dem Bauchdienste fröhnenden Zeit hingibt? Wenn der Kritiker nicht umkehrt . . . so müssen wir ihn für impotent in wahrhaft geistiger Hinsicht (wie wir nach Gottes Wort „Geist“ fassen), für aller Sinne für alles Heilige beraubt erklären.“ Die auch einem blöden wissenschaftlichen Auge offen vorliegende Unwissenschaftlichkeit des Strauß'schen Verfahrens in der Begriffsbestimmung des Christenthums nennt er nicht übel die „Rikschettschufkunst der modernen Weisheit.“ Man kann nicht leicht schlagender argumentiren gegen die dort versuchte Ableitung des Mythos von der Auferstehung aus dem Bewußtseyn des Zeitalters, als unser Verf. kurz so: „Die, welche die Idee der Auferstehung nicht zu fassen im Stande waren, haben aus der Nichtauferstehung Jesu sie erlernt und damit die Welt überwunden!“ Von dem, was wir oben als frischen glücklichen Griff in's Leben bezeichneten, ist S. 24. die Beweisführung, wie wenig diese Wissenschaft noch das Leben erprobt habe, mit folgender Schlussbemerkung: „Als ich einst mit etlichen eben nicht ganz christlichen Herren im Eilwagen Zürich zufuhr und sie sich sehr zweideutig über einen reichen Büßling ausließen und sich seine Genüsse wünschten, auch ihm sein arges Thun nicht sehr übel aufrechneten, da wollten alle meine Gründe aus Moral und Gottes Wort eben nicht viel wirken, bis ich mich an einen derselben, der sein kleines Töchterlein bei sich hatte, mit der Frage wandte: Aber wie? wenn Jemand die von Ihnen so wenig verabscheuten Grundsätze auf dies Ihr unschuldiges Kind anwenden wollte! Da waren sie sogleich umgewandelt und von der Schändlichkeit der Sache überzeugt“ — ein hinreichender Beleg. Eben so frisch ist die von Strauß intendirte „Gemeinde der Wissenden“ in ihre Elemente zerlegt. „Sie besteht 1. aus einer Anzahl von Doktoren der Theologie, und neben ihnen aus einem Schwarme von lebenden Doktoren, die auf dem neumodischen Streittrosse der Wissenschaft die Augen auf sich ziehen möchten, um vorzurücken. 2. Größer wäre die Anzahl der in die Resultate der Wissenschaft jauchzend einstimmenden Sittenlehrer des jungen Deutschlands, wenn ihnen nicht vor der Hand noch auf die Finger geklopft und ein sittlicher Ernst gezeigt worden wäre — 3. Zählen wir dazu manchen unerfahrenen Jüngling, der das Unglück hat . . . von einem stolzen Zweifler angesteckt und

seiner Unschuld und Kindlichkeit beraubt zu werden. 4. Ein Legions-Anhang von der großen Schaar derer, welche zwar ohne andere Wissenschaft als die des praktischen Atheismus, dennoch sich den Wissenden anschließen wollen, wie denn schon die fleißigsten Wirthshausgäste, unter Anderen Flucher und Schwörer, bei Erscheinung des „Lebens Jesu“ frohlockend ausriefen: Nun beweise doch Einer, daß, was sie schon lange nicht geglaubt, wirklich nicht wahr sey.“

Dies reiche hin, um Ton und Haltung der Schrift zu charakterisiren. Möge die tüchtige Gesinnung, aus der dies Zeugniß hervorgegangen, sich Freunde, noch mehr sich eben so unterschiedene Zeugen unter dem Beistande des Geistes der Wahrheit schaffen weithin im lieben Deutschen Vaterlande! A.

**Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision der bisherigen Theorien veranlaßt durch den Aufsatz Nr. 86 ff. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift: Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung für Schleswig-Holstein.**

(Fortsetzung.)

So wenig sich die Übertragungstheorie auf wissenschaftlichem Gebiete halten konnte, so sehr hatte sie, in Ermangelung besserer göttlicher Begründung, am praktischen Bedürfniß und Leben eine Stütze. Sie war ein praktisches Postulat und hatte am Gewissen seinen Advokaten. Die Gefahr aber, die auf dem praktischen Gebiete in dieser gesetzlichen Begründung lag, gottesdienstlichen Pharisaismus zu begründen, bewog den Juristen Sam. Stryk, dagegen aufzutreten und den Streit in Deutschland zu eröffnen. Allein er so wenig als vorher Spencer in England, konnte der Sache Meister werden, weil sie zwar die Alttestamentliche Basis niederrissen, aber die Neutestamentliche Basis nicht fanden. Mosheim, der diese darin zu finden glaubte, daß er eine förmliche apostolische Einsetzung, welche als Gesetz gelten sollte, behauptete, bemerkt über die beiden vorangehenden Theorien sehr richtig: „Diejenigen, welche den Sonntag der Christen durch das jüdische Gesetz des Sabbaths beschirmen, scheinen mir denen zu gleichen, welche eine Mauer von Sand und Lehm um einen Felsen ziehen, damit er nicht einstürze; und diejenigen, welche den Sonntag für eine bloß menschliche Ordnung halten, gleichen denen, welche den Felsen, an welchen ein Haus sich anlehnt, abtragen, damit das Haus von allen Seiten frei seyn möge.“ Freilich war, was Mosheim selbst für Felsen hielt, optische Täuschung, es war eine Sandlage. Einer apostolisch gesetzlichen Einsetzung des Sonntags und der Sonntagsfeier widersprach nichts mehr, als die Apostel selbst; und der Anspruch des Eusebius behielt Recht, daß es nicht die Aufgabe der Apostel war, Gesetze über Feiertage zu geben, sondern gottseliges Leben zu begründen. Eine neue Bahn, und zwar zu einer positiven Begründung im Neutestamentlichen Geiste, suchte der Verfasser des erwähnten Aufsatzes in diesen Blättern,

Jahrgang 1833, zu brechen. Die alte Übertragungstheorie fiel unter seinen Händen, wie ihm denn der Abbruch des alten Baues trefflich gelang. Nicht so der Neubau; so daß Liebekrutz nochmals von vorn zu beginnen sich berechtigt glaubte. Der Verf. nämlich beging den wesentlichen Fehler, daß er sich eben so wenig von dem Alttestamentlich-gesetzlichen Element rein hielt, sondern unter der Hand auf eben den Abweg gerieth, vor dem er warnen wollte, und so zu sagen mit der linken Hand zum Hintertürchen hereinließ, was er mit der rechten Hand zur Vordertür hinausgewiesen hatte. Er glaubte nämlich, obschon er den willkürlichen Unterschied zwischen dem Ceremoniellen und Moralischen gehörig zurückgewiesen, und ausdrücklich dargethan hatte, daß alle Stellen des A. T., welche die Abschaffung des Mosaischen Gesetzes lehren, auch die Abschaffung des Sabbaths dathun, doch des gesetzlichen Grundes nicht ganz entbehren zu können, und einem falschen Spiritualismus gegenüber an der gesetzlichen, Alttestamentlichen Grundlage unserer Sonntagsfeier festhalten zu müssen, weil kein Christ so in der evangelischen Freiheit lebe, wie es etwa von der Idee der christlichen Kirche gelte. — Der Verf. hatte sich hiebei den eigentlichen Standpunkt verrikt; da es sich ja zunächst nicht um die praktische Frage handelt, wie die Einzelnen zur Sonntagsfeier anzuhalten, sondern auf welchen göttlichen Grund sich eine Sonntagsordnung bauen lasse, und wie sich die Sonntagsfeier selbst als eine Neutestamentliche Erscheinung innerhalb der Neutestamentlichen Heilsoökonomie begründen lasse. Um den Gegensatz einigermaßen auszugleichen, wird nun zwischen dem ewigen Gehalt und der zeitlichen Einkleidung des Gesetzes unterschieden, und zum Kriterium dieser das Theokratische gemacht, welches als dem Buchstaben angehörend wegfalle, während die Idee bleibe. Allein, ist damit nicht einem neuen Spiritualismus der Weg gebahnt, der eigentlich noch gefährlicher ist, als der bekämpfte? Denn die Anwendung des Gegensatzes von Buchstaben und Geist, einmal in ihrer Berechtigung anerkannt, ist nicht wieder abzuweisen, wo sie sich auch hinwende; und es ist dann der Subjektivität heimgegeben, was als Buchstabe, was als Geist und Idee erklärt werden soll. So hebt nun der Verf. als Idee des Gebotes Gottes das bloße Heiligen hervor, so daß dies der Geist sey, der aus dem dritten Gebot des A. T. in den Neuen Bund herübergenommen werden soll. Die Willkür dieses Verfahrens ist klar; denn abgesehen davon, daß der bestimmte Tag übergangen ist, tritt ja das Heiligen im Gesetz als ein so bestimmter Begriff auf, daß er von dieser seiner Bestimmtheit nicht getrennt werden kann. Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest. Weber das Heiligen noch die Bestimmung des Sabbaths, als des siebenten Tags, ist vom und im Gesetz begründet; sondern von und in der ursprünglichen thatfächlichen Einsetzung Gottes, so daß der siebente Tag einen integrierenden Theil des Sabbathsgebots ausmacht. Ubrigens ist durch die aus dem Gesetz einseitig herübergenommene Idee des Heiligens doch in keiner Weise die Sonntagsfeier constituirt; und wenn der Sonntag keinen realen Grund (als Feiertag) in der Neutestamentlichen Ökonomie hat, so macht ihn die formelle Übertragung



eines in dieser Beziehung ganz zufälligen Gebots einer Heiligung auch nicht dazu; hat er aber einen solchen Grund, so muß er auch in eben diesem Grunde seines Seyns den Grund seiner Heiligkeit und Heiligung tragen. Allerdings ist die Heiligung eine beiden Tagen gemeinsame Idee, aber sie hat bei beiden in ihnen selber ihren Realgrund. Der Sabbath sollte von den Menschen geheiligt, d. i. heilig gehalten werden, weil er von Gott geheiligt war. Das Gebot verlangt also die Heilighaltung dessen, was heilig ist, setzt also objektive Heiligkeit voraus, nicht aber gibt es diese oder macht heilig, was es noch nicht ist. Wenn daher der Sonntag heilig gehalten werden soll subjektiv, so muß auch seine objektive Heiligkeit und der Grund dieser Heiligkeit nachgewiesen werden, sonst hat das Gebot: Du sollst den Feiertag heiligen, keinen Sinn. In der That erscheint von diesem Punkt aus jene vollständige Übertragungstheorie als ein consequenteres Verfahren, als diese ideelle; wenn überhaupt der Unterschied am Ende noch so groß ist, als er anfangs schien; und Liebetrut hat nicht ganz unrecht, wenn er in diesem Aufsatze gleichsam einen neuen Beweis selbst für die Unentbehrlichkeit der Alttestamentlichen Basis sieht, die er denn auch sofort offen vindicirt, nur von einem anderen Standpunkt ausgehend.\*)

Der Sabbath hat nämlich eine zwiefache Begründung, eine ursprüngliche, allgemeine, faktische, und eine theokratische durch's Gesetz. Wie nun die bisherige Übertragungsidee mehr von der theokratischen Gesetzesbegründung ausging, so geht Liebetrut mehr vom faktischen Einsetzungsgrunde aus, indem er in umgekehrter Weise nicht den Sabbath auf den Sonntag überträgt, sondern die Idee des Sonntags gleich in die des ursprünglichen Sabbath's hineinverlegt, und so jenen aus diesem sich entwickeln und resp. fortbilden läßt. Sein leitender Grundgedanke ist S. 13. seines oben angeführten Werks so ausgedrückt, „daß der christliche Sonntag als der göttlich geordnete Tag des Herrn, der durch die ursprüngliche Sabbathfeier Gottes nach vollendeter Schöpfung vorgebildete, durch die Sünde verworrene und verlorene, durch das Gesetz im N. B. vorbereitend geordnete und wiederhergestellte, durch den Geist der Wahrheit in der Kirche Christi zu vollendende Tag der allgemeinen, insonderheit der religiösen und kirchlichen Erquickung“ sey. Liebetrut erklärt sich auf das Bestimmteste gegen die Übertragungsidee, nach welcher der christliche Sonntag „der zu seiner christlichen Vollenbung gekommene Sabbath sey“ (S. 68.), und will vielmehr das Verhältniß einer Fortbildung finden, indem er so den Widersprüchen zu entgehen meint, in die die Ansicht

von einer Übertragung (von einer „totalen Identität,“ die Liebetrut S. 127. an die Stelle setzt, ist nirgends die Rede) verwickelt. Wir wollen sehen, wie weit ihm das gelungen.

Fassen wir zunächst, ohne über den sehr untergeordneten Standpunkt der „allgemeinen, insonderheit der religiösen und kirchlichen Erquickung“ den Liebetrut seinem Feiertage anweist, zu rechten, den Begriff der Fortbildung selbst in's Auge, so verlangt dieser eine gewisse Continuität und Wesensgleichheit; Eines muß im Anderen schon enthalten und gegeben seyn. Nun sind aber beide Tage, wie sich uns oben ihre historische Bestimmtheit ergab, grade in ihren wesentlichen Momenten so verschieden, daß in dieser Beziehung von einer Fortbildung noch weniger die Rede seyn kann, als von einer Übertragung, welche doch immer noch den Unterschied anerkennt. Es bleibt daher nichts übrig, als den Unterschied a priori zu negiren. Wie ist das möglich? Nur dadurch, daß ich entweder den Sonntag zum Sabbath oder den Sabbath zum Sonntag mache. Ersteres verwirft Liebetrut, letzteres thut er, indem er ohne Weiteres vorerst den Namen Tag des Herrn auf den Sabbath überträgt, und zwar so, als ob diese Benennung ursprünglich dem Sabbath angehöre, und von da auf den Sonntag übergegangen sey. So sagt er S. 68.: „Wie der allgemeine Sprachgebrauch der Christen den Sonntag nun gleichermaßen als den Tag des Herrn bezeichnet, so ist er auch der Tag der Ruhe, der Erquickung, der kirchliche Tag der Gemeinde des Herrn.“ Wie unbiblisch, unhistorisch und unrichtig das sey, haben wir oben bereits dargethan. Ein solcher wissenschaftlicher oder unwissenschaftlicher Gewaltstreich mußte aber doch einigermaßen motivirt werden. Dies geschieht nun dadurch, daß Liebetrut den Begriff Tag des Herrn auch von seinem eigenthümlichen Gehalt entleert und ihn in den allgemeinen Begriff des Feiertags, Tags der Ruhe und Erquickung verflüchtigt. Ist nun freilich Tag des Herrn = Tag der Ruhe = Sabbath, so ist, nach dem bekannten mathematischen Grundsatz von zwei Größen, die einer dritten gleich sind, ganz richtig Sabbath = Tag des Herrn, und aller Unterschied ist beseitigt. Und Liebetrut konnte S. 126. sagen, was er sagt: „Und so ist der Sonntag thatsächlich in der Christenheit eben das, was der Sabbath dem Volke Israel war, nämlich der Tag des Herrn im eigentlichen Sinne;“ er kann S. 67. unbedenklich von der Stelle reden, die der Tag des Herrn hier in der Kirche Christi, dort im N. B. einnimmt. Indes was hier als Resultat langer Untersuchung auftritt, hatte Liebetrut gleich an die Spitze der Untersuchung S. 9. gestellt: „es ist unlängbar, daß der Tag des Herrn thatsächlich im N. B. war und ist, was der Sabbath im A. B., nämlich Gedächtnistag des Herrn.“ Alles richtig, bis auf die Voraussetzung.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Der Verfasser des angegriffenen Aufsatzes wird zu seiner Zeit eine Wertheidigung desselben liefern.

Anmerk. des Herausg.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 10 Juli.

N<sup>o</sup> 55.

## Zur Beurtheilung der neuesten Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum und Kirchenthum.

1. Weltgegenden. Herausgegeben von Chlodwig. Mit Beiträgen von Apel, Auerbach, Bechstein, Duller, v. Gusek, Heller, Isidorus Orientalis, Richard Morning, Mügge, v. Münch, Pandira, Peters, Pückler-Muskau, Maria v. R., Nellstab, v. Sallet, L. Schefer, Seidel, M. v. W. u. f. w. Erster Jahrgang; erster Band. Osn. Cottbus, bei Meyer. 1841.

Das Verhältniß des göttlichen Geistes, der die Wiedergeburt im christlichen Sinne bewirkt, zu dem sinnlich-Schönen in Natur und Kunst (zumal sofern dieses zu einer innigeren, unmittelbareren, materiellen Aufnahme und Hingabe auffordert), bietet gewiß manche der schwierigsten Fragen der Ethik und Psychologie dar, sofern es sich darum handelt, die Gränze zu finden, wo der Genuß des Schönen zur Sünde wird, wo das Fleisch sich nicht mehr mit der Ehre begnügt, die ihm gebührt, als dem Tempel des göttlichen Geistes, sondern den Genuß selbst und dessen Gegenstände zum Gößen macht, dem es sich weihet. Diese Fragen werden zwar praktisch in jedem Christen jeden Augenblick nach eines jeden Beruf, Maß und Bedürfniß eben durch den Geist gelöst oder doch gerichtet; theoretisch aber und als Aufgabe der Lehre, der Wissenschaft werden diese Fragen noch lange alle diejenigen beschäftigen, welche nicht durch äußersten Leichtsinn oder Brutalität zu jedem ernstlicheren Nachdenken, zu jeder schärferen und tieferen Auffassung von irgend einem, zumal aber vom christlichen Standpunkte aus völlig untüchtig sind. Und so ist denn auch in unseren Tagen bei der kräftigen Anregung eines theils des christlichen Geistes, anderentheils des natürlichen Geistes aller Art, des Fleisches im weitesten Sinne, nicht zu vermeiden und noch weniger zu beklagen, daß auch diese Fragen von neuem und von allen Seiten erwogen und besprochen worden sind — daß der Streit darüber auf der ganzen weiten Bahn zwischen den beiden Extremen hin und her wogte, wovon das eine geneigt ist zu vergessen, daß eben auch dem Fleische seine Ehre gebührt, und daß die ewige und höchste Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit in ihrer freiesten Erscheinung auch die höchste Schönheit und Lieblichkeit ist, \*) während das andere ganz zu vergessen scheint, daß die

Sünde ist, und daß sie in ihrer freiesten Erscheinung ohne Zweifel auch zur Unschönheit wird. Daß diese unbedingten Extreme vorhanden sind, ist eben so wenig zu läugnen, als daß sie selten wirklich und in ihrer ganzen Schärfe und Ausschließlichkeit hervortreten. Mit einem Wort, sie sind eben nur als Extreme, als äußerste Gränzpunkte, also sehr isolirt vorhanden. Viel häufiger dagegen ist leider auf beiden Seiten die Unart den Gegner, als in solchem Extrem befangen vorzusetzen, darzustellen und zu verschreien. Zumal ist bekannt genug, bis zu welchem Grade bei denen, welche mit mehr oder weniger Beruf als Verfechter der Berechtigung des Schönen aufgetreten sind, die alberne Gewohnheit eingerissen ist, jedes Bedenken, welches vom Standpunkte der christlichen Ethik über möglicher Weise daran hafende Sünde erhoben wird, als unbedingte Feindschaft oder gänzliche Verschlossenheit gegen das Schöne darzustellen. Daß auch von der anderen Seite gelegentlich das Gebiet der Adiaphora zu sehr beschränkt worden, daß man zu oft den sehr großen und wesentlichen Unterschied zwischen Achristlichem und Antichristlichem vergessen, wollen wir denn auch nicht in Abrede stellen, obgleich in dieser Beziehung auch die Bedürfnisse des praktischen Christenthums nicht zu übersehen sind, wonach es unendlich viel mehr darauf ankommt, dem Fleische als dem Geist nicht zu viel Raum zu gestatten, und die Gefahr, das Gebiet erlaubten Genusses zu sehr zu beschränken, jedenfalls bei weitem die unerheblichere ist. Wie dem auch sey, unsere Absicht ist es nicht, hier auf diesen Streit in dem Sinne, wie er im Ganzen bisher geführt wurde, einzugehen, wo es sich doch immerhin mehr um die relative Berechtigung des Schönen in seinem Verhältniß zu und neben dem Christenthum handelte — wo man sich auf der einen Seite doch höchstens dahin verstieg, das Christenthum neben dem Kultus des Schönen, des dasselbe producirenden Genius zu ignoriren, und diesen als selbstständig und für sich den höchsten Bedürfnissen des Geistes- und Seelenlebens genügend darzustellen. Ist dies schon bedenklich genug, so ist es doch immer noch von eigentlich unbedingter, bewußter und absichtlicher Feindseligkeit gegen das Christenthum zu unterscheiden, und eben insofern finden wir in den neuesten Produkten der schönen Literatur mancherlei An-

Un bello rostro y figura  
aunque caduca y mortal  
es un traslado y señal  
de la divina hermosura  
y el que lo hermoso en el suelo  
desama y hecha por tierra,  
desechado sea del cielo  
y no le sufra la tierra.

\*) Es sey immerhin erlaubt, an die schönen Worte des edlen Cerautes zu erinnern:



zeichen, daß eine neue Krise in diesem Kampfe eingetreten ist. Nicht etwa als wenn nicht schon früher auch auf diesem Gebiete und von manchen Herren desselben Äußerungen der unterschiedensten Feindseligkeit gegen das Christenthum vorlägen; davon ist aber hier um so weniger die Rede, da die Billigkeit nicht gestattet, solche einzelne Auswüchse des bösen Geistes, der in jedem Menschen in schlimmen Stunden mehr oder weniger Raum hat, als das letzte Wort, als die Summe der Überzeugung und und ganzen Bildung der edelsten, reichsten, mächtigsten Geister unseres Volkes festzuhalten. Auch sogar die Ansicht und Gesinnung, das Streben haben wir hier nicht im Auge, welches vor und seit wenig Jahren in einem Kreise jüngerer Dichter (im weitesten Sinne) sich kund that und worin jedenfalls mehr Negatives, mehr Zweifel, und vor allen Dingen mehr Verworrenheit und Unreife herrschte, als irgend eine klare positive Absicht. Und in dieser Beziehung eben nehmen gewisse Produkte, Bestrebungen und Individuen der allerneuesten Zeit eine besondere Stellung ein, indem sich in ihnen die bestimmte, bewußte Absicht kund thut, nicht nur die christliche Erkenntniß, das christliche Leben in ihrem Bereich zu bekämpfen, zu zerstören, sondern auch geradezu eine neue Religion zu verkünden, an dessen Stelle zu setzen und für sie Proselyten zu werben. Da es in ersten Dingen nicht auf bloßen Wortstreit ankommt, so könnte es ziemlich gleichgültig seyn, ob man auch diese Richtung, wie so viele andere, mit dem Namen des Christenthums, ja vielleicht des eigentlichen und wahren Christenthums beehren möchte, oder nicht — doch ist es jedenfalls bemerkenswerth, daß man hier diesem ziemlich abgenutzten Kunstgriff mehr als früher zu entsagen geneigt scheint. Diese wenigstens in solcher Entschiedenheit auf dem Gebiet der schönen Literatur neue Erscheinung ist es, auf welche wir hier die Aufmerksamkeit der Leser zu lenken beabsichtigen. Ob die Betheiligten auch bei dieser Gelegenheit das beliebte Geschrei über Fanatismus und Unduldsamkeit u. s. w. erheben werden, kann uns vor allen Dingen sehr gleichgültig seyn; doch haben wir von dem Verstand, der Billigkeit und Weltkenntniß der meisten dieser Herren eine zu gute Meinung, als daß wir sie einer solchen trivialen Abgeschmacktheit-fähig halten sollten. Vielmehr setzen wir voraus, daß sie einsehen oder zugeben werden, daß es sich hier gar nicht mehr um die relative Berechtigung und Bedeutung des Schönen, der Kunst, der Poesie an sich und im Verhältniß zum Christenthum und anderen wichtigen Lebensfragen der Zeit handelt, sondern lediglich darum: ob das Schöne, die schöne Literatur zur Waffe in den Händen der antichristlichen Tendenzen der Zeit gemacht werden darf, ohne daß das Christenthum auch nur berechtigt seyn sollte, die Thatsache auszusprechen und in den einzelnen Fällen nachzuweisen. Wir müssen vielmehr, so lange nicht das Gegentheil erwiesen ist, annehmen, daß die Männer, die sich hier zu so kühnem Werke, wenn gleich scheinbar nur mit den Blumengewinden der Poesie, verbunden haben, deren Waffen darum nicht stumpfer sind, weil sie sie mit bunten Bändern und mancherlei Zitter ausschmücken — daß solche Kämpfer ehrenwerth genug sind, sich

den Kampf und ihre Sache zur Ehre zu rechnen, und wenn die Absicht, ja der Anfang der Feindseligkeit von ihrer Seite von den Bedrohten erkannt und aufgedeckt wird, sich nicht davon schleichen werden wie Diebe, noch sich gebehen wie ertappte Narren oder Knaben. Vielmehr muß es ihnen ein erwünschter Dienst seyn, wenn der Handschuh, den sie hinwerfen — und der darum nicht weniger Kampf bedeutet und fordert, weil er in zierlicher Sticckerei und anmuthigen Düften sich darstellt — wirklich aufgenommen wird. Diesen Dienst nun denken wir ihnen hier zu erweisen und den Dank schenken wir ihnen oben drein. Daß es dabei nicht eigentlich auf eine ästhetisch-literarische Kritik abgesehen ist, versteht sich nach dem bisher Gesagten von selbst; dennoch aber müssen wir uns in dieser Beziehung vollkommen freie Hand vorbehalten, da wir in der That nicht berechtigt sind, den Vortheil, den unsere Sache auch aus diesen schwachen Seiten unserer Gegner ziehen kann, fahren zu lassen. Sollte aber auch hier geschehen, was leider nur zu oft vorkommt, daß man unser Bestreben durch die Behauptung zu hindern oder zu lähmen suchen möchte: „es sey der Mühe gar nicht werth, die Sache so ernsthaft zu nehmen, es brauche und dürfe ein solches Gewicht den flüchtigen Blüthen der schönen Literatur gar nicht beigelegt werden,“ so müssen wir von dem Vielen und Ernstlichen, was wir dagegen zu sagen hätten, jedenfalls dies hervorheben: daß Leopold Schefer, der an der Spitze dieses Vereins, dieser Unternehmung steht, im Ganzen von der öffentlichen Meinung, so weit sie in der Tagesliteratur sich ausspricht oder gebildet wird, sehr hoch, ja unter die ersten lebenden Notabilitäten des Deutschen Parnasses (man verzeihe den altmodigen Ausdruck) gestellt wird, und daß die Ev. K. Z. selbst, indem sie früher so ausführlich über dessen Laienbrevier u. s. w. berichtete und urtheilte, diese seine Bedeutung anerkannt hat. Auf unsere eigene Meinung über diesen Punkt kommt es begreiflich gar nicht an, sobald eine solche Thatsache auf dem Gebiet der öffentlichen Meinung feststeht, von welcher der Umfang und die Kraft der Einwirkung der Dinge für den Augenblick viel mehr abhängt, als von deren wirklichem Werth, wie ihn das unbefangene Urtheil erst allmählig festzustellen pflegt. Was die übrigen auf dem Titel genannten Theilnehmer betrifft, so sind sie uns wenigstens, meistens, theils ganz unbekannt, theils sind es jedenfalls nur Helden des dritten, vierten und fünften Ranges — sogar nach dem Maße, wie nun Sterbliche sind!“ — Und obgleich die Erfahrung der letzten Zeit zur Genüge lehrt, wie leicht große Autoren über Nacht aus dem Ei kriechen, um am folgenden Morgen von dieser oder jener Coterie so lange und so unbefangen angepriesen zu werden, bis das gute Publikum gläubig mit einstimmt, obgleich wir also geneigt genug sind, auch in diesem Laiche die Embryonen künftiger Größe zu verehren, der schon verstorbenen und mumificirten nicht zu gedenken, so müßte es uns doch vorläufig befremden, daß L. Schefer sich zu einer societät leonina in diesem Sinne hat hergeben mögen, wenn wir nicht eben auch daraus schließen dürfen, daß es ihm und seinen Genossen hier nicht sowohl um poetische Ehre, als um

den praktischen Zweck des Kampfes gegen das Christenthum und des Sieges einer neuen Religion zu thun ist. Doch zur Sache!

Zunächst nun können wir es uns nicht versagen, das Gedicht, womit L. Schefer das neue Unternehmen einleitet, ganz mitzutheilen, weil darin die wirkliche Tendenz, der Geist desselben sich wenn auch in würdiger und mildester Weise, doch deutlich genug ausspricht für Jeden, der auch zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Auch der Titel der neuen Zeitschrift, den man sonst nur für eine der vielen todten Früchte der Anstrengungen des literarischen Industrialismus halten könnte, durch pikante phantastische oder scheinbar bedeutsame Etiketten ihrer mittelmäßigen oder schlechten Waare Abnehmer zu verschaffen, dürfte dadurch einigermaßen verständlich werden — wenigstens so weit es dabei auf die Idee, die Absicht ankommt, welche freilich, wie wir auch hier sehen, noch lange nicht hinreicht, einen pompösen Titel zu rechtfertigen und die Ausführung eben durch den Gegensatz vor dem Präjudiz der Lächerlichkeit zu schützen.

### Offener Gruß.

Und wiederum geschehen Wunderzeichen:

Der Ararat stürzt ein . . . ward Noah's Grab,  
Wenn er noch in dem Kasten saß, dem weichen!  
Die Sonn' hat Flecken, wie ein weißer Rab',  
Wiel Erden groß; leis' flüster's in den Reichen,  
Und Kön'ge, Königinnen danken ab;  
Vor Schrecken fährt der Franke in die Waffen  
Und ganze Schaaren stehn nach Neuem gaffen.

Soraz hat Menschen: Federn abgesprochen —  
Doch fliegen sie! weit über Land und See!  
Des Himmels Erzgewölbe ist zerbrochen,  
Groß schaut der Mensch froh in die offene Hölh!  
Kein Bonze darf auf alte Dummheit pochen,  
Es ist besiegt, verwirrter Zeiten Weh;  
Und der sie lang gefesselt die Geschehe,  
Napoleon kommt als Todtenstaub zurücke.

Und Kinder kommen jetzt mit allen Zähnen  
Schon auf die Welt; die Taube wird Spion;  
Der Starke spielt mit Tigern und Hyänen,  
Der Großtück selbst gibt Constitution  
Den Türken; du, Erkenntniß-Baum, gibst Spähne;  
Die Mäuse spinnen Woll' um Tagelohn,  
Wir aber sind viel besser als viel Mäuse  
Und jeder Schnecke wächst noch ihr Gehäuse.

Doch Uns — Uns gelten keine Wunderzeichen,  
Uns gilt der Thor nicht, gilt die Thorheit nicht,  
Gespenster mögen nahen und entweichen,  
Sie fließen in ihr Nichts an unsrem Licht,  
Am Milben wußt der Zornige erblicken,  
Wir sehn die Welt mit ruhigem Gesicht;  
Uns gilt es gleich, ob Andere mit Verlangen  
Fern pilgern, um zum Fußstuh zu gelangen.

Uns gilt es gleich: wem Kybrons (sic!) Bach gehöre —  
Der kaum ein Schaf mehr tränkt. Uns gilt es gleich:  
Ob China's Kaiser ganze Götterhöre  
Nur durch Kalenderspruch ernennet im Reich;  
Uns gilt es gleich, ob Froschvolk sich verschwöre  
Zum Untergang des Reichs — ihr Todesreich!  
Das sind nur Wolken, in besess'ner Seele,  
Die Wind verjagt, wie Samum selbst Kameele!

Uns gilt der Tropfen Wasser mehr als Wellen!  
Uns gilt der Geist nur, gilt das Werk: Natur,  
Uns gilt: des Geistes Tiefen aufzuhellen  
Um rein zu wandeln auf der Mutter Spur;  
Und ihr Gesetz dereinst ihr hinzustellen  
Als Buch, als Lehr' an alle Creatur,  
Die frohe Botschaft dieser Welt zu geben  
Das ist der Deutschen Thun und höchstes Leben.

Nur Archimedes Wort ist uns're Bitte:  
„Stört uns're Geisterkreise nicht!“ sey's Knecht,  
Sei's Herr, so Feind, wie Freund in unsrer Mitte,  
(Der Unduldsame nur ist dumm und schlecht)  
Ja sey's ein Volk von Feinden! Uns're Hütte  
Beschützen wir mit jüngstbewies'nem Recht.  
Die Gleichheit nicht — die Ungleichheit soll leben,  
Ihr, nöthig, hat die Freiheit Gott gegeben.

So, ruhig-kraftvoll auf Euch selbst gegründet  
Laßt uns vergang'ne Völker scharf beschau'n,  
Wie sich die Wahrheit überall entzündet,  
Wie flehig jetzt die Geister an ihr bau'n;  
Mit os'nem Wort, iren wie das Herz empfindet  
Sprecht! — Hört aus allen „Gegenden der Welt!“  
Mit Liebe Allem was da lebt gewogen  
Und Haß dem Irthum! Allem was erlogen!

Nur keine Furcht vor allen Teufelschaaren!  
Was alle Guten still geträumt, erdacht,  
Gewünscht vor hundert, nur vor fünfzig Jahren,  
Das ist um uns geworden und gewacht!  
Und was da künftig soll sich offenbaren,  
Das denkt der Gute heut in stiller Nacht,  
Und das, was heut die Guten alle wollen  
Wird Werk! Wird als Geschichte sich entrollen.  
(Fortsetzung folgt.)

**Evangelische Begründung der Sonntagsfeier,  
nebst einer Revision der bisherigen Theo-  
rien veranlaßt durch den Aufsat Nr. 86 ff.  
des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift:  
Die neue Sonn- und Festtags-Verordnung  
für Schleswig-Holstein.**

(Fortsetzung.)

Wir sehen, daß der Fortbildungsbegriff Liebetrut's auf falschen Prämissen beruht. Betrachten wir aber die gegebene Er-



klärung dieser Fortbildungsidee selbst genauer, so erscheint sie nicht minder haltlos. Der christliche Sonntag, sagt Liebetrut, ist der göttlich geordnete (verordnete), durch die ursprüngliche Sabbathfeier Gottes vorgebildete, durch die Sünde verlorene und verworrene, durch das Gesetz im A. B. vorbereitend geordnete und wiederhergestellte, durch den Geist der Wahrheit in der Kirche Christi zu vollendende Tag des Herrn. Also mit anderen Worten: Gott hat bei seiner ursprünglichen Einsetzung des Sabbaths eigentlich den christlichen Sonntag im Sinne gehabt; hat aber doch den Sabbath dafür eingesetzt. Man begreift freilich nicht warum? Oder ist dieser nur durch die Verwirrung der Sünde erzeugt worden? Was soll das heißen: der von Gott geordnete, durch die Sabbathruhe Gottes vorgebildete christliche Sonntag ist durch die Sünde verloren und verworren worden? Geben wir der Sache die unschuldigste Deutung, nämlich daß durch die Sünde die Idee Gottes ihrer eigentlichen Bedeutung und Absicht nach (nämlich den christlichen Sonntag vorzubilden) verloren ging. Allein dann soll ja das Verlorene und Verworrene „durch das Gesetz geordnet und wiederhergestellt“ worden seyn, und das Christenthum soll das so im Gesetz Geordnete „vollenden.“ Und doch ist gerade das Gesetz es, welches den Sabbath in seinem strengsten Gegensatz gegen die christliche Sonntagsfeier festgestellt und fixirt hat, nachdem er vorher (wie Liebetrut selbst behauptet) traditionell bestanden hatte unmittelbar vom Paradies an! Und nun soll das Christenthum das im Gesetz Geordnete (also den Sabbath) vollenden. Der christliche Sonntag ist also die Vollendung des Sabbaths. Und so wäre denn grade das, was Liebetrut S. 68. als Übertragungsidee verworfen (nämlich „der zu seiner christlichen Vollendung gekommene Sabbath“) das überraschende Resultat seiner eigenen Forschung. Damit dies aber nicht als von uns bloß hineingetragen erscheine, mögen seine eigenen Worte zeugen, wenn er S. 127. behauptet, daß „die Tage (des Herrn) der vorbereitenden Ökonomie in denen der christlichen nicht weniger ihre Vollendung als ihre Auflösung finden;“ ja S. 130.: daß „die Idee des Sonntags nur die christlich vollendete des Sabbaths“ sey. — So erscheint in der That die Liebetrutsche Fortbildungstheorie nur als die bessere Begründung der Übertragungstheorie.

Den größten Schein für seine Ansicht gewinnt übrigens Liebetrut dadurch, daß er die beiden in Frage stehenden Tage so mit den beiden Heilsökonomien in Verbindung setzt, daß sie gleichsam der Typus beider sind, folglich auch sich zu einander verhalten müssen, wie jene selbst, nämlich wie Vorbereitung oder Verheißung und Erfüllung. So sagt er S. 130.: „Wie die Gottesoffenbarung in der Schöpfung sich in der Erlösung und Heiligung nur fortsetzt und vollendet, so ist auch die Idee des Sonntags nur die christlich vollendete des Sabbaths.“ Aber

auch hierin können wir nur eine *consequentiam fallaciae* erblicken. Die Gottesoffenbarung setzt sich allerdings in der Erlösung fort, aber die Erlösung ist nicht Fortsetzung, Fortbildung und Vollendung der Schöpfung. Die Erlösung ist eine neue, durch einen in die Schöpfung gebrachten Bruch und Abfall veranlaßte eigenthümliche Offenbarung Gottes, innerhalb welcher sich A. und N. T. als Verhältnisse der Verheißung oder Vorbereitung und Erfüllung begegnen, deren Correlata Gesetz und Evangelium sind. So wenig nun das Gesetz als die Grundlage der Alttestamentlichen vorbereitenden Ökonomie auf die Ökonomie der Erfüllung übergeng, jene vielmehr in dieser Beziehung die Ökonomie der Knechtschaft, diese die der Freiheit ist, so wenig hat das Sabbathgesetz als solches mit dem christlichen Sonntag zu thun. Nehmen wir nun auch die beiden Tage als Typen des Alttestamentlichen und Neutestamentlichen Lebens an, so ist damit eben nur ihre große Verschiedenheit bezeichnet. Und, wie wir bereits oben angeführt haben, nicht der Sonntag ist die Erfüllung der typischen Bedeutung des Sabbaths, sondern Christus, so daß beide in keiner unmittelbaren, sondern in einer mittelbaren Beziehung stehen. Das richtige Verhältniß ist vielmehr dies, daß das N. T. die Erfüllung des A. ist, mit der Erfüllung aber die Vorbereitung aufgehört hat. Der christliche Sonntag ist daher in dieser seiner wesentlichen Beziehung zu Christo oder zur Erfüllung der Verheißung ein Zeugniß dieser Erfüllung, und als dieses ein thatsächliches fortdauerndes Zeugniß der Abschaffung des Sabbaths. Und in dieser negativen Beziehung haben alle jene starken Aussprüche der Reformatoren gegen Moses (vgl. den Auff. 1833. S. 648 ff.) ihre Wahrheit. Zur apostolischen Bekräftigung des Gesagten verweisen wir auf Röm. 14, 5., Gal. 4, 9—11. und Col. 2, 16. Auf die Wichtigkeit der letzten Stelle haben wir bereits oben aufmerksam gemacht. Wenn Liebetrut diesen Stellen dadurch ausweichen zu können glaubt, daß er behauptet, der Apostel polemisiere nicht sowohl gegen den Sabbath, als gegen mystisch asketische Irrlehrer, so widerspricht einer solchen Behauptung nichts mehr, als der deutliche Buchstabe des Textes. Auf die sogenannt wissenschaftliche Begründung der Idee der Tage des Herrn aus kosmologischen, anthropologischen, physischen und metaphysischen Gründen, nach welcher sich als „leitende Idee des Tags des Herrn“ S. 200. herausstellt: „das Leben überhaupt in seinem naturgemäßen Wechsel der Wirksamkeit und Ruhe zu ordnen und fortzubilden,“ wollen wir nicht weiter eingehen, weil sie überhaupt nur die Idee eines in gewisser Zeit wiederkehrenden Ruhetags betrifft, aber mit der specifischen Frage nach dem Tag des Herrn, nach dem christlichen Sonntag nichts zu thun hat.

(Fortsetzung folgt)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 14. Juli.

N<sup>o</sup> 56.

## Zur Beurtheilung der neuesten Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum und Kirchenthum.

(Fortsetzung.)

Ein ausführlicher kritisch-exegetischer Commentar zu diesem Gedichte de rebus omnibus et quibusdam aliis, sey es vom christlichen, sey es vom logischen, philosophischen, historischen, naturhistorischen oder ästhetischen Standpunkt, würde begreiflich hier viel zu weit führen, und bedarf es dessen um so weniger, da theils der Kundige ohnehin schon weiß, woran er ist, theils auch dem Stumpfsinnigsten in den folgenden Beiträgen das Verhältniß eröffnet wird. Nur in Beziehung auf einen Punkt sey uns eine Bemerkung gestattet, insofern nämlich, auch wenn wir dem Standpunkt des Dichters irgend eine höhere Bedeutung und Berechtigung zugestehen wollten, er sich dieser selbst durch eine gleichviel, ob bewußte oder unbewußte) Lüge verlustig macht; ja sofern diese Lüge am Ende doch wesentlich mit jenem Standpunkt selbst zusammenhängt, zeigt sich schon darin dessen sittliche und geistige Nichtigkeit. Wir meinen den Schein gänzlicher Harmlosigkeit, Friedsamkeit und Duldsamkeit, das Präjudiz bloß beschaulicher, genießender, quietistischer Haltung, welche die hier in die Schranken tretende Schaar durch ihren Herold und Führer zu vindiciren sucht. Ist es denn doch nicht möglich von unsern Gegnern zu erlangen, daß sie der Wahrheit, welche die einzige Bedingung und Grundlage des endlichen Friedens, des Preises und Ziels alles Kampfes ist, wenigstens so weit die Ehre geben, daß sie mitten im Kampfe nicht immer thun, als wenn jedenfalls von ihrer Seite Alles Friede und Ruhe wäre? Ist denn der Vortheil dieser Art von Heuchelei wirklich so bedeutend, ist die Zahl derer, die sich dadurch täuschen lassen, wirklich so groß, daß es sich der Mühe lohnt, sie immer wieder aufzuwärmen, auch wenn man durch die Natur, durch den Zwang der Sache immer wieder genöthigt ist, sich gleich selbst Lügen zu strafen? Oder sind die Herren wirklich so beschränkten Geistes, ermangeln sie so aller historischen Kunde, daß sie nicht wissen sollten, daß jede geistige Richtung, sobald sie als Lehre auftritt, nach einem Körper, nach einer Stellung, nach Ausdehnung in Zeit und Raum strebt, und über kurz oder lang dahin kommt, mit anderen heterogenen Geistesrichtungen und Lehren um die Gränzen dieser Stellung mit Waffen des Fleisches zu kämpfen, weil der Eine nicht sehen kann wo der Andere steht? Glauben sie wirklich, daß irgend eine Partei bona fide nichts verlangt, nichts verlangen kann: als in ihren geistigen Kreisen nicht gestört zu werden? Oder begreifen sie nicht, daß in diesem Verlangen, sofern es irgend Sinn hat, eben alles Andere liegt, daß

alles Andere, was allezeit zum Kampfe der durch Parteien getragenen Geistesrichtungen gehört hat, daraus hervorgeht? Die letzte Stange, worin die praktischen Resultate der dem Dichter wohlverwandten Geistesrichtungen seit hundert oder fünfzig Jahren belobt werden, würde schon hinreichen zu beweisen, daß diese seinem Erkenntnißvermögen so nachtheiligen Voraussetzungen ungegründet sind; aber woran liegt es denn? Oder sollen wir erst noch nachweisen, daß der Dichter (wie jeder andere auch) unter den „Guten“ eben diejenigen versteht, die ungefähr seiner Ansicht sind — daß er den „verhassten Irrthum“ in den Ansichten seiner Gegner sieht? Oder bedarf es auch nur einer Erinnerung, daß eben deshalb die „Liebe,“ mit der er und seine Genossen „Allem, was da lebt, gewogen“ zu seyn versichert, nichts ist als eine sentimentale Phrase, sofern nämlich darin eine Bürgschaft gegen alle Wirkungen des gleich darauf verkündeten Hasses liegen soll? Oder sollte ein so geistreicher Mann uns auf die triviale Unterscheidung zwischen der Lüge und dem Lügner, dem Irrthum und dem Irrenden vertrusten wollen? Sollten wirklich sogar die so übel angestrichenen Bongen im Vertrauen auf solche Disinktionen sich den Wirkungen jener Liebe geruhig hingeben können? Oder wissen wir nicht Alle, was die Herren unter „alter Dummheit,“ unter „verwirrter Zeiten Weh“ und „Gespensiern“ verstehen? Nach alledem brauchen wir wahrlich mit dem Dichter nicht weiter zu rechten wenn er sagt: „der Unduldsame nur ist dumm und schlecht.“ Wir wissen, daß das ihn und die Seinen grade so viel oder wenig angeht, als uns und irgend wen sonst. Inwiefern aber die Art von Spekulation, welche die Vortheile der unduldsamsten Kriegsführung mit den Vortheilen zu verbinden sucht, welche der Schein der Friedfertigkeit, der über allen Gegensätzen stehenden Duldsamkeit gewährt — inwiefern diese mehr im Gebiet der Dummheit oder Schlechtigkeit liegt, brauchen wir hier nicht weiter zu untersuchen. Betrachten wir vielmehr, inwiefern der Dichter und seine Genossen in der vorliegenden Aufstellung ihrer poetischen und prosaischen Kriegsvölker dem vorausgesandten Feldzeichen und Heroldsgruß Ehre machen?

Was nun zunächst die ästhetische Bedeutung dieser Produkte betrifft, so ist schon von Anderen, deren Urtheil die Betheiligten keinen Grund haben als ein durch Parteistellung befangenes zu perhorresciren, ausgesprochen, daß auch die besseren Gaben sich kaum über das Mittelgut der jüngeren Literatur erheben, und man könnte insofern wirklich fragen: ob es sich denn der Mühe lohnte, eine Sammlung mittelmäßiger Dugendgedichte (von Scherer, Morning, Maria v. R., Beckstein), Reiseerinnerungen in der bekannten kokettirenden geistreich-sentimental schillernden Manier (Pandira's Wallfahrt zu Petrarca's Grab), No-



vellen (der Einsame von Gusek) und Erzählungen (die göttliche Komödie in Rom von Scherer) unter dem pompösen Titel von Weltgegenden und mit einem in gewissem Sinne so viel sagenden Vorwort, wie jener offene Gruß, beim Publikum einzuführen? Diese Seite der Sache lassen wir jedoch auf sich beruhen, um zu zeigen, daß auch diese in Farbe, Duft und Bildung sehr wenig ausgezeichneten, ja recht eigentlich gemachten Blumen, dennoch durch Gefinnung, Ansicht und Absicht jener Ankündigung allerdings meistens nicht unwürdig sind. Greifen wir heraus, was uns beim Durchblättern grade auffällt, so finden wir gleich unter den ganz niedlichen Gedichten jener Maria v. N. ein Fabelchen, an dessen Schluß der armen Mücke, welche sich aus dem kalten Thale nach der glänzenden Spitze des Bligableiters sehnt, mit gerechtem Spotte von dem Schwarm die Lehre gegeben wird: „Thor mit deinem schönen Gotte, 's ist nur glänzend kaltes Erz!“ So meint Pandira (um bei der Stange zu bleiben) ohne Zweifel sehr weise und tief zu seyn, wenn er sagt: „Es, das große Es, hatte die Nacht gedonnert u. s. w.“ oder wenn er bei Gelegenheit von Cicero's zweitem de amicitia wünscht: „alle Bücher sollten so auf einmal wieder verschwinden, damit die Menschen, ungegängelt von nicht mehr passenden Geistern, von frischem lebten! Nun das Neue, Zukünftige! u. s. w.“ Doch sind wir weit entfernt, deshalb für unsere Bibliotheken das Schicksal der Alexandrinischen durch seine und Seinesgleichen Hand zu befürchten — damit doch unter anderen Büchern auch das Buch mit verbrenne, was man eigentlich meint! Sie werden sich nicht leicht schwärzen, oder gar brennen mögen. Das sind nur Blasen, welche das mit Stick- und Kohlenstoff geschwängerte Wasser der geistreichen Eitelkeit, oder eiteln Geistreichigkeit treibt. Handgreiflicher wird der Geist, der in diesen Weltgegenden regiert, schon in dem „Schnee“ von N. Morning, der in der That nur durch sein (wie es scheint) pseudonymes Auftreten beweist, daß er nicht aller Scham vor einem wenigstens namenschriftlichen Publikum entfremdet ist.

Sehen die Kindelein  
Den Schnee vom Himmel schnein,  
Spricht eins zum andern: „Wie zart und kraus!  
Der Herrgott schüttelt sein Bettlein aus!

Das sagen die Kindelein —  
So muß es wahr wohl seyn!  
Aber, lieber, bester Herrgott, warum nur? warum?  
Thät'st du's nicht oben — ich fand' es dumm! u. s. w.

Aber nun hab' ich's, ich hab's,  
Ein guter Geist mir gab's!  
Es ist ja vor Weihnacht! O selige Ruh,  
Da bringst Du die Mächte auf Erden zu!

Beim zarten Jungfräulein  
Rehst Du allnächtlich ein!  
Da machst Du's denn wie ein reisender Brite!  
Und bringst Dir selber Dein Bettlein mir.

Und schüttelst den Himmelsstaum  
In Deinen Erdentraum,  
Und ruhst nun in Deiner Maria Arm  
So erdenfelig, so himmelswarm! u. s. w.

Eines Commentars bedarf es hier nicht; aber auch wahrlich keines Beweises, daß wer die giftigen verborgenen Abscesse und Fistelgänge der Zeit erkennen und Andern zeigen will, ob etwa und wie weit Heilung oder doch Verhinderung weiterer Ansteckung möglich, sich nicht scheuen darf, auch solchen Unrath anzugreifen. Nach einer solchen Probe aber können wir uns mit unerheblicherem Analogon auf diesem Felde nicht weiter befassen, sondern gehen zu der Hauptsache, dem Kern, der *pièce de resistance* an dieser dem Zeitgeist im Sinne dieser Köche zugerüsteten Tafel über — zu der göttlichen Komödie in Rom von L. Scherer. \*) Was den ästhetischen Werth dieser Erzählung betrifft, so gehört sie ohne Zweifel zu dem Schwächsten, was L. Scherer geschrieben hat. Des Mangels an durchgeführter lebendiger Wahrheit der Individuen und Situationen nach gegebenen Lokalitäten und Zeiten, des Phantastischen, Willkürlichen, Gemachten, Übertriebenen, Verzerrten, ja völlig abgeschmackten und Geschmacklosen — des Trivialen, ja Sinnlosen mit dem Anspruch und unter dem Schein tiefer Weisheit und Gemüthlichkeit findet sich hier ohne allen Vergleich mehr als in seinen früheren Produkten, und der Styl ist oft bis zur Unerträglichkeit maniviert. Diese Schwächen lassen sich zum Theil ohne Zweifel eben aus dem erklären, was der Verf. für die Stärken seiner Arbeit halten mag — durch die praktische, didaktische Intention. Wer im neunzehnten Jahrhundert Menschen und Zustände des sechzehnten nur zu Behelfen brauchen will, um seinem Haß gegen Christenthum und christliche Kirche Luft zu machen und seinen verworrenen Pantheismus dem geistesverwandten Publikum zu empfehlen und darzulegen, der wird schwerlich eine auch nur erträgliche historische Novelle zu Stande bringen — und das soll doch diese göttliche Komödie seyn. Der Held derselben ist der bekannte combinirte Naturphilosoph Giordano Bruno und dessen Gefangennehmung in Venedig, dessen Gefangenschaft, Prozeß und Hinrichtung als Keger in Rom (1600) bilden ihren Hauptstoff, dessen weitere Ausschmückung und Ausspinnung der Leser dort nachsehen mag, wenn er unser obiges Urtheil etwa für befangen halten sollte.

Was nun aber die Seite der Sache betrifft, auf die es uns hauptsächlich ankommt, so ist zunächst das Bestreben handgreiflich, jenen Philosophen, oder vielmehr die Ansichten und Gefinnungen, die der Verf. ihm (gleichviel ob mit oder ohne historische Wahrheit) unterfährt, den Römisch-Katholischen Ansichten, Gefinnungen, Thaten und Zuständen gegenüber zu verherrlichen und diese unbedingt als ein dem verdienten Untergang unauf-

\*) Welcher Geist auf einem anderen Gebiet in diesen Weltgegenden regiert, läßt sich vielleicht aus einem Gedicht von Beckstein entnehmen, wo ganz im Geiste der politischen Verwirrung der Zeit „ein Attentat“ als eine Großthat und alle zu deren Bestrafung verhängten Maßregeln als teuflische Grausamkeiten dargestellt werden.

haltsam entgegengehendes Reich der Finsterniß und Sünde darzustellen. Inwiefern dieses Bestreben in dieser Unbedingtheit und Ausdehnung von irgend einem Standpunkte aus nach dem Maße und den Forderungen der Geschichte, der Philosophie, der gewöhnlichsten bona fides und Billigkeit, des gesunden Menschenverstandes, geschweige denn christlicher Sittlichkeit zu rechtfertigen — ob wirklich durch eine möglichst kraße Schilderung inquisitorischer Gräuelt, durch wiederholte Hinweisungen auf die Pariser Bluthochzeit und ähnliche Dinge, ohne irgend die unvermeidlichen Leiden eines solchen Kampfes, die Berechtigung und Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung auf beiden Seiten, die Unmöglichkeit, diese vom Angriff zu trennen, zu bedenken, und ohne daß irgend einer guten, großen oder auch nur unschädlichen Seite des Katholicismus irgendwie erwähnt würde — ob durch solche und ähnliche Künste auch nur die wünschenswerthe Lösung der schwebenden Streitfragen hinsichtlich des Katholicismus gefördert werde, lassen wir hier auf sich beruhen. Daß aber ein solches Verfahren auch gegen solche Gegner grade bei dem Verf. und seinen Jüngern und Genossen neben dem heuchlerischen Schein von überlegener Milde und Unbefangenheit, den sie zur Schau tragen, ganz besonders gehässig ist, wird Jeder leicht fühlen. Doch es handelt sich hier um ganz andere Dinge, als um die relative Berechtigung des Römischen Katholicismus. Um es gleich mit einem Worte zu sagen, dieses ist nur der Vorwand, unter dem man das Christenthum selbst in seinen Grundlagen, die christliche Kirche in allen ihren Verzweigungen zu bekämpfen, zu verderben gedenkt; und so unglaublich es klingt — der Verf. schämt sich des elenden Kunstgriffes nicht, Inquisitions-scenen, welche auf die Erschütterung der derbsten Leihbibliotheksnerven berechnet scheinen, als Gravamina gegen das Christenthum, gegen die Kirche in jedem Sinne zu mißbrauchen. Daß dies nicht so gradezu geschieht, daß solche Dinge nicht unmittelbar und ohne Weiteres z. B. auch der Reformation und den aus ihr hervorgegangenen Kirchen zur Verantwortung gelegt werden (obgleich ja auch hier die Einrichtung Servet's einen bequemen und nicht unbenuzt gelassenen Anknüpfungspunkt gibt), versteht sich freilich von selbst. So weit sind wir noch nicht und dazu sind die Herren zu klug. Daß auch solche Phrasen nicht fehlen, welche als begeisterte Anerkennung der Heroen der Reformation klingen, kann auch nicht befremden oder irre machen — dergleichen ist man längst gewohnt. Daß aber dennoch jene Absicht bei der ganzen Ausführung des gegebenen Stoffs zu Grunde liegt, ergibt sich nicht bloß mittelbar und negativ daraus, daß in dem Geist, der eben durch die Fälschung des Katholicismus verherrlicht, und als der wahre Erlöser und Herr der Welt dargestellt werden soll, keine Spur vom Christenthum mehr ist; sondern es wird auch deutlich genug gesagt, daß dieser Geist selbst, wie er hier aus Bruno und seinen Jüngern spricht, keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem katholischen und protestantischen Kirchenthum und Christenthum macht. Alle beiden — überhaupt aller Glauben an die allbekannten Grundwahrheiten und Thatfachen des Christenthums ist ihm im besten und seltensten Fall Frucht der tiefsten geistigen Beschränktheit, im häufigsten Fall nur mehr oder

weniger bewusster und absichtlicher Betrug und Heuchelei zu selbstsüchtigen Zwecken der Priester — Alles, was geschehen ist oder geschehen kann zur Erhaltung und Verbreitung dieser Schätze und Geheimnisse des Reichs Gottes, zur Vertheidigung derselben gegen Angriffe irgend einer Art, ist Fanatismus, Geistesunterdrückung, Tyrannei. Und damit man den Verf. ja nicht mißversteht, läßt er einen seiner Wortführer eine Schilderung der angeblichen drei Stationen des Priesterthums zu allen Zeiten ausdrücklich mit Hinweisung auf die Reformation entwerfen und zum Schlusse sagen: „ich nenne sie alle Priester und alle gehen die drei Stationen!“ \*)

Wir hatten anfangs die Absicht, ausführlichere Belege aus dem Munde des Verf. selbst mitzutheilen, allein indem wir solche Stellen noch einmal überlesen, überzeugen wir uns doch mehr und mehr, daß sie trotz ihrer preciosen, geistesvornehm, milde und sinnig thuenenden Manier, doch nur die allervivialissten, ja brutalsten Ansichten und Gesinnungen aussprechen, wie sie von Französischen, Englischen und Deutschen Aufklärern über und gegen Aberglauben, Priester, Pfaffen, Bonzen und alles was dazu gerechnet wird, zur Genüge breit getreten worden sind. Und so können wir füglich uns selbst und den Lesern diese Mühe ersparen. Dasselbe gilt in gewisser Hinsicht von der Religion, welche der Verf. durch den Mund seines Giordano Bruno verkündet. Es ist nichts als der vageste, grund- und bodenlosste, aller historischen, naturhistorischen oder psychologischen Begründung, alles logischen Zusammenhanges entbehrende, seine Blößen mit geistreich-gemüthlichem Glitter schlecht verbergende Pantheismus, in welchem jeder Unterschied zwischen Gott, Teufel, Mensch und Natur, Gutem und Bösem, Geist und Fleisch verschwindet. Diesen Unsinn, der immerhin, so weit er dem wirklichen Bruno angehört, zu seiner Zeit relativ tiefer Sinn gewesen und als Ferment die geistige Entwicklung befördert haben mag, jetzt noch dem christlichen Leser wieder vorzukauen, können wir ihm und uns nicht zumuthen. Auch bedarf es dessen hier nicht, um uns zu rechtfertigen, wenn wir schon aus innerster tiefer Betrübniß und Entrüstung dazu nicht kommen können, darüber, daß solche Männer, die einmal in der öffentlichen Meinung so stehen, wie Schefer, in einer solchen Zeit es wagen, den lebenbringenden göttlichen Wahrheiten und Thatfachen des Christenthums so bodenlose Thorheiten entgegenzustellen, und der dürstenden Zeit statt des Stroms, der aus dem ewigen Leben in's ewige Leben fließt, solche giftige Psühen oder wasserlose Brunnen zu bieten. Und so wollen wir denn diese Weltgegenden hier mit pflichtmäßiger Denuncirung haben, nicht nur bei dem christlichen

\*) Am kürzesten faßt der Verf. seine Meinung in einer Art von Gleichniß zusammen. Der bekannte Sir Phil. Sidney unterhält sich mit Bruno „über Jerusalem, Mekka und Rom und ihre Propheien und Dinge“ und erzählt bei der Gelegenheit, wie er jenseits des Aquators einst das Kreuz (des Südens) und den Mond zusammen am Morgenhorizont habe untergehen sehen und erblinden vor dem Glanz der Sonne, welche das Recht habe, Kreuz und Mond auszulöschen. Die Rußanwendung versteht sich von selbst und wird denn auch von Bruno zur Verherrlichung seiner Weisheit, d. h. der Religion der Weltgegenden, gemacht!



Bewußtseyn aller derer, die irgend einer christlichen Kirche bona fide angehören, sondern auch allen denen, die auch nur ihres gesunden Menschenverstandes und richtigen ästhetischen Urtheils nicht ganz ledig sind.

(Fortsetzung folgt später.)

## Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision u. s. w.

(Fortsetzung.)

Mit der Alttestamentlichen Begründung, sehen wir also, kommen wir nicht zum gewünschten Ziel. Wir wenden uns daher wieder zur Neutestamentlichen, von der wir bereits eine Species, die Mosheimische apostolisch gesetzliche, fallen sahen. Der neueste Versuch, als dessen scharfsinniger und gewandter Vertheidiger Dr. Rücker, Studienlehrer (Vom Tag des Herrn. Mit bes. Berücksichtigung der Schrift Liebetrut's: Der Tag des Herrn und seine Feier. Erlangen 1839), auftritt,\*) schließt sich mit Recht an die Reformatoren und die symbolische Ansicht der Kirche an, und sucht den zwischen den bloß negativen Bestimmungen und dem christlichen Bewußtseyn und praktischen Leben gelassenen Zwiespalt dadurch auszugleichen, daß er den Begriff der Kirche tiefer in seiner göttlichen Wahrheit und Berechtigung faßt, und aus ihm die göttliche Sanktion und Gültigkeit der Anordnung des christlichen Sonntags ableitet; womit denn die ganze Frage auf das Gebiet des christlichen Kultus versetzt ist. Rücker sagt S. 69 ff. im Wesentlichen Folgendes: „Wenn der christliche Sonntag auf kein unmittelbares Gebot, auf keine ausdrückliche göttliche Einsetzung zurückgeführt werden kann, so darf\*\*) deswegen seine objektive Geltung und Nothwendigkeit nicht geläugnet, das Daseyn des Sonntags nicht von einem menschlichen Einsatz abgeleitet, nicht als Produkt menschlicher Willkühr angesehen werden. Die Kirche Christi, die sichtbare wie die unsichtbare, ist eine göttliche Stiftung. Der Glaube an den auferstandenen Heiland bildet das innere Band der Gemeinschaft unter den lebendigen Gliedern seiner Kirche. Dieses gemeinsame Glaubensbewußtseyn muß sich wie alles geistige Leben nach einer ewigen göttlichen Nothwendigkeit äußern und bethätigen, eine seinem Wesen entsprechende Gestaltung in der Sichtbarkeit und Zeitlichkeit annehmen. Die Gläubigen müssen, durch ihr eigenes Lebensprincip mit göttlicher Nothwendigkeit getrieben, bestimmte Orte, bestimmte Zeiten festsetzen zur gemeinsamen Anbetung und Verehrung des Herrn, der ihr Haupt ist. Keine

\*) Als den eigentlichen Begründer dieser neuen Theorie nennt Rücker selbst Dr. Höfling, Professor zu Erlangen, in dessen beiden Festprogrammen: Von den Festen oder heiligen Zeiten der christlichen Kirche. Erl. 1839. — Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste. Erl. 1837.

\*\*) Fast scheint es, als ob dieses darf im Bewußtseyn oder in Ahnung gewählt sey, daß es mit dem Können nicht so ganz seine Richtigkeit habe.

Religion im Leben der Menschen, auch die christliche nicht, ist ohne Kultus, ohne diese Manifestation ihres geistigen Inhalts in der Sichtbarkeit, zu denken. Was nun insonderheit die Bestimmung heiliger Zeiten oder Tage in der Kirche des Herrn betrifft, so fragen wir, welcher Tag mußte für das christliche Glaubensbewußtseyn der bedeutsamste und wichtigste seyn? Die Antwort ist eben so einfach und leicht, wie es die Wahl desselben im Beginn der christlichen Kirche gewesen ist. Für den christlichen Glauben hat die Thatsache der Auferstehung Jesu Christi von den Todten die höchste und wichtigste Bedeutung (1 Cor. 15., Eph. 2, 5. 6., 1 Petri 1, 3.). Wäre es denkbar, daß die Christen einen anderen Tag der Woche als den Sonntag zur gemeinsamen öffentlichen Bezeugung ihres Glaubens an den Herrn hätten aussondern und heiligen können? — Die Kirche hat nach der Analogie des Alttestamentlichen Kultus unter je sieben Tagen den Tag des Herrn zu solchem Gottesdienste bestimmt aus der ihr verliehenen Autonomie unter Leitung des Geistes, der in alle Wahrheit führt. Und so hat denn der christliche Sonntag nicht eine bloß relative Nothwendigkeit . . . sondern die Feier desselben beruht auf einer höheren, göttlichen Nothwendigkeit;\*) nicht auf einer menschlichen Willkühr, aber auch nicht auf einem unmittelbar göttlichen Gebot; sie ist das eben so freie als nothwendige, nämlich das organische Produkt des Glaubenslebens der Gemeinde Gottes. Der Idee des christlichen Kultus zu Folge kann und muß die autonomische, vom Geiste des Herrn geleitete Kirche eine ihrem inneren Leben und Wesen entsprechende kirchliche Festordnung überhaupt gesetzlich feststellen, ohne in Widerspruch mit ihrem Princip zu gerathen. Wenn aber der Kirche als solcher das Recht und die Pflicht, eine christliche Festordnung aufzustellen, nicht bestritten werden darf, so hat auch jedes Mitglied der Kirche die unabwiesbare Verpflichtung, sich den einzelnen Bestimmungen ihrer Festordnung zu unterwerfen, schon darum, weil ein göttlicher Befehl in dem Worte Gottes den Gehorsam gegen die Obrigkeit auf das Bestimmteste verlangt in allen Dingen, so nicht wider Gottes Gebot sind.“

Die Möglichkeit einer solchen kirchlichen und kirchengeschichtlichen Begründung hatte schon Liebetrut in Aussicht gestellt, falls die unmittelbar göttliche Stiftung oder die apostolische Einsetzung der Sonntagsfeier nicht zu erweisen wäre (S. 4. a. a. D.). „Aber eben so gewiß ist es, daß die religiöse Feier einer von Gott selbst angeordneten Einrichtung etwas in sich selbst unendlich Erhebendes hat, was durch die Nachweisung einer bloß natürlichen und vernünftigen Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit keineswegs zu ersetzen.“ Und er wendet seine Blicke rückwärts zum A. T. Allein um das mehr oder weniger Erhebende handelt es sich nicht, und wäre nicht der Mühe werth, ein großes Buch darüber zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Grade diese göttliche Nothwendigkeit, auf die sich immer berufen wird, will in der ganzen Darstellung nicht hervortreten.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 17. Juli.

N<sup>o</sup> 57.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

### Zweiter Artikel.

Tu nota: e sì come da me son porte  
Queste parole, sì le 'nsegna a' vivi  
Del viver, ch' è un correre alla morte.

Der Glaube ist es, durch welchen Petrus auf dem Wasser geht: der wahrhaftige Glaube ist es, der uns zu Himmelsbürgern macht.

Parad. XXIV. 39. 43. 44.

Der Glaube nach der evangelischen Lehre, er ist das Lebensprincip, er ist der Funke, der mehr und mehr zu lebendiger Flamme sich ausbreitet, und, wie am Himmel der Stern, in uns leuchtet.

Parad. XXIV. 144 — 147.

Der Glaube ist das theure Kleinod, worauf sich jegliche Tugend gründet.

Ebdas. 89. 90.

Der Glaube ist der Grund zum Heilswege.

Inf. II. 29. 30.

Ohne den Glauben hilft kein gutes Werk und kein ehbares Leben.

Purg. XXII. 60. — Inf. IV. 34 — 39.

Aber ein Thränen der Buße im Glauben tilgt auch ein Meer von Sünde, und fället den Feind, der unser Ankläger ist.

Purg. V. 107.

Zu einer heilsamen Buße gehört aber ein aufrichtiges Herz, das seine Sünde erkennt. Das ist die erste Stufe zur Läuterung: dieser Selbsterkenntniß folgt die Zerknirschung des Herzens, der Sündenschmerz des Gewissens. Beide Stufen führen zur dritten, wo der Mensch Vergebung der Sünden empfängt und erfährt durch das Blut, welches uns rein macht von aller Sünde.

Purg. IX. 94 — 102.

So groß auch die Sünde sey, die Arme der göttlichen Gnade sind doch größer: und diese Arme nehmen alles auf, was zu Gott sich wendet: sie brechen auch den Bann und Fluch der Kirche,

Purg. III. 121 — 123.

welche oft ihren Kindern das Brodt entzieht, welches der fromme Gott Keinem weigert, der danach verlangt.

Parad. XVIII. 128. 129.

Denn so geht die Seele auch durch des Papstes Fluch nicht verloren, daß nicht die ewige Liebe zu ihr kommen könnte, so lange die Hoffnung grünt und blüht.

Ebdas. 133 — 135.

Von Gott, von Gott allein kommt unsere Gerechtigkeit durch den Glauben.

Ebdas. 116. 117.

Der Glaube ist die Frucht eines Regens, der vom Himmel auf die Erde herabströmt. Dies ist der reiche Regen des heiligen Geistes, der sich auf die alten und die neuen Pergamentblätter ergossen hat. Es ist auch ein Zeugniß vorhanden, welches seine Wahrheit so scharf beweiset, daß dagegen jeder Einwand stumpf wird. Dieser Beweis, welcher mir die Wahrheit erschlossen hat, liegt in den nachfolgenden Wirkungen, wozu die Natur niemals das Eisen erhitzte, noch den Ambos schlug; \*) denn daß die Welt zum Christenthum sich bekehrte ohne Wunder, dieses Eine ist selbst ein solches Wunder, gegen welches alle andere Wunder nicht ein Hunderttheil gelten. \*\*) Denn arm und fastend gingst du, Petrus, auf den Acker, zu pflanzen die gute Pflanzung, \*\*\*) welche ein guter Weinberg wurde, aber nun ein Dorngebüsch geworden ist.

Parad. XXIV. 89 — 111.

Also schöpfen wir den Glauben aus der Wahrheit, die herniederregnete durch Moses, durch die Propheten, durch das Evangelium, und durch die Apostel, welche des Geistes Feuertaufe dazu ausgerüstet hatte.

Parad. XXIV. 134 — 138.

Darum glaube ich an drei ewige Personen Einer Wesenheit, so eins und dreieinig, daß diese Einigung sowohl den Pluralis sind, als den Singularis ist verträgt.

Ebdas. 139 — 141.

So weit lehrt Dante wie ein evangelisch-katholischer Christ: es ist nur die Schrift, aus der er schöpft, nach der er sich richtet: so ist es auch nur der Glaube, der gerecht macht. Gegen die Schrift tritt die Autorität der Kirche, gegen den Glauben die Werkheiligkeit in den Hintergrund. Ja, im himmlischen Paradiese finden sich eben auch nur arme Sünder, die allein gerechtfertigt sind aus Gnaden durch den Glauben: in der Mondsphäre Piccarde und Constanze, in der Mercuriusphäre Justinian und Romeo, in der Liebesphäre Rahab nach Hebr. 11, 31.

Dann hören wir aber auch wieder von einem vollkommenen Leben und hohen Verdienste, perfetta vita ed alto merito, wodurch die heilige Klara den Himmel erworben,

Parad. III. 97.

\*) Die Wirkungen des Wortes Gottes, des Evangeliums von Jesu Christo, können nicht der Natur zugeschrieben werden, es sind übernatürliche Wirkungen des Geistes, denn sie treffen das steinerne Herz.

\*\*) Vgl. Augustinus de civit. Dei. Lib. 24. c. 5.

\*\*\*) 1 Cor. 3, 6. — Wie Paulus, so hat auch Petrus gepflanzt: aber Gott hat das Gedeihen gegeben.



von dem Verhältnisse des Lohns zu dem größeren oder geringeren Verdienste, in dessen Vergleichung gegen einander ein Theil unserer Seligkeit besteht, \*) und woraus die Unterschiede in der Einen Seligkeit, welcher Alle theilhaftig werden, sich ergeben, und der harmonische Wohlklang der verschiedenen Stimmen in dem Chöre der Seligen sich erklärt, \*\*)

Parad. VI. 118 — 126.

von einem vorangehenden Verdienste, welches in Verbindung mit der göttlichen Gnade eine gewisse Zuversicht der künftigen Herrlichkeit verleiht, \*\*\*)

Parad. XXV. 69.

von der Seligkeit des Schauens, dessen Maß durch das Verdienst bestimmt wird, welches die göttliche Gnade in Verbindung mit dem guten Willen hervorbringt,

Parad. XXVIII. 112. 113.

von der Empfänglichkeit, die Gnade anzunehmen, welche selbst verdienstlich sey.

Parad. XXIX. 65.

Das Verdienstliche besteht eben darin, dies ist Dante's Lehre, daß der Mensch die Gnade, der Bettler das Almosen nicht ablehnt. Zu dieser Empfänglichkeit hilft allerdings auch wieder die Gnade, aber doch in Verbindung mit der menschlichen Willensfreiheit, welche das ihr dargebotene Gut ergreifen, aber auch ablehnen kann. Darum kann die Empfänglichkeit so wenig als die Unempfänglichkeit einer bloßen, alle Thätigkeit des Subjekts gänzlich ausschließenden Prädisposition zugeschrieben werden. Würde auch die Annahme der Gnade allein der Gnade zugeschrieben, so scheint daraus auch eine Prädestination zum

\*) Eine Erläuterung zu dieser bedenklichen Aufrechnung des Verdienstes, als eines Theiles in der zum größten Theile unverdienten Seligkeit, finden wir in Dante's unvergleichlich schöner Schilderung der letzten Lebenszeit (Conv. IV. 28.), wo wir der mit demüthig niedergesunkenen Segeln in den Hafen der Ruhe einlaufenden Seele ihre guten Werke nachfolgen sehen, *sanza le quali al porto ove s'appressa venire non si potea con tanta ricchezza, nè con tanto guadagno*. Es kommt hier alles darauf an, daß die Lehre der Schrift von den guten Werken, Dff. 14, 13., nicht vereinzelt, sondern in Verbindung mit Matth. 20, 11 — 16., Luc. 15, 29 — 32., 17, 10. aufgefaßt werde.

\*\*)

Diverse voci fanno dolci note:

Così diversi scanni in nostra vita

Rendon dolce armonia tra queste ruote.

So sind auch hier, nämlich in Einem Sterne, im Sterne des Merkur, der große Kaiser Justinianus und der arme Hausverwalter Romeo zusammen, beide gerechtfertigt durch den Glauben, aber auf verschiedenen Stufen derselbigen Seligkeit nach dem Maße ihres Erdenlebens, welches hier vom Kaiserstolze, dort vom Bettel-Zugendstolze versucht war. Ja, es besteht nach Dante die Seligkeit eben mit darin, daß die vergeltende Gerechtigkeit und die das Beste zulegende Gnade erkannt, das Verdiente und das — Unverdiente gegen einander abgemessen, in beidem der Wille Gottes verehrt wird. Die Übereinstimmung mit diesem Willen ist der innerste Grund aller Seligkeit. Vgl. Parad. III. 70 — 91., XXI. 64. 102.

\*\*) So lehrt auch Petrus Lombardus: *Spes est certa expectatio futurae beatitudinis, veniens ex Dei gratia, meritis praecedentibus*.

Bösen zu folgen. Mit dem Begriffe der Verdienstlichkeit scheint auch der Begriff der Schuld, welcher den Gegensatz bildet, hinwegzufallen. Denn wenn dem Menschen auch die Annahme der Gnade in keiner Weise zuzurechnen ist, weil Gott allein sie wirkt, wie soll es dem Menschen angerechnet werden, wenn er sie nicht annimmt, da er's doch nicht kann? Das ist des Dichters Bedenken: darum sucht er neben der göttlichen Gnade auch der menschlichen Freiheit ihre Stelle zu sichern, um einerseits der starren Prädestination auszuweichen, andererseits die Zurechnungsfähigkeit der Sünde, welche das Gewissen sich nicht entziehen kann, auch dem Verstande begreiflich zu machen. Insofern, aber auch nur insofern, schreibt er, wie dem Sünder die Schuld, so dem Bettler, der das Almosen annimmt, damit er lebe, — wie wohl er damit sich selbst, und zwar wieder unter dem Beistande der Gnade hilft, — eine Verdienstlichkeit zu, ein merito, welches zugleich ein mercede ist.

Oben über, so lehrt der Dichter, glänzt die göttliche Gnade in den drei Sternen des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die Sündennacht des Lebens zu erleuchten: unten wird die subjektive Thätigkeit des Menschen zur Arbeit des Tages in Anspruch genommen unter der Mithilfe von vier Sternen zu allen guten Werken,

Purg. VIII. 88. 93., I. 23. 38.

bis sich zuletzt alle sieben Sterne als eben so viel Nymphen in Einem Reigen verbinden,

Purg. XXXI. 103 — 138.

und Martha und Maria, Lea, die fruchtbare, und Rahel, die schöne, als Schwestern unzertrennlich bei einander bleiben.

Purg. XXVII. 100 — 108.

Wir wissen schon, daß nach Dante's Lehre weder dem Menschen allein, noch Gott allein, sondern dem Gottmenschen die Wiederherstellung des Menschengeschlechts zugeschrieben wird. Aber warum kommt nun doch diese Menschwerdung Gottes in Christo, wodurch die zu allem Guten untüchtige Menschheit zum Guten wieder Kraft erlangt, nicht allen Menschen zu Gute? Das ist der Knoten, den der Dichter auch verstandesmäßig aufzulösen sucht, und, wenn er nicht weiter kann, dem unerforschlichen Reichthume der göttlichen Weisheit befehlt. \*) Darüber müssen wir ihn selbst hören: er vertheidigt sowohl die menschliche Freiheit, welche durch die Menschwerdung Gottes wieder gewonnen ist, als auch die göttliche Gnade, welche in jeder einzelnen Seele fortwirkt.

Über die Freiheit finden wir die klassische Erörterung in den Sphären der Läuterung, und zwar im sechzehnten Gesange. Hier kommt es auf eine Vertheidigung der menschlichen Freiheit gegen die Prädestination zum Bösen an.

Purg. XVI. 58 — 93.

„So ganz verlassen ist die Welt von allem Guten,“ so bekennet der Pilger dem Schatten Marco's gegenüber, „so alles Guten ledig ist die Welt, wie du mir verkündigst, von Bosheit

\*) So heißt es auch anderwärts: „Seyd, Menschen, mit dem Welt zufrieden: denn wenn ihr selber Alles hätten ergründen können, so thät's nicht Noth, daß Maria gebär.“ Purg. III. 34 — 39.

schwanger und bedeckt: doch bitte ich dich, sage mir den Grund, daß ich ihn erkenne und Anderen offenbare: denn Einige geben dem Himmel die Schuld, Andere suchen die Ursache auf Erden. — Da stieß er einen tiefen Seufzer aus, den der Schmerz zum Ach spreßte, und dann begann er: Bruder, die Welt ist blind, und du, du kommst von ihr. Ihr, die ihr im Fleische lebet, ihr wälzt alle Schuld auf den Himmel hier oben, gleich als 'zwäng' er alles mit sich durch Nothwendigkeit. Wäre dem so, so wäre auch die Willensfreiheit (*libero arbitrio*) ganz vertilgt: dann würde es nicht gerecht seyn, für Gutes Freude, für Böses Trauer zu erndten. Eure Willensregungen kommen nach dem ersten Keim freilich aus dem Himmel: aber ich sage nicht alle. Doch wär's auch so, daß ich es sagen müßte, so ist für Recht und Unrecht ein Licht gegeben und freier Wille, welcher, wenn er in den ersten Kämpfen sich müht und ausdauert, hernachmals über Alles siegt, nimmt er die rechte Kost. Nur einer höheren Macht, nur einem besseren Wesen sollt ihr, frei wie ihr seyd, mit eurem freien Willen unterthan werden: \*) und diese göttliche Macht schafft dann in euch den Geist, den der Himmel nicht mehr — durch das Gesetz — zu hüten braucht. Drum wenn die sinnliche Gegenwart euch aus dem Wege verleiht, so liegt in euch der Grund, in euch ist er zu suchen: des will ich die wahrhaftig Zeugniß geben. Es gehet aus der Hand des Herrn, der, ehe sie ist, sich huldreich ihrer freut, nach Art des Kindleins, das weinend und lächelnd lallt, die Seele des Menschen einfach hervor, und weiß von nichts noch, als daß sie, bewegt vom seligen Schöpfer, willig nach dem sich wendet, was sie vergnügt. An kleinem Gute schmeckt sie bald die Süße, da täuscht sie sich leicht, und läuft nur dem Vergnügen nach, wenn weder rechte Lehre, noch des Gesetzes Jügel ihre Liebe wendet nach dem wahren Ziele.“ Darum ziemt der Freiheit das Gesetz.

Hier dienet dem Dichter der Begriff der Freiheit mehr für die eine Seite, nämlich um die Schuld des Menschen an der Sünde zu erhärten, als für die andere Seite, um seine Selbstthätigkeit, *merito*, in der Annahme der ihm angebotenen Gnade geltend zu machen.

Über die Gnade finden wir aber die klassische Stelle im zwei und dreißigsten Paradiesesgesange. Im seligen Paradies befinden sich die unschuldigen Kindlein, insofern sie entweder durch das Sakrament der Taufe, oder durch das Gebet frommer Eltern in den Gnadenbund aufgenommen worden sind. \*\*) Diese sind sämmtlich ohne alles eigenes Verdienst zur Seligkeit gekommen, *per nullo proprio merito, ma per l'altrui*.

Parad. XXXII. 42. 43.

Diese Erscheinung gibt zu einer weiteren Erörterung über die Gnade Veranlassung. St. Bernhard ist es, welcher den Seher unterrichtet.

Parad. XXXII. 61 — 75.

(Fortsetzung folgt.)

\*) Augustinus sagt: *Deo servire libertas*. Gott zu dienen ist die wahre Freiheit, denn Gott ist die Freiheit.

\*\*) Die Kinder, die, in Sünden erzeugt und geboren, auch so gestorben sind, befinden sich in der Vorhölle *senza martiri*. Inf. IV. 28 — 30.

## Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision u. s. w.

(Fortsetzung.)

Wenn aber dagegen Rücker (S. 68.) meint, der Verfall der Sonntagsfeier komme nicht daher, weil viele oder die meisten Theologen dieselbe nicht für eine unmittelbare göttliche Einrichtung halten; wenn er meint, es würde, ließe sich auch die fragliche Feier mit größerer Evidenz, als bisher gelungen ist, auf ein göttliches Gebot zurückführen, bei der Herrschaft des Unglaubens, bei der Mißachtung und Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort selbst, gar nichts Wesentliches gewonnen seyn, den Gläubigen würde die Sonntagsfeier dadurch nicht heiliger als vorher, und den Ungläubigen dies Gebot nicht heiliger als die übrigen Gebote seyn, so können wir eben so wenig bestimmen, müssen vielmehr behaupten, daß es allerdings von großem praktischen Einfluß sey, worauf sich die kirchliche Einrichtung und Wirksamkeit gründe, und welche göttliche Berechtigung sie für sich habe. Und es scheint uns, vorläufig gesagt, eben dies ein Fehler dieser neuen Theorie zu seyn, daß sie die kirchliche Einrichtung von dem Grunde dieser Einrichtung zu wenig unterscheidet. Doch wir wollen sie überhaupt etwas genauer ansehen.

Nehmen wir nun zunächst das unlängbare autonome Recht der christlichen Kirche als vollgültig an, und betrachten folglich die Sonntagsfeier als eine aus dieser Autonomie, unter Leitung des Geistes, der in alle Wahrheit führt, hervorgegangene, und in dieser Beziehung also göttliche Anordnung, der sich jedes Glied der Kirche unterwerfen muß, welche mithin Gesetzeskraft hat, so muß es doch für's Erste auffallen, warum man sich so sehr gegen eine apostolische Anordnung oder Einsetzung, wie sie Mosheim sich dachte, sträubt (Rücker S. 63 ff.). Da doch durch das Hinzutreten des apostolischen Moments an sich jene Autonomie der Kirche nicht alterirt wird, und eine apostolische Anordnung noch nicht ein Alttestamentliches Gesetz ist, sondern nicht mehr und nicht weniger als eine Anordnung der Kirche, nur von ihrem ersten Ursprung an. \*) Vielmehr scheint durch solche Ausschließung des apostolischen Moments allerdings der menschlichen Willkühr im kirchlichen Leben ein gewisser Spielraum gelassen, der durch die Berufung auf den inneren Lebenstrieb der Gemeinde (Rücker S. 69.), welcher mit Nothwendigkeit die Anordnung bestimmter Zeiten und Orte erheische, nicht beseitigt, sondern bestätigt wird. In der That ist für's Zweite dann nicht abzusehen, wie man der katholischen Kirche in der Anordnung ihrer übrigen Feiertage und dgl. entgegentreten will. Daher sagt Chemnitz, Harmon. evang. c. 119. ganz richtig: *Negamus, quod mutatio Sabbathi in diem dominicam proveniat ab ecclesia*; Apostoli, quos Christus

\*) Carpzov Introd. in libr. symb. ad A. C. VII et IX. „Sive autem apostoli ipsi istud fecerint, quod a nobis non negatur (cf. act. XX., 1 Cor. XVI., apoc. I.) sive ecclesia post apostolorum tempora, ratum tamen manet, apostolos id ipsum ex libertate fecisse, et non solos sed cum ecclesia.“



suo loco constituit doctores orbis et inprimis gentium, et quos nos merito sequimur, hanc mutationem introduxerunt. Wozu Quenstedt (Theol. didact. pol. pars IV. c. 1. sect. II. quaest. IV.) bemerkt: Tenendum hoc contra pontificios, qui mutationem hanc ad tacitam, non scriptam ecclesiae traditionem referunt. Diese Zurückführung der Sonntagsfeier auf die apostolische Anordnung war dem Alterthum keineswegs fremd. Wir führen nur die einzige Stelle des Augustinus, Serm. de temp. 251., an: „Dominicum ergo diem apostoli et apostolici viri religiosa solemnitate habendum sanxerunt.“

Aber selbst in Verbindung mit der apostolischen Autorität scheint mit dem autonomischen Recht der Kirche die Sache noch keineswegs abgethan, und es scheint immer noch ein Moment zu fehlen, welches dieser apostolisch kirchlichen Anordnung zu Grunde liegend, sie selbst sanktionirte und ihr erst ihre göttliche Gültigkeit und Verbindlichkeit, so wie dem Tage seine Heiligkeit verleiht, und ohne welches sie mehr oder weniger immer als menschliche Beschlüsse erscheinen, denen man menschlicher Weise sich unterwerfen kann, die aber, wenn sie als göttlicher Wille ausgegeben und so zur Gewissenssache gemacht werden wollen, grade das evangelisch gläubige (nicht das ungläubige) Bewußtseyn verlegen, weil es einer materiellen göttlichen Basis nicht inne wird. „Si enim ab elementis, quae divinitus in veteri testamento instituta et mandata fuerant, liberati sumus, quomodo hominum decretis teneremur?“ sagt in dieser Rücksicht Chemnitz, Exam. conc. trid. pars IV. loc. V. sect. 1. — Der innere Lebenstrieb der Gemeinde, ihren Glauben zu bekräftigen, rechtfertigt allerdings die Anordnung bestimmter Zeiten und Stunden, behufs gemeinschaftlicher Anbetung, aber die Wahl des Tages erscheint dabei willkürlich und durch Reflexion entstanden; und wenn diese an der Auferstehung des Herrn einen Halt hatte zur Wahl grade des Sonntags für jenen Zweck, so geht das nicht über die gemeinsame Anbetung hinaus, und der Tag selbst bleibt den übrigen Tagen gleich. Der Kultus, die Art und Weise, wie die Feier des Tags des Herrn gehalten werden soll, ist allerdings der Kirche als solcher heimgelassen; er kann sich daher auch nach Zeit und Umständen richten und ändern. Allein ist der Sonntag als Tag des Herrn auch so der Veränderlichkeit und resp. Zufälligkeit unterworfen? Würde die Verlegung des sonntäglichen Gottesdienstes auf einen anderen Tag diesen zum Tag des Herrn machen? Auch der Freitag wurde gottesdienstlich gefeiert in den ersten Jahrhunderten und zwar aus gutem christlichen Bewußtseyn der Gnade dieses Tages, doch trug er nie den Namen Tag des Herrn. Um also diesen Tag in der Geltung, die er vom Beginn der Kirche hatte, zu bestätigen und seine Heiligkeit zu erklären und somit auch die Forderung der besonderen Heilighaltung zu rechtfertigen, oder mit anderen Worten, die göttliche Nothwendigkeit desselben darzuthun, reicht diese Theorie so wenig aus, daß nicht bloß

Liebetrüt, wie wir bereits erwähnten, lieber zum Alttestamentlichen Gesetz seine Zuflucht nahm, sondern auch Rückert sich genöthigt sieht, um den „decretis hominum“ eine göttliche Sanktion zu geben, das göttliche Gebot in Anspruch zu nehmen. So hoch auch kirchliche Anordnungen stehen mögen, als unmittelbar göttliche Stimme gelten sie nicht, und grade bei der Feier des Tags des Herrn scheint es auf unmittelbar göttliche Autorität anzukommen. Dieses unabweisbare Gefühl war es wohl, was ihn auf das dritte Gebot zurückwies. Er sagt S. 70.: „Fassen wir das dritte Gebot im Geiste des N. T. auf, was lehrt und heißt es uns? Ist darin nicht der göttliche Wille ausgesprochen, daß die geistige Vereinigung der einzelnen Glieder im Reiche Gottes mit ihm sich bezeugen soll in der Gemeinschaft der Verehrung und Anbetung seines Namens in einem gemeinsamen Gottesdienste? In christlich freiem Gehorsam gegen dieses gleichsam dem Herzen der Kirche eingeborene (!) göttliche Gebot einer gemeinsamen öffentlichen Gottesverehrung hat sie in ihrem Beginn nach der Analogie des Alttestamentlichen Kultus unter je sieben Tagen Einen, den Tag des Herrn, zu solchem Gottesdienste bestimmt u. s. w.“ Hier wird nun auf einmal das, was früher bloße Lebensäußerung der Gemeinde und ihres evangelischen Bewußtseyns gewesen, freier Gehorsam gegen das dritte Gebot, das zwar nicht unmittelbar auf den Sonntag, sondern auf die Gemeinde übertragen wird, um von ihr auf ihn überzugehen. War es ferner die bloße Analogie, die die Kirche veranlaßte, aus sieben Tagen einen zu wählen, so war es nicht Gehorsam gegen das Gebot, welches auch dieses gar nicht in sich enthält, aus sieben einen, sondern den siebenten Tag zu heiligen. Bei alle dem aber bringt es Rückert doch nicht weiter als zur Verpflichtung zum gemeinschaftlichen Gottesdienst an diesem Tage; und die eigentliche Schwierigkeit der Frage, die Spener so aufrehtig bekannte, ist nicht gelöst. „Die Nothwendigkeit der Sonntagsfeier auf den ganzen Tag gegen einen Widersacher zu erweisen, wird schwerer seyn, als man glauben möchte.“ \*) Und grade hierauf kommt es an; und jeder Unbefangene wird sich gestehen, daß es sich bei der Frage nach der Sonntagsfeier nicht bloß um die Theilnahme am Gottesdienst handle, sondern um die Feier des Tages überhaupt, und daß der Tag in Wahrheit nicht das bloße Mittel zum Zweck des Gottesdienstes, sondern vielmehr umgekehrt der Gottesdienst Mittel zur Feier des Tags ist, der Tag nicht darum Tag des Herrn ist, weil Gottesdienst gehalten, sondern darum Gottesdienst gehalten wird, weil es der Tag des Herrn ist, gleichwie etwa, wenn das Gleichniß erlaubt ist, nicht darum an einem bestimmten Tage der Geburtstag des Landesfürsten ist, weil Gottesdienst gehalten wird, sondern umgekehrt dieser gehalten wird, weil jener Tag ist. —

(Fortsetzung folgt.)

\*) Letzte Gedanken I. 475.

# Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 21. Juli.

N<sup>o</sup> 58.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Fortsetzung.)

Parad. XXXII. 61 — 75.

„Der König, durch welchen dieses Reich seinen Frieden hat in so großer Liebe und Seligkeit, daß kein Wille mehr verlangt, schaffet alle Seelen vor seinem seligen Angesichte und erfüllet sie mit seiner Gnade nach seinem Wohlgefallen in verschiedener Weise: und darum genüge es, daß es so ist und geschieht. Und dieses ist auch ausdrücklich und klar in der heiligen Schrift an jenen Zwillingen geoffenbaret, welche schon im Mutterleibe entzweit sind. Darum, wie die Verschiedenheit der Farbe ihrer Haare von derselben Gnade kommt, so umkränzet sie auch, wie's Jedem ziemt, in verschiedener Weise dasselbe Gnadenlicht. So sind sie hier ohne Verdienst von ihrer Seite auf verschiedene Stufen gestellt, wie sie schon im ersten Reime verschieden waren.“

Parad. XXXII. 139 — 147.

„Doch weil die Zeit flieht, die dir hier beschieden ist, so setzen wir ein Ziel hier dem Verstandestraume. Drum laßt uns nur die Augen richten nach der ersten Liebe,\*) auf daß du schauend in sie eindringst, so weit es möglich ist, durch ihr eigenes Licht.\*\*) Es thut in Wahrheit noth, — damit du nicht etwa, indem du die Flügel hebest in der Meinung vorwärts zu kommen, dich — grübelnd — verstrickst und aufhältst, — es thut sehr noth, daß jede Seele durch Gebet Gnade erlange.“

So evangelisch singt der Sänger: aber sogleich wendet er sich auch wieder mit dem Gebete eines Heiligen an die Mutter Gottes, um so durch eine vermittelnde Kette vieler Fürbitten zum unmittelbaren Anschauen Gottes selbst zu gelangen.

Parad. XXXII. 148 — 151. — XXXIII. 1 — 27.

So viel über den Conflict zwischen der göttlichen Gnade, welcher die Ehre gebührt, und der menschlichen Freiheit, welche der göttlichen Macht dienen soll. So viel über den Gegensatz zwischen der freien Freiheit, die Christus wieder hergestellt hat, liberum arbitrium, und der gebundenen Freiheit, welche nach der Unfähigkeit des vererbten Fleisches durch die Sünde geknechtet ist, servum arbitrium. Wir sehen den Dichter sich hin und her bewegen; wir haben wenigstens einen Blick gethan in das christliche Bewußtseyn des Dichters, welches theils durch die Eindrücke aus seiner Kirche und aus seiner Zeit, theils durch

innere Lebenserfahrungen, theils durch eigene Verstandesreflexionen bestimmt ist.

Noch unverfänglicher sind Dante's Vorstellungen von dem jenseitigen Leben in fortgehender Entwicklung bis zur Auferstehung. Im Purgatorium sind die Seelen gerettet, und ihrer künftigen Seligkeit gewiß, ja schon in Hoffnung selig: sie erheben sich von Stufe zu Stufe zum himmlischen Paradiese. Mit den diesseits Lebenden stehen sie in unsichtbarem Zusammenhange: sie beten für die Menschen, die noch im Leben wallen, und nehmen wieder deren fürbittendes Andenken in Anspruch. Dort singen alle Seelen einstimmig das Vater Unser; aber die Bitte: „Führe uns nicht in Versuchung,“ gilt nur denen, die noch auf Erden zu kämpfen haben.

Purg. XI. 1 — 24. — XXVI. 132. 144.

So weit war Luther nicht, als er seine fünf und neunzig Theses anschlug.

In der Kirche erkennt Dante das Viskariat Christi auf Erden an,\*) aber keine Infallibilität, keine Souveränität des Papstes. Seine Lehre von dem Papste steht mit der ganzen apostolischen Kirchenverfassung, namentlich mit der Succession der Bischöfe bis zur Wiederkunft Christi in Verbindung. Die Autorität der Kirche hielt er mitten in ihrem Verderben fest. Wie es auch gemißbraucht werde, das Amt der Schlüssel gesteht er der Kirche zu: im Purgatorium verwaltet es statt des Papstes ein Engel als Stellvertreter Christi. Die Tradition unterscheidet er von päpstlichen Satzungen und priesterlichen Fabeln: er erkennt nur die Tradition an, welche mit der heiligen Schrift übereinstimmt.\*\*) So hat auch die Evangelische Kirche weder die Autorität der Kirche, noch das fortwirkende Zeugniß des heiligen Geistes in der Kirche verworfen; sie lebt vielmehr davon. Sie hat auch die apostolisch-bischöfliche Verfassung niemals definitiv verworfen. Wenn ein Theil der evangelischen Gemeinden der letzteren verlustig gegangen ist, so ist es im Mangel bischöflicher Succession geschehen, um vor allen Dingen das Beste aus dem

\*) So hat Dante gegen Bonifacius VIII. eifert — Inf. XIX. 52 f. —, dennoch rechnet er dessen Gefangenschaft in Anagni Philipp dem Schönen als eine Verfindigung gegen Christum an. Purg. XX. 86. 87.

\*\*) Parad. V. 76 — 78. 82 — 84. Beatrice sagt: „Ihr habt das Alte und das Neue Testament, und den Hirten der Kirche, der euch leitet: das sey genug zu euerem Heile. Macht es nicht wie das Lamm, das die Milch seiner Mutter verläßt, und einseitig und mutwillig nach eigenem Gefallen sich mit sich selber balgt.“

\*) 1 Joh. 4. 19. Gott hat uns zuerst geliebt. Die Gnade Gottes ist das Erste an dem Werke der Erlösung.

\*\*) Ps. 36, 10. Bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht.



Schiffbrüche zu retten: denn es ist besser, einäugig in das Himmelreich einzugehen, als an Leib und Seele gefährdet zu werden.

Der Römischen Kirche fehlte hingegen auch zu Dante's Zeiten an der äußeren Einrichtung nichts: damals war 1275 auf einer Synode zu Lyon auch die Wahl des Papstes neu geordnet, die Würde der Bischöfe der fürstlichen gleichgestellt, der Glanz des Kultus gehoben: aber wie war die Kirche innerlich beschaffen und verwaltet? Die Antwort wollen wir aus des Dichters Munde vernehmen.

Parad. XII. 86 — 96.

„Der Weinberg,“ so hören wir, „wird bald öde, wenn der Winger schlecht ist. Sonst war der Römische Stuhl allen denen, die in ihrer Armuth nach Gerechtigkeit trachten, so viel barmherziger: diese Verschlechterung des Stuhles Petri ist aber nicht seine, sondern dessen Schuld, der darauf sitzt und so entartet aus der Bahn weicht. Vormalst bat man bei dem Römischen Stuhle noch nicht um die Erlaubniß für sündhaften Erwerb Ablass zu ertheilen gegen Abtretung der Hälfte oder eines Drittheils von Sechsz, \*) noch um Verleihung reicher Pfründen bei der ersten Vakanz, noch um die Zehenden, welche von Rechtswegen den Armen gehören, sondern um Segen bat man zu dem Kampfe gegen die Welt, die in der Finsterniß liegt, für den Samen des guten Säemanns.“

So erzählt Bonaventura von seinen und des heiligen Dominikus Zeiten und ergießt sich in bittere Klagen über den gegenwärtigen Verfall der Kirche, und der einst zur Ehre Gottes gestifteten Franziskaner- und Dominikaner-Orden.

Überall dringt des Sängers Schmerz hervor über die Verwüstung des sonst so blühenden, mit so theuerem Blute getränkten Weinbergs. Dieser Schmerz wird bald zur Klage, bald zur Fürbitte, bald entflammt er zu heiligem Zorn und Eifer. Mehr als einmal wird er sich seines reformatorischen Berufes lebhaft bewußt: sein Werkzeug ist — das Lied, mit dem er strafft, bittet, beschwört und die Schäden aufdeckt, daß sie geheilt werden möchten. Er zeugt selbst an mehr als einem Orte von der ihm gewordenen evangelischen Mission.

Beatrice ist es, aus deren seligem Munde er den Auftrag erhält, für die Kirche zu kämpfen, deren Schicksale auf Erden in wunderbaren Gesichten an ihm vorübergehen.

Purg. XXXIII. 34 — 60.

„Wisse, daß das heilige Gefäß der Kirche, welches die Schlange zerbrochen hat, einst war und nicht mehr ist: \*\*) doch sei gewiß, daß der, welcher daran Schuld hat, der Rache Gottes nicht entgeht, denn sie achtet nicht auf abergläubige Sühne. Nicht immer wird der Reichsadler ohne Erben bleiben, der seine Federn ließ am Wagen der Kirche, woraus so vieles Unheil her-

vorgegangen ist. \*) Denn ich sehe es wahrhaftig, darum rede ich, wie schon die Sterne nahen und die Zeit bringen, wo, vor Hemmung und vor jeglicher Verhinderung wohl gesichert, gesandt von Gott, ein Fünf hundert Zehn und Fünf die Sure tödten wird zusammt dem Riesen, der mit ihr verbrochen. \*\*) Doch mein dunkles Räthselwort wird dir wohl minder noch, als die Räthsel der Themis und der Sphinx, einleuchten, weil ihrer Hülle Sinn noch finster ist: aber bald werden die Ereignisse, die Thaten selbst, die Najaden\*\*\*) seyn, die dieses schwere Räthsel lösen, ohne den Schafen und den Saaten Schaden zu thun. †) Du merk' es: und wie von mir dir diese Worte sind verkündet, so lehre sie den Lebendigen noch in dem Leben, das ein Nennen zum Tode ist, und habe wohl acht, wenn du es niederschreibst, nicht zu verhehlen, wie du die Pflanze Gottes hast gesehen, die jetzt zum zweitenmale beraubt worden ist. ††) Wer irgend sie beraubt oder beschädigt, der lästert und beleidigt Gott mit der That, welcher nur zu seinem Dienst sie heilig hat erschaffen.“

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Bedenken.

In der Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche (April 1841) findet sich S. 221 u. f. ein Aufsatz, überschrieben: Zeugnisse des Rationalismus über die Symbole und über sich selbst. Dieser Aufsatz enthält in seinem zweiten Theile einen Brief Nicolai's an Johannes von Müller, vom Jahre 1773 (entnommen aus dem Briefwechsel Johannes von Müller's, herausgegeben von Maurer: Constant, 1840. 4. B.), in welchem Nicolai Müller'n anzeigt, daß die Aufnahme einer von ihm eingesandten, offen naturalistischen Rezension (in die Allgem. Bibliothek?) durch Sack (den älteren, August Friedrich Wilhelm, gest. 1786) und durch Spalding verhindert worden sei. Nicolai, sehr verdrießlich darüber, schildert bei dieser Gelegenheit die berliner Theologen (und vorzüglich den erst Genannten) als hinterhältig, blos Aufsehn vermeidend, mit der Sprache nicht heraus wollend, im Grunde viel weniger recht-

\*) Die weltliche Bereicherung der Kirche ist von den Kaisern ausgegangen: dadurch ist die Kirche verderbt worden. Aber unter der Kaiserlichen Adlerherrschaft wird sie auch wiederhergestellt werden.

\*\*) D. V. X. kann, wie die Zahl in der Offenbarung 13, 18. auf eine Jahreszahl sich beziehen: es folgt am Anfange des folgenden Verses ein M. Es kann damit auch, nach dem Lebensalter bezeichnet, ein versührender Phönix pythisch angedeutet seyn. Es kann auch auf den Herzog Candella Scala, oder auf den Herzog v. Luxemburg, Kaiser Heinrich VII. bezogen werden. Immer ist doch zufällig das Zeitalter der Reformation getroffen. Vgl. J. Fr. v. Meyer Blätter für höhere Wahrheit, V. 356 f., XI. 284 f.

\*\*\*) Die Najaden (Ovid. Met. VII. 760. nach der früheren Lesart) lösten das Räthsel der Themis, wie Oedipus das Räthsel der Sphinx. Die kommenden Ereignisse werden die Najaden, welche die dunkeln Wege der Gerechtigkeit offenbaren.

†) Nicht durch Krieg und äußere Gewalt, sondern durch die innere Macht der Wahrheit und durch die Predigt wird die Reformation der Kirche bewirkt werden.

††) Der Baum des Lebens verlor zum erstenmal sein Laub durch Adam's Fall, jetzt zum zweitenmal durch den Fall der Kirche.

\*) Non dispensare o due o tre per sei. — Zulässig ist dagegen nach Befinden eine Dispensation von Gelübden, nur nicht gegen leichteres. Par. V. 55 — 60.

Ed ogni permutanza credi stolta,  
Se la cosa dimessa in la sorpresa,  
Lome 'l quattro nel sei, non è caccolta.

\*\*) Offenb. 17, 8.

gläubig als sie scheinen. Der Verfasser des Aufsatzes benutzte diesen Brief Nicolai's als „Zeugniß — sowohl für die darin vorkommenden Personen als für die ganze Weise des älteren, noch fortvegetirenden Rationalismus.“ Er sagt: „Einige geweihte Worte vornen und hinten, in der Mitte die eigentliche Herzensmeinung auf Schrauben gesetzt, aber doch mit dem Freimuth kokettirt, und diese Waare unter allen Aushängeschilden ausgeben, die auf dem großen Markte von Babel Käufer anlocken — das ist die gerühmte Aufklärungsprocedur des deutschen Rationalismus alter Firma.“

Dieses Verfahren, eine abstoßend-widrige Denk- und Handlungsweise, mit und nach Nicolai, jenen beiden Männern, Sack und Spalding, der Welt vor Augen stellen zu wollen, unterliegt gerechtem Bedenken.

Der Verfasser hatte, als Besprecher eines historischen Gegenstandes, so scheint es, zu jenem nur Recht unter zwei Bedingungen: 1. daß er nachwies, wie Nicolai ein unverdächtiger Zeuge in Sachen der berliner Theologen, und namentlich dieser beiden, sei; 2. daß er aus dem Leben und aus den Schriften jener Männer ein unedles, dem von Nicolai geschilderten gleiches Verfahren darthat. Was nun das Erste betrifft: so sagt er zwar, „Nicolai habe gewiß den Ruhm eines unverdächtigen Zeugen, d. h. eines, der seiner eigenen Partei ohne Grund nichts Ubles nachredete.“ Er sagt dies, aber wer wird es ihm glauben? Denn von einer Partei, zu welcher Sack und Spalding (und auch Jerusalem kommt in dem Briefe Nicolai's zu jenen) mit Nicolai gehört hätten, kann nicht die Rede sein, so lange nicht eine gleiche naturalistische Denkart jener mit diesem bewiesen ist. Und kann es wohl einen verdächtigeren Zeugen geben, als einen entschlossenen Naturalisten und Rationalisten, der sich in seinen Bestrebungen, das Christenthum zu naturalisiren, durch Männer gehemmt sieht, die vor dem ganzen Publikum den Ruhm heldenckender und liberaler Theologen haben? Sie haßt er vielmehr als die starren Orthodoxen; denn jene, wenn sie die Substanz des Christenthums halten wollen, vermag er nicht, wie diese, der Beschränktheit und Eingenommenheit durch Vorurtheile zu beschuldigen. Also auch nur die Möglichkeit vorausgesetzt, ein edleres Motiv, eine christliche Haltung, habe Sack und Spalding bewogen, sich der Rezension Müller's entgegenzusetzen: so ist Nicolai's Zeugniß in höchstem Grade verdächtig, nicht weil er Lüge hätte sagen wollen, sondern weil er die Wahrheit, so wie er war, hier gar nicht sehen konnte. Er zeugte, auf jeden Fall, nicht von seiner Partei, sondern von solchen, die seiner Partei Einhalt thun wollten.

Wie steht es nun mit der Erfüllung der anderen Bedingung, daß aus den Schriften jener Theologen (nicht etwa einzelne rationalisirende Meinungen, denn das konnte den Besten damals begegnen), sondern jene ganze halbe, hinterhältige, auf Schrauben gestellte, nichtswürdige Art nachgewiesen — ich will nicht sagen worden sei — sondern werden könnte, wodurch das Urtheil Nicolai's bestätigt würde? Statt aller Antwort will ich die erste beste Stelle abschreiben, die mir in Sack's verheiligtem Glauben der Christen (1ste Ausg. 1748, 2te Ausg. 1773) zu Gesicht kommt. Es heißt daselbst im siebenten Stück, in der

siebenten Betrachtung, nachdem die Zeugnisse der Schrift vom Mitternachte Christi angeführt worden sind, folgendermaßen:

„Aus allen diesen ganz ausdrücklichen Unterweisungen der Offenbarung lerne ich nun mit der größten Gewißheit, daß zwar die Liebe und Barmherzigkeit Gottes gegen die Menschen, ihrer eigenen Natur nach, ewig, unveränderlich, unaussprechlich groß und eine ganz freie und unverdiente Gnade sei; daß es aber auch zugleich der ewige Rath und Wohlgefallne Gottes gewesen, diese seine an sich selbst unendliche Güte und Erbarmung den sündigen Menschen auf keine andere Weise als durch die Erlösung des einigen Mittlers Jesu Christi, der sich selbst für dieselben aufgeopfert hat, angedeihen zu lassen, und (daß) also ein jeder, der die Vergebung seiner Sünden, die Kraft zur Heiligung, und die Erlösung zum ewigen Leben erlangen will, solche nur allein durch diesen von Gott verordneten Mittler, im Glauben an sein ewig gültiges Veröhnungsoffer, erlangen könne und müsse. Ich bin auch so fest überzeugt, daß dies das wahre System der heiligen Schrift und der eigentliche unveränderliche Wohlgefallne Gottes sei, daß ich, unter dem Beistande seiner Gnade, an meinem darauf gebaueten Glauben unbeweglich festzuhalten gedenke bis an mein Ende, und in demselben, so wie ich darin bisher mit beruhigtem und freudigem Gewissen gelebt habe, auch dereinst mit eben solchem Gewissen selig zu sterben hoffe. Die Menschen mögen sich, in dieser größten Angelegenheit ihrer Seele, Systeme und Begriffe von der Barmherzigkeit ihres Schöpfers, der zugleich ihr Richter ist, machen, welche sie wollen: so werden sie doch endlich entweder aus dieser verordneten Quelle des Heils Ruhe, Trost und Leben schöpfen müssen, oder verzweifeln und verloren gehen. Niemand kommt zum Vater denn durch ihn.“

Ist das die Sprache eines hinterhältigen, doppelzüngigen, mit Freimuth kokettirenden Aufklärers, oder ist es die Sprache eines christlichen Theologen?

Kann es das Rechte sein, Männer, welche in den Jahren 1750 bis 1780 und darüber, im Schweiß ihres Angesichts, einerseits gegen eine erstorbene Orthodoxie und andererseits gegen eindringende französisch-englische Freigeisterei, gepredigt und geschrieben haben, so schlechthin als Rationalisten alter Firma der Geringschätzung, ja der Verachtung des gegenwärtigen Geschlechts Preis zu geben? Gewiß, das ist nicht das Rechte.

## **Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision u. s. w.**

(Fortsetzung.)

Der Tag selbst muß der Kirche ihr göttliches Recht verleihen und sichern, wenn sie ihn als heilig und deshalb zu heiligenden hinstellt; wie wir bereits früher darauf aufmerksam machten, daß die Forderung des Heiligens von Seite des Menschen eine göttliche Causalität postulire, daß der Mensch nur heilig halten könne, was heilig ist. Wie könnte sonst auch von einer Entheiligung des Sonntags die Rede seyn, wo keine objektive Heiligkeit ist? Höchstens von Übertretung kirchlicher und polizeilicher Gebote könnte man reden. Kurz, die Forde-



rung der Kirche, daß man den Sonntag als Tag des Herrn heilig halten solle, setzt voraus, daß Gott diesen Tag geheiligt haben wolle, oder richtiger, daß Gott diesen Tag irgendwie geheiligt habe. Wir sind also durchweg auf das Bedürfnis einer göttlichen Einsetzung zurückgedrängt, sie läßt sich nicht umgehen. Man hat sie aber bisher am falschen Ort gesucht, nämlich im göttlichen Gesetz und Gebot, als ob es keine andere gäbe, ja als ob dieses die ursprüngliche wäre. Wenn daher die Sonntagsfeier auf kein ausdrückliches göttliches Gebot zurückgeführt werden kann, so ist so weit gefehlt, daß deshalb die göttliche Einsetzung überhaupt fehle (Rücker S. 69.), daß vielmehr auch der Sabbath des A. T. nicht durch das Gesetz entstand und eingesetzt ist, wie bereits oben gezeigt worden. Wo finden wir nun dieses desiderirte und bisher vergeblich gesuchte göttliche Begründungsmoment des christlichen Sonntags auf Neutestamentlichem Boden? Wir haben nichts Neues zu nennen; wir finden es im Bewußtseyn der christlichen Kirche vom Anfang, es hat vom Anfang an dies Bewußtseyn praktisch geleitet; wir finden es sogar ausgesprochen, aber nicht in seiner rechten Stellung erfaßt, nicht in seiner vollen und namentlich nicht in seiner principiellen Bedeutung erkannt und hingestellt. Am bestimmtesten hat es Augustinus ausgesprochen, serm. XV.: „*Domini resurrectione consecravit nobis diem dominicum*“, „des Herrn Auferstehung hat uns den Tag des Herrn geheiligt“, dem wir einen Lutherischen Dogmatiker zur Seite stellen, Quenstedt I. c.: „*Certum est, Christum resurrectione sua hac die facta et exemplo suo hanc diem consecrasse*.“ Wie bei dem Sabbath die göttliche Offenbarungsthatfache der Ruhe Gottes zur Vollendung seiner Werke, so ist es bei dem christlichen Sonntag als Tag des Herrn die göttliche Offenbarungsthatfache der Auferstehung des Sohnes Gottes zur Vollendung seines Werkes, welche ihm Daseyn und Heiligkeit gibt, nicht bloß aber sofern durch diese Thatfache die Kirche (zufällig) veranlaßt wurde, weil sie einen Tag zum gemeinsamen Gottesdienste brauchte, grade diesen zu wählen, sondern sofern sie, oder durch sie der Herr selbst, diesen Tag für das Bewußtseyn der Kirche gewählt und geheiligt hat, und die Kirche ihn als einen hiedurch geheiligten erkennt, und damit zugleich den Willen Gottes, ihn als einen vom Herrn geheiligten, sich und der Vollendung seines Werkes durch seine Auferstehung geweihten, d. i. als Tag des Herrn, zu behandeln, d. i. ihn auch zu heiligen oder heilig zu halten. Es ist mithin der eigentliche Begriff des Tags des Herrn, wie wir ihn oben historisch-exegetisch ermittelten, selbst unmittelbar an die Spitze zu stellen, als das leitende Princip für die theologische Untersuchung, und es ist auch für das praktische Leben nun dieser Begriff festzuhalten und durchzuführen. Es ist der Tag des Herrn, also genannt durch den Mund des Neutestamentlichen Propheten, ehe noch die Kirche ihn durch ihren Gottesdienst etwa dazu machte, bloß darum so genannt, weil es der Tag der Auferstehung Jesu war. Es ist der Tag des Herrn, das reicht für das christliche Bewußtseyn und Gemüth hin, um ihn, ohne Gesetz, als

heilig zu erkennen, und das Nichtheiligen als Entheiligen gelten zu lassen. Es ist der Tag der Auferstehung, dies eine Wort schließt die ganze Fülle der Heiligung des Tages für die Christen in sich; Tag der Auferstehung des Herrn, als Vorbild deiner Auferstehung, der Tag deiner Auferstehung in der Auferstehung des Herrn als der Vollendung deiner Erlösung; Auferstehung von der Sünde zum neuen Leben in Gott. —

Hiemit nun und hierin hat die kirchliche Anordnung ihren realen Grund, hierin liegt jene göttliche Nothwendigkeit, die oft genannte und stets vermiste, durch welche die kirchlichen Gesetze mit göttlicher Autorität angethan, und dem Schein und Vorwurf der Willkür entnommen sind; die „Beschlüsse der Menschen“ erscheinen als Wille Gottes, und die Glieder der Kirche erkennen diesen göttlichen Willen. Die Sonntagsfeier ist von dem Gebiet des rein Cerimoniiellen und des Kultus in das Gebiet des Glaubens versetzt, und dieses gibt jenem erst seinen vollen Gehalt. Sie steht jetzt mit dem Gesamtleben des Gläubigen, mit dem Gesamtbewußtseyn des Glaubens, mit dem Leben im Glauben des Sohnes Gottes in realem, wahrhaftigen Zusammenhang, sie hat göttlichen Grund und Boden ohne den unhaltbaren verwundenden Rohrstab des Gesetzes. Und wie der Sabbath ohne die zerstörende Dazwischenkunft der Sünde würde eben so mit Freiheit und eigenem Gottesbewußtseyn seine Feier bei den Menschen gefunden haben, so findet der Tag des Herrn im N. B., wo die Kindshaft wieder erlangt ist durch die Erlösung von der Sünde, auch ohne Gesetz seine freie Feier bei den Erlöseten. Ein göttliches Sonntagsgesetz im N. T. wäre daher ein Widerspruch gewesen. Aber aus der Natur der sichtbaren Kirche des Herrn auf Erden, in welcher ja nicht lauter Gläubige und Fromme leben, ergibt sich von selbst die Fürsorge kirchlicher Gesetze, deren Berechtigung jetzt nicht mehr zweifelhaft ist, die jetzt als göttliches Recht, ja als göttliche Pflicht erscheinen. Jetzt hat aber auch die Anwendung des dritten Gebots kein Bedenken, keinen Anstoß, keine Schwierigkeit mehr, aber eben in der Form, in der es dem Neutestamentlichen Feiertag sich anbequemt, nicht aber als diesen sich anbequemend, nicht mehr als principiell Normativ, wie es in der Übertragungs- und Fortbildungstheorie vollständig galt, und in der kirchlich-gesetzlichen subsidiarisch zu Hülfe gerufen wurde. Die Frage, ob das dritte Gebot rein cerimonieell oder gemischt sey, hat daher für den christlichen Sonntag und seine Feier gar keine Bedeutung mehr, indem es in seiner ursprünglichen, d. i. Alttestamentlichen Stellung, Geltung und Bedeutung so gut als nicht mehr vorhanden ist. Die Kirche hat sich im richtigen Bewußtseyn ihres Wesens und ihrer Stellung wie zum Gesetz überhaupt, so insonderheit zu diesem Gebote, nicht in den Dienst desselben gegeben, sondern es in ihren Dienst genommen, und ihm daher die ihr angemessene Fassung gegeben: Du sollst den Feiertag heiligen. Eine Änderung, welche sich die Kirche Christi nie erlauben durfte, wenn der ganze Decalog noch die Stellung und Bedeutung im N. T. und für sie hätte, den er seiner ursprünglichen Bestimmung nach und für's A. T. hatte. (Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 24. Juli.

N<sup>o</sup> 59.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Fortsetzung.)

Schon vorher hatte ihn sein Schutzengel, seine Beatrice, nach langer Vorbereitung, nach ernster Läuterung, nach einer strengen Vorhaltung über alle seine eigenen Sünden und Verirrungen, an die Aufgabe seines Lebens erinnert, die Sünde zu strafen und von der Wahrheit zu zeugen.

Purg. XXXII. 103 — 105.

„Zum Heile der Welt, die im Argen liegt, wende deine Augen auf den Wagen der Kirche: und siehe wohl zu, daß du, von hier zurückgekehrt, alles was du siehst, niederschreibst.“

So empfindet er auch noch im Paradiese, in der Seligkeit, den Schmerz über das Elend auf Erden in der Kirche Christi: es wird ihm auch hier wiederholt seine evangelische Mission eingeschärft.

Parad. XVII. 124 — 135.

„Ein böses Bewußtseyn eigener und fremder Schuld wird zwar deine Predigt bitter machen, nichts desto weniger sollst du, von jeder Lüge fern, dein ganzes Gesicht verkündigen: laß du nur fragen, wo der Ausfall liegt. Denn wenn auch dein Wort beim ersten Hören lästig würde, so wird es doch Lebensnahrung hinterlassen, je mehr es wird verdaut werden.“

Derselbe Auftrag wird bald darauf erneuert, wenn es heißt:

Parad. XXI. 97 — 99.

„Der Welt, der sterblichen, verkünde, was du hörst, wenn du zurückkehrst, daß man sich nicht mehr vermesse, über die der Vernunft gesteckten Gränzen die Füße zu erheben.“

Und nochmals vernimmt er dasselbe Wort:

Parad. XXVII. 64.

„Darum öffne Sohn, den Mund, sobald du, gemäß der sterblichen Schwere, wieder hernieder kehrst, und verbirg nichts von dem, was ich nicht berge.“

Er hat auch wirklich nichts verschwiegen, sondern geredet und gezeugt in der Zuversicht, daß es, wenn auch spät, werde Frucht bringen. Je mehr er von der Herrlichkeit und Seligkeit des Friedensreiches sieht und hört und erfährt, desto schmerzlicher empfindet er den Abstand, desto dringender wird sein Zorn und Eifer. Die zarteste Liebe, womit ihn seine Gehülfin zur Seligkeit aus dem Lande der Thränen und des Streites zu dem Reiche des Friedens mehr und mehr Himmel an zieht, ist wunderbar vereinigt mit dem zweischneidigen Schwerdte des Zorns, das ihn selbst nicht schont.

Purg. XXXI. 1 — 3.

In der Hölle findet der Waller viele Päpste theils gegen-

wärtig, theils schon erwartet: Cölestin V., Bonifacius VIII., Johann XXII., Clemens V., letztere beide berauscht vom Blute der Heiligen. \*) In der Hölle findet er unter den Heiligen eine große Menge von Geistlichen, Kardinälen und Päpsten,

Inf. VII. 46 — 48.

unter den Kettern auch Papst Anastasius, der, durch die Irrlehre des Photinus verführt, an der Dreieinigkeit irre wurde und nun dafür büßet. \*\*) In der Hölle findet er nicht minder Nikolaus V., wo er die Ehrfurcht fast vergißt, die er sonst auch schlechten Päpsten nach ihrer Würde zollt.

Inf. XIX. 88 — 114.

„Ich weiß nicht, sagt er, ob ich nicht zu eifrig ward, als ich ihm in dieser Weise antwortete: „Sage mir doch, wie viel Geldes unser Herr zuerst von St. Petrus nahm, als er ihm die Schlüssel gab zu seiner Amtsverwaltung? Wahrhaftig, er verlangte nichts, als dieses eine: Folge mir nach! Weber Petrus, noch die Anderen verlangten Gold oder Silber von Matthias, als er durch's Loos gewählt ward an die Stelle dessen, der seine böse Seele verloren hatte. Drum bleibe nur hier stehen, denn du findest gerechte Strafe; drum hüte nun die arg geraubte Münze. Und wär' es nicht, daß noch immer mich die Ehrfurcht zurückhielt vor den beiden Schlüsseln, die du im heitern Leben hast verwaltet, ich würde noch viel härtere Worte gegen dich gebrauchen, weil euer Geiz die Welt verdüstert, die Guten tre-

\*) Parad. XXVII. 58. 59. — Offenb. Joh. 17, 6.

\*\*) Inf. XI. 8. 9. Diese Stelle war in einer Schrift benutzt worden, um Italien durch die Autorität ihres ersten Dichters für die evangelische Lehre zu gewinnen. Die Schrift führt den Titel: Avviso piacevole data alla bella Italia da un nobile giovane Francese. Gegen diese Schrift ist nun der berühmte Controversist Bellarmin (Controv. lib. 4. de Rom. pontif. c. 10.) aufgetreten: er sucht den Irrthum Dante's, den übrigens Martinus Polonus theilt, historisch nachzuweisen, da — Photinus 376 gestorben ist, Anastasius I. aber erst 402, Anastasius II. 498 den Römischen Stuhl bestiegen haben. Darauf wäre zu antworten, daß Photinus noch heut zu Tage viele Jünger macht. Insofern ist es nicht so widersinnig, als Viele gemeint haben, wenn Daniello diese Höllestrafe auf Anastasius IV. (1154 — 1159) bezieht; Dante hält sich immer nur an die Ausartung der Kirchenfürsten in den späteren Zeiten. Platina schreibt Anastasius II., ein Anderer Anastasius IV. Bücher de trinitate zu, die in der Handschrift liegen geblieben sind. Vielleicht hat Dante etwas davon gesehen. Ist die Sage irrig, desto besser. Vielleicht ist es eine Verwechslung mit dem Kaiser Anastasius. Immer steht so viel fest, daß Dante dem Papste keine Unfehlbarkeit zugesieht. — Philalethes, so nennt sich der neueste Deutsche Übersetzer der divina comedia, schließt daraus, daß der Dichter dem Episkopalsysteme das Wort rede, welches den Papst einem allgemeinen Concilium unterwirft.



tend und die Bösen hebend. Euch, Hirt, hatte der Evangelist im Auge, als er das Weib, das über den Wassern sitzt, mit Königen buhlen sah.“ \*)

„So lange dem Gatten der Kirche noch Rechtschaffenheit am Herzen lag, war diese mit sieben Häuptern (Sakramenten) ausgestattet, und war ein Zeugniß von den zehen Hörnern (Geboten). \*\*) Ihr aber habt euren Gott aus Gold und Silber gemacht, und was ist für ein anderer Unterschied zwischen euch und einem Götzendiener, als daß dieser einen, ihr aber hundert Götzen ehrt.“

Nach so harten Zeugnissen über Menschen, denen die höchste geistliche Würde anvertraut war, ist es wohlthuend auch zu vernehmen, welche Segenskraft nach des Dichters Überzeugung das hohe Amt auch auf die gebrechlichsten Sünder ausübt. Rührend ist im Purgatorium die Unterhaltung zwischen Papst Hadrian V. (1276) und dem träumenden Dichter.

Purg. XIX. 91 — 145.

Im Purgatorium küßt Papst Hadrian V. für den Geiz, von dem er sich erst als Papst zu Gott bekehrte: nur einen Monat und wenige Tage saß er auf dem Stuhle Petri. „Nur einen Monat,“ sagt er, „wenig mehr, fühlte ich, wie schwer der Mantel dem ist, der ihn vor Beschmutzung wahrt, so schwer, daß alle anderen Bürden dagegen federleicht erscheinen. Spät kam leider meine Bekehrung, doch als ich war der Hirte Roms geworden, da ward mir offenbar des Lebens Lüge. Ich sahe, daß dort das Herz nicht Ruhe fand. \*\*\*) Denn höher konnte man in jenem Leben nun nicht steigen: da ward zu diesem meine Liebe entzündet.“ — Der Pilger kniet nieder: der Papst heißt ihn aufstehen; er nennt ihn Bruder, und fügt hinzu: „ich bin dein Mitsknecht, †) und mit allen anderen gleicher Macht. Wenn du jemals den heiligen Laut des Evangeliums verstanden, welcher sagt: „„dort frein se nicht,““ ††) so wirst du auch erkennen, warum ich also rede.“ —

Wir sind hiemit auf eine Dase des Friedens gekommen: aber — hiemit für kurze Zeit, — wir dürfen keinen falschen Frieden schließen: wir sind noch auf dem Kampffelde: wir müssen weiter. —

Purg. XVI. 64 — 93.

Nicht von Gott, so lehrt im Purgatorium der Venetianer Marco, sondern durch die Schuld der Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen, und diese Sünde wächst wie ein Schnee-

\*) Offenb. 17, 1. 2.

\*\*) Offenb. 17, 3. 9. 12.

\*\*\*) Augustinus sagt am Anfange seiner Confessionen: Unser Herz ist unruhig, bis es in dir, Herr, ruhet.

†) Offenb. Joh. 22, 9. Der Engel spricht zu Johannes, welcher niedergekniet war zu den Füßen des Engels, anzubeten: Siehe zu, thue es nicht, denn ich bin dein Mitsknecht, und deiner Brüder, der Propheten, und derer, die da halten die Worte dieses Buches: bete Gott an.

††) Matth. 22, 30. — Wie die ausschließliche Ehe im Himmel aufhört, so hört dort auch das Verhältniß des Papstes zur Kirche auf.

ball, wenn die von Gott dagegen geordneten Mittel, Gesetz und Evangelium, nicht ordnungsmäßig gebraucht werden.

Purg. XVI. 94 — 132.

„Darum ist das Gesetz bestellt, Zaum anzulegen: darum thut ein Herrscher Noth, der von der wahren Stadt mindestens den Thurm im Auge behalte. Wohl sind Gesetze vorhanden: doch wer hält sie? Keiner: denn der Hirt, der vorausgeht, kann wohl wiederkäuen, aber er hat nicht gespaltene Klauen.“

Alles was die Klauen spaltet und wiederkäuet unter den Thieren, das sollt ihr essen. Was aber wiederkäuet und hat Klauen und spaltet sie doch nicht, das ist euch unrein und sollt's nicht essen. So lehrt das Gesetz Moses III. 11, 3. 4. So ist auch der Papst nicht rein; denn wenn er auch wiederkäuen kann, so fehlt ihm doch die andere Eigenschaft, daß er das Wort recht theile, daß er seine geistliche Herrschaft von der weltlichen, die ihm nicht gehört, getrennt halte. Aber wie der Hirt, so die Herde.

„Daher kommt es, daß das Volk, das seinen Führer nur nach den Gütern haschen sieht, wonach er gierig ist, auch nur davon sich nährt und außer dem nichts begehrt. So kannst du sehen, daß die böse Führung die Ursache ist, welche die Welt so verderbt macht, und nicht allein die Natur, wie sie in euch verderbt sey. Sonst pflegte Rom, welches die gute Ordnung der Welt gründete, zwei Sonnen zu haben, welche die eine und die andere Strafe erleuchteten, die Strafe der Welt und die Strafe Gottes. Jetzt hat ein Licht das andere ausgelöscht: und das Schwerdt ist mit dem Hirtenstabe verbunden; gewaltsam so verschlungen, muß eins wie das andere übel fahren: weil so verbunden eins das andere nicht fürchtet. Glaubst du mir nicht, so merk' nur auf die Ähre: denn jedes Kraut erkennt man an dem Samen, den es trägt. — Sage Allen, daß die Kirche Roms dadurch, daß sie in sich beide Herrschaften vermengt, in Schlamm verfällt, daß sie sich und ihre Ladung verunehret. — O mein Marco! sagte ich, dein Beweis ist richtig: und jetzt erkenne ich, weshalb die Söhne Levi's vom Erbtheil ausgeschlossen waren.“

(Schluß folgt.)

## Evangelische Begründung der Sonntagsfeier, nebst einer Revision u. s. w.

(Schluß.)

Den Einwurf, daß unsere Theorie von der göttlichen Autorität des Tages und seiner Heiligkeit mit den apostolischen Aussprüchen streite, um welches Einwurfs willen die Mosheim'sche apostolisch-gesetzliche Ansicht fiel, haben wir wohl nicht zu fürchten, weder von denen, die sogar eine Alttestamentlich-gesetzliche Autorität geltend machten, noch auch von denen, die die kirchlich-gesetzliche aufzurichten suchten, wenn sie nicht — wovon sie weit entfernt sind — alle „göttliche Nothwendigkeit“ aufgeben wollen; wir fürchten ihn um so weniger, als bei unserer Theorie von einer Gesetzhaltigkeit überhaupt nicht die Rede ist. Es ist aber anerkannt, daß die Polemik Pauli in Röm 14, 5. 6.,

Gal. 4, 9—11., Col. 2, 16. der ganzen Stellung des A. B. zum N. B. gilt, also das gesegliche Wesen des A. B. im N., als ob in der Außerlichkeit des gottesdienstlichen Lebens ein Verdienst zur Seligkeit sey, bekämpft; und daß die Feier des Sonntags, als Tags des Herrn, von den Aposteln ausging. Auch ist der Tag des Herrn nicht die einzige göttliche Anordnung im N. T. Und was insbesondere die Stelle Col. 2, 16. betrifft, so gehen die Ausdrücke auf bestimmte Feste des A. T., so wie das „richten“ seine bestimmte Beziehung auf das gesegliche Verdammten hat. Vgl. Steiger Brief Pauli an d. Col., 3. d. St.

Zu diesem durch göttliche Einsetzung sanktionirten Tag des Herrn verhalten sich — um auch dies Verhältniß kurz zu berühren — die übrigen Festtage der christlichen Kirche wie etwa die Alttestamentlichen Feste zum Sabbath, von dem sie auch den Namen borghen (Lev. 23, 24. 39.). Die Feier des Tags des Herrn war die Veranlassung zur Feier der übrigen Feste. Das Osterfest war daher das erste. Sie haben zunächst in dieser ihrer Besonderheit rein kirchliche Autorität, obgleich sie auf historische Thatfachen basirt sind. Daher konnten sie auch zu verschiedenen Zeiten vermehrt, verändert, vermindert werden. Und wenn sie schon als hohe Feste bezeichnet werden, so bleibt doch der Tag des Herrn der ursprüngliche, der Typus, der wichtigste und heiligste.

Nachdem sich uns nun der eigentliche Begriff und die wahre Bedeutung des christlichen Sonntags in seiner göttlichen Autorität ergeben, so wird sich das Wesen seiner Feier einerseits, so wie das Verhältniß der Kirche und des Staats zu ihr andererseits leicht und sicher bestimmen lassen.

Wenn Liebekrutz (a. a. O.) sagt, daß die Idee des Tages eine Feier und Darstellung erfordere, welche dem ganzen Tag den Charakter eines eigentümlich dem Herrn geweihten Tages durchgängig sichert; so ist das eine Wahrheit, die, wie sie früher und auch bei seiner Theorie als willkürliche Annahme erscheinen mußte, jetzt ihre volle Begründung und Berechtigung hat. Die Art der Feier selbst bestimmt sich nach den zwei Gesichtspunkten, daß sie eine kirchliche sey (nicht bloß äußerlich genommen, sondern im Sinne der durch Christum gestifteten Gemeinschaft), und daß sie der Ausdruck der Offenbarungsthatfache im Bekenntniß und Wandel sey. Nicht als ob der Christ nur am Sonntag mit dem Herrn auferstehe und in der Vollendung der Erlösung lebe, wie einst der Jude am Sabbath mit dem Herrn seinem Gott ruhte, sondern der Christ ist einmal auferstanden mit seinem Herrn in der Wiedergeburt, und steht täglich mit dem Herrn auf in täglicher Erneuerung; und insofern sind ihm auch alle Tage gleich und alle Tage sind dem Herrn geweiht. Aber gleichwie jeder Einzelne in beständiger Gemeinschaft mit allen lebt, aber diese Gemeinschaft nicht immer zu bethätigen Gelegenheit hat, sondern eben dazu die bestimmten Zeiten, Orte und religiösen Handlungen bestimmt sind; so ist es auch mit der Auferstehung des Herrn. Ein Christ lebt beständig in ihr; aber am Tage derselben treibt es ihn, dies sein Inthierleben zu bethätigen durch Bekenntniß und Wandel. Auf der anderen Seite ist und bleibt der Christ ein Sünder, und er bedarf ja deshalb

der täglichen Reinigung. Er kommt daher jeden Sonntag wieder als Sünder, der von neuem mit dem Herrn auferstehen will, wozu ihm der Herr selbst den Tag gegönnt hat.

In jenen zwei eben genannten Momenten sind auch die beiden Beziehungen der Sonntagsfeier als gemeinschaftliche im Hause des Herrn und als Privatfeier des Einzelnen bezeichnet. Die Art der gemeinschaftlichen Feier, der kirchliche Kultus, fällt der Anordnung der Kirche als solcher anheim, hat aber ihr Princip an der ihr zu Grunde liegenden Offenbarung. Die Art der Privatfeier, für welche in der kirchlich-geseglichen Theorie gar kein Princip gegeben war, ergibt sich aus dem Verhältniß in welchem sich der Einzelne, innerhalb der Gemeinschaft, zu jener Offenbarung weiß oder wissen soll. Es ist daher die Feier des Tags im Allgemeinen von der besonderen Art der Feier darin wesentlich verschieden, daß jene als unmittelbar göttliche Anordnung jedem Christen schlechthin heilige Pflicht, die Vernachlässigung eine Entheiligung, die Entheiligung eine Ver-sündigung ist; während die besondere Art der Feier nicht schlechthin bindend ist, und Niemand darum schon ein Sonntagschänder ist, wenn er an einem Sonntage nicht in die Kirche geht, falls er außerdem ihn feierlich begeht. Wenn nun die göttliche Offenbarungsthatfache der Auferstehung des Herrn in ihrer ganzen Bedeutung für das Reich Gottes, als Princip der Sonntagsfeier überhaupt aufgefaßt wird, so wird sich für das christliche Bewußtseyn folgende normative Regel leicht ableiten lassen, daß, negativ alles ausgeschlossen und unzulässig ist, was nicht zur Ehre und Verherrlichung des Tags und seiner Bedeutung geschieht, gereicht und beiträgt; dagegen alles das eingeschlossen und gefordert ist, was zur Verherrlichung desselben in Bekenntniß und Wandel gereicht und beiträgt. Der allgemeine Charakter der Feier ist der der heiligen Freude, wie dies auch besonders in der ersten christlichen Kirche sehr hervorgehoben wurde. Ob aber z. B. Tanz und wilde Lust verboten seyen, kann von diesem Standpunkte aus gar keine Frage seyn. Melius est arare quam saltare, es ist besser pflügen als tanzen, sagt Augustin. Die Arbeit nämlich kann, wie sie an sich keine Sünde ist, auch für den Sonntag nicht schlechthin verboten seyn. Nur sofern sie die Feier des Tages für den Einzelnen oder für die Gesamtheit hindert, ist sie von selbst ausgeschlossen. Die bloße Ruhe ist durchaus kein aus dem Wesen des christlichen Sonntags hervorgehendes Moment der Feier. Daß dies auch die Ansicht und Lehre der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche ist, darüber finden sich unzählige Belege, und können solche anderwärts leicht nachgesehen werden. Leider wurde nach der reformatorischen Rückkehr der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit des Glaubens gerade der Punkt über die Sonntagsfeier nicht auf eine dem negativ richtigen Standpunkt der Reformation entsprechende positive Begründung zurückgeführt, sondern es gewann die Alttestamentlich-gesegliche Ansicht die Überhand, ohne eine dem evangelischen Bewußtseyn so ganz widersprechende Überzeugung im Volke begründen zu können. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert häufen sich daher die Sonntagsedikte so, daß man kaum durchkommen kann. Überall aber ist von Sab-



bathordnung die Riede, und einzelne Kirchenordnungen (s. Spörl vollst. Pastoralthcol. 1764 S. 506.) gingen so weit, selbst das Spaziergehen und Spazierenfahren bei Geldstrafe und Kirchenbusse zu verpönnen. Kein Wunder, wenn die Reaktion am Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts entsprechend war.

Wird nun die Sonntagsfeier in dieser ihrer göttlichen Begründung, in diesem ihrem realen und so zu sagen materiellen Zusammenhang mit dem Grunde des ganzen christlichen Seyns und Lebens aufgefaßt und festgehalten, so ist sie eo ipso Sache des Staates und der Familie, wie der Kirche, und nicht erst durch kirchliche Anordnung. Denn Familie und Staat sind neben der Kirche gleichberechtigte Potenzen des öffentlichen Lebens im Christenthum. Es liegt daher im Interesse des Staates selbst, als eines christlichen, als einer göttlichen Anstalt neben der Kirche für den beiden gemeinsamen letzten Zweck derselben, das Reich Gottes, sich der Sonntagsfeier anzunehmen, und wir rechnen dies nicht zum geringsten Vortheil unserer Auffassung des christlichen Sonntags vor den übrigen, daß der Staat in seinem christlichen Bewußtseyn von der Sache selbst berührt, es als unmittelbare Pflicht erkennen muß, die Sonntagsfeier zu schützen und zu fördern, und nicht mehr bloß als Diener der Kirche erscheint, oder den gehässigen Schein, die Religion als bloßen Kappzaum für's Volk zu benutzen, auf sich ladet. Er handelt hier nur im Namen des christlichen Bewußtseyns überhaupt, und wo er das thut, wird er im gleichen Bewußtseyn der Familie und des Einzelnen, das hienit nur eigentlich hervorgerufen und bestimmt wird, Anklang oder eigentlich den Gegenklang finden.

Die Wirksamkeit für rechte Sonntagsfeier ist aber, wie sie selbst, eine innere und äußere. Wie nun die innere Seite, was wohl Niemand widersprechen wird, der Kirche zufällt, so die äußere dem Staate, von dem in Beziehung auf jene nur gefordert werden kann, daß er die Kirche in ihrer Thätigkeit und Wirksamkeit anerkennt, schützt und unterstützt; daß er alle Störung, so weit sie in sein Gebiet und Bereich einschlägt, verhüte und verhindere; daß er namentlich diejenigen Störungen im bürgerlichen Leben beseitige, welche dem Wesen der christlichen Sonntagsfeier in Bekenntniß und Wandel entgegenstehen. Die Anordnung der Märkte auf den Sonntag, Erlaubniß zu Tanzgelagen u. dgl. sind eine Verhöhnung des Tags des Herrn; ihre Abschaffung ist unbedingte Pflicht des Staats, wenn er eine Sonntagsfeier überhaupt will. Wie weit er über die Arbeit am Sonntag gebieten wolle, wird sich nach der Beschaffenheit derselben und ihrem Verhältniß zu dem Begriff der Störung, der eigenen sowohl als der fremden, ermesßen lassen, da, wie wir bereits erwähnt, Arbeit an sich noch nicht absolute Entheiligung des Sonntags ist.

Es bedarf keiner Erinnerung, daß die bei weitem wichtigste Seite die innere, der Kirche zufallende ist, und daß nach dem natürlichen Verhältniß vom Inneren und Äußeren, die Wirksamkeit des Staates in dem Grade verschwindet, als die der Kirche

zunimmt, ja daß die Kirche auf nichts Anderes ausgehen kann und muß, als den Staat hierin entbehrlich zu machen. Wäre die Gemeinde des Herrn auf Erden, wie sie seyn sollte, so würde nichts als die Macht des christlichen Bewußtseyns dazu gehören, um die Sonntagsfeier ihrem Wesen und Zweck entsprechend in ihr herzustellen, welches Bewußtseyn aber nicht bloß auf die Sonntagsfeier zu beziehen, sondern auf das wahrhaft christliche überhaupt. Daher hat die Kirche vor Allem das Princip ihres Seyns und darin das Princip des christlichen Sonntags sich selbst recht zum Bewußtseyn zu bringen und festzuhalten, um ihrer Thätigkeit festen Grund und Halt zu sichern. Dann aber diesem Princip gemäß die reine Lehre des Worts in Kirchen und Schulen, so wie die richtige Verwaltung der Gnadenmittel zu wahren. Es ist noch viel zu wenig anerkannt, wie die Predigt des reinen Evangeliums so wesentlich mit der rechten Sonntagsfeier zusammenhängt. Wenn die Predigt auf dem Evangelio von dem Auserstandenen und der durch ihn vollbrachten Erlösung beruht, so trifft sie mit der Grundlage des Sonntags, als Tags des Herrn, unmittelbar zusammen, und beide berühren sich, wie in der Sache, so auch im Bewußtseyn der Christen. Der Sonntag treibt dann selbst zur Anhörung des Evangeliums u. dgl. Wo aber das Evangelium nicht verkündet wird, wo der Gottesdienst, als wesentlicher Theil der Sonntagsfeier vom evangelischen Grunde losgerissen ist, ist auch sein Zusammenhang mit der Sonntagsfeier selbst zerrissen; es sind zwei isolirte Glieder geworden, die auch keine gegenseitige Wirkung haben, sondern einander abstoßen. Wie das Evangelium zum Sonntag, so muß der Sonntag zum Evangelium führen. — Daher die ganz natürliche Erfahrung, daß die Sonntagsfeier (nicht bloß der Kirchenbesuch) in den Gemeinden, wo ungläubige Prediger sind, im Argen liegt, obgleich grade diese gewöhnlich am meisten Klage führen und Strafe verlangen für die einzelnen Sonntagsstörungen, ja recht eigentlich für die äußere Sonntagsfeier um so heftiger eifern, je weniger sie den inneren Grund derselben erfaßt haben. Eine im Gebiete des Reiches Gottes gar nicht schwer zu enträthselnde Erscheinung. — Daß mit der Predigt des reinen Worts die ganze Thätigkeit nicht erschöpft sey, daß Kultus und Kirchenzucht damit Hand in Hand gehen müsse, versteht sich zu sehr von selbst, als daß wir es weiter zu erörtern für nöthig hielten. Übrigens ist die Klage über Entheiligung des Feiertags alt genug, um sie recht würdigen zu können. Propheten, Kirchenväter, Concilien und Consistorien klagen zu allen Zeiten und an allen Orten. Sie wird nicht aufhören. Doch können wir keineswegs, wie gesagt, der Meinung Nücker's (a. a. O. S. 68.) beistimmen, daß durch Zurückführung der Sonntagsfeier auf unmittelbar göttlichen Grund nichts werde gewonnen werden. Wir haben einiges Vertrauen auf ein christliches Gesamtbewußtseyn, einiges Vertrauen auf die Ausgleichung des christlich praktischen Bedürfnisses mit dem evangelischen Bewußtseyn der Wissenschaft. — Der Herr wird's versehen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 28. Juli.

N<sup>o</sup> 60.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Schluß.)

Das Geistliche soll nicht mit Weltlichem vermengt werden. Darum sollen die beiden Herrschaften gespalten seyn, wie die Klauen der reinen Thiere. Die Kirche soll nicht bloß die Lehre der Schrift durch die Predigt wiederholen, sondern sich auch selbst des fremden Gutes enthalten, welches sie jetzt gierig verschluckt und — wiederkäuet.

Purg. XXXII. 129.

„O Schifflein mein! wie schlecht bist du beladen!“

Parad. XX. 56. 67. 60.

„Konstantin's wohlgemeintes Geschenk, da er in Rom dem Papste wick und Griecho wurde, hat böse Frucht gebracht, wodurch die Welt zerrüttet wird.“

Inf. XIX. 115 — 117.

„O Konstantin, wie großen Übels Mutter ward — nicht etwa deine Bekehrung, — wohl aber jene Mitgabe, die von dir nahm der reiche Vater.“

Der Reichthum der Welt, das ist des Dichters immer widerkehrende Klage, Agypten mit seinen Fleischtröpfen hat die Kirche verderbt, welcher die Bergpredigt Armuth predigt.

Parad. XI. 555 f.

So trachtet sie nach Reichthum und Menschenweisheit. Niemand will mehr arm seyn.

Petrus Damianus läßt sich also vernehmen:

Parad. XXI. 127 — 137.

„Es wanderte Kephaz, es wanderte — Paulus, — das große Gefäß des heiligen Geistes, hager und barfuß, und beide nahmen die Speise in jedweder Herberge, so schlecht sie war. Jetzt wollen allerwärts die neuen Hirten, daß Jeder sie beschule, Jeder sie geleite, und Jeder ihnen die Schleppe trage: so schwer sind sie! Mit ihren Mänteln bedecken sie die Zelter, so daß zwei Thiere unter Einem Felle fürbaß gehen. O Langmuth, die du so viel duldest.“

Und kurz darauf erneuert sich dieses Zeugniß über die verfallene Kirche in der Stimme des heiligen Benedikt.

Parad. XXII. 73 — 96.

„Die Leiter Jakob's zu erklimmen, hebt jetzt Keiner mehr die Füße von der Erde, und meine Regel ist unten nur geblieben, um das Papier unnützer Weise zu füllen. Die Mauern, sonst Abteien, sind Höhlen, und die Kutten sind Säcke worden voll verdorbenen Mehls: aber schwerer Bacherzins ist dem Wohlgefallenen Gottes nicht so entgegen, als diese Frucht, die jetzt so thöricht macht der Mönche Herzen. Denn was die Kirche hat, das gehört alles von Rechtswegen dem Volke, das zu Gott

stehet, aber nicht den Verwandten, und noch Argereu. Das Fleisch der Sterblichen ist aber so versucherisch, daß unten auf der Erde nicht genügt der bloße Anfang, so wie der Keim der Eiche nicht genügt, um Eichen zu erzeugen. Petrus begann ohne Gold und ohne Silber. Mit Beten und mit Fasten hab' ich, hat Franziskus, ein jeder demüthiglich sein Kloster eröffnet. Und siehst du auf den Anfang von uns beiden, betrachtest du dann, wohin er sich verlaufen, so wirst du sehen, wie aus Weiß ist Schwarz geworden. Wahrlich, daß der Jordan sich rückwärts wendete, daß das Meer floh, als Gott es wollte, ist wunderbar, aber daß hier Hülfe kommt; das ist kein Wunder.“ —

Aber wohl mögen auch Nichtkatholiken an diesem heiligen Ernst, der immer fort auf den Anfang der christlichen Kirche, und auf den blutgetränkten Ader Christi zurückweist, sich selbst prüfen, und die Schäden in der eigenen Kirche, in dem eigenen Herzen von ihm strafen lassen: sein Wort trifft Jeden, der vom rechten Wege, — diritta via — welcher schmal ist, — von Christo — merklich oder unmerklich abweicht und auf seine eigenen Wege kommt, wo kein Friede ist.

Parad. XXIX. 86 — 126.

„Die Philosophie,“ so lehrt Beatrice, „führt die Menschen oft irre durch die Liebe zur Sichtbarkeit, zum Scheine, und durch die Einbildung darauf. Und doch wird dies hier oben noch ertragen mit geringerem Unwillen, als wenn die heilige Schrift zurückgesetzt, und wenn sie gar verdreht wird. Nicht wird dabei bedacht, wie viel Blut es gekostet, das Gotteswort auszusäen, und wie wohlgefallig der ist, der sich demüthig ihm ergibt. Jetzt strebt ein Jeder nur zu gleißen, und macht seine eigenen Erfindungen; diese sind der Gegenstand der Predigten: das Evangelium wird verschwiegen. Einer sagt, daß der Mond bei Christi Passion zurückgegangen und sich dazwischen gestellt habe, damit das Licht der Sonne nicht herabreiche: und Andere sagen, daß das Sonnenlicht sich aus sich selbst verborgen, daher es den Spaniern und Indiern so gut als den Juden dieselbe Finsterniß gebracht. Florenz hat der Lapi und Bindi, so viel ihrer auch sind, doch nicht so viele, als solcher Fabeln sind, die das ganze Jahr hier und dort ausgesprochen werden von der Kanzel: so daß die Schäflein, die nichts wissen, mit Wind gebläht von der Weide heimkehren, wiewohl sie nicht entschuldigt sind, daß sie ihren Schaden nicht sehen.“ Zu seinem ersten Jüngerkreise sagte Christus nicht: Gehet hin, und prediget der Welt Märchen; nein, er gab ihnen den wahrhaftigen Grund mit: und dieser tönte so in ihrem Munde, daß sie zum Kampfe

\*) Entschuldigung findet auch der Verführte nicht, denn die Schrift ist noch zu finden. Parad. V. 76. So sagt Jesajas 9, 16.: Die Leiter dieses Volkes sind Verführer: und die sich leiten lassen, sind verloren.



gegen die Welt, um das Feuer des Glaubens anzuzünden, aus dem Evangelium Schild und Schwerdt machten.“\*)

„Jetzt geht man aus, mit allerlei Gefistulationen und Zierereien zu predigen, und die Capuze bläht sich nur, damit man lacht: auf weiter nichts kommt es ihr an. Aber in ihrem Zipfel nistet versteckt solch ein Vogel, daß das Volk, wenn es hineinsehen könnte, auch den Ablass würdigen lernen würde, auf den man sich verläßt: weshalb so große Unwissenheit auf Erden erwachsen ist, daß man, ohne irgend eine Prüfung des Zeugnisses, jeder Vorsepiegelung Glauben beimißt. Damit mästet sich das heilige Schwein Antonio's, und viele andere, die schlimmer sind als Schweine, mit Münze zahlend ohne Bild und Überschrift.“

Dennoch wird der Friede der Seligen im Himmel durch den Jammer auf Erden nicht gestört: im Lichtspiegel Gottes lesen Alle das Ende, denn Er wird es herrlich hinausführen. Darum folgt auch immer auf so viele Scenen der Klage ein Bild des himmlischen Friedens.

#### Parad. XXVII. 1 f. 19 — 148.

Dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste singt das ganze himmlische Paradies einstimmig Gloria. Durch alle Himmel geht ein einiges Lächeln der Liebe. „Aber wie wenn das weiße reine Silberlicht des Sternes der Gerechtigkeit (Jupiter) mit dem blutrothen Feuergeranze des Kriegsgehirns (Mars) durchdrungen wird, so wird das selige Licht St. Petri plötzlich verfärbt, indem er vom Himmel zur Erde nach Rom herabsieht. Und nun vernahm der Seher Petri Wort: Wenn ich mich jetzt verfärbte, so wundere dich nicht, denn, indem ich reden werde, wirst du alle Seligen sich verfärben sehen. Der, der sich meines Stuhles auf Erden annahm, meines Stuhles, meines Stuhles, — denn er gehört mir, und ist jetzt ledig vor dem Angesicht des Sohnes Gottes, — derselbige hat aus meiner Grabstatt eine Kloake voll Bluts und Gestanks gemacht, worüber der Abtrünnige, der von hier oben herabstürzte, dort unten sich freut. Mit der Farbe, welche durch die entgegensehende Sonne auf Erden die Wolken Abends und Morgens blutroth färbt, mit dieser Farbe sah ich nunmehr den ganzen Himmel bedeckt. Und gleich wie eine edle Frau, die in sich selber ruhig bleibt, und doch, hört sie von Anderer Fehl, zu bangen pflegt, so wandelte das Antlitz Beatrice. Solche Verfinsternung, glaub' ich, war im Himmel bei der Passion der höchsten Allmacht. — Dann fuhr seine Rede fort mit einer innerlich so verwandelten Stimme, daß das Antlitz sich nicht mehr äußerlich verwandelte.“\*\*) Nicht wurde Christi Braut mit meinem und mit Linus und mit Cletus Blute getränkt, um zum Erwerbe vielen Goldes benutzt zu werden, sondern zum Erwerbe dieses seligen Lebens. So haben auch Sixtus, Pius, Calixtus und Urbanus ihr Blut verstreut nach vielem Weinen. Nicht war es unsere Absicht, daß nur eine Schaar, nur eine Partei des Christenvolks zur Rechten unserer Nachfolger säße, und die andere zur Linken gestellt werde: noch daß die Schlüssel, die mir verliehen wurden, das

Zeichen auf der Fahne würden, um wider die Getauften Krieg zu führen: noch daß ich würde das Bild des Siegels, um Privilegien und Lügen feil zu bieten, worüber ich so oft erröthe und erglühe. Raubgierige Wölfe im Kleide der Schafhirten sieht man von hier aus auf allen Weideplätzen. O Rache Gottes, warum ruhest du noch? — Allein die hohe Vorsehung, die für Rom durch Scipio's Arm die Ehre der Welt bewahrt hat, sie wird bald helfen, wie ich es erkenne.“) Darum o Sohn, der du in Folge der sterblichen Schwere, die dich noch drückt, noch einmal mußt zur Erde kehren, thu' auf den Mund, und verbirg der Welt nichts, was ich nicht verberge. — Vergiß nicht, daß auf Erden jetzt der Regierer fehlt, weshalb das Geschlecht der Menschen vom rechten Wege abkommt. Doch bald, bald — wird aus neuer Blüthe wahre Frucht hervorgehn.

So donnert es im Himmel, ohne daß sein Friede gestört wird, denn der göttliche Zorn ist das Gegentheil menschlich sündlicher Leidenschaft.

#### Parad. XVIII. 118 — 136.

Auf dem Sterne der Gerechtigkeit bittet der Waller den Geist, aus dem auch dieser Sphäre Schwung und Abel stammt, daß er nach der Ursache des Rauches schaue, der seinen Glanz verdüstert und die Gerechtigkeit verschleiert: er fletet, daß der Herr zum zweitemale jetzt erzürne über den Schacherkauf und Verkauf in dem Tempel, „der mit Wunderzeichen und Martern erbaut worden ist.“ Aber er legt auch seine Fürbitte ein für die arme, verlassene Heerde: er bittet alle Seligen um ihre Fürbitte. „O Himmels Heerschaar, die ich jetzt sehe von Angesicht, o bitte doch für die, die auf der Erde alle abgeirrt sind, dem schlechten Beispiel folgend. Sonst pflegte man mit Schwerdtern Krieg zu führen: allein jetzt wird in der Kirche Krieg geführt, indem man hier und dort den Kindern das Brodt entzieht, das der fromme Gott Keinem weigert. Aber du, der du bloß schreibst um auszustreichen,\*\*) bedenke wohl, daß Petrus und Paulus noch leben, die für den Weinberg gestorben sind, den du verwüstest. Wohl kannst du sagen: Kenn' ich den Fischer nicht — den armen Fischer Petrus, — frag' ich auch nicht nach Paulus, — dem Polarstern aller Christen, die auf dem Meere des Lebens schiffen — so habe ich doch ein treulich Verlangen nach dem, der in der Wüste einsam leben wollte, und um eines Tanges willen zur Marter ward geschleppt.“ Denn — er ist das Gepräge — der Florentinischen Goldgulden.

#### Parad. IX. 132 — 142.

„Die Florentinischen Gulden haben die Schafe und die Läm-

\*) Eps. 6, 10 — 20.

\*\*) Der Apostel blieb unverändert in dem heiligen Zorneseifer über die Sünde auf Erden.

\*) Wie die Vorsehung Gottes die Stadt Roma schon zur heidnischen Zeit mit besonderer Fürsorge gegründet, bewahrt und von ihren Feinden befreit und zur Ehre der Christenheit erhalten hat — Convito IV. 5. —, so wird sie auch jetzt dem Verderben wehren und Hülfe senden, daß die Stadt gerettet werde von der Schmach, in die sie ihr eigenes Oberhaupt gestürzt hat.

\*\*) Der Papst schreibt seine Bullen nur, um Gottes Wort und Schrift auszustreichen. Der Papst schreibt nicht um zu bessern, sondern um zu verdammen: nicht zum Heile und Segen, sondern zum Fluch und Verderben. Clemens V. ist gemeint.

mer, \*) Alt und Jung, die Kirche und die Schule, in die Irre geführt, und — den Hirten zum Wolfe gemacht. Darum ist das Evangelium verlassen: verlassen sind die Kirchenväter; nur über die Dekretalien studirt man so, daß man's ihren Rändern ansieht. Nur nach Gold trachten Papst und Kardinäle: nicht gehen ihre Gedanken nach Nazareth, wo einst Gabriel die Flügel ausspannte. Aber bald — bald wird der Vatikan, bald werden alle andere auserwählte Orte Roma's, welche der Streiter-schaar, die Petro folgte, zur Gruft geworden sind, frei werden von dem Ehebruche."

Jetzt erkennen wir mehr und mehr, wo die Stadt Rom, wo die Kirche Roms zu finden ist, zu welcher Dante Alighieri sich bekennt und alle Christen einladet. Es ist nicht die Stadt, welche ihre eigene Geistlichkeit zur Kloake gemacht hat, nicht die Stadt, „wo Christus alltäglich wird verschachert."

Parad. XVII. 49 — 69.

Es ist nicht die Stadt, nicht die Kirche, von welcher einst der Dichter, mitten in seinem Streben, sich mit ihr zu verständigen, verfolgt und verstoßen, mit bitteren Schmerzen sich trennen und in die Fremde ausziehen mußte. Sondern das Ziel seines Strebens ist die Roma, wo Christus selbst als Römer einzieht, Purg. XXXII. 100 — 102.

Seine Heerde zu weiden: das Kloster sucht er, wo Christus selbst der Abt ist.

Purg. XXVI. 128. 129.

Aber wo ist die Kirche, die Stadt, das Kloster, wonach der Prophet anschaut? Droben ist das Urbild: unten sucht das Urbild sein Abbild. — Ist es etwa in der Evangelischen Kirche zu finden? — Daß wir uns nicht irren! — Die evangelische Lehre ist rein, aus dem Worte Gottes; aber ist die Kirche, die Lehre? — Wir können auch hier von Dante lernen. Wir folgen ihm nicht nach, wenn wir mit ihm nur die Schäden und Gebrechen der Römischen Lehre und Kirche rügen. Dante Alighieri beklagte und strafte die Gräuel und Flecken in seiner Kirche, die Verwüstung des Weinbergs, zu dessen Pflanzungen er selbst gehörte. So lehret er auch den evangelischen Christen, in den eigenen Busen zu greifen, über den eigenen Verfall zu weinen (Prg. XXX. 55 — 57.), die eigenen Schäden zu bekennen und zu strafen, und im Strafen nicht nachzulassen, wie Beatrice nicht nachläßt, ihren Schützling zu strafen (Prg. XXXI. 1 — 3.), bis daß er durch und durch gebeugt und geprüft ist. Je reiner die Lehre ist, desto größer ist die Anforderung an die Kirche; je mehr uns vertrauet ist, desto schwerer ist die Verantwortung. Je weniger wir uns schonen, je aufrichtiger wir den Schaden im eigenen Hause erkennen und bekennen, desto kräftiger wird uns auch die Fürbitte, desto gewisser wird uns die Zuversicht stärken, daß die Schäden bald werden geheilet werden. In dieser Zuversicht klagt und frohlockt auch unser Prophet.

Es wird eine Zeit kommen, so weißaget der Säng' er, wo auch auf Erden die verfallene Kirche wieder aufgebauet und ihr Tempel wird gereinigt werden. Auch auf Erden wird die Stadt

Rom, von ihrer Gründung an unter besonderer providenzieller Fürsorge, das Jahr ihrer Erledigung feiern. Zu dieser Feier sind alle evangelische Christen berufen, mit allen Brüdern in Christo sich zu verbinden. Roma's zweiter Scipio naht schon: es wird ihr geholfen werden, ehe sie sich's versieht.

Parad. XXVII. 61 f.

Und wenn sie dann frei werden wird von weltlicher Lust und von aller Buhlerei und Ehebrecherei,

Parad. IX. 142.

dann werden sich ihre Thore weit aufthun für alle Christen, und ihre Hallen werden sich über die ganze Erde ausdehnen für alle Parteien der Christenheit, die jezo rechts und links gesondert sind,

Parad. XXVII. 47. 48.

für alle Haufen der Heerde Christi zu Einer Heerde unter Einem Hirten. Dann wird Ephraim nicht neiden den Juda, und Juda nicht seyn wider Ephraim. Dann ist allüberall Christus der Überwinder, Christus der König, Christus der Kaiser, der König aller Könige.

## Nachrichten.

(England.) Unter den bei den diesjährigen Jahresfesten der christlichen und wohlthätigen Vereine vorgetragenen Berichten und gehaltenen Reden zeichnen sich in jeder Hinsicht der Bericht und die Reden in der Jahresversammlung der „Kirchlichen Pastoral-Hilfs-Gesellschaft“ (Church Pastoral Aid Society) höchst vorthellhaft aus, theils wegen der großen Wichtigkeit dieser Gesellschaft selbst, theils wegen des Blicks, welchen dieselben in den Zustand der Englischen Kirche thun lassen; ganz besonders aber auch deshalb, weil das Meiste davon so ganz auf unsere eigenen Zustände Anwendung findet.

Die Jahresversammlung der kirchlichen Pastoral-Hilfs-Gesellschaft wurde im großen Saale von Exeter Hall am 11. Mai gehalten; der Präsident der Gesellschaft, Lord Ashley (der älteste Sohn des Grafen v. Shaftesbury, Mitglied des Unterhauses), führte den Vorsitz; unter vielen bedeutenden Geistlichen und Laien befanden sich die Bischöfe von Winchester, Chester und Lichfield auf der Plattform. Der Vorsitzende sagte in der einleitenden Rede unter Anderem: „Dies ist nun das fünfte Mal, daß ich die Ehre habe, von dieser Stelle aus Glück zu wünschen wegen des Zustandes und der Aussichten unseres schönen Vereins. Von Anfang an ist er ein eben so heilsamer, als kräftig gedeihender Baum gewesen; sein Wachsthum war nicht bloß schnell, sondern auch ununterbrochen. Wir haben grade Hindernisse genug gefunden, um zu desto kräftigerer Anstrengung, und Widerstand genug, um zu desto hellerer Offenbarung der Worttreue unserer Sache aufgefordert zu werden. Und das Ergebnis ist, daß nach fünf-jährigem Bestehen wir unsere Wurzeln tief in das Herz unseres Vaterlandes geschlagen; unsere Äste an den Seen, unsere Zweige an den Bächen weit ausgebreitet haben, und das alles, weil wir unter Gottes Segen es unternommen haben, die großen Zwecke unserer auf die heilige Schrift gegründeten Landeskirche zu verfolgen, und die Verbreitung des evangelischen Lichtes durch den Kanal von kirchlich bevollmächtigten Dienern mit Aufrechterhaltung der Verfassung und Disciplin unserer Kirche auf ihrer apostolischen Grundlage zu befördern.“

Der Sekretär eröffnete die sechste jährliche Berichterstattung mit den Worten: „Der Verwaltungsausschuß beginnt mit aufrichtigem Danke gegen den Allmächtigen, der unsere Gesellschaft bis zum Schluß eines besonders schwierigen Jahres behütet, und ein großes Maß von Segen während desselben ihr verliehen hat. Die Angaben des Berichts wer-

\*) Joh. 21, 15 — 17.



den beweisen, daß die großen Zwecke der Gesellschaft in gewissem Grade erreicht worden sind, nämlich die Errettung von Menschenseelen durch die vermehrte Wirksamkeit der Kirche und die Ausbreitung des Reiches unseres Heilandes; sie werden ferner beweisen, daß diese Zwecke auf rechtmäßigen und schriftgemäßen Wegen, und in genauer Übereinstimmung mit der Verfassung und Disciplin unserer Kirche verfolgt worden sind. Vielleicht ist kein christlicher Verein in so kurzer Zeit so reich gesegnet worden, als die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft. Der Verwaltungsausschuß erkennt mit demüthigem Danke den Grund davon zunächst in Gottes Segen, sodann in der dringenden Nothwendigkeit, einen solchen Verein zu errichten, und endlich in der Ergreifung der rechten Mittel, um zu dem Ziel des Vereins zu gelangen. Die Gründer der Gesellschaft sahen umher in unserem geliebten Vaterlande, und fanden die täglich zunehmende Bevölkerung besonders zusammengedrängt in den Bergwerks- und Fabrikgegenden, doch auch, wenn auch mäßiger, in den ackerbauenden Distrikten, und gänzlich dem geistlichen Unterricht und der pastoralen Leitung der Kirche entzogen. Sie sahen so viele Geistliche, welche unter der Last ihrer Pflichten erlagen, wie ihre Gesundheit gefährdet, und sie mit einem frühen Tode bedroht waren. Sie sahen, wie die Kirche mit ihren beschränkten Mitteln außer Stande war, dem Elend abzuheifen, und wie der Staat keine Neigung dazu hatte. Und so beschloßen sie unter Gottes Beistand einen Versuch zu machen, dem großen Verderben zu steuern, den übermäßig belasteten Geistlichen eine Erleichterung, der arbeitenden Kirche eine Hülfe zu gewähren, und dem Staat zum Bewußtseyn seiner Christenpflichten zu erwecken. Schon ist unter dem Segen Gottes die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als früher auf die geistliche Versunkenheit unseres dem Namen nach christlichen Vaterlandes gerichtet; viel wichtiges und interessantes statistisches Material in Bezug auf die Pfarochien des Landes ist gesammelt; mehr als je und ert Geistliche arbeiten jetzt durch die von der Gesellschaft dargereichten Mittel im Weinberge des Herrn, und die Zahl der öffentlichen Gottesdienste hat in dem Verhältnis sich vervielfältigt. Tausende sind in den Lehren und Gebräuchen unserer heiligen Religion unterrichtet worden, welche nach aller Wahrscheinlichkeit ohne die Bemühungen der Gesellschaft in mehr als heidnischer Unwissenheit würden gestorben seyn. Viele Kirchen, Kapellen und Schulsäle sind durch die Bemühungen der Gesellschaft für den Gottesdienst gewonnen; ganz besonders aber ist durch ihren Dienst „den Armen das Evangelium gepredigt worden.““ Hierauf wurden kurz noch einmal der Zweck und die Grundsätze der Gesellschaft angegeben: „Ihr Zweck ist: die Errettung von Menschenseelen, mit demüthigem Aufblick auf Gottes Segenshülfe und allein zu seiner Ehre, durch Unterstützung treuer und eifriger Diener des Herrn, welche als Gehülfen den Pfarrern beistehen. Ihr Grundsatz ist: In einem christlichen Lande sollte die Landeskirche ausreichende Mittel zu christlicher Belehrung und Leitung des ganzen Volks besitzen, und eine christliche Geseßgebung (d. h. das steuerbewilligende Parlament) ist verpflichtet, sie dazu auszustatten. Versäumt aber die Geseßgebung diese Pflicht, dann müssen, ehe die Menschenseelen verloren gehen, alle Christen sich vereinigen, um dem Bedürfnis abzuheifen, und der Kirche, so viel als in ihren Kräften steht, Wirksamkeit verschaffen. Ihr Plan ist: Immer die Bedürfnisse der Kirche auf der einen, und die Ordnung der Kirche auf der anderen Seite fest im Auge zu behalten. Die Gesellschaft möchte das Evangelium gern in jedes Haus bringen; sie bringt aber ihre Hülfe Niemandem auf; der Pfarrer muß um Unterstützung bitten, oder ihre Darreichung genehmigen; er muß angeben, in welcher Weise sie erfolgen soll; er hat die vorgeschlagenen Personen anzustellen und sie zu beaufsichti-

gen; alles, was die Gesellschaft thut, ist, sie zu besolden, und zu dem Ende genügende Beweise ihrer Tüchtigkeit zu fordern.“ In Bezug auf die Finanzen der Gesellschaft sagt der Bericht: „Der Verwaltungsausschuß redet davon mit einem gemischten Gefühl von Freude und Schmerz. Wir freuen uns, daß die Einnahme im verwichenen Jahre beträchtlich zugenommen hat. In dem mit dem 31. März 1840 schließenden Jahre betrug sie 16,176 Pfd. (etwa 113,000 Thlr.); in dem mit dem letzten 31. März schließenden Jahre 19,665 Pfd. (etwa 133,000 Thlr.). Die wirkliche Ausgabe im verwichenen Jahre hat aber 21,769 Pfd. betragen, während die Gesellschaft noch 5675 Pfd. über jene wirkliche Ausgabe hinaus bewilligt hat, die noch nicht gezahlt worden, aber baldigst gefordert werden können. Ohne eine bedeutende Zunahme der regelmäßigen Einkünfte würde die Gesellschaft genöthigt seyn, ihr ganzes fundirtes Eigenthum liquid zu machen, was sich nur auf 9300 Pfd. beläuft. Wegen jener großen Verbindlichkeiten konnte die Gesellschaft auf neue Anträge, die von Woche zu Woche bei ihr angebracht werden, nicht eingehen; und wir stellen es daher dem Gewissen unserer christlichen Freunde anheim, ob sie die Gesellschaft nöthigen wollen, ihre Bemühungen zu beschränken. Im verwichenen Jahre ist der neue Bischof von Chichester unter die Zahl der Vicepatrone, und der Königl. Professor der Theologie zu Oxford, ferner der sehr ehrenw. S. Goulburn [früher Schatz-Kanzler im Wellingtonschen Ministerium], und Sir George Rose [früher Gesandter in Berlin] unter die Zahl der Vice-Präsidenten aufgenommen worden; die Zahl der geistlichen Mitglieder beträgt mehr als 270. Während des verwichenen Gesellschaftsjahres sind 57 Pfarrern, welche zusammen genommen 219,171 Seelen unter ihrer Pflege haben, neue Bewilligungen gemacht worden, und 48 geistliche und 12 Laiengehülfen neu angestellt worden; auch hat die Gesellschaft 125 Pfd. zum Ausbau und zur Ausstattung von zwei Schulsälen, worin mit bischöflicher Erlaubniß Gottesdienste gehalten wird, gezahlt. Sämmtliche Unterstützungen der Gesellschaft ergeben zusammen an 277 Pfarrer, die ungefähr 1,091,375 Seelen unter ihrer Aufsicht haben, und es werden davon 290 geistliche und 39 Laiengehülfen unterhalten; die Pfarrer selbst tragen aus eigenen Mitteln oder örtlichen Beiträgen 5385 Pfd. jährlich bei. Für den Ausbau, den Ankauf oder die Ausstattung von Kapellen oder Schulsälen ist im Ganzen 1596 Pfd. ausgegeben worden. Die Anstrengung der Geistlichen und die Aussicht auf die Unterstützung der Gesellschaft haben bereits direkt die Errichtung von sieben und sechzig Kirchen oder Kapellen bewirkt, und neue sind bereits in Vorschlag; 106 Plätze sind außerdem mit bischöflicher Erlaubniß dem Gottesdienste gewonnen; 401 vollständige sonntägliche Gottesdienste, 172 Wochengottesdienste und 161 Erbauungsstunden in Privathäusern sind mit Hülfe der Gesellschaft zu Stande gekommen. Folgendes sind die verschiedenen Rubriken, unter denen die Unterstützungen klassificirt sind: 1. Für Hülfsgeistliche (curates) zur Unterstützung der Pfarrer in volkreichen Gemeinden; 2. für Hülfsgeistliche, welchen entlegene Dörfer und Ansiedlungen anvertraut werden können; 3. Gottesdienste aufrecht zu halten in schlecht ausgestatteten Kirchen, die wegen der Masse der Geschäfte sonst müßten aufgegeben werden; 4. für Kapläne zur geistlichen Fürsorge für die Eisenbahnarbeiter auf Wägen, die im Bau begriffen sind, so wie für die Schiffer auf den Kanälen; 5. für Laiengehülfen, welche unter der Aufsicht des Pfarrers als Besucher, Bibelvorleser, Vertheiler von Büchern, nie aber als Lehrer oder durch freie Rede wirken dürfen; 6. unter besonders bringenden Umständen auch hie und da zum Ankauf oder Ausbau von Kapellen und Schulsälen für den Gottesdienst.“

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 31. Juli.

N<sup>o</sup> 61.

## Die Kniebeugung der Protestanten in Baiern.

Diese Angelegenheit, oder richtiger dieses Anliegen der protestantischen Kirche in Baiern ist noch immer nicht erledigt. Weder die Vorstellung der protestantischen Mitglieder der Ständeverammlung, noch die Bitten der geistlichen Behörden, Synoden und einzelnen Geistlichen haben eine willfährige Entscheidung und Abhülfe-erzielt. Bei dieser Lage der Dinge scheint es denn nicht unnöthig oder unzweckmäßig, die Aufmerksamkeit der protestantischen Kirche überhaupt immer wieder aufs Neue für diese Angelegenheit in Anspruch zu nehmen, damit nicht die Meinung entstehe, als ob die Sache entweder auf eine für das Gewissen der Protestanten beruhigende Weise ausgeglichen, oder von den Protestanten in Baiern stillschweigend zugestanden oder mit Gleichgültigkeit hingenommen sey. Zwar werden die Protestanten ihren Ruhm vor Gott bewahren, und nie sich zu einem ungeseglichen, vor Gott und ihrer Obrigkeit unverantwortlichen Mittel verleiten lassen; sie werden mit Christo, ihrem Haupte, leiden, leiden mit gutem Gewissen; aber nie auch gegen ihr Gewissen einer Sache auch nur stillschweigend ihre Zustimmung geben, durch welche sie ihren allerheiligsten, auf das Wort Gottes allein gegründeten, und darum ächt evangelischen Glauben verläugneten, oder zu verläugnen schienen; sie werden in jeder ihnen zukommenden Glaubensbedrückung wo nicht ein wohlverdientes Strafgericht, so doch einen züchtigenden Wink Gottes erkennen, voreerst wieder zum väterlichen Glauben, zum Bekenntniß der Kirche mit vollem Bewußtseyn und freudiger Überzeugung zurückzufahren, und dann im Vertrauen auf die Verheißung Jesu, seiner Kirche ertheilt, auf die dem Worte der Wahrheit inwohnende Kraft, so wie auf die jederzeit bewiesene Gerechtigkeitsliebe ihres Königs einem erwünschten und für sie gesegneten Erfolg und Ausgang stehend entgegen zu hoffen.

Zu dieser erneuten Anregung gibt eine sehr willkommene Veranlassung das Erscheinen eines Schriftchens unter dem Titel: Die Kniebeugung der Protestanten vor dem Sanktissimum der Katholischen Kirche in dem Baierschen Heere und in der Baierschen Landwehr. Materialien zur Beurtheilung dieser Angelegenheit vom Standpunkte der Glaubenslehre, des Staatsrechts und der Gesellschaft. Mit 12 Beilagen. Ulm 1841. Der Verf. hat sich nicht genannt. Wenn das sonst nicht selten geeignet ist, ein gewisses Vorurtheil zu erregen, zumal wenn sich in der Schrift selbst die Persönlichkeit, wenn auch versteckter Weise, zu sehr geltend macht, oder die Darstellung der Sache einen leidenschaftlichen Charakter trägt, u. dgl., so müssen wir hier gleich von vorn herein bemerken, daß bei dem vorliegenden Schriftchen von alle dem nichts stattfindet, daß das Schriftchen vielmehr ohne alle Persönlichkeit, ohne Leidenschaft, ohne irgend eine aufregende

Tinktur, wir möchten sagen mit der Ruhe eines Diplomaten den Gegenstand behandelt, zufrieden, den status actummäßig darzustellen, historisch zu erörtern, und vom rechtlichen Standpunkt aus zu beleuchten. Es kann daher dem Verschweigen des Namens von Seite des Verf. nur der höchst ehrenwerthe Grund unterliegen, wie aus dem Vorworte zu schließen, hiedurch auch den leiseften Anflug und Schein einer subjektiven Einmischung, die allerdings oft schon durch das bloße Vorsehen eines Namens, besonders wenn er irgendwie schon eine Bedeutung sollte gewonnen haben, gegeben ist, fern zu halten, und die Reinheit der Objektivität („der objektiven Darstellung des Thatbestandes und der Rechtsfrage“) in keiner Weise zu trüben. (Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) (Schluß.) Nach einigen Mittheilungen aus der Correspondenz der Gesellschaft heißt es im Berichte weiter: „Ein vorzüglich anziehender Theil der Thätigkeit der Gesellschaft ist die Anregung, welche sie zur Erbauung neuer Kirchen dadurch gegeben hat, daß sie den Unterhalt der Geistlichen auf sich nahm. Jeder weiß, wie sehr schwer es ist, eine neue Kirche so auszustatten, daß ein hinreichendes Einkommen für den Geistlichen darin einbegriffen ist. In solchen Fällen hat die Gesellschaft entweder das ganze Gehalt oder einen großen Theil desselben bewilligt, unter der Bedingung, daß zu der Fundirung der Stelle die möglichsten Anstrengungen gemacht würden. An anderen Orten sind aber auch direkt durch die Bewilligungen der Gesellschaft neue Kirchen entstanden. Eine ausgedehntere Pastoralthätigkeit hat christliches Leben und Eifer für das Reich Gottes erweckt, der unter Anderem auch die irdlichen Bedürfnisse ins Auge faßte, und dahin trachtete, die Gnadennittel Allen nahe zu bringen. Eine Lady, welche für eine verlassene Gegend sich lebhaft interessirte, veranlaßte dort die Erbauung einer neuen Kirche und übernahm ihre Ausstattung mit 1000 Pfd., und die Gesellschaft hat den Unterhalt des Geistlichen übernommen. Diese Gabe hat so mächtig gewirkt, daß die Lady jetzt den Plan zur Erbauung einer zweiten Kirche in einer eben so verödeten Gegend entworfen hat. Sie schreibt uns darüber: „Ihre Bewilligung hat Wunder für uns gewirkt und uns größere Dienste gethan, als ich es in diesem Briefe zu schildern vermag. Ermutigt durch den unsere Erwartungen weit übersteigenden Erfolg unserer Bemühungen zu ... will ich nun dasselbe für einen ganz verlassenen Bezirk versuchen, wo an 4 — 5000 Seelen wohnen, drei (Englische) Meilen von da.“

Der Bericht sagt dann, daß ohne bedeutende Vermehrung der Fonds die Gesellschaft nichts mehr zur Abhülfe der vielen ihr vorgelegenen Bedürfnisse werde thun können. Sie habe daher Hülfsvereine im ganzen Lande errichtet, und außer dem bereits angestellten „reisenden Sekretär“ einen eigenen Sekretär für die Hülfsvereine ernannt, welcher auf diesem Wege die Mittel der Gesellschaft zu vermehren sich angelegen seyn lasse. Das Comité bittet deshalb alle seine geistlichen Freunde, zur Bildung von Hülfsvereinen mitwirken zu wollen. Der Bericht berührt dann noch die Angriffe, welche von der strengkirchlichen Partei aus gegen die Gesellschaft gemacht worden sind, versichert aber, daß sie, nach nochmaliger genauer Prüfung des Plans und der Grund-



säke der Gesellschaft, das Comité nur um so mehr bewogen haben, auf dem bisherigen Wege fortzugehen, auch die Anhänglichkeit der Freunde und Beförderer der heiligen Sache nur vermehrt hätten. Der Bericht schließt: „Menschenfeelen können durch unsere Schuld verloren gehen! Möchten die Glieder unserer Kirche das mehr bedenken, dann würden sie nicht so eifrig seyn, Streitpunkte aufzusuchen, und zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen in Einem Geiste zusammenwirken. Das Comité will durchaus von keiner parteiischen Richtung etwas wissen. Die Verbreitung des Evangeliums, die Errettung der Menschen, die Ausbreitung des Reiches Christi, das ist das Ziel, was es allein von Anfang an im Auge gehabt und behalten will.“

Der Präsident zeigte darauf an, daß er vom Bischofe von Ripon und vom Dechanten von Salisbury Schreiben empfangen, worin sie ihr Bedauern aussprachen, nicht anwesend seyn zu können, eins aber vom Bischofe von Llandaff wolle er ausführlich mittheilen. Der Bischof sagt darin: „Ich bedauere, daß Unpäßlichkeit mich abhält, in der Versammlung mein Zeugniß für den großen Nutzen dieser Gesellschaft, und meinen Dank für ihre liebevolle und freigebige Hülfe, die meine Diocese von ihr empfangen hat, auszusprechen. Jede von mir selbst genehmigte Bitte ist immer alsbald berücksichtigt, und so weit es die Fonds zulassen, stets bereitwillig gewährt worden; nie habe ich die geringste Klage gehabt, daß die Gesellschaft störend in mein oder des Pfarrers Amt eingriff. Meine Empfehlungen sind stets für zureichend gehalten worden, und gingen sie von anderen Orten aus, so habe ich stets gefühlt, wie heilsam eine allseitige Prüfung der erforderlichen Eigenschaften sey. Nichts scheint mir in der That billiger, als daß die, welche das Gebot bewilligen, sich auch von der guten Anwendung desselben überzeugen. Was ich von Klagen gegen die Gesellschaft vernommen habe, als ob ein engherziger Parteigeist bei ihren Prüfungen stattfinde, davon habe ich nie einen Beweis gesehen, und glaube bestimmt, daß sie keine andere Triebfeder kenne, als die Kirche in der Erfüllung ihrer Pflichten zu unterstützen, da, wo es am meisten ihr Noth thut, mit den Kirchenbeamten selbst zusammenzuwirken, und nie in ihr Amt zu greifen oder ihren Einfluß zu schwächen. Ist dies Zeugniß von irgend einem Werth, so sind Sie vollkommen berechtigt, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen.“

C. Llandaff.“

Der Bischof von Winchester stand zuerst auf, um die Genehmigung des Berichts zu beantragen. In seiner Rede drückte er zuerst die dankbaren Gefühle aus, welche der anziehende Bericht in den Herzen aller Laien wie aller Geistlichen erweckt haben müsse. „Endlich,“ sagte er, „spreche ich gewiß aus dem Herzen meiner hier anwesenden hochwürdigen Brüder [der Bischöfe], wenn ich sage, wir fühlen uns sehr, dem Allmächtigen bei jeder Gelegenheit, öffentlich und im Stillen für den Segen danken zu können, den er auf diese Gesellschaft gelegt hat. Es gibt Einige, welche die Noth, die Sorge und die Angst der obersten Leiter der Kirche sich nicht vorstellen können, die sie bei Beaufsichtigung der Arbeiten derer, welche die Last und Hitze des Tages vornehmlich tragen, empfinden. Denkt irgend Jemand auch in dieser Versammlung niedrig genug von dem Sinn eines Bischofs, der weiß, schwerlich, was das Herz erfüllt, er weiß schwerlich, was er für die empfindet, welche unter seiner Aufsicht und Fürsorge stehen, er weiß wenig von der Angst und Sorge, welche Tag und Nacht sein Inneres bewegt, und ihn bei seinen Morgen- und Abendgebeten erfüllt. Betrachte ich aber die Grundsätze dieser Gesellschaft, so finde ich da genau das, wofür wir in unserem Werke bedürfen; ich finde eine Gesellschaft, die es als ihren Hauptgrundsatz ausspricht: eine Landeskirche habe die Pflicht, für die geistliche Nahrung des ganzen Volkes zu sorgen. Die Theorie unserer Kirche ist dies auch, und es ist nicht ihre Schuld, sondern ihr Schmerz, daß die Praxis damit nicht übereinstimmt. Es gab

eine Zeit, wo in unserer Kirche Raum war für die ganze Bevölkerung. Das ist nun anders, eine schnell zunehmende Population entwirft unseren größten Anstrengungen, gleichen Schritt mit ihr zu halten, und der Drang der gerechten Forderungen von Außen hat den Staat noch nicht zum Gefühl seiner Pflichten gebracht. In Bezug auf den Weg, auf dem die Pastoral-Hilfsgesellschaft ihren Zweck verfolgt, muß ich Ein Wort sagen. Ich nehme mit dem größten Danke alle freiwilligen Unterzeichnungen zur Erbauung von Kirchen und Schulen an; auch freiwillige Beiträge zum jährlichen Unterhalt von Geistlichen sehe ich in gewissem Grade sehr gern; ich gestehe aber offen, daß ich nicht wünsche, unsere Parochialgeistlichkeit zu sehr von jährlichen örtlichen Subscriptionen abhängig zu machen. Das, was die Gesellschaft jährlich bewilligt, nehme ich dagegen ohne Eifersucht und Argwohn, mit dem aufrichtigsten, herzlichsten Danke an, und finde nichts dabei zu besorgen, weder ein Verderbniß der Lehre, noch der Amtswirksamkeit der Pfarrgeistlichen. Es ist aber auch ein ganz anderer Fall, wenn der Pfarrer mit denen, welche seiner geistlichen Pflege und Aufsicht anvertraut sind, in unmittelbare Berührung wegen Geldunterstützung kommt. Wer das Evangelium predigt, soll zwar vom Evangelium leben; aber so sehr ich diesen großen Grundsatz anerkenne, möchte ich doch nicht die Lauterkeit der Gesinnung derer in Gefahr bringen, welche das Evangelium predigen, dadurch, daß ihre Pfarrkinder ihre Beiträge ihnen entziehen könnten. Diese Gesellschaft aber führt den Plan unserer Kirche auf dem geeignetsten Wege aus; sie will Allen das Evangelium bringen, erkennt aber auch die Grenzen der Parochien an, den besonderen bestimmten Kreis, der jedem rechtmäßig ernannten Pfarrer anvertraut ist, und drängt sich in Niemandes Herde ein. Wie kommt es nun, daß man in dem Berichte von Angriffen hört, die auf die Gesellschaft gemacht sind? Ein Grund, hoffe ich, ist der große Erfolg, mit dem Gott ihre Bemühungen gesegnet hat, und wünsche von Herzen, daß dieser Grund fortdauern möge. Mich haben alle Angriffe, von denen ich gehört, in meiner festen Anhänglichkeit an die Gesellschaft nicht irre gemacht. Wir haben von einer Seite her von etwas gehört, das mit sonderbarer Wortverrehung eine „Kircheneinigung“ (Church Union) genannt wird; ich möchte es lieber „Kirchentrennung“ nennen. Ich stimme mit denen nicht überein, welche in Tagen, wie die unsrigen, wo Alle, die den Herrn Jesus Christus aufrichtig lieben, um unser Heil sich sammeln und das Panier des Kreuzes aufrichten sollten, noch eine Brandfackel der Zwietracht mehr in die Kirche werfen. Ich hasse alle ausschließenden Systeme, die sich nicht auf einen Fundamentalartikel gründen, und habe nichts mit ihnen gemein; und freue mich, hoffen zu dürfen, daß die große Masse der Geistlichen und der einsichtsvollen Laien nichts mit ihnen gemein haben möge. Solche Angriffe sollen daran uns erinnern, daß Satan stets trennt, um siegen zu können, und daß die, welche wünschen, daß des Menschen Sohn der Schlange den Kopf zertrete, zu einem heiligen Wunde der Liebe und des Zusammenwirkens sich vereinigen müssen, um ihm Widerstand zu leisten.“

Der Bischof von Chester sagte: In dem vorgelesenen Bericht kam eine lange Liste von Unterstützungen vor, welche die Gesellschaft meiner Diocese bewilligt hat; sie ergeben an sieben und siebenzig Geistliche und vier Laien, und betragen jährlich etwa 6000 Pfd. Somit kann ich kaum es als eine Sache ansehen, die in meinem freien Willen steht, wenn ich aufgefordert werde, heute an den Verhandlungen Theil zu nehmen. Man könnte denken, ich sey nicht unparteiisch im Verhältniß zu einer Gesellschaft, von der ich so viel Vortheil genieße, dennoch aber hoffe ich im Stande zu seyn, über den Plan, die Grundsätze und Maßregeln der Gesellschaft richtige Ansichten verbreiten zu helfen. Wenn die Gesellschaft entweder der Wirksamkeit oder den Grundsätzen unserer Kirche entgegen wäre, so müßte ich, denn ich, sehen kön-



nen, wo der Fehler liegt; ich kann ihn aber nicht entdecken. Man sagt, es sey nicht nöthig, daß eine Commission von Geistlichen in der Gesellschaft die Zeugnisse derer erst noch prüfe, welche sie anstellen will. Laßt uns diese Zeugnisse, welche Candidaten mitbringen, einmal näher befehen. Es sind amtliche, technische, allgemeine Dokumente, welche auszusagen, das Individuum sey tadellos, und habe nie der Lehre oder Disciplin der Kirche, so viel bekannt sey, zuwider gehandelt. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo man dies für hinreichend halten, und eine Gesellschaft in moralischer Hinsicht unnöthig ängstlich scheinen konnte, wenn sie mehr verlangte. Wenn man aber uns beweist — oder versucht, es zu beweisen, denn es wird nie bewiesen werden können — daß, ohne die Lehre oder Disciplin der Kirche von England zu verlegen, wir der Lehre und Disciplin der Römischen Kirche sehr nahe kommen könnten, etwa so nahe, wie jetzt jedes gebildete Glied der Römischen Kirche steht, und das mitten in dem Licht des Protestantismus; wenn man uns beweist, daß dies in voller Übereinstimmung mit den Artikeln unserer Kirche geschehen könne: dann ist doch sicherlich noch ein weiteres Zeugniß nöthig außer dem amtlichen. Wenn man es unternimmt zu beweisen, daß die Lehren des Tridentinischen Concils und der neun und dreißig Artikel von derselben Hand unterzeichnet werden können, dann scheint es mir Zeit, zu fragen, nicht bloß, was für Lehren Jemand unterzeichnet habe, sondern welche er praktisch lehrt und behauptet. Mylord, um die Wichtigkeit dieser Gesellschaft zu würdigen, ziehe ich in Erwägung, daß gegenwärtig eine große Frage unser Vaterland bewegt, von deren Entscheidung seine heiligsten Interessen abhängen. Eine bedeutende Anzahl der Bevölkerung hat neuerlich von der Landeskirche sich abgewandt, und es fragt sich, ob diese Entfernung aus einer Abneigung gegen ihre Lehren und ihre Disciplin, oder ob sie von der Unzulänglichkeit der Kirche herrühre, die Bedürfnisse der steigenden Bevölkerung zu befriedigen. Ist das letztere der Fall, dann wird bei jeder näheren Berührung mit dieser wachsenden Bevölkerung ihre Feindseligkeit zunehmen; denn je näher man einem Feinde rückt, desto mehr reizt man ihn zum Widerstande. Nun wohl, das haben wir versucht, aber es hat sich ergeben, daß das Volk keineswegs der Kirche entfremdet war, sondern daß die Kirche, aus Mangel an Mitteln ihre Zwecke zu verfolgen, dem Volke sich entfremdet hat. Davon will ich einen Beweis liefern. In den letzten sieben Jahren sind ungefähr hundert neue Kirchen in der Diocese Chester eröffnet worden, und ich glaube, daß fast jede derselben bis zur Uebersättigung besucht ist; einige haben sich schon als zu klein erwiesen, indem der Zulauf weit größer war, als man vermuthet hatte, und einige sind auch schon erweitert worden. Hier zeigt es sich also, daß Pastoralthätigkeit die Schafe zu uns zurückführt, welche aus Mangel an Hirten von unserer Hürde sich entfernt hatten. In einer Gegend war eine Pfarodie von Webern, Kohlengräbern und ähnlichen Arbeitern bewohnt. Dort sind vier Stationen für regelmäßige Wochengottesdienste errichtet, und reichlich von Gott gesegnet worden. Es sind an 5000 Einwohner dort, und man kann sich also wohl denken, daß eines einzigen Mannes Arbeiten unter so Vielen hoffnungslos ungenügend sind. Von einem anderen Ort wird mir berichtet: „Der Socialismus ist nun hier ganz, oder doch fast ganz unterdrückt. Vor drei Jahren war hier ein Geistlicher unter 12,000; durch den Verstand dieses und ähnlicher Vereine sind jetzt vier da, und das Übel größtentheils überwunden. Tüchtige Schulen erweisen sich als sehr heilsam, doch um recht wirksam zu seyn, müßten sie unter regelmäßiger Aufsicht des Geistlichen stehen.“ Hier ergibt es sich also, daß unter Gottes Segen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit eine verirrte Herde zur Kirche zurückgeführt werden kann, wenn die Hilfsmittel den Bedürfnissen entsprechen. Nach zwanzig Jahren, wenn Gottes Segen mit uns bleibt — ich werde es nicht erleben, aber Sie, Mylord, werden es hoffentlich — läßt

sich auf diese Weise eine große Veränderung im ganzen Lande hoffen; doch nur dann, daran erinnert uns Alles, wenn wir dabei völlig der göttlichen Gnade vertrauen, ihr müssen wir alle unsere Erfolge verdanken. Gottes Gnade muß es in das Herz unseres Volkes geben, daß sie willig von ihrem Vermögen für das Seelenheil solcher beitragen, die sie nie gesehen und vielleicht nie sehen werden; Gottes Gnade muß vor Allem treue Arbeiter wecken, um den so gerissenen und vernachlässigten Leuten zu dienen. Die Diener des Herrn in solchen Gegenden sind nicht in solchen Lagen, wie sie uns in Romanen und Jeyllen beschrieben werden; die Heerden weiden nicht auf grünen Auen, an frischen Wassern; die Hirten müssen froh seyn, in finsternen Thälern und dunkeln Höhlen sie suchen zu können, die Sünder hervorzuholen aus den Schlupfwinkeln, wohin eine so dichte Bevölkerung sich verbirgt, ohne daß sie dabei einen anderen Reiz hätten, als den Gedanken, daß auch für solche Sünder Christus sein Blut vergossen hat. Doch Gottes Gnade ist reich und allvermögend, um willige Jünger des Herrn uns zu senden, welche solche Dienste übernehmen, und auf seinen anderen Lohn hoffen, als auf den Gnadenblick Dessen, der vom Himmel auf ihre Arbeit schaut, und auf den Trost seines heiligen Geistes. In dem Vertrauen daher, daß die Beiträge mehr und mehr zunehmen, und ihre Zunahme ein lebendiger Wiederhall des Verdicts seyn werde, unterlässe ich die Motion.

Der Bischof von Richfield sagte — bei Unterstützung des Antrags auf Vermehrung der Beiträge —: „Ich weiß wohl, daß man dieser Gesellschaft vorgeworfen hat, sie sey nicht kirchlich genug, und man hat dann Definitionen von Kirchlichkeit aufgestellt, die ihr freilich diesen Charakter nehmen würden; aber sie sind völlig unbegründet und willkürlich. Denn gäbe es keine kirchliche Gesellschaft, außer wenn alle Erzbischöfe und Bischöfe in rechter Folge Mitglieder wären, dann könnte jeder Prälat nach Belieben durch seinen Austritt einer Gesellschaft diesen Charakter rauben. Und dürften solche kirchliche Gesellschaften allein die Kirche unterstützen, dann würde aller Bestand aus freiwilligen Beiträgen gänzlich aufhören. Daher sage ich: fort mit solchen gefährlichen, willkürlichen Definitionen von kirchlichen Gesellschaften; ich hoffe, wir werden diesen Vorwurf nicht wieder hören. Ist das Ziel einer kirchlichen Gesellschaft, „die Errettung von Menschenseelen allein zur Ehre Gottes,“ dann ist die Pastoral-Hilfsgesellschaft eine kirchliche. Ist der Grundsatz einer kirchlichen Gesellschaft, „Recht,“ auf der einen Seite die Bedürfnisse, auf der anderen die Ordnung der Kirche im Auge zu behalten,“ dann ist die Pastoral-Hilfsgesellschaft eine kirchliche. Ist es der Plan einer kirchlichen Gesellschaft, das Evangelium in jedes Haus zu bringen, dadurch, daß sie die Kirche stärkt und kräftigt, dann ist diese Gesellschaft eine kirchliche. Ich fühle so lebhaft als irgend Jemand die Wichtigkeit einer vom Staate anerkannten und fundirten Kirche, wie die unsrige, die in enger Verbindung mit dem Staate steht, und deren irdisches Haupt der Landesherr ist. Zugleich bin ich aber auch davon überzeugt, daß keine noch so reichliche Zumbirung eine Landeskirche in kräftiger Wirksamkeit erhalten kann, ohne die freiwilligen Anstrengungen der Glieder der Kirche. Soll eine Kirche in einem recht gefunden Zustande seyn, dann müssen freiwillige Anstrengungen Hand in Hand mit fundirter Ausstattung geben, und eines muß die Mängel des anderen ergänzen. Jede menschliche Einrichtung hat ihre wesentlichen Mängel; das Übel aller Landeskirchen ist ihre Tendenz, die Menschen lau und gleichgültig zu machen, und den Eifer der Einzelnen zu dämpfen; auf der anderen Seite ist es das Übel von Einrichtungen, die auf freiwilligen Beiträgen beruhen, daß sie eine ungesittliche Aufregung befördern, und daß sie selbst jedem Winde der Meinungen preisgegeben sind. Wirken aber diese beiden Systeme, das der Zumbirung und der freiwilligen Beiträge zusammen, dann heben sich diese Übelstände gegenseitig auf, und richten zusammen bei weitem mehr aus, als wenn jedes



für sich allein steht. Verbindungen zu freiwilligen Beiträgen zum Besten unserer Kirche, besonders zu Pastoralzwecken in der Heimath, sind etwas Neues, und werden daher oft verkannt. Unserer Gesellschaft gebührt die Ehre, daß sie die erste dieser Art in unserem Vaterlande war; versteht man ihre Tendenz nur erst besser, so wird Nachdenken und Erfahrung bald den Widerstand neutralisiren, welchem sie bisher ausgesetzt war, und mehr Eintracht und gegenseitige Liebe wird unter uns herrschen. O hätten wir doch einen tieferen Eindruck von dem Werth unsrer Menschenleben! Hätten wir doch mehr von Christi Sinn, wie inbrünstig dankbar würden wir dafür seyn, daß solch eine Gesellschaft bei uns in's Leben getreten ist und so viel Gutes gewirkt hat, statt daß wir ihre Hindernisse in den Weg legen! Mit dem größten Danke würden wir ihre Hülfe suchen, statt undankbar sie zurückzuweisen. Doch, wir hören, diese Gesellschaft greife in die bischöfliche Jurisdiktion ein. Darauf erwidere ich zunächst in Übereinstimmung mit dem Briefe des Prälaten, der vorhin gelesen wurde, so wie meiner hochwürdigsten Brüder, die so eben gesprochen haben, daß ich von solchem Eingreifen nichts merken kann. Man stößt sich daran, daß die Pastoral-Hülfs-Gesellschaft die Personen prüfe, für welche Geldebewilligungen nachgesucht werden. Diese Prüfung geschieht ja aber stets vor der Präsentation an den Bischof. Sucht ein Pfarrer Unterstützung nach, so muß er den Candidaten namhaft machen, für den er sie wünscht, und eine Commission von Geistlichen des Comités prüft den Charakter und die Tüchtigkeit des Vorgesetzten. Und worin besteht diese Prüfung? Nicht darin, wie man fälschlich gesagt hat, ob er ein Calvinist oder Anti-Calvinist sey, sondern, ob aus seinem bisherigen Leben, seiner Thätigkeit, seinem Wandel sich hoffen lasse, er werde ein treuer Diener des Evangeliums seyn, er werde das Evangelium lauter und rein, ohne Rückhalt verkündigen; und ist diese Prüfung geschehen, ist das Comité zufriedengestellt, dann präsentiert ihn der Pfarrer dem Bischofe, und nicht zuvor; und der Bischof kann noch immer das Zeugniß, was er bringt, annehmen oder verwerfen. So wird also die Jurisdiktion des Bischofs nicht im geringsten bestritten oder gehindert. Ich kann nur sagen, wenn ein Candidat sich zur Ordination bei mir einstellt, dessen Gehalt die Gesellschaft übernommen hat, so weiß ich schon, daß seine Qualifikation und sein Charakter ganz besonders genau geprüft worden sind; und wenn Sie bedenken, wie schwer es für den Bischof ist, sich genügende Zeugnisse zu verschaffen, wie oft er der Täuschung und dem Irrthum preisgegeben ist, so kann ich in der Prüfung der Gesellschaft nur ein um so gewichtigeres Zeugniß für die Brauchbarkeit des Individuums sehen. Ja, ich gehe noch weiter, und behaupte dreist, die von dieser Gesellschaft unterhaltenen jungen Männer können kühn sich jeder eben so großen Zahl von Geistlichen an die Seite stellen, die auf jede beliebige andere Art in's Predigtamt gekommen sind. — Man hat ferner die Gesellschaft deshalbs getadelt, weil sie auch Laiengehülfsen anstelle. Ich erwidere darauf, daß sie überhaupt Niemand anstellt, sondern wenn ein Geistlicher einen Laiengehülfsen braucht, dann wendet er sich an die Gesellschaft, die Umstände werden erwogen, und die Gesellschaft mag dann die Besoldung zahlen, aber für die Ernennung ist der Geistliche mit dem Bischofe verantwortlich, denn ich glaube, daß in jedem solchen Falle auch der Bischof befragt wird. Doch ist diese Anstellung von Laien gar nicht etwas so Ungewöhnliches. Ließt man den Bericht der Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern \*) vom Jahre 1840, so findet man Laiengehülfsen unter dem Namen catechists, fast auf jeder Seite erwähnt, und diese sind bei weitem nicht so in ihrer Thä-

tigkeit beschränkt als die Laiengehülfsen der Pastoral-Hülfs-Gesellschaft, sondern werden, unter Sanction der Bischöfe der Diocese, auch öfters zum Predigen gebraucht. Somit ist also im Princip dieser Anstellung von Laiengehülfsen wenigstens nichts Bedenkliches. Den Widersachern dieser Gesellschaft mag es gelingen, ihr Schaden zu thun, Gott verhüte, daß es ihnen gelinge, sie zu zerstören; gelingt es ihnen aber, nun dann nehmen sie auch die Verantwortlichkeit auf sich, Tausenten und Zehntausenden ihrer Mitbrüder das Brodt des Lebens zu rauben! Noch ein Wort über meine Diocese. Acht und zwanzig Geistliche und vier Laien werden ganz oder größtentheils darin durch die Gesellschaft unterhalten mit einem Aufwande von 2 — 3000 Pfd. jährlich, und ihre Arbeiten erstrecken sich auf eine Bevölkerung von 150,000 Seelen. Vor Anstellung derselben befanden sich nur vier und zwanzig Geistliche unter der großen Menge, einen für 7000 im Durchschnitt, von denen aber einige 10 — 12,000 hatten; nun sind zwei und fünfzig statt vier und zwanzig, also einer auf 3000; das ist doch ein großer Fortschritt! Zum Schluß bitte ich Gott inbrünstig, daß er die Zuflüsse dieser Gesellschaft, die sie eben so bedarf als verdient, vermehren möge; denn ohne dieselben müssen Tausende und Zehntausende unserer Mitmenschen und Landesleute zeitlich und ewig zu Grunde gehen."

So viel möge hinreichen, um aus diesen interessanten Verhandlungen einen Blick in die herrliche Thätigkeit dieses Vereins, so wie in die Gesinnung mehrerer der ersten Geistlichen der Englischen Kirche unserer Tage zu thun. Und warum sollten wir nicht bald ihnen nachfolgen, und einen ähnlichen Verein unter uns stiften? Thut er etwa weniger Noth unter uns? Was sollen wir Geistliche Berlins dazu sagen, wenn die Zahl von 7000 Seelen in obigen Neben der Englischen Bischöfe als eine viel zu große Last für einen Seelsorger angesehen wird? Was soll aus unseren 12,000, ja 20,000 werden? Wie können wir Jedem in unseren Gemeinden zur Heiligung des Sonntags und zum Kirchenbesuch ermahnen, wenn lange nicht der vierte Theil der Bevölkerung in den Kirchen Platz finden kann? Wie steht es in unseren anderen großen Städten, deren Bevölkerung bedeutend gestiegen ist, z. B. in Stettin, in Frankfurt a. d. O. aus? Weiß nicht Jeter, daß die Ansiedelungen im Ober- und Wartebruch aus einer Zeit herrühren, wo nichts für die Kirche geschah? Sind nicht viele kleine, schlechte Landpfarren in den letzten fünfzig Jahren ganz eingegangen, und die Gemeinden anderen zugelegt worden? Versetzen nicht an sehr vielen Orten Rectoren von Stadtschulen das Pfarramt in Landgemeinden, die sie nie anders, als auf einige Stunden des Sonntags besuchen können? — Und sollte uns nicht möglich seyn auszuführen, was in England geschieht? Gelingt es uns nicht, dreihundert Gehülfsen anzustellen, sollte es mit der Zeit nicht gelingen bis auf dreißig es zu bringen? Gelingt es nicht, sieben und sechzig neue Kirchen zu bauen, sollte es uns nicht gelingen, sechs Hülfskirchen in kleinem Maßstabe, in der Größe etwa des Saales unserer Missionsgesellschaft, zu errichten? Und wäre das nicht unserer gemeinsamen Anstrengung, unserer Liebesthätigkeit, unserer inbrünstigen Gebete werth? Schande, ewige Schande über die trägen, lauen Christen unseres Vaterlandes, die kaltblütig den Tempel des Herrn unter uns immer mehr versallen sehen, und nicht die Hände bewegen mögen, um zu seinem Wiederaufbau mitzuhelfen! Hossentlich werden wir bald in diesen Blättern die ersten Vorschläge zur Errichtung eines ähnlichen Vereins in unserer Mitte lesen, welcher den dreifachen Zweck vor Augen hat: den vielen wüsten Strecken der Kirche thätige Arbeiter, den vielen für die Kirche müßigen Candidaten reichliche Beschäftigung, und den lebendigen Gliedern der Kirche eine Gelegenheit zu geben, Geld und Kräfte ihrer eigenen Kirche und der geistlichen Noth in ihrer nächsten Umgebung zuzuwenden!

\*) Der Society for the Propagation of the Gospel in foreign parts, welche unter der Leitung der beiden Erzbischöfe steht.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 4. August.

N<sup>o</sup> 62.

## Die angeblichen Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen des Auferstandenen.

Wir machten in dem Aufsatz: Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn, in Jahrg. 1838 dieser Blätter, darauf aufmerksam, wie die Bereitwilligkeit, mit der auch wohlgesinnte Theologen Widersprüche und historische Unrichtigkeiten in den Evangelien zugaben, die Sorglosigkeit und der Mangel an ernstem Fleiß, welche sie sich dabei zu Schulden kommen ließen, der durch Strauß repräsentirten ungläubigen Kritik in die Hände gearbeitet haben, wie das Erscheinen seines „Lebens Jesu“ ein Gericht sey über diese Kurzsichtigkeit und Leichtfertigkeit, die ihren letzten Grund in dem Mangel eines rechten Vertrauens auf die Schrift, als das Wort Gottes, habe, wie es höchstens nur temporären Erfolg haben könne, wenn man solchen Werken entgegenetrete, ohne die Brücken abzubrechen, welche zu dem Feinde herüberleiten, wie es gelte, sich vom Herrn den Glauben an sein Wort stärken zu lassen, und dann mit unermüdetem Fleiße an der Auflösung der Scheinwidersprüche zu arbeiten. Wir erkannten es an, daß man mit Recht die Anforderung an uns stellen könne, unsere Berechtigung zur Erhebung solcher Anklagen und zur Ertheilung solcher Rathschläge dadurch nachzuweisen, daß wir wenigstens an einigen besonders hervorstechenden Beispielen zeigten, wie die vorliegenden Widersprüche eben nur Scheinwidersprüche seyen, und somit die unsichere Haltung der gläubigen Theologie keinen Grund in dem Gegenstande habe, und erklärten uns bereit, dieser Anforderung zu entsprechen. Den Anfang machten wir damals mit dem Versuche, den Widerspruch zu beseitigen, welcher zwischen den drei ersten Evangelien auf der einen und Johannes auf der anderen Seite in Bezug auf die Zeit des letzten Mahles Jesu statt zu finden scheint, und der neueren Theologie fast allgemein als ein unlösbarer gilt. Diesem Anfange lassen wir jetzt, obgleich etwas spät, doch gewiß nicht zu spät, da die Lage der Sachen sich durchaus nicht geändert hat, die schwankende Haltung der gläubigen Theologie vielmehr fortbauert, und die ungläubige Kritik mehr und mehr die Vortheile ausbeutet, welche ihr dieselbe gewährt, eine Fortsetzung folgen. Wenn wir in ihr die angeblichen Widersprüche in der Geschichte der Auferstehung zum Gegenstande unserer Betrachtungen machen, so wird man uns gewiß das zugestehen müssen, daß wir bedacht gewesen sind, unter den schwierigen Punkten den schwierigsten auszuwählen. Seit den Tagen des Wolfenbütteler Fragmentisten, der unter Anderem sich so vernehmen läßt (Fragm. des Wolfenb. Ungen., vierte Aufl., Berlin 1835 S. 385.): „Zeugen, die bei ihrer Aussage in den wichtigsten

Umständen so sehr variiren, würden in keinen weltlichen Handeln, wenn es auch nur bloß auf ein wenig Geld einer Person ankäme, als gültig und rechtsbeständig erkannt werden, so daß der Richter sich auf ihre Erzählung sicher gründen und den Spruch darauf bauen könnte. Wie kann man denn begehren, daß auf die Aussage von solchen vier variirenden Zeugen die ganze Welt, das ganze menschliche Geschlecht zu allen Zeiten und aller Orten, ihre Religion, Glauben und Hoffnung zur Seligkeit gründen soll,“ ist es grade diese Partie der heiligen Geschichte, bei der die ungläubige Kritik am zuversichtlichsten auftritt, grade diese, bei der die Vertheidigung sich am muthloosesten zeigt, am meisten ihrem Symbole, einer hängenden Wand und einer fallenden Mauer, gleicht, am meisten meint zu Concesssionen, größeren oder geringeren, genöthigt zu seyn, die um so bedenklicher sind, da grade hier jeder Fußbreit Landes von unendlichem Werthe ist. Was wir also hier gewinnen, das muß nothwendig unserer ganzen Sache zu gute kommen. Wenn es gelingt, hier die Harmonie nachzuweisen, der hat zugleich das Vorurtheil der Harmonie für die Evangelien überhaupt als ein legitimes begründet. Übrigens schreiben wir nicht bloß für diejenigen, welche die kritischen Verhandlungen unserer Tage mit Theilnahme verfolgen. Wir hoffen, daß auch diejenigen, welche von Zweifeln unberührt, nur nach tieferer Erforschung des Wortes Gottes trachten, hier einige Ausbeute finden werden.

Wir beginnen mit Beleuchtung der angeblichen Widersprüche in den Berichten über

die Auferstehung selbst,

Matth. 28, 1—15., Marc. 16, 1—11., Luc. 24, 1—12.,

Joh. 20, 1—18.

Wir geben zuerst eine Übersicht über den ganzen Vorgang, indem wir die Erzählung der vier Evangelisten in eine Darstellung vereinigen. Der Herr liegt im Grabe, das mit einem schweren Steine verschlossen ist; die Römischen Soldaten halten bei demselben Wache. Da entsteht plötzlich am Grabe ein gewaltiges Beben der Erde. Es war ein Zeichen des Einschreitens Gottes. Denn ein Engel kam herab vom Himmel, trat zu dem Grabe, wälzte den Stein von der Öffnung und setzte sich darauf. Es war aber sein Bild wie der Blitz und seine Umhüllung weiß wie Schnee. Aus Furcht vor ihm erbebten die Wächter und wurden wie Todte. Bald ergriffen sie die Flucht, Matth. V. 2—4. Um dieselbe Zeit ungefähr, zu der diese Begebenheit erfolgte, in der ersten Frühe des ersten Wochentages, waren die Frauen, die dem Herrn am nächsten gestanden, an ihrer Spitze Maria Magdalena, ausgegangen, das Grab zu besuchen, um die Beisetzung des heiligen Leichnams zu vollenden, Matth. V. 1., Marc. V. 1. 2., Luc. V. 1., Joh. V. 1. Unter-



weges beschäftigten sie sich mit der Schwierigkeit, den schweren Stein vom Grabe zu wälzen, Marc. B. 3. Aber diese Sorge wird ihnen bei ihrer Ankunft am Grabe genommen. Sie finden den Stein abgewälzt, und da sie in das Grab gehen, gewahren sie dort zwei Männer in blißenden Kleidern, Engel, welche ihnen die Auferstehung des Herrn verkündigen, hinweisend zugleich auf die Vorherverkündung derselben, die er, sich gründend auf die Weissagungen des A. T., in Galiläa ausgesprochen (Luc.), und ihnen den Auftrag an die Jünger geben, daß der Herr jetzt seine Verheißung ihrer Leitung nach Galiläa (Matth. 26, 32., Marc. 14, 28.) erfüllen werde. Matth. B. 5—7., Marc. B. 4—7., Luc. B. 2—8. Groß ist ihre Freude, groß aber auch ihre Furcht (wie sie jedes Eintreten der übersinnlichen Welt in die sichtbare begleitet; von Jakob heißt es Gen. 28, 17., da er das unendlich tröstliche Gesicht der Himmelsleiter gesehen: und er fürchtete sich und sprach: wie fürchtbar ist dieser Ort), so daß auf dem Wege zu den Jüngern, den sie jetzt antreten, um diesen die ihnen anvertraute Botschaft zu bringen, ihre Zunge wie gebunden ist. Matth. B. 8., Marc. B. 8. Unterweges tritt ihnen Jesus entgegen, und bekräftigt den Auftrag, den sie von den Engeln erhalten, Matth. B. 9. 10. Sie entledigen sich ihrer Botschaft an die Jünger, aber ihre Worte erscheinen vor ihnen als ein Geschwätz, und sie glauben ihnen nicht, Luc. B. 9—11. Nur Maria Magdalena, die sich mit ihrer Botschaft, selbst noch zwischen Glauben und Zweifel, Furcht und Hoffnung schwankend, vorzugsweise an Petrus und Johannes gewandt hatte, findet bei ihnen wenigstens so viel Gehör, daß sie, um sich selbst zu überzeugen, was an der Sache ist, zum Grabe eilen. Joh. B. 2—4., Luc. B. 12. Für die Engel bleibt ihr Auge verschlossen, aber doch gelangt Johannes in dem leeren Grabe zum Glauben an den Auferstandenen, während Petrus bei der Bewunderung, die aber ebenfalls einen Keim des Glaubens in sich enthält, stehen bleibt. Sie begeben sich darauf nach Hause, Joh. B. 5—10. vgl. Luc. B. 12. Maria Magdalena ist ihnen zum Grabe gefolgt, und bleibt dort nach ihrer Entfernung stehen. Was sie früher erlebt, das droht ihr wieder zu entschwinden, das will ihr in Nebel und Rauch aufgehen. Die Jünger, die dem Herrn am nächsten standen, haben nichts gesehen, weder von den Engeln, noch von dem Herrn selbst. Sie selbst erblickt jetzt nichts weiter mehr, als das leere Grab. Sie weint. Da blickt sie wieder in das Grab und ihrem durch den Schmerz um Jesum geöffneten Auge werden die Engel wieder sichtbar. Sie klagt den Boten des Himmels ihren Schmerz, um von ihnen Trost zu erhalten, und sie erhält ihn. Bald sieht sie auch Jesum dastehen, weiß aber nicht, daß es Jesus ist. Jesus gibt sich ihr zu erkennen, und ertheilt ihr einen Auftrag an die Jünger. Sie geht und verkündet diesen, daß sie den Herrn gesehen, und daß er ihr solches gesagt, Joh. B. 11—18.

Gegen diese Anordnung der Begebenheiten läßt sich nur ein scheinbarer Grund vorbringen, der nämlich, daß was Maria Magdalena nach Joh. B. 2. zu den beiden Jüngern sagt: „sie haben den Herrn aus dem Grabe genommen, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben,“ die Engelercheinung und die

Erscheinung des Herrn selbst als vorhergegangen auszuschließen scheint. Dieser Schein ist als der Hauptgrund der verkehrten harmonistischen Bestrebungen bei der Geschichte der Auferstehung und somit auch als der Hauptgrund der gegen sie vorgebrachten Zweifel zu betrachten. Gelingt es, ihn zu beseitigen, so tritt Alles in die schönste Harmonie; Johannes tritt dann, seinem durchgängigen Charakter gemäß, gerade da ergänzend ein, wo die ersten Evangelien uns verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Kniebeugung der Protestanten in Baiern.

(Schluß.)

Wir müssen nach dem Bemerkten das Schriftchen nicht nur als öffentliches Zeugniß und gutes Bekenntniß, sondern auch als Beitrag zur richtigen Beurtheilung der angeregten Angelegenheit, zur Aufhellung des richtigen Standpunkts, wir müssen es als eine eben so interessante als für die protestantische Kirche wichtige Gabe bezeichnen, und dem ungenannten Verf., als welchen man einen Mann anzunehmen hat, dessen Persönlichkeit für die Genauigkeit der mitgetheilten Details bürgt, im Namen aller derer, die dabei entweder unmittelbar theilhaftig sind, oder von der Sache innerlich, in der Gemeinschaft ihres Glaubens, berührt werden, den innigsten Dank zollen.

Doch wir gehen zu einer näheren Bezeichnung des Schriftchens über, welches nach der im Vorwort ausgesprochenen Tendenz eine ganz unbefangene, bloß objektive Darstellung des Thatbestandes und der Rechtsfrage zu geben, in drei Abtheilungen zerfällt, in deren erster S. 1—10. der Thatbestand in der Art hergestellt wird, daß von der ersten Kriegsministerial-Ordre vom 14. August 1838, durch welche das Kniebeugen vor dem Venerabile beim Heere angeordnet worden, ausgegangen wird, und daran die dagegen erhobenen Reklamationen und Vorstellungen von Seite des Ober-Consistoriums, der protestantischen Landwehrmänner in Regensburg mit ihrem traurigen Erfolg, sodann der verschiedenen Diöcesan-Synoden, der beiden Provinzial-Consistorien, der protestantischen Abgeordneten der Ständerversammlung (März 1840), endlich der beiden General-Synoden zu Ansbach und Baireuth (September 1840), wo Alles von Seite der Königl. Commissäre darauf angelegt war, diese Angelegenheit schlechthin nicht zur Sprache zu bringen, ja kaum zur Erwähnung kommen zu lassen, und selbst, da die Verührung unauweiglich, jede Notiz hierüber im Verhandlungsprotokoll zu verweigern, angereizt werden. Alle diese Bestrebungen aber hatten keinen anderen Erfolg, als den gleich die erste Bewegung über diese Ordre hervorgebracht hat, daß nämlich a) bei Kirchenparaden jeder Landwehrmann vor dem Eintritt in die Kirche der fremden Confession sich wegbegeben könne, in Reihe und Glied aber alle, ohne Unterschied der Religion, dem Commandowort Folge zu leisten haben (Allerh. Refer. v. 3. Okt. 1838); b) daß in den Städten, wo die Mehrzahl der Einwohner und Landwehrmänner zum protestantischen Glauben sich bekennen, der Landwehr das Ausrücken am Frohnleichnamsfeste erlassen seyn

solle (d. d. 19. Jan. 1839); endlich c) daß bei Ausrückung der Landwehr zu Processionen, bei welchen das Sanctissimum getragen wird, die nichtkatholischen Landwehrmänner zum Mitaustrücken nicht verbunden seyn sollen (6. Dec. 1839).

Dem Princip nach, und in besonderer Beziehung auf die Protestanten im stehenden Heere, bleibt also die erste Ministerial-Ordre in voller Kraft und Gültigkeit.

Die zweite Abtheilung (§. 10—56.) beschäftigt sich mit der Rechtsfrage, und erledigt dieselbe lediglich nach den in den desfalligen Allerhöchsten Rescripten ausgesprochenen Principien und Ansichten, welche in neun Sätzen auseinander gehalten und besprochen werden. Wir können nicht umhin, hievon Einiges mitzutheilen.

Der erste Satz betrifft die in allen Erwidierungen von Seite des Königl. Ministerii aufgestellte und allen Vorstellungen und Remonstrationen entgegengehaltene Behauptung, daß die befohlene Kniebeugung nicht Adoration, sondern lediglich eine militärische Salutation und Ehrenbezeugung sey. Hier wird nun für's Erste eben so die Competenz des Ministeriums bestritten und in Abrede gestellt, eine Erklärung über die Bedeutung der Kniebeugung zu geben, als die Befugniß, eine neue Anordnung zu treffen, die zu Glaubenssätzen in so enger Beziehung stehe, und dieselbe als zulässig zu rechtfertigen, ohne sich vorher mit den betreffenden Kirchenbehörden gehörig benommen zu haben, gemäß einer Allerhöchsten Erklärung vom 28. Okt. 1824: „daß der König in den inneren Angelegenheiten der Protestanten ohne die Mitwirkung des Ober-Consistoriums niemals eine Veränderung vornehmen werde.“ Dieser Ministerial-Interpretation gegenüber liegt aber das Urtheil der allein zuständigen Behörde, des Königl. Ober-Consistoriums vor, welches die Kniebeugung des protestantischen Militärs mit den Glaubenssätzen der Protestantischen Kirche als unvereinbar erklärt. Da die Motive dieses Urtheils nicht zur Kenntniß gebracht werden durften, so sucht sie der Verf. des Schriftchens selbst zu ergänzen, und gibt demgemäß zunächst den katholischen Lehrbegriff von der wirklichen Adoration des Sanctissimum, wonach das Knien vor dem Venerabile nicht als bloße Salutation betrachtet werden dürfe und könne (Conc. Trid. XIII. 1. 2. 6. 7.); sodann den protestantischen (Formul. Concord. VII u. X.), wonach diese Adoration als Sünde verworfen wird, mithin dem Protestanten zugemuthet wird, was wider seinen Glauben und sein Gewissen geht. Es handle sich nicht um ein religiöses Moment überhaupt, wie es freilich in jeder, auch in der früheren Salutationsweise, vorhanden ist; auch sey die neuangeordnete Salutation durch Kniebeugung keine bloße Veränderung der Form der Salutation, da „diese Veränderung nicht mehr, wie früher, gestattet, das Wesen, den Inhalt, den Glaubenssatz, der sich durch Anbetung kund gibt, davon zu trennen, welche Möglichkeit der Trennung es dem Protestanten allein erlaubte, die bisherige Salutationsform zu leisten, ohne dem Glauben seiner Kirche untreu zu werden.“

Nachdem im zweiten Satz die Berufung auf die Englische Hofsitte damit zurückgewiesen, daß hier offenbar Göttliches und

Menschliches vermischt werde, daß aber, wenn die Kniebeugung des Engländers vor seinem Monarchen, wie vielleicht von Einigen angenommen werden könnte, nicht dem Menschen, sondern der göttlichen Majestät gelte, davon ein Abglanz auf dem Herrscher ruht, alsdann die Englische Hofsitte eher das Gegentheil von dem beweise, was sie beweisen solle; kommt der dritte Satz auf die Behauptung, daß die Adoration ein innerer Glaubensakt sey, folglich nicht im Kniebeugen bestehe; wogegen einerseits auf das Unmoralische der Zumuthung, andererseits auf das Unwahre dieser Erklärung hingewiesen wird, sofern die Kniebeugung eben der äußere Ausdruck des inneren Glaubensaktes ist.

Der vierte Satz enthält und beleuchtet die Berufung auf das frühere Befehlen der Salutation durch Kniebeugung unter der Herrschaft des Religions- und Westphälischen Friedens bis 1803 für alle Militärpersonen ohne Unterschied des Glaubens ohne irgend einen Widerspruch im Baiersch-Pfälzischen Heere, so wie bei allen Truppen der katholischen Regierungen Deutschlands. Hiegegen wird nachgewiesen, daß dieses Verfahren allerdings weder aus den Bestimmungen des Augsburgerischen Religionsfriedens, noch des Westphälischen (so wie der Deutschen Bundesakte), als rechtlich unbegründet betrachtet werden kann, da diese Urkunden alle über das specielle Verhältniß der einzelnen Kirchen zur Staatsgewalt in den einzelnen Reichstheilen nichts bestimmen, vielmehr Alles, was nicht selbst Fürst und Reichsstand war, in Bezug auf Religionsübung dem Befehl des Landesherrn heingegeben ward, so daß allerdings die einzelnen Regierungen zu solcherlei Anordnungen, je nach den Verhältnissen ihres Staates, befugt waren. „Der Kurfürst von Baiern war auf den Grund des Bestehens der Religionsübung im Normaljahr ein katholisches Land, wie z. B. Sachsen und Preußen protestantische Länder; der katholische Staat hatte eine katholische Armee, und das Verhalten dieser Armee in Beziehung auf Akte der Religion und des Kultus wurde nothwendig nach katholischen Ansichten und Einrichtungen geregelt.“ Allein mit 1803 und noch mehr mit 1809 beginnt eine neue Ordnung der Dinge, indem durch das Edikt vom 24. März 1809 alle ehemaligen Staatskirchengesetze außer Kraft gesetzt und für ungültig und aufgehoben ausdrücklich erklärt wurden; welche neue Ordnung der Dinge durch die Baiersche Verfassungs-Urkunde von 1818 aufs Neue sanktionirt worden. Hiernach ist jedem Baierschen Unterthan vollkommene Gewissensfreiheit gesichert, nach welcher er „in Gegenständen des Glaubens und Gewissens keinem Zwang unterworfen werden darf; die drei christlichen Confessionen sind „zu gleichen Rechten anerkannt,“ und jede Verpflichtung zur Theilnahme an den Gottesdiensten und Gebräuchen der andern Confession ist aufgehoben. Da nun, wie sich aus dem allen ergibt, 1. Baiern im staatsrechtlichen Sinne kein katholischer Staat mehr ist, 2. in Baiern keine herrschende oder Staatsreligion besteht, 3. jedem Unterthan die Gewissensfreiheit garantirt ist, wie sie unter der Herrschaft des Religions- und Westphälischen Friedens nicht bestand, endlich 4. Baiern auch nicht



mehr, wie früher, ein katholisches Heer hat, dessen auf Religion und Kirche in Bezug stehende Einrichtungen bloß vom katholischen Standpunkt ausgehen könnten, so ist allerdings durch die Ordre von 1839 etwas ganz Neues eingeführt, sowohl in Bezug auf das frühere Baiern, als auch insbesondere in Bezug auf die erst nach 1803 hinzutretenden Gebietsheile, namentlich die vorher Preussischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, und die evangelischen Reichsstädte.

Was insonderheit die Kurpfalz zu Rhein betrifft, und die Behauptung, daß allda die Kniebeugung ohne Widerspruch bestanden habe, obgleich die Religionsbeschwerden durch das Toleration-Edikt 1766 und die Religions-Deklaration von 1799 abgestellt gewesen (Satz 7 u. 8. genauer aufgeführt), so wird zunächst historisch darauf hingewiesen, daß, nachdem die vor dem dreißigjährigen Kriege durchgehends evangelische Kurpfalz mit 1685 an den Apostaten Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg gekommen, nicht nur gegen die Bestimmung des Westphälischen Friedens der Katholicismus dahin verpflanzt wurde, sondern daß auch harte Bedrückungen von da an über die Reformirten des Landes ausgeübt wurden. Zwar gelang es der Vermittelung des Corpus Evangelicorum und der kräftigen Einwirkung des Königs von Preußen, daß in einer Religions-Deklaration von 1705 den drei Confessionen im Lande vollkommene Gewissensfreiheit zugesichert, und namentlich ausgesprochen wurde, daß die Evangelischen „an keine anderen Ceremonien als an die ihrigen gebunden seyn,“ auch „bei den katholischen Processionen und wenn das Venerabile zu Kranken getragen würde, nicht gezwungen seyn sollen, das Gewehr zu präsentieren oder niederzuknien u.; allein bald beschränkte man diese Vergünstigung auf die protestantischen Bürgersoldaten, wogegen das Corpus Evangelicorum förmlichen Protest einzulegen sich vermüßigt sah. Auch die übrigen Bedrückungen dauerten fort, indem z. B. 1771 alle Protestanten von höheren Aemtern ausgeschlossen wurden. Das 1766 erlassene Edikt hatte also den Religionsbeschwerden der Evangelischen so wenig abgeholfen, daß noch 1788 die Verwendung des Königs von Preußen abermals angerufen werden mußte, der sich dahin äußerte, „er habe ungern gesehen, daß die Bedrückungen seiner Religionsgenossen noch immer fortdauern.“ Indeß hatte auch dies so wenig als die weiteren Schritte des Corpus Evangelicorum und der Reformirten der Pfalz unmittelbar bei dem Kaiser einen günstigen Erfolg, daß noch Max Joseph bei seiner Deklaration vom 9. Mai 1799 sich zu dem offenen Geständniß genöthigt sah, daß bis dahin „mancherlei gegen die ursprünglichen Landesgesetze verfügt worden sey, wodurch bei den reformirten Unterthanen ein nicht ungegründetes Mißtrauen erwachsen und manche rechtmäßige Beschwerde in dieser Hinsicht entstanden

sey u.“ Erst von da an wurde die längst zugesagte Gewissensfreiheit zur Wirklichkeit und Wahrheit.

Eine sehr interessante Zugabe enthält dieser Abschnitt durch die sehr vollständige Zusammenstellung aller Dekrete Kaiser Joseph's II., die religiös-kirchlichen Verhältnisse der Evangelischen in Oesterreich betreffend.

Nachdem nun noch im fünften Satz die behauptete Nothwendigkeit eines gleichen Reglements im Heere beleuchtet, im sechsten die aus der bestrittenen Competenz solcher Anordnung präsumirte Verneinung der Königl. Kronrechte abgelehnt, und im neunten die gleich im Anfange erfolgte Modifikation der Ordre in Bezug auf die Landwehr besprochen worden, als wodurch die rechtliche Stellung der Sache nicht geändert und die principielle Frage nicht entschieden sey, schließt der Verf. mit den Worten: „Wer dieser Darstellung gefolgt ist, wird sich überzeugt haben, daß es sich hier nicht handelt um eine bloße militärische Form — daß es sich nicht handelt um etwas bloß Äußerliches, sondern um heilige und wichtige Interessen, nämlich die Bewahrung der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Baierschen Protestanten, so wie die Festhaltung der staatsrechtlichen Stellung, welche die Protestantische Kirche neben der Katholischen mit ganz gleicher politischer Berechtigung behauptet. Geschrieben sind diese Worte nicht im Geiste des Indifferentismus, und nicht für solche, denen die Lehren der Kirche etwas Geringfügiges sind, und welchen die Überzeugung ein Gewand ist, das man willkürlich wechseln kann. — Eine andere Absicht als die, dazu mitzuwirken, damit das Recht und die Wahrheit erkannt werde, hat den Verf. dieser Schrift nie befezt; am entferntesten lag ihm aber die Tendenz, das Baiersche Linienmilitär und die Baiersche Landwehr in der schuldigen Befolgung des Königl. Befehls irre zu machen. Dieser Verpflichtung können sie sich nicht entziehen, so lange der Befehl gegeben ist. Aber eben deswegen dürfen sie nicht in der peinlichen Lage belassen werden, die sie in die Mitte stellt zwischen Glaubenspflicht und militärischem Gehorsam u.“ —

Als Anhang folgen die betreffenden Urkunden, namentlich Beilage A.: Früheres Verfahren. B. Dermaliges Verfahren. C. D. und E. Königl. Erlasse, die Modifikation für die Landwehr betreffend. F. Erlaß des Königl. Ober-Consistoriums an die protestantische Geistlichkeit. G. Ministerial-Entschließung auf den Bericht des Königl. Ober-Consistoriums. H. Königl. Dekret auf wiederholte Vorstellung des Ober-Consistoriums. I. Artikel aus der Allg. Zeitung. K. Eingabe der protestantischen Glieder der Ständeverammlung. L. Königl. Resolution über den Beschluß des Staatsraths. M. Kurpfälzisches Edikt von 1766.

Möge der Verf. die reichhaltigen Mittheilungen aus seinem Schriftchen entschuldigen, die wir mit der Absicht und dem Wunsche gaben, daß die geneigten Leser dieser Zeitschrift um so mehr möchten sich bewogen fühlen, dem Schriftchen die verdiente Verbreitung zu verschaffen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 7. August.

N<sup>o</sup> 63.

## Die angeblichen Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen des Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Hier ist nun aber Folgendes zu beachten. 1. Maria Magdalene muß mehr gesagt haben, als dies allein; sie muß neben dem Schmerze auch die Hoffnung dargelegt, muß neben dem sinnlich wahrnehmbaren Faktum, der Leerheit des Grabes, auch die Erklärung desselben berührt haben, welche sie empfangen zu haben glaubte. Das ganze Betragen der beiden Jünger ist sonst nicht erklärlich. In diese muß durch die Rede der Maria der erste Keim des Glaubens an die Auferstehung gelegt seyn, was nicht der Fall seyn konnte, wenn sie bloß die Leerheit des Grabes berichtete, die an sich gar keine Instanz für die Auferstehung bildete, im Gegentheil eher dagegen sprach, da mit der Auferstehung Jesu eng verbunden war, daß er sich als der Auferstandene den Seinen kund gab. Hätte die Rede der Maria den Jüngern nicht Grund zur Hoffnung gegeben, wie wären sie dann so eilig gelaufen? Wie würde Johannes den an sich gleichgültigen Umstand, daß er dem Petrus vorangelaufen, und zuerst zum Grabe gekommen, berichten, wenn sich nicht in der Differenz der Eile die Differenz der Stellung zu der von Maria empfangenen Nachricht offenbarte, schon hier die nachherige Differenz des Glaubens und der Verwunderung vorbereitete? Das Laufen beider setzt den Keim des Glaubens an die Auferstehung voraus, der nur durch die Rede der Maria in sie gelegt werden konnte. Ohne diesen Glauben würden sie, wenn überhaupt, gewiß langsamen Schrittes und gefenkten Hauptes zu dem Grabe gegangen seyn. Bei dem Jünger, den Jesus liebte, wurde dieser Keim durch die persönliche und individuelle Liebe zu Jesu, die ihn vor allen anderen Jüngern auszeichnete, auch vor Petrus, der an Eifer für die Sache ihn übertraf, und deshalb auch vom Herrn an die Spitze der Apostel gestellt worden, kräftiger entwickelt. Wie würde Johannes ferner in dem Grabe sofort zum entwickelten Glauben an die Auferstehung kommen, vgl. B. 8., wenn nicht dieser Glaube an dem von den Weibern Gehörten eine Grundlage hatte? Wie wenig dieser Glaube von dem gewöhnlichen Standpunkte aus erklärlich ist, zeigt schon die von Mehreren versuchte Verkehrung des Sinnes: und er glaubte, nämlich daß der Leichnam Jesu weggenommen sey, die schon von Lampe so gründlich zurückgewiesen ist, daß nur rathlose Verlegenheit es erklärt, wie neuere Ausleger sie wiederholen konnten. Zunächst entwickelte sich der Glaube des Johannes an dem Umstande, daß das Schweistuch besonders lag, abgetrennt von den Todtenbinden, und zwar sorgfältig zusammengewickelt. Inwiefern dieser

Umstand geeignet war, den Glauben des Johannes zu entwickeln, \*) das wurde schon von allen älteren Auslegern richtig erkannt, vgl. z. B. Lampe z. d. St.: „Daraus ging hervor, daß derjenige, welcher den Zustand des Grabes veränderte, nichts eilig gethan, nichts aus dem Verzuge befürchtet, sondern absichtlich und zu bestimmtem Zwecke die Binden von dem Körper abgenommen, und sie in passender Ordnung an verschiedene Orte hingelegt.“ Allein das liegt am Tage, daß der an sich immer noch verschiedener Deutungen fähige Umstand eben nur zur Entwicklung des schon vorhandenen Glaubens dienen konnte. Nur wenn der erste Grund schon durch die Rede der Maria gelegt war, erklärt sich der Einfluß, den er ausübte. Fand diese in der eigenen Wahrnehmung der Jünger auch nur eine geringe Bestätigung, so mußte der Zweifel, der sich anfangs dagegen geregt, mehr und mehr verschwinden. 2. Maria kann unter Anderem auch dies gesagt haben. Dies konnte man nur verkennen, indem man sich die Erscheinungen der Engel und des auferstandenen Christus zu grob äußerlich dachte, sie zu sehr von ihren inneren Bedingungen losriß, nicht genug die Analogien in's Auge faßte, welche das Verhältniß der Seele zu den rein innerlichen Mittheilungen aus der höheren Welt darbietet, die Schwankungen verglich, welche im Leben der Gläubigen stattfinden; — was freilich um so weniger zu verwundern ist, da man diese Analogien und die eigenen Erfahrungen oft auch da nicht zu benutzen versteht, wo ihre Vergleichung noch viel deutlicher indicirt ist, wie z. B. selbst ein Lücke (zu Joh. Th. 2. S. 673.) meint, Christi Vorhersagungen von seiner Auferstehung müssen mehr dunkel als bestimmt gewesen seyn, weil bei bestimmten Vorhersagungen die Jünger mit einigem Gedächtniß (!) rascher zum Glauben gewesen seyn würden als sie sind, Äußerungen, die demjenigen höchst sonderbar vorkommen müssen, der gewohnt ist, die äußere Wirklichkeit aus der inneren zu verstehen. Verhielte

\*) Daß das: und er glaubte, nicht einen entwickelten, sondern nur einen keimenden Glauben bezeichne, haben Lücke und Krabbe (das Leben Jesu S. 515.) aus B. 9. erweisen wollen. Nach einfacher Auffassung aber wird in B. 9. der Grund angegeben, wie es kam, daß Johannes erst damals an die Auferstehung Christi glaubte, da man doch bei dem Vorhandenseyn so deutlicher Aussprüche in Bezug auf die Auferstehung in den Schriften des Alten Testaments, glauben sollte, daß diese den Jüngern von Anfang an gewiß gewesen. Die Schrift bezeugte zwar laut die Auferstehung, aber sie wurde von den in ihrer Subjektivität befangenen Jüngern nicht verstanden, wie ja noch heutiges Tages die Schrift so Manches bezeugt und klar enthält, was nicht eher erkannt und verstanden wird, bis Lebensführungen, Erfahrungen, oft sehr schmerzliche, reichere Mittheilungen des Geistes die Erkenntniß und das Verständniß öffnen.



es sich mit den Erscheinungen der Engel und des auferstandenen Christus so wie mit allen anderen gewöhnlichen Begebenheiten, so daß das leibliche Auge hier allein in Betracht käme, so würden wahrlich die Worte der Weiber von den Aposteln nicht so ohne Weiteres für Geschwätz erklärt worden seyn, dem man weiter keinen Glauben beizumessen habe, wie Luc. 8. 11. erzählt; hätten die Weiber behauptet, irgend einen Menschen aus der Bekanntschaft der Apostel gesehen zu haben, so würden diese gewiß nicht gewagt haben ihnen zu widersprechen. Auf dasselbe Resultat führt uns auch das Betragen des Thomas. Seine zehn Mitapostel versichern ihm, den Herrn gesehen zu haben. Bei Dingen, die durchaus dem Gebiete der äußeren Anschauung angehörten, genügte das Zeugniß zweier schon zur Begründung eines Todesurtheils. Was vier gute Augen gesehen hatten, das wurde als unumstößlich gewiß betrachtet. Auf Thomas aber macht das Zeugniß seiner sämmtlichen Mitapostel gar keinen Eindruck. Am eklatantesten aber ist, was Matth. 28, 17. berichtet wird. Bei der letzten Erscheinung Christi in Galiläa zweifelten Mehrere der Anwesenden, obgleich sie ihn mit Augen sahen. Dann ist noch bei Lucas in 24. 31. in der Erzählung von den Jüngern von Emmaus das: „da wurden ihre Augen geöffnet und sie erkannten ihn,“ zu beachten. War, um Christum zu erkennen, das Eröffnen des geistlichen Auges nothwendig, so mußte auch, wer ihn schon erkannt hatte, an seiner eigenen Wahrnehmung wieder irre werden, sobald sein geistliches Auge sich wieder verschloß. Was ihm früher die allzuverlässigste Wahrheit war, das mußte ihm jetzt als Blendwerk, als Täuschung der Phantasie erscheinen. Wie erklärte es sich auch wohl von der gewöhnlichen Ansicht aus, daß Maria Magdalena bei der zweiten Erscheinung Christi ihn anfangs nicht kennt, daß sie ihn für den Gärtner hält, Joh. 20. 15. Christus veränderte sich nachher nicht, sondern ihr inneres Auge. Betrachtet man nun die Sache von diesem Gesichtspunkte, so wird man es ganz natürlich finden, daß Maria nach der flüchtigen Erscheinung der Engel, nach dem ersten vorübergehenden Anblick Christi — die Differenz der Erscheinung Christi bei Matth. 24. 9. 10. und der bei Joh. 20. 14 ff. ist sehr zu beachten; das eine: Maria! was Jesus bei der letzteren sprach, mußte weit tiefer in's Herz dringen und war somit mehr geeignet, allen Zweifel an der Realität der Auferstehung niederzuschlagen, wie alles bei der ersten Gesprochene, als deren Aufschritt man das: fürchtet euch nicht, betrachten kann, so etwas Fremdes, Feierliches, plötzlich Abgebrochenes hat die erste Erscheinung; die Weiber wagen es bei ihr nur Jesu Füße zu umfassen und beten ihn an, während bei der zweiten Maria ihn in dem Überwallen der Liebe umarmen will — noch nicht gleich die zweifelsfreie und unerschütterliche Überzeugung von seiner Auferstehung hatte, daß ihr begeisterter Glaube, welcher, wie so oft die Begeisterung, nur die Oberfläche des Herzens einnahm, durch den kühlen und nüchternen Empfang, den sie bei den Aposteln fand, den Männern, denen sie sich geistlich unterzuordnen gewohnt war, die gewiß so oft ihrer Erregtheit mit Recht entgegengetreten waren, gewiß so oft mit Recht die Wirklichkeit gegen ihre schönen und süßen Träume geltend

gemacht hatten, einen mächtigen Stoß erhielt, daß sie die Wahrheit der Thatsache, die sie mit bloß leiblichem Auge gesehen, der Leerheit des Grabes, zuverlässiger behauptete, als die Wahrheit der Erklärung derselben, die sie durch die Engel und durch Christum selbst empfangen zu haben glaubte. Ihr Zweifel mußte aber noch wachsen, ihre Unruhe steigen, als sie, später wieder zum Grabe gekommen, nichts mehr erblickte, als die leeren vier Wände. Da fing ihr geistliches Auge an sich ganz zu verdunkeln, bis es durch den Schmerz der Liebe wieder geöffnet wurde. — Ganz besonders geeignet, uns einen Blick in die Seele der Maria zu eröffnen, uns aus den Banden der Vorurtheile zu befreien, welche eine hölzerne, von der Wirklichkeit des Lebens abstrahirende Psychologie verbreitet hat, ist, was bei Lucas in 24. 33 ff., vgl. mit Marc. 16. 13. über das Betragen der Apostel am Auferstehungsabend berichtet wird. Schon haben sie den Bericht der Weiber über die Auferstehung vernommen, schon ist er einem aus ihrer Mitte, und was noch mehr ist, ihrem Haupte und Führer, dem Petrus erschienen, schon haben die Jünger von Emmaus, denen sie gleich mit dem Bekenntniß entgegengetreten: der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen, ihnen erzählt, was auf dem Wege vorgegangen und wie er von ihnen erkannt worden am Brodtbrechen. Wer sollte nun nicht meinen, daß sie wenigstens insoweit vorbereitet gewesen, daß sie den Auferstandenen, sobald er durch seine persönliche Erscheinung in ihrer Mitte ihnen die Gewißheit seiner Auferstehung gewährte, mit freudigem und unbedingtem Glauben empfangen hätten? auch dann noch dies meinen, wenn er von Marcus gelernt hat, daß das: der Herr ist wahrhaftig auferstanden, womit sie den Jüngern von Emmaus begegnen, nicht ihrer ganzen Seele angehört, sondern nur dem einen der in ihr kämpfenden Gegensätze, daß er das: und auch jenen glaubten sie nicht, zum Begleiter hatte. Der Erfolg aber beschämt diese Meinung. Da Jesus in ihre Mitte tritt und spricht: Friede sey mit euch, glauben sie erschreckend und voll Furcht einen Geist zu sehen, statt des Auferstandenen. „Was seyd ihr erschrocken“ — so redet Jesus sie an — „und warum steigen Zweifel auf in euren Herzen?“ Um ihnen zu erweisen, daß er wirklich der Auferstandene und nicht ein Trugbild, zeigt er ihnen seine Hände und Füße und läßt sich von ihnen betastern. Auch da noch wagen sie nicht zu glauben, so daß Jesus sich herablassen muß, vor ihren Augen zu essen. Konnten nun die Apostel, Petrus mit eingeschlossen, dem der Herr schon früher erschienen war, ungeachtet seiner persönlichen Anwesenheit und noch während derselben meinen, einen Geist zu sehen, wie sollte nicht der Gedanke an eine solche Täuschung bei Maria Magdalena haben entstehen können in Bezug auf die schon vergangene Erscheinung, bei ihr, die bei ihrer Demuth sich so leicht den Einwurf machen mußte, daß der wirklich Auferstandene sich zuerst denjenigen geoffenbart haben würde, zu denen sie herauszuweisen gewohnt war, es nicht wagte, so lange diese noch nicht glaubten, mit unbedingter Zuversicht die ihr gewordene Überzeugung geltend zu machen. Ist es doch überhaupt um Novalis: wenn Alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu, ein eigen

Ding, sowohl was das Ganze, als was das Einzelne betrifft. Was nur einem gewiß geworden, kann auch für diesen nicht gewiß seyn. Ist es wahr, so muß es sich auch Anderen kundgeben. 3. Es darf uns nicht befremden, daß Johannes nur die eine Seite der Botschaft der Magdalene hervorhebt. Denn nur dieser Theil ihrer Botschaft, nur was jedem Menschen mit gesunden Augen auf sein Zeugniß geglaubt werden muß, fand bei den Aposteln entschiedenen Eingang. Das Übrige erweckte nur Ahnungen, unbestimmte Hoffnungen. Bis auf weitere Bestätigung war es wie nicht gesprochen, ein bloßes Gerede (vgl. Luc. B. 11.)<sup>1)</sup> Ferner, nur die eine Seite hervorzuheben konnte Johannes vielleicht dadurch veranlaßt werden, daß auf diese Weise der Gegensatz reiner, und somit die ganze Begebenheit in sich abgeschlossener, aus sich selbst verständlicher, typisch bedeutsamer wurde. Wie Maria, weil sie um Jesum weinte, Jesum findet, das ist der ewige Kern der Thatsache. Dieser würde nicht so stark hervortreten, wenn sie ihn früher schon theilweise gehabt. Dann, was die Anderen schon erzählt, das will Johannes nicht wiederholen, zugleich aber soll seine Darstellung in sich vollendet seyn, nicht erst dadurch Sinn gewinnen, daß man sie aus den anderen Evangelisten ergänzt. Diese innerliche Abrundung aber war nur also zu erreichen, daß er aus der Botschaft der Maria nur dasjenige aushob, was an und für sich verständlich war, nicht die Erzählung der von den anderen Evangelisten berichteten Vorfälle oder die Berufung auf dieselben voraussetzte.

Haben wir nun die Hauptschwierigkeit beseitigt, so wird es leicht seyn, mit den übrigen Widersprüchen fertig zu werden, die, nach dem Vorgange des Wolfenbütteler Fragmentisten besonders der auch hier nur nachsprechende Strauß geltend gemacht hat. 1. In Bezug auf die Zahl der Frauen findet Abweichung statt. Lucas (B. 10., vgl. B. 1. 23, 55. 56.) nennt Maria Magdalene, Johanna und Maria Jakobi, und außerdem noch „einige mit ihnen“, „die übrigen mit ihnen“, ohne nähere Bezeichnung; Marcus nennt drei Frauen, die beiden Marien des Lucas und statt der Johanna die Salome; Matthäus hat beide Marien, Johannes bloß Maria Magdalene. Hier können wir aber recht deutlich zeigen, wie wenig aus dem Nichterwähnen auf ein Nichtwissen oder gar auf ein Anderswissen geschlossen werden könne. Johannes nennt bloß Maria Magdalene und doch läßt er sie sagen: wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Johannes wußte also sehr wohl, daß der ganze Kreis Galiläischer Weiber, der Christum zu begleiten pflegte, kein Grab gewesen war. Er nannte aber nur Maria Magdalene, weil sie den Mittelpunkt seiner Erzählung bilden sollte, die auf nichts weniger ausging, als darauf, die Berichte der anderen Evangelisten überflüssig zu machen. Die, welche bei Johannes allein genannt wird, ist auch in den drei ersten Evangelien die Hauptperson, wird bei allen zuerst genannt. Den zweiten Rang nach ihr nimmt Maria Jakobi ein. Die übrigen standen sich gleich, wie die übrigen Apostel außer Petrus, Johannes und Jakobus, und so war es dem freien Ermessen eines jeden Evangelisten überlassen, ob er sie überhaupt, und

welche von ihnen er nennen wollte. Daß jeder Evangelist, alle hätte nennen müssen, kann man um so weniger behaupten, da sie sich überhaupt gar nicht ängstlich bemüht zeigen, jeder die einzelnen Zeugen der Auferstehung vollständig zu nennen, jeder die Erscheinungen Christi vollständig aufzuzählen, da vielmehr jeder von ihnen gewichtigere Zeugnisse, wie das der Weiber, gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Den Unglauben durch Anhäufung der Zeugnisse für die Auferstehung zur Anerkennung derselben zu nöthigen, ist gar nicht ihre Absicht. Sie wissen zu gut, daß die Auferstehung dem Glauben angehört und dem, der ihn nicht hat, nicht aufgedrungen werden soll und kann. Der Glaube aber hat genug an dem Zeugnisse weniger, aber unverständlicher und solider Personen, namentlich der Apostel. Wie der Herr sich diesen kund gab, das wird von allen Evangelisten übereinstimmend berichtet. Wäre die Erscheinung an die heiligen Frauen nicht die erste gewesen, wäre sie in der Mitte der übrigen vorgefallen, so würden die Evangelisten ihrer wahrscheinlich gar nicht gedacht haben. Dies ersehen wir aus der Analogie des Paulus, welcher in 1 Cor. 15., da es ihm nicht darauf ankommt, die Geschichte der Kundgebung des Auferstandenen zu geben, sondern nur eine Reihe solider Zeugen für die Realität der Auferstehung zu nennen, von den Frauen ganz schweigt. Sein gänzlich Schweigen erklärt das theilweise der Evangelisten. Eben so dient zu seiner Erklärung die Thatsache, daß ihre Aussage den Aposteln als ein Geschwätz erschien. Bedeutung erlangte sie erst dadurch, daß ihr durch das spätere Zeugniß der Männer das Siegel der Glaubwürdigkeit aufgedrückt wurde. 2. Die Zeit, in welcher die Frauen zum Grabe gehen, werde nicht gleichförmig bestimmt. Das: „da die Sonne aufgegangen“ des Marcus in B. 2. widerspreche dem: „da noch Dunkelheit war“ des Johannes und dem „in tiefer Dämmerung“ des Lucas. Allein dem: „da die Sonne aufgegangen“ des Marcus geht das: sehr frühe voraus, und zeigt, daß man dasselbe nur auf die erste Morgendämmerung beziehen darf. Der Begriff des Sonnenaufganges ist ja ein relativer. Die Sonne ist schon aufgegangen, wenn sie auch noch nicht am Himmel sichtbar ist; denn auch das Morgenroth rührt von ihr her. In diesem weiteren Sinne nun, wo der Sonnenaufgang der finsternen Nacht entgegentritt, redet Marcus von ihm, Johannes aber sagt nicht etwa: da es noch Nacht, sondern da noch Dunkelheit war, da das Licht des Tages die Finsterniß der Nacht noch nicht vollkommen vertrieben hatte.<sup>\*)</sup> So findet also in Bezug auf die Zeitbestimmung die vollkommenste Übereinstimmung statt. 3. In Bezug auf den Zustand, in welchem die drei Frauen zuerst das Grab erblickten, siehe Matthäus mit den drei übrigen Evangelisten in Widerspruch. Nach den letzteren finden sie den Stein schon abgewälzt; bei Matthäus aber laute die Er-

<sup>\*)</sup> Es war genau die Zeit, welche Homer durch *πρωτόπαιλος* *ἥως* bezeichnet, vgl. Eustathius ad Hom. II. ed. Lips. t. 2. p. 181.: *ἰστέον δὲ ὅς ἐστι πρωτόπαιλος ἥως ἢ ἔχουσα τὰ καλὰ νυκτέρον ἔτι σκότους, εἰ καὶ τὸ χροσοπαῖς προκωτὸν αὐτῇ ἐξ ἡλιακῶν ἀκτίνων ἐμφαίνεται.*



zählung so, als hätten sie die Abwälzung durch einen Engel mitangesehen. Allein diese Behauptung beruht auf bloßem Mißverständniß, das freilich durch Behauptungen wie die, Matthäus hole in B. 2—4. etwas früher Gesehenes nach, man müsse nicht erklären: er wälzte den Stein ab, sondern er hatte ihn abgewälzt, sehr befördert worden. Die Darstellung der Auferstehung bei Matthäus hat einen höchst lebendigen, anschaulichen Charakter. Sie nähert sich der Poesie so sehr, daß in B. 2—4. ein förmlicher Parallelismus der Glieder stattfindet. Ganz natürlich; denn wenn irgend, so wurden hier die Gränzen durchbrochen, welche Idee und Wirklichkeit von einander scheiden. Demgemäß nun führt er uns, nachdem er die Frauen den Weg zum Grabe antreten lassen, die zweite dieser gleichzeitige Begebenheit, statt sie durch die trockene Übergangsformel: zu derselben Zeit aber, da die Weiber die Stadt verließen, anzufügen, mit einem: und siehe, lebendig vor: Siehe da, eine andere Scene! Daß die Weiber jene Begebenheit mitangesehen, sagt er mit keinem Worte, redet gar nicht von der Wirkung, die sie auf sie ausgeübt, während er erzählt, daß die Wächter vor Schrecken wie todt wurden. In B. 5. kommt Matthäus zu dem Punkte, wo die beiden bei ihm parallel laufenden Begebenheiten sich berühren, wo die Weiber zu dem leeren Grabe kommen und dort den Engel erblicken. / 4. „Mannichfaltiger werden die Abweichungen in Bezug auf das, was die Frauen weiter am Grabe sahen und erfuhren. Nach Lucas (B. 3 ff.) gehen sie in das Grab hinein, finden den Leib Jesu nicht, und indem sie hierüber betroffen sind, stehen zwei Männer in strahlenden Gewändern bei ihnen, welche ihnen seine Auferstehung verkündigen; bei Marcus, B. 5., der sie gleichfalls in die Gruft hineingehen läßt, sehen sie nur Einen Jüngling in weißem Kleide nicht stehen, sondern sitzen, der ihnen dieselbe Kunde ertheilt. Bei Matthäus bekommen sie diese Nachricht, ehe sie in das Grab hineingehen, von dem Engel, der nach Abwälzung des Steines sich auf denselben gesetzt hatte“ (B. 2.). Allein auch nach Matthäus fällt die Scene innerhalb des Grabes vor. Denn die Weiber gehen nach der Rede des Engels aus dem Grabe heraus, B. 8. Das: er saß auf dem Steine, gehört einer Scene an, welche ihm eigenthümlich ist, und darf daher gar nicht mit den Angaben der anderen Evangelisten verglichen werden. Um die außer dem Grabe befindlichen Wächter zu schrecken, saß der Engel auf dem Steine den in das Grab gegangenen Weibern erschien er in dem Grabe. Daß sie erst, nachdem sie ihn erblickt, seiner Aufforderung folgend in das Grab gegangen, darf man nicht mit Strauß aus B. 6. schließen; denn die Worte: kommt, seht den Ort, wo der Herr lag, beziehen sich offenbar nicht auf das Grab im Allgemeinen, sondern auf den Ort im Grabe, wo der todte Jesus

gelegen. Dies zeigt schon die Vergleichung von Marc. B. 6., wo im Grabe der Engel zu den Weibern spricht: siehe da der Ort, wo sie ihn hingelegt haben. Daß Matthäus und Johannes die Bezeichnung Engel gebrauchen, Lucas von Männern redet, Marcus von einem Jünglinge, erklärt sich daraus, daß die eine Bezeichnung sich auf das Wesen bezieht, die andere auf die Erscheinungsform. Es waren Engel in Gestalt von Männern und zwar von Jünglingen. Daß auch Marcus und Lucas Engel meinen, läugnet ja Niemand; schon die Bezeichnung ihrer Kleider führt darauf. In den Alttestamentlichen Erzählungen von Engelercheinungen wechselt diese doppelte Bezeichnung fast durchgängig ab, man vgl. z. B. 1 Mos. C. 18. 19. — Was die Zahl der Engel betrifft, so sagen Matthäus und Marcus nicht, daß die Frauen nur einen Engel gesehen haben. Von einem Widerspruch kann also hier eben so wenig die Rede seyn, wie bei den Angaben hinsichtlich der Weiber, bei denen wir schon aus dem wir wissen des Johannes — wie konnte dieser auch daran denken, gegen die weibliche Natur zu solcher Tageszeit Maria allein zum Grabe gehen zu lassen — auf eklatante Weise nachgewiesen haben, wie wenig man berechtigt ist, in solchem Falle aus dem Nichtsagen auch nur auf das Nichtwissen zu schließen. Der Grund aber, weshalb es Matthäus und Marcus für unnöthig halten, die Zweizahl der Engel ausdrücklich zu erwähnen, ist in der ganzen Schriftlehre von den Engeln zu suchen. Diese erscheinen durchgängig nur als Himmelsboten, und da es überall nur auf die Botschaft ankommt, so ist ihre Zahl stets das Unwesentliche. Wo die substantielle Verschiedenheit nicht mit der numerischen Hand in Hand geht, da kann auf die letztere nur wenig ankommen. Als Boten des Himmels treten die Engel auch hier auf, und eben deshalb kommt es nur auf die Botschaft, nicht auf ihre Zahl an. Durch die von Lucas und Johannes erwähnte Zweizahl gewinnen wir nur das Eine, daß die Scene mehr malerische Anschaulichkeit erhält, daß das: „der Engel des Herrn lagert sich ringsum die so ihn fürchteten“ (vgl. das „einen zu den Häupten, und den anderen zu den Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten“ bei Joh. B. 12.) der Psalmen, uns lebhafter vergegenwärtigt wird. Die Hauptsache bleibt ganz dieselbe; denn die beiden Engel haben nicht jeder eigenthümliche Verrichtungen: sie sagen und sie thun beide dasselbe. Hiernach beurtheile man, mit welchem Rechte Lücke zu Joh. Th. 2. C. 674. sagt: auf jeden Fall hat, was die Zahl der Engel betrifft, welche die Frauen sahen, entweder Lucas oder Marcus Unrecht.“ Mit solchem: auf jeden Fall, sollte man sparsamer seyn. Es ziemt sich selbst bei Profanscribenten nur da, wo man durch ernste Forschung der Sache bis auf den Grund gegangen ist.

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 11. August.

N<sup>o</sup> 64.

## Die angeblichen Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen des Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Wir wollen hier gleich die Beleuchtung einer anderen Schwierigkeit in Bezug auf die Engel anschließen. Wie kam es — fragt z. B. Lücke a. a. O. — daß Petrus und Johannes nichts von den Engeln sahen, und nur Maria. Wo wären die Engel geblieben, welche die Frauen zuerst sahen, und wo kamen sie wieder her, als Johannes und Petrus weg waren. Einige haben gemeint, die Engel seyen, als Petrus und Johannes im Grabe waren, in den Seitengängen des weiten Grabes gewesen. Wer sähe nicht, daß durch solche absurde Annahmen, die sich sogleich als Ausgeburten der Verlegenheit kund geben, die „Apologetik“ der „Kritik“ in die Hände arbeitet. Die richtige Lösung gründet sich auf das: da sie weinte, bei Joh. B. 11. Die beiden Apostel hatten nicht um Jesum geweint; der Zweifel hatte ihr Herz erkältet, und in ihm das Feuer der Liebe und Sehnsucht erstickt; so wurden ihre Augen gehalten, daß sie die Engel nicht sahen, die in der Regel mit bloß leiblichem Auge nicht geschaut werden können. Auch auf Maria hatte ihre Kälte anfangs einen erkältenden Einfluß ausgeübt. Nachher aber zerschmolz die Eiskrinde, welche sich um ihr Herz gelagert hatte. Wie das Schauen der Himmlischen von irdischen Bedingungen abhängig ist, das veranschaulicht uns schon die Geschichte Bileams. Der Engel des Herrn steht vor ihm mit gezücktem Schwerte, aber er ahndet nichts von seiner Gegenwart, weil sein geistiges Auge durch Habsucht und Ehrgeiz verdunkelt ist und er somit die Empfänglichkeit für Berührungen mit der übersinnlichen Welt verloren hat. Erst nachdem er in sich geschlagen, fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. — So bleibt also nur noch der geringfügige Umstand übrig, daß nach Marcus die Engel im Grabe sitzen, nach Lukas dagegen zu stehen scheinen. Auch hierin erkennt der Ausleger, den der kleine Mann, der sich selbst als die fleischgewordene Kritik hinstellt, als Repräsentanten der Apologetik zu bezeichnen liebt, einen unvereinbaren Widerspruch. Allein das *ἐκπορεύειν* des Lucas bezeichnet, wenn man nicht auf die Ableitung, sondern auf den Sprachgebrauch sieht, in dem das *ἐκπορεύειν* die Bedeutung: subito adsum, supervenio erhielt (vgl. Wahl clavis s. v., Passow, der dem Worte die Bedeutung: plötzlich erscheinen, gibt, Reiske indic. opp. Demosth. p. 263 ed. Lond., Schweigh. lex. Polyb. p. 289. u. A.), gar nicht speciell das Stehen, so daß Lucas also gar nichts darüber aussagt, in welcher Stellung sich die Engel den Weibern darboten, ob sitzend oder stehend: siehe,

da boten sich ihnen plötzlich zwei Männer dar in blühenden Kleidern. 5. „Nach Marcus sagen die Frauen aus Furcht Niemanden etwas von der gesägten Engelercheinung. Nach den anderen Evangelisten dagegen bringen sie den Aposteln die Nachricht.“ Allein wie das: „und sagten Niemand nichts“ des Marcus in B. 8. zu verstehen sey, zeigt schon die hinzugefügte Angabe des Grundes: denn sie fürchteten sich, ein Grund, der sich nur auf den ersten Eindruck und auf die Zeit unmittelbar nach der Erscheinung beziehen kann. Wie konnte es auch Marcus einfallen, sagen zu wollen, die Frauen haben den ganzen Vorgang verheimlicht, da sie, wie er selbst in B. 7. berichtet, den ausdrücklichen Befehl erhalten hatten, den Jüngern einen Auftrag der Engel zu überbringen? Nach B. 10. des Marcus bringt Maria Magdalene den Aposteln die Nachricht von der ihr gewordenen Erscheinung Jesu; wie sollte sie ihnen die vorhergegangene der Engel verheimlicht haben? Endlich, an einen Widerspruch kann grade hier um so weniger gedacht werden, da, wie fast allgemein zugestanden wird, Marcus den Bericht des Matthäus vor Augen hatte. Man muß daher das: sie sagten Niemanden nichts, mit einer in der Natur liegenden, und durch das Verhältniß von B. 8. zu B. 7., so wie durch den Zusammenhang mit dem: sie flohen von dem Grabe, hinreichend indicirten Beschränkung versehen: sprachlos gingen sie an Allen vorüber, die sie in der Nähe des Grabes und überhaupt auf dem Wege trafen, bis sie zu denen kamen, denen sie die Botschaft der Engel zu überbringen hatten. 6. „Nach Matth. B. 9. erschien Jesus den Frauen, als sie auf dem Wege waren, den Jüngern die Nachricht zu bringen; damit im Widerspruche scheint Marc. B. 9. zu seyn, da dort berichtet wird, Jesus sey zuerst der Maria Magdalene erschienen, die also nicht, wie man nach Matthäus meinen sollte, die übrigen Weiber zu Theilnehmerinnen an der ersten Erscheinung gehabt haben kann.“ Allein die Erscheinung Jesu, von der Marcus, ist nicht die von der Matthäus, sondern die von der Johannes in B. 11 ff. redet, vgl. Marc. B. 10. mit Joh. B. 18. Die erstere übergeht Marcus, zum Ende eilend, mit Stillschweigen, weil sie, wie wir schon nachwiesen, nur eine weniger bedeutsame, vorübergehende, oberflächliche, bei den Theilnehmerinnen selbst zur Erzeugung eines völlig zweifelsfreien Glaubens nicht hinreichende gewesen war. Das zuerst bei Marcus schließt nicht jede vorhergegangene Erscheinung aus, sondern es bezeichnet diese nur als die erste unter den von Marcus erwähnten. Dies ergibt sich aus dem Verhältniß des zuerst zu dem hernach in B. 12. und zu dem nachher in B. 14. 7. „Nach Lucas B. 12. lief auf den Bericht der Weiber bloß Petrus zum Grabe, nach Johannes B. 3. Petrus und Johannes.“ Allein hier können wir wieder einmal



recht handgreiflich zeigen, daß die Evangelisten nicht Alles sagten, was sie wußten, sondern nur was ihnen sachgemäß erschien. Lucas redet in B. 12. nur von Petrus. In B. 24. aber läßt er die Jünger von Emmaus sagen: und es sind einige der unsrigen zum Grabe gegangen, und wer diese einige waren, außer Petrus noch Johannes, das lernen wir von dem, welchem dies zu berichten am meisten angelegen seyn mußte. Lucas hat bloß Petrus genannt, weil dieser als das Haupt der Apostel gleichsam die übrigen repräsentirte, wie denn sein Vorzug vor den übrigen Aposteln auch aus der Anrede der Engel nach Marc. B. 7.: saget seinen Jüngern und Petrus, unwidersprechlich hervorgeht. Wie man nach solchen Thatfachen noch auf die Verschiedenheit der Zahl der Engel u. dgl. Gewicht legen kann, läßt sich kaum begreifen. Läßt sich in einigen Fällen, wie hier, und dann in Bezug auf die Namen der Weiber, unwidersprechlich darthun, daß das Wenigererzählen absichtlich ist, so müssen ja auch die übrigen ihre Bedeutung verlieren.

Nachdem wir nun also alle einzelnen Widersprüche beseitigt haben, müssen wir noch auf eine Thatfache aufmerksam machen, welche das Vorhandenseyn von Widersprüchen, aus schwankenden Sagen gestossen, von vorn herein unwahrscheinlich macht. Daß Marcus den Matthäus benützt habe, liegt am Tage und wird auch, trotz der unbesonnenen Läugnung Einiger, ziemlich allgemein anerkannt, und daß er ihm nicht absichtlich widersprechen wollte, kann schon nach dem durchgängigen Verhältnisse, in das er sich zu ihm stellt, nicht zweifelhaft seyn. Eben so läßt sich aber auch nachweisen, daß Johannes, auf dessen Unvereinbarkeit mit den anderen Evangelisten man besonders besteht, die Berichte dieser, namentlich des Lucas, vor Augen gehabt und berücksichtigt hat. Die Vergleichung von Luc. B. 12. und von Joh. B. 3—10. erhebt dies über allen Zweifel. Damit deutlich werde, wo seine ausführlichere und genauere Erzählung einzuordnen sey, nimmt Johannes fast alle Worte des summarischen Berichtes herüber, und fügt seine weitere Ausführung an sie an, Lucas: Petrus lief zum Grabe, Johannes: Petrus und Johannes liefen, der letztere schneller als der erstere; Lucas: und bückte sich hinein und sah die Binden liegen, Johannes wörtlich eben so, so daß an keinen Zufall gedacht werden kann; Lucas: die Binden allein, Johannes: das Schweiß-tuch nicht mit den Binden; Lucas: er ging nach Hause (*ἔειπεν οὖν πρὸς ταῦτα*), Johannes: sie gingen nach Hause (*ἔειπεν οὖν πρὸς ταῦτα*). Stehen diese absichtlichen Beziehungen fest, so wird man auch in dem: und er sah und glaubte, bei Joh. B. 8. die Beziehung auf das: und sie glaubten ihnen nicht, bei Lucas in B. 11. gar nicht verkennen können. Jetzt, sagt Johannes, machte der frühere Unglaube der Jünger wenigstens bei einem unter ihnen dem Glauben Platz. Warum Johannes unter den drei ersten Evangelisten gerade an Lucas auf diese Weise anknüpft, läßt sich ohne Mühe nachweisen. Matthäus bricht den Bericht über die heiligen Frauen ab, nachdem er erzählt, wie der Herr ihnen erschienen und ihnen einen Auftrag an die Jünger gegeben, Marcus schon früher, nach den Mittheilungen über Erscheinung und Auftrag des Engels. Beide erzählen nicht die Auf-

nahme, die sie bei den Aposteln mit ihrer Verkündigung der Auferstehung und der ihnen aufgetragenen Botschaft fanden. Dies thut unter den drei ersten Evangelisten allein Lucas. Da nun Johannes Ergänzungen zu den ersten Evangelisten liefern wollte, so war es ganz natürlich, daß er den Faden da aufnahm, wo derjenige unter ihnen, der die ihnen gemeinsame Begebenheit am weitesten führte, ihn fallen gelassen. Sich auf ihn zu beziehen hatte Johannes noch um so mehr Grund, da Lucas diejenige Thatfache, über die er ausführlich berichten wollte, den Gang der beiden Apostel zum Grabe, nicht etwa wie die übrigen Evangelisten mit Stillschweigen übergangen, sondern unvollständig erzählt hatte, so daß es, um den Schein des Widerspruches zu beseitigen, galt, den früheren Bericht wieder aufzunehmen, und die Stellen zu bezeichnen, wo in ihm die Ergänzungen einzu-reihen waren.

## 2. Die späteren Erscheinungen des Auferstandenen.

Die Erscheinungen des Auferstandenen hatten einen doppelten Hauptzweck: 1. seinen Jüngern die Gewißheit von der Realität seiner Auferstehung zu geben, und 2. ihnen die neue Vollmacht zu ertheilen, die durch seinen Erlösungstod erworben worden. Beide Zwecke werden von Lucas in Apostelgesch. 1, 3. ausdrücklich angegeben: 1. er erschien ihnen vierzig Tage hindurch in vielen Erweisungen, Thatfachen, welche die Realität seiner Auferstehung verbürgten, 2. er redete mit ihnen vom Reiche Gottes, nur daß er den letzteren etwas allgemeiner faßt. Aus dieser Zweckbestimmung ergibt sich, wie alle vier Evangelisten, ohne dadurch im Wesentlichen unvollständig zu werden, sich darauf beschränken konnten, nur einzelne Erscheinungen hervorzuheben, ja es ergibt sich daraus, wie sie dies mußten, sobald man nur die bei allen sich durchgängig offenbarende Tendenz in's Auge faßt, die Anhäufung des Gleichartigen zu vermeiden. Die beiden wesentlichen Momente finden sich bei ihnen allen; da fast jede Erscheinung des Auferstandenen sie enthielt, so konnten sie sich in dieselben theilen. Um ihr Verfahren durch ein Beispiel anschaulich zu machen, Marcus, nachdem er in E. 16, 1—8. über die erste Kundwerdung der Auferstehung berichtet hat, theilt B. 9—14. mit dem alleinigen Zweck, die Realität der Auferstehung zu dokumentiren, drei Erscheinungen des Auferstandenen mit, deren letzte, die im Kreise der Apostel, vollkommen hinreichte, jeden Zweifel zu beseitigen und die Anführung anderer unnöthig machte; dann läßt er in B. 15—18. noch das zweite Moment zu seinem Rechte kommen, indem er ohne Bestimmung von Zeit und Ort, die hier von geringer Bedeutung sind, da der Herr wesentlich Gleiches mehrfach gesprochen, über die Mission berichtet, die den Aposteln ertheilt wurde. Dabei aber schließen sich die Berichte der Evangelisten auf's Freundlichste aneinander, und nirgends entsteht für den Unbefangenen auch nur der Schein eines Widerspruches, ja nicht einmal eine Ungewißheit bleibt übrig. Wir können bei allen Erscheinungen mit Sicherheit ihr chronologisches Verhältniß zu den übrigen bestimmen. Die Reihenfolge gestaltet sich so:

1. Die Erscheinung Christi an die beiden Jünger, welche über Land gingen. Diese wird von Marcus in B. 12. 13.

summarisch erzählt, und zwischen die Erscheinung an Maria Magdalene am Morgen und die Erscheinung im Kreise der Apostel am Abende des Auferstehungstages gesetzt. Den ausführlichen Bericht gibt Lucas, der diesen Vorfall mit besonderer Vorliebe behandelt, B. 13—33. Nach ihm gehörte die Erscheinung dem späten Nachmittage des Auferstehungstages an; denn sie sagen in B. 29. zu Jesu: Bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget.

2. Ungefähr gleichzeitig mit dieser Erscheinung an die beiden Jünger ist die Erscheinung an Petrus, die von Lucas beiläufig erwähnt wird, B. 34., und die auch Paulus in der Aufzählung der Erscheinungen des Auferstandenen 1 Cor. 15, 5. berührt, und zwar, indem er die Erscheinungen an die Frauen und an Maria Magdalene übergeht, an der Spitze derselben, vor der Erscheinung an die Zwölf. Als die beiden Jünger von Jerusalem nach Emmaus ausgingen, kann sie noch nicht statt gehabt haben; denn diese wissen noch von keiner anderen Autorität für die Auferstehung etwas als von der der Frauen, Luc. B. 22 ff. Und als die beiden Jünger am Abende, nach Jerusalem zurückgekehrt, in die Versammlung der Apostel eintreten, ist sie schon geschehen; denn die Apostel kommen ihnen mit der Nachricht entgegen: der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simon erschienen.

3. Die Erscheinung Christi im Kreise der Apostel am Abende des Auferstehungstages. Diese wird kurz von Marcus berichtet, B. 14., ausführlich von Lucas B. 33—43. und von Johannes B. 19—22. In der Angabe der Zeitumstände findet sich die genaueste Übereinstimmung. Nach Marcus sind die Apostel bei Tische, als Jesus in ihre Mitte tritt; Lucas bestimmt keine Zeit, aber bei ihm fragt Jesus: habt ihr etwas zu essen? und die Apostel haben sogleich ein Stück gebratenen Fisches und Honig in Bereitschaft; nach Johannes fiel die Begehenheit am Abend vor. Das Plötzliche und Unerwartete, Geisterhafte der Erscheinung heben alle hervor; der Zug, daß sie bei verschlossenen Thüren geschah, ist Johannes eigenthümlich, wird aber erfordert zur Erklärung der Angabe des Lucas, die Apostel haben geglaubt einen Geist zu sehen.<sup>\*)</sup> Die Anrede Christi an die Apostel enthielt ein doppeltes Moment: 1. er bewies ihnen die Wahrheit seiner realen also leiblichen Auferstehung und zwar stufenweise, indem er sie erst zum Sehen, dann zum Fühlen aufforderte, und endlich von ihnen zu essen verlangte. 2. Er theilte ihnen die Vollmacht zu ihrem Berufe und zugleich die ihre Voraussetzung bildenden höheren Geisteskräfte. Lucas nun hat sich auf die Mittheilung des ersten Theiles beschränkt, weil er die Vollmacht Christi an die Apostel seinem letzten Zusammenfeyn mit ihnen vor der Himmelfahrt aufbewahrt. Johannes

dagegen bezieht sich in Bezug auf den ersten Theil auf Lucas; was dieser in B. 37—43. ausführlich gesagt, deutet er in B. 20. nur mit wenigen Worten an — nach dem: er zeigte ihnen seine Hände und seine Seite, was bloß dazu dienen soll, dem von Lucas Berichteten seine Stelle anzuweisen, ist ein u. s. w. hinzuzudenken —, und ergänzt ihn, seinem durchgängigen Charakter gemäß durch die Mittheilung des zweiten, in B. 21—23., während er nachher, aus demselben Grunde, aus dem hier Lucas abgekürzt hat, die Abschiedsscene vor der Himmelfahrt mit Stillschweigen übergeht. Aus den beiden unvollständigen Berichten läßt sich — zum Beweise wie wenig wir es hier mit schwankenden Sagen zu thun haben — mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit ein vollständiger bilden. Der Herr tritt ein mit dem gewöhnlichen Gruße: Friede sey mit euch, der in seinem Munde und unter den vorliegenden Umständen zu seiner ursprünglichen Kraft und Bedeutung zurückkehrte. Dann überzeugt er die erschrockenen und verwunderten Apostel von der Realität seiner Auferstehung, welche ihnen gewiß seyn mußte, ehe die auf ihr beruhende Mission ihnen ertheilt werden konnte. Darauf wiederholt er das Friede sey mit euch, gewiß mit stärkerer Betonung, als Einleitung zu der ihnen zu ertheilenden Mission, die so große Sorgen und Gefahren mit sich führte, und mit der Ertheilung dieser Mission und der zu ihr nothwendigen Gaben und Vollmachten schließt er.

4. Die acht Tage später erfolgte Erscheinung Christi im Kreise der Apostel, als der bei der früheren abwesende Thomas sich in ihrer Mitte befindet. Joh. B. 24—29. Diese Erscheinung ist als Ergänzung der vorigen zu betrachten, da sie in specieller Beziehung auf den einzigen unter den Aposteln steht, der damals noch an der Auferstehung Christi ungläubige Zweifel hegte. Mehrere, z. B. Ols hausen, haben sie schon nach Galiläa verlegen wollen; allein es ist schon von vorn herein nicht denkbar, daß die Apostel vor Ende des siebenentägigen Festes nach Galiläa abgereist seyen, und dann führt das: „sie waren abermal darinnen“ in B. 26. auf dasselbe Lokal, in dem die vorige Erscheinung vorfiel, und das: „da die Thüren verschlossen waren“ ebendasselbst, grade so wie in B. 19. zeigt, daß damals die Furcht vor den Juden, wie sie in Galiläa nicht so stattfinden konnte, noch fort dauerte. Endlich, die Überzeugung der Apostel von der Realität der Auferstehung erscheint überall als Jerusalem angehörig, die Erscheinungen in Galiläa haben einen anderen Zweck, und da der Unglaube des Thomas die einzige Veranlassung dieser Erscheinung bildet, seine Beschämung ihr einziges Resultat ist, so dürfen wir nur auf zwingende Gründe hin Jerusalem verlassen und uns nach Galiläa hinwenden. So bildet also diese Erscheinung den Schlußpunkt des Aufenthaltes der Apostel in Jerusalem, dem durch sie jeder fernere Grund genommen wurde; den Sabbath waren die Apostel dort noch ruhig nach dem Gebräuche, der erste Wochentag wurde von ihnen in stiller Feier des Gedächtnisses der Auferstehung und der ersten Erscheinung des Auferstandenen zugebracht, wodurch dieser Tag für immer geheiligt war, und um diese Feier zu sanctioniren erschien Christus grade an diesem Tage, nicht schon an einem früheren, in

<sup>\*)</sup> Wie sich die Zeiten ändern! Im Jahre 1834 schrieb Lücke (S. 683.): „Die Zeit ist noch nicht ganz vorüber, wo man in dem Erscheinen Christi bei verschlossenen Thüren ein ausgezeichnetes Wunder fand.“ Jetzt ist die Zeit schon ganz vorüber, wo man an ein anderes Eintreten Christi dachte, als an ein wunderbares, wie es außerhalb der Gränzen der irdischen Leiblichkeit liegt.



ihrer Mitte, um das letzte Werk zu vollbringen, was ihm in Jerusalem zu vollbringen noch oblag; am zweiten Wochentage machten sie sich auf den Rückweg nach Galiläa, dort der Erscheinung des Meisters harrend. — „Zwischen B. 26 und 27.“ — sagt Lücke S. 691. — „muß man ergänzen, daß die Jünger dem Herrn von den Zweifeln des Thomas erzählt hatten.“ Der Grund, den er für diese Behauptung anführt, wenn Johannes hier einen wunderbaren Akt des Wissens Christi hätte darstellen wollen, würde er es wohl irgendwie näher bezeichnet haben, beruht auf Verwechslung des Standpunktes unserer modernen Apologeten, denen die Wunder so wunderbar und wunderbarlich vorkommen, daß sie sich gar nicht denken können, wie Jemand Wunderbares erzählen kann, ohne es ausdrücklich als solches zu bezeichnen, mit dem der Apostel, deren Erkenntniß der Gottheit Christi eine so lebendige war, daß seine wunderbaren Handlungen durchaus aufhörten, ihnen Gegenstand der Bewunderung zu seyn. Wann aber, fragen wir, sollen die Jünger dem Herrn von den Zweifeln des Thomas erzählt haben. Etwa bei einer uns nicht berichteten Erscheinung? Aber eine solche konnte in Jerusalem nicht vorkommen, weil der dort zu realisirende Zweck, die Apostel von der Realität der Auferstehung zu überzeugen, durch die beiden uns berichteten vollkommen erreicht wurde und daß sie wirklich nicht stattgefunden, erhellt unwidersprechlich aus Joh. 21, 14., wonach Jerusalem nur zwei Erscheinungen im Kreise der Apostel angehören können. Oder etwa bei dieser zweiten Erscheinung selbst? Aber diese zweite Erscheinung hat ja eben den Unglauben des Thomas zu ihrer Voraussetzung. Nimmt man an, daß der Herr vorher nichts von diesem Unglauben gewußt habe, so zerstört man ganz die Bedeutung dieser Erscheinung, so vernichtet man die Gränzen, welche die Erscheinungen in Jerusalem und die in Galiläa von einander trennen, so macht man sich unfähig, die Hinweisung Christi auf das Sehen in Galiläa zu erklären.

5. Die Erscheinung Christi, welche nach dem Anhang des Evangeliums Johannis E. 21. sieben versammelten Jüngern an dem Meere von Galiläa zu Theil wurde, wichtig durch den wunderbaren Fischzug, der ein Sinnbild der gesegneten, sich über alle Völker der Erde ausdehnenden Wirksamkeit der Apostel war. Die chronologische Stellung dieser Begebenheit kann gar nicht zweifelhaft seyn, da Johannes in B. 14. ausdrücklich sagt, diese Erscheinung Jesu sey die dritte, welche seinen Jüngern nach seiner Auferstehung zu Theil wurde, die erste am Auferstehungsabend, die zweite acht Tage nachher, so daß zwischen dieser und der, worin Thomas überzeugt wurde, keine andere stattgefunden haben kann, diese die erste gewesen seyn muß, welche den Jüngern nach ihrer Ankunft in Galiläa zu Theil wurde. In dieser ihrer Stellung und dem dadurch bedingten besonders feierlichen und ergreifenden Charakter liegt der Grund, daß der Evangelist gerade sie aus den Erscheinungen Christi in Galiläa heraushebt, deren Reihe sie eröffnete.

6. Die Erscheinung auf einem Berge in Galiläa, von der Matthäus in B. 16—20. Diese ist aller Wahrscheinlichkeit

nach identisch mit der vor mehr denn fünfhundert Brüdern, welche Paulus in 1 Cor. 15, 6. anführt. Matthäus redet zwar ausdrücklich nur von den Aposteln und an diese ist auch die Anrede Christi zunächst gerichtet, aber daß Matthäus neben ihnen einen größeren Kreis von Theilnehmern voraussetzt, so daß die Verhältnisse denen bei der Bergpredigt ähnlich waren, erhellt unwidersprechlich aus dem: andere aber zweifelten, in B. 17. Unter diesen anderen kann man unmöglich Apostel verstehen; denn diesen hatte Christus, wenn wir die anderen Evangelisten vergleichen, schon die überzeugendsten Beweise von der Realität seiner leiblichen Auferstehung, davon daß er kein Gespenst sey — nur hierauf kann sich der Zweifel beziehen — gegeben. Nach der zweiten Erscheinung Christi im Kreise der Apostel, bei denen der Unglaube des Einzigen unter ihnen, der noch zweifelte, des Thomas, tief beschämt wurde, läßt sich bei ihnen kein Zweifel mehr denken. Doch auch ganz abgesehen von den anderen Evangelisten, es läßt sich bloß aus Matthäus selbst erweisen, daß der Zweifel dem Apostelkreise nicht angehören kann. Denn die zerstreute Herde der Jünger ist bei ihm durch Christum, ihren Hirten, schon gesammelt, ehe sie den Weg nach Galiläa antreten (s. später), das: auf den Berg, den Jesus ihnen bestimmt, weist ausdrücklich auf früheren Verkehr Christi mit ihnen hin, und endlich die Worte, die Christus zu den Aposteln spricht, haben die zweifelstheile Gewißheit von seiner Auferstehung zur Voraussetzung. Auch die Worte des Matthäus begünstigen wenigstens nicht diejenigen, welche den Zweifel dem Apostelkreise beilegen. Wenn es heißt: die anderen aber zweifelten, so kann man wenigstens eben so leicht als annehmen, daß Matthäus in ungenauer Rede die Anbetung zuerst den Aposteln überhaupt beilegt, und dann so fortgefahren, als habe er sie nur dem einen Theile derselben zugetheilt (vgl. Winer Gramm. 3te Aufl. S. 502.), annehmen, daß Matthäus in einer durch das Streben nach Kürze veranlaßten Ungenauigkeit, so fortfahre, als ob er von den beiden Klassen der Augenzeugen ausdrücklich geredet: Die Apostel, die einen, welche schon früher Gelegenheit gehabt, sich von der Wahrheit der Auferstehung zu überzeugen, beteten sogleich an, da sie Christum sahen, die anderen aber, Gläubige aus Galiläa, die den Erstandenen hier zum ersten Male sahen, hatten anfangs noch Zweifel, die erst im Verlaufe schwanden, da Jesus näher trat und redete. \*)

(Fortsetzung folgt.)

\*) Gerdorf, Beitr. z. Sprachcharakteristik S. 143. hat mit Recht Matth. 26, 66. 67. verglichen, wo durch τὸς ἐκείνους — οἱ δὲ ἐξέπαισαν wesentlich von einander verschiedene Personen bezeichnet werden. Das Einzige, was Frisike, z. Matth., gegen diese Vergleichung einwendet: sed ille locus, quia alii debeant intelligi, facile monstrat, quod hic contra est, hat bei dem Charakter der Erzählung in dem letzten Capitel des Matthäus wenig auf sich, und kann um so weniger entschuldigen, da auch bei der anderen Erklärung (der von Frisike vorgeschlagenen wird Niemand beitreten) eine Ungenauigkeit angenommen werden muß. Übrigens konnte, wenn erst feststand, daß die Anbeten nicht die Apostel, kaum zweifelhaft seyn, wer unter ihnen zu verstehen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 14. August.

N<sup>o</sup> 65.

## Die angeblichen Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen des Auferstandenen.

(Fortsetzung.)

Diese Begebenheit muß zudem den Schlüsselpunkt der Erscheinungen Christi in Galiläa bilden. Denn Christus erteilt hier den Aposteln förmlich und feierlich seine Aufträge und Vollmachten, und die Scene ist für Galiläa dasselbe, was die unmittelbar vor der Himmelfahrt für Judäa. Bei dieser letzten Erscheinung nun ist die Anwesenheit der Fünfhundert, wahrscheinlich aller derer, welche in Galiläa damals schon zu dem lebendigen Glauben an Christum gelangt waren, passender als irgend sonst. Ja was noch mehr ist, die feierliche Ertheilung der Aufträge und Vollmachten an die Apostel bei dieser Gelegenheit, setzt einen solchen Kreis von Zeugen voraus. Denn wäre nicht ein solcher vorhanden, und auf ihn die Rede Christi berechnet gewesen, so würde die ähnliche an die Apostel unmittelbar vor der Himmelfahrt genügt haben. — Hier zeigt sich uns nun auch ein wichtiger Grund, warum Christus die Jünger nicht von der Auferstehung bis zur Himmelfahrt in Jerusalem bleiben ließ, sondern sie aufforderte, nach Galiläa zu gehen. Es sollten möglichst alle, welche damals an ihn schon gläubig waren, Gelegenheit erhalten, sich persönlich von der Realität seiner Auferstehung zu überzeugen. Dieser aber waren in Galiläa bedeutend mehr, wie in Judäa. Den Fünfhundert in Galiläa stehen die hundert und zwanzig in Jerusalem in Apostelgesch. 1, 15. gegenüber. — Mit Rücksicht auf die gläubige Gemeinde bestimmte Christus hier den Aposteln Ort und Zeit der Zusammenkunft vorher, während er vorher immer unerwartet in ihrer Mitte erschien. Sie sollten ihre gläubigen Brüder zu dieser Zusammenkunft einladen. Auch dieser Umstand führt auf die Identität der Erscheinung auf dem Berge in Galiläa bei Matthäus und vor mehr denn Fünfhundert Brüdern bei Paulus. — Nach der gewöhnlichen Annahme sollen die Worte, welche Marcus in B. 15—18. mittheilt, nicht bei dem Abschiede Christi in Galiläa, sondern unmittelbar vor der Himmelfahrt in Jerusalem gesprochen seyn. Dagegen entscheidet aber ein doppelter Grund: 1. Marcus läßt in B. 7. in Übereinstimmung mit Matthäus den Engel zu den Frauen sagen: „gehet, saget seinen Jüngern und Petrus: er zieht an eurer Spitze nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt.“ Hiernach nun müssen wir erwarten, daß er wenigstens über eine Erscheinung in Galiläa berichtet wird, und das um so mehr, da Lucas, der sich auf die Mittheilung von Erscheinungen in

Jerusalem beschränken will, jenen Auftrag mit Stillschweigen übergeht, um nicht Erwartungen hervorzurufen, die er nicht zu befriedigen geneigt war. \*) Da nun aber die drei ersten Erscheinungen, über die Marcus berichtet, Jerusalem angehören, so sind wir allein auf diese hingewiesen. 2. Die Worte Christi, welche Marcus mittheilt, stehen zu Luc. B. 44—49. nur in einem sehr entfernten Verhältniß. Dagegen berühren sie sich so nahe mit Matth. B. 18—20., daß es sehr leicht ist, das beiden Eigenthümliche zu einer zusammenhängenden Rede zu gestalten: Mir ward gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, Matth., geht und lehret alle Völker u. s. w., Matthäus und Marcus, der erstere am vollständigsten, wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden — so wird es besser mit ihnen werden, Marcus, und siehe ich bin bei euch alle Tage bis an's Ende der Welt, Matthäus. — Der einzige Grund, auf dem die gewöhnliche Ansicht beruht, Marcus sehe, indem er in B. 19. fortfahre: und der Herr, nachdem er mit ihnen geredet hatte, ward er aufgehoben gen Himmel u. s. w., diese Rede Christi in unmittelbare Verbindung mit der Himmelfahrt, ist durchaus nicht geeignet, diese beiden gewichtigen Gründe aufzuwiegen. Es ist wohl zu beachten, daß Marcus nicht sagt, nachdem er dieses, sondern nur überhaupt, nachdem er geredet hatte. Sehr nahe liegt es, das: und er redete mit ihnen vom Reiche Gottes, in Apostelgesch. 1, 3. zu vergleichen. Es ist das Reden, von dem Marcus eben vorher eine Probe gegeben, im Gegensatz gegen

\*) Von Widersprüchen in Bezug auf dasjenige, was der Engel zu den Weibern spricht, hätte man gar nicht reden sollen. Alle drei Evangelisten, die darüber berichten, schließen sich freundlich aneinander an. Die Verkündung der Auferstehung ist allen gemeinsam. Der Hinweis auf die in Galiläa gegebene Vorherverkündung derselben, welche Lucas ausführlich gibt, wie zum Ersatz für die von ihm nicht mitzutheilende Verkündung der Führung nach Galiläa, weiß Matthäus durch sein: wie er gesagt, in B. 6. ihre Stelle an. Die Bezeichnung auf die Weissagung Christi über die Leitung nach Galiläa paßt vortrefflich zu der auf die Weissagung über seine Auferstehung und setzt dieselbe voraus: Christus ist auferstanden, damit seinem Worte die That entspreche; er zieht, seiner Verheißung treu, an der Spitze seiner Jünger nach Galiläa. Das: „wie er euch gesagt,“ was Marcus in B. 7. zu dem: er zieht an eurer Spitze nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen, hinzufügt, ist der Sache nach auch bei Matthäus vorhanden; denn das: er zieht an eurer Spitze nach Galiläa, ist bei ihm als mit Anführungszeichen versehen zu denken. So wie Matthäus die ausdrückliche Hinweisung auf die Weissagung Christi als weniger nöthig übergibt: so Marcus aus gleichem Grunde das bekräftigende: siehe ich habe es euch gesagt, was Matthäus in B. 7. mittheilt.



das Thun, die Erscheinungen, wodurch Christus die Realität seiner Auferstehung bekundet, von denen er vorher in B. 9—14. geredet.

So theilen uns also die Evangelisten aus der Zahl der Erscheinungen Christi in Galiläa grade die erste und die letzte mit, die an Bedeutung alle übrigen übertrafen. Eben weil die Erscheinung, mit der wir uns so eben beschäftigten, sich so entschiedenen als die letzte in Galiläa kundgibt, so kann die Erscheinung an Jakobus, deren Paulus in 1 Cor. 15. zwischen der an die fünfhundert Brüder und der an alle Apostel, unmittelbar vor der Himmelfahrt gedenkt, kaum mehr Galiläa angehört haben, sie muß entweder auf der Reise, oder zu Jerusalem vorgefallen seyn. Einige Umstände führen uns noch speciell auf das letztere. Die Ordnung der Erscheinungen bei Paulus ist folgende: 1. Kephas; 2. die zwölf; 3. mehr als fünfhundert Brüder; 4. Jakobus; 5. alle Apostel. So wie sich überhaupt in diesem Verzeichniß Ordnung und Absicht nicht verkennen läßt — man beachte nur das Aufsteigen von Petrus zu den fünfhundert, von dem Haupte zu den Gliedern, durch das Medium des Apostelkreises hindurch — so bildet offenbar die Erscheinung an Jakobus, wie Petrus einen der Lieblingsjünger des Herrn, das Gegenstück zu der an Petrus; wie diese die erste Erscheinung im Kreise der Apostel einleitete, so jene die vor der Himmelfahrt. Dann verdient das: und nachdem er sie versammelt hatte, Apostelgesch. 1, 3., aufmerksame Beachtung. Es folgt daraus, daß der Erscheinung Christi vor der Himmelfahrt eine andere voranging, in der er einem Einzelnen den Auftrag gab, die Apostel und wahrscheinlich auch die übrigen Gläubigen zu Jerusalem zu versammeln, damit sie Zeugen dieser Thatsache seyen, und da wir nun durch Paulus von einer jedenfalls ungefähr in diese Zeit gehörenden Erscheinung an Jakobus wissen, was liegt näher als anzunehmen, daß ihm dieser Auftrag erteilt wurde, der nach Petrus, dem schon eine Auszeichnung geworden, den nächsten Anspruch auf eine solche hatte.

7. Die letzte Erscheinung Christi in Judäa, in seine Himmelfahrt ausgehend. Über diese berichtet uns Lucas in dem Evangelium B. 44—53. und genauer, namentlich was die Angabe der Zeit betrifft, in der Apostelgeschichte. Der Herr, nachdem er in längerem Gespräche seinen Jüngern, wahrscheinlich in Gegenwart der übrigen Gläubigen in Jerusalem, das Verständniß der Schrift eröffnet, ihnen die Verheißung des heiligen Geistes erteilt, und sie aufgefordert hat, nicht eher von Jerusalem wegzugehen, bis diese Verheißung an ihnen in Erfüllung gegangen, fährt, unter diesen Gesprächen über Bethanien auf dem Ölberg angekommen, von dort, nachdem er sie gesegnet, gen Himmel.

Die Widersprüche, welche man in den Berichten über die Erscheinungen des Auferstandenen nachzuweisen gesucht hat, beruhen fast alle nur auf der Voraussetzung, daß jeder Evangelist einen vollständigen Bericht über diese Erscheinungen geben, die Lokalitäten und ihre Veränderungen, die Zeiten und Um-

stände genau anmerken sollte und wollte. Daß nun aber diese Voraussetzung eine unbegründete, rein subjektive ist, können wir auf schlagende Weise darthun und zwar bei jedem Evangelisten aus ihm selbst, ohne die Berichte der übrigen hinzuzunehmen. Nach Matthäus in B. 7. gibt der Engel den Frauen den Auftrag, daß sie zu den Jüngern sagen sollen: siehe, er geht euch voran nach Galiläa. Daß das Vorgehen hier nicht ein früher gehen bezeichnet, sondern vielmehr ein Vorgehen als Hirt und Führer, erhellt aus der Vergleichung des Ausspruches Christi, dessen Erfüllung der Engel hier als bevorstehend ankündigt, bei Matth. C. 26, 32. \*) Das „ich werde euch vorgehen“ bildet dort den Gegensatz gegen die durch das Schlagen des Hirten hervorgebrachte Zerstreuung der Schafe der Herde, und dazu ist es nur geeignet, wenn es s. v. ist als: ich werde an eurer, der wieder gesammelten Herde, Spitze einherziehen. Soll nun nach Matthäus die Sammlung der Herde, welche das Vorgehen Christi bedingt, schon vor der Abreise nach Galiläa erfolgen, soll er die schon gesammelte Herde dorthin führen, und kann die Sammlung einzig und allein dadurch erfolgen, daß Christus seinen Jüngern sich zeigt und sie von seiner Auferstehung gewiß macht: so kann das Stillschweigen des Matthäus über die von allen anderen Evangelisten berichtete Erscheinung Christi im Kreise der Apostel am Abende des Auferstehungstages, welche er voraussetzt, nicht aus seinem Nichtwissen abgeleitet werden, sondern nur aus seiner überall vorwiegenden Tendenz, vorzugsweise dasjenige mitzutheilen, wodurch die in C. 4, 15. 16. ausdrücklich mitgetheilte Weissagung des Jesaias über die Verherrlichung der Umgegend des Galiläischen Meeres erfüllt wurde, eine Tendenz, die für den Galiläer Matthäus sehr natürlich ist, und der er sich hier um so eher überlassen konnte, da die Aufgabe der Vollständigkeit in Bezug auf die Geschichte der Auferstehung sich keiner der Evangelisten stellt, alle nur Einzelnes ausheben. Ferner, Matthäus bezieht sich in B. 16. auf einen Befehl Christi, der bei einer von ihm nicht berichteten Erscheinung desselben erteilt worden, und weist durch die Nichterwähnung der Himmelfahrt zu Ende darauf hin, daß die letzte Erscheinung Christi in Galiläa nicht die überhaupt letzte war. — Marcus theilt in B. 7. die Botschaft des Engels für die Jünger mit: siehe, er zieht an eurer Spitze nach Galiläa, dort werdet ihr ihn sehen. Daß er nachher auch wirklich eine Rede Christi mittheilt, welche bei einer Erscheinung Christi in Galiläa gesprochen wurde, sahen wir schon. Wenn er aber die Abreise der Jünger nach Galiläa gar nicht erzählt, wenn er jene Rede mit einem bloßen: und er sprach zu ihnen, ohne alle nähere Bezeichnung der Zeit und des Ortes einführt, so liegt doch wohl deutlich zu Tage, daß er sich die Aufgabe der Voll-

\*) Griechisch: ecce jam sit, quod antea declaratum est, προάγειν. Das προάγειν in der Bedeutung vor Jemanden hergehen, Matth. 21, 9., Marc. 11, 9., Luc. 18, 39.; wie hier mit dem Accus. der Person Matth. 2, 9., Marc. 10, 32.: καὶ ἦν προάγων αὐτοὺς ὁ Ἰησοῦς.

ständigkeit und äußerlichen Genauigkeit gar nicht gestellt hat. Dasselbe erhellt auch aus der Art und Weise, mit der er an diese letzte Rede den Bericht über die Himmelfahrt anschließt, ohne Verknüpfung mit ihr und ohne Sonderung. Wie wenig man bei ihm eine vollständige und zusammenhängende Erzählung erwarten darf, das erhellt auch aus dem Mangel an Verknüpfung zwischen B. 8 und 9. Daß der von ihm berichteten Erscheinungen Jesu, welche zum Beweise für die Realität seiner Auferstehung dienen, gerade drei sind, kann um so weniger für zufällig erachtet werden, da Johannes in E. 21, 14. es ausdrücklich hervorhebt, daß die von ihm berichteten Erscheinungen Jesu im Kreise der Jünger sich in der Dreizahl vollenden. Jene Rücksicht auf die Dreizahl aber weist uns auf ein effektisches Verfahren hin. — Lucas schließt in B. 44 ff. unmittelbar an die Erzählung von der Erscheinung Christi im Kreise der Jünger am Auferstehungsabende, den Bericht über die Reden Christi unmittelbar vor der Himmelfahrt und über diese selbst, mit einem simpeln: er sprach aber, an. Von der Voraussetzung der Gegner aus nun müßte man annehmen, daß nach Lucas die Himmelfahrt gleich am Auferstehungsabende erfolgte. Dem widerspricht aber Lucas selbst in der Apostelgeschichte, wonach zwischen der Auferstehung und der Himmelfahrt ein Zeitraum von vierzig Tagen lag, in dem der Herr vielfach den Seinen erschien. So gut nun aber Lucas sich selbst später ergänzen kann, eben so gut kann er auch aus den anderen Evangelisten ergänzt werden. Ferner, Lucas berichtet ausdrücklich nur über die Erscheinung an die Jünger von Emmaus, die im Kreise der Apostel, und die letzte vor der Himmelfahrt, und doch sagt er in Apostelgesch. 1, 3., der Herr habe sich in vielen Erweisungen ihnen lebend dargestellt; indem er durch vierzig Tage ihnen erschien und sie über das Reich Gottes belehrte. Die letzte Erscheinung vor der Himmelfahrt ist noch dazu von diesen vielen Erscheinungen auszunehmen. Dann, über die Erscheinung an Petrus berichtet Lucas nicht historisch, sondern er läßt nur die Apostel von ihr an die Jünger von Emmaus erzählen, B. 34. Eine solche bloß beiläufige Erwähnung aber kann nicht gerechnet werden. Endlich, das: „nachdem er sie versammelt hatte“ des Lucas in Apostelgesch. 1, 4. deutet, wie wir schon gezeigt haben, hin auf eine von Lucas nicht berichtete Erscheinung Christi. Wichtig für unseren Zweck ist es noch, daß wir mit den Berichten des Lucas die Aufzählung der Erscheinungen in 1 Cor. 15. vergleichen. Daß das Evangelium des Paulus und das des Lucas im Wesentlichen identisch waren, wird kaum Jemand bestreiten wollen; außer vielen anderen Gründen wird es bekanntlich durch 1 Cor. 11, 24. 25. vgl. mit Luc. 22, 19. 20. erwiesen. Wenn also Paulus Erscheinungen anführt, die Lucas übergeht, und umgekehrt, so wird der Grund dieser Abweichungen nicht in dem Wissen, sondern in dem Willen beider zu suchen seyn. Nun sind aber beiden gemeinsam nur die Erscheinungen an die Apostel am Auferstehungsabende und die vor der Himmelfahrt. Lucas hat weniger als Paulus die Erscheinung an Petrus, deren er nur beiläufig gedenkt, die an die fünfhundert, und die an

Jakobus; Paulus hat weniger als Lucas die an die Frauen und die an die Jünger von Emmaus. Daß die Auslassungen bei beiden absichtlich sind, daran kann um so weniger gezweifelt werden, da sich fast überall mit ziemlicher Sicherheit der Grund nachweisen läßt, welcher sie veranlaßte. Paulus konnte die Erscheinung an die Frauen und die an die Jünger von Emmaus nicht erwähnen, ohne seinen Klimax: Petrus, die Apostel, die Gemeinde zu zerstören. Die Bedeutung, welche für Paulus die Erscheinung an Petrus eben durch die Absicht dieser Zusammenstellung erhielt, und die an Jakobus wegen der Correspondenz mit dieser, fand für Lucas, der diesen Gesichtspunkt nicht gefaßt hatte, nicht statt; ihm genügte es daher, über die beiden Erscheinungen im Kreise sämtlicher Apostel zu berichten, welche auf die an Petrus und Jakobus sogleich folgten, und bei denen auch diese zugegen waren. Die Erscheinung an die fünfhundert übergeht er, weil er über die ihr correspondirende letzte Erscheinung Christi in Jerusalem berichten will. — Johannes theilt in dem Hauptwerke nur Erscheinungen Christi in Jerusalem mit; in dem Anhang aber finden wir Christum auf einmal mit den Jüngern in Galiläa zusammen, ohne daß ihre Reise von Jerusalem dahin erwähnt würde. Wäre nun Johannes seinem anfänglichen Plane, sein Evangelium mit E. 20. zu schließen, treu geblieben, so würde man ihn gewiß zuversichtlich als einen solchen aufführen, der durch sein Stillschweigen jede Erscheinung Christi in Galiläa läugne. Kann aus dem Stillschweigen des Johannes in dem Hauptwerke über die Erscheinungen in Galiläa nicht geschlossen werden, daß er diese nicht kannte, so auch nicht daraus, daß Lucas nur der Erscheinungen in Jerusalem gedenkt, Matthäus nur der Erscheinungen in Galiläa, daß nur diese ihnen bekannt waren. Ferner, Johannes sagt zum Schlusse des Hauptwerkes in E. 22, 30.: „Auch viele andere Zeichen that Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buche.“ Darf man nun auch unter den Zeichen nicht mit Lücke, der hier gegen seine eigene Ansicht von der Auferstehung zeugt, da nach ihr die Erscheinungen des Auferstandenen nicht als Zeichen bezeichnet werden konnten, nur Auferstehungszeichen Jesu verstehen — wogegen die Allgemeinheit des Ausdrucks spricht, ferner die Thatfache, daß die Worte den Schluß des ganzen Evangeliums bilden, und nicht bloß den Schluß der Geschichte der Auferstehung, endlich die Parallestelle in E. 21, 25. —: so ist doch so viel gewiß, daß, was Johannes hier überhaupt über den Charakter seines Evangeliums aussagt, daß es in ihm durchaus nicht auf Vollständigkeit abgesehen sey, daß die Grenzen seines Wissens nicht mit denen seiner Darstellung zusammenfallen — vor seinen Jüngern, also auch vor dem Jünger, der von diesen Dingen zeugt und dies geschrieben hat, vgl. E. 21, 24. — sich auch und vorzüglich auf das unmittelbar Vorhergehende, auf den Bericht über die Erscheinungen des Auferstandenen bezieht. Endlich, auch das: „Das ist nun das dritte Mal, daß Jesus geoffenbaret ist seinen Jüngern“ in E. 21, 14., weist uns nach dem Bemerkten auf ein effektisches Verfahren hin.



Nach diesen allgemeinen Bemerkungen sind folgende Widersprüche noch besonders zu besprechen. 1. „Wie konnte Jesus die Jünger darauf verweisen, in Galiläa sich ihnen zu zeigen, wenn er doch im Sinne hatte, noch am nämlichen Tage ihnen in und bei Jerusalem zu erscheinen? Kein Vernünftiger läßt seinen Freunden durch eine dritte Person eine spätere Zusammenkunft zu freudigem Wiedersehen an einem entfernten Orte anberaumen, wenn er noch an demselben Tage und öfters am gegenwärtigen Orte sie zu sehen gewiß ist.“ Dieser Einwand beruht einzig und allein auf der schon als unrichtig nachgewiesenen Erklärung des: er wird vor euch hingehen nach Galiläa, durch: er wird früher hingehen als ihr, statt durch: er wird an eurer Spitze nach Galiläa ziehen. Da das: „er wird vor euch hingehen“ richtig aufgefaßt ein Sehen in Jerusalem voraussetzt, weil dieses die Grundlage des Vorangehens bildet, so kann das: „dort werdet ihr ihn sehen“ nicht das Sehen überhaupt, sondern nur den näheren Verkehr in Jerusalem ausschließen. Das Sehen in Jerusalem kann nur den Charakter eines vorläufigen und vorbereitenden haben. Dies ist aber auch durchaus der Fall. Alle Erscheinungen in Jerusalem haben nur den Zweck, die Realität der Auferstehung zu bekunden, und somit das Leiten nach Galiläa möglich zu machen; die acht Tage zwischen der ersten und der zweiten Erscheinung im Kreise der Apostel bleiben völlig leer. Dagegen in Galiläa müssen die Erscheinungen des Auferstandenen sehr zahlreich gewesen seyn. Dorthin gehören, wie wir schon aus Joh. 21, 14. nachgewiesen haben, alle die „vielen Erweisungen“, welche die Evangelisten nicht ausdrücklich erzählen. — Die gewöhnlichen Lösungen dieses Widerspruches sind freilich nicht sehr geeignet, den Gegnern die Zuversicht zu benehmen, mit der sie ihn geltend machen, am wenigsten gewiß die von Lücke S. 682.: „Uns unbekannte Umstände scheinen bewirkt zu haben, daß Jesus seinen Entschluß änderte, noch acht Tage in und bei Jerusalem sich aufhält und sich daselbst seinen Jüngern zeigte.“ Sollte denn nicht auch von dem Sohne Gottes einigermaßen gelten, was das A. T. von Gott sagt: Gott ist kein Mensch, daß er lüge und kein Menschensohn, daß ihn gereue? Und wäre es nicht ein armes Ding um einen Heiland, der heute seinen Entschluß als einen unbedingt feststehenden ankündigte und morgen ihn schon änderte? Da heißt es doch wahrlich incidit in Scyllam!

2. „Haben die sämmtlichen Jünger Jesum zweimal in Jerusalem gesehen, gesprochen, betastet: wie kann es seyn, daß sie, um ihn zu sehen, die weite Reise nach Galiläa haben machen müssen.“ Allein es handelt sich nicht um ein bloßes vorübergehendes Sehen in Galiläa, es handelt sich um einen durch längere Zeit fortgehenden Umgang. Wird das erkannt, so zeigt

sich, daß die Reise nach Galiläa keineswegs zwecklos war, auch abgesehen davon, daß es höchst natürlich war, daß die Apostel, die nach Ende des Festes in Jerusalem nichts mehr zu thun hatten, dorthin zurückkehrten. Galiläa, die Heimath der Jünger, mußte ihnen mehr die stille Einker und Sammlung gewähren, die zu dem Verkehr mit dem Auferstandenen nothwendig war, als das geräuschvolle Jerusalem, wo sie sich nur in beengten und zerstreuten Verhältnissen aufhalten konnten. Dann ist noch zu beachten, daß in Galiläa sich bei weitem die größte Schaar der Jünger Jesu im weiteren Sinne befand. Daß auch auf diese bei der Hinweisung der Jünger nach Galiläa Rücksicht genommen wurde, zeigt die Erscheinung Jesu vor den mehr als fünfhundert Brüdern.

3. „Wie kann Jesus die Jünger zu einer Reise nach Galiläa angewiesen und ihnen doch zugleich geboten haben, bis Pfingsten in Jerusalem zu bleiben.“ Darauf ist einfach mit Augustinus zu antworten: unterscheide die Zeiten und die Schrift wird übereinstimmen. Die Weisung nach Galiläa gehört dem Auferstehungs-, der Befehl, in Jerusalem zu bleiben, dem Himmelfahrtstage an. Gegen die letztere Annahme wird man nichts einwenden können, so lange man den von uns geführten Beweis, daß die Evangelisten nicht eine nach allen Umständen vollständige Geschichte schreiben wollten, nicht zu entkräften vermag, und so lange man es nicht versteht, gegen die Berechtigung, dasjenige was Lucas in dem Evangelium mittheilt, aus dem von demselben Verfasser in der Apostelgeschichte Berichteten auszulegen und zu ergänzen, gegründete Einsprache zu erheben, was nimmer gelingen wird.

4. Die letzten Befehle und Verheißungen, die Jesus seinen Jüngern in Galiläa gibt, wird behauptet, schließen die Abschiedsscene in Jerusalem vor der Himmelfahrt aus. Allein schon auf die Jünger gesehen, erscheint ein feierlicher Beschluß der Erscheinungen des Auferstandenen in Galiläa als höchst passend; speciell aber stellt er sich in der vorliegenden Form als solcher dar, da neben den Aposteln auf dem Berge in Galiläa die mehr denn fünfhundert Brüder gegenwärtig waren, die den Herrn damals wirklich zulezt sahen. Ubrigens ist beiden Scenen nur der abschließende Charakter gemeinsam; die Reden Christi bei beiden Gelegenheiten sind, sobald man nur Marcus zu Matthäus und nicht zu Lucas ordnet, völlig different: bei Matthäus und Marcus, die Erklärung, daß ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben sey, der Befehl, alle Völker zu lehren u. s. w., die Verheißung, daß er bei ihnen seyn werde, bei Lucas, die Eröffnung der Schrift, die Verheißung der Sendung des Geistes, der Befehl, zu Jerusalem zu bleiben.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 18. August.

N<sup>o</sup> 66.

## Die angeblichen Widersprüche in den Berichten über die Auferstehung Jesu und die Erscheinungen des Auferstandenen.

(Schluß.)

5. „Auffallend“ — bemerkt Schweizer, das Evangelium Johannis kritisch unterf., Leipz. 1841, S. 216. — „folgt nach der Erzählung Joh. E. 20, 1—18., die wegen Ankündigung der Himmelfahrt ganz den Charakter eines Schlusses hat, nach welchem weiter keine Kunde von dem Auferstandenen zu erwarten sey, so daß B. 30 und 31. gleich folgen könnten, noch ein Doppelbericht, wie Jesus den versammelten Jüngern zuerst ohne, dann mit Thomas erschienen sey. Auffallender noch ist die ganz andere Art, wie Jesus sich hiebei zeigt. War er der Maria nicht gleich kenntlich, so trat er hier gleich erkannt plötzlich vor die Jünger; wollte er sich von Maria nicht berühren lassen, B. 17., so läßt er hier von Thomas seine Wunden befühlen, oder ladet ihn wenigstens ein, dies zu thun.“ Allein das „ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott“ bezieht sich nicht auf die Himmelfahrt im engeren, sondern im weiteren Sinne, wie sie mit dem Momente der Auferstehung begann, die als Verklärung zugleich der Anfang der Himmelfahrt war, deren Vollendung nur dem vierzigsten Tage nach der Auferstehung angehört. In diesem weiteren Sinne kommt die Himmelfahrt auch bei Lucas E. 9, 52. vor, wozu Bengel zu vergleichen. Nicht auf seine Auferstehung, sondern auf sein Gehen zum Vater hatte der Herr seine Jünger in seinen letzten Reden bei Johannes, als für sie heilbringend, hingewiesen, vgl. z. B. E. 13, 1. 16., 7. 14, 28. So sagt er auch hier nicht: ich bin auferstanden, sondern: ich fahre auf zum Vater, weil die Auferstehung nur als beginnende Himmelfahrt für die Jünger tröstliche Bedeutung hatte. So schließt also das: ich fahre auf, spätere Erscheinungen des Auferstandenen, die zwischen dem: ich fahre auf, und dem: ich bin aufgefahren, lagen, durchaus nicht aus. Sollte aber das: ich fahre auf, bei den Jüngern rechten Eingang finden, so genügt es nicht, daß Maria es ihnen sagte, der Herr selbst mußte sich ihnen als dem Auferstandenen und somit Aufgehenden kund geben. Sonst waren sie berechtigt, die Botschaft der Maria auf ihre Phantasie zurückzuführen. — Die Offenbarung Jesu an Maria unterscheidet sich allerdings von der an die Apostel, so wie sie sich nahe berührt mit der an die Jünger von Emmaus, denen Jesus nach Marc. B. 12. „in anderer Gestalt“ erschien. Aber warum sollen denn nicht verschiedene Weisen der Kundgebung stattfinden? Weshalb Jesus hier gerade diese Form wählte, sich verwandelte mit der einem in der Verklärung Be-

griffenen eigenthümlichen Beweglichkeit, liegt am Tage. Es geschah, um das Maria! sprechen zu können. Er machte sich dem äußeren Auge zuerst unkenntlich, damit das innere ihn um so schärfer und tiefer erkenne. Ähnlich war es bei den Jüngern von Emmaus. Während es bei ihnen vom Glauben zum Schauen ging, fand bei den Aposteln der umgekehrte Weg statt. — Endlich, das: berühre mich nicht, steht nur bei falscher Auffassung mit dem: reiche deinen Finger her u. s. w. in Widerspruch. Das Berühren, was Maria vergeblich versuchte, war ein ganz anderes als das, was Thomas verlangte und was ihm gewährt wurde. Maria ist außer sich vor Freuden, daß sie ihren Herrn und Meister wiedergefunden. In der Lebhaftigkeit des Affektes will sie ihn umarmen. Sie glaubt, daß jetzt, da der Herr mit verkörpertem Leibe auferstanden, die früheren Schranken weggefallen seyen, daß sie nun den Äußerungen ihrer Gefühle freien Lauf lassen dürfe, ohne zu befürchten, daß sich Menschliches einmische, daß sie Christus noch nach dem Fleische kenne. Aber der Herr weist sie zurück: „berühre mich nicht, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater,“ noch ist meine Verklärung nicht vollendet; noch besteht theilweise die Scheidewand, welche um der Schwachheit der menschlichen Natur willen früher zwischen uns aufgerichtet war, bald aber, wenn ich den Weg, den ich jetzt schon angetreten, beendet habe, wenn ich aufgefahren bin zum Vater, wird diese Scheidewand sinken. Der Liebe zu dem zur Rechten des Vaters Sitzenden kann sich Jeder ohne Rückhalt überlassen.“)

6. „Nach Lucas treten die versammelten Jünger den von Emmaus Kommenden mit dem gläubigen Ausruf entgegen, der Herr ist wahrhaftig auferstanden; nach Marcus glaubten sie auch auf die Nachricht jener hin noch nicht.“ Allein das eine schließt das andere nicht aus; vgl. die trefflichen Bemerk. von Bengel zu Marc. B. 9. Das Moment, was Marcus hervorhebt, findet bei Lucas seinen Anschlußpunkt in dem Betragen der Apostel, da Christus in ihre Mitte tritt. Danach mußte es nothwendig vorhanden seyn.

7. „Nach dem Evangelium des Lucas fährt Jesus zu Bethanien auf, nach der Apostelgeschichte kommen die Jünger vom Ölberge zurück.“ So Kinkel a. a. O. S. 650. Allein von

\*) So aufgefaßt enthält die Stelle zugleich den sicheren Beweis, daß die mit der Auferstehung verbundene Verklärung Christi nicht als eine vollendete, sondern als eine bis zur Himmelfahrt fortgehende zu denken ist, womit denn Fragen, wie die von Kinkel, Stud. u. Krit. 1841 S. 614.: was hatte Christus noch auf Erden zu thun nach seiner Auferstehung? und die darauf gegründeten Räsonnements abgeschnitten sind.



einem Widerspruche kann hier nicht die Rede sein, da in dem Evangelium nicht ausdrücklich gesagt wird, daß Jesus von Bethanien aufbrach, wie Robinson, Reise Th. 2. S. 6., voreilig annimmt, in der Apostelgeschichte nicht, daß vom Ölberge. Daß der Ölberg der Schauplatz der Himmelfahrt gewesen, dafür spricht eine sehr alte Überlieferung, nach der Christus auf dem Gipfel des Ölberges gen Himmel fuhr (vgl. Robinson S. 6.), ferner das Geeignete der Lokalität und die Analogie der letzten Erscheinung in Galiläa auf einem Berge, endlich die Angabe der Entfernung des Ölberges von Jerusalem in Act. 1., die als ziemlich zwecklos erscheint, wenn man die Himmelfahrt nach Bethanien versetzt. Aller Wahrscheinlichkeit nach verhält sich die Sache so: Jesus führte seine Jünger nicht direkt nach dem Ölberge, weil dieser kurze Weg nicht hinreichte für die ausführlichen Belehrungen, die er ihnen noch zu geben hatte, vgl. bes. Lucas B. 45—47., sondern er führte sie zuerst nach Bethanien, zugleich in der Absicht, vor seinem Abschied mit ihnen den Ort noch einmal zu besuchen, an den sich so viele liebliche und erhebende Erinnerungen knüpften, den Ort, wo Lazarus wohnte, den der Herr liebte, und Maria, die ihn gesalbt hatte und seine Füße abgetrocknet mit ihrem Haare. Von dort erstieg er mit ihnen auf dem Wege, den Robinson S. 333. beschreibt, den Gipfel des Ölberges. Daß Lucas nicht genauer ist in Bezeichnung der Lokalität der Himmelfahrt, erklärt sich wohl daraus, daß dieselbe den christlichen Gemeinden damals allgemein bekannt war.

8. „Nach dem Evangelium des Lucas versammeln sich die Jünger nach der Himmelfahrt im Tempel, nach der Apostelgeschichte verweilen sie in einem Obergemache, welches auf ein Privathaus hindeutet.“ So Kinkel S. 650. Allein in Apostelgesch. 1, 13. wird angegeben, wohin sich die Jünger gleich nach der Rückkehr begaben. Dem „sie waren beständig im Tempel“ in dem Evang. B. 53. ist nicht diese Stelle parallel, sondern vielmehr Apostelgesch. 3, 1., 5, 12., vgl. auch die schon bei Bengel verglichene Stelle Luc. 2, 37.

Wir sind mit unserer Arbeit zu Ende. Ihr Zweck ist erreicht, wenn sie wenigstens Einigen zur Stärkung ihres Glaubens an das Wort Gottes gereicht und ihnen zum Bewußtsein bringt, daß die Macht, die wider ihn streitet, nicht die Wissenschaft ist, sondern die Willkür, nicht die Kritik, sondern der unkritische, in den Dienst der Neigung verkaufte Unglaube.

## Nachrichten.

Neapel, im Frühjahr 1841.

Es ist eine oft gerügte Untugend der Reisenden, daß die meisten, wenn sie kaum Monate, oder gar Wochen in einem Lande gewesen sind, schon über seinen und des Volkes Charakter urtheilen wollen. Wagt Einer nach so kurzer Frist ein Endurtheil über dunklere Fragen, so mag er für sein Unterwinden zur Rechenschaft gezogen werden, aber Mittheilungen lange anfassiger, zuverlässiger Leute und was man selbst gesehen und erlebt hat, zu erzählen, ist gewiß erlaubt, und von dieser Erlaubniß machen auch wir nach einmonatlichem Aufenthalt im „Rö-

nigreiche“ Gebrauch. Denn so nennt man in ganz Italien Neapel. — Zuerst kann ich mir nicht versagen zu erklären, daß ich das gemeine Volk besser gefunden habe, als ich dachte. Bettelhaft ist es allerdings, besonders an Orten, wo die Fluth der Reisenden ihren Hauptdurchzug hat, wie an Kap Misenum. Diese sind oft reizbar genug, um darüber zu schelten, wenn z. B. Schiffer, Eselstreiber sie darum angehen, daß sie ihnen etwas zu verdienen geben; als wäre es dem Menschen vorzuwerfen, wenn er sein Brodt im Schwelge seines Angesichts zu verdienen sucht. Das geschieht freilich nicht bloß Angesichts des Volks von Neapel und das thun dieselben Leute, welche den Klagen des trägen Bettlers nicht zu widersprechen vermögen und so auf die Trägheit eine Prämie setzen, welche sie der Arbeit verweigern. Es ist mir in Neapel selbst zweimal geschehen, daß ich mit Fruchthändlern eine Erörterung hatte, weil ich glaubte, man habe mir zu viel Geld zurückgegeben. Daß in einer Hafenstadt Schelmenstreiche vorkommen, ist nichts Außerordentliches, Diebereien sind sehr an der Tagesordnung, nicht leicht kommt ein Fremder unbefohlen weg, wenn auch nicht alle so glücklich sind wie der Engländer, welchem in zehn Tagen siebzehn Taschentücher nach einander gestohlen wurden. Aber darüber waltet dennoch kein Zweifel, daß in Neapel mehr gearbeitet wird als in und bei Rom. — Man hat sich nur zu verwundern, daß das Volk nicht weiter Herumergekommen ist in einem Lande, dessen Schönheit es seit Jahrhunderten zur Beute der Fremden gemacht, wo der Frieden, die Vice-Könige oft schlimmere Spuren hinterlassen, als der Krieg, wo Freiheit und Habsucht von oben bis unten durch alle Verhältnisse und Stufen der Verwaltung und der Justiz hindurchgefressen hat. Diese schöne Natur war gewiß auch mitunter wieder ein Gegengift; unter einem nordischen Himmel wäre jedes Volk unter ähnlichen Verhältnissen, ohne eine starke Frömmigkeit verdummt. Noch jetzt ist die Bettellei an den Donnen unter den ehrlosesten Vorwänden eine der schlimmsten Prellereien; noch jetzt sollen die Minister ihren Creaturen besonders Sicilien an den Fospitälern geben; in zehn Jahren wird der Ärmste dabei reich. Die Abscheulichkeiten der Zindelhäuser und ihrer räuherischen Verwaltung haben zu einem allerdings übertriebenen, standalösen Romane Stoff gegeben. Als man dem Könige vorschlug, den Verfasser in's Irrenhaus zu schicken, sagte jener: damit er eure Unterschleife, die ihr dort treibt, auch ausdecke? So viel scheint mir gewiß, daß der geldgierige, bestechliche Beamtenstand eine viel schlimmere Einwirkung auf die Mittelstände ausgeübt hat, als auf das niedere Volk. Der Mangel an Ehrlichkeit bei dem Kaufmanns- und Gewerbestande, in der Hauptstadt wenigstens, soll alle Begriffe übersteigen, nirgends soll es so häufig vorkommen, daß Jemand seine eigene Unterschrift ablügnet und abschwört. — Im Charakter und der Lebensweise des Neapolitanischen Volkes entdeckt man Blige, welche unverkennbare Spuren der Wölfer sind, welche an diesen Küsten einmal geherrscht haben. Auf dem Lande erinnern nicht bloß viele Kastelle an die bis in's vorige Jahrhundert fortgesetzten Raubzüge der Barbaresken, auch manche althergebrachte Sitte weist auf den Orient zurück. Kehrt ein Fremder ein, welchem das göstliche Haus geöffnet worden, so dient die Frau ohne sich je an den Tisch zu setzen und hält sich außerdem entfernt. Ist der Ehemann, besonders als Schiffer, auf der Reise, so pflegt die Frau das Haus nicht zu verlassen, außer daß sie in die Messe geht und zwar meist in Begleitung eines Verwandten ihres Mannes. Abends schöpft sie nur auf dem platten Dache Kühlung und frische Luft. Zu der einst herrschenden Almsknieten die Weiber zunächst dem Hochaltare, die Männer weiter zurück, einige Stufen tiefer. Ähnlich in Salerno. — Eine Spanische Großsprecheri, verbunden mit einer Art von Großmuth und der dem Neapolitaner eigenthümlichen Gutmüthigkeit, fällt dem Beobachter nicht selten

auf. Ein bucklicher Sänger von Volksliedern erhielt von einem Fremden einen Stuck, im Augenblick wirft er einem anderen Armen die Hälfte zu mit den Worten: Nimm, Elender! und geht zufrieden und stolz seines Weges. — Mit den übrigen Romanischen Nationen theilt der Neapolitaner das lebhafteste Interesse für öffentliche Pracht. Man erstaunt darüber, mit wie Wenigem Familien sich Pferde, Wagen, Bediente halten, in großer Toilette im Corso erscheinen. Dafür ist das häusliche Leben auf's Kmmmerlichste angelegt und einen Theil des Jahres lebt man auf dem Lande wo möglich noch ärmlicher als der Landmann. Diese Seite des Neapolitanischen Charakters wußten die Franzosen, zumal zur Zeit der Revolution und des Kaiserreichs, zu ihrem Nutzen auszunutzen. Die feierlichen Aufzüge bestachen den Neapolitaner, er vergaß einen Augenblick, daß er sein Geld und Blut dafür geben mußte, und jetzt hat er es vollends vergessen und spricht nur von dem blendenden Pomp jener Zeiten, während der Österreich nur zu nehmen wußte.

Die Kstler und die übrige Geistlichkeit suchen sich auf demselben Wege in der Popularität zu erhalten. Da sind nicht bloß Processionen und Fahnen; so wenig der Neapolitaner sonst sich im Pulverdampf zu begeistern liebt, so kann ohne Feuerwerk und Wllerschsse keinem Heiligen gebührende Ehre gezollt werden. Sogleich an unserem ersten Sonntage in Neapel war große Feier in der Kirche degli Arcatari di St. Pasquale di Chiaja; zu Verherrlichung der Heiligsprechung des Giovanni Giuseppe della Croce wurde große Messe und ein äußerst rhetorischer Panegyrikus gehalten, die Kirche war über und über mit hellfarbigen Tüchern und Goldborten behängt, der Zubrang ungeheuer. Die Front des daranstoenden Klosters wurde mit farbigen Lampen beleuchtet. Es war mir eine Weile, als wäre ich in eine Jesuiten-Niederlassung in China versetzt. Und erst noch das schöne Feuerwerk auf dem engen Plage vor Kirche und Kloster. Man war durch Zettel an den Thüren verschiedener Kirchen dazu eingeladen, worauf es hieß: man wird dem Publikum ein gut unterhaltenes Feuerwerk zu vollkommener Satisfaction (de' divoti) geben; daran wird die Wrsicherung geknüpft, „daß der Heilige, welcher damit auf Erden geehrt wird, seine erbarmungsvollen Blicke vom Himmel niedersinken werde.“ Als wir zwei Tage darauf bei Nacht vom Vesuv niedersiegen, hrten und sahen wir eine ähnliche Feier in der noch einige Stunden von uns entfernten Hauptstadt. Am St. Josephstage hätte man in den Schluchten im Gebirge zwischen Amalfi und Ravello wohl glauben mögen, der Guerrillakrieg sey rings auf den Felsen, in den kleinen Flecken entbrannt. — In Salerno war Joseph's hölzernes Bild in mehr als Lebensgröße in der Kathedrale aufgestellt, ihm lag das Christuskind in den Armen. In den Vorhallen dieser Kirche erinnerte an den Sünden eben so sehr die unglaubliche Unreinlichkeit als das Eis, welches (15. März) den letzten den Unbchtigen verkauft wurde. Recht im Charakter des Landes ist der Schmuck der Hochaltäre; künstliche Cypressen bilden, zwischen die Lchter des Hochaltars gestellt, eine schöne, eigenthümliche Blende. Die dunkelgrüne Pyramide schmücken vergoldete Fruchte. — Der durch die großartigen Schaupiele der Natur und durch das heiße Blut aufgeregten Phantasie des Neapolitaners genügt das Wort nicht; er kann sich, vermöge des lebhaften Gehirns, sehr eifrig mit Anderen unterhalten ohne ein Wort zu sagen. So stark alles Französische hier nachgeahmt wird, so ist doch die Affiche durch das Bild im Handel und Wandel verbrngt. Eines der nchstigsten Glieder des Neapolitanischen Gemeinwesens ist der Verkäufer von kaltem Wasser, von Limonade u. dgl., welcher an den Ecken der Straßen gleichsam seinen Rathgeber aufgeschlagen hat. Mich interessiren ganz besonders die großen Malereien, womit derselbe seine Bestimmung ausdrückt. Zwar

finden sich auch beziehungslose Bilder, z. B. Salomo's Urtheil, Solofernes, ein Menschenfreund, welcher einen gefangenen Christen aus der Sklaverei der Mufelmnner loskauft, aber die meisten haben sehr bezügliche Abbildungen, z. B. Christus mit der Samaritanerin am Brunnen, Moses mit dem wundervollen Stabe, wie er aus dem Felsen in der Wüste einen Wasserstrom herausschlägt, Sagar mit ihrem verschmachtenden Sohne in der Wüste. Nicht bloß die Limonadebuden, die Fuhrwerke, die Pferdegeschirre, die Schiffe haben ihre Bilder, aber Alles zeigt uns, daß das Bild und der Heiligendienst unzertrennlich zusammenhängen. Es sind einige Bilder, welche im Durchschnitt die anderen berschlgelt haben, doch so, daß einzelne Ortschaften sich in ihrer Eigenthümlichkeit — man möchte manchmal sagen, bei ihrem Fetischismus — erhalten haben. St. Anton wird besonders in Sorrent verehrt, „denn er ist eben sowohl für die Drangen gut, als für Gefahr auf der See.“ Hat er doch ein Seeungeheuer oder einen Wlfisch genhigt, ein Kind, welches er schon weit in die See hineingenommen, der Anton's Hülfe anrufenden Mutter unverfehrt wieder an's Land zurückzubringen. Das Bild des Heiligen haben alle Fuhrleute ihren Pferden an die Stirne gehängt. Der Postillon, welcher uns auf der Straße von Florenz vollends nach Bologna führte, warf im strengsten Laufe einem Bettler, welcher an der Straße saß, einen Bajocco zu und gab mir die Erklärung, er habe oft keine Zeit, den heiligen Antonius anzurufen, daher bezahle er den alten Mann, damit er es thue und doch auch zu etwas nützlich sey. — Vor etlichen Jahren gefährdete der Ruf einer neuen Heiligen die verfahrnen Vorrechte des heiligen Januarius, welcher der Reprsentant Neapels im Himmel und auf Erden ist. Zur Franzosenzeit war bekanntlich das Fluigwerden seines Blutes stets besonders kritisch, einmal soll es durch eine von einem Polizei-Agenten dem Prieester heimlich gezeigte Pistole beschleunigt worden seyn; es soll durch einen Aufgu von Weingeist und die Wärme der Hand in diese Gährung versetzt werden. Naturalisten des vorigen Jahrhunderts wollten es durch einen, nicht weiter zu erklärenden Zusammenhang mit der vulkanischen Natur Neapels natürlich darstellen, eine Hypothese, gegen welche selbst der für Zansenitisch angelegene Erzbischof von Tarent, Capece-Matro, geschrieben hat. Einer der Napoleonischen Schattensknige wußte das Volk zu bestechen, indem er das Kapitel des St. Genaro berichtete. So herrlich auch sein Fest durch Freudenschieen und Feuerwerke ist, so war doch die neue Heilige Filomela nahe daran, ihn in der Gunst der Neapolitaner zu verdunkeln. Sie wird namentlich viel häufiger im Bilde dargestellt, als der Heilige; ihre Martirinstrumente und Symbole sind drei Pfeile und ein Anker. Schon um dieses willen dürfte sie so häufig an Schiffen, besonders von Amalfi, sich finden. Doch ziert sie auch viele Limonadebuden und Fuhrwerke, namentlich die berüchtigten nationalen Karren, worauf ein Pferd drei knapp sitzende und vier stehende Menschen führt. Die Heilige stammt aus Rom, wo sie jedoch nicht gebrig zu Ehren kommen konnte, daher ihr die Übersiedelung nach Mugnano del Cardinale sehr zu gönnen war. Nähere Nachricht gibt die *Relazione storica della traslazione del sacro corpo di S. Filomela vergine e martire da Roma a Mugnano, scritta dal reverendo D. Francesco di Lucia*. Der fnfsten Ausgabe, Neapel 1823, war es noch möglich, die neue Geschichte der neuen Heiligen und ihre Wunder in zwei ziemliche Bände zusammenzubrngen. Die sechste Auflage sah sich schon genöthigt, drei Bünde zu machen und im Jahre 1837 war der Verfasser im Stande, auch dazu einen Anhang zu schreiben, so häuften sich die Wunder der Heiligen selbst in Amerika, wohin sich ihre Verehrung verbreitete, ehe sie in Italien in Schwang kam; apostolische Missionare dort hatten Bücher, Bilder und Reliquien von Rom aus erhalten.



Eine ganz specielle Aufmerksamkeit schien mir bei der Italienischen Reise der Mariendienste zu verdienen, welcher offenbar den anti-reformatorischen Katholicismus ganz wesentlich charakterisirt. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit den Wunsch auszusprechen, daß ein dazu in jeder Beziehung befähigter junger Gelehrter sich die Geschichte des Marienkultus zum besonderen Gegenstande seiner Studien für Jahre vornehme, und denselben sowohl in patristischer als kunsgeschichtlicher Beziehung kritisch ergründe, vor Allem den Zusammenhang mit der Sittengeschichte jeder Epoche auffasse. Namentlich für die Geschichte des weiblichen Geschlechts und seiner Stellung müßten sich bedeutende Resultate ergeben. Aesceten, Künstler, Dichter und Weiber haben offenbar den größten Einfluß auf die Ausbildung dieses Kultus gehabt, vielleicht ein gewisser Hochmuth des weiblichen Herzens (welchen auf eine sehr populäre Weise die Französischen Reformirten in einer Anekdote darstellen; ein Weib habe ihre Nachbarin, welche vor einem Christusbilde betete, gescholten, die Männer seyen alle mehr oder weniger unter einander verbündet und ungerecht gegen die Weiber, sie solle sich an die Madonna wenden, wenn sie etwas gegen ihren Mann zu klagen habe). In Mailand ist der Mariendienst weniger hervortretend, als im übrigen Italien. Überhaupt fand ich, daß in dem Lombardisch-Venetianischen Königreich dem Kultus weniger Geschmacklosigkeiten angehängt sind. In Genua soll der Mariendienst mit dem Seewesen zusammenhängen, wie ebenfalls von der Notre Dame du bon Secours an der Bretagnischen Küste bekannt ist. Auch die zahlreichen Schiffe von Torre del Greco führen alle das Bild der Madonna. Weniger ist dies in Venedig der Fall, indem theils St. Marcus zu sehr als Patron feststand, theils die Jesuiten, welche den modernen Madonnendienst am eifrigsten verbreiteten, von der aristokratischen Republik sehr niedergehalten wurden, da diese keine andere Despotie, noch Geheimniß in sich dulden wollte. Ein großes Marienbild steht in Genua über dem Eingang in das Lotteriegebäude, es wird beleuchtet, wenn in diesem große Ziehung ist. Auf der herrlichen Halbinsel von Gêstri di Levante ist eine Kirche am Fuße des Vorgebirges, welches mit seinen Ruinen und seinem Pinienwalde dunkel in den glühenden Abendhimmel hineinragt. Hier steht inmitten der auf den Strand gezogenen Schiffe die Kirche der Madonna; die Muttergottes auf dem Fronton hat das göttliche Kind in den Armen, dabei die Inschrift: *Monstra te matrem esse!* Zeige, daß du die Mutter bist! Es liegt sehr viel zum Nachdenken in diesem kurzen Worte. — Geht man von Florenz nach der uralten Vaterstadt des verkürzten Fra Angelico, nach Fiesole, so begegnet man, bald nachdem man aus der Porta a Pinti getreten, eine Kirche, rechts am Wege, mit der Aufschrift: *Deo et reginae mundi Mariae*. Gott und der Königin der Welt, Maria, geweiht. Die Macht der Maria wird bald darauf begründet, daß sie die Mutter, bald daß sie die Braut Gottes ist. — Im Jahre 1835 war die Cholera mit einem Dampfschiffe nach Livorno gekommen. Das benachbarte Pisa war in tödtlicher Angst; da rief die Stadt ihre Patronin, die Maria dei sette gli organi an. Als die Gefahr durch ihre Macht abgewandt war, wurde ihr ein Weihgeschenk gemacht in getriebnem Silber. Das Bild stellt das Dampfschiff, die benachbarte Hafenstadt und die Schreckensgestalt der Krankheit dar, welche schon nach der Stadt des Campo santo seine Klauen ausstreckt; aber die Madonna mit dem Kinde erscheint am Himmel und gebietet der Ausgeburth der Unterwelt, sich zurückzuziehen.

Der Marienkultus hatte gewiß zu seiner Zeit, namentlich im sechs-

zehnten Jahrhunderte, die Bestimmung, die Verehrung des Göttlichen, welche sich in einen gränzenlosen Heiligenkultus zersplittert hatte, wieder auf Ein Wesen zu concentriren. Allein vermöge des der Katholischen Kirche einwohnenden Dogmas und Wunderglaubens weiß die Schwachheit des menschlichen Herzens, welcher einmal das Thor geöffnet war, auf einem kurzen Umwege wieder zu ihrem Rechte zu kommen. Die Eine Madonna ist selbst wieder unendlich zersplittert worden, je nach verschiedenen Attributen, Namen und — was das Schlimmste ist — je nach verschiedenen Bildern. Ich hatte mir vorgenommen, in Rom die sämmtlichen Titel der Marien aufzuschreiben, unter welchen ihr in der Hauptstadt der katholischen Christenheit besondere Kirchen gebaut worden sind; ich habe es versäumt und weiß nur, daß ihrer Legion ist, auch wenn man die der Maria Egiziaca nicht dazu rechnet, wie die Meisten fälschlich thun. Die Berühmtheit gewisser Madonnenbilder und der Glaube an ihre wunderthätige Kraft wechelt meist je nach einigen Jahren. Eines der verehrtesten scheint derzeit die Madonna del Parto in der Kirche St. Agostino zu seyn; bekannt ist die Geschichte des Madonnenbildes des *dell' Olio*, so genannt, weil es eines Abends nach *di* schrie, weil der nachlässige Künstler dasselbe in seiner Lampe hatte ausgehen lassen. Nach ihm ist die *dell' Archetto* aufgekomen. Man erzählt sich in Rom ein Gespräch von zwei Blinden; der eine pflegte bei dem Wille der untergehenden, der andere bei dem der aufgehenden Berühmtheit sein Almosen zu erbetteln, jeder macht den Aelter seiner Madonna, will zwar der anderen auch nichts Schlimmes nachsagen, findet aber, daß die seinige unvergleichlich sey und sich aus der anderen gar nichts mache. Überhaupt ist die Madonna die Patronin der Bettler, man wird mindestens eben so oft in ihrem als in Gottes Namen um ein Almosen angegangen; meist als *madonna sanctissima*, doch auch hie und da *bellissima*. Die Cholera muß die Menschen beinahe nirgends so von Sinnen gebracht haben, als in Rom, trotz seiner Hunderte von Heiligen. Die Processionen, welche man besonders der Madonna zu Ehren, barfuß hielt, vermehrten die Empfänglichkeit. Die von Lucas gemalte Madonna, aus der Borgheischen Kapelle in der Liberianischen Kirche, wurde mit ungeheurem Gefolge herumgetragen; während Hunderte im Sterben lagen, verbreitete sich die Kunde durch die Stadt, die Krankheit habe auf Verwenden der Madonna bei Gott ganz aufgehört. Ohne Befehl wurde die Stadt auf eine so glänzende Weise beleuchtet, wie es in Jahrzehenden nicht geschieht. Den anderen Morgen fing die Krankheit erst recht furchtbar zu wüthen an. Der Papst schenkte der genannten Madonna eine Krone. Ein eifriger Katholik, welcher heimlich über die starken Mißbräuche seufzt, ein sehr zuverlässiger Mann, erzählte mir, daß er selbst zur Franzosenzeit in Rom gehört, wie ein Eriesuit über die Verehrung der Mutter Gottes gepredigt und erzählt habe: ein junger Mensch, welcher sehr unordentlich lebte (*chi d'ogni erba faceva un fascio*) und Verbrechen auf Verbrechen häufte, hatte dabei für die Madonna eine sonderliche Devotion und fastete jeden Sonnabend. Endlich wurden seine Schandthaten entdeckt und er zur Hinrichtung geführt. Auf dem Wege dazu trifft er ein Marienbild, er bittet um Erlaubniß es zu küssen und siehe — o Wunder! er bleibt ununterbrochen daran hängen, die Madonna läßt ihren Verehrer nicht und die Obrigkeit weiß nichts Besseres zu thun, als ihn zum guten Beispiel für Alle sofort frei zu lassen. —

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 21. August.

N<sup>o</sup> 67.

## Erzählungen. Von G. H. v. Schubert. Erlangen, 1840.

Freunde von Schubert's „Alten und Neuem“ könnten an diese „Erzählungen“ mit der Hoffnung gehen, es habe der Hausvater einmal wieder einen Griff in seinen Schatz gethan und Altes und Neues in der alten Weise hervorgetragen. Der Wunsch danach könnte einen schon zu der Hoffnung bringen, und wer aus dem „Gebiete der inneren Seelenkunde“ etwas sucht und die vielen schönen großen und kleinen Historien des „Alten und Neuem“ darum lieb hat, weil sie so recht vergnügliche Blicke in die Tiefe der Erbarmungen Gottes mit armen Sündern thun lassen, der wird sich allerdings in dieser Hauptsache nicht getäuscht und dennoch hier etwas Anderes finden als dort.

Die Kinder pflegen zu fragen „ist die Geschichte auch wahr?“ In seinem „Alten und Neuem“ legt der Verf. eigends einen Werth darauf, seinen Lesern mit einem deutlichen Ja antworten zu können und bittet sie um Vergebung, wenn er in seinem „Buche, wo eigentlich kein Ort zu Dichtungen sey, bildlich einmal eine Geschichte erzählt habe, die zwar den einzelnen Zügen nach aus mehreren wahren merkwürdigen Lebensführungen zusammengesetzt sey, von der er aber nicht wisse, ob sie sich wohl wirklich einmal so auf Erden zugetragen habe.“ Bei diesen „Erzählungen“ ist er aber die Antwort auf jene Frage schuldig geblieben. Er sagt nicht, ob es Wahrheit oder Dichtung sey. Er nennt es eben nur „psychologische Genrebilder.“ Und man hat allen Grund anzunehmen, daß es Dichtungen von so eben bezeichneter Art sind.

Wir müssen es nun aber doch mit den Kindern halten und loben uns darum vor diesen „Erzählungen“ die wahren Historien im „Alten und Neuem.“ Wo es freilich, wie bei den gewöhnlichen Romanen und Novellen, besonders auf Kunst und Zeitvertreib abgesehen ist, mag es mit jener Frage eben nur eine Kinderei und Nebensache seyn. Wo man aber die wunderlichen Wege Gottes und der Menschen erzählt, daß es „nütze sey zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ — und wir sehen das unbedingt bei unserem Verfasser voraus — da hört die Frage auf eine Kinderei zu seyn und wird Ernst und Hauptsache, da liegt eben der Hauptnerv der Lehre, Züchtigung und Erbauung solcher Erzählungen in ihrer Treue und Wahrheit, in dem Faktum, in der Unglauben, Zweifel und Räsonnement überwältigenden Macht des Geschehenen. Das kann nie eine Dichtung, auch die gelungenste nicht, gewähren, diese Geisteszucht, welche die Geschichte ganz unmittelbar ausübt. Mit der Dichtung findet man sich weit

leichter in seinem Gewissen ab, wenn es Ernst werden soll, wie es, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, an den neuesten Versuchen des Unglaubens zu sehen ist, der mit Einem Male den lästigen sittlichen Zwang der evangelischen Geschichte dadurch für sich zu beseitigen sucht, daß er die Geschichte in Dichtung, Idee, Mythos umsetzt.

Doch es ist nicht weiter nöthig, darüber ein Wort zu verlieren. Wir sind überzeugt, daß der Verf. viel besser als wir den Werth der rechten wahren Historie in dieser Beziehung kennt. Um so weniger darf er es dann aber wohl uns verübeln, wenn wir zunächst sein „Altes und Neues“ als eine werthvollere Gabe als diese „Erzählungen“ ansehen und bei Gelegenheit dieses Buches das Andenken an jenes recht kräftig uns auffrischen. Es ist nun grade ein Vierteljahrhundert her, als der Verf. in der Vorrede zum ersten Theile des „Alten und Neuem“ in prophetischer Ahnung schrieb: „Der Vortag eines großen Frühlings ist gekommen; es blühen viele Bäume auf, nicht weil sie einer dem anderen die Mode nachmachen, sondern weil der gemeinschaftliche Strahl von oben sie zum Blühen treibt. Nachwinter und gewaltige Frühlingsstürme werden auch nicht ausbleiben! da werden schon ohnehin die meisten Blüthen, die noch keine Frucht angefaßt haben und manche schwache Fruchtansätze selber wieder abfallen und nur der gesunde Baum wird seine Früchte fest behalten.“ Nun der Nachwinter und die Frühlingsstürme haben sich seit 1816 redlich eingefunden, es sind auch viele Blüthen und mancher schwache Fruchtansatz seitdem abgefallen. Schubert's „Altes und Neues“ gehört aber nicht darunter, eben weil's Blüthen und Früchte der gesunden Bäume sind, die des Vaters Hand selber höchstseigen gepflanzt hat. Und ich mag die Seelen nicht zählen, die sich in dem unerquicklichen Nachwinter daran gelabt haben und ich setze getrost hinzu, noch daran laben werden, und laben werden müssen. Denn es ist noch lange hin bis zur Tag- und Nachtgleiche jenes Frühlings und die schlimmsten Stürme sind also noch zu erwarten. Darum wollen wir solche Gaben wie das „Alte und Neue“ warm halten und können es nicht läugnen, wenn der Verf. einmal wieder hätte erzählen wollen, wir hätten ihn lieber in der alten Weise „zu Pferde gesehen.“ Es war ja auch damals „nicht zum Staate.“ Es wäre ja auch ein „wohlthuendes Bewegen wie im Grünen der Wälder“ gewesen, wenn er unter den Bäumen, die der Herr selber gepflanzt hat und unter denen der Verf. so gut Bescheid weiß, gelustwandelt und seinen lieben Freunden wieder einen neuen Strauß oder auch nur ein Paar lustige Zweiglein mit heimgebracht hätte.

Doch es folgt beim Lustwandeln ein Jeder seinem Sinne, und wenn St. Johannes zur Erholung mit dem Nebhuhn spielt,



hat ihm der Jüngling nichts dareinzureden. Und so sind wir denn auch weit entfernt, mit dem Verf. darüber noch ferner zu mäkeln, am allerweitesten, seine neueste Gabe zu verachten. Wir können es ja nicht vergessen, wer hier erzählt hat und wissen, je tiefer ein solcher Erzähler in das Herz, sonderlich in sein eigenes hinabgeschaut hat, je geübter sein Blick nach Gottes Herzen und den Tiefen seiner Erbarmungen ist, je fleißiger und treuer er sein Lebelang dessen Führungen nachgegangen ist, daß dann auch seine Dichtung ein desto treuerer und wahrhaftigerer Reflektor der Wahrheit werden und desto mehr seine ganze Persönlichkeit der Dichtung eine ähnliche sittliche Macht der Wahrheit über das Gemüth leihen wird, als das Faktum der Geschichte gibt. Wie weit Schubert ein solcher Erzähler ist, braucht hier nicht weiter gesagt zu werden. Seine reiche Erfahrung in den Führungen Gottes, seine tiefe Seelenkunde und seinen Blick in das innere Getriebe des alten und des neuen Menschen, die Schule des Geistes, der Herzen und Nieren prüft, bekrunden diese „Erzählungen“ nicht minder als das „Alte und Neue.“ Ja sie haben vor diesem einen unverkennbaren Vorzug. Was ihnen nämlich am Stoffe etwa abginge, das kommt ihnen in der Form zu Gute. Für diese läßt das „Alte und Neue“ Manches zu wünschen übrig. Seine Geschichten sind der Natur der Sache nach meistens wie Fragmente edler Bildwerke, verstümmelt, nichts Ganzes; ihre Zusammenstellung, wie es grade gehen wollte, durcheinander, unschön. In diesen Erzählungen dagegen sind die einzelnen Fragmente zu vollständigen Bildern verarbeitet, es ist jede einzelne Erzählung ein Ganzes, in sich abgerundet und beschloßen. Alle Vorzüge, die eine Copie vor dem Originale haben kann, das durch das Alter mannichfach gelitten hat, haben diese Erzählungen vor jenen im „Alten und Neuen.“ Es hat die Dichtung eine freiere Bewegung gestattet, die Personen sind mehr mit Fleisch und Blut bekleidet, ihre Situationen sind lebendiger und frischer geworden. Was ein jugendlicher, phantasiereicher Erzähler, oder wir wollen lieber sagen, was das Alter, das im Reden ja so selig und vergnüglich ist, nur immer leisten kann, das ist hier geleistet, so daß es Manchem wohl scheinen wird, als sey darin des Guten zu viel gethan und der Erzähler verdiene hin und wieder den Vorwurf des Allzuromantischen. Obenein ist des Verf. bekannte Kunde der Natur, der Menschen, Völker und Länder, der Geschichte u. s. w. nicht ungenutzt geblieben und hat den Erzählungen für eine gewisse Klasse von Lesern manch anmuthigen Zierrath verschafft.

(Schluß folgt.)

## Die Akrisie des Herrn Bruno Bauer.

Kritik ist jetzt das Lösungswort jener aus der Hegelschen Schule herausgebrochenen Rationalisten-Fraktion, die das Band der Versöhnung, welches Hegel, hinausstrebend aus der Beschränktheit einer egoistischen Subjektivitäts-Philosophie, zwischen der Subjektivität und Objektivität, zwischen Spekulation und Geschichte zu weben bemüht war, leichtfertig zerrissen hat und in den willkürlichsten Subjektivismus zurückgefallen ist. Ganz in die

eitlen und frivolen Thorheiten des alten Rationalismus zurücksinkend, kann diese Richtung nur als ein Jungen-Rationalismus bezeichnet werden. Wie es oft geht, daß über fremde Splitter eigene Balken übersehen werden, so geschieht es auch jenen Kritikern, die, während sie alles Andere nach dem gefügigen Maßstabe ihres Selbstbewußtseyns kritisiren, es gröblich fehlen lassen an der allernothwendigsten Kritik, an der Selbstkritik. Die Selbstkritik, die Gewissenskritik nach dem Maßstabe des göttlichen Gesetzes, sie ist es allein, die den Menschen zur Erkenntniß der Sünde und dadurch auch zur Erkenntniß des Erlösers und des ganzen Christenthums bringt; sie wirkt die Selbstverläugnung, ohne die Niemand ein Nachfolger Christi seyn, Niemand des rechtfertigenden Glaubens und der heiligen Liebe theilhaftig werden, oder zur Gemeinschaft Gottes in Christo gelangen kann. Wie gänzlich es jenen jungen Nationalisten an dieser Kritik fehlt, das beweist insonderheit auch das Beispiel des Herrn Bruno Bauer, der neuerdings mit einer höchst selbstbeliebigen Kritik der Evangelien viel Geräusch macht, indem er sich und seinen Lesern einzubilden sucht, deren Inhalt bestehe größtentheils nur aus Figmenten des reflektirenden Selbstbewußtseyns ohne geschichtliche Wahrheit. Wenn er nun erinnert worden, daß es ihm bei seiner ganz subjektiven Kritik an Wahrheitsinn fehle, so erwidert er so kurz als selbstzufrieden (Kritik der evangelischen Geschichte Vorr. S. XX.): „ich vergebe denen, die mir solche Vorwürfe machen und tröste mich mit der Reinheit des Herzens, welche das schönste Geschenk der Kritik ist.“ Statt jenen tiefsten Gegenstand heiliger Kritik, das Herz, bis in seine Tiefen hinein kritisch durcharbeiten und seine Unreinigkeit gründlich zu erkennen, tröstet er sich kurzweg der Reinheit desselben, die er nicht in der Feuerprobe der Kritik erhärten, sondern nur als ein schönes Geschenk von ihr empfangen will. O unkritische Thorheit! die Gnade schenkt wohl, aber nicht die Kritik; die richtet; wo eine ernste Kritik des Herzens ist, da schenkt sie nicht, sondern sie nimmt ihm den Trost seiner Reinheit, den Ruhm seiner Gerechtigkeit, und macht ihm seine Sündhaftigkeit fühlbar, von der es sich nicht durch das Selbstbewußtseyn, welches eben die wahre Kritik zu einem Bewußtseyn der Unwürdigkeit (Luc. 15, 17 ff.) herabsetzt, erlösen kann, sondern nur durch den Glauben an die heilige Gnade Gottes in Christo. Mit der unkritischen Selbstzuversicht vermeint dieser B. Bauer, die ganze heilige Geschichte in einen Prozeß oder ein Plasma des Selbstbewußtseyns „auflösen“ zu können, ohne nur daran zu denken, eben dieses Selbstbewußtseyn zuvor einer selbstverläugnenden Kritik zu unterwerfen. Und doch, wie nöthig dies grade bei ihm ist, damit er nicht statt Gedanken nur selbstische Träume uns biete, das beweiset er selbst, indem er sich in seiner Schrift über die Evangelische Landeskirche Preußens S. 3. ganz offen als einen großen und langwierigen Träumer bekennt, der nun zwar hell erwacht zu seyn meint, was aber auch jetzt nur um so mehr wieder eine träumerische Selbsttäuschung seyn dürfte, als er sein Denken und Dichten nunmehr ganz aus „der Welt des empirischen Bewußtseyns“ in die des selbstgemachten zurückgezogen hat. Jetzt erst erscheint jenes, damals

indignirende, Hohngelächter des Dr. Strauß über die bekannte Recension des Lebens Jesu von Herrn B. Bauer gerecht, da dieser selbst a. a. O. bekennt, daß er als jener Recensent „noch im seligsten Traume von Einheit der Idee und der unmittelbaren Wirklichkeit oder vielmehr der Welt des empirischen Bewußtseins geredet und seinen Traum sogar in einer besonderen Zeitschrift durchaus noch fortsetzen gewollt hätte.“ Seine Zeitschrift für spekulative Theologie erschien vom Jahre 1836 — 1838 drei ganze Jahre hindurch. Wir unsererseits sind überzeugt, daß er jetzt nur in ein neues Stadium eines noch subjektiveren Traumlebens übergegangen ist. Es bedarf auch gar nicht einer besonderen Versicherung, daß er „von der unmittelbaren Wirklichkeit oder vielmehr von der Welt des empirischen Bewußtseins“ nunmehr absteht; ein völliger Mangel an solider Erudition, an Kenntniß des historischen Bodens und Charakters der evangelischen Geschichte, an objektiver, selbstverläugnender Beurtheilung beweist es nur zu klar, daß dieser Kritiker nur Gespinnste seiner eigenen selbstfüchtigen Gedanken webt, womit er nicht sowohl fremde als nur seine eigenen Mücken fängt. Nur in dem Einen ist B. Bauer weniger träumerisch, daß er die evangelische Geschichte nicht, wie Strauß, aus einer mehr absichtsvollen Dichtung, sondern selbstbewußter aus einer absichtsvollen Erdichtung hervorgehen läßt, weshalb denn auch bei ihm noch weniger objektiven Gehaltes als bei jenem nachbleibt, wegegen er bemüht ist, in den Dichtungen mehr Ideen nachzuweisen, die jedoch nichts Anderes als kahle, blasse, leer allgemeine Abstraktionen sind. Hegel hat zwar oft über solche leblose Abstraktionen von der lebendigen Wirklichkeit, über solche schlechte, auflösende Allgemeinheiten satyrisirt, aber seine Scholaren treiben sie wieder mit einem Ernste, der bei seiner Inhaltslosigkeit dem Meister lächerlich gewesen wäre.

In der, gleichfalls vom Geiste der Auflösung eingegebenen Schrift: „Die Evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft,“ beweist Herr B. Bauer seine Akrisie vornehmlich dadurch, daß er die Union, die als eine Einigung ihrem Begriffe nach einen um so compakteren Bestand der Geeinigten intendirt, als eine Auflösung der beiden Evangelischen Kirchen in den Staat darstellt, welches, wenn es wahr wäre, gewiß alsbald wieder eine Auflösung der Union zur Folge haben würde. Ganz unkritisch spricht der Verf. vom Staat als von etwas absolut Fertigem, Vollkommenem und Allumfassendem, ohne einen bestimmten Begriff desselben zu geben, ohne seine Verfassung zu berücksichtigen, ohne das eigenthümliche Entstehen und Bestehen der christlichen Kirche irgend zu würdigen. Dabei bläst er sich mit dem Winde des Selbstruhms seiner Wissenschaft und seiner selbstverläugnenden Arbeit dafür auf, ohne doch irgend Belege dafür zu geben, lobhudelt Friedrich den Großen mit einem eben so unwahren als unwürdigen Bombast, und versteigt sich überhaupt in einen Schwulst, der, je emphatischer er seyn soll, um so lächerlicher wird, wie wenn er z. B. S. 118. seinen Gegnern zuruft: „Ha, wie ihr zittert!“ Gänzlich übersieht er die Größe des Consensus zwischen Lutheranern und Reformirten, welcher das Fundament ihrer Union ist und eben in Folge

der Vereinigung nun um so condensirter und concentrirter die gemeinsame kirchliche Confession der Unirten bildet, woneben der Dissens, wie bedeutend er auch ist, dennoch als klein erscheint, zumal wenn er mit dem Dissens, der Protestanten und Katholiken trennt, verglichen wird. Daß der Dissens nicht in die vage Kategorie des Unwesentlichen gehört, sondern ein bedeutendes theologisches Moment hat, geben wir gern zu. Aber daß die beiderseitigen Lehren sich als contradictorische Gegensätze verhielten, die bei einer Union sich gegenseitig negirten und auflösten, ist eine unrichtige und von dem Verf. selbst in denjenigen Stellen berichtigte Behauptung, wo er, wie S. 45., nur einen Gradunterschied zwischen den verschiedenen Lehrbestimmungen annimmt, indem er die Lutherische als die „inhaltsreichere, gebiegene, höhere,“ die Reformirte dagegen als die „niedere, abstraktere und weniger inhaltsvolle“ bezeichnet. Die Reformirte Kirche hat es in der Lehre von der Person Christi, vom Abendmahl und von den Gnadenmitteln überhaupt nicht bis zu jener Union und Communion des Göttlichen und Menschlichen, des Himmlischen und Irdischen gebracht, welche der Charakter des Lutherischen Systems ist; aber sie hat sich doch von den anfänglichen Extremen einer spiritualistischen (schwärmgeisterischen) Entgegensetzung und weiter Abtrennung jener beiden Elemente je länger je mehr entfernt und eine Approximation, ein, wenn auch nicht Ineinander-, doch Miteinanderseyn derselben angenommen, was eine so bedeutende Annäherung an die Lutherische Lehre ist, daß in der That nur noch jener Gradunterschied des „mehr und weniger Inhaltsvollen“ übrig bleibt. Wenn nun die Union der Gegensätze (unio personalis, unio sacramentalis) überhaupt der Charakter des Lutherischen Lehrbegriffs ist, so ist ja wohl klar, daß es bei der Union nicht darauf abgesehen seyn kann, die unreine inhaltsreichere Bestimmung zu der weniger unreinen und inhaltsärmeren herabsinken zu lassen, oder „die höhere Stufe preiszugeben, ohne daß die niedere etwas dadurch gewönne,“ sondern dahin nur kann vernünftigerweise das Unionsbestreben gehen, die niedere, noch nicht recht einigende Stufe zur gebiegeneren Einheit der höheren zu erheben. Es bleibt bei dem Sage: die Lutherische Kirche macht nicht Union, sondern sie ist Union, und widerstrebt daher einer Union nicht, welche die gebiegeneren Lutherischen Symbole, deren Geltung schon numerisch die der zerstreuten Reformirten weit überwiegt, in ihrem Bestande anerkennt und die Augsburgerische Confession zur gemeinsamen Grundlage legt, während dagegen confessionslose, auflösende Staats-Unions-Machereien als willkürliche Gewissensbedrückungen entschieden abzulehnen sind. Wohl lehrt die Lutherische Kirche keine Separation, sondern eine Union der Kirche und des christlichen Staates, der kein bloß äußerliches Verhältniß zur Kirche, sondern einen inneren Lebenszusammenhang mit derselben hat; aber nur ein confuser Hegeling kann an die Stelle dieser Union eine Confusion setzen wollen.



## Nachrichten.

(Neapel.) (Schluß.) In Rom wird die Madonna, wie man aus zahllosen Votivtafeln sieht, besonders auch als Beschützerin der Gläubigen gegen die großen grauen Dämonen angesehen, welche am häufigsten durch das St. Paulsthor, ihren Mandarinen (Leitochsen) an der Spitze, von Reitern mit Speeren hereingetrieben werden. — Der Römer macht scherzend auf den verschiedenen Werth seiner Patrone aufmerksam, welcher sich in den päpstlichen Münzen von 1795 so deutlich ausgeprägt habe. Die päpstliche Regierung ließ damals in ihrer großen Noth Stücke von beinahe gleicher Größe und von gleich geringem Werthe prägen, indem keines über 1 Bajocco Gehalt haben soll. Die Stücke, auf welchen St. Peter abgebildet ist, galten  $2\frac{1}{2}$  Bajocco, die mit dem Bilde der Madonna 5.

Die Wunder, welche von Madonnenbildern gethan werden, kommen sporadisch von Zeit zu Zeit vor, wie vor einigen Jahren auf Piazza Barberini, bei Thorwaldsen's Werkstätte. Doch werden sie viel häufiger in Zeiten großer Aufregung, und wenn dann erst den Leuten einmal die Köpfe verrückt sind, fangen die Madonnen an die Augen zu verdrehen. — Einemal hörte ich die Zeit unmittelbar vor dem ersten Einrücken der republikanischen Franzosen, „die Zeit der Madonnen“ nennen. An einer Ecke beiacqua Trevi ist eine Madonna, welche das Porträt einer zur Zeit des Malers in ganz Rom bekannten Dirne seyn soll. Zur Zeit der Madonnen hatten Mehrere behauptet, sie hätten gesehen, wie diese Madonna die Augen verdreht habe. Immer stand ein Haufen davor, welcher darauf harrete; von Zeit zu Zeit rief Einer: Seht, seht das Wunder! der ganze Haufen schrie nach. Ein Mann mit weißem Hute, was als Zeichen Französischer Gefinnung galt, ging daran vorbei; an ihn wandte sich ein wohlhabender Mann aus der Campagna und erzählte ihm, er sey auf den Ruf dieser Wunder trotz der gefährlichen Zeiten über eine Tagereise weit hergekommen, könne aber mit dem besten Willen nichts davon sehen. Der Andere sagte, er habe auch noch nichts gesehen. Er war so unvorsichtig, dies vernehmlich zu sagen; alsbald gingen einige handfeste Bursche und ein Haufe Weiber auf ihn los, die Ehre der Madonna an ihm zu rächen. Aber ein junger Geistlicher warf sich dazwischen mit den Worten: Ich halte täglich den Leib des Herrn in den Händen, aber mir ist doch bis heute die Gnade noch nicht geworden, das Wunder des Madonnenbildes zu sehen. Wie sollte ein Laie, dem auch dieses Glück noch nicht geworden, dafür gestraft werden? — Der Haufe kehrte wieder zu seiner Madonna zurück. — Ein zwölfjähriges Mädchen machte bei dieser Gelegenheit scherzend die unschuldige Bemerkung, sie habe nichts gesehen vor den dicken Spinnweben vor dem Bilde; aber sonderbar sey es, daß das alte Bettelweib in der Nachbarschaft, welches doch sonst nicht sehe, wo es hintrete, beinahe immer die erste sey, welche sehe, wie die Madonna die Augen verdrehe. — Ob ich gleich dieses Alles von sehr zuverlässigen, sonst gläubigen Katholiken gehört hatte, so geht doch Manches in's Unglaubliche und man bittet den Erzähler öfters um Wiederholung, in der Voraussetzung, man müsse die Geschichte mißverstanden haben. So geschah es zu jener Zeit, daß sich mit Mlikeschnelle das Gerücht verbreitete, ein taubstumm geborenes Kind habe geredet durch die Wirkung eines alten Madonnenbildes, welches hinter trüben Fenstern an einem hohen Hause über der Tiber stehe. Man kletterte an Leitern hinauf, nahm das Fenster hinweg und fand — kein Madonnenbild dahinter. — Im Hause eines Notars fängt die Magd auf einmal zu schreien an,

die Madonna in einem Zimmer verdrehe die Augen. Der Herr, welcher bald darauf nach Hause kommt, findet schon die Treppe mit Menschen und Lichtern erfüllt; er bahnt sich mit Mühe den Weg zum Wunderbilde. Das ist ja das Porträt einer Verbrecherin, welche auf der Engelsbrücke hingerichtet worden! ruft er; murrend schleichen die Vorheren hinaus, die Anderen folgen bald nach. Es war eine Copie der Cenci im Palast Barberini. — Um die Zeit der Rückkehr des Papstes aus Frankreich fingen einige Madonnen an die Augen zu verdrehen, der Staats-Sekretär verbot es und die Madonnen gehorchten. Die Menge der Fremden in Rom nöthigt die Regierung, manche Sachen der Art zu unterdrücken, oder doch das Aufsehen zu vermeiden. Es wäre klug gewesen, wenn man aus demselben Grunde aus den Sammlungen des verstorbenen Cardinal Fesch die Knochenwehlfischen, welche laut Inschrift aus der Substanz einiger namhaft gemachten Märtyrer zusammengeknetet sind, hinweggenommen hätte. —

Mit so strenger Consequenz man auch in Rom Alles abwehrt, was den status quo des Kirchenstaats, d. h. die Curie und ihre Gewalt über die katholischen Länder, auf irgend eine Weise gefährden könnte, so human und freundlich sind nicht wenige Glieder der hohen Prälaten und Lenker von Orden gegen den protestantischen Fremden, zumal wenn er sich mit strengeren Studien befaßt. Sie und da mag es freilich nicht ohne Absicht geschehen. Auch hat die Offenheit über die Pläne der Curie die Erklärung in sich, daß man seiner Sache derzeit sehr gewiß zu seyn glaubt. Eines Tages war ein Mann, welcher kraft seines scharfen Verstandes und seiner hochwichtigen Stellung gewiß in alle Pläne der Curie eingeweiht ist, ganz besonders aufgelegt, mit einer Offenheit, welche er bisher noch nie in dem Grade gezeigt. Unsere Nachrichten, sprach er, besonders die aus England und Amerika, sind von der Art, daß wir begründete Hoffnung hätten, binnen eines oder zweier Menschenalter, ohne einen dreißigjährigen Krieg, beinahe ohne Wassengewalt, den Protestantismus zu überflügeln, zu trennen und so zu werfen, daß er nur noch in einigen Winkeln, in Norwegen, Lapp-land und in verborgenen Sekten fortvegetiren würde, wenn Eins nicht wäre. — Ich riech auf dies und das. — Nichts von all dem, unterbrach mich endlich der Pater, sondern wenn die protestantische Wissenschaft nicht so sehr in den katholischen Klerus Deutschlands eingebrungen wäre. Aber auf diesen können wir uns doch nicht verlassen, wie es nöthig wäre, ob man uns gleich manichfaltig in die Hände gearbeitet hat. — Einige Tage darauf lasen wir in der Allg. Zeitung, daß ein katholischer Prälat in Preußen seinen Leviten den Besuch paritätischer Universitäten verboten habe. So will man denn aus dem armen Deutschland wieder, wie vor dem dreißigjährigen Kriege, zwei feindliche Lager machen, welche sich nur noch manichisch berühren und an einander reiben können. Man sagte sich in Rom unter der Hand, der nächste Versuch, den Klerus wieder streng Römisch zu organisiren, in Disciplin, wie in Studien, solle in Belgien und Holland geschehen; diese sollen dann, wie sie es einst für den Protestantismus waren, eine Brücke nach England und Deutschland bilden. — Um nicht in den ungerechten Verdacht der Indiscretion zu verfallen, habe ich noch beizufügen, daß ich genannten Geistlichen fragte, ob er das nur unter uns gesagt wissen wolle, worauf er sagte, durchaus nicht, ich dürfe eben Gebrauch davon machen. Offenbar ist es höchste Zeit, daß die evangelischen Protestanten und Katholiken sich gegenseitig schonen. Diese sind unser nächstes Bollwerk, wir sollten ihnen wenigstens den Rücken freihalten.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 25. August.

N<sup>o</sup> 68.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

### Dritter Artikel.

*Trasumanar significar per verba  
Non si poria: però l'esempio basti,  
A cui esperienza grazia serba.*

Der innerste Lebenskeim der Poesie Dante's ist das ewige Leben: die Kräfte der zukünftigen Welt sind die Flügel seines Liebes: die gewisse Zuversicht dessen, das man jenseits hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man jetzt noch nicht sieht, durchdringt alle Adern seines Gefanges. Darum ist auch die Lehre von den letzten Dingen theologisch, philosophisch, poetisch am ausführlichsten ausgebildet: darum wird sie auch a priori, d. h. aus der Lehre von den ersten Dingen gründlich abgeleitet. — Aber es ist hier nicht die Absicht, das ganze Lehrsystem der Eschatologie an dem Faden des Gedichts theologisch und philosophisch zu entwickeln: diese Erörterung behalten wir einem andern Orte vor. \*)

Hier wollen wir uns zunächst, wie wir uns bisher an die Lehre hielten, jetzt umgekehrt an die Außenseite, an die Poesie der Lehre halten: denn in ihr spiegelt sich das Innerste ab.

Dante's Commedia ist ein Traum, aber ein Traum der Wahrheit, eine Allegorie, aber in dem Sinne, den der Dichter selbst dahin bezeichnet, daß dem Nächsten ein Entfernteres, dem Äußeren ein Inneres, einer Wahrheit die andere, und jeder Erscheinung ein mehrfacher Sinn schichtweise zum Grunde liegt. \*\*) Mit Einem Sinne ist diese Reise unter, auf und über der Erde nicht erschöpft. Je mehr wir den nächsten Sinn in seiner Wirklichkeit und Wahrheit erkennen, desto gewisser werden wir aus einem Sinne in den anderen eindringen: — denn jedes Bild, das auf ein anderes deutet, ist zunächst auch für sich selbst

\*) D'Annam (S. 77.) macht in dieser Beziehung auf zwei Französische Erörterungen aufmerksam, welche auch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Er sagt: Lorsque nous supposons les intentions poétiques de Dante à peu près complètement méconnues jusqu'ici par la critique française, nous ne connaissons point la dissertation de feu Bach sur l'état des âmes après la mort, d'après Dante et St. Thomas, ni le chapitre intéressant que M. Delecluze a consacré à Dante considéré comme poète philosophe. (Florence et ses vicissitudes t. 2.)

\*\*) Dante schließt von der Allegorie alle Willkürlichkeit aus: die Erscheinung, welche unter ihrem Schleier noch einen weiteren Sinn hat, muß selbst wahr seyn. Les réalités, sagt D'Annam, sont aussi figures. S. 85. 74. — Dante selbst erklärt sich darüber in der Dedikation an Can della Scala und im Convito II. 1.

eine Wahrheit und Wirklichkeit: jedes Wirkliche aber auch wieder ein Bild, das über sich hinausreicht, und mehr als eine Seite, mehr als einen Sinn enthält und entfaltet. Unter vielen anderen vom Anfange bis zum Ende sich durchziehenden Gedanken liegt aber dem ganzen Gedichte auch ein einfaches Gleichniß zum Grunde, welches darum weder die näher, noch die entfernter liegenden Bedeutungen ausschließt. Es ist ein Gleichniß, welches unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt, denn es betrifft uns selbst: es handelt sich um des Menschen Sünde, oder um die Hölle auf und unter der Erde, es handelt sich um die Entföndung im Leben und Sterben, oder um das Purgatorium auf der Erde, wodurch der Mensch als eine neue Creatur sein eigener Gegenfüßler wird, es handelt sich um die Vollendung, oder um das himmlische Paradies: es gilt, der Sünde abzusterven, um dem Herrn zu leben. Das Purgatorium ist mithin die Mitte oder der Weg aus der Welt zum Himmel, aus der Hölle zum Paradiese. \*) —

Das Inferno, näher die Wanderung durch die Schlünde und Röhre der Hölle, ist nichts Anderes als das Erdenleben selbst, die Nachtseite des Erdenlebens: die Erde ist das Jammerthal voller Thränen und Seufzer, voller Noth und Anfechtung. Darum ist auch in der Tiefe der Erde die Hölle selbst, wo das edle Menschenbild — nostra imagine —, Gottes Ebenbild, so ganz und gar verstellt, verzerrt, verkehrt ist, daß selbst das Mitleid zur Sünde wird, weil Gott schon gerichtet hat;

Inf. XX. 1 — 30.

darum ist in der Mitte der Erde und auf ihrer höchsten Höhe der Ort für alle Thränen und Schweißtropfen der gefallenen

\*) Dante's Sohn, Jakob, einer seiner ältesten Commentatoren, glaubte des Vaters profundo e autentico intendimento zu treffen, indem er die drei Stationen als Sünde, Entföndung und Seligkeit bezeichnete. Auch Pietro, Dante's anderer Sohn, hat in Versen dasselbe ausgedrückt: und Jakob della Lana bemerkt, daß unser Dichter das Leben unter drei Verhältnissen, als Sünde, Buße, Gerechtigkeit betrachte. Benvenuto von Imola sagt noch bestimmter: „Der Inhalt des Gedichts ist status animae humanae tam vivente corpore quam a corpore separatae. Dieser Zustände sind drei. Quaedam enim anima est cum peccatis; et illa, dum vivit cum corpore, est mortua moraliter loquendo, et sic est in Inferno morali: dum est separata a corpore est in Inferno essentiali, si obstinata insanabiliter moriatur. Alia est anima, quae recedit a vitiis: ista dum est in corpore, est in Purgatorio morali: separata in Purgatorio essentiali. Alia anima est quae est in perfecto habitu virtutis, et jam vivens in corpore est quodam modo in Paradiso: separata autem est in Paradiso coelesti, ubi fruitur visione Dei. — Vgl. Ozanam, Dante et la philos. cathol. au 13. siècle p. 74 f.



Menschheit, welche aus den Spalten der zerrissenen Einheit quellen, und die Ströme der Unterwelt füllen.

Inf. XIV. 94 — 138.

Das Erdenleben ist so die Wanderung in einem finsternen Thale, welches die Hölle unter sich, und selbst auf seinen höchsten Bergen Thränen, aber auch noch Hoffnung hat, denn es glänzet noch hoch oben auf dem Rücken des Berges die Sonne, \*) es glänzet noch Gold und Silber aus dem zerfallenen Menschenbilde. \*\*) So wir uns im Leben richten lassen, so führet uns der Herr — in die Hölle, und wieder heraus.

Das Purgatorio, näher die Wallfahrt über das Weltmeer und durch die letzten Läuterungen, über Klippen und Berge, durch Rauch und Feuerflammen, ist nichts Anderes, als — das Sterben in dem Glauben, welcher die angebotene Gnade annimmt, — näher der Akt des Sterbens und der Tod selbst, oder das Scheiden der Seele aus dem Leibe und das Aufsteigen derselben zum Himmel in successiver Entwicklung vom ersten Kampfe mit dem Tode bis zum letzten Siege. Ringe recht!

Das Paradiso, näher der Flug durch alle Sphären der Seligkeit bis zum Anschauen der göttlichen Dreieinigkeit, in welcher sich mitten inne wiederum, aber verklärt und geheiligt, unser Menschenbild zeigt, nostra effigie

Parad. XXXIII. 131.

was ist diese paradiesische Wallfahrt Anderes, als — im Vorausblick — das Leben der Vollendeten im Himmel, welchen aus Gnaden beigelegt ist die Krone der Gerechtigkeit?

Es ist von der *Commedia* überhaupt und vom Paradiese insbesondere gesagt worden, daß es ein Epos sey, in welchem gleichwohl nichts geschähe, weil alles schon geschehen und fertig sey. Es fehlt aber darum doch nicht die Fortbewegung: diese besteht zunächst in der Wanderung durch das, was schon ist, was nicht erst wird, und doch immer neu ist, in dem Sehen und Schmecken der unerschöpflichen Herrlichkeit, welche von der ewigen Liebe bereitet ist. Es geschieht, was ist: das Seyn spiegelt sich in tausend Lichtern und Farben von einer Klarheit zur anderen. Das wahrhaftige Leben ist nicht auf epische und dramatische Handlung, nicht auf den endlosen Prozeß des Werdens beschränkt: es hebt vielmehr erst da an, wo das Werden seine Unruhe verlor, und der Kreislauf zwischen Seyn und Nichtseyn aufgehört hat. \*\*\*)

(Fortsetzung folgt.)

\*) Inf. I. 16 — 18.

\*\*) Inf. XIV. 106. 107.

\*\*\*) Es ist das Einerlei, welches die Christen nicht verbrennt, und an welchem doch so Viele Anstoß nehmen. Djanam sagt (S. 336.) darüber sehr wahr: „Diese Wiederholung derselben Bilder (ce retour des mêmes figures) unter den verschiedensten Combinationen verdroß unsere Vorfahren nicht, wie uns, denn ihre Einsicht, consequenter als die unsere, ließ nicht ab, das, was immer dauern sollte, auch immer zu denken.“

## Erzählungen. Von G. G. v. Schubert. Erlangen, 1840.

(Schluß.)

Was so von dem Einzelnen gilt, gilt auch von der ganzen Anlage des Buches. Es liegt ihr ein bestimmter Plan, eine in sich geschlossene Tendenz zum Grunde, die wir etwa dahin angeben möchten: wie es bei den mannichfachen Irrgängen und Finsternissen der Sünde dennoch stehen bleibt: „Er hat Wege aller Wege, an Mitteln fehlt's Ihm nicht,“ aus ihnen herauszuhelfen. Das wird an sechs Erzählungen nachgewiesen. In der „freien Herberge“ eines seltsamen blinden Ritters finden sich am Ende des vorigen Jahrhunderts einige Gäste zusammen, die in zwei Abenden über Tisch ihren Lebenslauf erzählen. Voran steht die Lebensgeschichte des Wirthes „zur freien Herberge“ selber, des Ritters Conrad, der bei einem Abhärtungsversuche seines Vaters, der ihn in zarter Kindheit der „Brüderschaft mit Sturm und Wetter“ etwas gar zu rauh aussetzte, um sein Augenlicht gekommen war. „Aber die „Brüderschaft mit Sturm und Wetter“ hatte er als Mann mit dem innerlichen Ungewitter der schweren Leiden geschlossen und sie war ihm besser bekommen, diese inwendige Regentau, als vormals der Abhärtungsversuch seines Vaters. Der Wald mit seinen Felsen und mit all seinen gefiederten Bewohnern bleibt bei Sonnenaufgang derselbe, der er in der vorhergehenden Nacht beim Mondenscheine, oder beim ersten Grauen des Morgens war, und dennoch, wie ganz anders wirkt er auf unsere lebenden Sinne. Ist er doch jetzt, wenn das Sonnenlicht in seine grünen Zweige fällt und von allen Seiten her der vorher stumme Gesang der Vögel, wie das Summen der Bienen laut wird, selber erst recht zum Leben gekommen und der Wanderer, den sein Weg vorbeiführt, der athmet mit Lust die stärkende Lebensluft ein, welche der mächtige Lichtstrahl aus den frischen Blättern hervorrust. So war auch der Seele unseres blinden Ritters mitten in ihrer äußerlichen Nacht ein inneres Licht aufgegangen, das ihr ein Leben von ganz neuer, fruchtbarer Art gab; ein Gut, welches ihr freilich aus vielen Schmerzen geboren wurde.“

Sodann erzählt ein ehrlicher Bürgersmann seinen Lebenslauf, wie er von früh auf durch das Gelüst nach Geld und Gut von Versuchungen angefochten und immer wieder daraus errettet und darin bewahrt wird. Eine Erzählung, schlicht und gesund, wie etwa folgende Bemerkungen des Meister Pähler selber: „Ich glaube immer, ich habe in der damaligen Nacht, so wie späterhin noch mannichmal in meinem Leben es erfahren, daß der Mensch ein doppeltes Gesetz in sich habe, das eine in seinem Fleische, das ihn hinabreißt zur Sünde, das andere in seinem Geiste, das ihn hinaufziehen will zu Gottes Geboten. Die beiden sind mit einander im Streit, und wenn wir mit dem Gesetze im Fleische hingehen wollen zur Sünde und zum Laster, da züchtigt uns das Gesetz im Geiste bei Tag und bei Nacht, bis wir entweder auf seine Stimme hören, oder bis wir uns so tief in die Sünde hineinstürzen, daß wir ganz taube Ohren kriegen.“ — „Wenn ich manchmal in freien Stunden und bei Nacht im

Bette, wenn ich nicht mehr schlafen konnte, die vielen Ausgaben, in die ich mich stecken sollte, berechnete, und dagegen die Einnahmen so klein erfand, daß ihre Wagschale hoch in die Luft schnellte, da legte ich in diese leichte Schale den Spruch hinein: Befehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; Er wird's wohl machen; und die Wage kam dann wieder in's Gleichgewicht und stund ruhig."

Die dritte Erzählung stellt die Versuchungen eines „vom Abel“ dar, der sich durch den Hochmuth zu lauter hohen Dingen hinaufreißten ließ und dem Abgott der falschen schnöden Ehre opferte. „Es war das innere, verzehrende Feuer meines Ehrgeizes, was, wie ein tief verborgener Heerd die Gewächse, die über ihm stehen, alle meine Kräfte so anspannte und bewegte, daß ich fast flog, während die Anderen ruhig gingen.“ — „Diese Triebfeder hatte nur eine zu gefährliche Macht über mein Herz; ich ließ mich ganz von ihr beherrschen und bewegen. Vor allen, und fast ausschließlich nur durch sie, gelang es mir, mich in dem ganzen Gebiete des Unterrichts so emporzuarbeiten, daß man von allen Seiten Gift und immer wieder Gift, das heißt Lob und immer nur Lob, auf mich häufte. Siedurch lebte mein vormaliger Hochmuth schon in sehr merklichem Maße wieder in mir auf und mit ihm jene Empfindlichkeit, die nichts sich will sagen lassen, nichts duldet, nichts verträgt; jener starrsinnige Eigensinn, der vor Nichts sich beugt.“ — „Mitten auf dem Grunde einer Gesinnung, die mich gegen Alles todtencalt ließ, außer gegen meinen Abgott: die Ehre, hatte ich mir eine Art von sogenannten Lebensphilosophie erbaut, nach welcher mir alles Thun und Treiben der Menschen nicht wie auf innerer Wahrheit ruhend, sondern wie das künstliche Spiel auf einem Theater vorkam, wo Jeder die Rolle, die er sich wählte, oder die ihm seine Gesellschaft aufgetragen hat, so meisterhaft als möglich spielen muß. Der, welcher die Rolle des Bösewichts, des Mörders, des Gewalthabers übernahm, muß dahin trachten, daß er diese vor den Augen des Publikums auf's Vollkommenste darstelle; der als harmloser Privatmann Hingefestete muß dieses nach allen Forderungen zu seyn suchen. So, meinte ich, sey mir die Rolle des Kriegers aufgetragen, der des fremden Menschenlebens so wenig achten darf, als des eigenen.“ Nach dem tiefen Falle in einem an dem Freunde im Duell begangenen Morde und nach schweren Prüfungen kommt er zur Selbsterkenntniß und zur Bekehrung. „Es ist eine besondere Kraft in dem offenen, unverstellten Bekennen; das Bild unseres eigenen Wesens wird uns, wenn wir es wie mit einer anderen Sehkraft anblicken, klarer und festbestimmter. Das offene Bekennen ist der erste Schritt zum Sieg über unseren Hochmuth, der erste Schritt zum Friedenshaue der Demuth."

Die vierte Erzählung ist der Lebenslauf eines jungen Arztes. Seine Versuchung ist Zweifel und Unglauben. „Bei all seinen Kenntnissen der großen Maschine der Welt, so nannte er die sichtbare Natur," erzählt er von seinem Verführer auf der Universität, „war er ein Zweifler an dem Daseyn und der fortwährenden Wirksamkeit der geistigen Triebfeder geworden, welche das große, wohlgeordnete Ganze gestaltet und bewegt." Die

seltsamsten Führungen Gottes überführen ihn praktisch von seinem Irrthume. Dies ist die am meisten romanhafteste Erzählung. Doch ist sie vielleicht absichtlich um ihres besonderen Charakters willen von dem Verf. so gehalten und wir wollen sie lieber mit dem guten Ritter Conrad ein „ergöglichtes Panoramabild“ nennen. Von dem Aberglauben, dem Bruder des Unglaubens, und zwar speciell von jenen Irrlichtern der natürlichen Magie und des Magnetismus, heißt es unter Anderem: „wenn man sich an einem dunkeln Orte das Haar kämmt, dann fahren Funken heraus und das Haupt steht wie in Flammen; es gibt Menschen, an denen ein phosphorisches Leuchten merklich wird, wenn man sie nur mit der Hand über die Haut streicht. Wenn einmal der Leib todt seyn wird und es tritt die Fäulniß ein, dann bricht die lang verhaltene Flamme des Phlogistons unheimlich hervor; dann leuchtet das faule Fleisch oder faule Holz so deutlich, daß alle Welt es sieht. Was soll mir dieser Schimmer der Verwesung, der freilich die Neugier aller bei Nacht vorüber Gehenden anzieht, da ich die helle Kerze oder gar das Tageslicht habe. Er kann nur solche Vögel anlocken, die nicht im Lichte des wahren Erkennens, sondern in der Finsterniß wandeln und wenn auch wirklich mein Körper oder der Körper eines meiner Bekannten die Eigenschaft hätte, das phosphorische Wesen bei jeder Berührung auszustrahlen, so würde ich mich nicht bei langer Betrachtung desselben aufhalten; die mag einmal künftig der Todtengräber anstellen. — Schon die Weisheit der Alten spricht sehr bedeutungsvoll und richtig: nur das Erkennen, das jedem nach Wahrheit verlangenden Menschengesitt zugänglich ist, ist das sichere und wahre; was nur Wenigen — ist unsicher, was nur Einem, ist der Falschheit verdächtig. In der Wissenschaft wie im Leben ist der einfältigste, geräuschloseste Weg der beste, so wie unter allen Wundern das alltäglichste zugleich das größte, freilich auch dabei dem bloß äußerlichen Auge verborgenste ist."

Die folgende Erzählung schildert eine Seele, die zwar in früher Jugend schon den rechten Grund gefunden hat, später aber in den Sumpf des geistlichen Hochmuthes der angelich weiter geförderten Christen geräth. „Die meisten anderen Menschen schienen mir auf einem Irrwege, darum mußte ich selber auf einen gerathen; das gewöhnliche, einfache, gesund ernährnde Brodt des Lebens genügte meinem Gaumen nicht mehr, ich suchte eine andere Speise, die meinen Geschmack reizte und vergnügte, und ergriff ein Gift.“ — „Wenn der Mensch bis in seine innerste Tiefe einmal und vielleicht öfters von der Sturmesgewalt eines geistigen Bewegens erschüttert und aufgeregt ist, dann hat er, denn er ist ein sich selbst bewegendes Wesen, eine Macht seiner inneren Natur über die äußere empfangen, welche er vorher nicht besaß. Er kann aus eigenem Willen die äußeren Gehebrden des Bewegens nachahmen, welches vorher ihn ergriffen, und eine solche aus dem Menschenwillen kommende Bewegung erscheint wohl gewaltfamer, wirkt noch erschütternder als jenes sanfte, stille Säuseln, das der Geist von oben weckt. Ein solcher Mensch, wenn er aus eigener Macht die Gehebrden des Lebens nachahmt, das er vorher an sich selber erfahren, geräth



alsbald in Versuchung, die eigene Kraft für die göttliche zu halten: in die Gefahr der Selbstvergötterung, und je mehr dieser Wahn in ihm zunimmt, desto mehr verläßt ihn die obere Kraft, welche ihm Leben gab. — In der That, diese Abgötterei mit ihrem fanatischen Taumelkeld hat etwas Berausches und Ansteckendes für die Menschenseelen; schon das kräftige Selbstvertrauen, es mag nun von wohlbegründeter oder irriger Art seyn, erwirbt sich das Zutrauen und den Beifall der Anderen; die Selbstvergötterung reißt Andere in dieselbe Anbetung hinein, welche eine armselige Creatur nicht Gott, sondern sich selber erweist.“ So in eine Welt dämonischer Wunder und mannigfacher Gräuel hineingezogen, „welche in gesunden Seelen nur Entsetzen, in kranken aber eine Theilnahme der Raserei erzeugen,“ gehen ihm endlich die Augen auf. „Die Lust zu dem Besessenen der geistlichen Höhen ist mir seitdem vergangen; ich habe mich lieber zu dem sicheren Wege des einsältigen Aufmerksens auf das Allen gegebene Wort gehalten, auch wenn dieser Weg in den Augen der Menschenweisheit ein gering geachteter war. Ich habe unter und nächst der göttlichen selbst die menschliche Ordnung mehr denn jemals vorher achten und ehren gelernt und Alles das ist mir verdächtig geworden, was gegen diese Ordnung sich erhebt. Den Gefühlen meiner Seele, auch den anscheinend höchsten und frömmsten, traute ich nicht, ehe sie in einem gewissen Maße zu einer That geworden, denn ich hielt es auch hier mit dem Sprüchwort: bete und arbeite, arbeite und bete. Doch bei all diesen innerlichen wie äußerlichen Arbeiten ist mir's geschehen, daß ich von Jahr zu Jahr in meinen eigenen Augen immer geringer geworden bin, Der aber, der von meiner Jugend an mir half und noch jetzt, da ich grau bin, mich nicht verläßt, immer größer.“

Und dennoch hatte er einen ganz ungerathenen Sohn, der zu einem völlig verlorenen Sohne wird und zuletzt seinen Lebenslauf erzählt, wie er in der lächerlichen Genialität eines Künstlers in die größten Tiefen des Lasters versinkt. „Es geschieht nur zu häufig, daß grade die Söhne der frömmsten Eltern in die größten Ausartungen verfallen; daß die Gottseligkeit die Gottlosigkeit zu ihrer Erbin hat. Ich meine aber, aus eigener Erfahrung, dieses ist so zu erklären: in einsältig, kindlich frommen Seelen spricht die Stimme des Gewissens, wie mit einer Sprache der Zeichen und Thaten, zunächst zum Herzen: bei Anderen, denen die aufgehende Sonne des Lebens stärker auf das Haupt als auf die Brust geschienen, so daß die Erkenntniß dem Thun in der Entfaltung vorausging, redet jene Stimme in einer Sprache mehr der Worte als der Thaten zum erkennenden Geiste. Dieser, der Geist, hat die Freiheit, das, was seiner Art ist, anzunehmen oder von sich zu weisen; das Gefühl des Herzens muß sich, wie die Blume, ohne Gegenwehr dem Sonnenstrahle öffnen. Wenn bei jenen erkenntnißreicherer Seelen die Wortsprache schweigt, oder wenn sich vielmehr das Ohr von ihrer

Stimme hinweggewendet hat, so daß es dieselbe nicht mehr vernimmt, dann ist ein solcher zu so reichem Besizthum geborener Mensch ganz verlassen, denn die Natursprache des einsältigen Gefühles hat er nicht geübt und ihrer in seiner Stellung auch nicht bedurft. Ja, je höher der Hinabfallende stund, desto furchtbarer zerschmettert ihn der Sturz; das Auge dessen, der unmittelbar aus dem Genuß des hellen Tageslichtes sich hineinbegiebt in's Dunkle, ist für die Füße ein leicht gefährdender Führer, denn es bemerkt die Abgründe zu beiden Seiten nicht; der aber, welcher drinnen bei dem dämmernden Tagesscheine arbeitete und noch nicht an das helle Licht kam, der sieht die Gefahren.“ Nachdem er tief und lebendig erfahren hat, was Tod und Verderben sey, erbarmt sich die Gnade seiner und errettet ihn. „Ich lebe nun in großem inneren Frieden; doch habe ich gelernt, daß wir die Waffen des Glaubens nicht ablegen dürfen, bis man uns den Sterbekittel anlegt. Der alte natürliche Stamm, aus dem die bitteren Früchte der Neue erwachsen, steht noch in mir, obwohl eine Hand der Gnade in den Stunden meiner Schmerzen den Stamm zerspalten und ein Pfropfreis hineingesetzt hat, aus welchem die süßen Früchte einer Hoffnung hervorkamen, welche niemals zu Schanden werden läßt.“

Aus dem Mitgetheilten wird zur Genüge erhellen, wof man sich zu dem Buche zu versehen hat. Der Verf. wünscht ihm endlich Leser, denen es dasselbe gewähren möchte, was es ihm gewährt hat, „ein nicht mißfälliges Ausruhen für weiterstrebendes Thun und Wirken.“ Und die wird es finden. Wir möchten die Klasse der Leser noch etwas bestimmter bezeichnen. Wir wünschten es besonders in den Händen junger Leute gebildeten Standes zu sehen, gleichviel ob bestimmt christlicher oder weltlicher Bildung. Ja für Leser letzterer Art möchte es ganz besonders zu empfehlen seyn, da es nicht allein den Ansprüchen genügt, welche Kunst und Geschmaç machen, sondern auch, ohne schlechten Synkretismus, jene Sprödigkeit in Worten und Sachen einer determinirt christlichen Tendenz vermieden hat, durch welche ein weltförmiges Gemüth sich nur zu leicht zurückstoßen läßt. \*)

\*) Dem Herausgeber scheint obige Bestimmung des Kreises der Leser eine zu enge zu seyn. Es dürfte wenige Bücher geben, die so sehr wie dieses die verschiedensten Klassen der Leser ansprechen, so sehr für Alte und Junge, Gelehrte und Ungelehrte, Feststehende im Glauben und Schwankende geeignet sind, wie grade dieses, welches dem Herausg. als die trefflichste Leistung Schubert's auf diesem Gebiete erscheint. Ganz besonders eignet sich dies Buch für Alle, das wir nicht angelegentlich genug empfehlen können, zum Vorlesen in verschiedenartig zusammengesetzten Familienkreisen, und gewiß wird es dazu um so mehr benutzt werden, je fühlbarer der Mangel grade an solchen Schriften ist. Diese Anmerkung beizufügen erschien auf der einen Seite als Schuld der Dankbarkeit gegen den Verfasser, auf der anderen als Pflicht gegen unser Leser.

Anmerk. des Herausg.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 28. August.

N<sup>o</sup> 69.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Fortsetzung.)

Der Weg zu diesem Leben ist der Tod: das Sterben — *transumanare* — trägt uns wie im Traume hinüber. Das ist der Lebensmoment, dem der Dichter entgegensieht, den er in der Poesie anticipirt, an dem er mitten im Leben — *nel mezzo del camin di nostra vita* — zum Voraus — sterben lernt. Das Sterben schildert er auch anderwärts, namentlich im Gastmahl IV. 23., auf das Lieblichste. Das Sterben ist das Ziel und der Gipfel dieses Lebens, der höchste Berg auf der ganzen Pilgerreise, das Feuer, in welchem die Seele noch zuletzt geprüft und geläutert wird, wie im Schmelztiegel das Gold. Das Sterben ist das eigentliche Purgatorium. Das Purgatorium ist der letzte Berg, den die Seele in und nach dem Tode zu ersteigen hat. Es ist der Ausgang aus diesem Leben: unserem Dichter ist es zugleich nach der Vorstellung seiner Kirche der Eingang zu jenem Leben, wozu auch der Ausgang aus diesem, nämlich das Sterben und der darauf folgende Tod gehört. So ist Aus- und Eingang ein Purgatorium, in welchem sich das tägliche Absterben des alten Menschen, welches die Aufgabe des Lebens ist, selig vollendet.

Darüber wollen wir noch zuletzt die *divina Commedia* hören. In dem 25ten Gesange des Purgatoriums sehen wir, wie der Mensch nach Leib und Seele geboren, nach dem Geiste von Gott unmittelbar geschaffen wird und zum Bewußtseyn kommt: er lebt, empfindet, denkt. Diese drei sind in dem Menschen Eins: so sind auch diese zwei, Göttliches und Menschliches, in ihm Eins. — So lebt und lebt und denkt der Mensch hienieden. Und wenn dann für dieses Leben der Lachseisfadens zu Ende geht, \*) da löst sich von dem Leibe die Seele sammt dem Geiste, das Leben sammt dem Bewußtseyn, mit dem Göttlichen auch das Menschliche, denn es ist für ewig verbunden durch den Schöpfungsakt Gottes:

Purg. XXV. 78 — 80.

da schwinden zunächst alle Leibeskräfte, die Sinne: da geschieht es, wie der Prediger Salomo predigt (12, 2 f.), daß die Hüter des Hauses erzittern, die starken Säulen sich krümmen, die Fenster finster werden, \*\*) die Thüren des Mundes sich schließen,

\*) Warum der Mensch nicht überkleidet, sondern entkleidet wird, — und warum er doch nicht entkleidet bleibt, — das ist anderwärts gesagt. Hier wird gelehrt, wie der abgerissene Lebensfaden (Jes. 38, 12.) sich dennoch wieder an- und fortspinnet bis zur Verklärung und Auferstehung des Leibes.

\*\*) Auch Dante nennt anderwärts den Leib das Haus (*edifizio*),

die Töchter des Gesanges sich bücken, und die hüpfende Heuschrecke beladen wird: da folgen auf Regen Wolken; Sonne und Licht, Mond und Sterne werden dunkel, bis — der silberne Strick des Lebensfadens wegfällt, und die goldene Quelle des Odems verläuft, da das Herz bricht und der Blutumlauf stockt, der Eimer am Born zerleckt, und das Rad lahm wird am Born. Der Staub wird wieder zur Erde, wie er gewesen ist, aber der Geist kommt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat, in sein ewiges Haus. Das Leibesleben verstummt, aber die Geisteskräfte werden desto freier.

Purg. XXV. 83. 84.

Und unverweilt gelangt nun schwebend, sinkend das Unsterbliche, Menschliches und Göttliches vereint, auf wunderbare Weise, — denn Gott thut's — an eine Stätte, wo es seine weiteren Wege erfährt. Hier strahlt dann die innere Lebenskraft, die aus dem Leibe in sich zurückgekehrte Seele des Geistes, neu hervor: das Innere kommt aus ihm selbst zu neuen Organen. „Und wie die Luft, wenn sie des Regens voll ist, durch einen Strahl außer ihr, der in ihr sich spiegelt, von verschiedensten Farben durchdrungen erglänzt, so ordnet sich auch hier alsbald die den Ankömmling umgebende Luft in diejenige Form, welche ihr die Seele des Geistes, die auf ihr Inneres zusammengezogen war, nach ihrer Kraft einprägt: und dann folgt flugs dem Geiste sein neues Werk, wie die Flamme dem Feuer folgt, wohin sich dieses wendet.“ \*) So erhält der Geist seine neue Gestalt, die wir Schatten nennen: und nun entwickelt sich wieder jeder Sinn, der abgestorben war, zu neuer Erscheinung, zu sehen, aber nicht zu greifen.

Purg. XXV. 85 — 102.

Nun ist der Mund voll Lachens, und die Zunge voll Ruhmens.\*\*)

Ebdas. 103.

Es ist nicht zu übersehen, daß der sterbenslustige Dichter für die Nachtseite des Sterbens, für die Vorboten des Todes, für alle Schmerzen und Kämpfe der Stunden, die uns nicht gefallen, welche der Prediger Salomo so unübertrefflich beschreibt, in drittheilb Zeilen Raum genug findet, um die Abnahme des Lebensfadens (B. 79.), die Trennung der Seele vom Leibe (B. 80.) und das Verstummen der Leibeskräfte (B. 82.) auszudrücken. So überstrahlt die helle Tagesseite des Überganges das Grauen der Nacht, vor der wir erzittern. Nach dieser Lichtseite ist er desto redseliger und bilderreicher, er wird es

in welchem die Seele wohnt, die Seele die donna des Hauses, Augen und Mund die beiden Balkone, wo sich die Bewohnerin des Hauses, wiewohl nicht ohne Schleier, öfters sehen läßt. Convit. III. 8.

\*) Offenb. 14, 13. \*\*) Ps. 126, 2.



immer mehr: der Kampf geht vorüber, darum wird er so kurz abgefertigt: der Sieg bleibt, ihm ist das ganze Lied gewidmet, anzuzeigen, daß das Leiden dieser Zeit nicht in Anschlag kommt gegen die Herrlichkeit, die an uns offenbaret werden soll.

Nachdem nun die Seele wieder zu sich selbst gekommen, und sich wieder aus sich selbst gebildet hat, erkennt sie ihren weiteren Weg: es ist ein Übergang von der Erde zum Läuterungsberg, ein Ort, wo alle Seelen, die gerettet sind, sich zur Überfahrt versammeln, ein Mittelpunkt noch hienieden für alle Gläubigen zu weiterer Wanderung in der Gemeinschaft, zu welcher die Christen berufen sind. Rom ist der Mittelpunkt der Christenheit: am Strande der Tiber nächst dem Meere nimmt der Todesengel alle Seelen an, welche, der Welt müde, nach der Überfahrt verlangen. Purg. II. 100 — 105. \*)

Schon der scheidenden Seele steht ein Engel zur Seite, Purg. V. 100 — 108.

ein Engel gibt der ausziehenden das Geleite.

Purg. II. 29. 95.

Der Auszug aus diesem Leben ist der Auszug der Kinder Israel aus Aegyptenland, aus dem fremden Lande, aus dem Lande der Dienstbarkeit: die ausziehenden Seelen singen zusammen den 113ten Psalm.

Purg. II. 46.

Schon wird manches Wiedersehen gefeiert.

Purg. II. 76 f.

Über die großen Wasser hatte ein Engel den Nachen geleitet: seine Flügel sind die glänzenden Ruder:

Purg. II. 13 — 51.

aber noch ist ein Berg zu übersteigen: doch der Weg hinauf wird mit jedem Schritte leichter;

Purg. IV. 88 — 90.

\*) Casella, Dante's Freund, trifft nach seinem Tode mit dem noch im Erdenleibe wallenden Pilger an der Küste des Purgatoriums zusammen; er erzählt, daß ihm die Überfahrt über das Weltmeer zum Läuterungsberge mehrmals verweigert worden sey: es fragt sich, ob damit gesagt sey, daß seine Bitte um den Tod mehrmals versagt, oder ob ihm auch nach dem Tode die schnellere Überkunft nicht gestattet worden sey. Philatethes nimmt aus gewichtigen Gründen in Folge des ganzen Zusammenhangs für die letztere Erklärung. Wir möchten mit einer Ansicht die andere nicht aufschließen. Übrigens findet auch Philatethes in Dante's Theorie von der Wanderung der Seele nach dem Tode die Vorstellung, daß zuvörderst alle Seelen, wenn sie aus dem Leibe scheiden, an Einem Orte auf der Erde zu ihrer weiteren Überfahrt zusammenkommen. Dies ist jenseits das erste Zeichen der Gemeinschaft aller Christen. Für Dante konnte aber dieser Versammlungsort kein anderer seyn, als der Mittelpunkt der Kirche, Rom. Den zweiten Sammelplatz zu weiterer Überkunft werden wir sogleich auch kennen lernen. — Wie jeder Mensch Eine Synole und Diastole des Lebens, nämlich Ein Herz hat, wo der Blutumlauf zusammenkommt und wieder ausströmt, so hat auch die Menschheit, als Ein Ganzes, ein Herz, ein Centrum, wo alle Herzen, die hienieden ausge schlagen, zu neuem Leben zusammenkommen, um von da aus auf Einem Wege wie in Einem Glauben, gemeinschaftlich weiter zu wallen. Keine Seele zieht allein zum Herrn, keine zieht ihren Weg einsam.

von Stufe zu Stufe fällt eine Sündennarbe des vergangenen Lebens mehr ab, ein Sündenzeichen, P, nach dem anderen fällt wie Schweißtropfen von der Stirne,

Purg. IX. 112 — 114., XII. 115 — 123., XV. 79 — 81., XXV. 138. 139., XXIX. 3.

eine Gnadenhand hebt, wie im Traume, ohne eigenes Zuthun über die schwierigsten Klippen,

Purg. IX. 19 f.

Engel schweben hernieder, zu helfen und zu leiten,

Purg. XII. 78 f., XV. 28 — 30.

ein Wiedersehen folgt dem anderen.

Purg. IV. 115 f., VI. 75.

Alle Seligkeiten der Bergpredigt strömen nach der Reihe über die von dem Tode befreite Seele, von der seligen Armuth an, die klein macht, bis zu dem Frieden, welchen die irdische Welt nicht geben konnte.

Purg. XII. 110., XV. 38., XVII. 68. 69., XIX. 50., XXII.

5. 6., XXIV. 151 — 154., XXVII. 8., XXIX. 3.

Die Auffahrt zum Himmel kommt immer näher und näher: es kommt nur noch auf einen Zwischenraum an, auf einen Übergang. Den Übergang von der Erde zum Purgatorium bildet der Ausfluß der Tiber: den Übergang von dem Purgatorium zum himmlischen Paradies bildet das irdische, welches der Schöpfer in seiner Gnade dem Menschen zum Angelde auf jenes gegeben hatte, welches er aus liebender Fürsorge, um die Menschen aller Störungen, aller Anfechtungen zu überheben, über die von dem Falle Satans verwüstete Erde und ihren Dunstkreis so weit erhoben hatte, daß der Garten Eden von den irdischen Ausdünstungen und Stürmen nicht berührt werden konnte. Dennoch hat der Mensch durch eigene Schuld dieses wohlgeborgene Eiland verloren:

Purg. XXVIII. 97 — 102.

Aber das verlorene Paradies ist wiedergewonnen durch Christum: jenseits des Grabes gelangt die erlöste Seele, ehe sie zum Himmel aufsteigt, erst wieder an die Wiege ihres Geschlechts, \*) aus Aegypten und Babylon nach Kanaan. Hier ist der Versammlungsort aller hinüber und hinauf wallenden Seelen.

Hier erfreut sich das Herz erst noch der neuen Erde, ehe es zum neuen Himmel aufsteigt. Hier wehet süße, milde Luft, ohne Wind: hier singen auf allen Zweigen lustige Vögelin unter Begleitung des sanften Säuselns in allen Blättern des Waldes: hier sprießen Blumen ohne Samen: ein süßer Wohlgeruch erfüllt die Luft mit frischem Blüthenduft:

Purg. XXVII. 133 — 135., XXVIII. 1 — 36. 98 — 148.

hier herrscht ein ewiger Frühling, Qui primavera sempre, wovon unser schönster Maitag nur ein schwacher Vorbote, ein getrüübter Nest ist, wovon der heidnische Mythos vom Paradies nur eine dunkle Ahnung, nur einen flüchtigen Traum ent-

\*) Djanam (S. 327.) sagt sehr schön: es ist auch psychologisch merkwürdig: Les souvenirs du herceau se mêlent à ceux de la tombe. „In die Grabesgedanken schlingen sich die dunkeln Erinnerungen an die Wiege.“

hält. \*) Hier fließen klare Wasser, gegen welche unsere heilsamen Erdenbächlein dunkel sind. Ein Bach nimmt das Gedächtniß der vergebenen Sünden: er heißt Lethæ: es ist das Wasser des Sakraments; ein anderer Bach gibt neue Kraft zu allem Guten: er heißt Eunoe: es ist der Geist des Sakramentes. Aus Wasser und Geist wird der Mensch wiedergeboren.

Purg. XXVIII. 128. 129.

Hier fühlt man erst recht, was Eva's Vermeßtheit uns allen verscherzt hat.

Purg. XXIX. 23. 24.

Hier begegnet der wallenden Seele wiederum eine Botin Gottes zum weiteren Geleite, singend und Blumen pflückend. Hier ist jeder Odem ein Psalter. Hier spricht man erst recht mit David's Psalm 92, 5. „Herr, du lässest mich fröhlich singen von deinen Werken, und ich rühme die Geschäfte deiner Hände.“

Purg. XXVIII. 80.

Hier ist Gottes Schöpfung, Gottes Eigenthum rein und unversehrt. Bald — bald kommt im Gefolge vieler Seligen noch eine Seele hernieder; es ist die, die dem neuen Ankömmling vom Anfang an am nächsten gestanden, die ihn schon auf Erden zu einem neuen Leben erweckt, die ihm seit ihrem Heimgange nur noch näher im Geiste gewesen ist, und nun — nun selbst — persönlich naht,

Purg. XXX. 28 — 42. u. f. w.

den zehnjährigen Durst zu stillen:

Purg. XXXII. 1 — 3.

es ist Beatrice selbst, Beatrice, bei deren Namen der Pilger — auch durch's Feuer gelaufen war.

Purg. XXVII. 34 — 54.

Noch eine zweischneidig scharf strafende Erinnerung an alle früheren Sünden, —

Purg. XXX. 55 f., XXXI. 1 f.

dann folgt das Bad in beiden Bächen,

Purg. XXXI. 95., XXXIII. 127.

welches den Geist neu stärkt und vorbereitet zur Auffahrt in die Sterne.

Purg. XXXIII. 142 — 145.

Jetzt ist der englische Schmetterling vollendet; der Mensch war der Wurm, bestimmt, ihn auszutragen: der Wurm wurde im Tode zur Puppe: jetzt flattert der Falter ohne Schirm und unversehrt der ewigen Gerechtigkeit entgegen. Prg. X. 124—126.

So träumte der katholische Dichter den Weg der Seele from this world to that which is to come. Es ist merkwürdig, wie Bunyan's evangelische Schilderung seines Traumes damit übereinstimmt. \*\*)

\*) Der Dichter findet überall in der Griechischen und Römischen Mythologie verdunkelte Transpirationen der geoffenbarten Wahrheit, entstellte Spuren und Fingerzeige, deren Enthüllung hier den enttäuschten Dichtern der Heldenwelt ein Lächeln abgewinnt.

\*\*) So unwürdevoll ist die Beschäftigung mit den jenseitigen Zuküften, daß sie auch in den verschiedenartigsten, und doch wesentlich übereinstimmenden Visionen durch die christliche Zeit bis auf die neuesten Tage hindurchläuft, und in Schatten auch die vorchristliche Welt

Was Bunyan in Traumgesichten von der Pilgerschaft anderer Mitpilger erkennt, das erfährt Dante in seinem Traume an ihm selbst. Wie namentlich im Purgatorium der Waller von Stufe zu Stufe, von Kreis zu Kreis mehr Erleichterung fühlt, indem ein Sündenmakel, ein P nach dem anderen von der Stirne weicht, so lösete sich auch mitten auf der Wanderschaft, als er eben vor dem Kreuze steht, Christian's schwere Bürde von seinen Schultern, und fiel von seinem Rücken ab, und wurde verschlungen, daß man sie hinfort nicht mehr sah. —

Auch Bunyan sah im Traume noch jenseits des Todes einen hohen Berg, auf dem die Stadt Gottes lag: a mighty hill: er erkannte darin die letzte Schwierigkeit, difficulty. Aber es kommt auch hierzu, wie in Dante's Traume (Purg. IX. 19 f.), den Pilgern die Hüfte von oben, to lead them up by the arms. Und wie nach Dante dem Purgatorium des Absterbens und dem Tode selbst ein irdisches liebliches Paradies folgt, so geht in Bunyan's Traume eine solche Dase der Erquickung, ein solches Stillleben der Besinnung noch diesseits der letzten Stunde voraus: es ist ein Ort der Ruhe und Erholung nach allen Gefahren und Anfechtungen des Lebens, und vor dem Heimgange: das Land Beulah (Jes. 42, 3—12., S. L. 2, 10—12.), wo sanfte Lust säthelt, die Vögel ohne Aufhören singen, die Blumen von selbst hervorpriessen, und die Stimme der Turteltaube gehört wird, wo Tag und Nacht die Sonne scheint, wo der Bund zwischen Bräutigam und Braut erneuert wird. Es ist der Königs Lustgarten und sein Eigenthum.

Wer möchte sich nicht, zur letzten Sammlung, eine solche Friedensstätte, eine solche Pause zwischen Leben und Sterben, ein solches Beulah vor dem Tode wünschen, wie es Bunyan im Traume sah? wie es Dante im Gastmale IV. 28. dem Greisenalter zuschreibt? Wer möchte sich nicht auch eine solche sabbathliche Stärkung und Erquickung vor dem Eingange in die ewige Seligkeit wünschen, wie es Dante im Traume der göttlichen Komödie selbst empfand? \*)

berührt. Es würde ein ergiebiges Studium seyn, den hauptsächlichsten Spuren solcher Visionen vor und nach Dante nachzugehen. Zu den Visionen vor Dante hat Djanan einen verdienstlichen Beitrag geliefert. S. 325—355. — Wir möchten hier nur noch an Heinrich Sufo's Bächlein von den neun Jelsen erinnern: aber wir müssen auch die Mahnung hinzufügen, die uns selbst zuerst trifft, die Mahnung, daß diese Beschäftigung mit dem Sterben und mit dem Jenseits in diesem Leben, welches zur Arbeit bestimmt ist, nicht zu einem müßigen und für den uns verordneten täglichen Kampf erschlaffenden Spiele der Phantasie werden darf. Es hat alles seine Zeit: Tag und Nacht, Werktag und Sonntag, Arbeit und Gebet: so predigt auch Dante.

\*) Es ist wohl zu merken, daß auch in der Vision, welche der Mönch Albericus in dem Kloster Monte Cassino als Knabe im Traume gehabt, und ein Abt des Klosters später, aber noch im zwölften Jahrhundert, hat aufzeichnen lassen, der Pilger nach vielen Mühen und Drangsalen zu einem Orte der Ruhe gelangt, wo er Erholung und Erquickung findet, ehe er in das Paradies selbst eingeht. In campum transit amoenissimum — ipse vero campus splendidus-suavis et decorus — plenus est enim omni iocunditate, et odoramentorum omnium redolet fragrantia — in hujus medio Paradisus u. f. w.



Solche Stätten und Stunden der Rast und der Erholung feierten Christian und sein Gefährte und seine Nachfolger schon früher von Zeit zu Zeit, namentlich an den lachenden Ufern am Strome des Lebens mit ihren fruchtbaren Bäumen, auf den erquicklichen Wiesenmatten, the pleasant meadow, welche von den verführerischen Wiesen, by path-meadow, wohl zu unterscheiden sind, dann auf den delectable mountains bei den Schäfern, wie die Kinder Israel in der Wüste zu Elim Lagerstätten mit zwölf Wasserbrunnen und siebzig Palmbäumen, und zu Naphidim Felsquellen fanden: solche Erholung wird auch dem Wanderer im Purgatorium, so oft die Nacht zurückkehrt; die Seelen ziehen gemeinsam in Caravanen, und finden zur Abendzeit eine Ruhestätte: bald in einer Grotte, deren Decke von den kostbarsten Farben wiederstrahlt, deren Boden ein Blumenteppeich ist, bald in einem geborgenen, befriedigten Winkel, von Hirten rechts und links bewacht.

Purg. VII. 70 f., XVIII. 139 f., XXVII. 70 f.

Gleich am Fuße des Purgatoriums war der Pilger von dem Reiseschmutze gereinigt und gewaschen worden:

Purg. I. 124 — 136.

so werden auch Christiane und ihre Gefährten von der damsel Innocent in ein Bad gebracht, um sie zu reinigen, from the soil which they have gathered by travelling.

Endlich aber, da hienieden die letzte Ruhe in dem Lustgarten des Herrn zum Vorgenuß der zukünftigen Freude genossen ist, endlich werden die Leibeskräfte matt, die Potenzen des natürlichen Lebens erschaffen: wie in Dante's Traum (Prg. XXV. 82.), so bei Bunyan, wo dem Tode die Botschaft desselben vorausgeht mit lebhafter und wiederholter Erinnerung an die Schilderung des herannahenden Todes im Prediger Salomo, 12. I have broken thy golden bowl, and loosed thy silver cord: those that look out of the windows shall be darkened.

Wie nach Dante dem Tode zwei Ströme folgen, welche die Seele reinigen und vorbereiten, so ist in Bunyan's Traume, recht evangelisch, das Sterben das Purgatorium selbst, und der Tod ist selbst der Strom, durch den die Seele von dem dies-

Man streitet sich, ob Dante von Albericus Kunde gehabt: man könnte sich auch fragen, ob Bunyan etwas von Dante's Pilgrim's progress gewußt habe. So viel ist aber gewiß, daß allen diesen Träumen das Bedürfnis des menschlichen Herzens und die Wahrheit der göttlichen Offenbarung zum Grunde liegt: das Verlangen des Herzens, „einzukommen zu seiner Ruhe,“ und die Wahrheit der Verheißung: „es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ Hebr. 4, 1. 9. — In einer noch älteren Vision, in dem Purgatorium des Patricius, gewinnt der Wanderer Dweins erst das durch die Sünde verlorene Eden wieder, als den Eingang zum Himmel. Vgl. Djanam S. 328. — „Dante,“ so fügt Djanam hinzu (S. 342.), „wird nur größer durch die Harmonie mit den christlichen Vorstellungen aller Zeiten, in welcher viele seiner Bewunderer eine Verkürzung seiner Originalität zu fürchten scheinen.“

seitigen Ufer zu dem jenseitigen gelangt, der Strom des Sterbens ist bald tiefer, als wäre kein Grund zu finden, bald hat er Grund, je nachdem der Glaube an Gott in Christo, der ein Gott der Lebendigen ist, bald schwächer bald stärker ist. So ist auch nach Dante das Purgatorium bald länger, bald kürzer, je nachdem Gebet und Fürbitte, Glaube und Hoffnung kräftiger oder matter ist. Wie nach Dante die geschiedene Seele erst durch das große Weltmeer auf leichtem, schnellen Rachen, con un vassello snelletto e leggiero, wohlgeborgen,

Purg. II. 13 — 48.

dann mitten durch Feuerflammen zum Frieden ziehet, ohne verfehrt oder verbrannt zu werden,

Purg. XXVII. 25 — 30.

so zieht in Bunyan's Traume die scheidende Seele durch Wasser, ohne verschluckt und verschlungen zu werden: beides nach dem Worte Gottes durch den Propheten Jesaias (43, 2.): „So du durch's Wasser gehst, will Ich bei dir seyn, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen; und so du in's Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden.“

Credi per certo che se dentro all' alvo

Di questa fiamma stessi ben mill' anni,

Non ti potrebbe far d'un capel calvo.

Wie nach Dante die Seele noch vor der Auferstehung und Verklärung des alten Leibes

Purg. XXX. 13 — 15., Parad. VII. 145 — 148., XIV. 43 — 60.

einen neuen ätherischen Leib und weiße Kleider bekommt, \*)

Purg. XXV. 94 — 96., XXIX. 66.

Parad. XXV. 22. 94 — 96., XXX. 128.

so werden auch in Bunyan's Traume die sterblichen Hülsen (mortal garments) am Ufer abgelegt, und bald darauf neue Kleider angezogen, weiß wie Licht (white robes), und glänzend wie Gold (raiment that shone like gold). —

Aber den Erdenleib müssen alle Adamskinder zuvor ablegen, bis zur Auferstehung: auch Johannes mußte es, von dem geschrieben steht: „dieser Jünger stirbt nicht.“ Nur Christus ging mit dem verklärten Leibe alsbald zum Vater, — und um seinet willen Die, die ihn geboren. So lehret Dante.

Parad. XXV. 124 — 129.

Der Tod wird keinem Adamskinde erspart: auch Christus mußte sterben. Alle müssen durch den Strom hindurch: es führet keine Brücke aus diesem Leben zu jenem, sondern sie müssen Alle in und durch die großen Wasser: save two, to wit, Enoch and Elijah. So lehret Bunyan.

(Schluß folgt.)

\*) Boccacio erzählt, daß Dante's Sohn Jakob im Traume seinen Vater, acht Monate nach dessen Tode, in lichtweißen Kleidern vor sich gesehen, und von ihm den Ort erfahren habe, wo die damals noch nicht bekannten Gefänge der Commedia zu finden wären.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 1. September.

N<sup>o</sup> 70.

## Bruchstücke aus Dante Alighieri's Glaubenslehre.

(Schluß.)

Und, — wie in Bunyan's Traumgesichten auch noch jenseits des Todes ganz nahe am Himmelsthore eine Kluft — in die Hölle gehet für diejenigen, welche an dem Thore abgewiesen werden, wiewohl sie Herr! Herr! gesagt haben, anzuzeigen, daß alle äußere Werkheiligkeit nicht rettet, und selbst der Glaube ohne tägliche Erneuerung vor der Gefahr nicht sicher machen darf, so gehet auch nach Dante noch manches Schifflein — nah am Hafen unter.

„Nicht allzu sicher sollen die Leute in ihrem Urtheil werden, nicht jenem gleich, der das Getreide im Felde zählt und schätzt, eh' es noch reif geworden. Denn oftmals sah ich im ganzen Winter den Dorn erst roh und wild, der dann die Rose trug auf seinem Wipfel: und oft sah ich ein Schiff gradaus und rasch durch's Meer auf seinem ganzen Wege laufen, und doch am Ende untergehen beim Einlaufen in den Hafen. Der stahl, kann sich erheben! \*) der opferte, kann fallen!“ \*\*)

Parad. XIII. 130 — 142., vgl. XIX. 106.

Es gilt zur Wallfahrt durch das Leben ein Doppeltes: jedem Pilger ist eine zwiefache Regel in seinem Reisepasse vorgezeichnet. Beide Regeln empfiehlt der Italienische Dichter, gleich dem englischen Prediger, unter den verschiedensten Bildern immer von neuem. Das Erste ist Vorsicht und thätige Wachsamkeit, daß der Pilger auf der Wanderschaft zur Ruhe nicht ruhe, noch müde und schläfrig werde, ehe es Zeit ist. Das ist der Martha-Dienst. Das Zweite ist, daß er nicht durch Laufen und Rennen die Seligkeit erjagen zu können vermeine. Lea war fruchtbar an Kindern, Martha fruchtbar an anderen guten Werken: Rahel und Maria sind es nicht so, und sind doch noch schöner und gesegneter. Der Glaube behält den Sieg: das ist das Zweite. Der Glaube ist die Einheit des Dreigestirns, das auch in der Nacht leuchtet, wenn das Viergestirn menschlicher Wirkksamkeit untergeht, und „nichts vermag, nichts helfen kann.“ Der Glaube ist das Fahrzeug, in dem wir sicher steuern: die Werke sind nur Segel, die wohl diensam sind, aber auch gefährlich werden können, wenn sie stolz und sicher machen. Darum zieh', o Seele, zieh die stolzen Segel ein, je näher du dem Hafen kommst! So lehrt Dante anderwärts. (Conv. IV. 28.)

Gleicherweise sehen wir in Bunyan's Gesichten einen Wandersmann, der viel leichter stirbt, als der Christ, und mit

großer Zuversicht am Thore der Stadt Gottes anklopft, aber keinen Einlaß erhält, sondern zur Hölle gesandt wird. Then i saw that there was a way to hell, even from the gates of heaven, as well as from the City of Destruction. —

Bunyan schließt sogar, und nicht ohne Grund, zur Warnung, sein erstes Traumgesicht mit diesem schauerhaften Ende fleischlicher Sicherheit: sein Traum reicht überhaupt nur bis an das Thor der himmlischen Stadt, aus welcher die himmlischen Heerschaaren jedem neuen Ankömmling mit Tauchzen und Frohlocken entgegenkommen:

Ecco chi crescera li nostri amori!

aus welcher der Jubel der Trommeten, Cymbeln und Pfeifen, Sang und Klang, Sonne und Wolke hervorströmt, aus welcher Kronen auf den Häuptern, Palmen in den Händen, und goldene Harfen zum Lobgesange herübertragen, ohne daß jedoch das Auge und das Ohr des Traums selbst weiter hineinreicht. Das Letzte, was im Traume vernommen wurde, war der ununterbrochene Gesang der Engel und der Seligen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr! and after that they shut up the gates, — which when I had seen I wished myself among them.

Es zeugt von der feinen Zucht einer in ihre Schranken wartend sich fügenden evangelischen Seele, wenn der Traum in die Geheimnisse der jenseitigen Herrlichkeit, die uns aufbehalten bleibt, nicht näher einzudringen wagt, sondern am Thore der himmlischen Stadt schüchtern zurücktritt. Auch Dante ist mehr als einmal von dem Glanze der zukünftigen Herrlichkeit übernommen und geblendet: es ist ihm zu wunderbar und zu hoch, sein Auge zu schwach: es erblindet sogar. Aber er läßt doch nicht ab, gleich dem Adler Christi, der in die Sonne sehen kann, immer weiter vorzudringen. Und diese Dreistigkeit müssen wir ebenfalls als evangelischen Muth bezeichnen. Je furchtsamer wir den Blick niederschlagen, desto weniger erkennen wir: je tapferer wir aushalten, desto schärfer wird das Gesicht.

Parad. XXXIII. 76 — 84.

So hat denn der Italienische Seher in die Gefilde der Seligkeit, in die Geheimnisse des himmlischen Paradieses, wiewohl mit Bescheidenheit, einen Blick mehr zu thun gewagt, als der Englische. Von dem, was er zum Voraus zu sehen gewürdigt worden ist, hat er so viel niedergeschrieben, als er ausdrücken konnte, und er war angewiesen, nichts davon, und nichts dazu zu thun.

Mehr als einmal bricht er mitten in den seligsten Gesichten in Dank und Freude aus: mehr als einmal unterbricht er seine Erzählung mit einem Jubelliede, oder — mit einem Rückblick auf das Elend der Erde.

\*) Ephes. 4, 28.    \*\*) Luc. 18, 10 — 14.



„O welch ein Rennen, welch ein Laufen auf der armen Erde, während ich, von allen diesen Eitelkeiten los gelöst, mit Beatrice im Himmel droben so glorreich aufgenommen war!“

Parad. XI. 1 — 12.

„O welch' eine reiche Erndte, gesammelt in den reichsten Schatzkammern der Apostel, die vormal's hier unten für guten Samen gute Ackerleute waren. Hier lebt man froh des Schatzes, der unter Thränen im fremden Lande Babylon erworben wird, so man sich nur des Goldes entäufert: hier triumphiret unter Gottes und Mariens hohem Sohne, des Sieges froh, sammt dem alten und dem neuen Concilium, Der, der die Schlüssel trägt zu solcher Herrlichkeit.“

Parad. XXIII. 130 — 139.

„O theure Frau,“ so ruft er noch zuletzt seiner Gehülfin zur Seligkeit, dem guten Schutengel seines Lebens und seines Traums zu, „o Frau, durch die mein Hoffen ward erweckt, die du zu meinem Heile selbst bis zur Unterwelt deine Spuren hast vringen lassen, wohl erkenne ich durch deine Güte und Macht die Gnade und die Kraft der großen Dinge, die ich gesehen habe. Du hast mich aus der Knechtschaft erhoben zur Freiheit durch alle jene Wege, durch alle jene Mittel, die dir zu Gebote standen. Bewahre mir auch ferner deine Gunst, auf daß einst meine Seele, nachdem sie durch deine Ermahnung genesen ist, dir zur Freude, von dem Leben sanft sich löse.“

Parad. XXXI. 79 — 90.

So bittet der Pilger, Angesichts der Herrlichkeit, die ihm ein seliger Traum zum Voraus offenbaret, um einen sanften, seligen Tod, welcher die Brücke zur Ewigkeit ist. Zu solcher Sterbensfreudigkeit hat ihn das Andenken an seine Beatrice erhoben, die er als seinen Schutengel in den Stürmen dieses Lebens ansieht, denn er weiß, daß sie für ihn vor Gott bittet und betet.

Aber welch' einen Blick eröffnet auch der 31ste Paradiesesgesang!

„Hier zeigte sich in der Gestalt einer weißen Rose \*) die heilige Heerschaar derer, die vormal's hier unten gestritten haben, die Kirche, die Christus in seinem Blute zu seiner Braut gemacht hat: aber die andere Heerschaar, die Schaar der Engel, welche fliegend schaut und singt die Ehre dessen, der sie mit Liebe erfüllt, und die Güte, die sie so selig macht, sie stieg, gleich einem Bienenschwarm, der einmal sich in Blumen senkt, und das andere Mal dahin zurückkehrt, wo seine Arbeit genossen und geschmeckt wird, so stieg sie zu der großen Blume herab, die mit so vielen Blättern geschmückt ist, und flog dann wieder da hinaus, wo ihre Liebe immer wohnt. Der Engel Angesichter waren von lebendiger Flamme, die Flügel von Gold, und die übrigen Kleider so weiß, daß kein Schnee zu dieser Höhe gelangt: und wenn sie nun in die Blume hinabsteigen von Weiß zu Weiß, so wehen sie, die Flügel schwingend, den Frieden und die Liebesgluth, wie sie's selbst bekommen, allen Seelen zu. Auch hinderte ihr Flug zwischen dem Lichte oben und der Rose unten, so groß auch die fliegende Menge war, weder das Sehen, noch

den Glanz, weil das göttliche Licht durch die ganze Welt, je nachdem diese würdig und empfänglich ist, so durchdringend ist, daß nichts ihm widersprechen kann. So richtete dieses geruhige und fröhliche Reich, so viel auch ihrer waren aus alter und aus neuer Zeit, Augen und Herzen, den Blick und die Liebe, ganz auf ein einzig Zeichen. O du dreifaltiges Licht, das in Einem Sterne wohnt und vor aller Augen leuchtend allen Seligen Frieden reicht, schaue doch herab auf unseres Sturmes Unruh.“

Parad. XXXI. 1 — 30.

Hiermit wird unser Aller inneres Auge einmahl schauend auf die obere, einmal seufzend auf die untere Gemeinde, aber auch unten wie oben betend und bittend auf den Dreieinigen gerichtet, welcher der Herr beider Gemeinden ist. Droben glänzt das einige Licht in dreien Flammen, das Licht, das dreifach strahlt und doch Einem Sterne angehört.

Parad. XXXIII. 115 — 132.

Droben sind Aller Augen und Herzen auf dieses einige Zeichen, auf das dreifaltige und dreieinige Liebes- und Friedenslicht gerichtet: in diesem einigen Mittelpunkt sind alle Engel und Menschenseelen eins. In diesem seligen Verhältnisse zu Gott ist aber weder das allgemeine, noch das specielle Liebesverhältniß der Creaturen unter einander getilgt, sondern vielmehr verklärt und geheiligt, wie wir an dem Verkehre zwischen den Engeln und Menschen beispieelsweise sehen. Solche Liebesverhältnisse werden eben dadurch erst selig und völlig, daß sie in der Liebe Gottes aufbewahrt sind, während sie auf Erden nur zu oft einseitig hervor- und heraustreten, und zur Unruhe werden, wovon selbst die Hölle ein unseliges Beispiel aufzuweisen hat. Inf. V. 18.

So ist es droben: aber der träumende Pilger waltet selbst noch im Leibe: darum gedenkt er auch seiner und unserer Noth, und betet für sich und seine Mitpilger um den Frieden aus der Höhe auf Erden: er betet und bittet, daß der Herr, dem Wind und Wetter gehorsam sind, dem Sturme gebieten wolle, der hienieden unser äußeres und inneres Leben so vielfach bewegt, und in Fluth und Ebbe auf- und abtreibt. Jemehr das Herz hienieden pocht und walt, desto inniger wird es mit unserem Pilger beten, daß Gott aus seinem Lichte herabschaue und aus seiner Höhe einen hellen Schein werfe in das dunkle Herz. Wie Gottes dreifarbiges Friedenslicht aus Einem Sterne droben allen Seligen aus alter und neuer und neuester Zeit Frieden zuweht, so wolle es auch, das ist des Dichters Gebet, schon hienieden die Kräfte der zukünftigen Welt den schwachenden Seelen zu schmecken geben!

Dann können wir auch hier schon mit unserem Pilger, der damals auch noch im Leibe waltete, in die Lobgesänge der Seligen einstimmen:

„O Freude! o unaussprechlich süße Lust! O Leben, einig Liebe weh'nd und Frieden! O sicherer Reichthum, der die Sehnsucht stillt!“

Parad. XXVII. 7 — 9.

Diese Seligkeit der Gegenwart wird dort oben, ohne

\*) Dff. 7, 9. 13. — 3, 5. — 6, 11. — 19, 8. 14. — 6, 2.

durch irgend eine Ungeduld gestört zu werden, zum Voraus durch die Zukunft der Auferstehung noch erhöht, welche die Seelen auch mit ihren Leibern, und zugleich mit allen ihren Lieben und Theuern, die in dem Herrn gestorben sind, vollkommen vereinet zu einem immerwährenden Wiedersehen.

„Da singt ein Chor wie das andere Amen! Amen! zu offenbaren ihr Verlangen nach den gestorbenen Leibern: doch nicht allein nach ihnen, sondern auch nach den Müttern, nach den Vätern, nach allen Anderen, die ihnen theuer waren, noch eh' sie ewige Flammen wurden.“

Parad. XIV. 61 — 66.

„Ja, wer darüber sich beklagt, daß er sterben muß, um droben zu leben, der weiß gewiß noch nichts von der Erquickung des ewigen Regens in der Höhe!“

Parad. XIV. 25 — 27.

So lernt man zum Voraus sterben: Worte können es nicht ausdrücken, aber der lebendige Gedanke des Todes, welcher nicht fern ist, dienet zur Vorbereitung: die Bilder, die voranlaufen, können uns genügen, bis uns dazu die eigene Erfahrung wird durch Gottes Gnade; und es kommt für einen Jeglichen unter uns in der Kürze die Stunde, wo er erfährt, was Sterben und Tod ist. Von dem Kraute, das einst den Glausus in's Meer zog, müssen wir alle kosten, um Genossen des seligen Reiches zu werden.

Parad. I. 69.

In der Sterbestunde eröffnet sich jedem gläubigen Christen die Pforte der wahrhaftigen Stadt Gottes, welche zu dem wahren Katholicismus, zur allgemeinen Kirche, zu der Gemeinschaft der Heiligen führt: da verkären sich alle Unterschiede der Confessionen oder vielmehr ihres Ausdrucks: da feiern alle Christen das Fest der Versöhnung; da mündet sich Roma's Überstrom und strömet alle seine Wasser in's Meer und führet alle Seelen, die sich zu weiterer gemeinsamer Reise an seinen Ufern sammeln, auf Einem Rachen, welcher der Glaube ist, unter Einem Rudersmann, welcher Gottes Engel ist, an Ein Eiland der letzten Reinigung: da erfährt ein Jeder, der in dem Herrn stirbt, daß allein der Glaube an Ihn, allein der Gegenstand dieses Glaubens, allein Jesus Christus, hinüber hilft: da verläßt sich Keiner mehr auf seine Werke: da kommet Zion, die Stadt unseres Stiftes, Jerusalem, eine sichere Wohnung, eine Hütte, die nicht weggeführt wird: daselbst wird der Herr mächtig bei uns seyn, denn der Herr ist unser Richter, der Herr ist unser Meister, der Herr ist unser König, der hilft uns (Jes. 33, 20 — 22.): da erfüllt sich wahrhaftig die Weissagung, welche zu Rom auf dem Obelisckus St. Petri geschrieben steht: Christus ist der Überwinder, Christus ist der König, Christus ist der König aller Könige. Gott allein gebühret die Ehre.

### Noch zur Charakteristik der geistlichen Ehepflege in Neu-Vorpommern.

Gewiß hat die in Nr. 32 — 34. der Ev. K. Z. d. J. gegebene treffliche Charakteristik der geistlichen Gerichte in Neu-Vor-

pommern die Leser freudig überrascht. Dem Einsender konnte dies nur insofern im höheren Maße bezeugen, als er selbst seit vorigem Herbst einen Bericht über diesen Gegenstand beabsichtigte, nachdem derselbe seine Aufmerksamkeit auf einer Reise durch die in dieser Hinsicht bevorzugte Provinz des Vaterlandes auf sich gezogen. Das Vorhaben des Eins. ist nun durch den Verf. des gedachten Aufsatzes bereits vollkommen verwirklicht worden.

Die geistlichen Gerichte können aber überall nur ein einzelnes Moment, wenn auch ein sehr bedeutungsvolles, der geistlichen Ehepflege im weiteren Sinne, bilden. Nur wo es dieser nicht gelang, die Ehe vor größeren Mißverhältnissen zu schützen, treten jene, als die höchste Instanz der ordnenden, bewahrenden, züchtigenden Thätigkeit der Kirche, mit dem Ernst des objektiven Gesetzes ein.

Leider entbehrt die Ehepflege in diesem weiteren Sinne in der vaterländischen Kirche zur Zeit beinahe aller organischen und gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Schwedische Kirche ist reich an dergleichen Einrichtungen, \*) welche die seelsorgerische Thätigkeit des Pfarrers trefflich unterstützen, und Neu-Vorpommern erfreut sich noch mancher dieser Einrichtungen, welche ihm aus der früheren Verbindung mit der Schwedischen Kirche verblieben sind.

Ich erlaube mir, einen unlängst in dieser Provinz vorgekommenen Fall mitzutheilen, der dies näher veranschaulichen wird. Ein in der Residenz wohnhafter Arzt erscheint bei einem der dortigen Pfarrer, um mit ihm Tag und Stunde seiner Trauung zu verabreden, nachdem er bereits mit seiner Braut in des letzteren Gemeinde aufgeboten war. Der Pfarrer nimmt die nöthi-

\*) Hierher gehört außer den Vorzügen und der ungleich einflußreicheren Stellung, welche die Schwedische Kirchenverfassung und Disziplinarordnung überhaupt dem Geistlichen gewährt, die Mitwirkung desselben bei Abschließung des Verlöbnißes in verschiedenen Provinzen, die Berechtigung und Verpflichtung des Pfarrers, von dem christlichen und kirchlichen Charakter der Verlobten genauere Kenntniß zu nehmen, nöthigenfalls das Aufgebot zu verschieben, und zuvor für Ergänzung der christlichen Erkenntniß Sorge zu tragen, vorzüglich aber die Befugniß des Geistlichen und des ihm zur Seite stehenden Gemeinde-Kirchenraths, auf Beilegung des ehelichen Zwistes einzuwirken, bevor derselbe bis zum Äußersten fortgeschritten ist. „Einen der hauptsächlichsten Gegenstände der von der geistlichen Behörde verwalteten Kirchendisciplin bilden die Familienzwiste, vorzüglich Uneinigkeit zwischen Ehegatten. Der Pastor fordert solche Gatten zuerst vor sich, und sucht sie zu vergleichen. Ist dieses umsonst, so werden sie vor dem Kirchenrath gewarnt; bleibt auch dieses fruchtlos, so werden sie dem Consistorium angemeldet, und hat dieses umsonst zu vergleichen gesucht, dem weltlichen Gericht übergeben. Dieses dikirt Strafe, befiehlt Rückkehr des schuldigen, vielleicht schon entwichenen Gatten. Gehorcht der Schuldige nicht, so wird die Strafe verdoppelt, oder es wird nach Umständen von Tisch und Bett geschieden. Eine neue Ermahnung ergeht vor dem Consistorium. Bleibt auch diese fruchtlos, so schreitet abermals das weltliche Gericht ein, welches nur auf Gefängniß bei Wasser und Brodt erkennen darf. Sind die genannten Grade durchgegangen, so wird die Sache an den König berichtet, der, wenn es nöthig ist, die Ehescheidung bewilligt.“ v. Schubert, Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen. Greifswald 1821.



gen Bescheinigungen entgegen, es fehlt nur die über des Bräutigams letzte Abendmahlsfeier. Derselbe hört mit Verwundrung des Pfarrers Ansinnen, sich zuvor in dieser Hinsicht auszuweisen. Es ist ihm vielleicht seit seiner Jugend nicht in den Sinn gekommen, sich durch diese Feier zu der Kirche zu bekennen, deren Segen er doch zu seiner Ehe begehrt — wenn er die kirchliche Kopulation nicht auch für eine lästige Ceremonie ansieht. Jedenfalls kann und will er sich nicht in jener Hinsicht ausweisen. Der Pfarrer zieht sich einfach auf die kirchliche Vorschrift zurück, kraft welcher er die Kopulation im Falle des mangelnden Ausweises über die letzte Abendmahlsfeier der Verlobten nur dann vollziehen darf, wenn diese noch zuvor durch den Empfang des Sakraments ihre lebendige Verbindung mit der Kirche, ihre Befähigung, den kirchlichen Ehesegnen zu empfangen, dargelegt haben.

Dies ist dem Verlobten unerhört. Er erklärt seine Absicht, die Tage bis zur Hochzeit in dem nahen Lust- und Seebadeorte zuzubringen, keineswegs aber sich einem solchen Gewissenszwange fügen zu wollen. Der Geistliche stellt dies ihm und seinem Gewissen völlig anheim, gesteht ihm die Unnehmlichkeit der beschlossenen Lustreise zu, gibt ihm höchstens zu bedenken, ob dieselbe grade geeignet seyn möchte, ihn und die verlobte Braut würdig auf den ersten Schritt vorzubereiten, der nun über ihre ganze Zukunft entscheiden solle — aber erklärt nun eben so bestimmt, daß er im Falle fortgesetzter Weigerung auf die kirchliche Trauung keinen Anspruch haben werde.

Der Verlobte kann sich nicht in diese Ordnung der Dinge finden, er scheidet mit Entrüstung. Indes läßt ihn die feste Entschiedenheit des ordentlichen Pfarrers der Braut, von der Ordnung der Kirche nicht zu weichen, eine weitere Überlegung nehmen, die ihm die Pflichtmäßigkeit des Verfahrens des Geistlichen außer Zweifel stellt, ja ihm auch die Angemessenheit dieser kirchlichen Ordnung näher bringt.

Er kehrt nun zu dem Geistlichen zurück, ersucht denselben, ihm und seiner Braut das heilige Abendmahl zu reichen, und demnächst die kirchliche Trauung zu vollziehen. Der Pfarrer, weit genug entfernt, die Einrichtungen seiner Kirche für Zwangsmaßregeln zu betrachten, deren äußere Beobachtung an sich selbst genüge, eröffnet dem Bräutigam, wie er dessen Wunsche in Ansehung der Abendmahlsfeier doch nur dann entsprechen könne, \*) wenn er das Sakrament um seiner selbst und seines geistlichen Segens willen begehre. Nachdem hierüber die genügenden Erklärungen gegeben, empfing das Paar das heilige Abendmahl am nächsten Sonntage mit der Gemeinde, und schritt danach ohne Zweifel in einer Stimmung zum Traualtar, welche sie zur Aufnahme des kirchlichen Segens wahrhaft empfänglich machte.

So war die mahnende, rettende Stimme einem Manne begegnet, der ihren Ruf, in die formlosen Gebiete der großstädt-

tischen Gemeinden zurückkehrend, vielleicht nie wieder vernommen hätte. Der heilige Ernst jenes Rufes durfte ihm ein Mittel werden, die heilige Liebe für immer zu erkennen, welche jenem Ernste der mütterlichen Kirche überall zum Grunde liegt. O, wann wird doch die Zeit gekommen seyn, da die entfremdeten Glieder der Kirche in deren heilsamen Zucht und Ordnung Zeugnisse der Wahrheit ihrer Liebe, unerläßliche Äußerungen ihrer Liebe und Gerechtigkeit erkennen werden!

Nur die Mittheilung dieser Thatsache zur Ergänzung des Bildes der geistlichen Ehepflege in der gedachten Provinz des Vaterlandes (möchte doch irgend ein tüchtiger Geistlicher Neu-Vorpommerns recht bald sich veranlaßt fühlen, eine umfassendere Darstellung der dortigen Ehepflege, vielleicht mit Zurückweisung auf die Praxis der Schwedischen Kirche, zu liefern!) war der Zweck dieser Zeilen. Es sey indeß erlaubt, von hieraus einen Rückblick auf obgedachten Aufsatz zu werfen.

Der Verf. macht darin mit großer Lebendigkeit als ein Haupterforderniß der Wirksamkeit der geistlichen Ehegerichte geltend, daß dieselben in ihrer Praxis nicht zu sehr durch das Gesetz gebunden seyen, namentlich in Ansehung der Scheidungsgründe auf nichts, „als auf die heilige Schrift allein verpflichtet, dagegen von jedem anderen Ehescheidungsgezet gelöst würden“ (S. 265.). Er geht darin so weit, daß schon die Redaktion (S. 260.) die Bemerkung für nöthig erachtet, daß der Verf. keineswegs alle Legislation als für Restauration des verfallenen Ehrechts entbehrlich darstellen wolle.

Einfender will nicht bezweifeln, daß Männer des heiligen Sinnes, wie er überall auf die herzwinnendste Weise aus des Verf. Aufsatz hervorleuchtet, eines näher ausgeführten, streng-normirten Scheidungsgezetes wohl entbehren könnten. Aber eben so würden Männer dieses Sinnes auch die Möglichkeit anerkennen, daß auf Grundlage der heiligen Schrift die allgemeingültigen Normen für Behandlung der Scheidungsfragen, und demnächst deren besondere Anwendung auf die Verhältnisse und Bedürfnisse eines geschichtlichen Gebietes, festgestellt würden. Es würde dann in letzterer Hinsicht nur darauf ankommen, daß die rechte Mitte zwischen zu enger Beschränkung der persönlichen Freiheit der Gerichte und gänzlicher Freilassung ihrer subjektiven Meinung und Willkühr gehalten werde.

Wenn aber eben diese Willkühr selbst die Schranken des mehr und mehr geschwächten Gezetes zu brechen gewußt, was würde geschehen, wenn das Gesetz jener Willkühr einen noch freieren Spielraum eröffnete. Würde die Zahl der Rechts- und Gottesgelehrten überall zur Befugung der geistlichen Gerichte stellen vorhanden seyn, denen die Schrift als eine heilige, schlechtthin verbindende gilt? Und wenn schon die gegenwärtige, in christlicher Hinsicht so vielfach neu belebte Zeit noch keineswegs die Ehe und Kirche auf diesem Wege vor großer Willkühr sicher stellen würde: was würde zu fürchten seyn, wenn bei der Wiederkehr einer Zeit allgemeineren Unglaubens der Zaum des Gezetes so niedrig gelegt wäre!

\*) Nach der Schwedischen Kirchenordnung geht dem Abendmahl und der Beichte ein besonderes Abendmahlsverhör vorher, worin der Geistliche von dem Gemüthsstande der zur Communion Angemeldeten nähere Kenntniß nimmt.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 4. September.

N<sup>o</sup> 71.

**Evangelische Pastoraltheologie in Beispielen.**  
Aus den Erfahrungen treuer Diener Gottes zusammengestellt und hauptsächlich seinen jüngeren Amtsbrüdern gewidmet von  
M. Joh. Chr. Friedr. Burk, Stadtpfarrer in Großbottwar. Erster Band: XIV. 631 S. Zweiter Band: VIII. 864 S. gr. 8. Stuttg. bei Steinkopf, 1838. 39.

Mit einer gemischten Empfindung von Freude und Wehmuth hat Ref. dies schätzenswerthe Buch durchgelesen. Mit Freude einerseits über die Kraft Jesu Christi, welche sich in so vielen mächtigen Rüstzeugen seiner Kirche geltend, welche das Leben derselben zu einem rechten Ausdruck einer frommen und muthigen Jüngerschaft Jesu gemacht hat; mit Wehmuth aber über die scheinbar entschwundene und im gewöhnlichen praktischen Leben sich fast gar nicht mehr oder nur selten darstellende Macht und Höheit der Evangelischen Kirche, welche, dem äußeren Anblick nach, ihre gestaltende und in das Leben tief eindringende Kraft in immer geringeren und schwächeren Lebenszeichen an ihren Werkzeugen und deren Wirksamkeit zur Offenbarung zu bringen scheint. Denn bei diesem Buche dürfte es als ein charakteristisches Zeichen der Zeit hervortreten, daß dasselbe fast gar keine oder doch nur sehr wenig hervorragende Züge aus dem Amtsleben und der kirchlichen und seelsorglichen Wirksamkeit ausgezeichneten Geistlicher unserer Zeit beizubringen wußte. Alle die anregenden und herrlichen Lebensbilder ächt pastoralen Lebens und Wirkens, welche dies Werk aufstellt, gehören mit wenigen Ausnahmen früheren Jahrhunderten oder einer nun schon hinter uns liegenden und verlebten Zeit an. Die Jetztwelt vermöchte wohl schon deshalb wenig Beiträge zu diesem Werke zu liefern, weil überhaupt das charaktervolle, lebendig erregte, begeisterte Wesen der ächten evangelischen Geistlichkeit früherer Jahrhunderte auch in das allgemeine verflachende Nivelllement der Bildung unserer Zeit hinabgesunken ist, + so daß der Standesunterschied der Geistlichen und Weltlichen im äußerlichen Leben wenig mehr zur Erscheinung kommt. — Fern bleibe hier der Gedanke an den sogenannten „geistlichen Stolz,“ an jenen sich abschließenden, in das Äußerliche als solches das Wesen setzenden Priesterhochmuth, der mit Recht Spott und Verachtung gegen sich aufgerufen hat. Aber eine edle, hohe und reine Priesterlichkeit, eine bewußte und aller äußerlichen Manier fernstehende Haltung und Amtswürde gehört jetzt zu den eben nicht gar häufigen Erscheinungen. Und doch ist dadurch gar sehr die Wirksamkeit des Geistlichen, besonders auf die unteren Klassen der Gesellschaft, bedingt. — Aber die

in geringerer Kraft als sonst hervortretende priesterliche Würde und der verminderte seelsorgliche Einfluß dürfte wohl, zum Theil wenigstens, außer den allgemeinen in der Zeit selbst liegenden Ursachen, auch daraus abzuleiten sehn, daß die Idee der Kirche weniger erhaben und mächtig in der Mehrzahl der durch die rationalistische Zeitbildung hindurchgegangenen protestantischen Geistlichkeit lebt. Und wenn nun vollends erst die neueste pseudo-spekulative Ansicht, wonach es das höchste Ziel der Kirche ist, in den Staat aufgelöst zu werden, allgemeineren Eingang findet (— und sie hat schon bei einer großen Partei Eingang gefunden und sich weiter, selbst unter der schlichten Landgeistlichkeit verbreitet, als man glauben sollte, —), wenn nun erst die Lehre von dem durch die Union herbeigeführten, oder wenigstens angebahnten Untergang der Protestantischen Kirche in den Staat durch Wort und Schrift noch weiter verkündigt sehn wird, dann wird die Idee der Kirche immer matter und farbloser, die von ihr ausgehende gestaltende Kraft in ihren Organen, den Geistlichen, immer ohnmächtiger werden. Denn nur die lebendig und in ihrer Idealität aufgefaßte Idee der Kirche vermag den Geistlichen über die hemmende und hinabziehende Schranke des Alltagslebens emporzuheben, ihm Muth bei der Zunahme des Indifferentismus, welcher wie ein Krebs sich in das Leben der Kirche einfrisst, zu gewähren, und ihn vor banausischer Handwerksmäßigkeit, oder vor behaglicher Selbstgenügsamkeit und stumpfer Abgeschlossenheit zu bewahren. — Hätten die würdigen, wahrhaft christlichen Geistlichen, deren Lebensbilder in bunter Mannichfaltigkeit das vorliegende Werk vorführt, nicht aus der in ihnen bewußter oder unbewußter Weise lebenden Idee der Kirche sich immer neue Kraft und neuen Drang zu Thaten und zu einem rüstigen und wackeren Amtsleben geschöpft; hätten sie auch, wie die neuere Zeit, das Wahnbild von Auflösung der Kirche in den Staat, von Untergang der äußeren Kirche als einer „antiquirten“ (vgl. B. Bauer's Schrift, „die Evangelische Kirche Preußens und die Wissenschaft“) in sich getragen; sie würden alsbald in ihrem amtlichen Wirken erlahmt und ermattet, von jenem Gespenst der ihnen unter den Händen verschwindenden sublimirten Kirche der neueren Pseudo-Spekulation verfolgt und überall gehemmt worden seyn. In der That, es gibt kein besseres Gegenmittel gegen die Muth und Kraft ausdörrende ideelle Verflüchtigung der Substanz der Kirche, wie sie die Aufklärung mit sich gebracht hat und nicht müde wird, sie immer von neuem zu präpariren, als die Betrachtung der Geschichte und des aus der Idee der Kirche immer lebendig hervorströmenden Lebensquells ächt geistlicher Wirksamkeit und erhabener Begeisterung der Jünger und Zeugen des Herrn, und deshalb muß die sorgfältige Lektüre dieses Buchs



allen praktischen Geistlichen gar sehr empfohlen werden. Für alle Verhältnisse des pastoralen Lebens und Wirkens wird der oft wohl in unserer Zeit entmuthigte Pfarrer sich durch die Anschauung edler Vorbilder treuer Diener Jesu immer neue Begeisterung, Liebe zu seinem Amte, nicht minder aber auch Belehrung und für Casualfälle Sicherheit und praktischen Takt gewinnen können. Nicht allein für jüngere Geistliche, sondern eben so für ältere kann dies Buch, recht benützt und angewandt, eine Fundgrube stets neuer Anregung werden und sie vor Trägheit und Abstumpfung bewahren. Freilich könnte auch durch die Betrachtung der Wirksamkeit treuer Seelsorger früherer Jahrhunderte ein für die Zeit nicht passender, leicht der heiligen Sache schädlicher und gefährlicher Enthusiasmus, eine taktlose, fanatische, die Verhältnisse der Jetztwelt nach einer abstrakten Identität anschauende Schwärmerei hervorgerufen werden; allein möglicher Mißbrauch läßt sich nirgend verhüten und überall muß der freien Subjektivität in Anwendung und Benützung eines vorliegenden Stoffes Raum bleiben. Das Urtheil, in wie weit frühere Verhältnisse noch jetzt da sind oder nicht, in wie weit der ächte Seelsorger noch dasselbe Feld der Wirksamkeit jetzt vorfindet oder nicht im Vergleich zu vergangenen Zeiten, die Betrachtung, in wie weit das Herz und Gemüth des Deutschen Volkes noch dieselbe Empfänglichkeit für den Einfluß der Kirche habe als früher, wird natürlich immer Gegenstand fortgesetzter Prüfung und seelsorglicher Wachsamkeit bleiben müssen. Im Großen und Ganzen genommen wird sich zu allen Zeiten die menschliche Natur ziemlich gleich bleiben; aber die Formen, unter welchen sie geistliche Einwirkung annimmt und derselben Raum läßt, werden nach Zeitumständen und Verhältnissen wechseln.

Um nun den reichen Inhalt des vorliegenden Werkes darzulegen, so handelt der erste Abschnitt „von der Bestimmung und Vorbereitung zum Amt, von der Berufung und Abberufung.“ Der zweite Abschnitt handelt „vom Lehramt.“ Der dritte Abschnitt handelt von dem liturgischen und priesterlichen Amt. Der vierte Abschnitt betrachtet dann das eigentliche Seelsorgeramt. Im fünften Abschnitt wird vom Kirchen- und Orts-Vorsteheramt gehandelt. Der sechste Abschnitt endlich betrachtet das Privatleben des Geistlichen.

Wenn nun die Kritik zunächst fragt, wie der reiche vielumfassende Stoff verarbeitet und gehandhabt ist, so lassen sich dabei freilich manche Wünsche nicht unterdrücken und die Aufdeckung mancher Mängel ist bei aller Anerkennung doch unumgänglich. Zuerst ist es ein Mangel, daß der Verf. nicht gehörig seine Quellen angibt, aus welchen er die Beispiele aus dem Leben bewährter Geistlicher entlehnt hat, da er es doch gerade in der Vorrede von sich aus sagt, daß er wie wohl wenige jetzt lebende Theologen den Quellen der praktischen Pastoraltheologie eifrig nachgegangen sey, wozu ihn schon die Herausgabe des „Christenboten“ und die dort unter der Aufschrift „Christlicher Kalender“ schon über dreihundert mitgetheilten Lebensbeschreibungen veranlaßt hätten. Eine gehörige Quellenangabe hätte dem Werke einen höheren wissenschaftlichen Werth gegeben; so aber scheinen manche Züge aus dem Leben der Geistlichen nicht gehörig

verbürgt, ja der Verf. gibt an manchen Stellen wohl selbst mit der Formel „die Tradition sagt“ das Unsichere seiner Quellen an. Dann wäre ferner eine kurze Angabe einiger Notizen über Leben, Zeitalter, Wohnort der Geistlichen wünschenswerth; so tritt irgend ein Charakterzug oft zu unvermittelt und aphoristisch auf. Auch wird man versucht, ein mehr häusliches und geordnetes Handhaben des Stoffes zu wünschen.

Bei manchen Zügen tritt das charakteristisch Geistliche nicht genug hervor; sie sind zu allgemein und nicht markirt genug; die Beispiele z. B., welche unter der Aufschrift „Vorsicht gegen Klatzerei,“ gegeben sind, enthalten nur Züge einer christlichen Weisheit, wie sie für jeden Christen sich ziemen. Der Verf. hat den Stoff fast zu sehr gehäuft; besser wäre es, er hätte nur den Kern gegeben, alles Matthe, Gewöhnliche, Unbedeutende ausgeschieden. Man sieht bei manchen Mittheilungen — so viel Gemüthliches sie auch haben — doch keinen rechten Grund ihrer Aufnahme, z. B. die Erzählung von Amtsjubiläen, wie das eines Superintenden in Duisburg 1834 (II. 146.). Auch vergleichen äußerliche Beziehungen, wie z. B. „der Badeprediger,“ erlasse man dem Verf. Dagegen würde man reichlichere und mehr aus dem concreten Leben genommene Mittheilungen über wichtige Punkte der Pastoralwirksamkeit, z. B. über die Casualpredigt, Bibelfunde, Confirmation, vor Allem aber noch mehr charakteristische Züge über die Seelsorge, über die Pastoralweisheit und erfolgreiche Einwirkung, z. B. bei der Beichte und Absolution, wie überhaupt über die geistliche Haltung im gewöhnlichen Umgang und Verkehr mit der Gemeinde, wünschen. Gewundert hat sich ferner Ref., daß er in den mannichfachen Beispielen aus der Amtsthätigkeit der Geistlichen früherer Jahrhunderte nicht mehr charakteristische und wichtige Züge ihres Verhaltens bei Handhabung der Kirchenzucht und der früheren geselligen Disciplin in Aufrechterhaltung der kirchlichen Gemeindeordnung angetroffen hat.

Merkwürdig ist ferner dem Ref. gewesen, daß gerade aus der Englischen und Schottischen Kirche so viel Beispiele charakteristischen geistlichen Lebens und Wirkens vorkommen. Von Deutschen Geistlichen der neuesten Zeit erscheinen nur etwa die Namen El. Harms, Schleiermacher, Menken, Gofner, Kosgarten, Kniewel, Jänicke und einiger wenigen Andern. Erbaulich ist der Tod Schleiermacher's erzählt; und des ehrwürdigen Jänicke reiche Liebesgluth und wohlthunende Menschenfreundlichkeit lassen den Gegensatz unserer kalten egoistischen Zeit um so schmerzlicher empfinden.

Wie sehr nun auch Manches noch bei diesem Buche zu wünschen übrig bleibt, dennoch ist auch das schon Geleistete und Mitgetheilte dankenswerth. Die Hoffnung des würdigen Verf., daß ein ähnliches Werk die überzeugendste Apologie der Evangelischen Kirche seyn könne, wird auch schon in dieser Gestalt seines Buches erfüllt. Gewiß bietet schon diese Beispielsammlung Stoff genug zur edelsten Nacheiferung in allen Theilen des Pastorallebens; den Geistlichen, der ein tief innerliches Gemüthsleben in seiner Wirksamkeit zu führen gewohnt ist, wird dasselbe stärken und erfrischen, wenn er einen Blick gewinnt in die stillen

Kammerlein, oder in die Beichtstühle, Krankenzimmer und Kanzeln der treuesten und in ihrem Berufe glücklichsten evangelischen Seelsorger. So kann dies schätzbare Buch der trostlosen Verflachung und Zerstörung der Idee der Kirche in unserer Zeit erfolgreich entgegentreten und Steine zum Bau derselben liefern.

A. C.

## Nachrichten.

(Die Deutschen in Rom. Proselyten.)

Wenn wir hier von den Deutschen in Rom ein Wort sagen, so handelt es sich nicht um Künstler, Gelehrte, Reisende aller Klassen, welche sich wohl im Rauche des Kafe Greco, in Belle Arti auf dem Corso, in Kafe Luigi auf Monte Pincio zu Kaffee und der Allgemeinheit versammeln und ein Klein-Deutschland in Rom bilden, sondern von der Klasse der Handwerker und Armen. Früher waren besonders viele Bäcker und Kutscher in Rom Deutsche. Von letzteren erfährt der Deutsche noch heute Manches über das Leben der hohen Geistlichkeit, was zum Theil nicht grade erbaulich ist. In genannten Kaffeehäusern wird die Deutsche Milthätigkeit oft durch Landeute angegangen, welche nach Rom gekommen sind, um die bürgerlichen Gesetze ihrer Heimath zu umgehen. Wenn armen Leuten, besonders in Bayern, die Heiraths-Erlaubniß verweigert wird, damit die Familien nicht der Gemeinde zur Last fallen, so gehen manche Paare, nicht selten mit einigen unehelichen Kindern, nach Rom, wo sie gegen ein Geringes getraut werden. Es soll auf den Polizeien Italiens, besonders des Kirchenstaats, welche sonst so skrupulös sind, herkömmlich seyn, daß man sie mit einem bloßen Ausweise ihres Pfarramts passieren läßt. Hin und zurück betteln sie sich größtentheils durch. — Nüchtern häufig begegnet man in den Kirchen Roms, besonders in St. Peter, Deutschen, welche den Boden reinigen, um die Gebühr für die Trauung, welche sie nicht erlegen können, abzuverdienen. O Deutsches Volk, du herrlichstes von allen! Noch im Tyrol begegneten wir einer Frau mit einem fieberkranken Manne, welcher unter einem Cardinals-Regimente in Rom gestanden haben sollte; sie war in Diensten einer Gesandtschaft gewesen. Ach wenn wir nur schon zu Hause wären, sagte das Weib mit einem Säugling und dem kranken Manne; wir sind von Balingen im Württembergischen, und wenn wir nach Hause kommen, müssen wir halt in Prison. — Die Deutschen Handwerksbursche sind in Rom übel daran, wenn sie erkranken, was häufig geschieht. Neben der Kirche Santa Maria dell' Anima, welche um 1400 von einem Flamländer gestiftet wurde, und das Grabmal von Hadrian VI. enthält, ist ein Deutsches Hospital. Aber es wird geklagt, daß seit dem Fall des Deutschen Reichs nur Oesterreicher aufgenommen werden. Nicht selten treten protestantische Handwerker zum Katholicismus über, wenn sie krank werden und in dem kleinen, gering dotirten protestantischen Hospital auf dem Kapitol kein Unterkommen finden. Es wäre dringendes Bedürfniß, daß hier vom protestantischen Deutschland etwas geschähe. Früher soll jeder Handwerksbursche für den Eintritt neue Kleider und vier Stubi erhalten haben; dafür reichte ihr Katholicismus auch nur bis an Monte Molle. Dergleichen Seelenkauf scheint jetzt nicht mehr Statt zu haben; der Übertretende wird wohl eine Woche lang gefesselt und erhält Protection. Wenn die Meisten betrogen werden in ihren Erwartungen, so ist es ihre eigene Schuld. In Neapel wurde ein katholischer Schweizer fünfmal katholisch, weil er jedesmal auf einige Münze und Kleidung rechnen durfte. — Hat ein Protestant das Unglück, auf die Galeeren verurtheilt zu werden, so ist sein Zustand fast unheillich, bis er seinen

Willen ausspricht, katholisch zu werden. Doch weiß ich Fälle, in welchen der Uebertritt selbst bis zur erleichterten oder beschleunigten Loslassung verschoben wurde. In Bologna saßen dieses Frühjahr einige Schweizer gefangen, weil sie sich, um in die päpstlichen Schweizer-Bataillone aufgenommen zu werden, für Katholiken ausgegeben hatten. Ein Offizier meinte, das Klügste für sie wäre, daß sie in Bälde katholisch würden.

(England.) Zu unseren neulichen Nachrichten von dem diesjährigen Stiftungsfeste der Kirchlichen Pastoral-Hülfs-Gesellschaft fügen wir aus dem jüngst erschienenen diesjährigen Berichte derselben noch folgende Auszüge aus ihrer Correspondenz hinzu. Ein Geistlicher, welcher von der Gesellschaft unterstützt wird, schreibt ihr: „Da ich von meinem Kirchspiele, ohne Rühmen, versichern darf, daß durch Gottes Gnade und die von der Gesellschaft mir gerichtete Unterstützung die Pastoralthätigkeit darin vollständiger vielleicht als in den meisten anderen geübt wird, so ist es gewiß dem Comité nicht uninteressant, wenn ich einen ausführlicheren Bericht erstatte, als das gedruckte Formular zuläßt. Mein Kirchspiel ist in drei, an Ausdehnung und Bevölkerung ungefähr gleiche Bezirke eingetheilt; meine beiden Hülfsgeistlichen (curates) und ich haben Jeder einen unter Aufsicht, so daß Jeder für den seinigen verantwortlich ist, obwohl er, wenn es seine Zeit erlaubt, auch von Besuchen in den anderen nicht ausgeschlossen ist. Wir versuchten uns, Jeder in seinem Bezirke, die Kranken, so weit es ihre verschiedenen Umstände erfordern, regelmäßig zu besuchen, die darin errichteten Schulen zu beaufsichtigen, besonders in Bezug auf den Religionsunterricht, und jede Familie wenigstens einmal vierteljährlich, die regelmäßigen Kirchenbesucher und Communikanten aber mehrere Male des Vierteljahrs zu besuchen. In die Sonntagsgottesdienste, die Abendstunden in den verschiedenen Schulsälen, die Leitung der Sonntagsschulen und die wöchentlichen Erbauungsstunden in Privathäusern haben wir uns gleichmäßig getheilt. Außer zwei vollständigen Gottesdiensten in der Kirche sind nämlich abwechselnd an einem Sonntag drei, an einem zwei beinahe vollständige Gottesdienste mit Predigt und manchmal drei, manchmal vier wöchentliche Erbauungsstunden in Privathäusern. Die Zeit, welche ich erübrigen kann, benutze ich zu gelegentlichen Besuchen in ihren Bezirken und Schulen, um mich davon zu überzeugen, daß Alles gut vorwärts geht, und zu der Beforgung einer Menge allgemeiner Geschäfte und einer bedeutenden Correspondenz, wie sie sich in einem Kirchspiel von 25,000 Seelen, sechs Kirchen und vielen Schulen denken läßt.“

„Das Resultat unserer vielfährigen Bemühungen ist, daß wir mit jedem Einzelnen in dem Kirchspiel, und jeder Einzelne mit uns wohl bekannt ist. Alle Umstände, Bedürfnisse und Charaktere der Gemeinglieder sind uns bekannt, und sie stehen auf so vertrautem Fuße mit uns, daß sie nicht anstehen, in allen ihren leiblichen und geistlichen Verlegenheiten uns zu Rathe zu ziehen. Jeder klerikalische Bezirk ist wieder in kleinere Theile eingetheilt, deren einer unter der Aufsicht eines Laienbesuchers steht; dieser ist immer mit uns in Verbindung, und es ist kaum möglich, daß etwas Wichtiges vorgehe, ohne daß wir davon baldigst in Kenntniß gesetzt werden, und Gelegenheit zu leiblicher oder geistlicher Hülfe bekommen. Unsere Kirche ist gefüllt, und eben so die Schulsäle und Erbauungsstunden; wir haben wenig Dissenters irgend einer Art, und nicht einen einzigen Dissentergottesdienst in dem Kirchspiel. Die Sitten haben sich sehr gebessert, und das christliche Leben hat, wie ich mit Freuden sagen darf, sehr zugenommen. Ich kann nicht schließen, ohne auszusprechen, daß meine Schuld der Gesellschaft nie abgetragen werden kann, denn ohne ihre Hülfe hätte ich nicht den



zehnten Theil von dem leisten können, was geschehen ist, denn das Pfarrereinkommen beträgt nur 200 Pfd., und ich habe wenig eigenes Vermögen.“

Unter den Berichten von den Kirchen, welche auf Kosten oder durch Veranlassung der Gelbbewilligungen der Gesellschaft gegründet worden sind, befindet sich einer von einem Geistlichen einer solchen neuen Kirche, der Folgendes schreibt: „Ich freue mich, der Gesellschaft von dem vielen Guten, das bereits gethan ist, und noch in Aussicht steht, berichten zu können, Alles in Folge ihrer Bewilligung an den Prediger zu“. Das Werk des Herrn gedeihet dort herrlich. Jeden Sonntag ist die Kirche überfließend gefüllt, und die Zahl der Kommunikanten in fortwährendem Zunehmen. Ich bin eben damit beschäftigt, einen neuen Chor zu errichten, da der Raum nicht zureicht, und der Schulbau ist so weit vorgerückt, daß ich die Kinder am 1. Juni darin zu unterrichten denke, während sie jetzt in einer gemietheten Wohnung untergebracht sind. Eins muß ich besonders noch erwähnen: die kirchliche Gefinnung, die in unserer ganzen Gegend durch die Erbauung der St. Jakobikirche erweckt worden ist. Viele, die sonst nie in die Kirche gingen, besuchen sie jetzt regelmäßig, und haben gegen mich ihren Dank ausgesprochen für alles Gute, was sie jetzt von der Kirche aus empfangen. Dies verdanken wir aber alles Ihrer Gesellschaft, denn ohne ihre Bewilligung an den Geistlichen würde St. Jakob nie gebaut worden seyn.“

Folgendes ist aus dem Bericht eines Geistlichen, der, von der Gesellschaft unterstützt, in Schulsälen an zwei Orten Gottesdienst hält, in der Hoffnung, daß allmählich Kirchen würden erbaut werden:

„Ich setze meine Gottesdienste in den beiden Flecken fort, und ohne Selbstlob darf ich sagen, daß in dem Leben von vielen Leuten an beiden Orten eine sehr entschiedene Veränderung vorgegangen ist. Gott allein die Ehre! Heute habe ich mich mit Herrn \*\* nach \*\* begeben, um den Platz zu der neu zu erbauenden Kirche abzustechen. Ungefähr um Mitternachten hoffen wir den Grundstein zu legen; Lord \*\* will es selbst thun. Auch in \*\* denken wir die neue Kirche noch dies Frühjahr anzufangen.“

Von seinem Laiengehilfen schreibt ein Geistlicher: „Seine Besuche sind ununterbrochen in seinem weiten Bezirke fortgegangen. Er hat im Ganzen mir über 1460 Fälle Bericht erstattet, von denen eine große Anzahl in hohem Grade anziehend sind. Der Kirchenbesuch der Armen hat durch seine Bemühungen beträchtlich zugenommen; namentlich kommen jetzt Viele zu unserem Vormittagsgottesdienste, die man früher nie dort sah; die Zahl der Kommunikanten aus dieser Klasse hat, seitdem seine Besuche angefangen, sich verdoppelt. Je länger er beschäftigt ist, desto mehr hat er sich in meinen Augen bewährt; die vielen Säufer und Flucher, auf deren Umänderung er gewirkt, der Friede, den er in vielen Ehen gestiftet hat, der bleibende Segen, den er vielen Kranken und Sterbenden, namentlich auch vielen jungen Leuten gebracht, alles dies macht seine Dienste mir unschätzbar.“

Ein Geistlicher zu London, der ein Kirchspiel mit 30,000 Seelen hat, schreibt über seinen Laiengehilfen Folgendes: „Seit seiner Anstellung finde ich meine Arbeit wesentlich erleichtert, und meinen Seelsorgereinfluß ungemein gefördert. Sein Beistand hat es mir möglich gemacht,

drei neue Schulen zu eröffnen, und ich beabsichtige die Anlegung von zwei anderen, einer Tages- und einer Sonntagschule, so daß ich dann dreizehn Schulen im Ganzen in meinem Kirchspiel habe. In dem Besuchen von Armen und Kranken, in Vertheilung von Schriften, in der Prüfung der Vielen, die um Hilfe irgend einer Art an mich sich wenden, in der Beaufsichtigung der Sonntagschulen, in dem Auffuchen der Kinder, welche die Sonntagschulen versäumen, finde ich dieses Laiengehilfen Thätigkeit von dem größten Werthe für mich.“

Folgende Berichte sind über die Thätigkeit von Geistlichen unter Schiffen und Eisenbahnarbeitern (meist einer sehr verwahrlosten Menschenklasse) eingelaufen. Ein Geistlicher schreibt:

„Sie wissen ohne Zweifel, daß die Trent and Mersey Navigation Company eine Verfügung erlassen hat, daß in ihren Werften, Waarenlagern und Rähnen am Sonntage keine Arbeit stattfinden, und daß ihre dort angestellten Beamten Sonntags einen Gottesdienst besuchen sollen. Zur Beförderung dieser Vorschrift und dem guten Beispiel folgend, welches die Gesellschaft gegeben, haben Herr \*\* und einige andere Herren, welche Rähne auf dem Kanal besitzen, befohlen, daß sie am Sonntage nicht fahren sollen. Deshalb sind zu \*\* immer mehrere Rähne am Lande; und in Folge Ihrer Unterstützung sind wir, Herr \*\* und ich, im Stande gewesen, noch einen Nachmittagsgottesdienst für die Schiffer in dem Lokal der Schiffszimmerwerkstatt zu errichten, welches der Ingenieur der Compagnie am Sonnabend Abend für uns aufräumen läßt. Er nimmt zu meiner Freude vielen Antheil an dieser Versammlung, und sein Beistand ist von großem Werthe für uns. Die Schiffer kommen hin, und außerdem noch einige Familien in der Nähe, die früher keine Kirche besuchten. Es sind immer 150 — 200 anwesend; und die zweite Erbauungsstunde im Schulsaal geht außerdem wie gewöhnlich ihren Gang fort, ohne daß man eine erhebliche Verminderung des Besuchs hätte bemerken können.“

Folgendes schreibt ein bei einer Eisenbahn angestellter Kaplan: „Gestern war beim Hauptgottesdienste die Stube überfüllt, es mußten an 280 anwesend seyn; über die Hälfte waren Eisenbahnarbeiter mit ihren Familien, welche immer die besten vorbersten Plätze bekommen. Die Versammlung machte einen schönen Eindruck; nie habe ich ein größeres Zusammenstimmen Aller bei den Antworten (der Liturgie) gesehen. Ich wünschte, Sie hätten der Abendstunde beiwohnen können; es waren etwa vierzig Eisenbahnarbeiter und Knaben da, und ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme war hoch erfreulich. Gott segnet in der That dies Werk auf merkwürdige Weise. Während der vergangenen neun Monate habe ich freilich viele Thränen über die allgemeine Herzenshärtheit und Gleichgültigkeit gegen Gottes Wort vergießen müssen; aber jetzt ist es weit anders. Selbst einige der Verwahrloseten danken mir für meine Arbeiten unter ihnen. Mehrere Unternehmungen sind im Gange für die leibliche sowohl als die geistliche Unterstützung dieser armen Leute. Einige Irländer, denen ich neulich in einer äußerlichen Angelegenheit dienen konnte, haben sich an mich angeschlossen, und ich hoffe, daß sie nun bald auch das Evangelium hören, und zu Jesu, ihrem alleinigen Heiland, kommen werden.“

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 8. September.

N<sup>o</sup> 72.

## Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums.

Jerem. 7, 4. 5. Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: „Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel. Sondern bessert euer Leben und Wesen, daß ihr Recht thut einer gegen den andern!“

Verfasser dieser Zeilen ist Einwohner einer Provinz (Pommern), die in neuerer Zeit durch die kirchlichen Interessen vielfach bewegt ist, und deren kirchliche Oberbehörden mit zarter Schonung, mit der Weisheit, die von oben kommt, und so weit Auge und Arm reicht, die oft sehr schwierigen Kirchenangelegenheiten behandelt haben, wodurch sich jeder Billigdenkende zu dem aufrichtigsten und innigsten Dank verpflichtet fühlen muß. Namentlich ist eine Anzahl tüchtiger Theologen in die Kirchen- und Schulämter eingeführt, wie sie wahrscheinlich nicht jede Provinz Deutschlands aufzuweisen hat. Wenn unsere Provinz aber demohnachtet zuweilen der Antikirchlichkeit, des Parteiwesens, Separatismus zc. bezüchtigt wird, so liegt es eben in der Bewegung des Lebens, die dieses vor dem Zustand des Schlafes und Todes voraus hat, oft und meist aber nur in den heutigen sehr mechanischen Begriffen von Kirche, Union, Sekte u. s. w., und wir werden versuchen durch das Nachfolgende unseren hochkirchlichen Gegnern ihre Vorwürfe zurückzuschieben, ohne uns jedoch einzubilden, damit die Ansicht der christlichen Majorität der Provinz zu repräsentiren.

Während der Begriff der Kirche, wie er von der heiligen

Schrift beschrieben, von den Symbolen bekannt, von der Geschichte erfahren, lediglich: als Gemeinde der Heiligen, als der schmale Weg, als die kleine Herde, von der Welt gehaßt (Matth. 10, 22.) zc. dasieht, während Paulus (Act. 24, 14.) behauptet, daß er „nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, diene also dem Gott seiner Väter,“ trachten namentlich die Gebildeten unter den Deutschen Christen möglichst danach, durch atomistisches subjektives Versteckspiel sich unter dem großen Haufen zu verlieren. Um nur der Schmach des Separatismus und der Sektirerei zu entgehen, trachtet Jeder danach, irgendwie mit der Majorität zu stimmen, und einen Höhepunkt zu erklimmen, von dem er bequem und vornehm auf das Parteiwesen herabblicken kann. Aber grade dadurch sind und bleiben wir mondsüchtige Separatisten. Am sonnenhellen Tage können wir uns nicht finden, weil wir uns mit der Laterne eine falsche Kirchlichkeit suchen, und bei Nacht kriechen wir einsam, wie Mondsüchtige, herum, rennen schlaftrunken gegen einander, wobei gelegentlich auch einer den Hals bricht. Denn allerdings gibt es auch kirchliche Seiltänzer, die sich auf selbstgewählte Weise ihren Weg schmal machen. Doch wir wollen versuchen, durch das nachfolgende etwas bunte und sehr defekte Mosaikgemälde uns deutlicher zu machen. Die etwas laienhafte Ausdrucksweise wolle der geneigte Leser durch damit erzielte Kürze entschuldigen. Möchte diese Gegeneinanderstellung auch ein Scherlein beitragen, der Mondsucht, der Schlaftrunkenheit und dem Laternenthum einig Abbruch zu thun.

### W a h r e s

### K i r c h e n t h u m

### F a l s c h e s.

Einheit, Einigkeit.

| Einerleiheit.

Ein Leib, ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe (ein Abendmahl, da Er's neu trinken wird mit uns in des Vaters Reich. Matth. 26, 29.).

| Eine Ceremonie (entgegen dem Art. 7. der Augsburgerischen Confession).

Nach Neander sagt „jenes alte Wort des großen Bako“: Die Verschiedenheit der Gebräuche bewährt die Einheit der Lehre.

Mancherlei Gaben, aber ein Geist. 1 Cor. 12, 4.

| Eine Habe, aber mancherlei Geister: schwarze, weiße, besonders graue.

Eine Gemeinde Gottes auf Erden unter allen Nationen, Farben und Zungen, die auch bei unterschiedenen Sprachen (Confessionen) sich verstehen (Göschel), weil sie Mitglieder der einen großen Pfingstgemeinde sind.

Babylon, die große, die Mutter aller Verwirrung, die es bei aller Eintönigkeit niemals zu einem Verständniß bringt, die nie das Einzelne zur allgemeinen Weihe führt, „wo es die herrlichen Accorde schlägt.“ Noch weniger kann jemals zwischen ihr und der Pfingstgemeinde Übereinstimmung stattfinden.

„So aber alle Glieder ein Glied wären, wo bliebe denn der Leib?“ 1 Cor. 12, 19.



## W a h r e s

## K i r c h e n t h u m

## F a l s c h e s

Eine Gemeinde Gottes, der von Christi Geist beseelte Leib, „der sich hält an das Haupt, aus welchem der ganze Leib durch Gelenke und Fugen Handreichung empfängt, dadurch aneinander sich hält, und also wächst zur göttlichen Größe.“

Ein tochter Leichnam, um den nur die Adler kreisen, und die verzehrenden Würmer einander Handreichung thun.

Eine Kirche sichtbar und unsichtbar zugleich, die als Geistes-theokratie erst droben zur vollendeten Erscheinung kommt (Lange). D. h. also eine und dieselbe Kirche hat eine sichtbare und unsichtbare Seite: die Einwohner der Stadt, die auf dem Berge liegt, und nicht verborgen seyn mag (Matth. 5, 14.), sind das Licht der Welt, obschon ihr Leben mit Christo in Gott verborgen ist. Col. 3, 3.

Zwei Kirchen: eine in Steinklumpen hausende Polizeianstalt, und eine so genannte unsichtbare, die nur als spukendes Gespenst ihr Daseyn (?) bekundet. Vgl. Rothe's Anfänge S. 100 u. f. w. und dagegen das Vorwort der Ev. K. Z. vom Jahre 1838.

Die Kirche, die Gemeinde Aller, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, „die nicht nur im Glauben versammelte, sondern auch für den Glauben sammelnde“ (Stahl), diese Heilsanstalt Gottes ist ein Concretum. Darum sagt Luther im großen Katechismus beim Artikel von der Kirche, daß es (communio) nicht Gemeinschaft der Heiligen, sondern: „recht Deutsch zu reden sollt es heißen eine Gemeinde der Heiligen, das ist, eine Gemeinde, darin eitel Heilige sind, oder noch klarlicher, eine heilige Gemeinde.“

Die Kirche ist ein Abstraktum, und so in concrete Steinmassen hineingebannt, daß man ihr nur auf dem Wege der abstrahirenden Abstraktion nahe kommen kann.

Ächter Separatismus (fälschlich Separatismus geschimpft), das Ringen eines Gliedes einer Körperschaft, die ganze Herrlichkeit des Leibes Christi wenigstens nach einer Seite oder im kleineren Kreise sichtbar darzustellen, da es nach allen Seiten oder im großen Kreise wegen Verdunkelung der Sünde nicht möglich ist. Daher die relative Nothwendigkeit im ersteren Fall der getrennten Confections-gesellschaften (tiefere Entwicklung der ganzen Herrlichkeit des Wortes und Sakraments) — im letzteren Fall der Dissenters (strengere Kirchenzucht), die aber dadurch daß sie sich als Concenters concentriren auch wieder, in Beziehung auf eine höhere Einheit, als Consenters consentiren. Grade um das Salz für alle Völker der ganzen Erde sorgfältig bewahren zu können, wurde das Volk des Alten Bundes herausgesondert und abgeschlossen. Das hohe Lied ist (unter Anderem) eine begeisterte Lobpreisung des ächten Separatismus „des Weges, den sie eine Sekte heißen,“ und dem aller Dingen widersprochen wird.

Falscher Separatismus (richtig so genannt), das selbststüchtige Trachten eines Gliedes, die Herrlichkeit eines vergeistigten Gottesreichs bloß für sich einzunehmen, das dann auch nur im Reich der Phantasie eine Realität hat, während der sichtbare Leib, die Gemeinde, in Atome zerseht, zuletzt zur völligen Unsichtbarkeit zusammenschrumpft. Daher Verachtung des hörbaren Predigtamts, des sichtbaren Sakraments, und der Kirchenzucht wie bei allen philosophischen Schwärmern. Auch die von Stahl (Kirchenverfassung S. 33.) bezeichnete falsche pietistische Richtung gehört hierher: „das Geltendmachen der unsichtbaren Kirche, richtig aufgefaßt der Einzelfrömmigkeit, die Gleichgültigkeit gegen den Verband, gegen die äußere Gemeinschaft, gegen die bestimmte Conception des Bekenntnisses.“ — Andererseits sind es die Nottengeister, die zwar auch im Geist anfangen, aber nicht im sichtbaren Leibe der Kirche, sondern im Fleisch vollenden und den Weg alles Fleisches wandeln.

Also auch:

Freie Regung zur abschließenden Bildung von Gesellschaften jeder Art: für Erbauung, Bibel, Mission, Mäßigkeit, Predigervereine für praktische Theologie, die, wenn sie gesund sind wie in England, wiederum die ganze Kirche erfrischen und zur wahren Union führen.

Dagegen warnt die Welt:

„Den Frommen glaubet mir  
Ist alles ein Wehifel:  
Sie halten auf dem Blocksberg hier  
Gar manches Conventikel.“

(Faust 2ter Thl.)

Wer die Wölfe in Schafskleidern fliehend von dem großen Haufen der Namenschristen zurückgestoßen ist, aber in Liebe zu einem rechtschaffenen Seelsorger gezogen mit den nächsten Brüdern in Christo verbunden bleibt, und im lebendigen Zusammenhange mit der ganzen Gemeinde Gottes auf Erden, und ihren

Wer die ihm nahen lebendigen Glieder der Gemeinde Gottes ignorirt, besonders wenn sie arm und gering sind, und sich dafür durch einen erträumten Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen der Kirche trösten will, ist bei allem Renommiren mit ächter Kirchlichkeit: doch ein Separatist! „Wer sei-

Heilsanstalten lebt, — ist kein Separatist, welchen Sekten- und Winkelnamen die Welt ihm auch geben mag. Dieser von der Redaktion der Ev. K. Z. bei Gelegenheit des Hallischen Streites sehr gebilligte „lofale Separatismus“ ist auch für das Kirchenregiment das wirksamste Mittel, diese Wölfe nach Lehre und Wandel in Schranken zu halten. Darum ist aber das richtig verstandene „extra ecclesiam nulla salus“ der Katholiken, und das „damnant donatistas“ der Protestanten doch richtig. Die ewige Liebe, die ihre Himmelsgabe nicht von der Würdigkeit der Menschen abhängig macht, verlangt wiederum nur, daß wir gegen die unwürdigen Gefäße nicht gleichgültig seyn sollen. Daher das: *impii doctores deserendi sunt* der Apologie. Und insonderheit gilt für Gemeinsamkeit am Sakrament 1 Cor. 10, 17. „Denn ein Brodt ist es, so sind wir viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brodtes theilhaftig sind.“

nen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben den er nicht siehet.“ Er verläugnet handgreiflich den Artikel: ich glaube eine Gemeinde der Heiligen. Diesen im Nebel des Kirchenthums verhüllten spiritualistischen Separatismus findet man sehr häufig bei den Predigern großer Städte, bei hochgestellten Kirchenbeamten und bei allen Verächtern der Kirchenzucht.

Die ewige Liebe, die ihre Himmelsgabe nicht von der Würdigkeit der Menschen abhängig macht, verlangt wiederum nur, daß wir gegen die unwürdigen Gefäße nicht gleichgültig seyn sollen. Daher das: *impii doctores deserendi sunt* der Apologie. Und insonderheit gilt für Gemeinsamkeit am Sakrament 1 Cor. 10, 17. „Denn ein Brodt ist es, so sind wir viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brodtes theilhaftig sind.“

Kurz: Liebe deinen Nächsten.

| Liebe deinen Fernsten, und träume daß er dir nahe ist!

August Hermann Franke, der doch bekanntlich kein „Separatist“ war, sagt in seinem Nicodemus: „Ein heuchlerischer Bauchdiener meint, er werde verachtet, wenn man bei einem Anderen, als bei ihm, die Erbauung sucht, und noch mehr, wenn man sagt, daß man bei einem Anderen mehr Erbauung, als bei ihm, gefunden habe. — Sollte wohl ein verständiger Hirte klagen, er werde verachtet, wenn ein anderer ein verirrttes Schäflein wieder zu seiner Heerde brächte? Es liegt mehr daran, daß deine Seele errettet wird, als daß ein ehrfurchtiger Prediger seinen Respekt behalte. Er bekehre sich selbst, und predige mit Kraft und Erweisung des heiligen Geistes, so werden die Schafe bald seine Stimme kennen und ihm nachfolgen. — Wenn man aber einen unnützen Wäscher hält für das, was er ist, so darf er nicht klagen, daß er verachtet werde. — Wenn du aber aus Menschenfurcht an den neidischen und ehrfurchtigen Bauchdienern hangst, und um ihrer Gunft willen deiner Seelen wahre Erbauung versäumst; dann bestet du andere Götter an, und dienest den ohnmächtigen Götzen, die in Sünden todt und kahle unfruchtbare Bäume sind. Suche deine Erbauung, so gut du kannst, und führe dein Christenthum ohne Scheu; die Welt laß immer murren. — Wer einen solchen Lasterer hört, der höret (in seiner Lästerung) nicht Christum, sondern den Teufel. Darum soll sich Niemand vor dem Pochen eines fleischlichen Predigers fürchten, sondern seiner Seelen Heil aufs Beste suchen, und sich nach aller Möglichkeit erbauen. Es kann ihm den Schaden Niemand und Erbauung versäumt.“

Kirchenthum nicht *table d'hôte*, sondern *à la carte*. So sehr häufig in Berlin und anderen großen Städten. Am Sonnabend oder Sonntag früh wird der Kirchenzettel aus dem nächsten Materialladen geholt und gefragt: Na! wer wird predigen?! — Wie die Sache nun einmal bei der Auflösung der Gemeindeverhältnisse in Berlin steht und liegt, können wir eine Wahl nicht verwerfen, die der warmen, gesunden und nahrhaften Speise vor der kalten, ungesunden und schwachen den Vorzug gibt. Aber sehr traurig ist es, wenn auf dem Kirchenzettel wie zwischen Spickaal, Pasteten, Caviar, Froschkeulen und Apfelsinenkalttschaale herumgesucht wird, und in diesem Sinne die Predigten nachher bemäkelt werden. Das sind aber grade die Leute, die zusammenschauern, wenn vom Separatismus die Rede ist, und die als Beamte gewöhnlich für die Landgemeinden einen unbedingten Kirchenzwang in Anspruch nehmen. Separirt doch erst den Balken aus eurem eigenen Auge, wenn ihr von Separatismus mitreden wollt!

Eine erweckliche Erfrischung dagegen ist es für festbegründete Gemeinden, wenn sie ab und zu von fernen Geistlichen besucht werden. Mancherlei Gabe in demselben Geiste. Die Missionsfeste sind auch in dieser Beziehung eine herrliche Anbahnung an das apostolische Vorbild der ersten Gemeinden; es sind wahre Unionsfeste.

Es kann ihm den Schaden Niemand ersetzen, wenn er einem Anderen zu gefallen seine Befehrung

(Fortsetzung folgt.)

## N a c h r i c h t e n .

(England.) (Schluß.) Später schreibt derselbe: „Gestern früh ging ich wie gewöhnlich nach den Hütten von „, etwa sechs (Englische) Meilen von „. Dort habe ich immer zwanzig bis vierzig Eisenbahnarbeiter, welche meine aufmerksamen Zuhörer sind. Ich verleihe Schriften unter ihnen; und sie freuen sich immer, außer wenn sie gezwungen sind, des Sonntags zu arbeiten, mich unter sich zu sehen. Gestern, Sonntag, als ich noch eine

(Englische) Meilenweite entfernt war, sah ich zwei Männer bei der Arbeit; sobald sie mich sahen, hielten sie inne, und schlichen sich beschämt hinweg. Eine Meile weiter hatten einige eben aufgehört zu arbeiten, und etwa dreißig standen noch da, um gleichfalls anzufangen. Ich kam hin und machte ihnen ernstliche Vorstellungen, und Viele hörten auf und erklärten, sie wollten es nicht wieder thun. Sie setzten sich neben mich, und ich konnte über ihr ewiges Heil mit ihnen reden. Funfzehn jedoch fügten, meiner Vorstellungen ungeachtet, vor meinen Augen wieder an



zu arbeiten. Darauf trat ich an den Führer heran, und sagte ihm: „Ich halte es für meine Pflicht, Euch morgen wegen Verletzung der göttlichen und menschlichen Befehle zur Verantwortung zu ziehen; hört Ihr nicht auf, so citire ich Euch morgen vor die Obrigkeit.“ Der Führer hörte sogleich auf, und Alle folgten nach und gingen nach Hause. Darauf vertheilte ich Schriften, ermahnte sie zur Heiligung des Sonntags, und zum Besuchen der Eisenbahnkapelle zu \*\*, was Viele auch thaten, und verließ sie. Dies ist ein Beispiel aus vielen von meinen kriegerischen Unternehmungen gegen die Sonntagsentheiligung. Der Besuch der Eisenbahnkapelle zu \*\* ist jetzt recht zahlreich. Gestern Nachmittag sah ich an dreißig Leute in den Eisenbahnkleidern; einige kamen aus den Hütten, die zwei (Englische) Meilen weit liegen. Abends waren noch viel mehr da, wenigstens fünfzig, ein Anblick, der mir reichlich alle meine Mühe belohnt.“

Folgendes ist ein Auszug aus einem höchst ansehnlichen Berichte von einem Eisenbahn-Kaplane in der Nähe von Brighton. „Die bei dem Bau der hiesigen Eisenbahn angestellten Leute, unter denen ich in vieler Schwachheit den Samen des Evangeliums ausstreue, fann man im stärksten Sinne des Wortes „tödt in Übertretungen und Sünden“ nennen. Sie leben in großer Zahl ganz außerhalb des Einflusses einer benachbarten Christenheit, indem ihre Zahl weit größer ist als die der Einwohner dieses wilden, schönen Landstrichs; darum bestärken sie sich so recht im Sündigen, und das Land seufzt unter ihrem Fluchen, Lästern, Saufen und Entheiligen des Sonntags; sie leben „ohne Gott in der Welt.“ Ihre schwere Arbeit setzen sie als eine Entschuldigung ihrer Ausschweifungen an, indem sie oft sagen: Das wäre doch hart, wenn wir uns gar keine Erholung sollten machen dürfen. Sie und da gibt es jedoch auch einige erfreuliche Ausnahmen unter ihnen. Möge der Herr der Erndte die Bemühungen seines Knechtes, auf diesen unfruchtbaren Acker den Samen des ewigen Lebens auszustreuen, segnen! Es ist ein recht harter, steiniger Boden; doch säen wir auf Hoffnung; und hoffen, daß am großen Erndtetage wir doch finden werden, daß sie und da ein Körnlein aufgegangen ist. Durch die gütige Unterstützung des Bischofs der Diocese, so wie des Grafen v. Egham und Anderer, wird jetzt an dem Tunnel bei \*\* ein Gebäude errichtet, wo Sonntags eine Bevölkerung von sechshundert, Wochentags von tausend sich aufhält, was zur Sonntagschule dienen soll. Dort wird auch Gottesdienst für die dortigen Arbeiter gehalten werden. — Nun will ich noch einige Vorfälle berichten, welche unter den Eisenbahnarbeitern mir begegnet sind. Eines Tages ging mich ein Mann an der Bahnlinie um ein kirchliches Gebetbuch an; als ich es ihm Tags darauf brachte und ihm sagte, der Preis sey 1 Schilling 2 Pence, gab er mir 4 Pence mehr, und sagte, das solle die Gesellschaft haben, die ihm die Bücher schicke. Dieser Mann besucht die Sonntagsbauernstunden regelmäßig, und gibt mir viel Hoffnung. Da ich einst mit einem Minirer über die Sünde der Gottesdienstversäumniß sprach, sagte er: „Wozu sollen wir Nachmittags in die Kirche gehen, wenn wir doch den Abend nachher uns betrinken?“ Als ich ihm die Sünde der Trunksucht vorhielt, sagte er: „Ich weiß, es ist unrecht; aber ich muß trinken mit meiner Abtheilung. Vor neun bis zehn Jahren trank ich nie einen Tropfen, damals gab man oft mir Geld, um in's Wirthshaus zu gehen, und ich schlug es aus; nun aber trinke ich mehr als alle die Anderen.“ Bald darauf sagte er: Ich bin der größte Sünder. Darauf, als ich ihn

fragte, ob er denn keine Angst empfinde, mitten in seinen Sünden ohne Buße und Vergebung zu sterben? erwiderte er: „Ja, ich habe oft darüber Angst; wir, die wir oft in dem Tunnel in Lebensgefahr sind, sollten ganz besonders daran denken; ich muß mich zuletzt auf Gottes Barmherzigkeit verlassen.“ Als ich ihm dann sagte, es gebe kein Erbarmen für ihn, ohne durch Jesum Christum, denn außer Christo sey Gott ein verzehrendes Feuer für die Sünder, schien er betroffen, und schwieg eine Weile. Dann legte ich ihm mit Freude den ganzen Weg zur Seligkeit durch Christum vor, und drang in ihn, er möge Vergeltung der Sünden und Verschönerung mit Gott durch ihn suchen. Er erwiderte, er wolle anderwärts sich Arbeit suchen, denn an der Eisenbahn könne man nichts Gutes thun, da man unter so schlechten Menschen stecke. Diese Gedanken habe ich recht oft zu bekämpfen. Viele arbeiten auf der Bahnlinie, die früher einige Gottesfurcht hatten, aber jetzt alle verläugnen, Menschen, welche das Evangelium kennen, und von der Erlösung mit sprechen können auf schriftmäßige Weise, aber durch ihr Leben im schroffen Gegensatz dagegen stehen. Als ich mit einem Arbeiter von den Lastern sprach, denen so Viele unter ihnen sich hingaben, sagte er: Ach, ich kenne Viele unter diesen, die früher fromme Leute waren, und keiner mehr als mein eigener Sohn, aber diese Bahn hat sie Alle zu Grunde gerichtet.“

Ein Archidiaconus (d. h. in der Englischen Kirche der nächste Geistliche nach dem Bischof, der über einen Theil der Diocese unter ihm eine Jurisdiktion hat) schickt folgenden Brief eines Geistlichen der Gesellschaft ein: „In meinem Kirchspiel hat auf der Errichtung neuer Gottesdienste und Kirchen vielleicht der größte Segen gelegen, der wohl irgendwo anzutreffen seyn dürfte. Fünfhundert und siebenzig Kinder besuchen sonntäglich die Kirche und die Sonntagschulen, zweihundert und achtzig die täglichen Schulen, die früher alle wild herumliefen. Sie kamen aus der Nachbarschaft; die Eltern, die früher fast alle Dissenters waren, sind dankbar dafür, sie unter die Aufsicht der Kirche zu stellen, und außerdem noch ihren täglichen Unterricht zu bezahlen. Und nun vergleichen Sie damit den Zustand von \*\*, wo keine neue Kirche gebaut ist. Hier ist ein Verbrechen über das andere vorgefallen, und darunter einige besonders schreckliche, während an dem ersten genannten Orte seit zwei Jahren Niemand arretirt worden ist. Hier sind Nachts in den Wirthshäusern oft Schlägereien und Tumulte, dort kommt dies äußerst selten oder nie vor. Hier sind zwölf Bierschenken und öffentliche Orte, dort, wo eine größere Bevölkerung ist, und zwar von derselben Klasse (Kohlenarbeiter und ähnliche) nur fünf. Beide Dörfer liegen nur anderthalb (Englische) Meilen auseinander, und wir dürfen uns dreist in obiger Hinsicht auf das Urtheil der obrigkeitlichen Personen berufen.“

Sollte es zu hoffen seyn, daß in unserer erstorbenen Kirche so viel Gemeininn sich regte, daß die Christen an ihre verlorenen und zerstreuten Brüder um sie her denken, so wäre namentlich auch der Zustand der Eisenbahnarbeiter unter uns der ernstesten Beachtung werth. Wäre es nicht zu hoffen, daß ernstgesinnte Geistliche uns mit Nachrichten über den Zustand, in welchem sie innerhalb ihrer Kirchspiele sie angetroffen, versähen? Es würde daran, bei dem zu hoffenden Erwachen des christlichen Gemeinfinns, vielleicht manche heilsame Unternehmung sich anknüpfen lassen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 11. September.

N<sup>o</sup> 73.

## Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums.

(Fortsetzung.)

W a h r e s

K i r c h e n t h u m

F a l s c h e s.

Was die Welt Sektenwesen nennt, ist gewöhnlich nichts Anderes, als die Knechtsgehalt des Christenthums in seiner verborgenen Concentration. Niemand hat mehr Interesse an der essentiellen Wohlerhaltenheit dieser Abgeschlossenheiten, als gerade die Landeskirche. Wie heilsam der wechselwirkende Wettstreit zwischen ihr und den kleineren Kirchenparteien wirkt, zeigt das Beispiel von England. Besonders aber, wenn die Landeskirche bei der ihr verordneten intensiven Weltheroberung in den weiten Wüsten der Erde, dem Verirren und Verschmachten nahe ist, findet sie in diesen Oasen Erquickung. Darum baute der große Kaiser (und seine Nachfolger) Klöster, der die Völker mit dem Schwerdt in's Taufwasser trieb!

Die aromatischen Essenzen des Separatisten Thomas aus Kempen werden noch nach Jahrhunderten Unzähligen aus allen Ländern Europas unter die Nase gehalten, die in dem rauhen Wege der Nachfolge Christi ohnmächtig werden. In einem Klosterwinkel lagen die Schriften, in denen der weltbeschattende Baum der Reformation seine ersten Wurzeln ankeimte. Rühnlich groß wurde das gottselige Geheimniß einiger Mystiker, eines Tauler und der Deutschen Theologie. Aus der Sekte der Augustiner entstand der Eroberer von halb Europa. Ja noch jetzt sind es die sogenannten separatistischen und sektirerischen Mystiker, auch aus der großen Katholischen Kirche besonders zusammengetretene Gemeinschaften und Orden, die auf den fernsten Inseln des Oceans und in den Wäldern Amerikas die Fahne des Kreuzes aufstecken. Darum prangt auch das verfluchte Holz, an dem einst einige Sektenhäupter und Mädelsführer „der Sekte, der aller Orten widersprochen wird,“ gerichtet wurden, hoch auf allen Kirchen der Erde, und ist das höchste Ehrenzeichen der Brust!

Also: — die wahre Ehre der Kirche kommt:  
recta vom Hochgericht!

(Vgl. in Möser's patriot. Phantasien den Aufsatz: „Der Galgen ist für uns und unsere Kinder.“)

Die ächten Separatisten sind die Stammväter der umfassendsten Union. „Die Einsame hat viel mehr Kinder, denn die den Mann hat.“ Jes. 54, 1. Grade das Extrem des Separatismus, wo der Heiland ganz allein und verlassen zwischen Himmel und Erde hing, bezeichnet er als den Unionsmoment, wo er sie alle zu sich ziehen will.

und Richter berechnen läßt. Auch braucht wohl kaum angeführt zu werden, wie sehr dieses hohle, ausgeleerte Kirchenthum auf dem politischen Gebiete seine correspondirenden Erscheinungen hat.

Was die Welt heutzutage Pietismus nennt, ist gewöhnlich nichts Anderes, als die Knechtsgehalt des Christenthums ohne alle religiöse Toilette. Wenn die Kirche dem Rufe folgt Matth. 5, 29.: Ärgert dich aber dein rechtes Auge, deine rechte Hand, reiße es aus, haue sie ab, so wird sie durch Einäugig-

Was die Welt Kirchlichkeit nennt, ist gewöhnlich nichts Anderes als ein großes, stehendes Wasser, das bereits zum Sumpf geworden ist. Gewöhnlich, wenn es fünfzig Jahre gestanden hat, steigen Irrelichter auf; und wo das Nias ist, da sammeln sich die Adler.

O China, du bist das Land, das von diesem sumpfigen Meere umspült wird! O du himmlisches Reich der wahren richtigen, Alles umfassenden Mitte, ja wir kommen mit unserem Opium schon zu dir, um dann ungestört in deinen Armen zu ruhn!

Und doch fürchtet der Kaiser dieses im Fleisch erstarrten Mittelreiches, nach der bekannten Bußproklamation vom Jahre 1832, den Zorn des Himmels, weil man bei Verfolgung der keßerischen Sekten die Unschuldigen mit verfolgt haben könnte.

In einem Reformation seine ersten Wurzeln ankeimte. Rühnlich groß wurde das gottselige Geheimniß einiger Mystiker, eines Tauler und der Deutschen Theologie. Aus der Sekte der Augustiner entstand der Eroberer von halb Europa. Ja noch jetzt sind es die sogenannten separatistischen und sektirerischen Mystiker, auch aus der großen Katholischen Kirche besonders zusammengetretene Gemeinschaften und Orden, die auf den fernsten Inseln des Oceans und in den Wäldern Amerikas die Fahne des Kreuzes aufstecken. Darum prangt auch das verfluchte Holz, an dem einst einige Sektenhäupter und Mädelsführer „der Sekte, der aller Orten widersprochen wird,“ gerichtet wurden, hoch auf allen Kirchen der Erde, und ist das höchste Ehrenzeichen der Brust!

Also das eitle Jagen der Kirche nach weltlicher Ehre und Größe führt:

recta in den Sumpf.

Die hohlen Hochkirchlichgefinnten sind die Stammväter des zahlreichsten und elendesten Separatismus, der je erfunden werden kann: des Atomismus. So viel Kirchenmänner, so viele Sekten! Jedoch näher betrachtet sind es nur Nullen, die aber für ihre Wichtigkeit so exaltiert schwärmen, daß man sich vergebens abmüht, ihnen irgend eine Zahl vorzusetzen. Es ist ein Spiritualismus, der sich nicht einmal nach Graden von Tralles

„Und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.“ Matth. 5, 29. 30.

so wird sie durch Einäugig-



## W a h r e s   K i r c h e n t h u m .

keit, Einhändigkeit unbefristet: einseitig, verstümmelt und häßlich, und man muß der Welt ein gewisses Recht einräumen, sich davor zu entsetzen, den Sekonde-Lieutenants, über die „Gefahren des hereinbrechenden Pietismus“ zu klagen, den Mortimers, der dumpfen Predigtstube zu entfliehen. Besonders muß man dem ersten Eindruck seinen Spielraum gewähren. Man kann von Jemand, dem eine Kreuzspinne über's Gesicht läuft, nicht verlangen, sofort poetische Betrachtungen über's Kreuz anzustellen.

Die Kirche kann zwar einiges thun, um durch eine sorgfältige Toilette Verstümmelung und Mängel zu bedecken. Wenn sie von Liebe getrieben auch mal auf der großen Bühne der Welt erscheint, um auch dort zu retten, was sich will retten lassen, so mag sie den ihr beschiedenen Antheil an Kunst u. dahin nehmen. Aber das wird nie ganz hinreichen. Jemand, der z. B. einen ganzen Saal voll Bilder überschlägt, weil sich darunter unzüchtige Gemälde befinden, wird einem allseitigen Kunstkenner stets als eine langweilige Einseitigkeit gegenüberstehen. Es ist auch richtig: ein altes Mütterchen, das mit der Brille auf der Nase und mit einer heiseren Fistelfstimme sich ihr Liedchen aus dem Gesangbuch heraussingt, ist keineswegs so anmuthig anzusehen, wie die Amazone von Kiff. Wenn Schiller mit Recht den seelenlosen Feuerball unserer Weisen gegen Helios, der in stiller Majestät seinen goldenen Wagen am Firmament einherlenkt, zurücksetzt, so kann der zer Schlagene und verspieene Menschensohn, der selbst in seiner größten irdischen Herrlichkeit nur auf dem Füllen der lasibaren Eselin einherzog, sich noch viel weniger mit ihm messen. Der Schönste unter den Menschenkindern, der nur für das wiedergeborene, für das wahre Geistesauge sichtbar ist, kann mit den Göttern Griechenlands, wie sie menschliche Phantasie sich zusammengelogen und in glattem Marmor zu einer reinlichen Anschauung gebracht hat, nicht in die Schranken treten! Darum ruft die Kirche Allen, die für sie eine Flitter- und Flattererschönheit erborgen wollen, zu:

„Warum willst du denn, o Menschensohn,  
Zwischen Sein und Schatten  
Balb dich mit der Erde Thon,  
Balb mit Himmel gatten.“

und:

„Wenn also die Liebe der niederen Lust  
Das Herz dir mit Macht zu entreißen gewußt,  
So stauue nicht, wenn, wer die Wesenheit trinkt,  
Kopfunter in Bluthen des Wesens versinkt.“ (Tholuck's Blüthen-samml.)

„Sucht doch was Bessres für die Seele  
Und gebt der Welt das Ihr hin.“!

Es bleibt also der Kirche nichts übrig, als in dieser Beziehung ihre Häßlichkeit einzugestehen, aber mit ihrer Verstümmelung kein Schaugepränge zu treiben, vielmehr eine keusche Zurückgezogenheit zu behaupten. Dadurch bekommt sie aber wiederum eine sektirische Färbung, und Sekte, Separatismus sind abermals die Schimpfnamen, auf die sie mit Recht Anspruch machen kann. — O Christen, lernt doch aus dem hohen Liede, daß das inwendige Leben der Christen glänzt, wenn gleich sie von außen die Sonne verbrennt:

„O Jesu verborgenes Leben der Seelen  
Du heimliche Pterbe der inneren Welt,  
Gib daß wir die heimlichen Wege erwählen  
Dieweil uns die Larve des Kreuzes entstellt!“

## W a h r e s

## K i r c h e n t h u m

## F a l s c h e s .

Die Lutherische Kirche ist bekanntlich nur die durch Protestiren und Separiren vom Romanismus gereinigte Katholische Kirche, oder anders ausgedrückt, die gereinigte gliedliche Seite des Leibes der Kirche. Die Lutherische Kirche kam nur zum Leben, indem sie dem Rufe folgte: „Gehet aus von ihnen, sondert euch ab, und rührt kein Unreines an!“ Sie lebt aber nur kirchlich durch Katholicität. Obschon die Katholische Kirche die Lutherische Kirche mit Recht und mit Unrecht nur für eine Sekte hält, obschon sie, den göttlichen Schatz im irdischen Gefäß der Geschichte tragend, sich schmachtvoller Weise nach einem Menschen nennt, so ist Verf. doch voll Dankens und Ruhmens, daß er schon von Kindesbeinen an der Lutherischen Kirche angehört, weil sie zwischen der Abgeschlossenheit und Katholicität eine wahr-

Die Reformirte Kirche schöpfte aus der Quelle möglichst ohne das Gefäß der Geschichte, und ist auch noch jetzt mit den unmittelbaren Organen der Quelle zugewendet. (Vgl. Ranke's Deutsche Geschichte 3ter Band, besonders S. 78 u. 86.) Aus Mangel an Katholicität ist sie aber, als Ganzes betrachtet, nur ein Complexus von Sekten. Max Göbel (in seiner „Eigenthümlichkeit der Luth. und Reform. Kirche“) zählt in Edinburg sechzehn, in Glasgow sechs und zwanzig Kirchenparteien. Es ist allerdings nicht gut, daß es so ist, und wir haben darum auch die Reformirte Gespaltenheit, der Lutherischen Phalanx gegenüber, auf die Schattenseite unseres Gemäldes gestellt. Aber wir haben oben den Separationen und Sekten ihre relative Würdigung zu geben versucht. Wer also in Edinburg und Glasgow

haftige Mitte behauptet. Wie sehr diese Kirche nach Innen, in den Wald vor den Bäumen nicht sehen kann, hat nicht die rich-  
dogmatischer Beziehung die geistige Mitte vermittelt, ja schon tige Kirchenbrille aufgesetzt.  
vor der Union eine Unionskirche ist, ist neuerdings von geist-  
reichen Theologen für- und gegen einander behauptet und nachgewiesen worden. Wir aber freuen uns für heute, daß dieses herr-  
liche Tempelgebäude seine Ahnenlinie durch die wahren Christen aller Zeiten und Länder, ja durch die ganze Schaar von Blut-  
zeugen zu dem Petrus hinaufführt, der mit seinen Fußthränen auf dem ewigen Felsen die Kirche der Glaubensgerechtigkeit  
gründete, an der die Pforten der Hölle zerschellen, und zu der die ganze Wolke von Zeugen gehört, die uns Paulus im Hebräer-  
briefe beschreibt.

Was für eine katholische universale Liebe gehört nicht dazu, O du engherziges, kaltes, indifferentes Jahrhundert, wo  
sogar die „Mahometisten“ als Ketzer zu verwerfen?! Art. 1. ist deine Thräne, wo ist dein Anathema für die abgefallenen  
der Augsb. Confession. Brüder!

Also lebendige Regung der Gliedlichkeit ist noch kein schlech- Die Unregsamkeit aller Glieder zeugt vom Schlaf, ja vom  
ter Separatismus. Grade das starke Hervortreten (oder Zurück- Tode des Leibes, und ist eine schlechte Kirchlichkeit. Eben so  
treten) eines Gliedes zeugt in der Regel von dem Leben des sind organische Glieder des organischen Leibes durch Amputation  
ganzen Leibes. Es ist also z. B. auch kein unnützes Seffen- gleich dem Tode verfallen. Der lebendige Zusammenhang mit  
gezänke, wenn der Arm das Ellserrauge am Fuß wegschneidet, den wahren Christen aller Zeiten und Parteien ist das Krite-  
damit der ganze Leib besser fortkam, u. s. w. rium für die Lebensfähigkeit einer Kirchenpartei oder Sekte.\*)

Also in Summa:

„Fürchte dich nicht, du kleine Heerde!“

„Gewiß, klug ist das nicht, aber es ist groß!“

(Ranke, Deutsch. Gesch. Bd. 3. S. 186.)

Groß ist die Diana der Pausch- und Bogen-Christen- heit!

„Denn der Weg ist breit, der zur Verdammniß führt und Viele sind es, die ihn wandeln.“

Wahre und tiefe Ehrfurcht vor der Obrigkeit als Trä- Unseren Liberalen, die außerdem meist einen wahren Ab-  
gerin des göttlichen Gesetzes, dessen Abglanz das menschliche scheu vor der Heiligkeit haben, sagen: die Person des Fürsten  
seyn soll. muß geheiligt werden; und das Testament des absolutistischen  
Kaisers von China nennt den Thron „ein göttliches Möbel.“

Unter dem wirksamen Schutze der Obrigkeit wird die Knechtschaft unter der todten Maschinerie des Absolutismus.  
Kirche durch den Geist Gottes regiert. Daher lebendiger Dr- „Schreckt sie alles gleich, das eine Tiefe hat, ist ihnen nir-  
ganismus. gends wohl, als wo es recht flach ist.“ Max Piccolomini.

Die Kirche der Protestanten wird recht eigentlich durch ein Das bekannte Räthsel, das an der Kurfürstl. Sächsischen  
großes Wunder regiert. Bei aller Zerspalttheit ist ihr Herr Tafel ein Protestant einem Römisch-Katholischen aufgab:  
„dennoch ein König.“ Alles Kirchenregiment kann sich nur Wo ist Gott nicht?  
darauf beschränken, bequeme Standpunkte zu gewinnen, von Antwort: In Rom, denn da hat er einen Stellvertreter.

Keine mechanische Trennung von Kirche und Staat, die Identität der Kirche und des Staats. Der Staat ver-  
auch nicht mal in dem unhistorischen Nordamerika völlig zu schlingt die Kirche, aber sie macht ihm Bauchgrimmen. Oder  
Stande gebracht werden kann, sondern: die Obrigkeit das Gesetz, die Kirche verschlingt den Staat, und darum fragt Luther  
die Kirche das Evangelium. Die Symbole der Lutheraner strei- (gr. Katech. 7tes Gebot): „Ja wo bliebe das Haupt und ober-

\*) Würde die hochbegnadigte Brüdergemeinde, diese vorzüglichste Deutsche Nase des achtzehnten Jahrhunderts, bei ihrer Abgeschlossenheit, bei ihrer (— leider! doch wir behaupten ja, daß man von einem Gliede nicht alles verlangen kann —) mangelnden Polemik wohl bestehen ohne ihre rühmlichen Missionen und Societäten, ohne die Zusammenkunft fremder Prediger in Herrnhut, ohne Gemeinsamkeit der Augsburgerischen Confession etc. etc.?



## W a h r e s

## K i r c h e n t h u m

## F a l s c h e s.

ten bekanntlich nur gegen den Übergriff der Kirche in den Staat; die Reformirte Kirche, besonders durch ihre Dissenters, bekämpft bekanntlich diejenige Richtung, welche die Kirche zu einer bloßen Staatsanstalt herabwürdigen will. Wie wichtig ist es also, daß beide sich auf die rechte Weise die Hand reichen.

gen Abstraktionen der Hegelischen Kirche. Da aber die ganze sehr, ob auch das Feuer so lange warten wird, bis der Entwicklungs- und Verbaunungsprozeß der vom Staat verschlungenen Kirche gehörig beendet ist.

sier Schutzherr aller Diebe, der heilige Stuhl zu Rom mit aller seiner Zugehöre, welcher aller Welt Güter mit Dieberei zu sich bracht, und bis auf diesen Tag inne hat?" Also in beiden Fällen: „dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere die entgötterte Natur“ und läuft auf ein recht terrestrisches Territorialsystem hinaus. Dies ist auch der Schauplatz für die wolki-

Erde bekanntlich zum Feuer aufgespart wird, so fragt es sich

Symbolische Bücher, die sich organisch und historisch erweitern und erläutern. Nach Sartorius sind sie die Antwort der Gemeinde auf das vom Himmel gekommene Wort. Und Stahl sagt: Das Bekenntniß der Kirche gründet sich schlechterdings nicht auf das Ansehen einer äußeren formalen Gewalt, sey es hierarchischer Oberer, sey es der Stimmenmehrheit; es ist das Werk des innerlich wirkenden Geistes, der in besonders berufenen Epochen die Kirche als ein geistiges Ganzes zur Ablegung solchen Zeugnisses antreibt. Darum ist eben das Bekenntniß der Kirche nicht ein Gesetz, sondern es ist ein Zeugniß!

Landesherrliche Erlasse, die sich leicht widersprechen können, und aus denen sich eben sowohl ein papierener Papst entwickeln kann, — und der, wenn er jemals ohne Dogma mit der zugleich Ja und Nein-Theologie die Kirche regieren wollte, der furchtbarste Tyrann und Antichrist seyn würde.

NB. Bibel und Symbole stehen sich nicht entgegen, sondern in einander. Bei Gelegenheit, wo man sonst Symbole und Kirchenordnungen citirte, beruft man sich jetzt nicht etwa auf die Bibel, sondern man buchstäbelt am Buchstaben von Verordnungen, die ihrem Geist nach keinen Anspruch auf Landesgesetzlichkeit haben.

Toleranz, d. h. christliche Weisheit und Milde, gegen Irrende von einem festen Standpunkte aus, nur nicht gegen den Eißbruch.

Indifferentismus, nur nicht gegen thatkräftiges Christenthum.

Nach Offenbarung 3, 15. 16. ist nicht Haß, sondern Gleichgültigkeit der Gegensatz, der Tod der Liebe.

Nicht mal ein ordentlicher Streit, geschweige Liebe!

Daher:

„Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,  
Gib meine Jugend mir zurück.“ (Faust.)

Daher:

„Ich fühle mich getrieben  
Den ärgsten Feind auf's Bärtlichste zu lieben.“  
(Schiller's Feindliche Brüder.)

Also die beiden, der Christenheit abhanden gekommenen, kaum noch dem Namen nach bekannten christlichen Tugenden: „Eifer und Rache“ (2 Cor. 7, 11.) müssen wieder gefunden werden.

„Gelehrte treiben fort ihr Spiel  
mit dem bewußten Federkiel.“  
(Clausius.)

Das bekannte Coloniche Gesetz: wo Bewegung, keine Neutralität, jedenfalls Partei! sollte nirgend mehr gelten als in der Kirche.

„Friede, Friede wo doch kein Friede ist.“

„So ein Glied leidet, leiden alle Glieder.“

So ein Glied leidet, bekommen alle Recensenten Stoff!

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 15. September.

N<sup>o</sup> 74.

## Das Geheimniß der Communion.

Tanto è santo, mirabil e divino  
Questo mistero e santo Sacramento,  
Che a dirlo saria poco il mio latino.

### I.

Es gehört zu unserem menschlichen Standpunkte, den wir nicht verläugnen dürfen, daß wir auch im Christenthume, ob es gleich ein einiges Ganzes ist, dennoch seine organische Einheit in ihre einzelnen, wiewohl integrierende Theile zerlegen, und demnächst unter diesen Stücken wichtigere und unwichtigere, oder allgemeine und speciellere Lehren unterscheiden, ohne daß wir darum den innigsten Verband aller Theile, als allzumal unentbehrlicher Glieder, verkennen dürften. Insofern ist nun im Christenthume das Wichtigste zweierlei, nämlich das, was alle Christen verbindet, und das, was einen von dem anderen auf das Bestimmteste unterscheidet.

Das Erste, — nämlich was alle Glieder Christi verbindet, worin alle Kirchen Christi einig sind, — dies ist die breite, unveränderliche Basis, der allgemeine Grund, welchen Niemand anders legen kann, als er gelegt ist, Jesus Christus, der Gottmensch, oder, subjectiv, der Glaube an die Erlösung durch Jesum Christum, den Gottmenschen, d. h. an die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen, ohne welche die Gemeinschaft des Menschen mit Gott oder die Erlösung nicht denkbar ist. Dies ist das Erste im Christenthume, das Allgemeine und Gemeinsame, welches Alle verbindet: es beruht objectiv auf der historisch gewordenen, in die Geschichte der Menschen eingetretenen Thatsache der Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen, subjectiv auf dem Glauben an die Wahrheit dieser Gemeinschaft, näher auf der Annahme und Aneignung der angebotenen Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen. Hiemit entwickelt sich aber sofort die objective Erlösung zur subjectiven, die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen zur Gemeinschaft des Menschen mit Gott.

Und daran schließt sich wieder das Letzte, nämlich das zweite Hauptstück des Christenthums, welches die verbundenen Christen von einander unterscheidet, worin die Christen von einander abweichen. Zunächst hat der Glaube selbst, womit die subjective Sphäre der Erlösung beginnt und — sich vollendet, näher der Glaube an die Gemeinschaft des Menschen mit Gott, welcher dem Glauben an die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen unmittelbar nach und mitfolgt, in den unterschiedenen Subjecten seine unterschiedenen Stufen: es sind aber Stufen Einer Leiter. Je schwächer, je elender und schlechter sich der Mensch für sich selbst fühlt, je bedürftiger, je hungrier und durstiger er wird, desto treuer und einfältiger, desto begieriger und offener nimmt er die Nahrung an, die ihm zu seiner Heilung und Stärkung

geboten wird, desto freudiger wird das Vertrauen, desto kräftiger und wirksamer der Glaube in dem Schwachen; je stärker und völliger der Glaube wird, desto kräftiger und freudiger treibt der Baum in die Früchte, und je kräftiger er in Werken sich äußert, desto weniger bedarf er ihrer zur Rechtfertigung des Menschen. Dies ist nun der erste Unterschied in der subjectiven Sphäre der Erlösung, daß Etlche durch ihren Glauben allein aus Gnaden sich gerechtfertigt wissen, während in Anderen, weil sie selbst noch zu stark sind, eben dieser Glaube noch so schwach ist und wirkt, daß er allein nicht rechtfertigt und daher nach Hilfsmitteln sich umsieht. Aus diesen unterschiedenen Stufen des Glaubens und seiner Wirkungen folgen alle weiteren Unterschiede unter den Christen.

Und die Spitze dieser Unterschiede muß sich nothwendig an der höchsten Stufe jener Gemeinschaft des Menschen mit Gott durch den Glauben herausstellen. Diese höchste Stufe, welche jedem Christen nach seinem Maße wird, der letzte Gipfel, welchen der Christ hienieden erreichen mag durch den Glauben, die innigste und intimste Gemeinschaft des Menschen mit Gott in Christo ist — das Sakrament der Communion. Eben darum ist diese Weise der Vereinigung, wiewohl sie allen Christen gemeinschaftlich wird, nach ihrer subjectiven Seite, nach der Seite des Bewußtseyns oder der Vorstellung, nicht bei allen Christen dieselbe, eben wie der Glaube selbst zwar nach seinem Gegenstande derselbe, aber nach der Aneignung und Durchbringung desselben nicht gleich kräftig ist in allen Christen. Darum unterscheiden sich auch die Christen bei gleichem Genusse des Sakraments am bestimmtesten in der Auffassung desselben, in der Vorstellung, die sie von dem Genusse zum Bewußtseyn bringen. Dennoch liegt es einmal in dem gemeinsamen Grunde, welcher gelegt ist, zweitens in dem Begriffe, ja in dem Worte der Communion, — welche durch die Vereinigung mit Gott auch die Gemeinschaft der Christen untereinander zur Folge hat, — daß jene Unterscheidung in der Auffassung des Sakraments nicht zur Scheidung umschlagen, daß die Communion die Communikanten nicht trennen darf. Vielmehr führt die Communion eben durch den Unterschied zur Union, wie durch den Unterschied des Geschlechts und des Alters die Ehe und Familie zur innigsten Liebe verbindet. So viel auch der Kirchen und Kirchlein sind, so gehören sie doch alle Einer Kirche. So hat auch Eine Herde unter Einem Hirten der Haufen und Häuflein mehrere, die doch alle zu Einer Herde und Einem Hirten sich halten.

Aus dem Gesagten folgt schon, daß die Abendmahlslehre, wie die innigste Verbindung mit dem Herrn des Lichts, so doch auch die dunkelste und mysteriöseste Stelle des Christenthums ist. Wie einerseits nicht zu läugnen ist, daß das Licht, je näher es aus der Höhe zu uns herniederkommt, desto heller in die Finsternis scheint, so ist doch andererseits eben so wenig zu verkennen,



nen, daß dasselbige Licht, wenn es zuletzt, wie ein Blig, auf einmal ganz nahe hereinbricht und in die irdischen Augen hineinscheint, Blendung, Staunen, Verwirrung hervorbringt. Es blendet solches Licht aus der Höhe auf Erden in nächster Nähe um so mehr, als es doch nur auf Momente in diese Zeitlichkeit hineinragt. Das einleuchtendste Beispiel hievon sehen wir an dem Wunder, welches nach seinem eigensinnigen Begriffe in dem Sichtbarwerden der unsichtbaren Geisteswelt besteht, da auf einmal der allmächtige Geist Gottes, während wir ihn in weitester Ferne suchten,

mitten in die Reihe der sichtbaren Dinge eingreift. — So glauben wir überhaupt an Gott leichter, wenn er fern ist, als wenn er nahe herzutritt, wie wir dem Lichte aus der Ferne uns dreister zuwenden, als wenn es auf einmal ganz dem Auge sich aufthut. So glauben auch schier alle Menschen, wie sie sagen, an den Geist, ja, wie sie meinen, auch an das Daseyn dieses Geistes, sie verstehen aber darunter das Seyn; denn daß er wirklich da, daß er hier seyn sollte, das geht schwer ein. —  
(Fortsetzung folgt.)

## Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums.

(Schluß.)

W a h r e s

K i r c h e n t h u m

F a l s c h e s.

Lehreineheit.

In necessariis unitas etc.

Und ob alles im ewigen Wechsel kreist,

Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. (Schiller bei Sartorius.)

Leereineheit, die aber wegen des horror vacui doch wenigstens durch Gähnen mit Luft gefüllt wird.

Dogmatik

Wolkenthum, d. h. Immer lernen und nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Die Schule ein lebendiges Glied der Kirche, daher Wissenschaft.

Die Schule lediglich eine Staatsanstalt, daher: Oberflächlichkeit, barbarische Barbarei, Chinesenthum.

Die Geistlichen herrschen in der Gemeinde, indem sie ihr dienen.

Die Geistlichen dienen dem Staat und herrschen dadurch in der Gemeinde.

(NB. Die katholische Geistlichkeit, die zum Staat, dem kirchlichen Staat, ja dem Kirchenstaat dient, ist gewiß nicht besser dran.)

Kirchenzucht, aber eine göttlich-menschliche, wie sie Matth. 18., 1 Tim. 5, 20., Tit. 3, 10., 1 Cor. 5, 11., Matth. 7, 6. und im 9ten Schmalkaldischen Artikel (vom kleinen Bann) beschrieen wird.

Wasch mir den Pelz, aber mache mich nicht naß! Doch diese Pelzwäsche ist nicht so human, wie sie von weitem aussieht. Erst Polizeidiener, — dann Gerichtsdiener, — vielleicht das Zuchthaus, — gewiß aber die Hölle!

Denn so wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet; wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammnet werden. 1 Cor. 11, 31. 32.

dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht sammt der Welt ver-

Unio die eine köstliche Perle, die wir mit jenem Kaufmann (Matth. 13, 45.) suchen!

Unio, curculio \*) — endlich vespertilio!

(Zumpt.)

Wir wollen versuchen zum Schluß dieser Zusammenstellung noch einen Nettoertrag abzugewinnen. Da wir uns aber nicht einbilden, daß das von einem Pommerschen Laien empfohlene Kirchenthum sich als besonders annehmlich darstellen wird, so hören wir R. Baxter (sein Leben nach D. v. Gerlach S. 56 ff): Er wollte eine Landeskirche von der Obrigkeit anerkannt und aufrecht gehalten wissen, welche jedoch die einzelnen Geistlichen in ihrem Wirken nicht zu sehr beschränkte, und Dissidenten nicht verfolgte.

Kirchliche Glaubensbekenntnisse sollten, seiner Ansicht nach,

nur die allgemeinsten Wahrheiten klar aussprechen, in den Nebenbestimmungen aber Freiheit lassen, während die Theologie nicht sorgfältig genug die Wahrheit erforschen und erklären könne. —

Der Kampf der dogmatischen sowohl als der kirchlichen Gegensätze seiner Zeit schien ihm nicht so beschaffen zu seyn, als ob auf der einen Seite lauter Licht, auf der anderen lauter Finsterniß gewesen wäre; er war eifrig bemüht, unter allen Parteien das Wahre vom Falschen zu sondern, und eine Union zu stiften, in der das Besondere jeder Partei nicht aufgegeben, wohl aber die Gemeinschaft in der wichtigeren Hauptsache recht her-

\*) Der verzehrende Mehlwurm des eigennütigen Territorialsystems, und die einsam und unsichtbar im finsternen, verfallenen Kirchengemäuer herumflatternde Fledermaus.

vorgehoben wurde. Es genügte ihm mit Recht nicht, das Daseyn einer unter allen Sekten zerstreuten unsichtbaren Gemeinde des Herrn zu glauben, sondern er war eifrig bemüht, eine wirkliche Vereinigung der streitenden Gegner zu stiften; er war der Urheber der Idee, die man in England „Catholic Communion“ nennt. — Und er sagt selbst: „So viel ich auch gegen religiöse Auflösung und Zügellosigkeit, und für die Rechte der Dürftigkeit in Religionsachen geschrieben habe, und obwohl ich auch noch der Meinung bin, daß ein Land, dessen Beherrscher ihre Gewalt für Christum eben so wohl, als für die äußere Ruhe und Ordnung geltend machen, das glücklichste ist: so halte ich dennoch dafür, daß im Vergleich mit der übrigen Welt das Land am besten daran ist, wo die Leute auch nur die nackte Freiheit haben, so fromm zu seyn, als sie möglich. — Die Kirchengucht war keine geringe Hülfe: denn ich sah deutlich, daß ohne sie ich die gläubigen Leute nicht von Trennungen und Spaltungen hätte zurückhalten können. Die Gläubigen fühlen insgemein ein Bedürfnis, sich von offenbar Gottlosen zu scheiden, als von Menschen, die einer anderen Gemeinschaft angehören; hätten sie nun mich gar nichts thun sehen, daß die notorischen hartnäckigen Sünder auf eine regelmäßige, ordentliche Weise von den anderen abgesondert würden, so hätten sie auf unordentliche Weise sich selbst abgesondert u. s. w.“

Hieran schließen wir noch einige Worte an die uns näher stehenden Feinde der wirklichen und sogenannten Separatisten. Ja die redlichen Kämpfer für die Sache Gottes und seiner Kirche aller Parteien haben ein Recht, über die Separatisten zu seufzen, welche die geschlossenen Reihen der Kämpfer verließen, ehe die letzte Patrone verschossen war; sey es nun über die ganze Schaar der feigen Leichtsinrigen, die schon vor dem ersten Schuß dem warmen Ofen zustiegen, oder über die Vorwizigen, die allein den Feind auffuchen wollen, um sich besser mit ihm messen zu können. Aber seydt nicht zu traurig ihr standhaften Kämpfer! Einige, die ihr für Abtrünnige haltet, sind vielleicht nur zurückgegangen, um frische Patronen zum neuen Streite zu holen. Andere könnt ihr nur nicht sehen. Sie sind auf der anderen Seite des Weinbergs, und kämpfen da um so männlicher! Sie tirailiren dort unter Wind und Wetter, wo die heranstürmenden Säue bereits die Mauer um den herrlichen Weingarten eingewühlt haben! — Darum, ihr redlichen Streiter, verdächtigt euch nicht unter einander! Aber es wird Niemand gekrönt, er kämpfe denn recht!

Unter den von uns als falschkirchlich Bezeichneten sind Viele, die, wenn man ihnen das Vorbild der apostolischen Gemeinde an's Herz legt, und ihnen damit gleichsam die Pistole auf die Brust setzt, alsobald seufzend gestehen: eigentlich haben wir ja gar keine Kirche! Und es ist wahr, was Nitzsch in seinem „System der christl. Lehre“ S. 342. sagt: „Eine Gemeinde die in Bezug auf das Mißverhältniß des ärgerlichen Wandels zum sakramentlichen Bekenntnisse als Gemeinde gar nicht handelt, überhaupt gar keine Zucht ausübt, noch eine solche ausüben will oder kann, ist, wenn sie auch viele lebendige Glieder in ihrer Mitte hegt, doch als Gemeinde noch nicht vorhanden, son-

dern selbst in Verkündigung und Anhörung des göttlichen Wortes nur eine zufällige Versammlung!“ —

Ist das aber richtig, und ihr wollt doch in einer Kirche bleiben, die nach eurer Meinung keine Kirche ist, so schimpft wenigstens nicht auf die Separatisten! — Laßt euch aber diesmal von einem bescheidenen Vertheidiger des vermeintlichen, und einem Entschuldiger des wirklichen Separatismus sagen: ja ihr habt eine Kirche, eine gute Landeskirche, wenn ihr sie nur rechtchaffen vertheidigen wollt. — Warum vertheidigt ihr eure Kirche nicht mit den allmächtigen Thränen, die der Heiland einst über Jerusalem geweint hat? Warum sind eure Augen keine Thränenquellen, zu beweinen die Erschlagenen in eurem Volk? Warum predigt ihr oft so mattherzig, daß das Publikum denkt, Längeweile und Andacht ist ein und dasselbe? Warum seyd ihr stumme Hunde, die nicht strafen können? Warum greift ihr die großen und kleinen Hanfen nicht an, wenn sie offenbare Murer, Ehebrecher u. dgl. sind? — Warum erheben sich nur einzelne literarische und anonyme Stimmen z. B. gegen den Herrn Doktor und Professor David Schulz, Senior der evangelisch-theologischen Fakultät und Consistorialrath, wenn er in seiner „christlichen Lehre vom Glauben“ S. 19. sogar von der in die erneuerte Agende aufgenommenen Athanasianischen Formel sagt: „Die Athanasianische Formel trägt die Spuren ihrer polemischen Tendenz und lieblosen Verdamnung aller Andersdenkenden, die nicht den rechten Glauben haben, wie sie sich ausdrückt, deutlich an der Stirn u. s. w.“ Man kann auf solche staunenswerthe Äußerungen von hochgestellten Kirchenbeamten, die antlich jede Abweichung von der Agende verpönnen sollen, — einer Agende, die wenigstens den alten Symbolen unbeskritten (aber hinlänglich beskritten von Herrn Dr. Schulz) eine verpflichtende Kraft beilegt, — nicht oft genug zurückkommen. Der klägerische Ref. will übrigens gegen derartige Fälle lediglich die Stimme der Kirche (Matth. 18, 17.) in die Schranken rufen. Aber die schweigende Duldsamkeit der untergebenen Geistlichkeit, die doch an der offenen und unumwundenen Aussprache ihres Herrn Vorgesetzten ein Beispiel nehmen sollte, und sich dergleichen Extreme gefallen läßt, erinnert doch wirklich an jenen Richter, der erst der einen Partei, dann auch der Gegenpartei Recht gibt; als nun aber der Gerichtsdienner auftritt und sagt: Aber Herr Richter, beide können sie doch nicht Recht haben! antwortet er diesem: Ja, da hat er Recht!

Aber ihr fürchtet vielleicht, man könnte euch in den Zeitungen für pietistische Demagogen ausschreien. Und es ist auch wahr, daß Christen sich von allem revolutionären Treiben, sey es nun das jakobinisch liberale von unten nach oben, oder das modernen absolutistische von oben nach unten, nicht fern genug halten können. Aber ein Christ, der seine Kirche auf die rechte Weise vertheidigt, vertheidigt den Thron. Ja wir fragen: wer anders hat Ludwig XVI. auf's Schaffot gebracht, als die feige, träge unwachsame Christenheit geistlichen und weltlichen Standes, die ihn und seine Vorgänger umgab? Denn:

„Es ist der Könige Fluch, bedient von Sklaven  
Zu seyn, die Vollmacht sehn in ihren Lämmen,  
Und nach dem Wink des Ansehns ein Geseß



Sich denken, und errathen die Gesinnung  
Der drohenden Majestät, wenn sie vielleicht  
Aus Raune mehr als Überlegung jürrt."

(Shakespeare's König Johann.)<sup>\*)</sup>

Warum habt ihr keine Kirchenzucht, da euch doch die alten auf die Schrift gegründeten, durch die Geschichte herangesehnten und nirgend ganz aufgehobenen Kirchenordnungen\*\*) so treulich zu Hülfe kommen, und die Predigt selbst noch so reiche Gelegenheit zur Kirchenzucht gibt? \*\*\*) Warum verlangt ihr, daß man einen unredlichen Seelforger, den ihr nicht strafen wollt, nicht verlassen darf, ja dem Wolf im Schafeskleide im Confirmandenunterricht die Kinder vor den Nachen werfen soll, da die Schrift befiehlt, ihn zu fliehen, und das Landrecht sogar durch das Dimissoriale dasselbe erlaubt.

Schreiber dieses ist kein Puritaner und hat nur ziemlich laxe Begriffe von der Sonntagsfeier. Aber nicht mal die wenigen Stunden dieses von Gott geheiligten Tages, um die sich eure ganze Amtswirksamkeit dreht, wollt ihr selbst rechtschaffen vertheiligen. Da soll erst die Obrigkeit — (die grade vorher dazu eurer treuen Amtswirksamkeit bedarf, wenn sie geistliche Gesetze geben oder aufrecht erhalten soll) kommen, und euch neue Gesetze machen, damit ihr unterdessen desto ruhiger schlafen könnt. Denn es heist Joh. 12, 43.: „Sie hatten lieber die Ehre bei Menschen, als die Ehre bei Gott.“

Der General v. Hünerbein sagt in seiner bekannten Proclamation von Wisbaden den 6. April 1814: „Die Bergische Infanterie führt sich schändlich auf, am schlechtesten die Grenadiere. Hunderte laufen in ihre Heimath. — — Soldaten, ich fordere euch hiemit öffentlich auf, euren Eid und eure Ehre zu bedenken, und diesem Unwesen ein Ende zu machen. Ich habe euren Geistlichen aufgetragen, in dieser heiligen Osterzeit nochmals an euer Herz zu reden: sie werden es kräftiger thun, als ich es zu thun im Stande bin; sie werden zu gleicher Zeit eure Beichte hören und euch das Abendmahl des Herrn reichen. Tretet an den Altar der Versöhnung und besetzt euer Gewissen nachher nicht wieder. Betet für eure eidbrüchigen Brüder, und eure verkehrten Landesleute. Sollte einer von euch unwürdig zu Gottes Tische treten, und sich dabei eines bösen Vorsatzes bewußt seyn, vor dem Unglücklichen möge der beleidigte Altar erbeben, die Hand des Priesters, die das Kreuz der Sühne über ihn schlagen will, müsse verdorren, der Kelch des Glaubens werde glühend an seinen lügnerischen Lippen, und die geweihte Hostie zu Gift auf der meineidigen Zunge!“

So konnte ein Preussischer General reden, als es die Ehre des Königs und des Vaterlandes galt. Was thun wir für die Ehre unseres himmlischen Königs? Gott weiß es, daß wir diese Mahnungen nicht in stolzer Selbsterhebung aussprechen. Wir fühlen es deutlich, daß wir Anderen eine Last auflegen, die wir

<sup>\*)</sup> Um nicht mißverstanden zu werden, bitte ich, dieser königlichen Worte, sie auch an ihrem Orte, im Zusammenhange zu betrachten.

<sup>\*\*)</sup> Die Agende u. s. w. wollen wir diesmal aus Gründen ganz unerwähnt lassen. <sup>\*\*\*)</sup> Allgem. Landrecht Th. 2. Tit. 11. §. 84.

kaum mit einem Finger anrühren. Kirchenzucht in dem Geiste, wie sie die Schrift verlangt, aber grade in unserer zuchtlosen und unzuchtigen Zeit so unentbehrlich, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Darum bitten wir euch, ihr Verläugner der Kirchenzucht, aber für heute nur noch einmal: schimpft wenigstens nicht auf die Separatisten!

Und warum behandelt ihr am Altar und am Sarge Leute als Christen, die es euch auf einiges Befragen durch Wort und Wandel in's Angesicht sagen, daß sie keine Christen seyn wollen, und die euch doch am Ende im Grunde ihres Herzens für Heuchler halten könnten. Warum verachtet ihr die in schmählischen Ablasskram ausgearteten Kirchenstrafen der Katholiken, da ihr euren Heiland hundertmal umsonst, ohne die Ordnung wahrer Buße und Sinnesänderung dahingeht?

Judas, warum verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß, der sich nachher für dich und Andere in einen Strick verwandelt!

Darum:

Es lebe Gottfried Arnold! — Es lebe das Damnant der Augsburgerischen Confession! — Es lebe der Krieg, der zum Frieden führt! —

Ja es lebe das wahre Seyn der wahrhaft aufgehobenen Gegensätze! — Heil und himmlisches Leben allen treuen Wahrheitszeugen, die die Perle Unio aus Meerestiefe heraufholten, die das Große und Ganze der Kirche erkämpften, wenn sie auch selbst dabei in die Enge getrieben wurden! — Heil und himmlisches Leben durch Johann Huf, den großen Vorläufer der Reformation, der die Gnadenschätze der Kirche zu einem Gemeingut für Alle machen wollte, wenn ihn auch eine rechtmäßige (?) Synode unrechtmäßig zum Feuertode verdamnte, und wenn seine Nachfolger auch von der weltbeherrschenden Priesterkaste zur Sekte zusammengedrängt wurden. — Heil und Leben durch Richard Baxter, (nach Neander) den Mann „der wahrhaften rechten Mitte,“ den großen Vermittler unter den Englischen Sekten, wenn er auch zuletzt noch einige Jahre im Gefängniß zubringen mußte! — Durch Nicolaus Zinzendorf, den Unionsmann eines vergangenen Jahrhunderts, wenn er mit seiner Union auch in einige Winkel der Erde zu fliehen genöthigt war; — und Philipp Spener, der mit seinem das Ganze umfassenden Geist nur einige concentrische Kreise zu vermitteln vermochte! — Heil und Leben durch Paul Gerhard, den heiligen Sänger, dem alle Parteien Deutschlands zuhören, wenn er sich als der rechte Arion in die Fluthen der allmächtigen Liebe versenkt, und der auch vom Delphin an fernes Gesteade getragen wurde! — Heil und Leben durch Johannes den Täufer, den Unionsmann zwischen dem Alten und Neuen Bunde, den einsamen Wüstenprediger, zu dem alles Volk kam, den Hosprediger nach dem Herzen Gottes, der Staat und Kirche auf die rechte Weise zu vermitteln verstand, wenn er's auch am Ende mit seinem Kopfe bezahlte! — Ja, Heil und Leben durch die Gemeinde der Engel, die Himmel und Erde auf die allein richtige Weise uniren!

Heil und Leben durch wahre Union!

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 18. September.

N<sup>o</sup> 75.

## Das Geheimniß der Communion.

(Fortsetzung.)

Eben diese Schwierigkeit erfahren alle Christen an der heiligen Communion, in welcher sich der Herr den Seinen auf eine Weise mittheilt, welche die Kluft zwischen beiden Welten aufzuheben, die Schranken dieser Welt zu durchbrechen und in die irdische Sphäre einzubrechen scheint. Darum ist die Communion ein Wunder, ein Geheimniß, Mysterium, Sakrament: denn das Wesen des Sakraments ist auch nichts Anderes, als daß das Unsichtbare im Sichtbaren da ist, daß das Wort zum Elemente kommt. — Sacramentum est invisibilis gratiae visibilis forma. —

Das Sakrament ist so nach seinem wesentlichsten Begriffe ein Gegensatz zur Erbsäse. Denn wie diese, gleich dem Tode, den Geist der Seele, die Seele des Geistes von dem Leibe gleichsam trennt, verzückt, und zu Gott emporhebt, so wird umgekehrt im Sakramente, welches zu unserem diesseitigen Leben sich herabläßt, und darum auch dasselbe noch zuletzt krönt, — Leib und Seele sammt dem Geiste Eins, indem der ganze Mensch nach Leib, Seele und Geist den ganzen Christum nach Leib, Seele und Geist empfängt.

In der objektiven Erlösung ist der Akt der Menschwerdung oder das Kommen des Sohnes Gottes in unser Fleisch und Blut, die Vollendung seiner mit der Schöpfung des Menschen anhebenden, mit der Verheißung fortgehenden, mit der Geschichte immer näher kommenden Herablassung, die Fülle der Zeit, die Erfüllung der Verheißung, die höchste und intimste Bethätigung der Gemeinschaft Gottes mit der Menschheit im Ganzen: aber eben deswegen eben sowohl das lichtreichste als das dunkelste Moment der Entwicklung in der Geschichte der Menschen. Der Begriff fordert es, und lehrt, daß es nicht anders seyn kann. Denn der Mensch kann ohne Gott sich selbst nicht denken: jeder Mensch verlangt, bewußt oder unbewußt, mit allen Kräften des Geistes nach Gott, und ist doch unlängbar von Ihm entfernt; wie kann er zu Gott kommen, wenn Gott nicht zu ihm kommt? wie könnte Gott zu ihm kommen, ohne sich selbst der Menschheit einzuverleiben? wie sollte Gott mit dem Menschen in Gemeinschaft treten, ohne sie an Ihm selbst zu bethätigen? Aus der Ferne sieht demnach diese Bewegung des Begriffs ganz begreiflich aus: aus der Ferne können wir dem Lichte noch tapfer entgegensehen; aber wenn es nun wirk-

lich kommt, und, lange vorbereitet, dennoch unversehens Ernst macht, da stößt es den Menschenverstand zurück, weil es ihm zu sinnlich ist: nun kann es der Verstand auf einmal nicht begreifen, weil es — wirklich geworden ist.

Ist es denn wirklich wahr? ist es etwa nur ein Traum? so fragen wir uns selbst, so fragt in uns das, was — das Gewissen im Denken genannt worden ist, so fragen wir grade dann, wenn ein langersehntes, fern geglaubtes Ereigniß, das bisher wirklich nur wie im Traume uns nahte, plötzlich in Erfüllung geht.

Mit dem Weihnachtsfeste beginnt demnach das Wunder der Erlösung nach ihrer objektiven Seite: es ist das Wunder, welches die Verheißung erfüllt, den Traum der Menschheit zur Wahrheit verklärt, und alle wahrhaftige Poesie der Vorzeit als Weissagung, alle Weissagung durch die That rechtfertigt.

Und dem Weihnachtsfeste folgt im weiteren Verlaufe der Charfreitag und Ostern und das Fest der Himmelfahrt. Denn die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen, deren Vollendung mit der Geburt nur erst beginnt, erniedrigt sich nun bis zum Tode des Menschen: der Gottmensch geht auch in dieses letzte Leiden der Menschen ein, in den Tod, welcher eben dadurch, und nur dadurch überwunden wird, daß darin Gott mit dem Menschen ist.

Und das Letzte in dem geschichtlichen Verlaufe der objektiven Erlösung ist die Ausgießung des Geistes, welche dem Menschen die Möglichkeit vorhält, die Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen als Gemeinschaft des Menschen mit Gott, als Erlösung sich anzueignen. Hiemit ist der Weg zur subjektiven Erlösung eröffnet.

„Kündlich groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleische.“ Ist nun schon diese Offenbarung zugleich ihr Gegentheil, nämlich ein Geheimniß, und eben sowohl dieses Geheimniß sein Gegentheil, nämlich die Offenbarung Gottes in der Sichtbarkeit des menschlichen Daseyns, ist schon die objektive Thatsache der Erlösung das wunderbare Ding, das dem Kinde am Weihnachtsabend entgegenlacht und leuchtet, und dann dem Manne so schwer wird, daß er wohl stirbt, ehe er's ganz glauben kann; wie viel schwieriger wird doch das Verständniß, wenn die geschichtliche Vergangenheit in der Gegenwart sich erneuert, wenn das, was an der ganzen Menschheit objektiv schon geschehen ist, — wiewohl wir alle davon unbewußt leben, — an dem einzelnen Menschen er-



füllet, wenn die objektive Geschichte an jedem Individuum zur subjektiven Erfahrung werden soll?

Aber es fragt sich zunächst, wie sich diese Erfahrung successiv entwickelt? oder welches die Momente, die Stationen sind, die in der subjektiven Sphäre der Erlösung den Festen der geschichtlichen Erlösung entsprechen?

Subjektiv wird die Erlösung insofern, als sie der Mensch sich aneignet durch den Glauben, den sich zwar Niemand selbst geben, aber wohl annehmen kann, von dem Geiste Gottes getrieben, von der Gnade Jesu Christi bearbeitet und geöffnet, von dem Befehle geschreckt, von der Liebe gelockt. So ist der Glaube das Princip der subjektiven Erlösung; er besteht in der Annahme des angebotenen Almosen. Almosen heißt Barmherzigkeit.

Daß der Glaube nicht unser Werk ist, sondern von Gott in uns gewirkt wird, das offenbart sich in der christlichen Kirche, in allen christlichen Kirchen sogleich an den Kindern bei ihrem Eintritte in das Leben, nach dem Worte des Herrn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ Das Erste ist das Sakrament der Taufe, wodurch dem Kinde nach der voranlaufenden Gnade der Glaube zum Voraus beigelegt wird.

In der objektiven Geschichte der Menschheit war die Geburt des gottmenschlichen Kindes in unser armes Fleisch und Blut das erste Moment der Erfüllung. Subjektiv ist für jeden einzelnen Christen das Erste die Kindestaufe, mittelst welcher sich die Gnade Gottes in Christo an dem Kinde verherlicht und verlobt, ehe es davon weiß, zum Zeichen, daß Er uns zuerst liebt hat. Der Weihnachtsthat Gottes in dem Kinde, das der ganzen Menschheit geboren ist, entspricht daher als das Erste in der Geschichte des einzelnen Christen die Taufe. Wie das Weihnachtsfest zunächst ein Kinderfest ist, so ist auch die Taufe das erste Fest des Kindes. Wie das Weihnachtsfest seine natürlichen Zeichen hatte auf der Erde (Luc. 2, 12.) und am Himmel (Matth. 2, 2.), so ist auch die Taufe an das natürliche Element des Wassers gebunden, womit auch Jesus getauft worden ist.

So wächst das Kind mit Jesu auf in der christlichen Kirche, an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, auf daß es mit ihm sterben lerne. So kommt auch für jeden Menschen ein besonderer Charfreitag, ein individuelles Ostersfest. Der Kreuzes- und Ostershat Christi mit ihren Voraussetzungen und Folgen entspricht daher das Sakrament des Abendmahls, welches auch die Taufe und das hinzugekommene volle Bewußtseyn zu seinen Voraussetzungen hat. Wie der Christ in den Tod getauft wird, so erfährt er im Abendmahl den Tod als den Tod des Todes. In dem Sakramente des Abendmahls wird für das einzelne Subjekt der Kreuzestod und die Auferstehung erneuert, vergegenwärtigt, angeeignet, angenommen.

So sind nun die beiden Sakramente der Taufe und des Abendmahls die beiden höchsten Akte der Gemeinschaft des

Menschen auf Erden mit Gott: sie sind die größten Gnaden-erweisungen, weil sie sich des Menschen nicht allein geistig, sondern auch nach Leib und Seele, Fleisch und Blut, annehmen, zum ganzen Menschen, wie er hier ist, sich herablassen. Darum werden denn auch die Sakramente jedem einzelnen Gliede am Leibe Christi zu Theil. Der Leib Christi selbst ist aber die Kirche: in der Kirche werden die Sakramente verwaltet für ihre einzelnen Glieder. Und wie die Sakramente aus Weihnachten und Ostern wiedergeboren werden, so ist die Kirche Christi, in welcher, aus welcher sie den Gliedern zufließen, aus dem Pfingstfeste hervorgegangen.

Durch das Sakrament der Taufe wird der Mensch in die Geburt des Gottmenschen zum Tode, in das Weihnachtsfest, durch das Sakrament des Altars in den Kreuzestod des Gottmenschen, zu einem neuen Leben in dem Auferstandenen, durch äußerliche Zeichen eingeweiht, und zwar in der Kirche, welche für jedes Glied derselben ein Pfingstfest spendet zur Pflege und Erneuerung der Pflanzen im Garten Christi, Ihm zum Preise, ihnen zur Seligkeit.

Eben deswegen sind auch die Sakramente, Taufe und Communion, wie Weihnachten und Ostern, die Voraussetzungen der Kirche, welche die Pfingstthat Gottes in Christo durch den heiligen Geist ist: so ist aber auch wieder die Kirche die Voraussetzung der Sakramente, welche in ihr verwaltet werden.

So tritt der Vater durch die Geburt des Sohnes, — Weihnachten, — der Sohn durch seinen Gehorsam gegen den Vater im Leben und Leiden bis zum Tode, und durch sein göttliches Auferstehen, womit er, von dem Vater auferweckt, den Tod überwindet, — Ostern, — der Geist durch die Ausgießung vom Vater und Sohne — Pfingsten — mit dem Menschen in Gemeinschaft, auf daß der Mensch mit Gott in Gemeinschaft komme durch die Taufe, deren natürliche Seite das Wasser ist, durch die Communion, welche an Brodt und Wein ihre natürliche Vermittelung hat, beides in der Kirche, welche äußerlich am Worte ihren Träger hat, und als die fortwirkende Pfingstthat beide Sakramente in sich trägt.

Es ist gesagt worden, daß die Kirche die Sakramente zur Voraussetzung hat. Sie gehen ihr insofern voraus, als Weihnachten und Ostern dem Pfingstfeste vorausgehen: sie ist darauf gebaut. Ohne Sakramente ist die Kirche nicht.

Es ist aber nicht weniger wahr, daß ohne die Kirche, deren Träger das Wort ist, deren Stifter der Geist ist, die Sakramente nicht sind. Die Sakramente werden erst in der Kirche zugänglich, aber wo auch die Sakramente nach dem Worte verwaltet werden, da hat auch die Kirche ein Kirchlein gebaut. Wie die Kirche als die Stiftung des Geistes die allgemeinen Feste der Christenheit in sich trägt und pflegt, so ist sie auch das Gefäß der Sakramente, mittelst welcher jedem Einzelnen die objektive That der Erlösung auch äußerlich angeeignet und insofern vergegenwärtigt, wiederholt wird.

Der fernere Unterschied ist, daß die Taufe in die Kirche einführt, und die Communion in der Kirche verwaltet wird, welche wesentlich Gemeinschaft ist. So geht auch die Taufe, als das Sakrament voranlaufender Gnade, der Diskretion, dem Bewußtseyn voraus, sie ist das allgemeine Sakrament, welches keine Wiederholung zuläßt; das Sakrament des Abendmahls setzt hingegen Diskretion, Reife voraus. Es ist unerlässlich, daß dieser Unterschied auch bei Juden und Heiden, welche erwachsen neu herzukommen, berücksichtigt werde.

In der Taufe wiederholt sich der Anfang des Christenthums an jeder einzelnen Seele, welche getauft wird im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes: wie dem Advent Weihnachten, so folgt der Geburt die Taufe. Im Abendmahle wiederholt sich die Vollendung des Erlösungswerkes am Kreuze und in der Auferstehung: hier wird Jedem, der herzu tritt, der Leib des Herrn gebrochen, und das vergossene Blut gereicht.

Die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt, wodurch der Täufling dem Leibe Christi einverleibt und aus einem wilden Aste zu einem Gliede Christi veredelt wird, als eine neue Pflanze. Das Sakramentalische ist dieses, daß aus Wasser und Geist in dem Täufling das Christkind noch einmal geboren wird, welches mit und in dem Täufling sich entwickelt und wächst an Alter und Weisheit und Gnade, oder doch dem getauften Ebenbilde von Stunde zu Stunde, von einem Alter zum anderen, in der Schule und in dem Tempel, in der Wüste und im Leben mit Anderen treulich nachgeht, und immer wieder anklopft und an den Taufbund mahnt. So geht es fort, bis der Täufling zu reiferem Bewußtseyn kommt. Da reicht ihm der Gekreuzigte, der ihn begleitet, mit dem er herangewachsen, seinen gebrochenen Leib, sein vergossenes Blut. Der Christ fühlt es an dem gebrochenen Herzen, in den Thränen, die er vergießen muß. Aber wird er es auch mit dem Verstande fassen können? und was wird er davon fassen? Ore sumitur: corde creditur: — fides antecedit intellectum.

So sind nun diese drei: Kirche, Taufe, Abendmahl. Und diese drei sind wieder dreimal drei, ter terna, in alternirender Stellung untereinander.

1. Die Taufe führet in die Kirche ein zur Communion.

2. Die Communion vollendet die Taufe, und die Kirche, als die Gemeinschaft aller Heiligen in Christo Jesu.

3. Die Kirche hat beide Sakramente in sich und zu ihrem Inhalte: sie ist das Haus, die Taufe ist der Eingang oder die Thüre dazu, das Sakrament des Altars ist ihr Allerheiligstes. Die Taufe wird dem Christen vor dem Herzensverständnisse, vor dem bewußten Glauben: das Abendmahl erfordert ein Verstandniß, Bewußtseyn, und ist doch auch ein Geheimniß. Wer versteht es mit dem Verstande?

## II.

Das Sakrament des Abendmahls ist die Wahrheit der Taufe, mit welcher das christliche Leben beginnt, das theuerste Kleinod, der Augapfel der Kirche, das Vermächtniß seines Stifters, wodurch er sich jeder Seele sakramentalisch, d. i. nach Leib und Geist, mittheilt. Darum ist es zugleich der schwierigste Punkt des Christenthums, nach einer Seite greiflich, und eben darum unbegreiflich; an natürliche Zeichen geknüpft und deshalb um so unverständlicher. In der objektiven Geschichte der Erlösung, wie in der subjektiven Führung des einzelnen Christen gehen ihm viele Vorstufen voraus, die zu ihm führen: so sind auch in ihm unterschiedene Stufen und Stationen des wachsenden Verständnisses.

In der Communion ist das Erste das lebendige Gedächtniß an die geschichtliche That Gottes in Christo: das Zweite die lebendige Erfahrung am Herzen, als dem Centrum des Geistes, durch das Gefühl: das Dritte ist das Denken des fortwährenden Thuns Gottes in Christo durch das Bewußtseyn.

So empfängt auch jeder wahrhaftige Christ im Abendmahl den ganzen Christus, seine Person, seine That und sein Thun: denn wie auch Christus von den Seinen empfangen und erkannt werde, so ist doch immer Christus in allen seinen Beziehungen derselbe ganze Christus ungetheilt und unzersükkelt. In das Bewußtseyn nimmt aber davon jedes Glied an ihm nur so viel, als — es fassen kann: und doch hat jedes auch im Theile das Ganze. So ergeben sich nach der Seite des Bewußtseyns innerhalb des Abendmahls selbst unterschiedene Stufen, unterschiedene Vorstellungen.

Es ist zu wiederholen, daß der Abendmahlsgenuß derjenige Akt ist, durch welchen mittelst des Glaubens die objektive That des Gottmenschen dem einzelnen Menschen durch sichtbare Mittel subjektiv angeeignet wird. Eben darum ist der erste Schritt zu dieser subjektiven Aneignung einerseits noch in der unmittelbaren Fülle der thatsächlichen Geschichte, andererseits aber auch noch nicht zur völligen subjektiven Durchdringung gekommen, weil der Glaube selbst noch nicht durchgedrungen ist, welcher der Mund des Abendmahlsgenusses ist. Das Brodt ist wirklich der Leib und scheint nur Brodt: der Wein ist wirklich das Blut und scheint nur Wein: wie der Glaube, so ist auch das Sakrament noch nicht ganz in Saft und Blut eingedrungen: es ist noch ein Schein dabei. So unzertrennlich hängen Glaube und Sakrament zusammen. In dieser Station ist Leib und Blut unter dem irdischen Scheine von Brodt und Wein auch dann wirklich gegenwärtig, wenn es nicht genossen wird: so ist diese sakramentalische Gegenwart Christi noch immer, wie die erste, von der Annahme nicht abhängig, sie ist, obgleich für das einzelne Subjekt bestimmt, doch gleich der objektiven Erlösung, von dem Genusse unabhängig.

So wird ferner nach dieser Vorstellung das Blut, weil es schon im Leibe für jeden Einzelnen gegeben ist, nicht auch im



Kelche den Einzelnen gereicht, sondern von Einem für Alle genossen. Es geschieht aus Vorsorge, damit nichts verschüttet werde: denn der Wein ist auch ungenossen Christi Blut. —

Nach eben dieser Vorstellung wiederholt sich im Sakramente das Opfer Christi, wiewohl es einmal für allemal geschehen ist. Auch dies hängt mit dem Grade und der Wirkung des Glaubens zusammen: das Opfer ist noch nicht in allen Gliedern gleichmäßig durchgedrungen. — Und darum ereignet sich der ganz sakramentalische Prozeß zunächst mehr außerhalb des Abendmahls: genossen: das Sakrament bleibt vor ihm stehen, und ist wirklich da, wenn es auch nicht eingeht. Das ist das Erste: das Leibliche und Geistige ist noch nicht ganz durchgedrungen; aber es ist doch beides Leib und Geist, Wirklichkeit und Bedeutung ist noch zusammen.

Dann aber tritt in der Vorstellung eine Trennung ein: die Bedeutung vertritt die Wirklichkeit, der Geist Christi seinen Leib. Nun genießt der Christ zwar auch Leib und Blut, aber nur nach der Bedeutung, nicht mehr ganz, nicht wirklich. Hier ist die ursprüngliche Fülle der objektiven Gegenwart, die vorher vor dem Subjekte schon da war, auch im Subjekte verkümmert. Das Brodt ist und bleibt Brodt und bedeutet den Leib, der als solcher im Himmel ist, und auf Erden nur als die Gemeinde sich vergegenwärtigt. Aber diese Vorstellung entfernt sich von dem Begriff des Sakraments so wesentlich, daß sie nur den Übergang zu weiterer Entwicklung bilden kann.

So kommt es sogleich wieder dahin, daß das Sakrament unter der Vorstellung einer successiven Verbindung des Geistes mit und zu dem Leibe empfangen wird, indem der wirkliche Genuß des Geistes vorausgeht, welcher demnächst die Menschenseele von der Erde auch zu dem verkörperten Leibe des Herrn im Himmel erhebt. Immer wird also der Geist Christi von seinem Leibe getrennt gedacht: es wird vorausgesetzt, daß der Geist hernieder kommt, der Leib hingegen im Himmel bleibt, gleich als wäre dieser verkörperte Leib, welcher den Himmel umfaßt, weil ihn der Himmel wieder aufgenommen (Apostelgesch. 3, 21.), nun auch vom Himmel umschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Ein neulich von der Kirchlichen Missionsgesellschaft gefaßter Beschluß hat viel Aufsehen erregt. Diese Gesellschaft ist der strengkirchlichen Partei in Bezug auf ihr freieres Verhältniß zu ihren Missionaren in den Kolonien auf ähnliche Weise ein Dorn im Auge, wie im Mittelalter die Bettelorden den Bischöfen. Die falsche, auch unter uns so weit verbreitete Ansicht von Kirchlichkeit, daß alles Heil für die Kirche von dem Mechanismus ihrer Behörden ausgehen müsse,

ist auch in England jetzt sehr verbreitet, und dient recht dazu, das Leben hier und da zu ertöden; grade wie man bei uns die Missionsvereine dadurch zu ertöden sucht, daß man Diöcesanvereine daraus macht, wo dann die Missionsangelegenheiten beiläufig, bei Gelegenheit der Besprechung über den Lesecirkel u. mit abgemacht werden. So ist es nun ein Grund, warum die steifkirchliche Partei gegen die Church Missionary Society eingenommen ist, daß nicht die beiden Erzbischöfe, sondern ein gewähltes Comité an der Spitze steht; daß sie zwar für die Kirche, mit ihrem Bekenntniß, und in ihrem Geiste, aber nicht in ihrem Namen wirkt. Insbesondere war nun öfters ein Gegenstand des Streits das Verhältniß der Kolonial-Bischöfe mit den dortigen Missions-Hilfsvereinen; wenn nämlich die Gesellschaft diesen die unbedingte Leitung der Missionare eingeräumt hätte, wäre zu besorgen gewesen, daß ihr Einfluß zuletzt ganz aufgehört, und die Missionsache in sehr unberufene Hände übergegangen wäre. Da nun gegenwärtig die Zahl der Bischöfe in den Kolonien durch die Bemühungen des Erzbischofs von Canterbury und anderer Engländer Prälaten wahrscheinlich bedeutend vermehrt werden wird, wie man denn eine Vermehrung derselben auch im Orient unter den gegenwärtig so günstigen Verhältnissen beabsichtigt, so hat der Bischof von London dem Comité der Kirchlichen Missionsgesellschaft folgenden Antrag gemacht: „daß alle Streitfragen über Ordnung und Zucht der Kirche zwischen einem Kolonial-Bischof und einem Comité der Gesellschaft, den Erzbischöfen und Bischöfen der vereinigten Kirchen von England und Irland einberichtet werden solle, deren Entscheidung sich beide Theile unterwerfen sollen.“ Nach Annahme dieses Beschlusses würden, so hatten sie darüber sich gegen den Präsidenten des Comité ausgesprochen, der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London sich der Gesellschaft anschließen können, welche auf diese Weise die Sanction von zwei Häuptern der Kirche erhalten würde, denen wohl noch Andere von der bischöflichen Bank folgen dürften. Dieser Antrag ist in einer Generalversammlung vom 16. Juli zu einem Theil der Statuten der Gesellschaft erhoben worden.

Von den vor zwei Jahren projektierten neu zu erbauenden zwölf Pfarrkirchen in der ungeheuren, 60,000 Einwohner zählenden Parochie von Bethnal-Green, einem Theile von London, werden in diesem Jahre neun vollendet; in jeder derselben sind gegen 1200 Sitzplätze.

Bei dem Census, welcher dies Jahr in England vorgenommen wird, hatte ein Pfarrer seine Theilnahme verweigert, indem er in die Liste schrieb: Ich kann aus Gewissensbedenken nicht daran Theil nehmen, indem ich es für höchst sündlich halte, das Volk zu zählen. S. 2 Sam. 24. —

Aus den Provinzen wird aus den Monaten Juni und Juli wieder die Einweihung von sechs neu erbauten Kirchen einberichtet. Den trefflichen Bischof von Chester findet man immer an der Spitze dieser Thätigkeit.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 22. September.

N<sup>o</sup> 76.

## Das Geheimniß der Communion.

(Fortsetzung.)

Dieses sind — einzelne Brosamen, die von des Herrn Tische fallen: sie sind zugleich — die hauptsächlichsten Vorstufen, die namhaft ausgeprägten Momente in der Vorstellung des Sakraments, wie sie in ihrer Abstraktion, in ihrer Vereinzelung sich gegen einander verhalten; aber zwischen diesen mit Namen bezeichneten Stufen liegen viele Mittelstufen, viele Mischungen und Nüancen, die keinen Namen haben.\*) Der Hauptunterschied aller dieser Auffassungsweisen ist, daß in der subjektiven Aneignung der objektiven Gemeinschaft bald die objektive, bald die subjektive Seite, dort die Realität, unabhängig vom Genuße und schon vor dem Empfange, hier der Sinn im Empfange vorwaltet. Aber es braucht eben nur eine Seite einseitig hervorgehoben zu werden, um so fort der anderen in anderer Weise unwillkürlich Bahn zu brechen. So geschieht es, daß grade der objektiven Auffassung des Leibes und Blutes in ihrer von der Annahme unabhängigen unmittelbar wirklichen Gegenwart Brodt und Wein nach der Substanz sich verwandeln, und die scheinbar zurückbleibende Natürlichkeit beider in subjektiven Schein zur Unwirklichkeit sich auflöst, während bei der subjektiven Deutung des Leibes und Blutes Brodt und Wein dieselbe natürliche Objektivität unverändert behalten. Dort liegt, wenn auch in einseitiger, sinnlicher Fassung, die Wahrheit des Gefühls zum Grunde, daß Brodt und Wein gegen ihre eigentliche Wahrheit zurücktreten, verschwinden, ihre oberflächliche Natürlichkeit verlieren: so muß immer das Niedere gegen das Höhere, der tiefere Sinn gegen die Außenseite zurücktreten. Hier tritt umgekehrt die empirische Wahrheit hervor, daß die Elemente an sich bleiben, was sie sind, aber durch den hinzutretenden Gedanken, ohne sich an sich zu verwandeln, für den Kommunikanten das Mittel zur Erhebung über die Natur werden und darum doppelt dankbar zu genießen sind. Dort geräth man, um der nahe liegenden Gefahr des Materialismus lapernatistischer Manufakturen auszuweichen, in den Spiritualismus, der die Materie verflüchtigt: hier fällt der Spiritualismus, der sich an den geistigen Genuß hält, in den Materialismus, der dem verkörperten Leibe Christi die Ubiquität abspricht.

An allen diesen Gegensätzen, welche sich eben sowohl von einander trennen, als folgerweise wieder berühren, zeigt sich nur noch mehr, daß die unterschiedenen Momente, Leib, Seele, Geist,

oder näher Fleisch, Blut, Geist, noch nicht gegenseitig durchdrungen sind, noch nicht zu ihrem Begriffe sich vereinigt haben.

In der Römisch-Katholischen Auffassung bleibt also Christus objektiv, Er ist selbst ganz da, während das Zeichen oder Mittel seiner Hingabe seinen objektiven Gehalt verliert und zum subjektiven Scheine wird: in der darauf folgenden Entwicklung tritt statt des wirklich gegenwärtigen, objektiven Christus die subjektive Bedeutung als Erinnerung des dagewesenen hervor, während das Zeichen objektiv ist und bleibt. Je mehr aber Christus in jener Auffassung objektiv, von dem Subjekte geschieden bleibt, um so mehr bleibt auch das Opfer seines Leibes und Blutes am Kreuze objektiv, weil es dem Subjekte, das davor steht, mittelst des Glaubens noch nicht nahe genug gekommen ist: darum wiederholt es sich auch erst äußerlich vor dem Kommunikanten, ehe es zu ihm kommt, womit eben nur die objektive Thatsache des Opfers, welche ein für allemal geschehen ist, wiederholt wird, da es doch hier auf die Fortwirkung desselben für das Subjekt ankommt. Nach der zweiten Auffassung ist das Opfer eben bloß vor Zeiten geschehen, objektiv vergangen, und wiederholt sich bloß innerlich durch die Erinnerung am Subjekte und erst im, nicht vor dem Genuße. So bestätigt es sich auch von dieser Seite, daß in diesen Vorstellungen die äußere Geschichte der Menschheit noch nicht nach ihrer Totalität in dem einzelnen Subjekte sich erneuert.

Es fehlt noch das Letzte, nämlich daß der Gottmensch wie er ist, nach Leib, Seele und Geist in dem Subjekte sich mittheilt, ohne zum Theil draußen zu bleiben. Zu diesem seinem wesentlichen, vollen Begriffe kommt das Sakrament der Communion erst durch den lebendigen Begriff von der lebendigen und durchdringenden Einheit beider Naturen in Christo selbst, — *communicatio idiomatum*.\*) — Der Begriff ist, daß zunächst in der Person Christi selbst das Göttliche dem Menschlichen, das Menschliche dem Göttlichen ganz sich mittheilt. So sind auch in der Person Christi selbst die Momente des Fleisches und des Blutes, d. h. des menschlichen Stoffes und Lebens, des Leibes und der Seele dem Geiste, dem Bewußtseyn des Gottmenschen, wie der Geist oder das Bewußtseyn dem Leibe und dem Leibesleben gänzlich, durchdringlich, unzer-

\*) Göschel: Beiträge zur spekultativen Philosophie u. 1838. S. 140. 142. 112. — Hiemit ist Sartorius: „Die Lutherische Lehre von der gegenseitigen Mittheilung der Eigenschaften der beiden Naturen in Christo“ in den Dorpater Beiträgen, zu vergleichen, nur daß wir die dort behauptete *ἀνυποστασία*, Unpersönlichkeit, der menschlichen Natur in Christo bestreiten und der menschlichen in Christo das Bewußtseyn vindiciren müssen.

\*) Solche Mischungen mit ineinander laufenden Farben finden wir besonders in den Streitigkeiten zwischen Lanfrancus und Berengarius (vgl. Lessing: Berengarius Turonensis) oder in der Zeit der Reformation an Carlstadt, Decolampadius, Bullinger, Zwingli (Ranke Deutsche Gesch. zur Zeit d. Ref. III. 80 f.).



trennlich mitgetheilt, und doch nicht mit einander vermischt. Diese Communion in Christo selbst ist die Grundlage und Bedingung des Sakraments der Communion in den Seinen. Ist nun kraft jener Communion in Christo selbst zwischen den unterschiedenen Momenten seines gottmenschlichen Wesens keine Vermischung statthaft, aber auch keine Trennung möglich, weil Fleisch und Blut, Leib und Seele im Geiste verklärt sind, — caro in virtutem transformata nullo loco continetur, — so folgt von selbst, daß der Communicant überall den ganzen Christus empfängt, und mit einem Momente seines Wesens auch des anderen theilhaft wird, wenn er sich auch dessen nicht klar bewußt wird.

Wir empfangen mittelst des Brodtes und Weines den Leib und das Blut des Herrn, welcher selbst das Brodt des Lebens ist und der Weinstock, aus dem seine Neben Saft bekommen. Das Wort ist das Brodt, welches nährt; das Lebensblut ist der Wein, welcher stärket. Das natürliche Brodt, welches wir im Sakramente essen, der natürliche Wein, den wir in der Communion trinken, sie verhalten sich zu dem Leibe und Blute des Herrn, wie das Gefäß zum Inhalte. Näher ist das Verhältniß als unio sacramentalis, das heißt dahin zu fassen, daß das Wort, nämlich Christus selbst, mit seinem verklärten Fleische, welches sein Leib, seine gottmenschliche Substanz ist, und mit seinem verklärten Blute, welches sein Leben, seine Seele ist, zu der natürlichen Substanz, nämlich zu der sichtbaren Materie unsichtbar hinzutritt, ohne daß letztere dadurch an sich, materiell verändert wird, so doch daß Leib und Blut, verklärt, mit dem Geiste Eins, von dem Geiste durchdrungen, wirklich gegenwärtig sind, und in, mit und unter dem Brodte und Weine empfangen werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Missionsfest und Prediger-Conferenz in Warmen.)

Den 11. September feierte die Rheinische Missionsgesellschaft ihr Jahresfest in der Kirche zu Gemark im Wupperthal. Herr Pastor Leipoldt eröffnete die Feier mit einem Jahresberichte, der im Ganzen sehr erfreulichen Inhaltes war. Im verflossenen Jahre hatte zweimal eine Generalversammlung der Gesellschaft und beide Male eine Aussendung von je drei Arbeitern stattgefunden. Zu den sieben bisherigen Stationen in Südafrika und Borneo sind drei neue hinzugekommen und eine vierte steht in Aussicht. Die Afrikanischen Stationen sind in stetem Fortschritte begriffen. Auf allen wird an Kirchen und Schulen, an Werkstätten und Wohnungen für die neuankommenden Brüder gebaut. Auch von dem inneren Zustande ist Erfreuliches zu melden. Von den drei südlichen Stationen wird berichtet, daß gegenwärtig daselbst tausend Schulkinder sind, unter welchen dreihundert und fünfzig das Wort Gottes fertig lesen können. Außerdem nehmen sehr viele Erwachsene an den Sonntagschulen Theil. Dreißig Taufcandidaten stehen gegenwärtig in der Vorbereitung zur Aufnahme in die christliche Kirche. Über zwelhtausend Heiden wohnen dem Gottesdienste bei; auch die Wochengottesdienste sind sehr zahlreich besucht. Die Eltern geben ihre Kinder willig zur christlichen Erziehung. Von dem Afrikanischen Wupperthale wird gemeldet, daß es jetzt zweihundert ein und dreißig Einwohner hat, die sich wenigstens in eine äußere Ordnung gefügt haben. Mehrere davon

sind getauft, einige auch schon im Glauben gestorben. Wegen ihrer Betriebsamkeit hat diese neue Kolonie schon einen guten Ruf erlangt und ist nach sicheren Berichten in steigendem Wohlstande begriffen. Die Lebensart der Hottentotten verbessert sich sichtlich und das Wort Gottes gewinnt unter ihnen immer mehr Eingang. Selbst die um üblen Verhaltens willen Ausgeschlossen bitteten gewöhnlich wieder um Aufnahme. — Gleich Erfreuliches wurde von den anderen Afrikanischen Stationen berichtet. — Von Borneo schreiben die Brüder, daß seit der Befehung des Heiden Domingo eine große Bewegung unter den dortigen Christen entstanden sey, so daß die dreimaligen wöchentlichen Gottesdienste gedrängt voll sind. Auf der ganzen Insel fanden die Missionare unter den Malayen, Muhamedanern und Chinesen ein Wehen des göttlichen Lebensodems.

Auf diesen sehr ermunternden Bericht folgte eine Predigt von Herrn Pastor Stierle (aus dem Rheingau) über die Gemeinschaft mit dem Herrn und mit den Brüdern, die sich im Missionswerke ganz besonders ansprechen.

Darauf hielt der grade anwesende bekannte Prediger und Missionsinspektor Grand-Pierre aus Paris in gebrochenem Deutsch an die zahlreiche Zuhörerschaft eine Ansprache folgenden Inhalts: „Ich rede, um euch zu trösten, in schlechtem Style, aber aus vollem Herzen und im Namen aller evangelischen Glaubensbrüder in Frankreich. Ich erfahre mit inniger Freude, was der Herr unter euch thut. Meine Brüder werden mit mir, wenn ich es ihnen erzähle, dieselbe heilige Freude empfinden. Auch in Frankreich breitet sich jetzt das Reich Gottes mächtig aus. Es gab eine Zeit, wo die Evangelische Kirche in jenem Lande geschwächt, gedrückt, verfolgt, aus dem Lande gesagt wurde. Jetzt ist die Protestantische Kirche wieder zum Leben und zu erfolgreicher Wirksamkeit erwacht. Die Protestanten haben Missions-, Bibel-, Traktatgesellschaften gegründet; alle diese Gesellschaften blühen auf und erhalten jährlich neue frische Kräfte. Ihre Jahresberichte werden öffentlich gelesen und mit Interesse gehört. Neue Kirchen werden gebaut. Ich selbst habe in dem letzten Jahre vier neue Kirchen eingeweiht. Die Protestanten, die sich früher in die Höhlen der Berge flüchten mußten, beten jetzt zu Gott unter freiem Himmel und freuen sich des Evangeliums, das sie haben. Früher verfolgte der Katholicismus die Evangelische Kirche, jetzt greift diese gewaltig in jenen hinein, nicht mit den Waffen menschlicher Kraft, sondern göttlicher Wahrheit und Überzeugung, so daß er erschrocken und erlaunt ist über ihre Lebenskraft. Einige der eifrigsten Protestanten waren ehemals Katholiken. So sind unter den zwölf Mitgliedern des Consistoriums in Paris vier ehemalige Katholiken. In dem Pallaste, aus welchem ein früherer König jenes Landes auf seine protestantischen Unterthanen geschossen hat, wohnt jetzt eine Deutsche, eine evangelische, eine innig fromme Prinzessin, die zukünftige Königin. Unsere Missionsgesellschaft hat jetzt eine Menge Schwesterngesellschaften. Im letzten Jahre haben unsere sieben Missionare hundert und fünf und achtzig bekehrte Heiden getauft, und Einer dieser Bekehrten ist ein Königssohn. Aus Einer unserer Stationen haben die Bekehrten in Einem Jahre 2000 Franken nach Paris geschickt, damit auch anderen Heiden das liebliche Evangelium gebracht werde. Diese Heiden sind so zart, so weich, daß die Missionare das Wort Gottes kaum auf ihre Herzen anzuwenden brauchen und sich mit der bloßen Vorlesung und Erklärung desselben begnügen, weil dies schon den allertiefsten Eindruck auf sie macht. Wir alte Christen fühlen den Werth des Evangeliums lange nicht so tief und sollten uns recht beschämen lassen. Ein ganzer Stamm in Südafrika ist nun zu christlichem Leben erweckt. Wir empfehlen uns und unser Missionswerk, so wie ganz Frankreich eurer Fürbitte. Die Zeit der Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland ist nun vorüber. Christus hat die Scheidewand gebrochen und



will aus allen Völkern sich Ein Volk sammeln, das ihn liebt und ehrt.“ Es ist nicht möglich, in einer Sprache berebt zu seyn, deren man nicht mächtig ist. Dessen ungeachtet fesselte dieser Vortrag am meisten die Aufmerksamkeit. Die Franzosen sind, sobald sie als Redner auftreten, viel interessanter als die Deutschen; sie kommen nicht leicht in Gefahr allzu großer Gründlichkeit und Weitschweifigkeit, sind meistens lebendiger, gewandter und graziöser in den äußeren Formen und — was bei einer Rede besonders wichtig ist — sie vergessen nie, daß sie Zuhörer vor sich haben. Daher der häufige Gebrauch des Dialogs, das direkt zu Leibe gehen, während der Deutsche Kanzelredner sehr häufig nur einen erbaulichen Monolog hält.

Nachdem sodann Herr Pastor Niepmann aus der Grafschaft Mark über das Schriftwort Hebr. 4.: Das Wort Gottes ist lebendig und kräftig, eine eindringliche Rede gehalten hatte, betrat der aus Amerika zurückberufene Missionar Nollau die Kanzel und schilderte aus eigener Erfahrung und schon darum sehr interessant die Nordamerikanischen Zustände in religiöser und kirchlicher Hinsicht. Diese Schilderung war im Ganzen nicht sehr günstig. Besonders in den westlichen Staaten sehe es sehr traurig bei unseren Deutschen Brüdern aus. Die Meisten sind durch irdische Interessen in das Land gezogen worden, wo es keinen Fürsten gibt, der die Kirche schützt und pflegt. In jenen Stätten der gepriesenen Freiheit wohnen Manche sich glücklich, dem Gängelbunde der christlichen Priester, d. h. des Glaubens und des göttlichen Gesetzes entzogen zu seyn. Viele erklären einem zu ihnen reisenden Prediger ungeschert, sie brauchen keine Kirche und keine Prediger, d. h. kein Wort und kein Sakrament, keinen Gott und keinen Christus. In mehreren Staaten ziehen ganze Schaaren ohne FÜRten dahin, sie erwerben sich Geld und Gut, aber keine himmlischen Schätze. Eine Kirche ist wie eine Dase in der Wüste. Tausende verwildern in der Wildniß, keine Ermahnung dringt an ihr Herz, kein Trost erreicht ihr Sterbebette. So traurig der Zustand dieser Unglücklichen, so drückend ist meist die Lage der Kolonistenprediger. In den westlichen Staaten werden sie mit Mißtrauen, oder gar mit Verachtung empfangen. Nur selten treffen sie eine bereits geregelte Gemeinde an. Die armseligste Baumhütte wird oft Jahre lang als Kirche gebraucht, ein Glas oder ein blechernes Geschir vertritt die Stelle des heiligen Bechers, und aus einer Kaffeetasse, verschickerte Nollau, oft getauft zu haben. Gute Tage und Ehre findet man dort nicht. Der Prediger lebt von den freiwilligen Gaben seiner Gemeinde. Aber nur ein kleiner Theil erkennt die Willigkeit, dem das Leibliche zu geben, der ihnen Seelennahrung gibt. Sehr viele Prediger haben mit Nahrungsorgen zu kämpfen. Ein Freund des Redners mußte, trotz aller Treue im Berufe, sammt seiner Familie hungern, ein Anderer hatte 80 Thlr. jährliches Gehalt, wovon ihm aber dreißig entzogen wurden, weil er krank gewesen und deswegen eine Zeit lang nicht predigen konnte. Doch wenn auch die Reichen und Gebildeten dort das Evangelium verachten, so nehmen es die Armen auf. Viele sehnen sich schmerzlich zurück nach den schönen Gottesdiensten ihrer Väter, und auch Amerika ist für Tausende eine Schule der Trübsal, in der man nach Gott fragt. Unter diesen bewährt denn auch das Wort des Friedens seine alte Gotteskraft. Dies beweist besonders das Beispiel einer vier Stunden von St. Louis gelegenen Gemeinde, welcher Nollau einige Jahre vorstand und von welcher dieser zum Schlusse sehr viel Erfreuliches und Ermutigendes mittheilte.

Herr Prediger Runkewüller aus dem Ravensbergischen schloß die Feier mit einer erbaulichen Auslegung des prophetischen Wortes: Israel vergiß mein nicht!

Bei dem gemeinschaftlichen Abendessen brachte der bekannte Gründer und Vorsteher der Düsselthaler Rettungsanstalt einen sehr interessanten Gegenstand zur Sprache, von dem zu wünschen wäre, daß er auch

einmal in diesen Blättern gründlich behandelt würde, nämlich die Emancipation Palästinas von dem Joch der Türken. Grand-Pierre berichtete, daß kein Christ in Paris das heilige Land und seine gegenwärtige Lage mit Indifferentismus betrachte, daß ihn aber Männer, die mit dem Hofe in enger Berührung stehen, versichert haben, daß die Ausföhrung wegen der Politik der größeren Mächte einstweilen noch fast unüberwindlichen Schwierigkeiten unterliege. Es muß daher zunächst auf anderem Wege Rath geschafft werden. Es handelt sich nicht darum, bemerkte Herr Prediger Bräm, ob etwas für Jerusalem geschehen könne, sondern es müsse etwas geschehen, Palästina müsse der Mittelpunkt der Mission werden, wie in der ersten Zeit des Christenthums, und wie jetzt Leipzig der Mittelpunkt des Buchhandels ist. Jede Missionsgesellschaft sollte dort eine Station errichten, und wenn die Katholische Kirche alle Augenblicke Missionare dorthin ansende, so dürfe die Evangelische Kirche nun auch nicht mehr säumen. Es wäre sehr wünschenswerth, daß einige Candidaten der Theologie, deren es ja jetzt in Deutschland so viele gibt, sich gedrungen fühlten, dort ihre Kräfte zu versuchen, und daß einige christliche Familien, statt nach Amerika zu wandern, sich oberhalb Jerusalems, wo es leicht geschehen könnte, ansiedelten.

Das Abfingen des Verses: Die wir uns allhier beisammen finden, schloß den schönen Tag, an dem gewiß Keiner ungesegnet nach Hause ging.

Donnerstag den 12. wurde im Missionsaufse die Prediger-Conferenz gehalten, an welcher gegen siebzig Pastoren und außerdem mehrere Candidaten der Theologie Theil nahmen. Da diese Gesellschaft ihre Verhandlungen nicht veröffentlicht, so verbietet die Discretion, in's Detail der Verhandlungen einzugehen und die Proponenten der einzelnen Ansichten über die zur Sprache gebrachten Gegenstände namhaft zu machen. Das Allgemeinste und unbedenklich Mittheilbare jedoch soll den Lesern der Ev. R. Z. nicht vorenthalten werden. Nach einigen wohlthuenden Eröffnungsworten des Moderators der Konferenz, Herrn Pastor Snetzke und einem ergreifenden Gebete des Herrn Pastor Sander las Herr Inspector Richter einen Aufsatz über die Mission im Verhältniß zur Kirche und Union. Er gab seine interessanten Bemerkungen über dies Thema in Form einer Recension der kürzlich über dasselbe erschienenen Schriften von Lücke und Petri in Hannover. Während er dem Ersten einen einseitigen Spiritualismus, dem Letzteren wegen der allzu großen Hervorhebung der sichtbaren Kirche eine Sinecure zum Katholicismus Schuld gab, suchte er in der Mitte beider Extreme darzutun, daß die Kirche des N. T. vom Äußeren zum Inneren fortgehen sollte, im N. T. dagegen die innere Kirche von der äußeren ausgehen müsse, und nie vom äußeren Bekennen zum inneren Glauben fortschreiten dürfe, obwohl sie nie äußerungslos, oder unsichtbar bleiben könne. Die Brüder aus den Heiden müssen durchaus ihre ersten Einrichtungen auf das einfache apostolische Christenthum gründen können und daher dürfe es nie Aufgabe der Mission seyn, für eine bestimmte Confession werden zu wollen. Jedenfalls aber muß die Mission durchaus kirchlich seyn, wenn gleich damit keineswegs verlangt wird, daß die gegenwärtigen Kirchenbehörden die Thätigkeit für die Ausbreitung des Reiches Gottes den bisherigen Missionsvereinen entreißen sollen. Im kirchlichen Indifferentismus ist allerdings, wie Lücke mit Recht sagt, nie eine rechte Missionsseele geblieben. Die Mission muß die beiden Extreme vermeiden und den Grundfals festhalten: die Kirchen sollen einig und doch eigenthümlich missioniren.

Auf diese Abhandlung folgte eine gehaltreiche Besprechung über das zweite Capitel des ersten Corinthervbriefes, wobei natürlich das Verhältniß des Christen, besonders des Predigers zur Philosophie, zu den Künften der Rhetorik und zur Weltbildung überhaupt zur Sprache kam. Die Hauptstimmen waren darin einverstanden, daß der Prediger, besonders in unserer Zeit, die Wissenschaft und Weltbildung und auf der



Kanzel die Künste der natürlichen Beredsamkeit nicht verschmähen dürfe. Das Christenthum habe die Philosophie, die Homiletik die Rhetorik zur Voraussetzung, d. h. das Christenthum bedarf der Philosophie nicht, um etwa von ihr erst den Beweis seiner Gültigkeit zu erhalten, aber einerseits entzieht sich dasselbe nicht den natürlichen Gesetzen des logischen Denkens und Schließens, andererseits enthält es die wahre Philosophie als Moment in sich. Eben so verhält es sich mit der Predigt im Verhältnis zur weltlichen Rede. Die Homiletik ruht durchaus auf der Rhetorik. Wenn so viele Rationalisten fleißiger und gewissenhafter ausgearbeitete und darum homiletisch vollendetere Predigten halten als so manche christliche Prediger, so ist dies für letztere wahrlich kein Lob, sondern eine Schande, es sey denn, daß Einer keinen inneren und äußeren Beruf zur wissenschaftlichen und formalen Weiterbildung habe. Ein tüchtiges, gründliches exegetisches, historisches, dogmatisches und wo möglich auch philosophisches und ästhetisches Studium ist gewiß heut zu Tage für jeden Geistlichen eine Sache von hoher Wichtigkeit. Nicht die natürliche Armuth, d. h. die Ignoranz und Nachlässigkeit, sondern die selbstgewählte, freiwillige Armuth des Geistes ist achtungswerth, wenn der Theologe der Welt gegenüber mit Paulus sagen kann: ich besitze Alles, was ihr zu euren Götzen macht, aber ich achte es dennoch für Noth um Christi willen. Das ist natürlich festzuhalten, daß alle Bildung und Wissenschaft dem Christen kein Gegenstand der Selbstbetrachtung und des Eigenlobs seyn darf, sondern nur Mittel zu einem höheren heiligen Zwecke, zum Lobe und Preise seines Herrn.

Die Nachmittags Sitzung wurde größtentheils mit Mittheilungen auswärtiger Brüder über den religiösen Zustand ihres Vaterlandes ausgefüllt. So bekam man einen Blick in die religiösen Bewegungen in Hannover, Berlin, an der Moser und in Paris. Überall — dies war der Totaleindruck dieser Nachrichten — weht der Geistesodem des Herrn, überall hört man das Rauschen seiner Fußtritte, überall bedeutungsvolle Vorzeichen einer gewaltigen Regeneration der Kirche.

Dann wurde eine sehr praktische und wichtige Frage verhandelt: Können nicht, wie die Kunst, so auch die Volksfeste durch das Christenthum geheiligt und verklärt werden? Man kann viele Volksfeste, z. B. Schützenfeste und andere körperliche Erholungs- und Ausbildungsfeste an und für sich durchaus nicht verwerfen und verdammen. Eben so wenig ist zu läugnen, daß eine große Anzahl, besonders jüngerer Leute aus dem Handwerksstande, die noch nicht so weit für das Evangelium gewonnen sind, um an Erbauungstunden gewiesen werden zu können, durch volksthümliche Feste, die durch eine religiöse Weihe geheiligt wären, vor vielen Abwegen bewahrt und dem Christenthum näher geführt werden könnten. Sollten nun nicht die Volksfeste, die nun einmal das Volk nicht entbehren kann, einer solchen Christianisirung fähig seyn? Wüßte nicht dafür der Charakter der nationalen Feste im Alten Testament? Aber bei der gänzlichen Verderbtheit der meisten Feste dieser Art möchte es doch fast unmöglich und daher vielleicht besser seyn, christliche Vereine immer mehr zu popularisiren und allmählig an die Stelle jener treten zu lassen. So hat z. B. das Missionsfest zu Basel einen populären Charakter und Mancher hat dabei den Eindruck bekommen: die Christen können sich doch auch freuen, und besser und vernünftiger als wir. Besonders wichtig können in dieser Hinsicht die Jünglingsvereine werden, wie sie nun in Bremen, Basel und Stuttgart bestehen. In Bremen sind bisher zwei Zimmer dazu eingerichtet, das eine zu Gesprächen, das andere zum Lesen und Schreiben, und jeder junge Mann kann den Sonntag Nachmittag dasselbst zubringen. Die

Substanz dieser Vereine müßten christliche Jünglinge seyn, die das Salz der ganzen Gesellschaft bilden, dem unchristlichen Theile allmählig einen christlichen Geist einhauchen und ihn besonders durch lebendiges Beispiel gewinnen würden. Viel könnte auch geschehen durch Errichtung christlicher und gemeinnütziger Bibliotheken, so wie durch populäre Vorlesungen über das Gebiet der Literatur, der Naturwissenschaften u. s. w. Dies möchte wohl wirksamer seyn, als die Christianisirung verdochter Volksfeste und Vergnügungsarten. Denn bei der letzteren steht die Gefahr nahe, in welche ein bekannter Prediger einst verfiel, indem er sich verleiten ließ, in einem Bade einem Tanze beizuwohnen, in der Hoffnung, durch Austheilung von Traktätschen, die er mit nahm, manchen guten Samen auszustreuen und durch seine Gegenwart größere Ausbeute der Frömmigkeit abzuwehren, aber sich nach und nach in der vergnügten Umgebung so gefiel, daß er zuletzt, der Aufforderung nachgebend, die Traktätschen in der Tasche, selbst einen Tanz mitmachte. Mit jenen Vorkehrungen wäre aber freilich die Sache noch nicht ganz abgethan. David hat seinem Volke Feste gegeben, bemerkte eine gewichtige Stimme. Das Alte Testament ist im Neuen nicht aufgehoben, sondern bloß erfüllt und behält immer vorbildliche Bedeutung auch nach eingetretener Erfüllung. Das Volk will nun einmal seine Feste und zwar auch nicht religiöse, also sich auf seine frühere Geschichte, oder auf die Jahreszeiten u. s. w. beziehende Feste haben. Luther hatte kein Bedenken, mit seinen jungen Leuten Komödie (den Terenz) aufzuführen, und wer viel mit Knaben und Jünglingen, die ihm übergeben sind, zu verkehren hat, muß froh seyn, wenn er ihnen irgend eine unschuldige Erheiterung und Belustigung hie und da gewähren kann. Sind sie einmal Jünger Christi geworden, so wissen sie sich von selbst auf andere Weise zu erheitern. Aber der Pädagoge hat gewaltig viel mit dem natürlichen Menschen zu schaffen, und man muß diesen nehmen, wie er nun einmal ist. Was der Pastor oder Lehrer nicht selbst thun kann in dergleichen Fällen, das muß er Anderen übertragen. Es gehört vielleicht weit mehr Gnade dazu, auf christliche Weise Komödie aufzuführen, etwa wie Luther es gethan hat, als alle Sonntags Vormittags verwerfende Moralpredigten zu halten, jene Feste gradezu zu verdammen, und am Nachmittag zu seufzen, daß jene Predigten doch nichts geholfen haben. — Jedenfalls — mag man nun über diese Materie denken wie man will — kann nicht geläugnet werden, daß Volkserziehung eine wesentliche Aufgabe der Kirche, und daß noch sehr viel zu thun ist, diese Aufgabe auch nur einigermaßen zu erfüllen.

Gesang und Gebet schloß den herrlichen Tag, der nicht in eitlem Schulgezänke, sondern in wahrhaft geistlicher und brüderlicher Besprechung vorüberging. Jeder nahm den wohlthuenden Eindruck nach Hause: Bei aller Zerrissenheit der gegenwärtigen Bestrebungen im Wissen und Leben gibt es doch noch eine Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, bei aller Verschiedenheit der Gaben und Individualitäten, in welcher sich grade die vielgestaltige Weisheit Gottes wunderbar herrlich abspiegelt, herrscht doch Ein Geist, Ein Gott und Vater in uns Allen, durch uns Alle und mit uns Allen. Selig, wer diese Gemeinschaft und diesen Geist kennt, zu unterhalten und zu vermehren weiß! Gottes reicher Segen über das von Natur und Gnade so selten ausgestattete Wuppertal, und warmer Dank seinen wackeren Dienern des Wortes, deren oben beschriebene Zusammenkunft dem Wanderer, der in diesen Beilen nur ein schwaches Nachbild davon zu geben vermochte, eine der segnesten und schönsten Erinnerungen bleiben wird!

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 25. September.

N<sup>o</sup> 77.

## Beleuchtung des Mißbrauches, welchen Strauss mit der Naturwissenschaft in Bezug auf die heilige Schrift getrieben hat. Von einem Naturforscher.

Die Verfechter des modernen Unglaubens suchen jetzt, wo sie durch den wieder erwachten Glauben in ihrer bisherigen Herrschaft immer mehr bedroht werden, ihren Abfall vom Worte Gottes gewöhnlich damit zu beschönigen, daß wie die Philosophie und Kritik einerseits, so auch die Naturwissenschaften andererseits zu Resultaten gelangt seyen, die mit den Angaben der Bibel im entschiedensten Widerspruch stehen, aus denen also evident hervorgehe, daß die Bibel nicht das Wort Gottes, der absoluten Wahrheit, sondern das Werk von Menschen, und zwar zum Theil sehr unwissenden, daher voll Irrthums und unrichtiger Ansichten sey. Nun könne man aber einem in die moderne Bildung Eingeweihten nicht zumuthen, die Resultate der Wissenschaft zu ignoriren oder zu verschweigen; ein Theolog sey überdies als solcher schon im Gewissen gebunden, sie in seinen Bereich aufzunehmen: daraus erfolge aber in consequentem Vorwärtsgen gehen nothwendiger Weise der Umsturz des alten Kirchenglaubens. Es möge dies zwar immerhin, wie jede Revolution, als ein betrübendes Ereigniß zu beklagen seyn, die Wissenschaft, darunter vornehmlich auch die Naturwissenschaft, habe es aber nun einmal herbeigeführt, und so müsse man sich denn in Geduld darein ergeben.

Schon der Prediger Ballenstedt, traurigen Andenkens, hat solch ein Lieblein angestimmt. Er selbst unternahm es, den Naturforscher zu spielen, um den Herrn Amtsbrüdern nachzuweisen, daß vor den naturwissenschaftlichen Ergebnissen die Bibel die Flagge zu streichen habe. Wie gern dies Lieblein gehört wurde, zeigt der Umstand, daß Ballenstedt's „Urwelt,“ dies jämmerliche Nachwerk eines eben so unwissenden als denk-schwachen Kopfes, nicht weniger als drei Auflagen erlebte; ein Absatz, den gewiß nicht das Bedürfniß der Naturforscher herbeiführte. Man könnte staunen darüber, wie renommierte Theologen sich auf ein so überaus schwaches Stümperwerk, das seinen literarischen Apparat aus Vertuch's Bilderbuch für Kinder, dem Museum des Wundervollen, der Zeitung für die Jugend u. dgl. zusammentrug, und dessen Erbärmlichkeit sie nothwendig durchschauen mußten, man könnte staunen, wie sie sich auf ein solches Buch berufen mochten, wenn man nicht wüßte, daß es ihnen willkommen war, vor dem Publikum die eigene Verschuldung, wenigstens zum großen Theile, auf Rechnung der Naturwissenschaften bringen, diese in die Mitschuld hineinziehen zu können. Der Unfug mit Ballenstedt hätte wohl noch länger fortge-

dauert, wenn nicht endlich die Naturforscher von ihm Notiz genommen und dem frechen Gesellen die papiernen Waffen entwunden und ihn, wie er es verdiente, in seiner ganzen Nudität an den literarischen Pranger gestellt hätten, so daß von nun an die Theologen einer so gebrandmarkten Autorität sich schämen mußten, öffentlich wenigstens sich nicht mehr auf ihn berufen konnten.

Der üble Ausgang mit Ballenstedt schreckte indeß die Theologen von ähnlichen Versuchen für die Zukunft nicht ab.

In seinem berüchtigten „Sendeschreiben“ suchte der General-Superintendent Bretschneider den Grund des Abfalls fast ganz der Naturwissenschaft aufzubürden.

„Die Naturforscher und Reisebeschreiber,“ sagt er unter vielem anderen Gewäsche auf S. 68., „berichteten ganz unbedenklich die Resultate ihrer ausgezeichneten Forschungen über das Menschengeschlecht und die Völker in allen Theilen und Winkel der Erde; sie schilderten die Verschiedenheit der Rassen an Gestalt, Farbe und geistigen Kräften, durch die Vermischung der Rassen entstehende Spielarten, und wiesen die großen und bleibenden Unterschiede unter ihnen nach, indem sie zeigten, daß diese Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen müßte. Blumenbach sammelte die Schädel in allen Welttheilen und brachte die Ansicht hievon in ein System. In welche Verlegenheit gerieth nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr einen Adam für alle Menschen, sondern einen Adam für die Kaukasier, einen anderen für die Neger, einen dritten für die Amerikaner, einen vierten für die Malayen, einen fünften für die Mongolen u. s. w. gegeben hat; wo blieb nun die Dogmatik mit dem einen Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld, wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbsünde als Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeugung an alle Menschen gekommenen Schwäche? Und ging diese verloren, wie stand nun die Nothwendigkeit der stellvertretenden Genugthuung Christi, des zweiten Adam's, um die Schuld des ersten Adam's aufzuheben, zu erweisen? Wo blieb nun der Grund der Verdammniß der Heiden, die nicht von Adam abstammen?“

Man sollte meinen, wenn ein Theolog nur einige Gewissenhaftigkeit, nur einige Liebe und Achtung für seinen heiligen Beruf hätte, und man brächte ihm die Kunde, daß von Aussen her, von der Naturwissenschaft aus, Resultate publicirt worden seyen, durch welche, wie im vorliegenden Falle, die Bibel als ein Lügenwerk hingestellt, das Christenthum in allen seinen Grundlagen zertrümmert würde, er würde von Schmerz zerrissen sein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, bevor er nicht von den Coryphäen in der



Naturwissenschaft selbst in Erfahrung gebracht hätte, daß jene Resultate in unerschütterlicher Gewißheit unangreifbar begründet worden seyen. So aber hat es der Gotha'sche General-Superintendent nicht gemacht. Die Naturforscher kann er gar nicht bezweifeln. Sie würden ihm sonst gesagt haben, daß zwar der Oberst Bory St. Vincent die Vielheit der Arten im Menschengeschlechte behauptet habe, daß ihm aber auch mit schlagenden Argumenten nachgewiesen worden sey, daß seine Deduktion auf einer solchen Fülle von Irrthümern und Unwissenheit, auf einer so schamlosen Verdrehung der Wahrheit, auf einer so empörenden Gemeinheit der Gesinnung beruhe, daß seine Arbeit nur als ein Schandfleck in der Literatur angesehen und mit Verachtung abgewiesen werde. Sie würden auf Anfrage Herrn Bretschneider weiter bedeutet haben; daß gerade die Einheit der Menschenart mit einer solchen Evidenz dargethan werden könne, daß kein Naturforscher von gesunden Sinnen auch nur im mindesten daran gezweifelt habe. Haller, Linné, Blumenbach, Cuvier, Steffens, Schubert, Prichard, Swainson, Wiegmann, R. und A. Wagner, Morton u. s. w., sie Alle wissen nur von einer Menschenart, die sich in mehrere Rassen gespalten hat. So behaupten also die Naturforscher gerade das Gegentheil von dem, was Herr Bretschneider ihnen ansinnt. Wie kann es nun der Mann in seinem Gewissen und vor Gott verantworten, wenn durch seine unbegründete Verufung auf die Naturwissenschaft auch nur eine einzige Seele in ihrem Glauben beängstigt oder gar irre gemacht worden ist?

Doch wir wollen nicht weiter bei Herrn Bretschneider verweilen, da ihm bereits durch einen Naturforscher eine Abfertigung zu Theil geworden ist, wie sie lege artis nur immerhin verlangt werden kann. \*)

Der vulgäre Nationalismus ist es jedoch nicht allein, der zu seiner Himmelsstürmerei an der Naturwissenschaft einen Allüren sich ausersuchen hat; auch der hochfahrende Hegelianismus hat sich jetzt dieser Politik mit schlauer List bedient. Strauss in seinem neuesten Werke: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft dargestellt,“ kämpft nicht bloß mit den Waffen, die ihm die Philosophie des reinen Begriffs gereicht, gegen die Kirche an; auch die Naturwissenschaft muß ihm zum Streite ihr Contingent zuführen, damit, was die Philosophie vom Bollwerk des alten Kirchenbaues etwa noch übrig gelassen, durch die Naturwissenschaft vollends umgestürzt und Alles in einen großen Trümmerhaufen verwandelt würde.

(Fortsetzung folgt.)

\*) In dem Aufsatze: „Theologie und Naturwissenschaft mit besonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretschneider's Sendschreiben an einen Staatsmann,“ in diesen Blättern, Jahrg. 1830 Nr. 50—52.

## Das Geheimniß der Communion.

(Fortsetzung.)

Brod und Wein bleiben mithin auch hier insofern Brod und Wein, als sie nach wie vor an sich, materiell Brod und Wein bleiben, aber sie sind nicht mehr bloß an sich, nicht mehr abstrakt materiell, sondern das Wort ist herzugetreten und durchbringt sie mit dem gottmenschlichen Leibe und Blute, ohne daß sie damit vermischet würden. Dieses ist „die innige Union des wesentlich Zweifachen,“ keine Vermischung.

Nähret und stärkt doch auch Brod und Wein in seiner natürlichen Beschaffenheit nicht unmittelbar durch die materielle Substanz, sondern durch die darunter verborgene unsichtbare vermittelnde und assimilirende Kraft. So nähret und stärkt auch beides in seinem sakramentalischen Gebrauche durch die in, mit und unter der Substanz gegenwärtige Kraft aus der Höhe.

„Das ist wohl wahr,“ sagt Luther, „wenn du das Wort davon thust, so hast du nichts, denn eitel Brod und Wein: wenn sie aber dabei bleiben, wie sie sollen und müssen, so ist's wahrhaftig Christi Leib und Blut.“

Descendit Deus, ut consurgamus. Christus ist in unser Fleisch und Blut gekommen, auf daß wir in den Himmel kommen. Das ist die objektive That Gottes für Alle. Im Sakramente des Abendmahls kommt er mit seinem angenommenen menschlichen Leibe und Blute zu den Einzelnen hernieder, damit sie zu ihm hinauf kommen. Es ist aber eben seine verklärte Menschheit in ihrer Verbindung mit seiner Gottheit, die uns zur Gemeinschaft mit ihm erhebt. Darum bedürfen wir eben im Sakramente seines Leibes und Blutes, ohne welche wir nicht zu ihm uns erheben können.

Wir sind jetzt so weit, daß sich von dem ganzen, vollen Begriffe des Sakraments aus die vorangehenden einzelnen Momente, sowohl nach dem, was sie von der Wahrheit haben und an den realen ganzen Begriff überliefern, als auch nach dem, was ihnen theils gemeinschaftlich, theils jedem für sich fehlt, in successiver Gliederung übersehen, die einzelnen Brosamen zusammenlesen lassen. Zunächst ist allen vorangehenden Momenten, wie sie auch unter einander selbst sich entgegengesetzt sind, dieses gemein, daß in allen, wiewohl sie dem sakramentalischen Akte subjektiver Aneignung angehören, die objektive Wirklichkeit des Gottmenschen, die doch in dem Subjekte sich sakramentalisch erneuern sollte, mehr oder weniger objektiv, nämlich von dem Subjekte geschieden bleibt. Bei der Römisch-katholischen Auffassung besteht diese noch übrig bleibende Scheidung darin, daß Leib und Blut, auch ohne empfangen zu werden, auch in der Trennung von dem Subjekte, dennoch eben sowohl da sind, als wenn Brod und Wein empfangen werden. Ja, Brod und Wein, Leib und Blut bleiben selbst geschieden: der Wein wird nicht von Allen genossen, weil — in dem Leibe schon das Blut ist: wiewohl eben aus dieser Unzertrennlichkeit des Leibes von seinem Leben, des Lebensblutes von seinem Leibe, auch der Kelch von der Hostie

nicht zu trennen ist. Bei der darauf folgenden — reformirten — Vorstellung besteht aber die Scheidung darin, daß Leib und Blut selbst von Brodt und Wein, hiemit auch von dem Subjekte so weit, als der Himmel von der Erde, entfernt bleiben, und nur nach dem Geiste hernieder kommen, um auch im Subjekte dessen Geist von seinem Leibe und Blute zu scheiden und aufwärts zu ziehen.

Das zweite Moment des Unterschieds betrifft die Qualität der Zeichen oder der natürlichen Mittel der Mittheilung, welche in derjenigen Vorstellung, die Christum wirklich, aber auch unabhängig von der sakramentalischen Bestimmung, objektiv gegenwärtig weiß, nur nach dem subjektiven Scheine zurückbleiben, indem sie ganz in die objektive Substanz des verkörperten Leibes und Blutes übergehen, während sie umgekehrt in derjenigen Vorstellung, welche in den Zeichen die objektive Gegenwart des Herrn nicht sieht, sondern darin nur die Bedeutung des Leibes und Blutes findet, ihre objektive Materialität unverändert behalten. Auch in dieser Beziehung scheiden beide Vorstellungen das Verbundene: sie scheiden das Natürliche von dem Übernatürlichen; die Römische wirft das natürliche Zeichen weg, als wäre es nicht, und vernichtet es: die Schweizerische läßt es ganz unberührt und unverändert, als wäre ihm nichts geschehen. Wer fühlt nicht in der Römischen Vorstellung die Wahrheit heraus, nämlich die Nichtigkeit alles Irdischen? Wer fühlt nicht zugleich die Unwahrheit, als wäre das Irdische bloß irdisch und vergänglich und eitel Schein? Wer fühlt nicht in der Schweizerischen Vorstellung die niederschlagende Wahrheit, daß die irdische Natur, wiewohl sie Christus angenommen, wie unverändert geblieben ist? Aber wer dürfte auch den Irrthum verkennen, welcher damit selbst im Sakramente ausgedrückt wird, als wenn die Natur der übernatürlichen Einwirkung unzugänglich sey; und davon ganz unberührt bleibe? In beiden Vorstellungen ist jedenfalls noch nicht die recht eigentlich sakramentalische Aneignung vollzogen, welche die natürliche Realität der dem Sakramente dienbaren Mittel eben sowohl aufgehoben als aufbewahrt, aber durchdrungen weiß. Es wurde schon oben bemerkt, daß sich in beiden Vorstellungen ein Spiritualismus, ja ein Doketismus einseitig offenbart, hinter welchem sich eben deswegen ein Rest von Materialismus versteckt.

Der dritte Unterschied zwischen beiden Vorstellungen ist, daß dort das Kreuzesopfer bald äußerlich, vor dem Subjekte, gleichviel ob dieses zugreife oder nicht, erneuert, wiederholt wird, wiewohl es ein für allemal geschehen ist, während es hier nur im Subjekte innerlich, mittelst der Erinnerung, im Andenken an das vor Zeiten geschehene wiederholt wird. In dieser Beziehung betrifft die Scheidung, welche an beiden Vorstellungen noch haften bleibt, die Zeit: die Vergangenheit ist so wenig in der Gegenwart, daß das Vergangene dort äußerlich, hier innerlich durch Rück Erinnerung wiederholt werden muß. Beiden Vorstellungen ist daher dieses gemein, daß das Opfer von dem Menschen nachgemacht wird, entweder auswendig, vor dem Empfange, oder inwendig, in dem Empfange, ohne daß das geschichtliche Opfer selbst in der Gegenwart fortwirke. Im zweiten Falle wird etwas

angeeignet, das doch objektiv nicht mehr da ist, also recht eigentlich selbst gemacht, wiewohl es eben deswegen ein für allemal geschehen ist, weil es nun nicht wieder vorübergeht: im ersten Falle wiederholt es sich äußerlich, vor dem Subjekte, wiewohl es gerade in dieser Beziehung, in der objektiven Geschichte ein für allemal geschehen ist und durch alle Zeiten geht. Beide Vorstellungen nähern sich mithin, mehr und weniger, dem Sacramentum, dessen Wahrheit eben das Sakrament ist. In beiden Vorstellungen fehlt mithin wiederum die zum Begriffe des Sakraments wesentliche Durchdringung, denn dazu gehört, einerseits, daß das Opfer nicht allein vor Zeiten einmal geschehen ist, sondern jetzt geschieht, andererseits, daß es, nachdem es historisch einmal geschehen ist für Alle, für den Einzelnen nur insofern geschieht, als er es annimmt, es sey nur mit dem Munde ohne Buße zum Gerichte, oder mit Mund und Herzen zur Erlösung hergestellt, daß der gebrochene Leib und das vergossene Blut von einem dadurch gebrochenen und getränkten Herzen empfangen wird. So empfängt im Sakramente der Unbußfertige wie der Bußfertige Christum, aber jener den Richter, dieser den Heiland.

Hiemit tritt der volle Begriff des Sakraments von neuem zusammen. Das Sakrament ist erst dann, wie in der That, so im Bewußtseyn, vollzogen, wenn Leib und Blut des Herrn, als wirklich und fortwirkend geopfert, sammt dem Geiste in Einem empfangen wird, in, mit und unter wirklichem Brodte und Weine; mit dem Brodte und Weine, denn beides bleibt Brodt und Wein, in beiden Substanzen, also nicht außerhalb der natürlichen Mittel, noch getrennt von ihnen, als wären sie zu schlecht, unter denselben, also nicht sichtbar oder greifbar, immer aber so, daß die sakramentalische Gegenwart des Gekreuzigten zugleich und unzertrennlich vor und in dem Communikanten wirkt, nicht vor ihm, ohne einzugehen, nicht in ihm, ohne vor ihm zu seyn.

Es ist oft und nicht ohne Grund gesagt worden, daß die Römische Vorstellung der Lutherischen näher stehe, als die Reformirte, weil in der Römischen und Lutherischen Christus mit Leib und Blut gegenwärtig ist. Andererseits steht aber auch die Reformirte Auffassung der Lutherischen näher, als die Katholische, weil in der Reformirten wie in der Lutherischen gleichmäßig Christus nicht in der Kapsel, nicht im Kelche ist, sondern erst im Munde und Herzen: so ist auch die evangelische Vorstellung beider Zweige darin übereinstimmend, daß die dem Sakramente dienenden Mittel Speise und Trank zu seyn nicht aufhören, wenn sie auch nach der Lutherischen Auffassung mit, in und unter ihnen noch viel mehr enthalten. Drittens ist aber auch nicht zu übersehen, daß in einer anderen Beziehung die Reformirte Vorstellung der Römischen näher als der Lutherischen sich anschließt. Denn jene beide stimmen darin überein, daß sie das wirkliche Daseyn und Zusammenseyn des Natürlichen und Übernatürlichen bestreiten, wozu die gegenwärtige Wirklichkeit beider Sphären, des Natürlichen und Übernatürlichen zugleich, gehört. Davon bestreitet die Römische Kirche das erste — natürliche —, die Schweizerische



sche das zweite — übernatürliche — Glied; beide stimmen auch darin überein, daß die natürlichen Zeichen nur ein Bild sind, nach der Römischen Kirche ein Scheinbild des gegenwärtigen, nach der Schweizerischen, die doch sonst kein Bild duldet, ein reales Bild des abwesenden Urbildes. So wird dort das Natürliche zum Scheine, welches nicht ein Wunder, sondern eine magische Zauberei ist: hier geht unten alles natürlich zu, nur daß die Seele verückt wird zum Himmel, wo Jesus wirklich leibt und lebt, welches wiederum nicht ein herniedersteigen des Wunder, sondern eine himmelan hebende Ekstase ist.

### III.

Das unterscheidende Kriterium des Sakraments ist hienach, daß der Heiland der Menschen zu jedem Einzelnen ungetheilt herniederkommt. *Descendit Deus, ut consurgamus.*

Aber ist nicht der Herr überall gegenwärtig? Das ist die schwierigste, die wichtigste Frage, vor welcher die Betrachtung lange stille stehen kann, ehe sie ein wenig vernimmt.

Er ist nicht fern von einem Jeglichen unter uns, so daß wir in Ihm leben, weben und sind. Und wo Er mit Seinem Geiste herzutritt, da kommt er auch in der unzertrennlichen Einheit seines Wesens mit seinem Leibe und Blute, Wohnung zu machen in den Herzen der Seinen. Wie unterscheidet sich nun die sakramentalische Gegenwart Christi im Abendmahle von seiner Allgegenwart, wie unterscheidet sie sich insbesondere von der speciellen Nähe seines Geistes, die wir namentlich in den Stunden des Gebetes und der Andacht, in dem Genuße des lebendigsten Glaubens und des süßesten Friedens so vernehmlich, — und oft wohl vernehmlicher, merklicher, als im Sakramente selbst, — empfinden? So fragen wir, wenn wir von dem Übernatürlichen ausgehen. Aber wir können eben sowohl von dem Natürlichen ausgehen, ohne daß sich die Frage wesentlich verändert. Denn fragen wir: Wie unterscheidet sich das Brodt und der Wein des Sakraments von anderer Speise und von anderem Tranke, in welchen uns ebenfalls Gaben Gottes dargereicht werden? — Das ist die Hauptfrage, worauf Alles ankommt, wovon namentlich das Verstandniß des Verstandes abhängt. Es ist ein Geheimniß: aber damit ist die Frage nicht beantwortet, damit kann eben so wenig die Antwort abgelehnt werden, sondern wir sind eben deswegen, weil es sich um ein Geheimniß handelt, nur um so mehr aufgefordert, desto tiefer einzugehen, wiewohl bescheidenlich.

Der Herr unterscheidet selbst die Gaben des Brodtes und Weines, die er nach dem Mahle als seinen Leib und als sein Blut darreicht, von der Speise und von dem Tranke zur täglichen Leibesnahrung. Und der Apostel, der es vom Herrn selbst empfangen, ermahnet uns nachdrücklich, zu unterscheiden den Leib des Herrn.

Wie seine Gaben, so ist auch seine Gegenwart verschieden.

Er ist überall ganz, ungetheilt, da, aber immer in anderer Weise. Ist nicht auch die Gegenwart eines Freundes, mit dem wir in täglichem Umgange stehen, täglich eine andere? Heute bringt er mir dies, morgen theilt er jenes mit: einmal ist er fröhlich und lustig, ein andermal ernst und betrübt, und weinet sehr: und ist doch derselbe Mensch einmal so gegenwärtig, als das andere mal. Heute speiset der Freund den Freund leiblich, morgen mit Wort und — Gebet. So läßt sich auch der Herr einmal anrühren und betasten; das anderemal sagt er: Rühre mich nicht an. Heute heilt er: morgen predigt er.

Christus ist gestern, heute und in Ewigkeit derselbe. Eins mit der Gottheit, eins mit der Menschheit, unzertrennlich in seinem Wesen ist er überall da: er ist allgegenwärtig. Und doch — doch ist er anders gegenwärtig im Himmel, anders auf Erden.

*Per l'universo penetra, e risplende,*

*In una parte più, e meno altrove.*

Dort ist sein Thron, hier ist seiner Füße Schemel.

*In tutte parti impera, e quivi regge:*

*Quivi è la sua cittade e l'alto seggio.*

Gleicherweise ist Er auf Erden überall gegenwärtig, aber in verschiedenster Weise. Seine Allgegenwart ist verschieden von der Gegenwart, mit welcher er seinen Jüngern in der Stunde des Gebets seine Nähe empfinden läßt, oder mit welcher er von dem Sünder, der Gnade sucht, sich finden läßt. Er ist nicht allein allgegenwärtig, sondern auch gegenwärtig, überall ganz gegenwärtig, aber er gibt sich darum nicht ganz, er theilt sich nicht ganz mit.

Darum bleibt es dabei: alle gute Gabe kommt von dem Herrn: er ist auch selbst dabei gegenwärtig, und läßt es uns empfinden, so oft sich Sinn und Herz dazu öffnet. Aber die Gabe ist nicht Er selbst: er unterscheidet in allen seinen Gaben, in den natürlichen Gaben und in den Gaben des Geistes, die er über uns ausgießt, die Gabe von sich selbst. Insofern fehlt auf Erden noch die Gabe, die Er selbst ist, von der er sich nicht mehr unterscheidet, mit, in und unter welcher er ganz sich selbst uns gibt.

Diese Gabe findet der Christ hienieden entweder nicht, oder als Vorgenuß im Sakramente, durch welches der Herr mit, in und unter den natürlichen Gaben sich selbst nach Leib, Seele und Geist, nach seinem Fleische, Blute und Bewußtseyn uns mittheilt, Leib, Seele und Geist in uns zu stärken, zu beleben, zu erquickern, zu durchdringen. *Christus manducare est refici: Christum bibere est vivere.* Im Sakramente wird der Mensch nicht allein geistig, sondern auch leiblich und seelisch von dem Leibe, Blute und Geiste Christi berührt.

Dies ist der Unterschied der sakramentalischen Gegenwart, der sakramentalischen Mittheilung Christi von allen anderen Weisen seiner Gegenwart und Mittheilung.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 29. September.

N<sup>o</sup> 78.

## Beleuchtung des Mißbrauches, welchen Strauß mit der Naturwissenschaft in Bezug auf die heilige Schrift getrieben hat. Von einem Naturforscher.

(Fortsetzung.)

Die Naturwissenschaften haben bisher keine Veranlassung gehabt, von der Hegelschen Philosophie Notiz zu nehmen; ja die Naturforscher müssen von einer Philosophie, die sich unfähig gezeigt hat, einen bestimmten Einfluß auf ihre Wissenschaft auszuüben, eine sehr geringe Meinung hegen. Es ist ganz richtig, was leßthin ein Correspondent in der Augsburger Allg. Zeitung sagte: „die Erfahrungswissenschaften verachten eine Philosophie, welche Alles aus dem nackten Begriff ableitet, während sie selbst nichts Brauchbares leistet.“ Es sind nun an dreißig Jahre verflossen, daß Hegel aufgetreten ist; seine Schule hat in Preußen von der Regierung eine Aufmunterung und Unterstützung erhalten, wie sie noch keiner philosophischen Schule zu Theil geworden ist, und doch hat sie in dieser langen Zeit und bei der großen Zahl ihrer Anhänger nicht die mindeste Geltung in den Naturwissenschaften erlangen können, ja diese haben sich frisch und rasch fortentwickelt, ohne die mindeste Notiz von Hegel und seiner dialektischen Methode zu nehmen. Wie ganz anders hat dagegen die Schellingsche Philosophie, gleich von ihrem Beginne an, in die Naturwissenschaften eingegriffen, so daß jeder Naturforscher, er mochte wollen oder nicht, von ihr Kenntniß nehmen, mit ihr oder gegen sie kämpfen mußte. Eine Philosophie aber, die wie die Hegelsche sich rühmt, die wahrhaft universelle Wissenschaft zu seyn, und doch für die Naturbetrachtung völlig unbrauchbar ist, muß der Naturforscher schon ihrer Einseitigkeit wegen von sich weisen. Was sollte er auch mit einer Philosophie anfangen, die alle Wahrheit aus sich selbst herauspumpen, die, anstatt zu lernen, nur lehren, die die mühsame Erforschung des thatsächlichen Bestandes mit ihren hohlen Constructionen ersetzen will?

Auch bei Strauß merkt man es allenthalben durch, wie ferne ihm die Naturwissenschaften stehen, die er gleichwohl in seinem Interesse verwenden möchte. Man darf deshalb auch nicht erwarten, daß er aus ihrem Bereiche irgend ein neues Argument zu Gunsten des Unglaubens aufgeben hätte. Es sind nur die alten Scheingründe, wie sie Ballenstedt, Bretschneider und andere Rationalisten vorgebracht haben, nur daß sie von Strauß in anständigerem Gewande, mit Hegelschen Redensarten verbrämt, vorgeführt werden. Alle diese Argumente sind aber von Naturforschern bereits so vollständig entkräftet wor-

den, \*) daß ihre Wiederaufnahme durch Strauß, und zwar in der zuverlässigsten Weise, doch einiges Befremden gegen die Absicht erregen muß. Als schon früher abgethan, könnte man sie auf sich beruhen lassen; da indeß nicht jeder unserer Leser die älteren Entgegnungen zu Handen haben wird, so will ich es, als ein Naturforscher vom Fache, im Interesse des Christenthums wie der Wissenschaft, übernehmen, den Mißbrauch aufzudecken, den Strauß im angeführten Buche mit der Naturwissenschaft getrieben hat. Wollen denn die ungläubigen Theologen und Philosophen durchaus nicht ablassen, das Christenthum zu bestreiten, so sollen sie wenigstens unsere Naturwissenschaften zum Deckmantel ihrer Schalkheit nicht nehmen dürfen. Wir wollen ihnen auf jeden Fall wehren, daß sie die Offenbarung Gottes in der Natur nicht mit gleichem Frevel mißbrauchen, wie sie es mit seiner Offenbarung in der heiligen Schrift gethan haben.

Wie man es im Voraus erwarten kann, so ist es zunächst die Schöpfungsgeschichte der Erde und des Menschen, wovon Strauß Veranlassung nimmt, die Naturwissenschaften zum Kampfe mit der biblischen Autorität aufzubieten.

Zuerst tritt Strauß gegen den Mosaischen Bericht von der Schöpfungsgeschichte der Erde auf. Indem er von den Bedenklichkeiten spricht, die bereits frühere Gegner erhoben, setzt er (S. 622.) hinzu: „Doch alle diese Schwierigkeiten, die sich schon in der älteren Zeit geregt hatten, wurden durch die neueren Erweiterungen und Umwandlungen der Astronomie, Geologie und Kritik erst recht gefährlich. Die neuere Astronomie vorerst fand es verkehrt, daß die Erde, der Planet, vor seinem Centralkörper, der Sonne, nicht nur geschaffen seyn, sondern daß auch, außer der Abwechselung von Tag und Nacht, schon Scheidung der Elemente und Vegetation auf derselben ohne die Sonne stattgefunden haben; daß zur Erschaffung und Ausbildung der Erde ganze fünf Tage, zur Hervorbringung der Sonne sammt allen Fixsternen, Planeten und Monden hingegen nur ein einziger Tag sollte verwendet worden seyn; daß überhaupt die sämmtlichen Himmelskörper, welche die neueren Entdeckungen als zum Theil die Erde an Umfang weit übertreffende Sphären ausgewiesen hatten, hier im Sinne der alten Welt und des jetzigen gemeinen Mannes nur als Accidentien, als dienende Lichter und Zeitmesser der Erde, aufgeführt waren.“

Es ist hierauf nur in der Kürze zu bemerken, daß die Väter der neueren Astronomie: Copernikus, Kepler und Newton sind. Dies wird jeder, auch nur einigermaßen Gebildete wissen. Eben so dürfte es wohl als ziemlich allgemein bekannt voraus-

\*) Namentlich in dem eben erwähnten vortrefflichen Aufsatze.



gefehlt werden, welche tiefe Ehrfurcht diese Coryphäen der Astronomie vor der heiligen Schrift hatten. \*) Diese großen Geister, diese tief sinnigen Denker fanden es nicht für verkehrt, „im Sinne der alten Welt und des jetzigen gemeinen Mannes“ die biblische Erzählung von der Schöpfungsgeschichte für wahr zu halten; von einem Widerspruche zwischen Schrift und Wissenschaft wußten sie nichts, so wenig, als wir ein solcher von einem der größten Astronomen der neuesten Zeit, Herschel, bekannt geworden ist. Wie kommt nun Strauß zu seiner Anschuldigung der Astronomie? Wohl mag er hier und da einen Astronomen (zunächst sind es wohl Theologen) auffinden, der solche Bedenkllichkeiten geltend gemacht hat; haben aber die Heroen der Astronomie sie getheilt, sind sie also ein nothwendiges Ergebnis der wissenschaftlichen Forschung, oder nicht vielmehr die accidentelle Meinung einzelner Individuen? Ist es redlich von Strauß gehandelt, seinen Lesern, die zum guten Theile keine sonderlichen astronomischen Kenntnisse haben werden, glaublich machen zu wollen, daß es nicht einzelne Individuen sind, welche die Nichtigkeit der Mosaischen Schöpfungsgeschichte bezweifeln, sondern daß die ganze neuere Astronomie dieselbe als eine Verkehrtheit erwiesen hat? Man bemerke sich hier schon, daß Strauß auch in anderen Fällen mit großer Schlaueit sich des Kunstgriffes bedient, die Zweifel und Angriffe, welche einzelne Naturforscher erhoben haben, gleich zu generalisiren und sie nachher als ein Ergebnis der Wissenschaft an sich hinzustellen. Dies Verfahren mag zwar klug genannt werden, ob aber auch wissenschaftlich, ob ehrlich?

Die neuere Astronomie soll aber auch, wie Strauß uns S. 671. belehrt, den Engelglauben als verkehrt dargethan haben, was schon früher Herr Bretschneider vom Teufelsglauben behauptete. „Was die Engel anbetrifft,“ sagt Strauß, „so ist uns durch das Copernikanische Weltssystem der Ort entzogen, in welchem das jüdische und christliche Alterthum sich den von Engeln umgebenen Thron Gottes dachte. Seit der Sternenhimmel keine über oder um die Erde her gelagerte Schicht mehr ist, welche die Gränze zwischen der sinnlichen und der übersinnlichen Welt bildete; seit vermöge der unendlichen Ausdehnung der ersteren die letztere nicht mehr jenseits, sondern in der ersteren gesucht werden muß; mithin auch Gott nicht auf andere Weise über den Sternen als in und auf ihnen seyn kann: müssen auch die Engel für die Vorstellung immer wieder in diese Sternenhimmel hereinfallen, und so kommen den neueren Theologen, wenn

\*) In dem angeführten Aufsatze sind sehr sprechende Zeugnisse für den lebendigen Christenglauben dieser großen Männer beigebracht. Diesen will ich beifügen die schöne Grabchrift, welche sich Copernikus auf sein Grabmal in der Johanniskirche zu Thorn setzen ließ:

Non parem Pauli gratiam requiro,  
Veniam Petri non posco, sed quam  
In crucis ligno dederas latroini  
Sedulus oro.

Ich frage, welcher der lebenden Hegelianer so viel Demuth besäße, um eine solche Grabchrift sich anfertigen? Zu einer solchen Demuth kann freilich nicht die Negation des persönlichen Gottes, sondern nur der Glaube an den in Christo geoffenbarten Gott hinführen.

sie von Engeln reden wollen, gewöhnlich die voraussehblichen Bewohner anderer Weltkörper in den Weg.“ Diese letzten sind aber, wie uns Strauß weiter belehrt, etwas von Grund aus Anderes als die Engel. Seine Argumentation ist folgende. „Da wir nur durch einen von der Bewohnerschaft unserer Erde ausgehenden Analogieschluß zur Annahme ihres Daseyns gelangen, so müssen wir sie auch, bei allen durch die Verschiedenheit der Weltkörper herbeigeführten Unterschieden, doch insoweit den Menschen ähnlich denken, daß sie, durch Organismen aus dem Stoff ihrer Wohnplätze an diese gebunden, auf denselben ihre eigenen Zwecke verfolgen, und so nur mittelbar, wie wir Menschen auch, die Absichten Gottes verwirklichen — diese von ihren Wohnsitzen wegsiegen zu lassen, um sie als Engel verwenden zu können,“ sey unstatthaft.

Diese Argumentation ruht auf zwei Voraussetzungen, deren strikten Nachweis Strauß wohl nicht beibringen wird; sie setzt nämlich einmal die Unendlichkeit und Unbegrenztheit des Sternhimmels und zweitens dem Menschen analoge Bewohner in selbigem voraus. Ohne in eitle Träumereien über den Wohnort der Engel mich einlassen zu wollen, muß ich doch bemerken, daß ihnen wenigstens durch die Argumentation von Strauß derselbe nicht einmal innerhalb des Gebiets des sichtbaren Sternenhimmels entzogen ist. Denn die Annahme, daß seine etwaige Bewohnerschaft eine so nahe Analogie zum Menschen habe, wie Strauß sie voraussetzt, ist durchaus falsch. Die Fixsterne, noch mehr die Nebelsterne und Kometen, weichen in ihrem Materiale so sehr von dem groben Stoffe unseres Planeten ab, daß man gradezu behaupten kann, daß Wesen, die nicht eine von der menschlichen total verschiedene Organisation haben, dort nicht existiren können. Der Annahme also — die ich übrigens weder vertheidigen noch bestreiten will — daß jene Sterne von den Engeln bewohnt seyen, könnte wenigstens die Naturwissenschaft nichts anhaben; sie müßte sie sogar für wahrscheinlicher, als die jedenfalls unrichtige von Strauß erklären.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Geheimniß der Communion.

(Schluß.)

Wer könnte die unterschiedenen Weisen der Anwesenheit oder der Gegenwart Christi verkennen? wer könnte den Unterschied der Gaben, in welchen er sich uns naht, verläugnen? wer unterscheidet nicht Nähe und Nähe, Nähe und Vereinigung? Wer könnte für diese Welt einen anderen Gipfel dieser unterschiedenen Weisen der Gegenwart und Mittheilung erfinden, als im Sakramente des Abendmahls gegeben ist? In dem Sakramente vollendet sich an der einzelnen Seele die Geschichte der Menschheit in Christo; das Sakrament ist die consequente Erfüllung der für die ganze Menschheit geschehenen Gottesthat an der einzelnen Seele: das Sakrament gewährt und ersetzt jedem Christen, was den ersten Jüngern Christi in den Tagen seines Fleisches geworden ist, daß sie ihn nach Leib, Seele und Geist haben, fühlen, genießen: das Sakrament gewährt noch mehr, denn es

ist der Auferstandene, der Verklärte, welcher mit seinem Geiste auch sein Fleisch und Blut verklärt den Seinigen gibt durch ein natürliches Behülfel, welches uns eignet. Er ist mit uns, als mit den Sündern und Zöllnern, er tränket uns, als die Hochzeitgäste zu Kana, er ist selbst unsere Speise und unser Trank. Insofern ist auch das erste Abendmahl, welches Christus selbst vor seinem Tode gespendet hat (Matth. 26, 26 f., Marc. 14, 22 f., Luc. 22, 15 f., 1 Cor. 11, 23 f., vgl. Joh. 6, 35 f. 48 f., 1 Cor. 10, 16.), nur der Anfang dazu, die Einsetzung des Sakramentes, die Anticipation der Zukunft, welche vor Ihm Gegenwart wird: was dem Anfange an seiner Erfüllung fehlte, das war ihm in der Gewißheit derselben schon zum Voraus beigelegt, und leiblich durch die leibliche Gegenwart ersetzt. —

So bleibt es denn dabei, daß — ohne das Sakrament des Brodtes und Weines, des Leibes und Blutes die Herablassung Gottes zur Menschwerdung in Christo des Abschlusses enthalten würde. Ohne das Sakrament würden wir nur mit dem Geiste hörend, glaubend, denkend Theil nehmen an seinem Worte, an seiner That: unser Glaube wäre nur eine Hoffnung der Zukunft, nicht die gegenwärtige Substanz der Hoffnung. Er ist uns aber in allen Stücken gleich geworden, damit wir ihm in allen Stücken gleich werden. Nur durch das Sakrament nehmen wir mittelst der natürlichen Mittel, in welchen er uns auch gleich geworden ist, in allen Stücken thatächlich an Ihm Theil, auf daß wir nach dem uns eingepflanzten sakramentalischen Theile dereinst ähnlich werden seinem verklärten Leibe.

So ist das Sakrament der Abschluß seines Werkes in uns auf Erden: darum ist es auch die letzte Labung der Sterbenden. Christum manducare est refici: Christum bibere est vivere.

Das Herz verlangt nach dieser Vereinigung mit Christo, der Begriff fordert es: hiemit ergibt sich auch die Nothwendigkeit des Sakramentes.

Und dennoch, wenn uns nun das Sakrament, das Höchste, was uns hienieden werden kann, zur Erfüllung der Lücke, die wir fühlen, in so unscheinbarer Gestalt dargereicht wird, da sagen und fragen wir: Ist's auch wirklich so? Ist auch wirklich in, mit und unter diesem schlechten Brodte und Weine, mehr als anderwärts, der wahrhaftige Leib und das wahrhaftige Blut Christi? In dieser speciellen Frage wiederholt sich die Frage der allgemeinen Geschichte: Ist dieser Zimmermannssohn in Seiner Knechtsgestalt der Heiland der Welt, der Sohn Gottes? Er antwortet selbst: Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Wer sich nicht ärgert an der unscheinbaren, tagtäglichen Gestalt der Lebensmittel, in, mit und unter welchen der Leib als das Brodt des Lebens (Joh. 6, 35. 41. 48. 51.) und das Blut als der Saft des Weinstocks (Joh. 15, 5.) sich mittheilt, der wird erfahren, daß diese Gleichnisse sich an ihm selbst erfüllen. Wer sich nicht mit seinem Fleische und Blute bespricht, sondern an des Herrn verklärtes Fleisch und Blut glaubt, der wird auch fröhlich zugreifen, und, indem er es faßt, davon erfaßt und ergriffen werden.

Aber wie der Herr seinerseits bald mehr, bald weniger, bald dieses, bald jenes aus der Fülle seiner Gegenwart darreicht und zu genießen gibt, bis er im höchsten Momente sich selbst ganz gibt, so nehmen auch andererseits seine Gäste von den angebotenen Gnadengaben, von Ihm selbst und von seinem ungetheiltem mitgetheiltem Wesen, nach der Verschiedenheit jedesmaliger Empfänglichkeit, nach dem Grade des Verständnisses bald mehr, bald weniger in Herz und Bewußtseyn auf. Aus einem lebendigen Begriffe der göttlichen Gegenwart folgt, daß der Herr auch objektiv in den verschiedenen Zuständen des Menschen nach verschiedenen Seiten gegenwärtig ist. Aber von eben diesen Zuständen hängt auch unsere Empfänglichkeit ab, nach welcher der Eindruck seiner Gegenwart verschieden ist. Anders fühlen wir in der Freude, anders in Leiden und Trübsal seine Nähe, anders in guten Tagen, anders in der höchsten Noth — und zuletzt im Tode — seine Hülfe. So wird der Herr in allen Verhältnissen auch bei gleicher Nähe in verschiedener Weise empfangen. Dieser Unterschied in der Aufnahme des Dargebotenen tritt am bestimmtesten im Abendmahle hervor, weil in diesem die Gegenwart Christi am vollsten und bestimmtesten sich offenbart.

Ad hoc valet, sagt Augustinus, quod manna secundum propriam voluntatem in ore cuiusque sapiebat. Darum finden sich die unterschiedenen subjektiven Auffassungen des objektiv selbigen Genusses nicht bloß in den unterschiedenen Individuen, je nach deren unterschiedenen Entwicklungsstufen, sondern oft, auch bei einem im Allgemeinen unveränderten Glaubensbekenntnisse, in einem und demselbigen Individuum, indem nach dem Unterschiede der Empfänglichkeit bald dieses, bald jenes Moment aus dem reichen Inhalte des Sakramentes mehr hervortritt. Und diese Verschiedenheit in demselbigen Individuum zeigt sich bald neben einander, simultan, bald nach einander, successiv, bald abwechselnd, alternierend, ohne stetige Succession. So nimmt jeder Christ bald mehr, bald weniger, bald überwiegend diese, bald jene Seite aus der Fülle desselbigen sakramentalischen Genusses. So kann wohl ein Christ, ohne grundsätzliche Veränderung der Lehre und Erkenntniß, je nachdem das eine oder das andere Moment der Wahrheit in momentaner Stimmung mehr Eingang findet und Eindruck macht, die Römisch-katholische, Zwinglische, Calvinische und Lutherische Auffassung in ihrer Wahrheit hinter einander an sich selbst erfahren. Wie viel Römisch-katholische Christen sind in dieser Beziehung gut evangelisch, wie viele evangelische mehr katholisch? Petrus und der Hauptmann empfinden eine heilige Scheu vor der nächsten Nähe des Herrn: „Herr, gehe hinaus von mir, denn ich bin ein sündiger Mensch.“ „Ach, Herr, bemühe dich nicht so weit: ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehst.“ Schicke nur einen deiner Diener. So könnte wohl ein reformirter Christ sagen. Aber die Zöllner Levis und Zachäus sind dreist genug, ihn aufzunehmen und zu herbergen. So könnte wohl ein Römisch-katholischer, oder ein evangelisch-lutherischer Christ sagen. Ambo, sagt Augustinus in Beziehung auf das Sakrament des Nachtmahls, Zachaeus et ille Centurio, honorificantes salvatorem diverso et quasi contrario modo, ambo peccatis miseri, ambo misericordiam



consecuti. — Und welcher Christ könnte behaupten, daß er selbst das heilige Sakrament ganz in derselben Hingabe, ganz in derselben Vorstellung und mit derselben Empfänglichkeit genossen habe, wiewohl das Sakrament selbst sich immer gleich bleibt? Wie viel weniger werden mehrere Kommunikanten, obgleich nach der objektiven Lehre in Wahrheit Einer Confession zugethan, ganz in derselbigen Stellung und Vorstellung zu dem Herrn sich befinden, der sich ihnen im Sakramente durch die Erinnerung und durch das Gefühl seiner Nähe mittheilt!

Es ist mißlich, bedenklich, es kann, indem es zur Verständigung dienen soll, zu neuen Mißverständnissen umschlagen, wenn wir zur Erklärung des Geheimnisses im Sakramente ein anderes Gleichniß zur Hilfe nehmen, als uns im Brodte und im Weine selbst gegeben ist. Sonst läge es nahe, in der Sprache, in dem Worte ein analoges Sinnbild zu finden. Das Wort ist zunächst ein Laut, ein Ton, Schall: es bleibt auch nur ein Ton, wie jeder andere, es bleibt leer, wenn es nicht seine Stätte findet: wo es aber seine Stätte findet, da manifestirt es sich, daß in, mit und unter dem Worte der Geist wirklich sich mittheilt: es ist nicht ein Zeichen statt des abwesenden Gedankens, sondern signum exhibitivum, das prägnante Zeichen, welches den Gedanken selbst enthält, — wenn es von dem Hörer aufgenommen wird: außerdem ist es nur ein Schall; es ist der wesentliche Leib des Gedankens, wenn es einen denkenden Hörer trifft: außerdem ist es nur ein Leichnam.

Wir können jetzt das spezifische Kriterium des Nachtmahls, wie es sich aus allen einzelnen Vorstellungen unter Ausschcheidung des Unwahren zusammensetzt und erfüllt, in wenigen Worten ausdrücken. Wie in der objektiven Geschichte der Religion, d. h. in der successiven Entwicklung des Verhältnisses des Menschengeschlechts zu Gott nicht dieses das Höchste ist, daß Gott Gott ist, sondern vielmehr die Vollendung darin besteht, daß Gott Mensch geworden ist: so ist auch in dem religiösen Leben des Menschen nicht das Wort, nicht der Geist allein, nicht der Glaube allein, nicht das Glaubensleben allein die letzte hienieden zu erreichende Höhe, sondern der Gipfel jedes christlichen Lebens ist das Sakrament des Altars, der Tisch des Herrn, nämlich dieses, daß das Übernatürliche mit dem Natürlichen, in welchem wir leben, sich verbindet, daß zum Worte das Brodt, zum Geiste der Wein kommt, um von dem Menschen leiblich und geistig zugleich, mit dem Munde und mit dem Herzen zugleich genossen zu werden. Dies ist das Höchste, daß wir das Wort nicht allein hören, denken, glauben, thun, sondern auch im Brodte, und mit und unter diesem den verkörperten Leib des Herrn essen, daß wir nicht allein den Geist des Herrn zum Herzen nehmen, sondern auch im Weine, und mit und unter diesem das Blut, die Seele seines Leibes und Geistes trinken, um Wort und Geist, Leib und Blut, wie Brodt und Wein, leiblich, seelisch und geistig

jumal in Saft und Blut zu verwandeln. So wird uns unter dem Brodte und Weine das Höchste für dieses Leben geboten: wir empfangen es hienieden, und werden es droben neu trinken. Denn das ganze Abendmahl in seiner Fülle und vollen Durchsichtigkeit kommt erst jenseits, wenn wir Ihn auch sehen werden, wie Er ist, von Angesicht zu Angesicht. Hier sehen wir weder uns unter einander, noch Ihn, durchsichtig, oder — von Angesicht zu Angesicht. Was wir hier so nennen im Verhältniß zu uns unter einander, was wir uns hier so wünschen, wenn wir von einander entfernt sind, — uns zu sehen von Angesicht zu Angesicht, — das ist doch noch nicht das eigentliche, wahrhaftige, unmittelbare Sehen von Angesicht zu Angesicht, sondern alles diesseitige Sehen ist ein Sehen durch einen Spiegel in einem dunkeln Räthsel. Der Spiegel ist ein Doppelspiegel, der Doppelspiegel ist Auge gegen Auge: das dunkle Räthsel ist der undurchdringliche Erdenleib, einer dem anderen gegenüber, das Irdische, in dem hienieden alles Daseyn, alles Licht und Leben, verborgen und verhüllt ist. So sind überall unsere Augen gehalten, den Geist zu sehen: wir nennen das unsichtbar, was unsere Augen nicht sehen können. Nehmen wir nun doch schon so viel aus diesem durch so viele trübe Mittelglieder versperkten Sehen, daß wir es uns so sehr wünschen, so werden wir einst die Fülle haben, wenn wir das Abendmahl neu trinken werden im Himmelreiche mit dem Herrn vor seinem durchsichtigen und Alles durchleuchtenden Angesichte, und mit allen den Seinigen, von welchen Viele auch schon hier mit uns sein Brodt und seinen Wein, seinen Leib und sein Blut im Geiste genossen haben. Von diesem himmlischen Abendmahle genossen wir derweil hier unten unser bescheiden Theil in Brosamen, die uns einzeln zufallen, daß wir sie sammeln.

O sodalizio eletto alla gran cena  
Del benedetto Agnello, il qual vi ciba  
Sì, che la nostra voglia è sempre piena;  
Se per grazia di Dio questi preliba  
Di quel che cade della vostra mensa,  
Anzi che morte tempo gli prescriba,  
Ponete mente alla sua voglia immensa,  
E roratelo alquanto: voi bevete  
Sempre del fonte onde vien quel ch'ei pensa.

Droben ist die große Communion; sie ist die wahrhaftige Union, in welcher alle Lichtstrahlen sich concentriren, alle Farben sich spiegeln und zu ihrem Rechte kommen, alle Tonwellen harmonisch zusammenschlagen und wieder klingen. Eben darum ist das Sakrament der Communion auch hier zur brüderlichen Union gegeben und bestimmt; es kommt aber nur dann zu seinem Zwecke, wenn wir die Brosamen, welche uns von dem himmlischen Tische des Herrn zufallen, nicht vereinzeln, sondern wie sie wirklich zusammengehören, auch treulich sammeln und vereinigen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1844.

Sonnabend den 2. Oktober.

N. 79.

## Beleuchtung des Mißbrauches, welchen Strauß mit der Naturwissenschaft in Bezug auf die heilige Schrift getrieben hat. Von einem Naturforscher.

(Fortsetzung.)

Was die Ansicht von der Unendlichkeit des Sternenhimmels anbetrifft, so möchte es einem Philosophen der modernen Bildung zur größeren Ehre gereicht haben, mit jenem großen Philosophen des Alterthums, mit Aristoteles, — der freilich von der Natur eine bessere Kenntniß hatte, als sie bei den Hegelianern zu finden ist — das Absurde anzuerkennen, was in der Vorstellung von einer unendlichen und unbegrenzten Körperlichkeit und Sinnenwelt liegt. Daß der Sternenhimmel kein gränzenlos Unendliches, sondern ein geschlossenes Ganzes ausmache, ist eine Ansicht, die tiefer forschenden Astronomen immer mehr zur Gewißheit wird. Jedenfalls ist die entgegengesetzte Annahme von einer unendlichen Ausdehnung der Sternenvelt eine durchaus unerweisbare, und mit einer solchen lustigen Voraussetzung sich zu brüsten, „die eine Quelle des Engelglaubens verstopft“ zu haben, dazu wird eine große Gedankenlosigkeit bei dem Leser vorausgesetzt. Lieber sage man es, wie S. 673., gleich unumwunden heraus, daß „mit der modernen Weltanschauung die Vorstellung Gottes als eines Königs, der durch unmittelbare Befehle seine Diener in Bewegung setzt,“ sich nicht vertrage, dann weiß man doch, wie man daran ist, und wie viel oder wenig auf diese moderne Anschauung durch die Hegelianische Brille zu geben ist.“)

Mit der Astronomie ist demnach Strauß nicht sonderlich gut gefahren; wir wollen nun sehen, ob er mit der Geognosie bessere Erfolge hat. Auf S. 623. lesen wir: „Nun kam aber zweitens die Geologie, und wie man früher einen sechstägigen Schöpfungsakt für eine göttliche That zu langsam gefunden hatte, so erschien er jetzt für einen Naturprozeß viel zu schnell.“ So muß die Weisheit von ihren Kindern sich meistern lassen; dem Einen läuft der Schöpfungsakt zu langsam, dem Anderen zu

schnell ab; wie soll es diesen Narren zugleich zu Danke gemacht werden? „Bis die Wasser auf der Erde,“ heißt es weiter, „so weit abgelaufen waren, daß das Trockene hervortrat, bis Land und Meer sich geschieden hatten, brauchte es, der Natur der Sache wie unverkennbaren Spuren zufolge, mehr als nur einen Tag; eben so wenig war die Entstehung der Schalthiere im Meere von der Bildung der vollkommensten Säugethiere bloß durch einen Tag getrennt.“

Strauß begnügt sich hier mit allgemeinen vagen Behauptungen, statt die „unverkennbaren Spuren“ nachzuweisen, aus welchen hervorgehen soll, daß zur Scheidung von Land und Wasser mehr als ein Tag vergangen, zwischen der Bildung der Schalthiere und der Säugethiere mehr als ein Tag verflossen sey. Bis jetzt ist es noch keinem Geognosten geglückt, solche Spuren aufzufinden. An allerlei Meinungen über die Länge jener Tage fehlt es bei den Geognosten so wenig als bei den Theologen; wissenschaftliche Nothwendigkeit kann aber keine in Anspruch nehmen. Gleich mehreren orthodoxen Kirchenlehrern haben in neuester Zeit viele Geognosten die Schöpfungstage nicht im Sinne gewöhnlicher Tage von vier und zwanzig Stunden, sondern als länger dauernde Zeiträume genommen; da dies in der Bibel „unzähligemal“ mit dem Worte Tag der Fall ist, so sollte man denken, daß Strauß einer solchen Annahme kein Hinderniß in den Weg legen würde. Gleichwohl thut er es. „Das hindert,“ sagt er, „daß hier die Tage ausdrücklich durch Abend und Morgen begränzt sind; wer so bezeichnete Tage in anderem als in eigentlichem Sinne zu nehmen im Stande ist, der ist schon auf jener Stelle des Supernaturalismus angelangt, wo dieser, durch Selbstbelugung unterhöhlt, in sich selbst zusammenstürzen muß.“ — Dies Argument ist für einen Philosophen freilich höchst kindisch, und der darauf gesetzte Trumpf der Selbstbelugung kann seine Nichtigkeit nicht bessern. Man braucht doch wohl nicht erst mit der Straußischen Augenfarbe beschriften zu seyn, um einzusehen, daß wenn einmal ein Zeitraum von irgend einer Dauer mit dem Worte Tag bezeichnet wird, derselbe auch einen Abend und Morgen, d. h. einen Anfang und ein Ende haben müsse. Ubrigens wiederhole ich nochmals, daß Geognosie und Astronomie über die Länge jener sechs Schöpfungstage nicht den mindesten sicheren Aufschluß geben, daß sie hierüber weiter nichts als Hypothesen wagen können. Ob Tage unserer Zeitrechnung, ob längere Perioden hierunter zu verstehen seyen, hierauf kann die Naturwissenschaft mit gar keiner Zuersticht eine Antwort ertheilen, am wenigsten also den Schöpfungsbericht der heiligen Schrift in dieser Beziehung besreiten. Wie unwahr die Behauptung von Strauß ist, daß die Geognosie der Bibel recht gefährlich worden sey, wird daraus entnommen werden

\*) Ubrigens hat schon Copernikus, der recht gut voraussah, daß böser Wille aus seinem Systeme Widersprüche gegen die Bibel ausfindig machen würde, kurz und bündig hierauf geantwortet. In der Dedikation zu seinem berühmten Werke: *De revolutionibus orbium coelestium*, sagt er: „Sollten einige thörichte Schwärmer (καταλόγοι) seyn, welche, da sie von mathematischen Dingen durchaus nichts verstehen, doch sich ein Urtheil über dieselben anmaßen, und wegen irgend einer Schriftstelle, welche sie bösslich nach ihrer Absicht verdrehen, es wagen, mein Werk zu tadeln und zu verfolgen, so kümmere ich mich um solche nicht und verachte ihre Meinung als eine dummdreiste.“



können, daß zwei der angesehensten Geognosten, Buckland und Marcel de Serres, \*) in eigenen Werken die Concordanz zwischen der Mosaischen Schöpfungsgeschichte und der Erfahrung nachgewiesen haben, daß des großen Mineralogen und Chemikers Fuchs Theorie der Erdbildung unmittelbar auf die Bibel sich beruft und mit ihr Hand in Hand geht. Ich will von Marcel de Serres nur eine Stelle hier anführen, die geeignet seyn könnte, solche unberufene Lasterer der Geognosie, wie Strauß, zum Schweigen zu bringen. „So von jeder vorgefaßten Meinung frei,“ sagt der berühmte französische Geognost, „wurde es uns leicht zu erkennen, mit welcher Unaufrichtigkeit, ja mit welcher Unwissenheit gewisse Philosophen des vergangenen Jahrhunderts über ein Buch urtheilten, das sie niemals gehörig verstanden und das sie auch nicht verstehen konnten, indem die Wissenschaft noch nicht genug vorgeschritten war. Hier wie allenthalben bestätigt es sich, daß wenig Einsicht nur zum Zerrhume führt, die Wahrheit aber viele Einsicht erheischt. Daher haben wir uns bestrebt, alle Aufschlüsse, welche die Naturwissenschaften seit Kurzem über die Naturerscheinungen geliefert haben, zu benützen, und im Glanze dieser Leuchte haben wir den Bericht, den Moses von der Schöpfung liefert, mit den neuen Ansichten verglichen, welche uns über diesen Gegenstand aus der Kenntniß der Struktur unseres Erdbörpers hervorgegangen sind. Das Resultat dieser Prüfung hat uns, wie wir es gestehen müssen, in nicht geringes Erstaunen versetzt, denn es hat uns gezeigt, daß dieser des Lächerlichen und Unzusammenhängenden angeschuldigte Bericht doch in besserer Übereinstimmung mit den bewährtesten geognostischen Thatfachen war, als die von den glänzendsten Genies ausgedachten Systeme.“

Habe ich im Bisherigen die Einwendungen, welche Strauß aus der Astronomie und Geognosie zur Bestreitung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte hergenommen, als ein grundloses, leichtfertiges Gerede nachgewiesen, so mag es meiner Neugierde vergönnt seyn, auf einige Augenblicke aus meinem eigentlichen Gebiete herauszutreten, um zu sehen, ob der spekulative Theolog mit seinem dritten Aufgebote, der Kritik, besser als mit den beiden ersten operirt hat. „Die dünne Rinde,“ sagt er S. 624., „auf welcher er (der Supernaturalismus) in Betreff der vorliegenden (der Mosaischen) Erzählung noch fußte, durchbrach vollends die dritte der oben angeführten Mächte, die Kritik. Diese erhob es zum Augenschein, daß wir 1 Mos. 1, 1—2. 4. und 2, 5 ff. zwei verschiedene, von einander abweichende Schöpfungsgeschichten haben, welche wenigstens nicht beide historisch richtig seyn können. Daß aber auch nur eine den Moses selbst zum Urheber habe, erschien als unerweislich: hiemit zu Arbeiten unbekannter Verfasser herabgesunken, verloren sie das Vorurtheil göttlicher Eingebung; als bloß menschliche Berichte aber von Dingen, die jenseits aller menschlichen Beobachtung liegen, konn-

ten sie nicht anders als im Lichte von Dichtungen erscheinen.“ Man muß es Strauß lassen, daß er rasch und bündig Consequenzen zu ziehen versteht; die Frage ist nur, ob er seinen Vordersatz, aus dem sie abgeleitet werden, erwiesen hat. Dies ist es aber, was nicht geschehen ist. Um in dem zweiten Capitel der Genesis einen abweichenden Bericht von dem im ersten Capitel enthaltenen, um ferner zweierlei Verfasser aufzufinden und zuletzt Moses sogar ganz um die Autorschaft zu bringen, dazu gehört eine Kunst der Verdächtigung, eine Verdrehung der einfachsten Thatfachen, vor welcher es am Ende gar keine Wahrheit mehr gibt. Die absurde Hypothese vom Jehovisten, sie wird auch von der hochschaffenden Philosophie des reinen Denkens adoptirt, was uns freilich sehr erklärlich ist, da man, wenn man nun doch einmal zum Streite mit der Bibel ausziehen will, in Ermangelung kriegsgerechter Waffen, der Mistgabeln und Besenstiele sich bedienen muß. Was die Consequenzen aus seinem Vordersatz betrifft, so scheint Strauß auf das alte Sprichwort: was dem Einen recht, ist dem Anderen billig, nicht viel zu halten. Die angeführten biblischen Berichte verwirft er, als von Dingen handelnd, die jenseits aller möglichen menschlichen Beobachtung liegen; seine astronomischen und geognostischen Berichte aber, obgleich sie ebenfalls von Dingen reden, die jenseits aller menschlichen Beobachtung liegen, tißt er als ausgemachte Wahrheiten auf. Waren denn etwa diese Astronomen und Geognosten, die Strauß im Sinne haben mag, inspirirt? Oder dürften wir vielleicht nicht eher zur Annahme berechtigt seyn, daß mit ihnen die Zeit der dichtenden Mythe auf dem Gebiete der Naturwissenschaft bereits hereingebrochen sey?

Wie aber, um auf den zweiten Hauptpunkt zu kommen, Strauß den biblischen Bericht von der Schöpfung der Erde verwirft, so kann er, wie sich von selbst versteht, es noch weniger zugeben, daß die ersten Menschen unmittelbar von Gott, und zwar nur als Ein Paar, hervorgebracht worden seyn, von welchem die ganze menschliche Bevölkerung abstamme. Seiner Darstellung nach ist die Sage von den Autochthonen eine ganz wohl begründete. Obschon von den Kirchenlehrern aufs Äußerste bekämpft, sey sie „jetzt aufs Neue die übereinstimmende Lehre der Naturwissenschaft wie der Philosophie geworden.“ Zur Beglaubigung beruft sich Strauß auf Burdach, Cuvier und Oken, geht auch näher auf eine naturhistorische Entwicklung dieser Deduktion ein, läßt sich von Bremser die Eingeweidewürmer, von Ehrenberg die Infusorien zergliedern, bestreitet Reimarus, der die Möglichkeit der generatio aequivoca läugnete, kurz, benimmt sich ganz wie ein wohlversandener Physiolog, daß man mit Erstaunen sich fragen möchte, wie kommt Saul unter die Propheten? Bei näherer Beschäftigung verschwindet freilich bald der erborgte Nimbus. Strauß stützt seine Autochthonenlehre auf den Umstand, daß noch jetzt Thiere ohne vorhergängige Paarung entstünden. „Es steht fest,“ behauptet er S. 684., „daß theils aus unorganischen, theils aus ganz ungleichartigen organischen Stoffen unter gewissen Umständen noch immer lebendige Wesen sich bilden: in Wasseraufgüssen nicht bloß auf animalische und vegetabilische, sondern auch auf mine-

\*) Wer nicht Gelegenheit hat, die Originalwerke selbst zu lesen, den verweisen wir auf die ausführliche Anzeige, welche H. Wagner in den Münchener gelehrten Anzeigen, Band IV. S. 405. und IX. S. 665., von diesen beiden Werken geliefert hat.

ralische Körper, die sogenannten Infusorien; im thierischen Leibe die Entozoen.“ Zum Unglück für Strauß steht aber dieser Satz, wenn vielleicht bei den Philosophen der modernen Bildung, doch wenigstens bei den Naturforschern durchaus nicht fest. Sondern es steht fest bei letzteren: 1. daß aus Unorganischem sich nichts Organisches erzeugen kann, 2. daß die generatio aequivoca eine Hypothese ist, die immer mehr an Terrain verliert. Ehrenberg läugnete sie ganz, und wenn Andere sie noch bei den Eingeweidewürmern festhielten, weil deren Entstehung außerdem zur Zeit nicht gut erklärt werden könnte, so ist sie doch für die Infusorien jetzt ziemlich aufgegeben und für die Entozoen wenigstens sehr unsicher gemacht worden. „Ich gesehe,“ sagt R. Wagner in seiner unlängst erschienenen Physiologie S. 28., „daß die neueren Untersuchungen von Ehrenberg, Schwann und nun auch meine eigenen, der Annahme einer generatio aequivoca für irgend eine Thierklasse fast alle Stützen entziehen.“

Dies Resultat ist allerdings ein nicht sehr erfreuliches für die Straußschen Autochthonen, denen wenigstens für die Gegenwart die Naturwissenschaft den Boden entweder ganz entzogen, oder doch sehr unsicher gemacht hat. Auch gewinnt seine Lehre nicht sonderlich viel durch die Beistimmung einiger Naturforscher. Denn abgesehen davon, daß ihre Autorität irrige Hypothesen nicht legalisiren kann, so ergibt sich unter ihnen eine nicht geringe Disharmonie, sobald man sich um die näheren Momente ihrer Autochthonen-Genesis erkundigt, welcher Zwiespalt denn nicht sehr für die Richtigkeit ihrer Ansichten zeugt. Oken, der hievon mit einer Sicherheit spricht, als ob er die Entstehung der ersten Menschen mit angesehen hätte, behauptet, daß diese aus dem Urschleime im Meere entstanden, als Fötus zwei Jahre im Meere-Uterus gelegen hätten, und dann erst — weil erst von diesem Alter an ein Kind ohne Mutter sich forthelfen könne — geboren worden seyen. Solcher Embryonen seyen „ohne Zweifel“ zu Tausenden im Meer entstanden. Die einen werden, wie er sagt, unreif auf den Strand geworfen und verkommen; andere werden an Felsen zerquetscht, andere von Raubfischen verschlungen. Was thut das? Sind ja noch Tausende übrig, welche reif an den Strand getrieben werden, daselbst ihre Fötushüllen zerreißen, Würmer ausscharen, Schnecken aus den Schalen ziehen, Pilze und Früchte aufsuchen. Warum soll dieser Junge nicht Töne ausstoßen, andere bei Schmerz, andere bei Freude. „Wer kann,“ fragt Oken, „an all diesem nur einen Augenblick zweifeln?“ Zur Veranschaulichung theilt Oken auch eine Abbildung eines solchen „Jungen“ mit. — Nitzen läßt es dahin gestellt, ob man unsere Stammeltern als einen aus der Erde hervorstehenden Menschenpilz, am Ufer eines Baches, wo das Wasser zu Frank und Bad nicht fehlte, aufgegangen sich denken möge, oder ob man nicht vielmehr ein im Uferschlamm sich entwickelndes Menschenci annehmen wolle, und so die ersten Menschen aus Eiern entstehen lasse. Wieder eine andere Meinung hat Schelver. Dieser läßt Affen und Menschen aus einem gemeinsamen Stamme entspringen, hält es auch nicht für unmöglich, daß wir noch Affen mit der Anlage zur Menschheit entdecken werden, und meint, daß wir in Afrika wohl noch den Keim (auch die corporea

lutea) und den Embryo der körperlichen Natur des Menschen-geschlechts entdecken werden.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Unter den merkwürdigen kirchlichen Ereignissen der neuesten Zeit möchte wohl eines einen hervorragenden Platz einnehmen, weil wohl kaum etwas Ähnliches grade in England in neuerer Zeit vorgekommen ist. Obwohl nämlich bei weitem die meisten religiösen und kirchlichen Parteien in England stets auch mehr oder weniger eine politische Farbe tragen, haben doch nicht leicht Geistliche als solche in größerer Zahl an politischen Diskussionen Theil genommen. Das ist aber neuerlich bei Gelegenheit der Frage über die Aufhebung der Korngesetze geschehen. Wie schon aus den Zeitungen bekannt ist, fand Mitte August zu Manchester eine „Anti-Korngesetz-Conferenz“ statt, an der sechshundert und zwanzig Geistliche Theil nahmen, von denen zweihundert und vier und siebenzig Independenten, hundert und zwei und achtzig Baptisten, drei und zwanzig Unitarier, zehn Römisch-Katholische, zwei Wesley'sche Methodististen, zwei von der herrschenden Kirche, zwei von der Schottischen Kirche, die übrigen von den kleineren Sekten aller Art waren. Die Stadt war dabei in großer Aufregung. Das ganze prächtige Rathhaus, worin die Versammlung gehalten ward, war inwendig gefüllt, während draußen viele Hunderte, ja Tausende von Armen jede Bewegung drinnen beobachteten, ja was sie von denen, die sie für ihre Freunde hielten, vernehmen konnten, wie einen Schatz begierig aufnahmen. Bei ihrer Ankunft fanden die Geistlichen überall Anschläge an den Straßenecken mit Anzeigen von öffentlichen Zusammenkünften, Theesgesellschaften u., die getrennt von der Konferenz gehalten wurden, um die Kenntniß der Gegenstände recht allgemein zu machen. In der ersten (Dienstag den 17.) gehaltenen Versammlung wurden Briefe von vielen Geistlichen verlesen, von denen nur wenige gegen die Grundzüge, welche die Konferenz zusammengeführt, sprachen, einige bei völliger Übereinstimmung in der Disposition gegen die Korngesetze jedoch die Einmischung von Geistlichen in den Gegenstand für ungeziemend erklärten. Darauf wurde von Dr. Baughan ein Gebet gehalten, an welchem Alle mit größter Stille Theil nahmen. Zugleich wurden Gebetszusammenkünfte vor den Sitzungen der Konferenz verabredet. Das Comité wurde in Unterabtheilungen eingetheilt, eine zur Vorbereitung der Beschlüsse, andere zur Bekanntmachung von Schriften und Dokumenten, und zur Vollziehung der Beschlüsse, und vier Sekretäre ernannt. Der berühmte Dr. P. Smith (der gelehrteste unter den gegenwärtigen Dissentergeistlichen) las einen Aufsatz über den Ursprung und die Ungerechtigkeit der Korngesetze vor. Am Nachmittag trug eine Anzahl Geistliche eine Reihe von Thatsachen aus ihren Wirkungstreifen vor, welche die Wirkung der Korngesetze in religiöser und moralischer Hinsicht darthun sollte; viele Arme befanden sich in einer kaum erträglichen Noth; manche blickten auf diese Konferenz als ihre einzige Hoffnung. Fast gegen das Ende der Versammlung kündigte der Vorsitzende die Anwesenheit des Grafen v. Ducie an, welcher zu der Versammlung reden wollte. Er erklärte seinen lebhaften Theil an den Verhandlungen, die ihn, wenn er nicht vorher schon gegen die Korngesetze gewesen, gewiß überzeugt haben würden. Er freute sich des Zusammenwirkens mit solchen Mitarbeitern, und versprach die bereitwilligste Thätigkeit für die gemeinſame Angelegenheit. Im Lauf des Tages meldeten sich Mehrere um Einlaßkarten zu der Versammlung, die sich „christliche Christen-Geistliche“ nannten. Da sie aber zum Theil sich als Glieder einer politischen Gemeinschaft bekannten, in welcher Beitritt zu der Charte als Bedingung der Auf-



nahme galt, so wurden sie nicht zugelassen. Auch drei Socialisten-Missionare, welche um Einlaßkarten baten, wurden zurückgewiesen; da sie mit Gewalt einzubringen versuchten, wurden sie der Polizei übergeben. — In der Sitzung des folgenden Tages waren nur siebzig bis achtzig Geistliche zugegen. Ein Amerikaner, Curtis, wurde eine ganze Stunde lang über den freien Handel mit Amerika gehört. Dr. Vaughan legte als Beschluß der Versammlung vor, daß die Korngesetze an dem gegenwärtigen Elend des Landes Schuld seyen; er suchte nachdrücklich die Argumente der Monopolisten zu widerlegen, verachtete ihre Befürchtungen, und belegte alles mit geschichtlichen Thatsachen. Die Freiheit des Landes sey durch das Geld und die Arbeiten der Fabrikarbeiter ihm zu Theil geworden, und der Adel selbst verbanke dieser Klasse seinen Aufwand und seine Behaglichkeit. Bei einer Erwähnung eines der folgenden Redner, daß die Königin die größte Freundin der Armen sey, erfolgte stürmischer Beifall. Als in einer der folgenden Versammlungen erwähnt wurde, daß der Geistliche Herr Baptiste Noel zum Kaplan Ihrer Majestät ernannt worden sey, der selbst eine sehr beredete Schrift (Plea for the Poor) gegen die Korngesetze geschrieben, folgte ein lange anhaltender lebhafter Beifall. Beschlüsse wurden dann gefaßt, daß Bittschriften an die Königin und beide Häuser des Parlaments, so wie eine Adresse an die Gemeinschaft der Wesley'schen Methodisten erlassen werden sollten. An dem einzigen methodistischen Prediger, welcher die Versammlung anredete, bemerkte man große Vorsicht und Zurückhaltung; ein Berichterstatter meint, wenn die Kirche von England, mit ihren Bischöfen und Geistlichen, die Königin an der Spitze, sich mit den anwesenden Geistlichen verbinden wollte, dann werde wohl die Methodisten-Conferenz auch beitreten.

Zu den rührendsten Scenen gehörte auch, daß eine große Deputation der Weber von Manchester vor der Versammlung erschien, und ihr Elend in einfachen und nachdruckvollen Worten darstellte. Nicht uninteressant war es, daß um der Römisch-Katholiken willen, welche anwesend waren, in den letzten Versammlungen die Eröffnung der Sitzungen mit Gebet aufgegeben wurde, und diese an die Conferenz deshalb ein eigenes Dankschreiben richteten. In einer der letzten Sitzungen wurde eine zweite Versammlung in London beschloffen; dort wurden mit der Überschrift: „Die Korngesetze, als eine religiöse Angelegenheit,“ Vorlesungen in verschiedenen Dissenterkapellen angekündigt, und zwar eine in einer Independentischen, die andere in einer Unitarischen.

Die in obiger Erzählung erwähnte Schrift des trefflichen Geistlichen Baptiste Noel (Prediger an der St. Johanneskapelle, in Bedford-New zu London), eines Bruders des kurz vor Abgang des Whigministeriums im August zum Grafen von Gainsborough erhobenen bisherigen Lords Warham, heist: *Plea for the Poor* [Verteidigung der Rechte der Armen] hat den Gegenstand gleichfalls in Kreise gebracht, wohin er bis dahin wohl wenig gekommen seyn mochte. Er schließt seine Schrift mit den Worten: „Als unser Heiland das Evangelium den großen Schaaeren Volks verkündigte, welche ihm nachfolgten, heilte er zugleich ihre Krankheiten und stillte ihre Bedürfnisse. Ihm gleich sollten seine Jünger mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, den Bedürftigen zu helfen, und zwar in einer Weise, in Vergleich mit der alle unsere wohlthätigen Anstalten nie gar nichts sind. Viele Tausende der arbeitenden Klassen, deren Interessen besonders auf dem Spiele stehen, haben das Parlament gebeten, nicht ihnen Unterstützungen zu bewilligen, nicht ihnen Vorzüge vor Anderen zu gewähren, nicht das Privateigenthum anzugreifen, sondern nur die Ketten zu brechen, die ihren Kunstfleiß hemmen, und die natürliche Freiheit ihnen wieder zu geben, daß sie ihr Brodt für den Ertrag ihrer Arbeit sich kaufen können.

Nicht durch ihre eigene Schuld leiden sie Hunger mit allem moralischen und physischen Elend, das daraus herrührt. Gott hat Korn für sie wachsen lassen, nicht in ihren dicht bevölkerten, aber in anderen Ländern. Wenn die Gesetze es ihnen nicht verbieten, können sie mit ihrer Arbeit wohl verdienen; und die Herstellung dieses ihres natürlichen Rechts wird jeden Zweig des Britischen Fleißes kräftigen. Darum möge jeder christliche Leser, wie es Jüngern Christi ziemt, jeden Parteiligkeit fahren lassen, jedes Vorurtheil der Unwissenheit zum Schweigen bringen, und die Einbegung beschränkter Selbstsucht mit Füßen treten, und mit jedem Vaterlandsfreunde auf die Ausdehnung unseres Handels hinarbeiten, die eben so sehr die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen fördert, als die Aussicht auf immer steigendes Glück für die ganze Nation eröffnet.“

Einige indeß selbst von der evangelischen Seite in der Kirche sehen alle diese Unternehmungen als große Verirrungen an. Sie stellen es als eine große Verkehrung des Gesichtspunkts dar, wenn die Frage so gefaßt wird, ob die Armen noch länger unterdrückt werden, und die Macht dem Rechte vorgehen solle. Die Frage sey vielmehr, was das Recht für alle Klassen der Gesellschaft sey, Arme sowohl als Reiche, Fabrikarbeiter sowohl als Landleute. Viele ruhig denkende Leute seyen der Meinung, die Aufhebung der Korngesetze werde für gar Viele eine Ungerechtigkeit, und für Niemand eine erhebliche Wohltat seyn; eine große Abhängigkeit vom Auslande in Bezug auf die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse sey gefährlich und gegen die Pflicht der Selbsterhaltung; eine größere Ausdehnung der Fabriken, ein Einwürgen der Landbevölkerung in dieselben werde ihrer Gesundheit, ihrer Sittlichkeit und ihrem Wohlstande nachtheilig werden. Auch nach den genauesten Berechnungen der Staatswirtschaft sey es nicht zu erweisen, daß die verheißenen Segnungen überhaupt folgen, viel weniger daß sie bleibend seyn würden. Es sey nicht im geringsten wahrscheinlich zu machen, daß die Korngesetze an den gegenwärtigen Bedrängnissen Schuld seyn; es würde ohne sie eben so viel Elend, vielleicht noch in viel größerer Ausdehnung über das Volk hin, vorhanden seyn. Allerdings würde augenblicklich die Aufhebung dem Kunstfleiß hie und da neuen Schwung geben; bald aber würde auch dieser neue Schwung wieder aufhören, die vermehrte Bevölkerung in derselben Lage seyn. Somit sey also die ganze Frage durchaus keine religiöse, außer wenn man die falschen Prämissen der Gegner zugebe, und über diese könne man doch jedenfalls nur mit staatswirtschaftlichen Gründen streiten; es sey daher viel besser, diese Diskussion dem Parlament, der Presse und der Einsicht des Volks zu überlassen, als eine große Masse Geistlicher hineinzu ziehen, um ihren Einfluß dafür geltend zu machen, grade als ob es die Entziehung des Wortes Gottes oder einen ähnlichen Gegenstand beträfe.

Diese Bemerkungen wollen uns sehr treffend scheinen, besonders aber zeigt sich in dem Verfahren der Versammlung zu Manchester wieder das Ektirische der Englischen Dissenter, daß sie mit Katholiken und Unitariern sich zu einem Zwecke dieser Art verbinden, mit denen sie auf demselben Grunde des Glaubens zu stehen selbst nicht behaupten, so daß zuletzt ihnen sogar das gemeinschaftliche Gebet vor der Versammlung unmöglich wird. Vergleichene Vorgänge, welche den Dissenters eine scheinbare Popularität und großen Einfluß auf das Volk zu gewähren scheinen, müssen recht dazu dienen, die Kirche ihnen gegenüber zu stärken. Es ist daher ein Glück für England, daß die grade unter dem niederen Volke so einflußreiche Gemeinschaft der Wesley'schen Methodisten, weniger wohl vermöge ihrer Anschließung an die Kirche, als ihres Widerwillens gegen Verweltlichung des Christenthums, ihre Theilnahme an den Unternehmungen der Manchesterschen Conferenz versagt hat.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 6. Oktober.

N<sup>o</sup> 80.

## Beleuchtung des Mißbrauches, welchen Strauß mit der Naturwissenschaft in Bezug auf die heilige Schrift getrieben hat. Von einem Naturforscher.

(Schluß.)

Durch diese Albernheiten gewirgt, haben Andere, wie Carus, es vermieden, auf das Detail der Autochthonen-Genesis einzugehen; auch Strauß meint denn doch bei dieser Gelegenheit, daß es besser sey, „die Unzulänglichkeit unseres Vorstellens“ einzusehen. Milder schonend haben sich die Gegner erklärt. Schubert nennt die Hypothese von der Erzeugung des Lebens aus dem Urflamme die Quarkphilosophie. Claudius schreibt solches leichte Gerede seinem Herrn von Salbader zu, und erinnert, daß die von Salbader eine sehr alte und weit verzweigte Familie seyen. Blumenbach nennt den Theophrastus Paracelsus ein lepidum caput, weil dieser einen besonderen Amerikanischen Adam postulierte, welchen Gedanken übrigens Strauß, wie sich's erwarten läßt, sehr vernünftig auf damaligem Standpunkte findet. R. Wagner meint bei Erwähnung obiger Autochthonen-Hypothesen, daß man kaum einen treffenderen Commentar zu dem Spruche finden könne: da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.

Gegen die Abstammung aller Menschen von einem Paare führt Strauß an, daß die seit Jahrhunderten nach Afrika eingewanderten Asiatischen und Europäischen Stämme weder der Farbe noch der Schädelbildung nach zu Negern geworden seyen; daß die Ureinwohner Amerikas unter allen Breitegraden einen gemeinsamen Charakter trügen, daß es also am Tage liege, daß die bloße Einwirkung des Klimas und der Lebensweise die jetzt für jeden Klimatischen und diätetischen Wechsel unüberwindliche Verschiedenheit der Rassen nicht zu erklären vermöge. Man könnte hier Strauß mit seinen eigenen Waffen schlagen. Indem er nämlich den Einwurf von Reimarus — daß wenn die Natur einmal aus dem Schlamm Thiere und Menschen zu erzeugen vermocht hätte, sie solches noch immer zu thun im Stande seyn müsse — mit der Bemerkung abzuweisen sucht, daß aus der Unfruchtbarkeit der Erde im hohen Alter kein Schluß auf ihre Jugend gelten könne, so dürfen wir ihr mit gleichem Rechte in der Urzeit jenen Einfluß auf die Rassenbildung des Menschengeschlechts zuschreiben, wie sie ihn gegenwärtig gar nicht mehr auszuüben vermag. Ohne grade diese Ansicht von der Hand zu weisen, will ich einstweilen nicht weiter auf ihr bestehen, sondern Strauß zugeben, daß unter den gegenwärtigen physikalischen Verhältnissen der Erde und des Menschengeschlechts keine

neue Menschenrasse sich bilde. Ich kann sogar noch mehr zugeben, indem ich hinzufüge, daß auch keine neue Thierrasse sich gegenwärtig mehr constituiert, so daß also die specielle Beziehung der Rassenbildung auf den Menschen in einem größeren Umfang sich geltend machen kann.

Wie mag nun aber die Rassenbildung vor sich gegangen seyn? Ich gestehe aufrichtig, daß ich hier überfragt bin. Da keine Rasse, geschweige denn eine Art, sich gegenwärtig mehr bildet, so fehlen uns alle Anhaltspunkte an der Beobachtung. Wir sind also hier aufs Mathen verwiesen, und sind bisher nicht sehr glücklich in demselben gewesen. Zwar scheint auf den ersten Anblick die Annahme sehr einfach und plausibel, daß nämlich die Vielheit der Rassen und Arten von einer Vielheit von Stämmen herrühre, die unter sehr verschiedenartigen physikalischen Verhältnissen der Erde entsprossen seyen. Wenn man nun aber wieder bedenkt, daß nicht selten nah verwandte Thiere unter den verschiedenartigsten äußeren Verhältnissen auftreten, so wird man an der Allgemeinheit einer solchen Annahme wieder irre werden. So, um statt vieler nur ein Beispiel zu erwähnen, könnte man sich die Entstehung der sonderbaren Beuteltiere recht wohl als ein Ergebniß des Zusammenwirkens der höchst eigenthümlichen physikalischen Verhältnisse von Neuholand denken. In der That gehört die übergroße Mehrzahl diesem Festlande eigenthümlich an; aber sonderbarer Weise findet sich auch eine Gattung von Beuteltieren über den größten Theil Amerikas ausgebreitet, also über einen Welttheil, der nicht bloß in seinen einzelnen Haupttheilen so abweichend, sondern in allen physikalischen Verhältnissen so ganz verschieden von Neuholand ist.

Gesehen wir es also unumwunden, daß die Naturwissenschaft die Bedingungen, unter welchen die Stammeinheit der Art in Rassen sich differenziren kann, nicht kennt. An das Geknüpft dieser Unbekanntschaft ist es jedoch nicht geknüpft, ein solches Hervorgehen der Vielheit aus der Einheit für undenkbar auszugeben. Dasselbe gilt nicht minder von der Abstammung aller Menschen von einem Paare. Auch in diesem Falle ist der Naturforscher außer Stande, die Nothwendigkeit einer solchen Annahme nachzuweisen; ich muß jedoch gleich hinzufügen, daß er noch weniger im Stande ist, das Gegentheil darzuthun. Wir stehen hier an einem Probleme, dessen Lösung über unser Erkenntnißvermögen hinausreicht, und es wird uns nie gelingen, die Gesetze der Entstehung der Arten, ihres Auseinandergehens in Rassen und ihrer Verbreitung über die Erde auf naturhistorischem Wege zu ermitteln. Das Bekenntniß, das ein großer Englischer Physiolog der neuesten Zeit, Allen Thomson, in rühmlicher Bescheidenheit ausgesprochen hat, sey auch das unfrige:



„Der wissenschaftlich gebildete Mann betrachtet die letzten Ursachen aller Lebensprozesse als gleich unerklärbar, und bekannt mit den Gränzen, die seiner Kenntniß des Lebens gesetzt sind, beschränkt er seine Untersuchungen über die verschiedenen Vorgänge desselben auf die Erforschung ihrer Erscheinungen.“

Aus dem Gefagten ergibt es sich zur Genüge, daß die Naturwissenschaften durchaus unermöglich sind, irgend einen Angriff auf die Wahrhaftigkeit der Mosaïschen Erzählung von der Erschaffung des Menschen zu machen; es fehlt ihnen hiezu aller Grund und Boden. Mit Hypothesen aber kann man die Wahrhaftigkeit historischer Berichte nicht entkräften. Dies ist es, was ich mit Nachdruck hier hervorheben will, um Strauß jeden Vorwand, als ob seine Opposition irgend einen Rückhalt an der Naturforschung hätte, zu benehmen; seine Angabe, daß die alte Autochthonen-Sage jetzt aufs Neue die übereinstimmende Lehre der Naturwissenschaft wie der Philosophie sei, ist hinsichtlich der ersteren durchaus unwahr, offenbar nur erschlichen, um dem Leser Sand in die Augen zu streuen, damit hiedurch die Schwäche der von der Philosophie hergenommenen Argumente maskirt werden soll. Wenn er auch einige Naturforscher zu seinen Gunsten anführen kann, so sind andere, wie Steffens, Schubert, Raumer, R. Wagner, A. Wagner, Prichard, Swainson, eben so entschieden den Angaben der heiligen Schrift gefolgt, und diesen können es auch die Gegner nicht bestreiten, daß ihre Annahme eine Menge Schwierigkeiten beseitigt, auf welche die Autochthonen-Sage stößt.

Wenn denn also, wie im Vorhergehenden satzhaft erwiesen wurde, kein Widerspruch zwischen der Bibel und der Naturwissenschaft besteht, warum suchen denn mit so großer Anstrengung die Rationalisten aller Farben einen solchen zu erschleichen? Antwort: ohne einen solchen müßten sie sich zu der Annahme einer wunderbaren Schöpfung und einer eben solchen Bewahrung durch unmittelbares Eingreifen Gottes verstehen. Wie uns aber Strauß auf S. 680. erklärt, ist „dieser theologische Standpunkt die völlige Negation des Standpunktes der Naturforschung und der Wissenschaft überhaupt. Diese darf auf keinem Punkte die göttliche Causalität unmittelbar in ihre Reihen eintreten lassen: ihr hat nicht Gott als solcher, oder quatenus infinitus est, sed quatenus per elementa nascentis telluris explicatur, den Menschen geschaffen.“ Oder wie es S. 671. heißt: es ist „ein Widerspruch gegen die moderne Weltanschauung, Naturerscheinungen, wie Blitz und Donner, Erdbeben, Pest u. dgl., oder Ereignisse des Menschenlebens, wie unerwartete Rettung des Einen, plötzlichen Untergang eines Anderen, als specielle Veranstellungen Gottes anzusehen, die er zu besonderen Zwecken ausführe; vielmehr suchen wir für dergleichen Erscheinungen Ursachen innerhalb des Naturzusammenhangs auf, den wir immer nur als Ganzes, in der Verkettung seiner sämtlichen Theile und Verhältnisse, niemals aber eines von diesen für sich, auf die göttliche Ursächlichkeit zurückführen.“

Hier sind wir nun bis zur Grundlage, wie zum Grundirrtum Hegel's und seiner Schule vorgeedrungen. Es ist die

Scheu vor der Unmittelbarkeit der Thatfache, die das ganze Wesen der Hegelschen Philosophie prädestinirt. Zwar behaupten Hegel und Strauß: „es wird in der Philosophie nichts vorausgesetzt,“ in der That wird aber gleich von vorne herein die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Thatfache postulirt, das Wunder als eine geistlose Beglaubigung abgefestigt, die Zulassung der göttlichen Causalität mit einem Machtpruch beseitigt. Hiemit fällt nun die biblische Offenbarung als eine von Außen her gegebene und unvermittelte über den Haufen, mit ihr der persönliche, von der Welt unabhängige Gott. Das Jenseits ist aufgehoben, nur noch ein Diesseits ist übrig geblieben. Zwar ist von Gott noch die Rede, aber es ist nicht mehr der in Christus geoffenbarte; es ist der Weltgeist, dem Hegel erst auf die Beine helfen mußte, um sich als absoluten Geist zu erfassen. „Gott ist,“ wie Strauß S. 66. sagt, „kein besonderes, außerweltliches Wesen mehr; die Erscheinung Christi nicht mehr die Hereinpflanzung eines neuen göttlichen Principis, sondern ein Schöpsling aus dem innersten Marke der göttlich begabten Menschheit heraus.“ — Hiemit ist also der ganze christliche Glaube über den Haufen geworfen; der Pantheismus in seiner weitesten Ausdehnung verkündigt, der Rationalismus in seinen äußersten Consequenzen vollendet.

Wie wird sich nun forthin die Naturforschung unter diesem Regimente der modernen Weltanschauung zu gestalten haben? Wird der Naturforscher, dessen Wonne und Freude es bisher war, das Walten des Herrn der Schöpfung in seinen Creaturen zu fühlen und zu erkennen, von nun an sich diesen Eindrücken verschließen, oder wenn er sich nicht gegen sie durch Erstarrung in der modernen Bildung absperrern kann, in jenen bloße Regungen des Hegelschen Gedankenphantoms, des Naturgeistes, anerkennen? Letzteres fordert allerdings Strauß vom Naturforscher, wenn er diesen noch fernerhin als einen Mann der Wissenschaft, als einen Genossen der Wissenden ansehen soll. Denn, wie uns der moderne Philosoph bedeutet, die unumschränkte Herrschaft des Gottes Alten und Neuen Testaments hat nun ein Ende; die neue Zeit duldet keinen Selbstherrscher mehr; wo sich ein solcher noch regen wollte, müßten ihm gleich Stände und verantwortliche Minister zur Vermittelung beigegeben werden; die Zulassung der göttlichen Causalität in unvermittelter Weise wäre zugleich die völlige Negation des Standpunktes der Naturforschung, wie der Wissenschaft überhaupt. Dies ist freilich eine harte Rede, wer kann sie hören? Wie kann die Naturforschung noch länger einen lebendigen persönlichen Gott anerkennen, da sie mit dieser Anerkennung ihren wissenschaftlichen Standpunkt negirt, also einen Selbstmord an sich begeht? Indes wir lassen uns so schnell nicht überrumpeln und strecken den Kopf nicht so gedulbig hin, damit uns Strauß seine Nebelkappe überstürzen könnte. Auch lassen wir uns mit seinen Machtprüchen und Interdikten nicht gleich abschrecken, um mit ihm den Herrn Himmels und der Erden, hochgelobet in Ewigkeit, zu verleugnen, und ohne auf den wissenschaftlichen Standpunkt nur im mindesten verzichten zu wollen, weisen wir sein Postulat, die göttliche

Causalität aus den Erscheinungen der Natur auszuschließen, als eine bloß willkürliche Forderung, wie sie aus seiner subjektiven einseitigen Denkconstitution hervorgegangen ist, gleich von vorn herein ab. Ja wir gehen noch weiter, indem wir nicht bloß das Wunder für möglich, sondern in Bezug auf Natur und Geist auch für nothwendig erklären. Auch lassen wir uns eine Reihe von Thatfachen, wie sie uns die geoffenbarte Religion in Bezug auf die Erlösung des Menschen kennen gelehrt hat, nicht in bloße abstrakte Denkprozesse verflüchtigen, aus dem Grunde, weil sie dieser und jener einseitigen Geistesrichtung nicht zusagen. Denn gerade an der Hegelschen Religionsphilosophie läßt es sich recht klar zeigen, daß die natürlichen Elemente durchaus nicht genügen, um über die Natur des menschlichen Geistes nach allen seinen Beziehungen auf eine befriedigende Weise sich zu verständigen. Von dem persönlichen und außerweltlichen Gott losgetrennt, fehlt dem Menschen das Complement, ohne welches er sein Wesen gar nicht begreifen, seinen höchsten Endzweck gar nicht zur Verwirklichung bringen kann. Das Bedürfniß nach einem solchen Gott, der wie über der Welt, doch zugleich auch überall in der Welt, und doch wieder von ihr gänzlich verschieden ist, nach einem unverrückt und ewig Haltbaren inmitten des mannichfaltigen Wechsels, dies Bedürfniß ist in den innersten Tiefen des menschlichen Geistes so tief eingewurzelt, daß dasselbe durch Sophistereien zwar verdeckt, durch Verknöcherung geschwächt, aber nicht ausgerottet werden kann, wie die ganze Weltgeschichte davon ein lautes Zeugniß gibt. Als Archimedes verließ, die Welt bewegen zu wollen, verlangte er wenigstens einen festen Standpunkt außerhalb ihr; die Hegelianer aber, als die Voraussetzungslosen, haben gar keinen solchen zu ihren philosophischen Konstruktionen nöthig; das Kunststück von Mönchhausen, sich selbst beim Schopfe aus der Grube zu ziehen, die Hegelianer haben es glücklich ausgeführt.

Ich wende mich gerne von diesen Verkehrtheiten und Absurditäten hinweg, die uns jetzt die Hegelianer als Ergebnisse ihrer Wissenschaft anrühmen, zumal da diese Philosophie mit aller ihrer Vornehmthuerei doch zu keinen anderen Resultaten gekommen ist, als die der vulgäre Rationalismus schon längst in aller Welt ausgespaunt hat. Das Wort vom Kreuze wird nun ein: für allemal den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit bleiben, und da ich zum neuen Vernunftglauben noch nicht die gehörige Reife in mir verspüre, will ich getrost, nach Straußens eigenem Rathe, beim alten Offenbarungsglauben verharren. Auch wollte ich gerne Strauß seinen Wunsch gewähren: „Also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen ruhig seine Straße ziehen,“ wenn nur der Nachsatz: „wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie,“ von den „Wissenden“ gehalten würde. Hierüber mag es mir zum Schlusse gestattet sein, noch einige Worte, zu denen der Ernst der Zeit mich drängt, beizufügen.

Es ist nicht meine Meinung, daß man durch Bücherverbote gegen solche Werke, wie die Straußischen, einschreiten soll, da nun doch die gottesläugnende und christushasserische Literatur

zu einem Umfange angeschwollen ist, daß ein Verbot gegen einzelne Bücher nichts Sonderliches ausrichten würde. Auch wollen wir es gar nicht verhehlen, daß Strauß Geschichte des Lebens Jesu, so wie das vorliegende Werk, zur Wiederbefestigung der christlichen Erkenntniß einen wesentlichen Dienst, wenn gleich nur in negativer Weise, geleistet hat. Die Unverträglichkeit der Hegelianischen Philosophie mit dem Christenthume, die Todesfeindschaft der ersteren gegen das letztere, hat er in schlagender Weise dargethan; die Nebelritter und Schleiermacher, welche die Blößen ihrer Theologie mit dem Philosophenmantel bedecken, das Christenthum den Anforderungen der ungläubigen Philosophie anbequemen wollten, hat er in ihren verkehrten Bemühungen vortreflich ad absurdum geführt, diese unglücklichen Vermittelungen hat er mit Wiß und Scharfsinn gezeifelt und die Gegensätze in scharfer Scheidung hingestellt. Da die Protestantische Kirche am meisten von ihren eigenen Vertretern zu leiden gehabt hat, so daß sie wohl mit jenem alten Fürsten das Motto sich wählen könnte: „Gott schütze mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen,“ so wollen wir es Strauß Dank wissen, daß auch er von seiner Seite beigetragen hat, unseren falschen Freunden die Larve abzuziehen, und so mögen wir ihn denn mit seiner Philosophie die Straße ziehen lassen; wir haben auf wissenschaftlichem Wege Mittel genug, seine Ansätze abzuschlagen.

So möge man auch die Hallischen Jahrbücher, im alten und neuen Gewande, ihre Straße wandern lassen, obgleich in ihnen eine Rotte von Marktschreibern und Raufbolden, die jeden honetten Mann mit Roth werfen, ihren Sammelplatz aufgeschlagen hat. Ist es auch grade nicht angenehm, mit Roth werfen zu werden, mit ein wenig Wasser wird doch der Schaden wieder gut gemacht. Man lasse diese Rotte getrost noch einige Zeit ihr Straßenhandwerk treiben, so wird es ein Ende mit Gestank nehmen. Des Schimpfens wird denn doch der große Haufen auch einmal satt, und da die Mitarbeiter an dieser Kloake nur auf das Jargon der Hegelianischen Philosophie eingeschossen zu seyn scheinen und um positives Wissen sich wenig bekümmert haben mögen, so werden sie sich ihrer Weisheit bald entledigt haben. Sie brüsten sich zwar viel mit der sauren Mühe des Denkens, indeß wenn dieses sauer nicht in dem Sinne zu nehmen ist, wie es vom Meißner Wein gebraucht wird, so verspürt man in ihren Blättern wenig von der Mühe eigenen Denkens, die ihr Meister für sie übernehmen mußte. Man lasse also auch diese gewähren, da sie bald an innerer Dürre sich aufzehren werden.

Diesen Allen und Anderen ihrer Geistesverwandten wollen wir im Vertrauen auf die göttliche Macht und Wahrhaftigkeit des Christenthums ihren Spielraum belassen; dem Angriffe durch die Presse steht die Wertheidigung durch die Presse gegenüber. Aber wir wollen diesen antichristlichen Philosophen und Theologen keine Spannebreit gewähren, da wo sie in christliche Anstalten sich eindrängen, und die ihnen anvertrauten Seelen um ihren Glauben und ewige Seligkeit betrügen. In Schulen, auf Unia



versitäten, auf den Predigtstühlen, welche von der protestantischen Kirche begründet sind und für deren Endzweck wirksam seyn sollen, können wir es nicht mit Stillschweigen dahingehen lassen, daß die bittersten Feinde des Christenthums, unter der Firma christlich-protestantischer Lehrer, die Jugend und die Gemeinden vergiften, wo in der Regel gar keine Gegenwirkung stattfinden kann. Wenn, um nur ein Beispiel zu gebrauchen, wenn Strauß oder jeder andere Rationalist der Jugend und den Gemeinden im Unterrichte vorsagt, daß die Naturwissenschaft jetzt dahin gekommen sey, die Bibel als ein irrthümliches Nachwerk zu erweisen, wo findet man denn gleich einen Naturforscher, oder wo erhält ein solcher nur Notiz davon, um die Getäuschten aus ihrem seelenverderblichen Irrthume zu ziehen? Wir leiden ohnedies schon genug von den Wölfen, die sich in Schafeskleidern in jene Stellen einschleichen; sollen wir nun gar die Wölfe bestellen, damit sich die Lämmer nicht zu sehr mehren? Wir können und wollen es Strauß und seinen Anhängern nicht wehren, wenn sie, für sich oder mit Zuziehung der vulgären Rationalisten, zu einer Kirche der Wissenden sich constituiren wollen; nimmermehr aber können wir sie als Mitglieder der Lutherischen oder Reformirten, oder überhaupt irgend einer christlichen Kirche anerkennen. Und zwar verhalten sie sich nicht etwa zur christlichen Kirche bloß indifferent, sondern sind die grimmigsten und bittersten Feinde derselben. „Falsche Vermittelungsversuche,“ wie Strauß selbst sagt, „sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen.“ Und man braucht eben nicht überfromm zu seyn, wie Strauß bitter beifügt, wenn von unserer Seite eine solche Scheidung mit allem Ernste verlangt wird. Es ist nur die einfachste rechtliche Forderung, wenn die Bekenner der Evangelischen Kirche, Lutherischer und Reformirter Confession, darauf bestehen, daß ihr Lehrstand zu den Bekenntnissen der Kirche sich auch in der That und Wahrheit bekennt. Von der tiefen Zerrüttung unserer Zustände kann wohl kein vollgültigeres Zeugniß abgelegt werden, als daß eine Forderung, die jeder anderen Gesellschaft in Bezug auf ihre Mitglieder eingeräumt wird, in der protestantischen Gemeinde allein keine Gültigkeit haben soll. Der Zwiespalt ist indeß jetzt so weit gediehen, die Gegensätze haben sich so schroff hingestellt, daß eine Entscheidung und Scheidung nothwendig herbeikommen muß.

Ich schließe mit den inhaltschweren Worten des Apostels, der vor allen der Jünger der Liebe genannt wird: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind; denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt. Daran sollt ihr den Geist Gottes erkennen: Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott. Und ein jeg-

licher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchristi, von welchem ihr habt gehört, daß er kommen werde, und ist jetzt schon in der Welt. — Wer übertritt, und bleibet nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott; wer in der Lehre Christi bleibet, der hat beide, den Vater und den Sohn. So Jemand zu euch kommt, und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause.“

## Nachrichten.

(Nordamerika.) Interessant muß es unseren Lesern seyn, wie in einem Lande, wo der Unterhalt der Kirche und der Geistlichen gänzlich von freiwilligen Beiträgen abhängt, die Fonds zusammengebracht werden, um gottesdienstliche Gebäude zu errichten. Bekanntlich ist die Zahl der Baptisten in Nordamerika sehr bedeutend. Neuerlich haben sie am Bowdoin Square in Boston eine Kirche für 65,000 Dollars (à 1½ Thlr.) gebaut. Der Plan, nach dem dies Geld zusammengebracht wurde, ist sehr einfach, und bald auseinandergelegt. Zuerst wurde in Erfahrung gebracht, daß der Grund und Boden, auf welchem jetzt das Gebäude steht, zum Verkauf ausgetreten werde. Mehrere Glieder von Baptistengemeinden verabredeten sich, der Versteigerung beizuwohnen, und ihn zu kaufen. Darauf machten sie bekannt, daß es geschehen sey, indem sie berichteten, ihre Absicht sey dabei die Errichtung einer neuen Baptistengemeinde in dieser Stadt gewesen, und sie seyen bereit, Geselbbeiträge zu diesem Zwecke zu geben. Unterzeichnungen, um eine Aktiengesellschaft zu bilden, wurden eröffnet, und für 40,000 Dollars Aktien genommen. Die hierauf sich organisirenden Aktionäre bildeten einen Bauverein, und erhielten zur Erbauung der Kirche Vollmacht. Als das Gebäude fertig war, gehörte es natürlich dem Aktienverein als Ganzem, der auch für die noch unbezahlten Schulden haftete. Darauf wurden die Kirchensitze im Verhältniß zu den Kosten des Baues taxirt, auf jeden wurde eine jährliche Abgabe gelegt, welche hinreichend war, um die Kosten der Unterhaltung der Gottesdienstes zu decken. Ein Plan wurde angefertigt, worauf die Lage jedes Sitzes angegeben war, mit dessen Lage und der jährlichen Abgabe, die darauf gelegt war; und dann wurden die Sitze unter den Aktionären an die Meistbietenden verkauft, wodurch bei der Wahl der Sitze schon der Gesellschaft ein Beträchtliches einkam. So wurde das corporative Eigenthumsrecht der Aktiengesellschaft in ein specielles Eigenthum der Einzelnen an den einzelnen Stühlen verwandelt, welches nur das Recht, während des Gottesdienstes sie zu gottesdienstlichen Zwecken zu benutzen, in sich schloß. Durch eine Abstimmung der Sitzeigentümer ist außerdem auf jeden Stuhl die Abgabe eines Vierteljahrs obenein gelegt, um damit die Schulden, die noch geblieben sind, zu verzinsen, und so weit es geht, zu tilgen. Werden alle Sitze verkauft, dann wäre natürlich die Schuld bezahlt, und keine außerordentliche Abgabe weiter nöthig. Oder wird der oben beschriebene Plan ausgeführt, bis die Schuld getilgt ist, dann werden die Sitze oder ihr Geldeswerth ein außerordentlicher Fond in den Händen der Gesellschaft.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 9. Oktober.

N<sup>o</sup> 81.

**Die Mission und die Kirche. Schreiben an einen Freund von E. M. Petri, Pastor in Hannover. Hannover 1841.**

**Missionsstudien oder Beiträge zur Missionswissenschaft. Zwei Reden, in dem Missionsvereine zu Göttingen gehalten von Dr. Fr. Lücke. Göttingen 1841.**

In diesen beiden Schriften wird eine Zeit- und Lebensfrage besprochen, das normale Verhältniß der Kirche, besonders der kirchlichen Confessionen, so wie der Union zur Missionsfache, und dieser zu jenen. Die Verfasser sind oft hart wider einander, namentlich in der Bestimmung, wie weit die Mission der Kirche an- und eingeschlossen seyn soll; aber erfreulich ist es, daß sie die Kirchlichkeit der evangelischen Missionsfache so zur Sprache bringen; nach Dr. Lücke „eine Schwierigkeit, welche das Eigene hat, daß sie in dem Grade unüberwindlich zu werden scheint, in welchem das Werk in der Kirche allgemeiner und eifriger betrieben wird.“ Daß die heimischen Verhältnisse der Kirche die Sachen schwierig machen, sagt Petri (S. 3.) klar und wahr. Die meisten Missionsfreunde sahen bis jetzt mehr nur auf die Heidenwelt, hatten also einen anderen Stand- und Gesichtspunkt; deshalb kommt ihnen die Behauptung: die Mission muß kirchlich, die Kirche muß eine missionirende seyn! unerwartet, wohl gar ungelegen. Jedenfalls ist es erfreulich, daß durch solche Schriften tüchtiger Männer das Bedürfnis geweckt wird, dem christlichen Leben und Wirken, im Gegensatz des grassirenden Subjektivismus, eine geordnete, kirchliche Fassung, eine objektive, organisierte Gestaltung zu geben. —

Dr. Lücke sucht sich und Anderen „eine zusammenhängende wissenschaftliche Erkenntnis von der Mission zu verschaffen.“ Seine erste Rede, welche die Grundsätze einer richtigen Beurtheilung, oder einer heilsamen Kritik des Missionswerkes, dieser „so laut redenden und tief eingreifenden Angelegenheit der Kirche,“ eröffnet, kommt hier nur theilweise mit in Betracht. Sie soll dem edlen, heilsamen Tadel des Missionswesens das Wort reden und zu seinem vollen Rechte verhelfen, sowohl gegen falsches (idealisirendes) Lob, als falschen (fleischlichen, urtheilslosen, superflugen) Tadel. Daß dabei das Allbekannte und in Missionspredigten oft Gesagte wiederholt werden mußte, leuchtet bald ein. Im Besonderen und Einzelnen gilt es, „das ganze heutige Missionswesen nach allen Seiten und Beziehungen, die gegenwärtige Art des Unterrichts und der Zurechtung der Sendboten, die Methode der Aussendung, die kirchliche Leitung und Pflege der Ausgesendeten, das Verfahren der Boten selbst an Ort und Stelle in den bestimmten Verhältnissen der Zeit und

der gegenwärtigen Kirche prüfend zu beurtheilen. Hier wird die Missionskritik mit jedem Schritte in das Einzelne schwieriger, und die Gefahr, in Lob und Tadel zu irren, größer.“ Leider muß der gründliche Kenner und „praktische Missionsmann“ nur zu oft bemerken, daß der akademische den Gang und Zustand der neuesten Missionen nicht genau genug kennt, daß ihm aus der wirklich ungeheuren Masse der neuesten Missionsliteratur fast nur das Baseler Magazin zu Gebote steht, welches, wie so manche Missionschrift, nicht selten etwas flüchtig bearbeitet ist, und besonders bis 1840 nur gewisse Theile aus dem großen Ganzen des Missionsgebietes vorwaltend berücksichtigt. Auch die gegenwärtige Römisch-katholische Missionsgeschichte kennt Dr. Lücke nicht genau; weiß (S. 15.) namentlich nicht, wie viel das katholische Volk davon weiß, und wie sehr es sich dafür interessiert. Die ultramontan fanatischen „Jahrbücher der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens in beiden Welten,“ welche in Köln Deutsch erscheinen und vom Prof. Ritter in Breslau herausgegeben werden, sind jetzt bereits in 120,000 Exemplaren unter dem Volke verbreitet. In sehr vielen katholischen Gemeinden lesen immer je zehn Familien Ein Exemplar dieser Jahrbücher. Einer ähnlichen Verbreitung unter dem katholischen Volke erfreuen sich die Wiener Missionshefte der Vigorianer.

Wie Petri's Schrift, so stellt Lücke's zweite Rede (S. 25.) das Verhältniß zwischen der Kirche und der Missionsfache dar, und zwar als ein schwieriges. Ihr Thema ist: „das Verhältniß der confessionellen Verschiedenheiten der Kirche zu ihrem Missionswerke, oder der nothwendige Unionsgrund und Unionszweck der christlichen Mission.“ — Die Herausgabe beider Schriften hat eine specielle, temporelle und lokale Veranlassung. Es ist die Streitfrage über die Kirchlichkeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft, welche letztere wir hier nur durch N. M. bezeichnen. Dr. Lücke behauptet und vertheidigt die wahre Kirchlichkeit der N. M., Petri dagegen läugnet dieselbe und bestraft ihre, wie jede Unkirchlichkeit; doch achtet auch er die N. M. an sich sehr hoch; s. z. B. S. 43 und 44. Die evangelische Missionsfache überhaupt lieben beide Verfasser von Herzen, und sind, zumal als Vorsteher von Missionsvereinen, eifrig dafür thätig. Gebot und Verheißung der Mission steht ihnen Matth. 28, 18—20. fest. Dabei unterscheiden und würdigen sie das Göttliche und das Menschliche in der Mission, bemerken aber zu viel Menschliches und Gemachtes in manchen Gebieten der gegenwärtigen. — In der speciellen Beurtheilung beider Schriften heben wir zuerst das hervor, worin sie übereinstimmen, dann das, worin sie verschieden, ja im Streite sind, obwohl sie immer gehalten und gemessen sich ausdrücken. Die Aufgabe der Mission ist beiden dieselbe; nach Lücke (S. 8.) keine andere, als „durch



Verkündigung des lauterer Evangeliums, rein durch die Macht des Wortes, christliches Glauben, Lieben und Hoffen in den nicht-christlichen Seelen zu pflanzen und zu pflegen.“ Einverstanden, wie wohl jeder verständige Christ, ist hier Petri (S. 17.); „Lebensgrund der Mission sey nur das Wort Gottes; die Mission soll, als organische kirchliche Fortbildung, aus dem Worte Gottes erwachen. Jede kirchliche Entwicklung und Fortbildung kann nur im treuesten, demüthigsten Gehorsam des Wortes, in der zartesten, gewissenhaftesten Bewahrung und Behandlung des Glaubens und des Bekenntnisses, die aus dem Worte geboren sind, gedeihen; ja, sie ist nur dadurch im Recht, sonst überall im Unrecht und verwerflich.“ Das will die evangelische, ächt kirchliche Mission. Deren gegenwärtige, welthistorische, wie kirchliche und theologische Bedeutsamkeit heben beide Verfasser hervor; erstere jedoch nicht so ausführlich und gründlich, wie ein Aufsatz in der Deutschen Vierteljahrs-Schrift von 1841, Heft 2. S. 103 bis 160. — Manchem Missionsfreunde und Feinde wird es nicht lieb seyn, daß jetzt Vieles über Mission zur Sprache kommt, was früher unbeachtet blieb; aber man muß darüber doch in's Klare kommen. — Auch solche kirchliche Fragen und Interessen, welche die Heimath betreffen, werden durch rechte Missionsthätigkeit erregt. Dadurch, daß man die Kirche des Herrn in der Ferne eifrig und mit gesegnetem Erfolge baut, wird der Eifer, ihrer Verwüstung und Zerstörung in der Nähe entgegenzutreten, erst recht erweckt, geläutert, gestärkt, und dadurch das kirchliche Bewußtseyn belebt. Hat das die Mission nicht schon gethan? Verdankt ihr die Kirche nicht schon viel? Sollte nun die Mission Undank zum Lohne haben? Verdient sie den Vorwurf und Verdacht, als helfe gerade sie die Kirche und die Liebe zur Kirche zerstören? Man unterscheide nur wahre und falsche, kirchliche und anti- oder unkirchliche Mission. Letztere, z. B. die Oppositions-Missionstreiberei von separatistischen und egoistischen Privaten, ist allerdings böse, aber auch allen rechten, kirchlichen Missions-Freunden und Vereinen zuwider. Vgl. Lücke S. 33 und 39 ff. Die Mission soll im engsten Verhältniß zur wahren Kirche, zur Gemeinschaft der Christenheit, zum von Innen nach Außen wachsenden Bauwerke, zur werdenden Bauanstalt Christi stehen, die Siegeskraft, Lebenserweckung und Fierde, Aufgabe, Recht und Pflicht der wahren Kirche, der Gemeinde der an Jesum Glaubenden und ihn bekennenden, des Leibes und Hauses Christi, seyn. Das will Lücke (S. 27. 33 u. 39 ff.) wie Petri. Den Begriff der Kirche fassen beide scheinbar und den Worten nach richtig, als die organisirte Christenheit, das organisch geordnete Christenthum, doch wird die Bedeutung des Wortes Kirche nicht selten variirend, schillernd und täuschend angewendet, so daß man genau aufmerken muß, ob nicht in einem syllogistischen Satz, namentlich bei Petri, von der Einen, allgemeinen Kirche ausgegangen und davon unvermerkt der Schluß auf eine partikuläre Kirche, oder eine Landeskirche, oder gar nur auf die Behörden und Vorsteher einer solchen gemacht wird. Im Ganzen und Allgemeinen folgert Petri der Sache, oft auch nur dem Scheine nach, mehr mit Sätzen, die orthodox dogmatisch und consequent kirchenrechtlich sind (vgl. S. 5. 6. 14. 15. 18. 25. 47.); Lücke mehr reflektirend und fluktuirend, wobei

die äußere und innere, sichtbare und unsichtbare Kirche, welche letztere Lücke zuweilen als das Wesen, den Kern in der ersten achtet, oft wieder auseinanderfällt, die Petri dagegen, jedoch oft zu äußerlich, ja indifferenzirend in ihrer Einheit festhält, fast so richtig, wie die Reformatoren (z. B. Calvin instit. 4, 1, 7. und die Apologie der Augsb. Conf. Art. 4.). Aber während Petri mehr (wie die Episkopalen), vom Äußeren ausgehend, die sichtbare Kirche recht festhalten will, neigt er zum Mechanischen oder Materialistischen und Unorganischen, Lücke dagegen, indem er aufs Innere dringt und stets die unsichtbare Kirche hervorhebt, neigt zum Spiritualistischen, was eben so dem Organischen zuwider ist, da bei diesem Alles real von innen nach außen wächst. Fast man die äußere Kirche materialistisch als das Erste, dann kommt es, wie bei der Römischen, nie recht zum Innern und Geistlichen; fast man die innere spiritualistisch als das Erste, dann kommt es nie recht zum Äußeren, zur Sichtbarkeit, zur Wirklichkeit der Erscheinung, sondern es geht zur Verflüchtigung und Fleischlichkeit, wie alle Spiritualen zeigen. Nur beim real Organischen wird das Innere zum Äußeren, die Wirklichkeit des Wesens tritt in die Erscheinung, wie das bei der wahren Kirche des Neuen Testaments der Fall seyn soll und wirklich ist. Bei der Kirche des Alten Testaments sollte es vom Äußeren zum Inneren, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren und Geistlichen gehen, wozu es aber im Allgemeinen, durch Schuld der Menschen, nie recht bleibend kommt, weil bei einer äußeren gesetzlichen Theokratie unter gefallenen Menschen das Innere, die Geistesheokratie dem zuerst vorhandenen bloß Äußerlichen sich nicht organisch nachbildet, der vorab positiv gesetzte äußere Kultus nicht zum inneren geistig frei treibt; denn „vom Fleisch will nicht heraus der Geist.“ Im Neuen Testament ist, wie von Anfang, vom Pfingstfeste an, und so überall die innere Kirche, die jedoch auch von außen und obenher, geschichtlich, durch die großen Thaten Gottes in Christo vermittelt ist, vor der äußeren, obwohl sie nie (was Dualisten wähen) äußerungslos oder eine bloß innere bleiben kann, sondern nothwendig sichtbar wird, weil ihr Geist sich sofort seinen Leib bildet, und ohne diesen nicht bestehen kann. Das ist die wahre, evangelische Lehre von der Kirche, die auch in der evangelischen Mission allein und im Gegensatz gegen Papismus und Confessionismus gelten darf und muß. Eine Missions- oder Tochtergemeinde der wahren Kirche darf nie zuerst dem zuvor schon vorhandenen Äußeren der Mutterkirche sich nachbilden, noch an dem von dieser Dargestellten, Sichtbaren sich üben, nie vom äußeren Bekennen zum inneren Glauben gehen. Das hieße sonst in's Jüdische zurücktreiben und in's Römische veräußern, ja verfleischlichen. Die Mission steht zunächst und vor Allem in der engsten Gemeinschaft mit der inneren Kirche, die nur Eine und die Allgemeine ist, was Lücke oft sagt. Bringt die Mission aber zuerst das wahre Innere, den Glauben, das Geistesleben der äußeren Mutterkirche, dann wird sich das gleiche Innere auch bald in einem möglichst gleichen Äußeren darstellen und versichtbaren; und das ergibt sich dann auch aus der wahren Missionsgeschichte. Die Heidengemeinden, z. B. der Aethiopischen Missionsgesellschaft, gleichen auch im Äußeren, in der

Form und Verfassung dem Typus der Gemeinde in den evangelischen Rheinlanden, aber das Gleiche, Ewige, Innere, das Apostolische war das Erste. Es konnte und „kann mithin die Absicht der Missionsgesellschaft nicht seyn, für eine besondere Confession zu werben;“ denn die Brüder aus den Heiden sollen vorab „sich unmittelbar auf die apostolische Kirche, ihre Lehre und erste Einrichtung, gründen können,“ wie der erste Bericht der Rheinischen Missionsgesellschaft S. 35 und 36. sagt. Ja unsere Mutterkirche muß eben so, wie jene Jerusalemische, darauf gefaßt seyn, in den aus den Heiden gebildeten Gemeinden neue, originelle Gestaltungen zu sehen.

Daß aber nicht etwa wieder auf spiritualistische Art bloß die sogenannte unsichtbare, innere Kirche Missionsanstalt seyn, in engem Verhältniß zur Mission stehen soll, sondern auch die äußere sichtbare, ja diese ganz besonders, als die sichtbare, offenbarte Gestalt für das Reich Gottes, das behauptet sogar Menken, dem man sonst Geringachtung der äußeren, sichtbaren Kirche Schuld gibt. Er sagt (Anleit. VIII. 2.): „Die äußerliche Kirche ist die Trägerin und Bewahrerin des geschriebenen göttlichen Wortes — und die Bewahrerin und Pflegerin der Stiftungen des Herrn: des Predigtamtes, der Taufe und des Abendmahles, und damit Alles dessen, was zur Erhaltung, Verbreitung und unverilgbaren Fortdauer des Christenthums in der Welt nothwendig, aber auch hinreichend ist.“ Die Mission steht also auch in enger Beziehung zur äußeren Kirche. Sind nach 1 Cor. 12. und Ephes. 4, 16. alle Glieder dem Leibe, also zur Kirchlichkeit verpflichtet, dann besonders auch die Missionsglieder, die Hände am Leibe Christi (nach Lücke S. 7. die Näder am Wagen!). Sie sind dem Leibe verantwortlich; nur in der Zusammengehörigkeit mit ihm, nach den Gesetzen seiner Natur, nach den Normen seiner Entwicklung, dürfen und sollen sie handeln. Daß man dabei den Herrn, das Haupt nicht vom Leibe, noch den Leib vom Haupte trennen darf und kann, behaupten beide Verfasser. Die kirchliche Verantwortlichkeit ablehnen gegen die vor dem Herrn, ist Täuschung und falsche Ausflucht, Zeichen der Kezerei und Sektirerei. Das muß jetzt gründlich erwecken, klar gefaßt werden. Schade, daß beide Verfasser bei der Nachweisung, daß die Mission zum Wesen der Kirche gehöre, viel zu wenig Grund und Belehrung aus der heiligen Schrift, besonders aus dem N. T. geben. Hier werde nur erinnert an Matth. 5, 13—16., wo der Herr alle die Seinen, seine Kirche als das Salz zum Heile der Erde, das Licht und den Leuchter (vgl. Offenb. 1, 20.) der Welt bezeichnet, und auf das Bestimmteste seiner Kirche ihre Missionsbestimmung für die ganze Welt, zur Herbeiführung des Reiches gibt. Der Kirche, als der apostolischen oder Missionsanstalt, ertheilt der Herr in und mit Petro, Matth. 16, 19., die Schlüssel zum Himmelreiche; sie ist die Anstalt, welche den Eingang zum Reiche vermitteln, ihn eröffnen oder verschließen, dem Reiche in der ganzen Welt die Bahn brechen, es herbeiführen, also auch dazu die zweckdienlichen Maßregeln treffen soll, die im Himmel ratificirt werden. — Ferner, nach der so herrlichen, tiefen, reichen Bezeichnung der Kirche, 1 Petri 2, 9., folgt sogleich ihre Hauptbestimmung; sie soll verkündigen, missioniren, Gr. aussenden. Alle Glieder der Kirche

sollen Priester, also eine Vermittlerschaar seyn, weil bei ihnen das Vermittelnde vorwalten soll, indem sie recht vor Gott für alle Völker und Menschen erscheinen, und im Namen Gottes zu Allen treten sollen, um Alle mit Gott zu versöhnen und zu segnen, wobei sie denn natürlich selber in der allerinnigsten, vorzüglichsten Gemeinschaft mit Gott stehen und den freiesten Zutritt zu ihm haben. Vgl. Jes. 43, 21. — Nach Apostelgesch. 13, 1 ff. gab der heilige Geist, der Leiter aller kirchlichen Missionsthätigkeit, der Gemeinde auf, die Mission zu betreiben, die ersten Heidenapostel auszusondern und abzuordnen. Das verkennt Lücke S. 40. Max Göbel hat im Kirchenfreunde vom Jahre 1838 und im siebzehnten Kölner Missionsberichte aus dieser Stelle sehr gut erwiesen, daß die Missionsache das Gnadenwerk und die Lebensprobe der wahren Kirche, nicht aber einer separatistischen Partei, nicht einzelner Privaten u. s. w. sey. Der Wundestrom des Missionsgeistes geht nach Ezech. 47, 1—12 aus dem vom Herrn gebauten Tempel, nur aus der wahren Kirche hervor, und in die Wüsten und Meere des Todes hin. Die Kirche ist, wie Versammlung im Glauben, so sammelnde Anstalt für den Glauben. „Wie die Kirche besteht und in sich wächst (sagt Lücke S. 27.): so muß sie auch nach Außen wachsen. Nur so entsteht ein gedeihliches Wachsthum des Ganzen.“ Dieser Theil der Lehre von der Kirche ist noch viel zu wenig aus der Schrift herausgebildet, noch nicht genug in das Glaubensbewußtseyn getreten. Das mit zu bewirken, wäre eine würdige Aufgabe für Beck's christliche Lehrwissenschaft. Die Mission muß durchaus kirchlich seyn. Darauf dringt Petri durchweg und consequent, Lücke zuweilen auch. So S. 39.: „Im gesunden Zustande der Kirche ist aller kirchlicher Beruf der Einzelnen durch die Kirche, die Gemeinde vermittelt, also auch der Missionsberuf.“ Beiden ist das Unkirchliche auch unchristlich, das Widerkirchliche auch antichristlich; was wider die wahre Kirche ist, ist auch wider den Herrn. Aber unter Kirchlichkeit der Mission verstehen sie, in Bezug auf die Gegenwart wenigstens, keineswegs, daß die jetzigen Staatskirchenbehörden bei dem gegenwärtigen Zustande der Kirchen die Mission aus einer Privatsache in eine öffentliche Kirchensache verwandeln, deren Zügel in die Hand nehmen und den Missionsvereinen entreißen sollten, was Manche jetzt gleich fürchten, auch aus falschen Motiven fürchten könnten. Daß aber auch solche Glieder der kirchlichen Behörden, die nur nicht wider, also für uns in der Mission sind, möglichst herangezogen werden, versteht sich so sehr von selbst, daß es Verblendung ist, solche zu verachten, die doch so eigenthümlich viel dienen und vor so manchen, namentlich unkirchlichen Mißgriffen sehr heilsam verwahren helfen können.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Frankreich.) Folgende Betrachtungen, welche die geleseste Englische Zeitung, die Times, an die Nachricht von dem Mordversuch gegen den Herzog v. Nemours anknüpft, scheinen uns viel Wahres und Lehrreiches zu enthalten: „Ein neuer Anziff — ob der achte, oder erste, oder fünfzehnte, sagt uns unser Gedächtniß nicht — ist auf die Königs-



liche Familie in Frankreich gemacht worden. Die kalte Beharrlichkeit, mit welcher Ein Leben nach dem anderen also aufgeopfert wird, um etwas zu vollbringen, was die göttliche Vorsehung eben so beharrlich vereitelt, hat etwas höchst Ergreifendes. Die Wahrheit des Dichterswortes: „„Unsterblich, bis sein Werk vollbracht,““ ist nie lebendiger uns vor Augen getreten, als bei König Louis Philippe. Unsere Leser werden leicht sich zweier der verschiedenen Nordversuche erinnern, welche in den letzten sieben Jahren gemacht wurden. Bei einem derselben setzte der Mörder mit kaltem Blute und ruhiger Überlegung sein eigenes Leben aufs Spiel. Er rechnete also: Louis Philippe ist ein breiter Mann; ich ziele gut, ich habe eine feste Hand; ich will mich dicht neben ihn stellen, und zwei bis drei Kugeln ihm in den Leib schießen. Nun sollte man denken, wenn Jemand fest entschlossen ist, einen Anderen zu tödten, ohne seine eigene Gefahr mit in Rechnung zu bringen, so müsse man den, welchem also nachgestellt wird, schon als geliefert ansehen. Dennoch schlug der Versuch gänzlich fehl. Ein Anderer, um noch sicherer zu gehen, baute eine Maschine, die Alles vor sich her niederschmetterte. Merkwürdig ist, daß bei einer solchen Polizei, wie die Pariser, dergleichen Anstalten unbemerkt gemacht werden konnten. Aber Gott ließ es zu, daß es bis zum Absenern kam, als ob er noch einen Beweis mehr damit hätte geben wollen, daß „„die Zeit noch nicht gekommen, und der Mann,““ der Louis Philippe ein Haar krümmen sollte. Sagt man uns, es seien ja auch sonst Schüsse abgefeuert worden und Büllensmaschinen losgegangen, so geben wir das allerdings zu. Wir bezweifeln aber, ob die Geschichte Parallelen aufweisen kann zu den immer wiederholten Bewahrungen dieser Familie, besonders vor Mordanschlägen von so wildem und entschlossenen Charakter. — Wo liegt aber die Ursach von diesem allen? Und wie wird es enden? Die Antwort auf die erste Frage gibt die ganze Erwiderung auf die zweite an die Hand, die wir zu geben vermögen. Der ganze öffentliche Geist in Paris und Frankreich ist sicherlich in hohem Grade krank. Der Baum der verderblichen Erkenntniß, welche neuerlich Einige so eifrig sich bemüht haben nach England zu verpflanzen, der Erkenntniß ohne Religion, ist aufgewachsen, und hat reiche Früchte getragen in Volney's und Voltaire's Vaterland. Der Zusammenhang dieser Art Bildung mit den Thatfachen, die wir hier betrachten, geht deutlich aus Bulwer's Werk über Frankreich hervor, worin, auf Grund der höchsten Autorität in Frankreich, dargezogen wird, daß die gebildeten Gegenden in Frankreich auch die sind, wo die meisten Verbrechen geschehen; und daß Unwissenheit und relative Unverdorbenheit dort Hand in Hand zu gehen scheinen! Doch darf man sich darüber nicht wundern, wir sehen hier kein schwieriges Problem. Man nehme einige Duzend junger Engländer, lasse sie lesen lernen, und versetze sie dann reichlich mit solcher Lektüre, wie die „„Weekly Dispatch““ oder die „„New Moral World,““ und es müßte sonderbar zugehen, wenn nicht die Hälfte von ihnen noch vor dem zwanzigsten Jahre ihren Weg auf's Zuchthaus oder zum Galgen fänden. Nun hat aber die populärste, ja fast die einzige Lektüre der großen Masse des Französischen Volks nächst den Schriften von Voltaire und Consorten, aus einer zahllosen Menge Romanen- und Komödienschreiber bestanden, in deren Werken die nichtswürdigen moralischen Grundzüge von Voltaire und Rousseau unablässig wieder aufgewärmt werden, mit allen Reizen, welche eine verderbte Einbildungskraft ihnen leiht. Wie kann eine Bevölkerung mit solcher Nahrung anders als eine lasterhafte seyn, und wie kann ein lasterhaf-

tes Volk etwas Anderes als eine Quelle unablässiger Unruhe für seine Regenten seyn? In diesem Augenblick gibt es vielleicht keinen Mann in der politischen Welt Europas, dessen eigenthümliche Stellung und persönliche Gefahren so sehr unsere Theilnahme in Anspruch nähmen, als Louis Philippe. Wie sehr man ihn auch wegen seiner Handlungsweise im Jahre 1830 tadeln mag, es läßt sich nicht läugnen, daß sein Benehmen in der Regierung Frankreichs während der letzten sieben Jahre eben so sehr durch gute Gesinnung als einen ungewöhnlichen Grad von Klugheit, Mäßigung und Vorsicht sich ausgezeichnet hat. Dennoch muß er unablässig mit einem unbändigen, gefährlichen Pferde sich abmühen, dessen Wildheit zu bezwingen fast unmöglich ist, während das Absteigen nicht nur ihn persönlich, sondern alle um ihn her, und jede heilsame Einrichtung des Landes gefährden würde. Das Ende aber dieses Zustandes kann nur dann eintreten, wenn die Krankheit völlig erkannt und das rechte Heilmittel angewandt ist. Die Bildung — die nämlich, welche useful knowledge (nützliche Bildung) genannt zu werden pflegt, d. h. Bildung ohne Religion — hat die Nation in ihre jetzigen Gefahren gebracht. Die Bildung selbst verbannt zu wünschen, wäre albern; aber nie wird der gesellige Zustand zur Ruhe kommen, außer wenn die Bildung von der Religion befeelt und geleitet wird. Bis jetzt ist sie allerdings eine Macht gewesen, aber die Gewalt eines wilden Thiers, nicht vernünftiger Menschen. Eine militärische Macht, viel größer als unter Napoleon, hält gegenwärtig die Pariser in Zaum. Man reducire diese Macht auf die Zahl von Militär, welche für London hinreicht, man entlasse die Nationalgarde, und das neu gebildete Corps, welches unter anderem Namen die Dienste der alten Garde du Corps verrichtet, wo würde vor Untergang der Sonne der Thron der Barrikaden seyn? Warum kann England mit seiner 10,000 Mann starken Armee in seinen zwei und fünfzig Graffschaften sicher schlafen, als weil es weiß, daß es neben all seinen Socialisten und Chartisten und bezähnten Antifornleagues-Predigern \*) eine gutgefinnte Bevölkerung von Millionen hat, von wahrhafter Bildung, die nicht bloß die „„Dispatch““ und die „„New Moral World““ lesen kann, sondern auch weiß, und die Erkenntniß zu schätzen weiß, daß es ein Jenseits gibt, und ihr zukünftiges Glück von ihrem Betragen hienieden abhängt. Keine schwächeren Bande als diese werden ein Volk, das, wie das Englische und Französische, seine eigene Stärke erprobt hat, jemals zusammenhalten. Wird die Hoffnung des Jenseits dem Volke nicht mächtig vor die Seele gestellt, so wird es immer den vernünftigen Schluß machen, den der Apostel den Atheisten in den Mund legt: „„Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt.““ Ist das gegenwärtige Leben alles, warum sollte dann Ein Mensch sich abarbeiten, und ein anderer die Früchte seiner Arbeit genießen? Warum sollten Herzoge und Könige sich in Gold und Purpur kleiden, während ich in Lumpen verhungere? Das sind die natürlichen und aus ihren Principien richtigen Schlüsse eines Englischen Socialisten und eines Französischen Atheisten; und für diese Krankheit, diese lebensgefährliche Störung gibt es kein Heilmittel, als das Christenthum.“

\*) Eine Anspielung auf die Versammlung der Geistlichen in Manchester, welche, als Dissenters, von der Besoldung ihrer Gemeinden abhängen, und thun müssen, was diese ihnen vorschreiben.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 13. Oktober.

N<sup>o</sup> 82.

**Die Mission und die Kirche. Schreiben an einen Freund von L. A. Petri, Pastor in Hannover. Hannover 1841.**

**Missionsstudien oder Beiträge zur Missionswissenschaft. Zwei Hefen, in dem Missionsvereine zu Göttingen gehalten von Dr. Fr. Lücke. Göttingen 1841.**

(Fortsetzung.)

Petri, der unter Kirchlichkeit besonders das Festhalten am kirchlichen Bekenntniß, dessen kirchlichen Bildungen, Folgen und Formen versteht, behauptet S. 30., daß bisher die selbstständigen Missionsgesellschaften die kirchliche Stellung eingenommen und gewissenhaft gewahrt haben, um in ihrem guten Rechte zu seyn und sich von allen widerkirchlichen, ungeseglichen religiösen Verbrüderungen und Zusammenkünften zu unterscheiden. Allerdings halten sich die meisten von Herzen gern innerhalb der Rechte und Pflichten (nicht bloß der Rechte!) ihrer Kirche; aber ob alle? Von Einer, der R. M., läugnet es Petri selbst. Ob mit Grund, wird sich ergeben. — Gegenüber allen unkirchlichen Pietisten, Donatisten und Phantasten, die immer nur fragen: Was und wo ist die Kirche? die nicht wissen, daß die Kirche mit ihrem aus der heiligen Schrift reproducirten Glauben und Bekenntniß nie verschwunden sey, noch untergehen kann, weil die Pforten der Hölle sie nie überwältigen sollen, — muß behauptet werden, daß die Mission durchaus auf kirchlichem Boden stehen, tief wurzeln und davon in kirchlicher Gesinnung und Ordnung ausgehen muß. „Der (rechte) Missionstrieb schließt (nach Lücke S. 31.) immer in sich ein innigeres kirchliches Leben und Gesinnthum. Im kirchlichen Indifferentismus ist nie eine (wahre) Missionsseele gediehen.“ Ist eine Missionsgesellschaft oder Anstalt darüber nicht im Klaren und Reinen, oder ist es ihr gar ärgerlich, wenn das betont und für wichtig erklärt wird: so ist das ein fauler Fleck und Bann. — Fürchtet man aber den hindernden oder schädlichen Einfluß der verschiedenen kirchlichen Confessionen, Verfassungen und Gebräuche so antworten Petri und Lücke (S. 26. 39.) einstimmig, daß es, wie apostolische, so auch kirchliche und Missions-Eigenthümlichkeiten geben müsse, lebendige Mannichfaltigkeit in der Einheit. Die lebendige, freie Einheit besteht nicht etwa trotz der Verschiedenheiten, sondern durch sie; denn sonst wäre sie Egalität, d. h. Tod. Letzteres hebt Petri (obwohl er selbst innerhalb der Lutherischen Kirche eine Mannichfaltigkeit der Verfassungen würdigt) zu wenig hervor, und eben so Lücke, der jedoch S. 39. bemerkt: „Dienen die verschiedenen Confessionen und kirchlichen Formen nach Gottes Ordnung dazu, den

heiligen Unionsgrund der Kirche immer vollständiger zur Erkenntniß und Erfahrung zu bringen, indem durch die Gegensätze der Auffassung und Entwicklung die inhaltvolle Einheit und Einfach des Evangeliums allseitiger, reiner und richtiger begriffen wird: so wird auch die Mission, indem sie zunächst von den kirchlichen Verschiedenheiten ausgeht und durch dieselben hindurch, eben dadurch an dem wahren und vollen Verständniß ihres Unionsgrundes und Unionszweckes wachsen. Allein dies ist nur möglich, wenn sie wesentlich in jenen Verschiedenheiten nicht verharret (nicht sich fixirt und parteiisch abschließt), sondern darüber hinaus, klar und bestimmt die tiefere und höhere Einheit der Kirche allezeit zu ergreifen sucht und unwandelbar im Auge behält.“

Lücke wie Petri sagt, daß auch auf dem Missionsgebiete die confessionellen Lehrunterschiede und Kirchenformen des kirchlich bestimmten Christenthums von wesentlichem Gewichte seyn; Petri (S. 8 ff.) meint, gleich von Anfang an, Lücke dagegen (S. 32. 41.), daß dies erst bei dem späteren und gründlicheren Unterrichte der neuen Heidenchristen von Wichtigkeit sey, dieser Unterricht überdies auch immer über die ehrlich bekannten und gewürdigten Differenzen hinweg mit Weisheit zur Einheit und Allgemeinheit des Glaubens führen müsse. Die Missionare jeder wahren Confession, deren jede eine wahre ist, nicht die wahre seyn will, sollen über dem Besonderen und Eigenthümlichen ihrer Kirche das Allgemeine und die Einheit der Kirche nie vergessen, sondern beides immer und überall hervorheben, stets die höhere Synthese der Theisen und Antithesen suchen, zu rechter Zeit nachweisen, daß jede Confession gewisse Theile und Seiten der Lehre eigenthümlich ausbilden sollte; denn sonst bildeten sie Sekten und Parteien; kurz der evangelisch kirchliche Missionar soll nicht engherzig confessionell, nicht indifferentistisch lax, nicht Vertuscher, noch Versteckspieler, sondern weitherzig kirchlich seyn, immer auf die Eine, allgemeine christliche Kirche hinarbeiten und so das Eine Reich Christi herbeiführen helfen, also das erstreben, was unseres Wissens, Gottlob! wohl alle wahren evangelischen Missionare, auch ohne Missions-Egalität thun, papistische aber nicht wollen. Wer seine Confession und Kirchenform ausschließlich für die allein wahre hält, sie unwandelbar wähnt, und verewigen möchte, ist ein fleischlicher, stolzer Sektirer, der die mancherlei Strahlenbrechungen des Einen Himmelslichtes verkennt, wie Petri S. 24. treffend sagt, wo er aber das Eigenthümliche mit dem Einseitigen wiederholt verwechselt. Jenes will der heilige Geist (1 Cor 12., Eph. 4.), dieses das Fleisch (1 Cor. 1, 12 und Cap. 3.); jenes bedingt die lebendige Einheit, dieses bestreitet und zerstört sie; jenes ist erfreulich, dieses allerdings schmerzlich, worauf Petri



denn auch S. 26. gedrängt wird. Aber die vom heiligen Geiste gewollte kirchlich charakteristische Verschiedenheit wird nur dann schmerzlich, wenn man sie gegen den Willen des heiligen Geistes versteinern will, und verkennet, daß auch die Union eine allgemeine Pflicht der christlichen Kirchlichkeit ist, namentlich in unserer Zeit, wo der Herr so unverkennbar endlich eine wahre Union durch die Seinen, nicht unvermittelt ohne sie, bewerkstelligen will, worin ihm so Mancher widersteht, der übrigens gläubig ist, aber widerkirchlich wird, wenn er dem Herrn das Union, getrennt von der Kirche, zuschieben will, da doch das Haupt nichts ohne den Leib thut. Und die widerkirchliche Union verwirft Lücke fast eben so streng, wie Petri, denn er bestraft S. 44. mit rechtem Ernste die zwei Arten des neueren Unionszelotismus, den indifferentistisch subjektivistischen und den antichristlichen. „Es gibt (sagt Lücke) heut zu Tage einen gewissen Unionszelotismus, zum Theil einen gutmüthig unverständigen, zum Theil aber auch einen frivolen, listigen. Jener möchte in voreiliger, weichlicher Liebe alle positiven Lehrunterschiede mit dem Schwamme der reinen Unbestimmtheit des Dogmas wegwischen, aber die kräftigen alten Buchstaben des Pergaments weichen der schwächlichen Friedensinte nicht. Gefährlicher und schlimmer ist der eifrigste Unionsseifer, welcher mit dem Univerfalschwamme der absoluten Idee alles positive Christenthum in den Herzen der Menschen löschen möchte. Den einen wie den anderen verwirfen wir entschieden.“ Letzteren eben so Petri S. 47. Diese Extreme der Unionszeloten rufen nun die entgegengesetzten nur zu leicht hervor, die Extreme der Ultra-Confessionellen und Feinde aller Union. Aber das Falsche in seiner Art wird nur durch das Wahre in seiner Art recht und völlig überwunden; die unkirchliche Union also nur durch recht kirchliche Union, wie bei uns die auf die fünf allgemeinen Symbole und die, beiden evangelischen Confessionen gemeinsame Augsburgerische Confession, die Haupt-Unions-Confession, deren Unionsbedeutung Lücke eben so übersieht wie Petri, welcher überdies gegen das ganze Princip, die Art und Idee der neueren Union ist. Vgl. Petri S. 13 ff. mit seinem Aufsatze im Kirchenfreunde v. 1839 Nr. 9. Wahre, kirchliche Unions-Missionsfreunde dagegen müssen festhalten an der Kirche und einzig fest an ihrem Bekenntniß, gleichwie der treue Soldat sich zur Fahne hält, so lange noch ein Fehlen daran ist, um des Feldherrn oder Königs willen, der sie gegeben hat. Übersieht man aber, daß die besonderen Kirchen nur eigenthümliche, concrete, auch rechtlich und geschichtlich wirkliche Erscheinungsformen der Einen allgemeinen Kirche sind, um diese in mannichfaltigen kirchlichen Collectiv-Individualitäten zeitgemäß darzustellen; daß sie gewissermaßen kollektive Gliederorganismen im Großen, aber nicht in abgeschlossener Existenz, sondern innerhalb des organischen Einen Leibes Christi sind: dann muß man (mit Petri S. 26.) das Irrige, ja Ungeheure behaupten, daß die verschiedenen Confessionen „vollständige Kirchenleiber“ seien, jede für sich ein vollständiger Leib. Es ist aber, Gottlob! in der Wirklichkeit des Wesens nur Ein Leib Christi, der Alle Glieder umfaßt und einet, weil ein Geist, als der Unionsgeist in ihm waltet, welcher die Ein-

heit auch zur vollen Erscheinung bringen wird. Der böse Geist der Sektirerei, des Separatismus und des Confessionszelotismus will scheinbar Einen Leib, in Wahrheit aber ein Monstrum.

Wie die krankhafte Abgeschlossenheit eines einzelnen Gliedes in der gesunden Allgemeinheit des Leibes aufgehen muß, wenn es nicht absterben will: so soll auch die krankhafte, d. h. sündliche Abgeschlossenheit der einzelnen besonderen Confessionen in der Einheit und Allgemeinheit der wahren Kirche Christi und ihres Lebens- und Unionsgeistes aufgehen.

Die Kirchen sollen enig und doch eigenthümlich missioniren. Darin stimmen Petri und Lücke überein; bestehen aber darauf, daß die besonderen Kirchen sich gegenwärtig ihres Missionsauftrages nicht durch ihre Behörden, sondern nur durch freie Vereine, durch freie Thätigkeit ihrer gläubigen, lebendigsten Glieder entledigen können. Beide irren aber darin, daß sie dies für einen Mangel und Nothstand, ein nothwendiges Übel halten. Lücke sagt S. 49 und 50.: „So lange die Evangelische Kirche die Mission noch nicht zu einer allgemeinen kirchlichen Angelegenheit gemacht hat, sondern freien Vereinen überlassen muß, — und sie thut wohl, es dabei einstweilen zu belassen, da die gute Sache sonst gar leicht an dem kirchlichen Consistorialstyle und der Amtsgewohnheit (wie z. B. in Copenhagen!) sterben möchte, — kann sie von diesen nur fordern, daß sie die kirchliche Ordnung der einheimischen Kirche nicht stören und innerhalb derselben ihr Werk betreiben.“ Er meint also, daß dann, wenn eine ganze Kirche den rechten Missionseifer habe, ihre landesgesetzmäßigen Behörden die Mission den Vereinen nehmen und selbst allein leiten müßten. Dasselbe sagt Petri S. 7. 26. 28. noch stärker. Daß aber die Leitung der Mission durch freie Vereine, durch die Missionsglieder am Leibe Christi, der natürliche, normale Zustand sey, folgt schon aus der rechten Würdigung des Organismus aller der so mannichfaltigen Glieder Christi, denn es sind zwar alle Gläubigen geistliche Priester für die Welt, aber nicht alle sind leitende Missionsglieder am kirchlichen Körper. Gleichen die letzteren den Händen, so ist zu bedenken, daß nicht alle Glieder Hände sind. Wie die verschiedenen Glieder am Leibe für verschiedene Bedürfnisse des Leibes sind: so die verschiedenen gliedlichen Gaben des heiligen Geistes und deren Ausdruck in den Organen der Gemeinde. Nur das freie, eigenthümliche Leben, Wirken und Geistesbewußtseyn besonderer Vereine in der Kirche kann die besonderen geistlichen Bedürfnisse und eigenthümliche Aufgaben derselben vollständig und charakteristisch würdigen und offenbaren, befriedigen und lösen. Was die ordentlichen Kirchenbehörden für die heimische ordentliche Kirchenverwaltung sind, das sind die außerordentlichen kirchlichen Vereine für außerordentliche kirchliche Bedürfnisse, und als solche für das Gedeihen des Ganzen außerordentlich wirksam und unentbehrlich. Das mögen uns die Römischen Orden, Congregationen und Bruderschaften deutlich veranschaulichen. Da sehen wir auch, wie sich die ordentlichen Kirchenbehörden und die freien, außerordentlichen Vereine gegenseitig so mächtig zum Eifer reizen und die Zwecke ihrer Kirche ungemein erreichen helfen. Auch die Römische Kirche überläßt

ihre Missionsfache freien Vereinen. Solche sind: der Thoner Verein, die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens, und die Wiener Leopoldinen-Stiftung. Wie alle besonderen kirchlichen Vereine, so sind auch die kirchlichen Missionsvereine weder im Stande der Blüthe und Ordnung, noch im Stande des Verfalles und der Unordnung in der Kirche als normalwidrig, als bloße Krücken und notwendige Übel anzusehen. Die Missionsvereine sind am gefunden Fruchtbaum der Kirche die normalen Zweige, welche über die Mauer schreiten, 1 Mos. 49, 22.; aus der inneren göttlichen Lebenskraft im gefunden Baume werden sie gebildet und so weit hinausgetrieben, und lassen ihre Früchte jenseit der Mauer fallen. Sie sind auch ein Ministerium im Reiche, gewissermaßen ein Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges im Auslande, oder der Kolonien, welches sein allgemeineres Recht, seine mannichfach besondere Taktik und seine vielseitig gefügte Politik haben muß, die nothwendig und naturgemäß vielfach von denen abweichen und verschieden seyn müssen, welche nur in der Heimath Geltung haben können. Weiter der Missionen und Missionare, obwohl sie einer menschlichen Ordnung gehorchen müssen, werden „Vieles als hemmend und störend in ihrem Wirkungskreise unter den Heiden ansehen, was in der Heimath eine notwendige Ordnung und Beförderungsmittel einer gesegneten Wirksamkeit ist.“ Deshalb muß denn auch den Missionsvereinen und deren Leitern, die nach Petri „am kirchlichen Körper die lebendigsten, edelsten, einflussreichsten Glieder“ sind, in denen sich der meiste kirchliche Missionseifer offenbart, eine größere Freiheit zugestanden werden, damit sie zur recht ungehinderten Übung ihres priesterlichen Berufes kommen können, ohne jedoch in separatistischer Willkür, in rücksichtsloser, selbstgefälliger Eigenmacht, in unfirchlichem Egoismus sich selbst, ihrer Sache und der Kirche zu schaden. Letzteres wird vermieden, wenn ein solches Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens zwischen den Leitern der Mission und der heimischen Kirche stattfindet, wie z. B. zwischen der unirten Rheinischen Mission und der unirten Provinzial-Synode, in deren Verhandlungen vom Jahre 1835 es §. 42. heißt: „Die Synode sieht sich veranlaßt, allen Mitgliedern der Presbyterien die thätigste Theilnahme an der Missionsfache und die Stiftung von Hülfsvereinen dringend zu empfehlen, „obgleich sie dieselbe an und für sich als zu ihrem Geschäftskreise gefehlich nicht gehörig und insoweit wenigstens vorläufig als eine Privatangelegenheit betrachtet.“ In den Verhandlungen vom Jahre 1838 §. 56. wiederholt sie diese Erklärung als Ausdruck ihrer zustimmenden und aufmunternden Theilnahme. Die Rheinische Mission aber begehrt den Zutritt und das Gebet der Kirche, erfreut sich der kirchlichen Ordination ihrer Missionare, der kirchlichen Hülfsvereine in Kreis-Synoden, der kirchlichen Missionsfeste und Missionsstunden, zu denen die ganze Gemeinde eingeladen wird, und bekennet durch Alles, daß sie in Gemeinschaft mit der Kirche, besonders mit deren Dienern, ja im Namen und Dienste der Kirche handele, von ihr Segen empfangen, wie Segen ihr bringe, gemäß der Gemeinschaft der Heiligen. Möchten nur alle Leiter der Mission solche allseitige Förderung und Liebesgemeinschaft immer recht

dankebar beherzigen, zumal jetzt, wo das überall erwachende christliche Leben, so weit es ein gesundes, kirchliches ist, überall der Missionsfache sich zuwendet.

Aber auch solche Missionsvorsteher, wie Lücke und Petri, können darüber in Streit und auf Extreme gerathen, die nun noch zu beurtheilen sind. Die Wahrheit liegt auch hier in der tieferen Mitte. Der Hauptgegenstand ihrer Gegensätze ist die Unionsmethode der N. M. und die Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit der Concordienformel der N. M., deren wahre Geschichte hier kurz dargestellt werden muß, weil sie so vielfach verwirrt und entstellt ist. In den Landestheilen der N. M. bestehen die Lutherische und Reformirte Kirche noch immer ohne kirchliche Union, was Petri schärfer hervorhebt als Lücke. — Nun wollten sich aber (seit 1836) dennoch viele Missions-Glieder- und Vereine beider Confessionen zu einer selbstständigen, unmittelbar missionirenden N. M. uniren, natürlich aus verschiedenen Gründen. Sie berücksichtigten den gegenwärtigen Zustand der Kirche in Norddeutschland und forderten deshalb von derselben nicht so viel, wie Petri und Lücke wollen. Man vereinigte sich anfangs friedlich und ungestört auf die Augsburgische Confession, weil Manche wußten, Viele dunkel meinten oder ahndeten, daß die Augsburgische Confession, welche der Milde und Weitherzigkeit Melancthon's ewig zur Ehre gereicht, und an sich schon ein Unionsbekenntniß seyn und so rechten Frieden machen will, auch kirchenrechtlich die wahre Unions-Confession, die magna charta der evangelischen Union, das kirchenrechtliche Symbol aller Augsburgischen Confessionsverwandten in Deutschland ist. Zum Erweise dessen hätte man nur auf den Unionsbeschluß des Corpus evangelicorum d. d. Regensburg den 27. Februar 1722 hinweisen dürfen, welcher schon im Eingange sagt, daß „alle evangelischen Stände durchgehends im Reich Ein Corpus constituiren, und alle Evangelische Eine Glaubens- und Lebensregel, nämlich das geoffenbarte Wort Gottes haben, ja auch zu der im Römischen Reich und dessen Grundgesetzen recipirten Augsburgischen Confession sich bekennen, und daher beide Theile in den legibus et actis publicis unter Einem Namen der Augsburgischen Confessionsverwandten begriffen sind, einerlei jura in ecclesiasticis et politicis und einerlei Schutz und Sicherheit der Reichsgrundgesetze zu genießen haben.“ — Weiteres gab eine Abhandlung im Kirchenfreunde vom Jahre 1839 Nr. 37 — 39. Diese beweist, daß die Augsburgische Confession das kirchenrechtliche Symbol der Deutsch-Reformirten und das Unionsbekenntniß ist. — Erfreulich ist demnach, daß alle bedeutenden, kirchlich unirten Deutschen Missionsvereine und Anstalten klar und offen die Augsburgische Confession festhalten. So die Baseler, so die Berliner, welche in ihrem ersten Unterricht für die Missionare S. 19. sagt: „Wir verpflichten euch von Neuem, wie es schon bei eurer Ordination geschehen, feierlich auf die Lehre der heiligen Schrift A. und N. T. nach dem Sinn und Geiste, wie sie in der Evangelischen Kirche und in der Augsburgischen Confession auseinandergesetzt ist, damit ihr euch in allen Stücken als Sendboten der Evangelischen Kirche und als Bot-



schaft der Gottes und Christi erweist." Eben so die Rheinische Missionsgesellschaft, welche nur noch den Heidelberger und Lutherischen Katechismus „in ihrer Übereinstimmung“ hinzufügt, damit ihre Missionare „in Einigkeit des Glaubens bleiben mit den evangelischen Brüdern des Vaterlandes;" s. deren ersten Jahresbericht S. 36. Auch die R. M. war anfangs auf dem ganz richtigen Wege, da sie in ihren Statuten den kurzen aber genügenden Paragraphen hatte: „Um aller Willkür in der Lehre der Boten vorzubeugen und alles Unevangelische bei ihnen fern zu halten, wird die Augsburgerische Confession als Richtschnur angenommen.“ —

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Die Baptisten-Association des östlichen Theils der Grafschaft Kent hat folgende Beschlüsse in Bezug auf Papiasmus und Puseyismus neuerlich gefaßt, worin Wahres und Falsches merkwürdig gemischt ist: „1. Die ungewöhnliche Thätigkeit, welche die Papisten in der Verbreitung ihrer Gesinnungen jetzt entwickeln, sowohl in England als in den Kolonien, und das Bekenntniß zu einigen der täuschendsten und gefährlichsten Grundsätze des Papiasmus von mehreren einflussreichen Geistlichen der bischöflichen Sekte, kann von Allen, die den Heiland lieb haben und sein Ansehen ehren, nur mit tiefer Bestürzung wahrgenommen werden. 2. Während es die Pflicht aufrichtiger Protestanten jeder Partei ist, mit allen schriftgemäßen Mitteln der Ausbreitung des Papistums sich zu widersetzen, haben vor Allem die Baptisten diese Pflicht, da sie von Anfang an ein treues Zeugniß gegen die menschlichen Uebersieferungen und die Annahme menschlicher Autorität in Glaubenssachen, so wie gegen andere Irrthümer und Verderbnisse des „Menschen der Sünde“ abgelegt haben. 3. Da die Ansicht, daß Taufe und Wiedergeburt identisch sey, ein felsenverderblicher Irrthum erster Größe ist, der das Evangelium Christi verkehrt, und der Bibellehre vom Werke des heiligen Geistes in den Herzen der Menschen widerspricht, und Hoffnungen nährt, welche in Täuschung und Verderben enden müssen; und da diese unselige Lehre von der Mehrzahl derer, welche Kinder taufen, behauptet, und als eine Hauptstütze des Papistums angesehen wird: so liegt es ganz besonders den Baptisten ob, die schriftgemäßen Ansichten über diesen Gegenstand zu verbreiten, in der Hoffnung, daß sie dadurch die Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit und den christlichen Gottesdienst und seine Ordnungen zu dem einfachen und geistlichen Charakter werden zurückführen helfen, welchen in der ältesten Zeit sie an sich trugen.“

(Aussichten und Hoffnungen der Römisch-Katholischen in England.  
Aus dem Catholic Magazine.)

Bei der Einweihung der Kathedrale des heil. Chab sagte Dr. Wiseman: „Es kann selbst von denen, welche unsere gegenwärtigen Aussichten noch so gering anschlagen, nicht geläugnet werden: wir sind seit den letzten zehn Jahren ein großes Volk geworden; wir haben eine Flamme entzündet, die weit umher geleuchtet, und ihre Wärme manchen Kalten, Schwachen und Ermatteten mitgetheilt hat. Verlangen wir Beweise dafür? Höret die Berichte an, die unsere eifrigen Missionare von den vielen Befehrungen abstrahirt, unter Reichen und Armen, Jungen und Alten, Gelehrten und Ungelehrten; seht die Kirchen an, die

wir erbaut haben, die in vieler Hinsicht der früheren Jahrhunderte würdig sind; bedenket, wie schnell jetzt die Vorurtheile unserer Landesleute verschwinden, wie warm und aufrichtig Tausende nach etwas Heiligerem und Genügenderem verlangt, als das war, womit sie bis dahin ihre Seelen gespeist haben. Alles dies sind gewiß nur die Vorboten eines helleren Tagesanbruchs, einer lichtereren Offenbarung der Wahrheit; und darum wollen wir in Demuth hoffen, daß der Stein, der angelassen ist, nun von selbst herabfallen, das Wasser, das bewegt ist, in Bewegung bleiben wird, auch wenn der Wind, der zuerst darein blies, sich wieder legen sollte; daß die ausgestreute Saat aufgehen wird, auch wenn der Säemann sie vergraben wollte. Ja, der Stein, welcher das Grab der alten und wahren Religion in England zudeckte, ist von eines Engels Hand abgehoben, damit sie, ihrem Herrn und Bräutigam gleich, herrlich auferstehen möge, um bis in Ewigkeit zu regieren.“

Aus Schottland wird im Juli berichtet: Sir William Drummond Stewart, von Grandtully und Logicalmond, der neuerlich zum katholischen Glauben übertrat, hat die alte Familienkapelle seiner katholischen Vorfahren in dem Parke seines Landhauses, Murthly Castle, wieder hergerichtet. Am 11. Juli wurde die Kapelle mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten eröffnet. Am 22. feierte Dr. Gillies, Bischof von Limyra (in partibus inf.) und Coadjutor der Edinburgher Diocese, unter Assistenz von vier anderen Geistlichen und einer Anzahl anderer Officialen, ein Hochamt mit allem Pomp und Zubehör, und verrichtete darauf das Sakrament der Firmelung an acht und vierzig Individuen, Kindern und Erwachsenen. Die Neuheit des Schauspieles hatte außer den Katholiken eine große Menge Volks aus der benachbarten Gegend herbeigezogen, so daß die Kapelle überfüllt war, und Viele sich begnügten, draußen zu stehen, bis Einige von drinnen heraustraten, um Luft zu schöpfen. So fremd den Meisten war, was vorging, so herrschte doch überall Anstand und Feierlichkeit; die imponirende Erhabenheit der Procession der Geistlichen in feierlichen Gewändern, die blendende Pracht des Altars, der melodische Gesang des Chors erweckte das Erstaunen derer, welche nie in Begleitung der Religion etwas gesehen hatten, was die Phantasie fesselt. In seiner Predigt sprach der Bischof von dem vergangenem und gegenwärtigen Zustand der katholischen Religion in Großbritannien, und während er nichts Beleidigendes den anwesenden Protestanten sagte, gab er doch viel ihrer ernstlichen Ermüdung anheim. Er schrie die Reformation mit allen sie begleitenden Übeln, der Entseeligung von Kirchen, der Vernichtung der Hierarchie, und der danach sich erhebenden Verfolgung, dem Zorne Gottes zu über die Sünden der Vorfahren; dennoch aber habe Er seine Kirche nicht ganz verlassen. Durch seine allweise Vorsehung sey sie unter eine zerreißende, fast unablässige Verfolgung fast dreihundert Jahre hindurch gerathen; und jetzt, da die Wolke des Zornes sich immer mehr verziehe, werde die Kirche immer noch als dieselbe, unverändert und unveränderlich, erstanden! In dieser Erhaltung der katholischen Kirche durch so viele Gefahren und Schwierigkeiten sey die Hand Gottes deutlich zu erkennen; durch seine allmächtige Gnade hätten sie sich auch heute in diesem alten Gotteshause versammelt, um nach dreihundert Jahren in der Weise der Väter darin Gott zu verehren, und unter seinem Dache dasselbe Opfer, was sie gebracht, Gott darzubringen. Nachdem er auseinandergelegt, daß die heiligen Mysterien, die sie jetzt feierten, den damit Unbekannten sonderbar vorkommen würden, daß das aber ihre Schuld sey; sie hätten die Kirche, nicht die Kirche sie verlassen: schloß er mit den Worten: „Die Kirche ist nicht ewig, denn sie hat einen Anfang gehabt; aber sie ist unsterblich, denn sie wird kein Ende haben!“ —

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 16. Oktober.

N<sup>o</sup> 83.

**Die Mission und die Kirche. Schreiben an einen Freund von L. M. Petri, Pastor in Hannover. Hannover 1841.**

**Missionsstudien oder Beiträge zur Missionswissenschaft. Zwei Reden, in dem Missionsvereine zu Göttingen gehalten von Dr. Fr. Lücke. Göttingen 1841.**

(Schluß.)

Daß alle in der Geschichte der Kirche und Symbolik Unkundige, sowohl unter den Lutherischen als Reformirten, nichts davon wußten, daß die Augsburgische Confession zur derzeit nöthigen Union genüge, manche aber vielleicht es nicht wissen wollten, erklärt sich eben so leicht, als daß dadurch ein Zustand der Unsicherheit, Unklarheit und Verwirrung entstehen mußte, die aufs Höchste stieg, als etliche Lutherische Mitglieder des Hamburger Vereins auschieden, „weil sie durch das Zusammentreten der Lutheraner mit den Reformirten zu dem Missionswerke das Wesen der Lutherischen Kirche gefährdet glaubten,“ und zugleich einige Reformirte, die nicht so ausscheiden wollten, mit der Forderung innerhalb der Union austraten, „daß auch der Reformirten Kirche ihr Recht widerfahre.“ Nach dieser, auch von einzelnen Lutherischen gebilligten, falschen Idee wäre dies also mit der Augsburgischen Confession nicht geschehen. Dieser und jener Reformirte, besonders Prediger, machte auf den Irrthum aufmerksam und warnte vor den nothwendigen bösen Folgen; aber vergeblich. Der gute Paragraph sollte verändert werden, jedoch nicht weggelassen; aber statt daß er nur verändert werden sollte, wurde er unvermerkt wirklich ganz weggelassen und ausgemerzt. Vgl. den ersten und zweiten Bericht der N. M., auch den dritten S. 7 u. 11 ff. Der neue Paragraph war zu unbestimmt, als daß er irgend wie hätte genügen können, was der dritte Bericht der N. M. selbst eingesteht. Er mußte zu Inconsequenzen führen. Da wurden auch viele Lutherische immer mißtrauischer und in der alten Ansicht bestärkt, daß die Reformirten nur zum Schein und aus Noth sich zur Augsburgischen Confession bekännten. Ultra-Lutherische Unionsfeinde aber entzogen sich der Union mit den Reformirten und der Unionsmethode der N. M. mit um so stärkerem scheinbaren Rechte, und warfen der letzteren ihr subjektivistisches, unkirchliches, mit sich selbst in Widerspruch gerathenes Verfahren vor. Viele fürchteten, es werde und müsse „der Mangel fester Bestimmungen (eines Bekenntnisses) über kurz oder lang vielfacher Lehrwillkühr Thür und Thor öffnen.“ Die N. M. verwies zwar auch zuletzt wieder ihren „Inspektor hinsichtlich seines Unterrichts auf die gemeinsame Bekenntnisschrift der Protestantischen Kirche, näm-

lich die Augsburgische Confession,“ aber zugleich und zwar „wegen der Differenzpunkte, welche dagegen geltend gemacht sind in der Lehre vom heiligen Abendmahl“ (nämlich von Seiten Reformirter, da die Lutherischen ja keine Differenzpunkte in Bezug auf die Augsburgische Confession und deren Lehre vom heiligen Abendmahl haben) verwies die N. M. auf eine Concordienformel, die von zweien ihrer Leiter in sechs Punkten aufgestellt wurde, statt daß sie hätte von dem aus, was die Augsburgische Confession über die vielseitige \*) Lehre vom heiligen Abendmahl so weit und allgemein festsetzt, die verschiedenen weiteren theologischen Bestimmungen frei gegeben lassen sollen, wie das in der unirten Kirche rechtlich der Fall ist. Das Ritual beim heiligen Abendmahl machte dabei keine Noth; denn hätte sich die N. M. einfach und fest an die Augsburgische Confession gehalten, dann konnte sie auch über das Liturgische und Rituelle beim heiligen Abendmahl, welches in der Augsburgischen Confession nicht bestimmt, überdies in verschiedenen Theilen und Gegenden der Lutherischen wie der Reformirten Kirche verschieden ist, frei unionsgemäß bestimmen, und Keiner hätte sie mit Recht tadeln dürfen. Man kam aber lieber über die Lehre vom heiligen Abendmahl darin überein:

1. „Daß diese Lehre nicht nach der Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit für die Vernunft entschieden werden kann, sondern allein aus der heiligen Schrift; denn was Gott verheißt, das kann er auch thun. Röm. 4, 21.“

2. „Daß nicht der Glaube des Empfangenden die Sakramente macht, sondern das Wort der Verheißung, nach dem Grundsatz: daß aber Etliche nicht glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben? Röm. 3, 3., 2 Tim. 2, 13.“

3. „Daß mit dem Brodt und Wein eine wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu verbunden ist, nach den Worten der Verheißung: das ist mein Leib, und nach der Erklärung Pauli 1 Cor. 10, 16.: der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brodt, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?“

4. „Daß die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in einer solchen Art genommen werden muß, daß das gottselige Geheimniß dabei bestehen kann; Gott ist geoffenbaret im Fleisch, 1 Tim. 3, 16. Das Wort ward Fleisch, Joh. 1, 14.“

5. „Daß das Abendmahl von Christo für die Gläubigen eingesetzt ist, nicht aber für die, welche nicht an ihn glauben und

\*) Die Vielseitigkeit der Abendmahlslehre ist, unseres Wissens, noch nie gehörig gewürdigt.



also auch ihn und seine Lehre nicht annehmen. Matth. 26, 26. Er gab es den Jüngern."

6. „Daß aber gleichwohl Alle, die dies Brodt essen und diesen Wein trinken, ohne den Worten Jesu zu glauben, an dem Leibe und Blute Jesu schuldig sind, 1 Cor. 11, 27.: welcher nun unwürdig von diesem Brodte isst oder von diesem Kelche trinkt, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn."

„Bei diesen Bestimmungen wollen wir es lassen und sind gewiß, daß unsere Missionare nicht allein im Heidenlande lange damit ausreichen können, sondern daß auch unter uns die meisten Christen daran genug haben."

Das Beste in den weiteren Erklärungen darüber war, daß die N. M. die Worte Luther's, welche er nach der Wittenberger Concordie an die reformirten Schweizer schrieb, zu ihren eigenen machte, s. den vierten Bericht der N. M. S. 14 ff. Hätte sie doch vorab, gleich jenen lieben Schweizern und wahren, nicht zelotischen Lutherischen damals, lieber auch die schöne Wittenberger Concordie selbst zu ihrer eigenen gemacht! Aber das that sie nicht. Sie wollte selbst eine streitige Kirchenlehre unirend weiter bilden und reinigen, obwohl sie selbst im vierten Bericht S. 16. sagt, daß „eine Mission es nicht mit einer Reinigung oder Weiterbildung der Lehre, sondern mit ihrer Ausbreitung und Belebung zu thun hat." Die Reinigung und Weiterbildung der Lehre ist zunächst nur Sache der Theologen, Synoden u. in der heimischen Kirche.

So hatte nun die N. M., ohne alle Rücksicht auf die kirchenrechtlichen Verhältnisse, durch bloßen Privatvertrag ein neues, eigenes Unionsymbol hervorgebracht, welches sie zu ihrem Privatzwede oder eigenen Fortbestehen nötig zu haben meinte und das ad hunc actum fast wie zum Nothbehelf gemacht zu seyn schien, wogegen denn Petri vom kirchenrechtlichen Standpunkte juridisch eifert, und in dieser Beziehung gewiß Recht hat. Lücke dagegen sucht die Unionsmethode und die (gewiß jedem wahren Christen erfreuliche) Unionsrichtung der N. M. unjuridisch zu rechtfertigen, gesteht aber doch in Betreff ihrer Concordienformel (S. 47.): „Man kann über die von ihr aufgestellte Unionsformel in der Lehre vom Abendmahl, wonach die Missionare in ihrer Schule unterrichtet werden sollen, streiten. Man kann sie deutlicher, einfacher wünschen. Nach unserem Dafürhalten muß jede Unionsformel in der Lehre vom Abendmahl misslingen, welche, wie hier (s. §. 1.) geschieht, die besonderen kirchlichen Formeln über das Geheimniß der Gegenwart Christi bloß durch Schriftverweisungen (nämlich ohne höhere und tiefere Synthese) wirklich ausgleichen will. Denn die Schriftstellen verhalten sich meist dazu indifferent. Insbesondere aber müssen wir es bedenklich finden, daß in jener Unionsformel (§. 4.) die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl unmittelbar auf den Begriff der Menschwerdung des Wortes zurückgeführt wird, da dieser Begriff ein anderer ist." Lücke bemerkt nicht, daß §. 1. durch die folgenden fünf gleich wieder aufgehoben wird, daß in §. 2. „das Wort der Verheißung" nicht genügt, weil ja das Einsetzungs- und Befehlswort nothwendig hinzugehört; wozu noch kommt, daß

die citirten Bibelstellen da nicht passen, nicht zutreffen, nicht genügen; daß §. 3. der Satz „eine Gemeinschaft — verbunden" sogar grammatisch falsch und schielend ist; daß §. 5. Judas nicht bedacht wird, s. Luc. 22.; daß §. 6. ungläubig und unwürdig seyn verwechselt wird mit „unwürdig essen und trinken." Man kann den Worten Jesu glauben, und doch unwürdig essen und trinken wie jene Corinthier (1 Cor. 11.), die ja keine Ketzer und Ungläubige waren, sondern leichtsinnige, sittlich laxe Gläubige, weshalb sie auch nicht verdammt, sondern nur gezüchtigt wurden. In gewisser Hinsicht ist die Unionsformel der N. M., indem sie mehr nach Egalität als nach wahrer Union strebt, so ausschließend, beengend und beschränkt, daß sie solche Gewissen verletzen muß, die bei aller wahren Liebe zur Union, noch eine sogenannte mündliche „Riefung" glauben, oder im zehnten Artikel der Augsburgerischen Confession feststehen. Überhaupt kann man gegen die Formel der N. M. das sagen, was man gegen die ihr so ähnliche, jedoch mehr kirchliche Sendmirsche Vereinigungsformel (vom Jahre 1570) gesagt hat, „daß sie, bei aller daraus hervorschimmernden Friedensliebe, dennoch in der streitigen Lehre vom heiligen Abendmahl die Uneinigkeit eigentlich nicht gehoben, sondern nur durch etwas zweideutige und jeden Lehrbegriff begünstigende Redensarten zu verweisen gesucht habe." Und dadurch wurde die wahre Union mehr gehindert als gefördert, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn man sich mit der Augsburgerischen Confession begnügt hätte, worauf auch damals in Sendmirs, leider vergeblich, besonders von Glicznier, aufmerksam gemacht wurde.

Daß diese etwas voreiligen, zweideutigen, aus dem Triebe der Selbsterhaltung gemachten Bestimmungen der N. M., auf die verpflichtet werden soll, einerseits zu viel, und doch auch wieder zu wenig bestimmen, namentlich da „Lehrer des Christenthums danach unterrichtet werden und die Missionare nach diesen sechs Punkten lehren sollen," drückt der Nachsatz fühlbar und unsicher genug aus; aber dies, wie die weiteren „Inconsequenzen und Widersprüche," die Petri so scharf rügt, sind wohl erklärlich und verzeihlich durch die Noth und Unerfahrenheit; erklärlich auch daraus, daß man die Augsburgerische Confession erst ganz, dann nur theilweise annehmen wollte, und eine unnöthige Unionsformel für nötig hielt. „Das Erfinden symbolischer Formeln, wobei das Scharfe und Eigenthümliche beider Confessionen verdeckt, gemildert, und so eine aus beiden Lehren zusammengesetzte dritte gewonnen wird, achtet man mit Recht für das erste der fruchtlosen Mittel zu einer solchen Union." Aller Synkretismus hat sich geschichtlich als bedeutendes Hinderniß der wahren Union erwiesen, und treibt zur concordia discors. Jeder wahre Unionsfreund warne vor solchen dogmatischen Unionsformeln selbstbeliebiger, eigenmächtiger Art, die ein Mißgriff sind, zumal wenn sie „nach allerlei Berücksichtigungen und aus schwachgläubigen Berechnungen gemacht" werden. Durch einfaches Festhalten und rechtes, wie rechtliches Hervorheben der Augsburgerischen Confession war es für alle betreffenden Unionsangelegenheiten der N. M. nicht nur nicht unmöglich (wie Lücke S. 49. meint), sondern sogar leicht, „das kirchenrecht-

liche Verhältniß der N. M. bei ihrer Confessionsfrage, in der Art und Weise, wie die Strengen es verlangen, zu Stande und in Ausführung zu bringen,“ — wenn nur die Lutherischen (was freilich ein großes Opfer ist) ihre Formula concordiae eben so (als das scharf antithetische Symbol, nicht als eine gründliche Dogmatik) bei Seite lassen, wie die meisten Lutherischen Länder gethan haben, die Reformirten aber nicht wieder meinen und fordern, es müsse auch ihnen ein Recht geschehen, was ein Unrecht ist. Wir können zwar nicht fordern, daß alle Gläubige in der Augsburgischen Confession ein adäquates Bekenntniß ihres Glaubens finden; aber das ist auch nicht der Sinn und Zweck eines evangelischen Unionsbekenntnisses, weil dies kein papistisches Egalitätsbekenntniß seyn soll und darf.

Lücke sagt S. 51. in Betreff der N. M. und der Union überhaupt: „Man tadele frei und offen ihre Unionsformeln, wenn sie ihrem Zwecke nicht zu entsprechen scheinen, aber wer tadelt, helfe auch mit sanftmüthigem Geiste besser machen. So wird der Unionsverstand, so wird die heilsame Unionskunst in der Kirche grade durch die Mission je länger je mehr wachsen und gelingen auch für die einheimische Kirche.“ Das ist auch durch diesen Aufsatz erstrebt. Möge nur kein Unionsunverstand, kein Unionszelotismus und kein Confessionszelotismus aus übel noch ärger machen!

Traurig ist nun, daß Petri um solcher theilweisen Mißgriffe und Selbstwidersprüche der N. M. willen schier das Ganze wegwirft, das Kind mit dem Bade ausschüttet, Lücke aber auf dem anderen Extreme Alles beschönigen, bemänteln und gutheissen will, wo brüderliche Zurechtweisung und Zurechtshaltung nothwendig ist. Unkirchliche Gläubigkeit, bloße Wärme gefühliger Liebe, vieltreiberisches Bemühen schadet der Union und Mission eben so viel, als die Verwechslung wahrer Kirchlichkeit und recht kirchlichen Sinnes mit scharf begrifflicher superconfessioneller Abgeschlossenheit, einseitiger Eigenheit und engherziger Besonderheit; denn allzu scharf macht schartig. Wahrheit und Klarheit in Liebe ist das Rechte, ächt kirchliche Union das herrliche Ziel, das der Herr selbst in seinem hohenpriesterlichen Gebete uns zeigt. — Petri verhöhnt sogar den Standpunkt der Unionsmission in Jerusalem, auf den auch die N. M. sich stellt, und welche Lücke vertheidigt, gemäß den Worten Marc. 16, 15. 16., Apostelgesch. 1, 8., Matth. 28, 18—20., die unser Herr in Jerusalem sprach. Wir sollen danach recht katholisch, nicht Römisch, sondern Jerusalemisch-katholisch seyn. Darum sind Union und Mission solche allgemeine Pflichten der allgemeinen christlichen Kirchlichkeit, die mit einander stehen und fallen. Durch die erste apostolische Mission sollten alle ganz veräußerlichten, verdorrten Kirchenformen des Judenthums zersprengt werden, die aber damals von Allen, die wider Gott stritten, um so krampfhafter festgehalten und fixirt wurden. Gott wollte ein Neues, sie dagegen das wandelbare Alte. Jetzt wiederholt sich das. Darum laßt uns recht aufmerken, wo und wie der Herr ein bis dahin temporell gutes, nun aber hinderndes Altes ab- und ein Neues schaffen will, damit wir nicht wider ihn, sondern mit ihm streiten. Er will jetzt die wahre kirchliche

Union; das erschen alle erleuchteten Gläubigen aus den Zeichen dieser Zeit; aber er will sie durch die Seinen, besonders durch seine wahren Missionsglieder, die sich an allen wahren kirchlichen Unionsversuchen erfreuen und dieselben wohlwollend beratend fördern. Die Unionsmission ist auch prophetischer Natur; sie ist „die innerste Kirche der Zukunft;“ sie bildet die Zeit vor, da Eine Heerde seyn wird unter dem Einen Hirten, und sie bahnt diese Zeit an. Das ist ein Segen der Mission, daß sie uns erhebt, im Geiste und mit der Hoffnung schon mehr in der Zeit zu leben, da der Name des Herrn nur Einer ist, der Alle einet, daß sie uns recht weitherzig macht, nicht auf indifferentistische, zeretzende und ausleerende Art, die Alles aus dem Geschichtsorganismus herausreißt, sondern auf apostolische, ponirende, setzende und bereichernde Weise. Wir wollen keine oberflächliche, verschwimmende Ausgleichung der Differenzen, sondern sie in höherer Synthese, durch Überwindung der einseitigen Gegensätze aufheben, nicht in Hegelscher Manier, sondern durch erleuchtete, immer tiefer gehende, frei und allseitig reproducirende Schrifttheologie.

## Nachrichten.

(England.) Sehr viel Interesse bietet gegenwärtig die Stellung der großen, ungemein thätigen und einflussreichen Gemeinschaft der Wesleyischen Methodistens zur Kirche dar. Es ist bekannt, daß die Methodistengesellschaften von Geistlichen der herrschenden Kirche gestiftet wurden, welche nie von den Lehren derselben abwichen, sondern anfangs nur innerhalb der Kirche eine nähere Gemeinschaft unter den ächten Jüngern des Herrn zu begründen suchten, nach Art, ja nach dem Muster der Brüdergemeinde in Deutschland. Die Freiheiten jedoch, welche die Wesleyen sich nahmen, besonders aber das Bedürfniß nach einer größeren Anzahl von ordinierten Predigern, und nach einer eigenen Verwaltung der Sakramente in den Methodistengesellschaften veranlaßte J. Wesley, selbst zu ordiniren, und dadurch war der Bruch mit einer Kirche, welche auf die apostolische Succession der Bischöfe und ihr ausschließliches Recht, zu ordiniren, einen so hohen Werth legt, völlig geworden. Da nun indeß immer eine bedeutende Anzahl von Pfarrern der herrschenden Kirche in näherer oder fernerer Verbindung mit den Methodistens blieb, da eine große Menge Glieder der Methodistengesellschaften fortfahren, in der Kirche die Sakramente zu empfangen, da sogar bei dem großen Ansehen, welches die kirchliche Liturgie genießt, ein vollständiger oder doch fast vollständiger Gebrauch derselben bei dem Gottesdienste der Methodistens sich erhalten hat, so ist von Seiten der Kirche der Wunsch immer von Neuem laut geworden, daß doch die Methodistengesellschaften im Ganzen sich wieder mit ihr vereinigen möchten. Schon der berühmte Dichter Southey begründete am Schluß seines Lebens des Joh. Wesley diesen Wunsch auf geistreiche Weise, indem er meinte, daß sie in ähnlicher Art, wie die freieren Verbrüderungen in der Katholischen Kirche, bei diesem Anschluß ihre Eigenthümlichkeiten beibehalten möchten. Da er in seinem Buche jedoch, bei aller Unparteilichkeit und Besonnenheit des Urtheils, den tieferen inneren Erfahrungen des christlichen Glaubenslebens sich zu sehr entfremdet zeigte, und gewisse Lieblingslehren der Methodistens, wie die von der Versicherung der Vergebung durch das Zeugniß des Geistes, und von der christlichen Vollkommenheit, Wahres und Falsches durcheinander werfend, nicht ohne Anstrich eines etwas profanen Sinnes angriff, so



zog sein Werk eine Erwiderung des bei den Wesleyanern sehr viel geltenden einflussreichen Richard Watson nach sich, und Southey's Wunsch blieb unbeachtet. Einen ähnlichen Wunsch hat nun auch vor einigen Jahren der jetzige Bischof von Exeter (Dr. Philpotts), und nach ihm viele andere Geistliche der Kirche ausgesprochen, was vor drei Jahren die Herausgabe einer Schrift Seitens der Methodisten-Conferenz unter dem Titel: „The Church and the Methodists“ veranlasste, deren Verfasser der zeitige Präsident Jackson war. Diese athmet den Geist der Liebe und der Milde, spricht aus, daß die Methodisten sich ja in keinem feindlichen Gegensatz gegen die Kirche befänden, und die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens suchten; daß sie aber doch ihre angestellten Geistlichen und alle Segenswirkungen, die von ihnen ausgegangen seyen, ja daß sie das Andenken der Männer Gottes, welche bis an ihr Ende in apostolischem Geiste gewirkt, nicht verläugnen und sie ecommuniciren könnten.

In diesem Jahre sind nun diese Gegenstände aufs Neue angeregt worden. Ehe wir jedoch näher darauf eingehen, wollen wir noch Einiges über den jetzigen Bestand der Wesley'schen Methodistengemeinschaft vorausschicken. Die diesjährige Konferenz wurde zu Manchester vom 28. Juli an gehalten. Nach dem auf derselben vorgetragenen Berichte hat in den verschiedenen Gesellschaften auf der ganzen Erde eine Vermehrung der Mitglieder um 11,565 stattgefunden; die Totalsumme aller Glieder war 440,294. Von dieser Vermehrung kommt nicht weniger als die Summe von 5730 auf die Missionsgemeinden. Zur Probe befinden sich auf den Listen 16,825. — Zu dem Centenary-Fund (dem Fond zu den Stiftungen bei dem hundertjährigen Jubiläum 1839) sind von den Unterzeichnungen 195,000 Pfd. eingezahlt.

In der diesjährigen Konferenz wurde ein Brief des Pfarrers Hodgson, von der Landeskirche, verlesen, welcher eine Vereinigung der Wesley'schen Methodisten mit derselben empfahl. Er lautet [seinem Hauptinhalte nach] wie folgt:

„King's College, London, Juli 1841. Ehrwürdiger Herr! Ich habe mir die Freiheit genommen, diesem meinen Schreiben an Sie, in Ihrer amtlichen Eigenschaft als Präsident der Wesley'schen Methodisten-Conferenz, ein Exemplar meiner Schrift beizufügen, betitelt: „Der Wesley'sche Methodismus in seinem Verhältniß zur Kirche.“ Ich kann Sie versichern, daß ich darin nichts Anderes beabsichtige, als beiden Theilen das, was ich für ihr wirkliches Verhältniß und ihre besten Interessen halte, vor die Augen zu stellen; und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, die ich für nichts weniger als unbegründet halte, beide Theile werden, wenn sie mit Treue und Einfalt über die Frage nachdenken, einen wesentlichen Schritt vorwärts thun zu der Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Jedes Jahr treuen Zusammenwirkens und gegenseitigen Beistandes, selbst in unserem jetzigen beschränkten Wirkungskreise, wird uns tiefer in das Streben nach der geistlichen Einigkeit hineinführen, welche vor jeder förmlichen Vereinigung vorangehen muß, und ich hoffe, daß in dieser Übergangszeit wir würdig unseres Berufes wandeln mögen in aller Demuth und Sanftmuth und Geduld, indem wir Einer den Anderen in Liebe tragen, bis wir kommen zu der Einigkeit des Glaubens, die da ist nach dem Maße des vollen Alters Christi.“

„Es hat mir unpassend vorkommen wollen, daß wir, die wir in allen wesentlichen Lehren des Christenthums übereinstimmen, Einen Geist, Einen Herrn, Einen Glauben und Eine Taufe, und dieselben Grund-

sätze des christlichen Wandels haben, dennoch die Kriege des Herrn unter verschiedenen Bannern führen sollen. Dieser Zustand der Entfremdung scheint mir eben so ungünstig den Fortschritten des lebendigen Christenthums, als ein Hinderniß der Erfüllung unseres gemeinschaftlichen Gebetes zu seyn: „Dein Reich komme!“ Die Liebe zu Gott muß ja stets die Liebe zu den Brüdern wecken, ja diese, scheint mir, muß als der Maßstab für jene angesehen werden. Nach reiflichem Nachdenken über den Gegenstand mache ich keinen Vergleichsvorschlag, der mir nicht für beide Theile ehrenvoll schiene. Wir wollen keine Wahrheit, sondern nur Vorurtheile aufopfern, nicht unmögliche Dinge erzwingen, sondern unsere Schwächen und Leidenschaften besiegen. Sollte das nicht ein dem Herrn wohlgefälliges Opfer auf seinem Altare seyn?“

„Ich habe meine Gedanken über diesen Gegenstand schon mehreren Wärterträgern der Kirche von England vorgelegt; überall habe ich freundliches Entgegenkommen getroffen, überall den Ausdruck ihrer Liebe und Achtung gegen die Wesley'schen Methodisten vernommen. Ich zweifle nicht, daß dieser Ausdruck einer freundlichen Gesinnung von Seiten der Nachfolger Johann Wesley's werde erwidert werden; und auf diese gegenseitige freundliche Gesinnung baue ich den Erfolg meiner Angelegenheit. „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen. Es ist wie der Thau des Hermon, und wie der Thau, der herabkommt auf die Berge Zion's; da versetzt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich.“

„Mit der Bitte für meine jetzt versammelten geliebten Brüder, daß Christus wohnen möge in Ihren Herzen durch den Glauben, und daß Sie, gewurzelt und gegründet in der Liebe, begreifen mögen mit allen Heiligen, welches da sey die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe, und die Liebe Christi erkennen, die alle Erkenntniß übertrifft, daß Sie erfüllt werden mit aller Gottes Fülle &c. R. Hodgson.“

Als das Schreiben des Herrn Hodgson verlesen war, entspann sich eine lange und anziehende Verhandlung. Unter den Rednern war Dr. Duntin, welcher Gelegenheit nahm zu bemerken: man habe den Vorschlag gemacht, daß diejenigen Wesley'schen Prediger, welche den Präsidentenstuhl einmal eingenommen hätten, zu Bischöfen gemacht werden sollten; ihn aber solle keine Macht, welche es auch sey, je verleiten oder zwingen, sich zu einem Bischöfe machen zu lassen. Er habe eine große Anzahl Mittheilungen über den Vorschlag einer Vereinigung der Methodisten mit der Kirche empfangen; und er fange an zu glauben, daß Viele ihm eine Macht und einen Einfluß zuschrieben, die er wirklich nicht besitze. Warum gerade an ihn diese Mittheilungen gerichtet würden, könne er nicht begreifen; aber er habe in der That Briefe von zwei Parlamentsgliedern bekommen, welche ihm für ihre Erwählung dankten, obwohl er diese Herren gar nicht kenne, sie vorher nicht gesprochen habe, und vor ihrer Benachrichtigung gar nicht gewußt habe, daß sie überhaupt gewählt seyen. Der Eine der beiden sey ein Tory, der Andere ein Whig. Im Laufe der Verhandlung kam man überein, daß man mit Herrn Hodgson in keine amtliche Correspondenz treten könne, da er keine Vollmacht habe, Vorschläge zu machen, welche von der Kirche im Ganzen als bindend würden angesehen werden. Dennoch ward beschloffen, eine Antwort ihm zu ertheilen, worin für seine freundlichen Absichten bei seinem Briefe ihm gedankt und der Wunsch ausgesprochen würde, daß eine größere Einigkeit der Gesinnung unter allen Parteien herrschend werden möchte.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 20. Oktober.

N<sup>o</sup> 84.

## Zur Beurtheilung der neuesten Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum und Kirchenthum.

2. Aus dem Leben von H. König. 2 Thle. Stuttgart 1840.

Der Name H. König hat einen guten Klang, und wir wüßten in der That unter den jetzt lebenden Dichtern keinen, der so allgemein beliebt und beliebt wäre, und zwar ohne Präjudiz und im besten Sinn. Denn wenn auch dieser oder jener (immerhin sind es nur sehr wenige) von der einen Seite viel höher gestellt werden mag, so wird er von anderen Seiten wieder um so mehr herabgezogen. Wir erinnern z. B. nur an den Bann, den die Hallischen Jahrbücher über Rückert ausgesprochen haben — Tief's, des Altmeisters der verpönten Romantik, gar nicht zu gedenken! Wir wüßten in der That nicht ein einziges Urtheil über König, worin nicht lobende Anerkennung fast ohne tadelnde Beimischung sich ausspräche — was um so bemerkenswerther ist, da auch grade die etwas herbe, schroffe Eigenthümlichkeit des Dichters anerkannt und hervorgehoben wird. Und es ist nicht zu verkennen, daß diese günstige Stimmung der Kritik, welche in diesem Fall innumerin als die der gebildeteren öffentlichen Meinung gelten mag, sich nicht bloß auf die literarischen Leistungen, sondern mehr oder weniger auch auf die Person des Dichters bezieht. Es ist zwar dies Hineinziehen der Persönlichkeiten in gewissen literarischen Kreisen nichts als eine der vielen Wirkungen fragenhafter Eitelkeit gewisser Dugendgeister, zu deren Befriedigung eine Art von gegenseitiger Affekuranzeihrung zu bestehen scheint, welche hauptsächlich auch dahin wirkt, daß das Publikum gelegentlich immer wieder auf das Thun und Lassen, auf die Wanderungen und Stationen dieser literarischen Dandies aufmerksam gemacht werde, wobei denn auch wo möglich deren persönliche Liebenswürdigkeit, das Interessante ihrer Erscheinung, ja ihre kleinen eleganten Schwächen angedeutet werden. So weit ist es mit König noch nicht gekommen, obgleich er auch in dieser Beziehung sich vor falschen oder unwürdigen Freunden zu hüten hat — so wenig auch, wie wir mit Vergnügen hören, seine wirkliche persönliche Erscheinung irgend Stoff zu solchen Abgeschmacktheiten bieten mag. Genug, nicht bloß für König's Schriften — von der „hohen Braut“ bis zu „William's Dichten und Trachten“ —, sondern auch für seine (uns übrigens ganz unbekannte) Person, als eine eigenthümliche, etwas schroffe aber gediegene geist- und gemüthvolle Individualität, besteht ein so entschieden günstiges Urtheil auch in solchen Kreisen, die sonst selten übereinstimmen, daß auch die Ansichten dieses Mannes über die wichtigsten Fragen der Zeit keineswegs als gleichgültig erschei-

nen können. Vielmehr ist vorauszusetzen, daß sie mit den in mehr oder weniger weiten und gebildeten Kreisen herrschenden Richtungen vielfach in Verbindung stehen und auf deren weitere Entwicklung nicht unwesentlich einwirken werden. Und insofern nun dieser Mann sich berufen gefühlt hat, grade auf dem Gebiete des religiösen, des kirchlichen Lebens mit einem gewissen Nachdruck, mit einer mehr oder weniger praktischen Tendenz aufzutreten, fällt er ohne allen Zweifel in den Kreis, den sich diese Blätter zur Beurtheilung und sonstiger Einwirkung zu vindiciren haben. Daß dieser Fall aber wirklich eingetreten ist, kann bei einiger Bekanntschaft mit dem leichtern Schaum der Literatur (der freilich nur zu oft auch die Hefe ist), nicht übersehen werden. Und hat gleich die Wichtigthueri, die fast geheimnißvoll-feierliche Art, womit seit einiger Zeit von gewissen Seiten auf H. König, als auf den Stifter einer neuen Religion, eines sogenannten Paulinischen Christenthums, hingewiesen wird, etwas Komisches, so kann doch jedenfalls den Lesern dieser Blätter auch die betrübende und insofern ernsthafte Seite der Sache nicht entgehen.

Wir unseres Ortes — so wenig wir des Geschwäges geachtet hätten, wenn es sich nicht an einen so ehrenwerthen Namen hinge, und so sehr wir bedauerten, daß er so zweideutigen Elementen solche Gelegenheit sich anzudrängen bot — haben uns doch unter diesen Umständen gedrungen gefühlt, die Sache ernsthaft zu nehmen und den Mann selbst zu fragen: was es eigentlich mit seinem neuen Christenthum für eine Bewandniß habe? Die Antwort auf diese Frage findet sich nun hauptsächlich in einem Aufsatze, der unter dem Titel: „Excommunication, ein Blick aus dem Leben in die Zeit,“ wenn wir nicht irren, zuerst in dem Mundtschen „Freihafen“ erschien und nun die in der Überschrift genannte Sammlung solcher zerstreuter Arbeiten des Verf. eröffnet. Die Summe dieser Antwort gedenken wir zunächst den Lesern der Ev. K. Z. mitzutheilen. Die Pflicht, sich damit bekannt zu machen, sehen wir nach dem oben Angeedeuteten als zugegeben voraus.

König beginnt nun hier mit einer höchst anziehenden, gemüthvollen Schilderung seines Jugendlebens in Fulda und der für unsere Zeit schon in's plusquamperfectum zurückgetretenen Zustände einer Stadt, wo sich die Früchte des Krummstabs vielleicht länger erhalten haben, als irgendwo sonst im nördlichen und mittleren Deutschland. Ist Gemüthlichkeit im besten Sinne ein hervorragender Zug in dieser, wie in manchen anderen Auffassungen und Schilderungen des Verf., so schließt dies doch eine gewisse anticipirte Ironie hinsichtlich der Schwächen jenes Wesens nicht aus; wie denn dieser Einfluß seiner gegenwärtigen Stellung wohl weder vermieden werden konnte noch sollte. Auch



tritt sie nicht feindselig störend auf und reicht eben hin, der Gemüthlichkeit gelegentlich den herben Reiz des ächten Humors zu geben. Jedenfalls muß es hier besonders hervorgehoben werden, daß dem Verf. auch hier, wo doch schon der Stoff die Versuchung nahe genug legte, jene eitle Selbstbespiegelung, jene gemüthlose Koketterie, jene leere Effekthascherei und Geistreichthuererei der neuesten poetischen Schule, ganz fremd bleibt. Er zeigt sich gemüthlich, weil er Gemüth hat, und es nicht zu machen braucht, und weil er Geist genug hat, sich seines Gemüths nicht zu schämen; und schon dadurch unterscheidet er sich himmelweit von jenem Geschlecht, was ihn zu sich herüber ziehen möchte, um von seinem guten Namen mitzuzehren. Wollten wir indessen von dieser Darstellung so viel Einzelnes hervorheben als nöthig wäre, dem Leser ein genügendes Bild, oder überhaupt nur einigen Genuß zu gewähren, so würde uns dies viel weiter führen, als der Zweck dieser Blätter und der Raum, worauf wir Anspruch haben können, gestattet.

Für unseren Zweck genügt es hervorzuheben, daß der Verf. lange genug bona fide der Art von naivem Katholicismus angehörte, wie er sich in einer ärmlichen, aber ehrbaren Kleinbürgerfamilie in Fulda noch bis in's zweite Jahrzehend des neunzehnten Jahrhunderts erhalten konnte. Lange genug, sagen wir, um auch, nachdem er dieses Netz zerissen, nicht leicht als Freier, sondern als Entronnener sich zu fühlen. Und darauf müssen wir um so größeren Werth legen, da wir in der That, unter gewissen günstigsten Voraussetzungen, die Scheu des Verf. vor dem evangelischen Christenthume und der Evangelischen Kirche, die seltsamen Vorurtheile, auf welchen diese Stimmung und überhaupt die Art von Separatismus beruht, worin er sich gefällt, kaum anders erklären könnten. Über die inneren oder äußeren Veranlassungen, welche die alte katholische Welt in ihm zerstörten, gibt uns der Verf. keinen näheren Aufschluß und läßt uns damit freie Hand, die Einflüsse des neunzehnten Jahrhunderts zu suppliren, welche bald sogar in Fulda die Atmosphäre so schwängerten, daß bei irgend bedeutenden Geistesanlagen nur das Verharren in den alten Geisteszuständen als seltsame Ausnahme einer besonderen Erklärung bedürfen könnte. Der dreijährige Cursus in einem katholischen Gymnasium, nicht besser und nicht schlechter als andere, erklärt hier eben auch nichts. Schwere Prüfungen dagegen in einer sehr frühen und unglücklichen Ehe, scheinen wenigstens insofern den Ausschlag gegeben zu haben, als sie die Opposition gegen den Katholicismus vor dem bloß frivolsten, negativen Charakter bewahrten, der ja sonst nur zu oft bei sogenannten aufgeklärten Katholiken sich findet. Auf jene Zeit bezieht sich folgende Stelle, welche wir mitzutheilen nicht umhin können.

„Viele Jahre lang ließ ich das Kirchliche hingestellt seyn; ich meine kirchliche Fragen und Lehren; denn an den Ceremonien blieb ich fortwährend mit zarten Wurzeln hängen, und sog für mein Gefühl Nahrung ein, die sich zu ganz kirchenwidrigen Überzeugungen verwandelte. Ich wußte kein katholisches Dogma, was ich geglaubt hätte. Und die Ascetik der Kirche — wie kleinlich erschien sie mir, wenn ich die großen Entbehrungen, die

Fasten und Peitschenhiebe des Lebens erzwang, die mir auferlegt waren und die ich mit stolzer Heiterkeit ertrug. Ich wies den fröhlichen Genius nicht zurück, wenn er mir zu einer fremden Freude winkte: aber der ernste war mir eben so willkommen, wenn er in einsamen Stunden die Orgel in meiner Brust rührte und die Kerzen der heimlichen Andacht entzündete. Dann fand mein Glaube nur den einen Weltaltar für den Unausprechlichen, dem ich es überließ, ob er lieber theologisch oder philosophisch dreifaltig seyn mochte; nur ein Dankgebet stieg auf, für das beseligende Gefühl des Daseyns; auch ein Döser fand statt — aller der Schmerzen nämlich, die man über eigene Mängel und über fremde Leiden empfindet, und eine ewige Lampe der Erkenntniß erlosch niemals — daß uns eine Gotteshand führt. Und wenn ich dann mit der Weihe neuen Muthes in das Leben trat, kümmerte mich das Geheimniß der Gnade wenig, so lange ich eine tiefursprüngliche Wärme für das Gute in mir empfand, und glaubte ich an die Erlösung, die, wenn auch nicht die Welt, doch unseren Willen frei vom Zwang des Bösen gemacht hat. Dennoch mochte auch hier wieder mein Naturell viel katholischer seyn, als ich es dachte, und wie diese mütterliche Kirche sehr nachsichtig mit den mangelhaften Werken derjenigen ist, die nur ihrer rührenden Andacht gläubig bleiben: so mag ich es wohl gerade in jenen Tagen, da mein Herz so voller Aeolsharpenklänge eines Wehens von Oben war, oft genug an energischem Handeln haben fehlen lassen. Und wie oft wird man nicht selbst an diesem frommen Gefühle irre! Darf man jenen Nüchternheiten, die vielleicht bloße Stimmungen der Eingeweidenerven sind, so großen Werth beilegen, weil man ihnen etwa den Gedanken an Gott zum Exponenten gibt? Oder verhält es sich in der That umgekehrt, und bebt das Übersinnliche Heilige, wenn es sich dem Menschen in Afforden der Andacht verkündigen will, grade in jenen niederen Nervensaiten, wie ja auch die zartesten Harmonien in Darmsaiten erklingen?“ \*)

Dem christlichen Leser braucht die Schwäche der Grundlagen, auf welchen der Verf. damals sein religiöses Leben entwickelte, nicht weiter nachgewiesen zu werden; und schon die zweite Hälfte dieser Stelle würde uns dieser Mühe überheben, da er sich hier so sehr selbst richtet, daß man nur nicht recht begreift, wie es ihm möglich war, unter diesen Umständen auf so schwankendem und für haltbares Baumaterial wie für gesunde, nahrhafte Früchte gleich unergiebigem Boden zu verweilen, oder gar, wie es ja jetzt den Anschein hat, sich und Andere mit der Hoffnung zu täuschen, hier eine Kirche zu bauen, eine Gemeinde zu gründen.

Denn daß der Verf. im Wesentlichen auf dem hier ange-

\*) Obgleich hier nicht von einer literarischen Kritik die Rede ist, können wir doch nicht umhin, bei Gelegenheit dieser Jeanpaulade zu bemerken, daß der Verf. sich in dergleichen mehr als billig gefällt. Daß dies indessen mit seiner ganzen Art auch die ernsthaftesten Dinge zu behandeln zusammenhängt, brauchen wir nicht nachzuweisen. Ein, wenn auch noch so hinkendes Gleichniß hilft über manche Schwierigkeit hinweg, mit der eine etwas verworrene Gemüthlichkeit sich nicht befassen mag.

deuteten Standpunkt stehen blieb, ist nicht zu verkennen. Von einer anderweitigen Entwicklung, von einer tieferen Begründung finden wir nirgends eine Andeutung. Gleich in den folgenden Seiten vielmehr berichtet der Verf., wie er nach Hanau versetzt, von den Herren Pastor Friedrich und Grafen Benzels-Sternau aufgefordert, für deren sogenannten „Protestanten“ eine Reihe von Betrachtungen geschrieben habe, deren akatholische und antikatholische Tendenz er gern eingesteht, so wie daß der Bischof von Fulda von seinem Standpunkte aus hinreichende Ursache darin finden konnte den Verf., nach einigen vergeblichen Versuchen zur Verständigung, zu excommuniciren. \*) Daran knüpft sich dann eine ausführliche Darlegung der Gründe, welche den Verf. abhielten, den unter solchen Umständen ziemlich nahe liegenden Schritt in die Protestantische Kirche zu thun. Aus dieser Darlegung nun theilen wir so viel mit als uns nöthig scheint, um des Verf. Ansicht über Christenthum und Kirche deutlich zu machen; denn dies ist das Hauptzeugniß zur Beantwortung der Frage, welche seine berufenen oder ungerufenen Freunde und Verehrer in Beziehung auf ihn uns aufdrängten.

Daß der Verf. zunächst von einer falschen Voraussetzung ausgeht, wenn er meint, er habe „den Protestantismus schon am katholischen Stamme selbst bestanden“ — daß wir wenigstens das, was er selbst vorhin als sein Glaubensbekenntniß aussprach, nicht als Protestantismus schlechtweg oder gar in unserem Sinne gelten lassen können, bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Es reicht hin, daß wir zugeben, daß jene Voraussetzung bei ihm wie bei vielen Anderen sehr natürlich war, und daß schon diese Eigenthümlichkeit seiner Stellung seinen Eintritt in die Protestantische Kirche für ihn einigermaßen erschweren konnte; auch wenn nicht noch eine andere falsche Voraussetzung mitgewirkt hätte — daß nämlich (in der Protestantischen Kirche) „die einst verworfene päpstliche Unfehlbarkeit nun von den jungen Pastoren für ihre symbolischen Bücher oder gar für ihre eigene Person in Anspruch genommen werde — daß der Protestantismus nur mit dem Abbrechen der baufälligen Katholischen Kirche beschäftigt sey und seinem Wesen nach seyn könne — daß die evangelischen Kircheneinrichtungen nur Nothkapellen für die Arbeiter am Abbruch und am neuen Aufbau einer zweiten großen Kirche des Christenthums seyen.“ Inwiefern diese Charakteristik der Evangelischen Kirche, wenn sie sich auf deren äußere Einrichtungen bezieht, mehr oder weniger Grund habe, brauchen wir hier um so weniger zu untersuchen, da es sich bald zeigt, daß der Verf. eben keineswegs bloß diese, sondern das geistige Wesen, den Glaubensgrund der Kirche im Auge hat. Doch wir lassen ihn auszugsweise mit seinen eigenen Worten weiter reden.

\*) Über die Opportunität der Maßregel ließe sich streiten. Wichtig ist, daß dem Verf. zur Belehrung über christliche Wahrheit Tholuck's Schriften empfohlen wurden. Jene Aufsätze erschienen unter dem Titel: Rosenkranz eines Katholiken. Die Mißbe in der ganzen Darstellung dieser Vorfälle ist zwar anzuerkennen, doch konnte sie nicht viel kosten, da dem Verf. begreiflich aus jener Excommunication gar kein wirklicher Nachtheil in seinem Sinne erwuchs.

„Die tiefe Betrübnis über das faule, feuchte Herbstwetter der Gegenwart veranlaßt mich zurückzublicken und zu betrachten, aus welchen Bausteinen sich die erste, nun baufällige Kirche errichtet hat. Da findet sich denn, wie auf dem in die tiefste Erde treibenden Stamme des Zulebens, wo das religiöse Element des Lebens zum bloßen Staatsdienste geworden und die heiligsten Gebote nur gegeben wurden: „auf daß du lange lebest auf Erden,“ die freiste Himmelsfrucht habe erwachsen müssen. Die heilige Hülle dieser Frucht, Christus, wird von Priesterfüßen zertritten, das strahlengesiebte Samentorn seiner Lehre, von den Stürmen der Zeit dahin und dorthin getrieben, senkt sich in die morsche zerfallende, von Schuldbewußtseyn erdrückte, von Genuß und Ehat erschöpfte Welt des Römischen Staates. Durch diese Zeit wandelte nun eine Lehre, deren Alle bedürftig sind, die Allen Vergebung der Sünden, Verheißung der Seligkeit, Kraft der Dulbung und uneigennütigen Liebe verleiht. Es ist die Lehre von der Liebe, die mit dem Herzen zu den Menschen und mit dem Blick gen Himmel gerichtet ist. Diese christliche Liebe bethätigt sich zuerst in kleinen Vereinen, singend, betend, Almosen sammelnd, Kranke pflegend, taufend, brodtbrechend. Diese Lehre war nur Lebensgeist und doch setzte sich bald um sie her eine Kirche. Der bloße zarte Kern der Christuslehre überhäutete sich zuerst mit dem dünnen, anschmiegenden Apostelthum. Doch schon damals bildete sich ein Doppelkeimchen des Zwiespalts für tausendjährige Zukunft. Petrus, dem Almosenfaischen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend und unfähig, das Freigeistige derselben zu fassen, bildet den Stamm der sogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Sakramentsfeste, Wertheiliche, Hierarchische, findet in der Petrinischen Kirche alte Gunst und neues Glück. Paulus erfährt den Geist des Christenthums und verchristlicht seine eigenen und die Ideen seiner Zeit. Er will ein Christenthum, das sich dem fortschreitenden Leben anschmiege. Aber schon er wird nicht mehr begriffen; der beschnittene und beschränkte Haufe wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apostel der Geistreichen und Geistesfreien, bildet, bis einst sein Bau an die Reihe kömmt, die Opposition der ersten Kirche. Aus den beiden apostolischen Richtungen entfaltet sich das katholische Priesterthum und das Reherthum — dieses wandelbar und wechselnd, jenes langsam durch Fegung, durch Synoden, wo immer das Gemeine, Materielle im Gegensatz zum Geistigen vorherrscht. In den ältesten christlichen Gemeinden hatte Niemand ein Recht, oder ein Amt, zu sprechen; aber es stand wohl den Ältesten am besten an, das Wort zu führen. Ein Ausscher (Bischof) ward auch bald nöthig. Älteste und Bischöfe brachten sich nun leicht durch Einsicht und Klugheit einen überwiegenden persönlichen Einfluß zu Wege, der sich bald an das Amt heftete. Die frühere Gleichheit verschwand und es schieden sich Klerus und Laien. Die Reherien, welche von dieser Zeit an in der christlichen Welt nicht mehr aufhören, müssen ein für allemal aus einer höheren Ansicht begriffen werden. Sie sind eben Ausbrüche jenes, nur Einzelnen zugänglichen, geistigen, Paulinischen Christenthums, im Gegensatz zu dem Petrinischen, petrifizirenden Katholicismus. Sie sind zwar oft eben so wunderbar, denn es sind die Schmerzenssteine des unwillig gefesselten Christusgeistes, während die seltsamen Kirchensakramente für den Siegesjubiläum des Weltgeistes zu erklären sind, dem es gelingt, den Paulus in den Petrusfelsen zu bannen. So vernehmen wir freilich die ruhige reine Stimme der Wahrheit auf beiden Seiten nicht. Nun weitere Entwicklung der äußeren Erscheinung, des Ceremoniells, der Macht, des Glanzes, der Andachts- und Bußübungen — Konstantin — Gregor der Große — der Bischof von Rom als Haupt der Kirche — Folgen und Eindrücke des Untergangs des Römischen Reichs. Gerade die edelsten Herzen ergriff damals ein Widerwille an allem Ir-



dischen, das sie doch eher als durch das Christenthum erlöst hätten ansehen und frisch erbauen sollen. Doch in der That, das Verschmähte ging nicht verloren! Aus dem Verfall der Welt das Verfallende wegzuräumen, entstand das Insektengeschlecht der Mönche. Ihr warfen die Weltverächter die Schätze der Welt zu. Die Welt erkrankt am Ekel des Irdischen; sie rettet sich durch den Ausbruch dieser Krankheit — das Mönchtum. Denn nun baut dieses in Sonnengluth die Erde an; trocknet Sümpfe und rottet Wälder um, oder es zieht in Zellen auf selbstbereitetem Pergamente die Schriftfurchen alter und neuer Weisheit; das Weizenkorn des Himmels grünt unter seinem Kreuzspaten auf, und sein Griffel überwintert für das Renzjahrhundert neuer Aufklärung die Weizenkörner alter Wissenschaft. Aber die aus Weltensagung entstandene Kirche konnte nur durch dieselbe fortdauernde Resignation bestehen, und da die Welt sich ihre Güter und Gelüste nicht lange fügen ließ, so hielt die Kirche desto nachdrücklicher die höchsten geistigen Güter des Menschen fest, indem sie Verzicht auf eigene Forschung und auf selbstständigen Verkehr mit der Gottheit verlangte. Zugleich verfolgte sie beharrlich den doppelten Zweck der Unterdrückung des Paulinischen Geistes in den Kerkereien, und der Trennung der geistlichen von der weltlichen Macht, ja der Oberherrlichkeit der ersteren. Die sinnliche Andacht der Kirche steigerte sich später bis zur Anbetung eines Körpers im Frohnleichnamsfeste. An den Kerzen solcher Andacht entzündete sich die verwandte Sinnlichkeit des Lebens. Die edelsten Organe der lebendigen Kirche, die Geistlichen und Mönche, erkrankten am tiefsten. Ein Gefühl der Lasterhaftigkeit ergriff alle Stände und führte zu jenem Unsinne rasender Bußübungen, wie die der Geiselbrüderschaften. Über dieser neuchaidnischen Sündfluth fanden nun die weltliche Macht und das Paulinisch-geistfreie Kerkertum gemeinschaftliche Interessen gegen die Kirche. Diese verbanden sich zuletzt zu jener kirchlichen Opposition, die später unter dem Namen Protestantismus einen staats- und kirchenrechtlichen Boden eroberte. Wenn ich nun hiemit meine Überzeugung andeuten will, der Protestantismus sey nur im Abbruch der alten Kirche begriffen, und entehre des Materials zum Aufbau einer zweiten Kirche, so bin ich doch weit entfernt, das Christenthum für erschöpft und die Welt einer neuen Lehre bedürftig zu halten. Vielmehr wird sich nach oder vielmehr neben dem Abbruch der Perinischen Kirche die Paulinische erbauen. Hat nicht die Liebe, mithin das Christenthum, neben dem negativen Pole des Entsans noch den positiven des Leastens zu bewahren, und ist dieser nicht der eigentliche schöpferische und unerschöpfliche? Was ließe sich aber von dieser Kirche mehr sagen, als daß sie eines Tages erbaut seyn wird? Der Mensch reicht nur mit Bedürfnissen, nicht mit Einsichten in die Zukunft. So viel läßt sich voraussagen, daß die Paulinische Kirche ihre Bausteine nicht aus der Verschmähung, sondern aus der Anerkennung der Welt brechen wird. Noch zu keiner Zeit war die christliche Welt so rührig in Reformen, so thätig im Schaffen, wie heut. Es ist Sonnabend, die Welt hält ihren Wochenmarkt, sie räumt auf, sie reinigt und bereitet den neuen Sonntag vor. Ich sage nicht, daß die neue Kirche der anerkennend leistenden Liebe, die Materie unserer Werttage heiligsprechen, das Fleisch unserer Carnevale emancipiren werde: vielmehr wird auch die schaffende christliche Liebe mit jener Wunderkraft auftreten, die allein und vor Allen das Jahrhundert von dem Ausfalle der Genußsucht befreien, und die geschwollenen Knöchel des Materialismus heilen kann. Nur wird sie keine Resignation auf unsere Kräfte, auf unsere Rechte, ja nicht einmal auf unsere Neigungen, kein Verschmähen unserer Interessen, unserer Forderungen oder auch nur Genüsse der Welt verlangen. Bloß eine Resignation müssen wir in der ersten Kirche der ent-

legenden Liebe gelernt haben — jene nämlich auf Eigensinn, Eigensliebe, Eigenwillen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(England.) (Schluß.) Demnach kam die folgende Antwort Seines des Präsidenten an Herrn Hodgson zu Stande:

„Manchester, 12. August 1841. Ehrwürdiger und lieber Herr! Wir haben Ihr sehr freundliches, christliches Schreiben empfangen, was Sie uns mit einem Exemplare der wahrhaft katholischen [d. h. allumfassend christlichen] Schrift: „Der Wesley'sche Methodismus in seinem Verhältniß zur Kirche,“ übersandt haben. Ihr Brief ist in der Versammlung unserer jährlichen Conferenz vorgelesen worden, und hat die herzlichste Hochachtung gegen Sie unter uns erweckt, welches wir Ihnen zu bezeugen eben so sehr für unsere Pflicht als unsere Freude halten.“

„Das Gebet, das unser Herr unmittelbar vor seinem Leiden sprach, muß nothwendig Allen, welchen der Friede und das Heil der Kirche Gottes auf Erden am Herzen liegt, Trost und Hoffnung geben: „Ich bitte nicht allein für sie, sondern für Alle, die durch ihr Wort an mich glauben werden; daß sie Alle eins seyen, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eins seyen, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt.““ Wir können nicht bezweifeln, daß dies Gebet zuletzt in der ganzen Fülle und Ausdehnung, wie es lautet, erhört werden wird.“

„Gewiß ist es die heilige Pflicht Aller, die den Namen Christi nennen, daß sie „fest halten an einander in Einem Sinn und in einerlei Meinung; daß sie die Einigkeit im Geiste halten durch das Band des Friedens; und daß sie also die Siege der Wahrheit und Gnade in dieser gefallenen Welt befördern helfen.““

„Geistliche Einigkeit,“ das fühlen wir tief mit Ihnen, „muß jeder förmlichen Vereinigung vorangehen.“ Auch wir wünschen mit Allen, die unseren Herrn Jesum Christum aufrichtig lieb haben, eine solche Einigkeit aufrecht zu halten. Viele Hindernisse können sich in den Weg stellen, um die Erreichung des Zieles zu verhindern, wonach Sie mit so edelm Sinne streben. Wir verkennen diese Hindernisse nicht, wir fürchten, daß sie gegenwärtig fast unüberwindlich sind; wir möchten aber nicht dadurch die Liebe fließen lassen, welche „Alles duldet, Alles glaubt und Alles hoff.““

„Erlauben Sie uns, ehrwürdiger und lieber Herr, Sie als unseren Freund und Bruder in unserem gemeinsamen Herrn zu begrüßen, und den ungeheuchelten Wunsch unserer Herzen auszusprechen, daß der Geist der Einigkeit und der Liebe, welchen der Gott aller Gnade Ihnen verliehen hat, so wie noch vielen anderen Gliedern der ehrwürdigen Landeskirche unseres Vaterlands, mehr und mehr in allen christlichen Gemeinschaften sich verbreiten möge, bis alle unnötigen Spaltungen und Trennungen gänzlich verschwinden, und alle auf dem Wege, welcher dem Herrn der beste scheinen wird, Einer werden in Christo.“

„Mögen Sie selbst reichlich erfahren, daß „Frucht der Gerechtigkeit in Frieden gesät wird von denen, die Frieden säeten!“ Und mögen Sie ein auserwähltes Nützzeug werden in der Förderung der herrlichen Erkenntniß Christi Jesu, unseres Herrn, viele Jahre eines gesegneten Wirkens hindurch. Wir bleiben Ihre Sie liebenden Brüder und Mitgenossen am Reich und an der Geduld Jesu Christi.“ (Unterzeichnet im Namen der Conferenz: James Dixon, Präsident.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonabend den 23. Oktober.

N<sup>o</sup> 85.

## Über die Errichtung geistlicher Ehegerichte mit Rücksicht auf die Behandlung der Ehesachen in Schweden.

Der Aufsatz Nr. 32—34. dieses Jahrgangs der Ev. K. Z., über die geistlichen Gerichte in Neu-Vorpommern, suchte die Gebrechen aufzudecken, an denen die ehegerichtliche Praxis der alten Provinzen krank liegt, und ihnen gegenüber die Entwicklung zu schildern, die in den Neu-Vorpommerschen Consistorien sowohl in materieller als prozeßualischer Beziehung die Lehre von der Ehescheidung gefunden hat. Es ist besonders auf den Hauptgrundsatz der herrlichsten Freiheit hingewiesen worden, der diese Gerichte sich stets erfreut haben, so daß das Wort Gottes ihre einzige Norm ist und die Glieder des Gerichts sich in ihrer lebendigen, von Herzen zu Herzen wirkenden Thätigkeit nicht gehemmt fühlen durch irgend eine menschliche Fessel, die die innere Überzeugung bindet und hier mehr als irgend sonst wo das Leben des Geistes stört und tödtet. Es ist behauptet, daß allein durch die Errichtung ähnlicher Gerichte, aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern zusammengesetzt, durch ihre Befreiung von jedem Gesetz außer dem Worte Gottes, eine lebendige Wurzel in das Erdreich gelegt werden könnte, aus der das jetzt vergeblich und mit Gefahr Gesuchte uns aufwachsen würde als ein Lebensbaum, nicht durch menschliche Arbeit, sondern durch das freie Walten des Geistes Gottes.

Es fragt sich nun aber allerdings, ob dieser Vorschlag ausführbar ist, und hierauf wollen wir versuchen jetzt zu antworten.

Diese Frage ist von viel allgemeinerer Bedeutung, als es vielleicht auf den ersten Blick scheint. Denn unsere Zeit hat in so vielfacher Beziehung, namentlich in Bezug auf das Leben der Kirche, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, die Verfassung der Evangelischen Kirche das Bewußtseyn erzeugt, daß das Alte nicht genügt, daß es die Aufgabe ist, das Neue zu suchen, was uns Noth thut. Ja, dies Bewußtseyn ist so weit und allgemein verbreitet, daß man fast überall die Stimme hört: Ihr Männer, lieben Brüder, was sollen wir thun? Daher ist es Noth, für all dieses Forschen und Suchen ein Princip zu finden, das in sich selbst die Bürgschaft des Gelingens trägt. Und irren wir nicht, so ist das für jetzt die Hauptsache, nicht, die Fragen selbst zu beantworten oder die Zweifel und Bedenken zu entscheiden, sondern überall den Kampfplatz zu öffnen für das Leben des Geistes, so daß er sich selbst das bilden und formen kann, was er seinem innersten Wesen nach bedarf. So kommt es namentlich in Bezug auf die jüngst so

vielfach und so gut besprochene Frage nach der Verfassung der Evangelischen Kirche, wie wir meinen, nicht darauf an, jetzt eine neue Verfassung zu bilden, zu untersuchen, welche die beste sey, und diese dann einzuführen, sondern ganz allein darauf, das Leben der Geistlichen und Gemeinden frei zu lassen, all' die vielen Fesseln, die es gebunden halten, zu lösen, und so von der inneren Kraft der Kirche das Leben zu erwarten, das kein Gesetz geben und erzeugen kann. Bald genug wird es dann sichtbar seyn, welche Frucht des Geistes sich bildet in herrlicher Freiheit, und der Gesetzgeber darf dann getrostes Muthes, das Rechte zu thun, hinzutreten und die Geistesfrucht zu Tage fördern. Denn das allein ist seines Amtes. Alle Scheu und Angst, die ihn jedesmal befallen muß, wo er statt dieser Geburtshilfe selbst die Frucht sich bilden und erzeugen will, die ihn hemmen wird auf allen solchen selbstgewählten Wegen, die wird schwinden und der hohen, festen Zuversicht Raum geben, daß hier ein Gotteswerk gefördert, ein Gottesdienst geübt wird, sobald er sich bescheidet und sich begnügen läßt an dem, was Gott der Herr ihm zu thun befohlen. Ja, gesegnet sey uns diese Scheu, wo sie sich auch zeigen mag, sie ist der lebendige Zeuge der Wahrheit! —

Doch zur Sache. In Bezug auf die Ehescheidung und die Freiheit der für sie zu errichtenden geistlichen Gerichte, die, dem eben ausgesprochenen Principe gemäß, den Beruf haben würden, eine der heiligen Schrift entsprechende ehegerichtliche Praxis zu bilden und mit der Zeit alle Fragen zu beantworten und alle Zweifel zu lösen, die bisher noch kein Gesetz gelöst hat, — in Bezug hierauf lassen sich mehrere gewichtige Bedenken allerdings aufstellen. Vor Allem kann man sagen, es fehlt an Personen, zu denen man das Vertrauen haben könnte, sie nur auf die Schrift zu verpflichten. Unsere Juristen wenigstens, wenn auch die Geistlichen den Anforderungen überall entsprächen, die hiebei an sie zu stellen sind, sind meistens unter Einflüssen gebildet, die sie wenig geneigt machen werden, die Ehesachen auf eine schriftgemäße, ernste, heilige Weise zu behandeln: Wird ihnen das Ruder in die Hand gegeben zur freien Fahrt auf offener See, so ist zu besorgen, daß sie, des Himmels unfundig, das Schiff gar bald an Klippen werfen, an denen es nothwendig zerbrechen muß. — Wir läugnen diese Gefahr keineswegs, doch läugnen wir, daß sie unüberwindlich sey. Denn vor Allem ist die Grundüberzeugung, auf der dieses Princip der Freiheit ruht, ja eben die, daß die Freiheit das Leben der Person hebt, trägt, durch und durch fördert, wie es kein Gesetz vermag; daß die Freiheit eben allein die Personen bilden kann, wie wir sie zu solchen Ehegerichten bedürfen. Es ist wahr, mancher Einzelne wird hiebei nicht den rechten Weg finden und durch die Freiheit sein Gewissen nicht erwecken lassen, aber dennoch



hat die Freiheit solche weckende Gewalt; und es ist, trotz der Verstockung einzelner Menschen, ja ganzer Lebensperioden, dennoch ewig wahr, daß nur in der Freiheit das rechte Leben des Geistes, wie es Ehegerichte zu ihrem gesegneten Wirken, zu ihrer seelforgenden Thätigkeit nothwendig bedürfen, sich bilden und gedeihen kann. Setzt den der Sterne Unkundigen auf die offene See, und er wird alsbald beginnen, den Blick nach oben zu richten und so am Himmel und auf Erden sehen lernen, und als guter Seeheld die Fahrt vollenden und das Ziel erreichen. Gebt ihr ihm aber einen Faden in die Hand, auf daß er ja nicht verloren gehe, sondern den Hafen wiederfinde, so wird er ihn zwar wiederfinden, aber nie und nimmer gleich jenem das weite Meer durchschiffen, sondern, auf seinen Faden vertrauend, sich um die Zeichen des Himmels nicht kümmern, niemals lernen die Kraft des Auges zu üben und zuletzt verdumpfen in seinem blinden Sinn. So ergeht es allen Ehegerichten, die statt des Himmelslichtes des Wortes Gottes, das Seil menschlicher Geseze mit auf die Fahrt erhalten, ihnen zum Verderben und Niemandem zum Gewinn. — Also, daß die Bahn der Freiheit zwar dem Einzelnen gefährlich seyn, dennoch im Ganzen hiebei allein zum Ziele führen kann, das wird Niemand läugnen, der aus eigener Erfahrung weiß, was zur wahrhaft heilbringenden Wirksamkeit eines Ehegerichtes gehört, der nicht ganz versunken ist in dem geisttödtenden Bemühen, sich hinzufühlen an dem Faden des geschlichen Buchstabens, und es noch nicht ganz verlernt hat, einen freien Blick des Geistes nach oben und um sich her zu thun. Dies ist der Hauptpunkt, auf den Alles ankommt, diesen Glauben zu gewinnen, den Glauben an die Kraft der Wahrheit, die den freilich für sich schwachen und armen Menschen überkleidet und überziehet, sobald er in die reine Gemeinschaft zu ihr gestellt wird; den Glauben zu gewinnen an den Menschen, der freilich sich nur zu oft verhärtet in seinem unbüßfertigen Sinn, der aber, einmal erneuert durch den Geist der Wahrheit und der Freiheit, auch allen Glauben und alle Hoffnung ächter Liebe verdient und nicht gehemmt werden darf durch immer neues Mißtrauen. —

Also, selbst, wenn wirklich die gesammte Schaar unserer Juristen vom dem Urtheil getroffen würde, das man ihr vielfach spricht, so würde, unseres Bedünkens, es keinen besseren, einfacheren, liebevolleren Weg geben, auf ihre Umbildung hinzuwirken, als eben diesen köstlichen Weg geistiger Freiheit. Die allerdings durch die Codifikation zu einem Buchstabiendienst verführten, durch vielfaches Controllenwesen fast erdrückten Richter würden, wenigstens zum Theil, sich sofort durch die Freiheit gehoben fühlen, sie würden den hohen Beruf des Richters in seiner ganzen hehren Gestalt erkennen und statt der Frage, was sagt der und der Paragraph des Gesetzes, die längst verklungene Stimme wieder hören, was ist hier Recht? die sofort die lebendigste Arbeit des Geistes weckt. Ja, noch mehr; sie würden in Verbindung mit den Geistlichen bei der lebendigen Anschauung zerrissener Ehen bald die Überzeugung durch die That gewinnen, daß hier keines menschlichen Herrn Gebot, sondern allein das Wort des HErrn HErrn das Schwert ist, mit dem das Un-

recht in den Ehen bekämpft und besiegt werden kann und darf. Sie würden sich dem Worte der Wahrheit zuwenden, dessen Predigt sie zu hören genöthigt sind, und so doch zuletzt das Vertrauen rechtfertigen, das man in sie setzte, als man sie zu Eherichtern berief. Ja, glauben wir dies nicht, so glauben wir auch nicht an die siegende Gewalt des Evangelii, das freilich den Einzelnen nicht zwingt, aber eben so gewiß im Ganzen und Großen der Sieg ist, der die Welt überwunden hat, und so auch den Sieg verleiht für jedes Werk, das im wahren lebendigen Glauben begonnen wird. —

Es ist aber unseres Erachtens zu viel gesagt, wenn man meint, die ganze Klasse unserer Juristen sey mit wenigen einzelnen Ausnahmen unfähig, in einem geistlichen Gerichte der erwähnten Art mit Segen zu wirken. Wir bestreiten dies entschieden. Denn wenn gleich Viele mit rechter Freude und innerem Wohlgefallen den äußerlichsten, geistlosesten Dienst üben und fördern, wenn Viele das todte Controllenwesen mit einer Ehrfurcht behandeln, als wäre um seinetwillen die ganze Justiz nur da, ja wenn selbst Viele sich nicht der Wahrheit und Klarheit ihrer Arbeit, sondern der Größe der erstrebten, oft mit ängstlicher Hast erstrebten Nummerzahl freuen, und die Jüngeren von früh auf anleiten, auf welche Weise solch glänzender Schein des Fleißes zu erreichen ist; so gibt es doch gar Viele neben jenen, die solch Unwesen bitter beklagen, die die Wunden unserer Justiz sehr wohl kennen, und die, gedrückt durch die Richtung, die das ganze Leben der Gerichte genommen hat, eingefügt in die große, geisttödtende und rastlos vorwärts treibende Maschine, sich sehnen nach Erlösung und jeden Funken des Freiheitslichtes mit Entzücken begrüßen würden. Diese, mögen sie auch noch fern seyn von dem Geist, der aus Gott ist, diese sind es, die die Forderung verstehen werden, die ein geistliches Ehegericht an sie stellt, sie werden die Segnungen desselben auch an sich erfahren und in der Freiheit des Geistes ihr Leben gar köstlich entfalten.

Wollte man dies aber auch nicht zugeben, sondern im Mißtrauen so weit gehen, zu verzweifeln, auch nur die kleine Zahl von Männern unter unseren Richtern zu finden, die man in die wenigen geistlichen Gerichte berufen könnte, so ist deshalb noch nicht die Unausführbarkeit der gegebenen Vorschläge dargethan. Vielmehr mögen wir uns auch hierin Rathes erholen in Neu-Borommern. Das Consistorium in Greifswald ist, wie schon früher bemerkt, bis vor Kurzem nur von Mitgliedern der Universität besetzt worden und hat auf diese Weise über zwei Jahrhunderte die reine evangelische Praxis in Bezug auf die Ehescheidung zu bewahren gewußt. Auch jetzt noch gehören Zweidrittel der Mitglieder der Universität an und hoffentlich wird dieses Band mit der Landeschule nie zerrissen werden. Warum sollte es denn nicht möglich seyn, an anderen Orten es eben so zu gestalten? würden die juristischen Fakultäten anderer Universitäten nicht treffliche Mitglieder eines geistlichen Ehegerichtes liefern? würde man solchen Männern nicht voll Vertrauen nach der Schrift die Ausübung der Ehegerichtsbarkeit übergeben können? würde hiedurch der Einfluß der Universitäten nicht dem praktischen Leben in einer Weise gewonnen werden, wie man

es nur immer wünschen kann? ja würden nicht auch die Universitäten Vortheil ziehen aus dieser Berührung mit dem Leben und auch ihrerseits diese Einrichtung zu segnen haben? Allerdings würde die Zahl der so nur möglichen Gerichte nicht genügen für das ganze Reich, aber die übrigen würden sich in Verbindung hiemit setzen lassen als Commissionsgerichte, oder auf sonst irgend eine Weise, so daß also gar Vieles durch dies Heranziehen der Universitäten zu dem praktischen Leben zu gewinnen wäre.

Endlich aber ist auch dies nicht die letzte Weise der Ausführung. Ein Nachbarland hat von vorn herein noch einen anderen Weg eingeschlagen, welcher hier kurz beleuchtet werden soll. Es ist Schweden, wo sich ächt Germanische Elemente in den Gerichten, wie überhaupt im Leben, viel ungetrübt erhalten haben als bei uns. Eine jüngst erschienene, sehr interessante Schrift \*) des Herrn Hofgerichtsrathes Ziemssen in Greifswald hat uns in dieser Beziehung die Augen über die Schwedischen Zustände geöffnet und wir säumen nicht, unsere Leser vor diese Aussicht zu führen, die zu manchem vergleichenden Blick auf das Vaterland nöthigen wird. Auch eine ältere Schrift allgemeineren Inhalts des jetzigen Superintendents, Herrn Dr. v. Schubert zu Altenkirchen, dürfen wir hiebei nicht unerwähnt lassen, da sie zum Verständniß des ersteren Buchs leins nicht wenig beiträgt. \*\*)

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Beurtheilung der neuesten Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum und Kirchenthum.

(Fortsetzung.)

„Der schaffende Menscheng Geist sehnt sich nach einer Weise, die Nahrung der mündigen Vöckerkräfte der Natur an die mannbarsten Gedanken des Menscheng Geistes bedarf einer Einsegnung, die Kinder dieser Erde, die Erzeugnisse des Gedankens und des Geistes, begehren eine Taufe. Diese Weihen werden in der zweiten christlichen Kirche erteilt werden — einer Kirche, die das ganze Leben und alle dessen Seitenkapellen und Kreuzgänge mit einer durchsonnten Kuppel überbauen wird. Einst stand die allgemeine Bildung der Welt im Einklang mit der Katholischen Kirche. Damals, als, wie gesagt, das Zeitalter mit Wundern bevölkert war. Warum besucht die heutige Bildung keine Kirche mehr? Sie hat eben keine Kirche mehr; sie ist excommunicirt. Die Kirche sucht ihre Priester heut aus der Klasse der hülflosen Studenten und findet ihren Glauben auf den unteren Stufen der bürgerlichen Gesellschaft. Der Einzelne vereinigt sich mit seinem religiösen Herzen. Seit dreihundert Jahren excommunicirt die Petruskirche die ganze Bildung der Welt. Denn diese ist bereits vom Paulinischen Geiste durchweht. Was einst einzelne Männer oder Sekten in einzelnen Punkten des Kirchenglaubens waren — heutzutage, das ist jetzt die ganze Bildung der Welt; denn der Peterkirchlichen Resignation entwachsen, will sie die

Materien des Lebens gewürdigt, die Geister selbstständig, den Glauben nicht mehr Kömisch-mediatistirt, sondern himmelsunmittelbar wissen. Unter dieser Weltlage scheint es mir keineswegs Pflicht zu seyn, daß man einer besonderen Kirchengemeinde angehöre. Höchste Aufgabe für Jeden bleibt es aber, in Freiheit und Liebe, das heißt durch freien Willen und reine Gesinnung den wahren Geist des Christenthums zu begreifen und in seinem eigenen Leben zu entwickeln. Wie in früheren Tagen das Christenthum Heilige aus allen Ständen erzogen hat: so läßt sich in jedem Lebensberufe und auf jeder Stufe der Bildung das Heilige darstellen und lebendig machen. Jeder soll sich selbst zu einem Bausteine der künftigen Paulinischen Kirche bearbeiten, da diese Kirche des Lebens aus Lebendigem geformt seyn wird. Und wollten auch die Regierungen noch ein Recht circa sacra geltend machen, so sollte es darin bestehen, daß sie in ihrer Furcht vor den jetzigen Aquinotialstürmen der Zeit ihr Heil nicht hinter den bloß materiellen Interessen suchen, die nur den bedrohlichen Abgrund zwischen Elend und Uppigkeit erweitern; sondern daß sie große, freie Gedanken, edle Selbstständigkeit der Einzelnen und reges Gemeingefühl — mithin grade das, was das Jahrhundert von seinem Eigensinn, seinem Eigenwillen, seiner Eigenliebe, also von den Dämonen der Zerstörung befreien könnte, nicht mehr verfolgen, sondern befördern möchten.“

So weit H. König. Wie viel erbauliche, wenn gleich meistens ziemlich triviale Wahrheit, aber wie noch weit mehr Halbwahres und Ganzfalsches, wie viel Selbstwidersprüche, welche Unsicherheit und Verwirrung, welches Schwanken der Begriffe er nun hier entwickelt — das bedarf für nur einigermaßen evangelisch gebildete Leser keiner weiteren Nachweisung. Und da wir eine solche Bildung bei den meisten Lesern dieser Blätter voraussetzen müssen, so haben wir diesen gegenüber zunächst eigentlich unsere Aufgabe erfüllt. Wir haben es nicht einmal für nöthig gehalten, durch Frage- und Ausrufungszeichen, wozu doch so viel Veranlassung vorlag, dem Urtheil vorzugreifen. Nur einer Warnung möchten grade solche Leser am meisten bedürfen, für die dergleichen Winke am wenigsten Noth thaten. Mögen sie sich nicht durch die Schwächen dieses ganzen Standpunktes religiöser Bildung über dessen Bedeutung in der Zeit und Wirklichkeit auf die Zeit täuschen lassen. Grade diese Schwankende, Verworrene, diese Mischung von Wahrheit und — Dichtung, von einer unlängbaren Gemüthswärme durchdrungen, in einer phantastischen und geistreichen, oft pikanten Form dargestellt, übt den allergrößten Einfluß grade auf die relativ edleren, zarteren Elemente der weiten Kreise, die ihrer Besse entfallen, das Thor nicht wieder finden können, denen die Kleinode des christlichen Glaubens und Lebens mehr oder weniger abhanden gekommen sind. Die Schlauerer aber auch unter den Böseartigsten, sind eben schlau genug um zu wissen, oder instinktmäßig zu fühlen, daß eine solche edlere Natur, eben durch Schwächen der Art, durch Überfluß an Gemüth und Mangel an Logik, die sie unter anderen Umständen mit allen Geißeln negativer Intelligenz peitschen würden, am Ende doch ihnen in die Hände arbeitet. Wir haben uns aber ferner auch vor einem solchen Fehlschluß zu warnen, wonach wir wegen der großen Schwäche dieser theologisch-kirchengeschichtlichen Expektoration die geistigen Kräfte des Verf. selbst zu gering anschlagen könnten. Was ihm eigentlich (abgesehen von der Gnade) fehlt, ist vielleicht nur das

\*) „Über Ehe und Ehescheidung nach Schwedischem Rechte. Greifswald, 1841.“ S. XVI u. 84., mit dem sehr wahren Motto:

„Es gibt Zeiten, wo die Beispiele nöthiger sind als die Gesetze.“

\*\*) Schwedens Kirchenverfassung und Unterrichtswesen u. s. w. Greifswald 1821. 2 Bände. 8.



Wissen, grade in den Dingen, worauf es hier ankommt. Daß S. König durchaus keine gründliche wissenschaftliche Bildung zu erlangen Gelegenheit hatte, kann ihm sicher nicht zum Vorwurf gereichen, vielmehr wird die Mannichfaltigkeit der unter den gegebenen ungünstigen Umständen erworbenen Kenntnisse, die sich in seinen Schriften zeigt, alle Anerkennung verdienen. Daß er nun trotz dieses evidenten Mangels dennoch in dieser Weise Theil an den wichtigsten Fragen des geistigen Lebens der Zeit nimmt, daß er es wagt als Verkündiger eines neuen Christenthums und zwar grade für die Gebildeten und Geistesfreien im höchsten Sinne aufzutreten, ist zwar bedenklich genug; aber die Verantwortlichkeit fällt doch wahrlich viel weniger ihm zu, als eben der Zeit und denen, die sich darin vorzugsweise als die Gebildeten und Geistesfreien spreizen. Wir sind jedenfalls nicht berechtigt (um nur einige Punkte hervorzuheben), die seltsamen Ansichten des Verf. über die Natur des Gegensatzes zwischen der Paulinischen und Petrinischen Auffassung des Christenthums, wobei, abgesehen von allem Anderen, die beiden gemeinsame Hauptsache ganz verloren geht; oder die merkwürdige Bindecirung aller Ketzereien als Paulinischer Geistesfrüchte; oder die Qualificirung der Petrinischen, der Katholischen, ja der christlichen Kirche in allen ihren bisherigen Richtungen und Gesaltungen, als einer entsagenden, nichts leistenden (!); — wir sind, sagen wir, nicht berechtigt solche und ähnliche Dinge einem anderen Grunde zuzuschreiben, als dem besten, ehrenwerthesten: wirklicher Unwissenheit. In manchen anderen Punkten mag theils jene Befangenheit eines dem Stricke des heiligen Franziskus Entronnenen, theils der Ritzel, etwas Pikantes zu sagen, mitwirken. Dies gilt wohl besonders bei so seltsamen Selbstwidersprüchen, wie z. B. der, wenn er auf einer Seite die Mönche als zerstörende, oder höchstens aufräumende Insekten qualificirt, und auf der folgenden Seite ihre mächtige, schaffende und erhaltende Thätigkeit so schön und prägnant charakterisirt. Aber auch abgesehen von eigentlich historischen, oder theologischen Fragen: da wo der Verf. seine Ansichten über die Zustände der Gegenwart ausspricht, fallen seine falschen, oder doch nur halbwahren, einseitigen, übertriebenen Behauptungen ohne allen Zweifel grobentheils wirklicher Unwissenheit, wirklichem Mangel an eigener Anschauung, wirklichem Beschränktheit des individuellen Horizonts zur Last. Und diese läßt sich nach Allem, was über die Lebensverhältnisse des Verf. (theils durch seine eigenen Confessions, theils durch die Berichte seiner literarischen Freunde) vorliegt, vollkommen erklären. Fulda, Hanau, gewisse Frankfurter und allenfalls Kasseler Kreise, ein Ausflug nach Weimar, nach Dresden, nach Mainz, nach Ems — in so engen und im Ganzen untergeordneten Kreisen bewegen sich die Wahrnehmungen des Verf. Nun sind wir weit entfernt zu behaupten, daß eine solche Beschränktheit in der Breite eine große Tiefe der Erfahrungen, zumal auf dem Gebiete des gemüthlichen, des geistigen, des poetischen Lebens etwa ausschließen müsse, oder bei dem Verf. ausgeschlossen habe. Die sehr auf-

richtige Anerkennung seiner geistigen und poetischen Bedeutsamkeit, die wir wiederholt ausgesprochen haben, muß uns vor einem solchen Verdacht eigener ärgster Beschränktheit schützen. Und daß auch bei einem so beschränkten Horizont durch zufällige Umstände eine Aussicht nach sehr entfernten Punkten sich eröffnen kann, beweist der dem Verf. in Folge persönlicher Beziehungen mit gebildeten oder vornehmen Russischen Reisenden zugefallene Beruf eines Entdeckers oder Führers in den Steppen der Russischen Literatur, dessen Verdienst wir keineswegs in Abrede stellen wollen, und dem auch die vorliegende Sammlung einige interessante Beiträge verdankt. \*) Allem dem unbeschadet fehlt es doch dem Verf. offenbar zu sehr an Bekanntschaft mit den wirklichen Zuständen im Großen und Ganzen und grade auf dem Gebiet, worauf es hier ankommt. In dem Kreise, den er wirklich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, konnten sich leicht die Vorurtheile festsetzen, die er hinsichtlich der ganzen Haltung und Stellung evangelischer Predigt und Prediger in der Zeit, und zumal ihres Verhältnisses zu den Gebildeten ausspricht. Eine unbefangene Beobachtung dessen, was in dieser Beziehung seit zehn, fünfzehn Jahren in so manchen größeren Städten des nördlichen Deutschlands sich gestaltet hat, würde ihn bald belehren; wie wenig es Ursache hat, den Bann der Evangelischen Kirche, oder gar (wie er meint) eines evangelisch-infallibeln Predigers für diejenige Bildung der Zeit zu fürchten, der er irgendwie sich selbst zugesellen möchte. Denn von der Dummheit oder Unwahrheit des gemeinsten rationalistischen Trosses, welche die aus der evangelischen Predigt dieses oder jenes bekannten Geistlichen in B. oder wo sonst strömende Menge ipso facto als ungebildet oder heuchlerisch schmäh, kann bei ihm doch wohl nicht die Rede seyn. Und daß es auch mit der Armuth und Verachtung des geistlichen Standes nicht so schlimm ist, wie er zu glauben scheint — daß den „hülfslosen Studenten,“ wenn er nur sonst sich tüchtig erweist, eine auch in den äußeren Umständen ganz ehrenwerthe Laufbahn und Stellung in einer evangelischen Gemeinde erwartet, würde er auch bald gewahr werden, so sehr er auch dann ohne Zweifel mit uns in allen diesen Dingen noch viel mehr des Guten, Bessern und Besten zu wünschender Gelegenheit finden würde. \*\*)

(Schluß folgt.)

\*) Freilich muß man nicht von uns fordern, daß wir uns durch die präzisen Nebenarten eines B. v. C. und anderer slavifirender Geister über den Werth der von ihnen selbst beigebrachten Specimina irre machen lassen. — Von einem Vergleich mit den irgend bedeutenderen Dichtern der Romanischen und Germanischen Welt, sollte danach doch billiger Weise für's Erste noch nicht die Rede seyn.

\*\*) So schlimm es übrigens in diesen Dingen in dem Kreise stehen mag, den der Verf. übersieht, so könnten wir ihm doch auch sogar aus Hessen, ja aus Kassel selbst, Beispiele von evangelischen Predigern anführen, denen es weder an zahlreichen, noch darunter an gebildeten Zuhörern fehlt. Ja wir möchten gradezu behaupten, daß sogar hier, sobald nur das Wasser des Lebens wirklich irgendwo zu strömen beginnt, die Durstigen aller Art in großer Menge nicht fehlen.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 27. Oktober.

N<sup>o</sup> 86.

## Über die Errichtung geistlicher Ehegerichte mit Rücksicht auf die Behandlung der Ehesachen in Schweden.

(Fortsetzung.)

In Schweden gehörten die Ehesachen nach der ersten protestantischen Kirchenordnung von 1572 vor die weltlichen Gerichte, wozu einzelne Äußerungen der Reformatoren, ja sogar einige Stellen der symbolischen Bücher, die die Ehe für ein weltliches Geschäft erklären, geführt haben mögen. Die Kirchenordnung von 1686 betrat hier aber einen neuen Weg, indem sie die Untersuchung und Beurtheilung des Faktischen und der Vermögensrechte zwar den weltlichen Gerichten überließ, die eigentliche Erwägung der Scheidungsursachen aber und die Scheidung selbst vor die noch jetzt allein aus Geistlichen bestehenden Consistorien (Domcapitel genannt) verwies und diesen somit den wichtigsten Theil des Prozesses vindicirte.

Die Scheidung war nur wegen Ehebruchs und bösslicher Verlassung erlaubt, und in letzterer Hinsicht nur, wenn der desertor „außer Reiches bleibt,“ wogegen in allen anderen Fällen ehelichen Zwistes nur zeitweise Separation als vorübergehendes Erleichterungsmittel eintreten durfte.\*) So blieb die Lage

\*) Die R. D. sagt hierüber Folgendes:

„Wenn Haß, Zorn und Erbitterung zwischen Ehegatten entstehen und je länger desto mehr überhand nehmen sollten, so daß weder Ermahnungen, Warnungen oder erhöhte Strafen helfen wollen, sondern die Eheleute in täglichem Unfrieden verharren: so soll der Prediger den höchsten Fleiß anwenden, die Ursachen solcher Uneinigkeit zu erforschen, und beiden vor Augen stellen, wie sehr sie von der Sünde bestrickt sind, daß sie sich zanken und beißen mit ihrem eigenen Fleisch und auf solche Weise sich selbst in's Verderben stürzen. Wird damit nichts ausgerichtet, sollen sie vor das Domcapitel beschieden und die Sache daselbst gehörig untersucht und vermittelt werden. Will auch dies nicht helfen, ist die Sache an das weltliche Gericht abzugeben, wo der Schuldige nach den Umständen entweder mit Gefängniß, oder auf sonstige zweckmäßige Weise abgestraft werden soll. Wenn auch durch eine solche ernstliche Beahnung nichts ausgerichtet wird, sondern einer oder beide Theile in ihrer Bosheit, feindseligem und argem Leben fortfahren, sollen sie auf einige Zeit von Tisch und Bett sammt der Wohnung geschieden werden. Inmitten soll in der Gemeinde, wozu sie gehören, flehentlich zu Gott gebetet werden, daß Er sie bekehren und wieder auf den rechten Weg leiten möge. Bessern sie sich auch dann nicht, so sollen die, welche Schuld haben, bei Namen genannt, ein oder mehrere Male öffentlich zur Buße ermahnt und zuletzt in ihren Sünden gebunden — d. h. in den größeren Bann gethan und von aller christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen — werden.“

der Sachen bis zum Jahre 1810, also fast drei Jahrhunderte hindurch, und die Praxis bahnte nicht, wie in Deutschland, laxeren Gesetzen den Weg, hielt vielmehr streng an den alten Vorschriften fest. Plötzlich aber griff man in jene evangelische Ordnung der Dinge ein und in bösem Mißverständniß der Bedürfnisse des Volkes hielt man auch in Schweden eine größere Freiheit der Scheidung für nöthig. So entstand auf den Antrag der Stände des Reichs die Verordnung vom 27. April 1810, welche die Entscheidung den weltlichen Gerichten zurückgab, und den Consistorien nur die Ausfertigung des Scheidbriefes vorbehielt, die aber im Fall einer ungeseligen Scheidung versagt werden kann; zugleich aber die Scheidungsgründe bedeutend vermehrte, indem sie theils den Gerichten, theils dem Könige die Befugniß einräumte, in vielen neuen Fällen die Ehe zu trennen.\*) So betrübend, ja fast unerklärlich dieser Akt ge-

\*) Die Verordnung sagt hierüber Folgendes:

„Außer den erwähnten Fällen (Ehebruch und bössliche Verlassung) mögen die Gerichte auch, auf Anhalten des einen Theils, auf Scheidung der Ehe erkennen, wenn der andere Ehegatte entweder zum Gefängniß auf Lebenszeit oder zur Landesverweisung verurtheilt ist, oder wenn derselbe überführt wird, Lebensnachstellungen gegen den anderen Ehegatten gesetzt oder schon veranstaltet zu haben, oder endlich, wenn der eine Ehegatte in wirklichen Wahnsinn verfallen ist und diese Gemüthskrankheit ununterbrochen drei volle Jahre über angehalten hat, auch nach ärztlichen Zeugnissen keine Hoffnung zur Wiederherstellung ist. In diesem Falle liegt es aber den Gerichten ob, die nächsten Angehörigen des Wahnsinnigen über dessen Zustand zu hören, und zu erforschen, wie die Ehegatten früher zusammen gelebt haben und ob vielleicht von der anderen Seite Veranlassung zu der Krankheit gegeben sey? dann hat so wenig Scheidung statt, als in dem Falle, wenn bei dem Verbrechen, deswegen der eine Ehegatte zu lebenslänglichem Gefängniß oder zur Landesverweisung verurtheilt ward, der andere beweislich nicht ohne Schuld oder Theilnahme geblieben ist.“

„Außer in diesen den Gerichten zur Abmachung überlassenen Fällen kann auch die Ehescheidung bei Uns beantragt werden, wenn sich anderweitige Anleitungen dazu aufgeben, nämlich, wenn der eine Ehegatte zum Verlust des Lebens oder der Ehre schuldig erkannt ist und Königl. Begnadigung gefunden hat; ferner, wenn der eine Ehegatte eines anderweitigen groben oder wirklich Insaums wie nach sich ziehenden Verbrechens überführt oder zu Festungssstrafe auf gewisse Jahre verurtheilt wird; eben so, wenn ein Theil sich einem verschwenderischen Leben, der Trunksucht und einer gewaltsamen Sinnesart überlassen hat, und endlich, wenn in Gemüths- und Denkungsart beider Ehegatten sich eine solche gegenseitige Feindseligkeit offenbart, welche, indem sie bei jeder Gelegenheit im Ausbruch kommt, endlich in Abscheu und Haß übergeht. In



seßgebender Willkür auch ist, so sehr ist doch anzuerkennen, daß auch jetzt noch die Ehesachen in Schweden mit der größten Würde, namentlich von Seiten der Consistorien, die jedesmal in feierlicher Sitzung wiederholte Sühneveruche anstellen, behandelt werden, ja daß der Geist, aus dem dieses Gesetz stammt, bis jetzt noch nicht vermocht hat, in das Leben des Volkes einzudringen. Denn auch der König scheidet nur, außer bei Verbrechen, wo die Einreichung des rechtskräftigen Urtheils genügt, nach vorgängiger zweimaliger von den Gerichten nach den Vorschriften der Kirchenordnung erkannten Separation, und nachdem er den Bericht des Seelsorgers und des Consistorii, so wie das Gutachten des höchsten Gerichtes vernommen hat. Wie gering trotz dieses neuen Gesetzes die Zahl der Scheidungen geblieben, ist fast unglaublich, namentlich wenn wir unsere Zahlenverhältnisse dagegen halten. In den drei Jahren 1836 — 38 sind in ganz Schweden durchschnittlich jährlich 110 Ehen geschieden, während allein in Berlin im Jahre 1837 268 Ehen geschieden wurden, in Breslau 94, in Magdeburg 69, in Königsberg 66. Im Preussischen Staat überhaupt ist die Durchschnittszahl für jene drei Jahre 3050; hiebei ist zu bedenken, daß die 3,026,000 Einwohner Schwedens fast durchgängig evangelischen Glaubens (es soll nur etwa zwölf Katholiken in Schweden geben), von den 13,800,000 Einwohnern Preußens aber 5,297,157 Katholiken sind. In der Provinz Brandenburg kommt auf den 2168sten Einwohner Eine Scheidung, in Schweden nur auf den 27,509ten. In Berlin werden also jährlich mehr als doppelt, in der Provinz Brandenburg sieben bis achtmal so viel Ehen geschieden als im ganzen Schwedenlande. Selbst Neu-Borpommern steht hierin Schweden bei weitem nach, indem dort jährlich etwa auf den 8666sten Einwohner Eine Scheidung fällt, also etwa viermal mehr als in Schweden.

Fragen wir nach der Ursache dieser um deshalb so höchst merkwürdigen Erscheinung, weil in Schweden nun schon seit mehr als dreißig Jahren ein durchaus lares Ehescheidungs-gesetz besteht: so werden wir hiebei auf unsere in dem Aufsatz Nr. 32 — 34. bereits entwickelte Grundüberzeugung zurückgeführt, daß, wenn auch Vieles, die Hauptsache doch weder gewonnen noch verloren ist mit dem Gewinn oder Verlust eines schriftgemäßen Gesetzes über die Scheidungsgründe. Die Hauptsache ruht in der Person, die das Gesetz handhabt, und diese vermag ein gutes Gesetz in den Staub zu treten durch Geist- und Lieblosigkeit, ein schlechtes Gesetz, so sie selbst nur gut ist, aber auch seines bösen Stachels in den meisten Fällen zu berauben, indem die Parteien dahin geführt werden, daß sie sich selbst nicht mehr unter, sondern über das Gesetz stellen. In der Person des Richters ist der Sitz des Lebens oder des Todes für jedes Gesetz, es sey gut oder böse. Deshalb kommt Alles darauf an, daß die rechten Personen in den Ehegerichten sitzen, und es

diesen Fällen muß das unterthänige Gesuch um Unsere gnädige Erlaubniß zur Scheidung bei Unserer Justiz-Revisions-Expedition eingegeben werden."

scheint, als habe Schweden diese große Gnade Gottes vor vielen Ländern noch heut zu Tage voraus. Herr v. Ziemssen kann nicht genug rühmen, welchen Eindruck die Sühneveruche vor dem Consistorium machen. Er sagt S. 63.:

„Das Consistorium thut (wenn nämlich die vorgeschriebenen Warnungsgrade und Sühneveruche Seitens des Seelsoegers durchgegangen und wirkungslos geblieben sind) nach vorgängiger genauer Information, in feierlicher Sitzung mit Ernst und Würde den letzten Schritt zur Wiedervereinigung der Ehegatten, und dieser Akt war und ist noch jetzt der eigentliche Glanzpunkt der ganzen Verhandlung. Denn derselbe erhält schon dadurch eine höhere Bedeutung, daß er der höchsten geistlichen Behörde überwiesen ist, und die bei der Verhandlung vorherrschende Feierlichkeit und Würde sind ganz dazu geeignet, den Vorhaltungen einen desto größeren Nachdruck zu geben. Durch die eindringlichsten Ermahnungen einer solchen ehrwürdigen Versammlung, mit dem Bischofe an der Spitze (denn jedes der zwölf Consistorien hat einen Bischof zum Präses) wird häufig auch das verhärtetste Gemüth zur Erkenntniß gebracht und auf den rechten Weg geleitet.“

(Schluß folgt.)

## Zur Beurtheilung der neuesten Literatur in ihrem Verhältniß zum Christenthum und Kirchenthum.

(Schluß.)

Ob der Verf. je Lust oder Gelegenheit haben wird, die ange deuteten Mängel seines Wissens, seiner Wahrnehmungen entweder nachzuholen, oder doch dadurch anzuerkennen und unschädlich zu machen, daß er darauf verzichtet zu lehren, wo er noch so viel zu lernen hätte, müssen wir freilich dahin gestellt seyn lassen, obgleich wir auch hier die beste Voraussetzung festhalten, so lange ihre Richtigkeit nicht erwiesen ist. Und eben deshalb können wir nicht umhin, diese Bemerkungen, da sie doch möglicher Weise dem Verf. zu Gesichte kommen dürften, mit einigen Fragen zu schließen, durch deren Beantwortung immerhin entweder seine oder unsere Sache gefördert werden, ja vielleicht sich ergeben dürfte, daß sie im Wesentlichen keineswegs so weit auseinander stehen, als es bisher noch den Anschein hat.

Lassen wir nämlich alle Einwendungen, die wir gegen die Ansichten des Verf. von unserem, von dem Standpunkte der protestantischen Kirche aus erheben könnten, auf sich beruhen, und gehen lediglich auf seinen eigenen Standpunkt, seine Auffassung und Darlegung ein, so können wir doch auch dann, oder grade dann das von ihm fordern, was er sich selbst schuldig ist: logische Consequenz, wenigstens in den Hauptpunkten. Diese können wir aber hier nicht erkennen, so lange er uns nicht über folgende Punkte weitere genügende Aufklärung gegeben. Vorausgesetzt nämlich, seine Ansichten über die ursprüngliche Natur und Scheidung des Petrinischen und Paulinischen Christenthums wären

so wohlbegründet und klar, als sie es nicht sind, — vorausgesetzt, die Paulinischen Ketzereien des Mittelalters haben (wie er ausdrücklich sagt) in Verbindung mit der weltlichen Macht die Reformation herbeigeführt, wie kommt es denn, daß er der Kirche, welche vor dreihundert Jahren aus dieser siegreichen Reaktion des „geistreichen und geistesfreien“ Christenthums hervorgegangen ist, nicht beitreten kann; da er, wie er meint, eben denselben Kampf und Sieg in sich durchgemacht hat, da er (wie sich von selbst versteht) eben zu den geistreichen und geistesfreien Paulinischen Christen zu gehören vermeint? Wie kommt er zu dem seltsamen Schluß, es fehle der Reformation sogar an Material zum Aufbau einer neuen Kirche? Hier ist ein sehr auffallender Widerspruch oder beklagenswerther hiatus. Der Verf. will uns erklären, weshalb er, von der Katholischen Kirche abgerissen, nicht in die Evangelische eintritt. Er zeigt uns diese als Resultat eines ähnlichen Prozesses in der Weltgeschichte, wie er ihn in seinem individuellen Leben durchgemacht hat. Wie sollte man nun einen anderen Schluß erwarten, als die Vereinigung mit dem Gleichartigen? Aber statt dessen schließt der Verf. grade umgekehrt: unter diesen Umständen könne er sich keiner der bestehenden Kirchen anschließen! Die Katholische Kirche wollen wir, als abgethan für ihn, aus dem Spiele lassen; aber meint der Verf. im Ernst, in der Evangelischen Kirche sey für seine thätige Paulinische Liebe kein Raum? Meint er wirklich, es werde ihm dort an der Gemeinschaft solcher fehlen, die grade wie er es fordert, den Beruf erkennen, „sich zu lebendigen Bausteinen einer künftigen Kirche zu entwickeln, und in jedem Lebensberufe, auf jeder Stufe der Bildung, auf allen Gebieten der Thätigkeit der Zeit das Heilige darzustellen und lebendig zu machen? Merkt er denn gar nicht, daß Alles, was er von seiner neuen Paulinischen Kirche fordert — sofern er es irgend ehelich mit sich und uns meint und nicht (wissentlich oder unwissentlich) mit falschen Würfeln umgeht — grade das ist, was die Evangelische Kirche von sich und den Ihrigen hält und fordert? Oder was in aller Welt denkt er sich eigentlich, wenn er von Kirche, von Abbruch und Aufbau spricht? Meint er, die Evangelische Kirche sey weiter nichts als ein großes Haus, worin viele Leute aus- und eingehen, von denen der Eine spricht, die Andern zuhören u. s. w.? Meint er wirklich, wir wissen nicht eben so gut wie er, daß es gilt, unter diesem leidlich rohen und vielfach baufälligen Schutzdach, unter dieser mangelhaften Hülle in jedem Einzelnen das gemeinsame geistige Leben des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung zu erbauen, welches die eigentliche Kirche ist, deren Haupt Christus? Weiß er denn nicht, daß Alles, was er da in so feinen, anspruchsvollen Worten als etwas ganz Absonderliches der Welt verkündet, im Wesentlichen nichts weiter ist, als was der Einfältigste unter uns, sofern er nur seinen Katechismus leidlich inne hat, auch weiß und fordert, und seit Jahrhunderten gewußt und gefordert hat? Oder meint er, wir wüßten das nicht, daß es mit der Erfüllung dieser Forderungen kümmerlich genug sieht? Jeder Confirmand wird ihm zugeben und erklären, daß wir uns als gar unnütze Knechte

kennen und bekennen — daß unser Vertrauen, unsere Freude zur Arbeit nicht auf unserer eigenen Gerechtigkeit steht! Oder hat er das Bewußtseyn, jenen Forderungen besser zu entsprechen? Hat er wohl gar ein neues Mittel, einen neuen Brank entdeckt, der mehr Kräfte zum großen Werke gibt als der, womit wir uns stärken so gut es eben Jedem gegeben ist? Nun — um so mehr wäre es ja seine Pflicht, unter uns zu treten und uns zu zeigen, was er vermag, und das gemeinsame Werk gemeinsam zu fördern. Aber es sind Viele unter uns, die ihm nicht behagen, die das Ding doch anders verstehen als er und als wir vielleicht? Aber wie wäre das ein Grund für den tüchtigen Mann, sich zurückzuziehen und die Hände in den Schoß zu legen? In welcher Gemeinschaft fände nicht dasselbe statt? Bei welchem größeren Werk könnte man sich alle Mitarbeiter, alle Handlanger, alle Aufseher selber aussuchen? Und wenn man es könnte, wo fände man eine hinreichende Zahl grade solcher Leute, wie man sie am liebsten hätte? Läßt sich unser Herr Christus die wunderlichen Gesellen in seiner Kirche gefallen, warum nicht Herr Heinrich König auch?

Doch wir könnten die Fragen in's Unendliche häufen. Um aber die Antwort zu erleichtern, wollen wir ihr zwei Alternativen stellen, die aus der ganzen Sache hervorgehen. Entweder nämlich gehört H. König zu den Leuten, welche von Natur oder durch bittere Lebenserfahrungen überall auf einer Art von Isolirschmel sitzen, und zumal eben lieber allein, auf ihre eigene Hand, in ihren vier Pfählen leben, beten und arbeiten, denen auch die beste Predigt, das schönste Orgelspiel, der reinste Kirchen- gesang, das wärmste Gemeindegeliebte weniger Erbauung gibt als ein stilles Gebet, ein Capitel aus der Schrift mit den Seinigen gelesen, oder auch nur eine fromme Selbstbetrachtung irgend einer Art, wie sie das individuelle Bedürfnis des Augenblicks erzeugt. Wir brauchen nun auf eine Erwägung der größeren oder geringeren Berechtigung solcher Eigenthümlichkeiten hier nicht einzugehen. Wir können es dahin gestellt seyn lassen, ob und wie weit eine solche Isolirung bei dem Verf. z. B. durch den wirklichen Mangel Paulinisch-christlicher Erbauung in den ihm zugänglichen Evangelischen Kirchen zu erklären, zu entschuldigen seyn mag, oder ob es gradezu eine krankhafte Stimmung ist, welche auch die Gemeinschaft mit wirklich Gleichgesinnten, den Einklang mit wirklich Gleichgestimmten scheut. Wie dem auch sey, so handelt es sich denn doch zuletzt hier nur um ein ganz individuelles Bedürfnis. Und da wollen wir denn dem Verf. in sein Paulinisches Gewissen schieben: ob es sich der Mühe lohnte, ja ob es zu verantworten war, zur Rechtfertigung oder Erklärung einer solchen individuellen Eigenthümlichkeit eine solche Abhandlung über solche Dinge in eine Welt ausgeben zu lassen, wo so viele Schwache sie auf so mannichfache Weise zu ihrem eigenen Schaden — d. h. zur noch größeren Verwirrung ihrer schon hinreichend verworrenen Ansichten und Gefühle — verstetsehen oder mißverstehen müssen? Wenn er denn kein Bedürfnis, keine Lust, ja eine Abneigung dagegen hat, an der gemeinsamen Paulinischen Erbauung der Protestantischen Kirche Theil



zu nehmen, wenn er es vorzieht, sich auf seine eigene Hand Paulinisch zum lebendigen Bausstein zu bilden, so geben wir es seinem Verstand und seinem Gemüth (wie es sich in seinen Schriften zeigt) anheim, ob es nicht der Paulinischen Liebe würdiger, angemessener war, dies in aller Stille zu thun, ohne die Andacht der Paulinischen Gemeinde durch solches lautes, langes und breites Reden zu stören; zumal von Dingen, die mit dem eigentlichen Grunde seiner Isolirung, nämlich eben jener individuellen Eigenthümlichkeit, gar nichts zu schaffen haben — sofern es ihm eben mit diesem Reden, mit diesen Dingen Ernst ist.

Und hier drängt sich denn freilich die andere Alternative auf: daß nämlich der Verf. wirklich nicht auf wesentlich gleichem Grund und Boden mit der evangelischen Gemeinde steht. Dann zwar wird es ihm kein Mensch verdenken, daß er sich ihr nicht anschließt; aber dann ist Alles, was er da von Paulinischem Christenthum sagt, völlig leeres Geschwätz, womit er sich oder Andere oder beide täuscht. Er weiß entweder eben so wenig von Paulus als von Petrus, oder er sucht gegen sein besseres Wissen und Gewissen Andere über die heiligsten Dinge zu täuschen und zu verwirren. Er weiß entweder nicht, daß und in welchem Sinne Petrus wie Paulus dem christlichen Leben, der christlichen Kirche und Gemeinde einen lebendigen Grund und Urquell geben: Christum den Mensch gewordenen Gott — daß und in welchem Sinne Paulus wie Petrus aus diesem Urquell den Glauben, die Liebe, die Hoffnung schöpfen, aus diesem Grund den in der Liebe thätigen Glauben erbauen, der eben das Wesen der christlichen Kirche ist — er weiß dies nicht, hat also überall keine christliche Erkenntniß von göttlichen Dingen — er kennt überhaupt die Schrift nicht, aus der er erfahren könnte, was Petrus und Paulus sagen und wollen; oder er will Andere, die noch weniger davon wissen, in ihrer Unwissenheit und Falschwissenschaft bestärken. Wie es nun mit dem ersten Punkte steht, mit seiner wirklichen Stellung zum evangelischen Christenthum, darüber kann nach seinem eigenen (oben mitgetheilten) Bekenntniß kaum ein Zweifel obwalten, wir müßten denn, wozu gar kein Grund ist, annehmen, daß seine Ansichten sich seitdem sehr wesentlich verändert haben. Sollen wir ihn nun aber erst fragen, ob er im Ernst meint, Paulus habe eben auch nichts weiter geglaubt, gewußt, gelehrt und gehabt, als eine „Stimmung der Eingeweidenerven,“ wie der Verf. sie an sich selbst verspürt — und „eine Erlösung, die, wenn auch nicht die Welt, doch unseren Willen frei macht vom Zwang des Bösen,“ und wie die vagen Bertröstungen denn weiter heißen, die zuletzt trotz aller schönen Phrasen, wahrlich auf nichts hinauslaufen, als auf das Trivialste: den lieben Gott einen guten Mann seyn lassen? Denn, daß trotz dieses guten Willens noch mancherlei bedauerliche Mängel sich aufdrängen, gibt er wenigstens selbst zu. Hätten sich der Verf. und die Tausende, die ungefähr auf dem-

selben Punkte stehen wie er, und die Hunderte, die er vielleicht auf diesen Punkt noch zieht, erst zu der Höhe erhoben, wo weder von Paulus noch von Petrus weiter die Rede ist, so würden wir natürlich kein Wort verlieren, um ihnen bemerklich zu machen, daß Paulus, da sie sich doch auf ihn berufen, keineswegs das sagt und meint, was sie voraussetzen. So stehen wir denn immer wieder vor der leidigen Alternative: unbegreiflichste Unwissenheit, oder schlimmste Böswilligkeit. Führt ihr eure Blinden blind oder sehend dem Abgrunde zu? Die Wahl wird aber in der That zu schwer, als daß wir nicht bereitwilligst ein tertium suchen und anerkennen sollten, nämlich eben eine solche verworrene Halbwisserei, welche der Willkühr eines bekenden Geistes, einer warmen Phantasie den kümmerlichen Wocken bies-ten, aus dem sie alles das spinnen, was zunächst das eigene Gemüth zu bedürfen meint. Dann, wenn die Eitelkeit durch den Beifall der nächsten Umgebung oder gar weiterer Kreise angeregt wird, entwickelt sich der Faden immer weiter und bunter, aber freilich auch immer schwächer und trügerischer, und die Fähigkeit der strengen Selbstbeurtheilung tritt in demselben Maße zurück — und insofern vielleicht auch die Zurechnungsfähigkeit. Wie weit es nun in dieser Beziehung mit dem Verf. schon gekommen ist, wissen wir nicht, doch halten wir es jedenfalls für unsere Pflicht, ihn hier aufzufordern, sich bestimmter zu erklären, und die Ansprüche seines Christenthums auf den Namen und die Ehre eines Paulinischen zu rechtfertigen. Gelingt ihm dies, so legen wir auf die Frage: warum er nicht zur Protestantischen Kirche übertritt, um so weniger Werth, da sie eigentlich dann schon erledigt ist. H. König mag sich dann einen Protestanten nennen oder nicht, er ist einer, und die unsauberen leichtfertigen Geister und Geisterchen, welche sich an ihn zu drängen, ihn in ihr wirres Treiben hineinzuziehen suchen, werden bald genug auf das Kreuz stoßen, vor dem sie weichen.\*)

Eine Beurtheilung der übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze liegt weder in unserer Absicht, noch in dem Charakter der *Ev. K. Z.* Sie enthalten wenig oder nichts, was sich unmittelbar auf kirchlich-religiöse Fragen bezöge, und haben überhaupt keine hinreichende Bedeutung um deren mittelbarer Beziehung zu diesen Dingen (die freilich nirgends ganz fehlt) hier einen Anspruch auf nähere Beachtung zu geben.

B. H. S. \*\*)

\*) So eben fällt uns ein neuer Aufsatz von König (im *Freisachen*) in die Hände: „Über das Christliche im Christenthum.“ Daß und warum wir auch hier keine befriedigende Beantwortung unserer Fragen finden, werden wir vielleicht später nachweisen können.

\*\*) Unter dem ersten Artikel dieses Aufsatzes hat sich in die Chiffre ein Versehen eingeschlichen.

Anmerk. der Red.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 30. Oktober.

N<sup>o</sup> 87.

## Über die Errichtung geistlicher Ehegerichte mit Rücksicht auf die Behandlung der Ehesachen in Schweden.

(Schluß.)

Hiezu kommt die köstliche Stellung der weltlichen Gerichte sowohl zum Volk als zur Kirche. Besonders wichtig sind hiebei die Häradss- (Kreis-) Gerichte für das platte Land, die auf acht Germanische Weise noch heut uns ein Vorbild sind mehrerer Öffentlichkeit und eines acht volkstümlichen Verfahrens. Ein Augenzeuge einer solchen Gerichtssitzung im nördlichen Upland hat uns den Eindruck also geschildert:

„Beim Eintritt in das geräumige Gerichtszimmer erblickte ich gradezu den Häradssrichter hinter einem mäßigen Tische sitzend, den Rücken den Fenstern, das Gesicht der Eingangsthüre zugewandt; rechts an der Quermwand saßen an einem langen und schmalen Tisch die zwölf Männer der nämd, sechs mit dem Rücken gegen die Wand, die sechs anderen mit dem Rücken der Stube zugewandt, alle gleichartig in dunkelblaue Tuchüberwürde gekleidet, ohne irgend ein glänzendes Abzeichen von Knöpfen oder dergleichen. An der Wand gegenüber, also links, befand sich das kleine anwesende Publikum, welches ich hier mit dem altdeutschen Worte Umstand bezeichnen will, da es mit diesem von ähnlicher Bedeutung ist — und wozu auch wir gehörten. Die Mitte des Zimmers war den Parteien, Zeugen u. s. w. überlassen. Der Richter führte allein die Untersuchung. Nachdem diese beendet war, näherten sich mit Erlaubniß des Richters einzelne Männer aus dem genannten Umfange den Parteien und begannen eine Unterredung über die Rechtsache. Diese mündlichen Mittheilungen, an denen auch der Richter Theil nahm, arteten indeß nicht in einen Ton von Conversation aus, sondern geschahen mit einer gewissen anständigen Mäßigung, und trugen zur Aufklärung der Sache nicht wenig bei. Hierauf entwarf der Richter sogleich mündlich das Urtheil und fragte die nämd um ihre Meinung, welche durch ein einfaches „Ja“ ihre Zustimmung gab. Bei allen diesen Verhandlungen (es kamen indeß nur Civilsachen vor) saß die nämd schweigend da.“

Diese Kreisrichter bereisen jährlich mehrmals ihren Gerichtsbezirk. Sie selbst sind studirte, der Rechte kundige Männer, die in sehr großem Ansehen stehen. Die zwölf Männer der nämd werden aus dem freien Bauernstande, diesem köstlichen Kerne des Schwedenvolkes, durch die Gemeinde selbst\*) (auf zwei Jahre)

gewählt. „Es sind,“ sagt Herr Ziemssen, \*) „in der Regel nicht allein die tüchtigsten, sondern auch die geachtetsten freien Grundbesitzer der Gemeinde. Schon ihre Gegenwart innerhalb der Gerichtsschranken, und ihre Theilnahme an den Verhandlungen verleiht den letzteren eine Bedeutsamkeit und Feierlichkeit, welche den Terminsverhandlungen unserer Untergerichte völlig fremd ist. Ueberdies sind sie mit den Lokal- und Personalverhältnissen aus ihrer nächsten Umgebung viel genauer bekannt, als von einem den Parteien fern stehenden Richter erwartet werden kann, was dem Rechtsuchenden wesentlich zu Gute kommt. Dieser findet eine wahre Beruhigung darin, sich an den gesunden Gerechtigkeitsinn der Besten unter seines Gleichen wenden zu können, und er verläßt sich darauf mit viel größerem Vertrauen, als auf den alleinigen Ausspruch des Richters. Für den Angeeschuldigten aber hat es eine ganz andere Bedeutung, ob er vor ein solches Gericht, mithin gewissermaßen vor die ganze Gemeinde treten muß, oder von Anderen ungesehen und ungehört sich im Gerichtszimmer einsam nur dem Untersuchungsrichter gegenüber befindet.“

Es leuchtet ein, wie die Behandlung der Ehesachen vor diesen Gerichten (denen ganz ähnlich die Niedergerichte in den Städten gebildet sind) eine ganz andere ist, als vor unseren weltlichen Gerichten. Jene Gerichte sind wahre Deutsche Volksgerichte, es ist ein wahres Familienverhältniß, wie Herr Ziemssen richtig bemerkt, in welchem sie zu dem Volke stehen. „Der Richter,“ sagt er, „gleicht dann, indem er von seinem erhöhten Sitze aus, umgeben von der Elite des Kreises, schlichtet und vermittelt, mehr einem Vater unter den Seinen; sein väterliches Ansehen macht sich auch außerhalb des Gerichtszimmers durch Rath und Ermahnung geltend, und das Strafsamt, welches er ausübt, trifft den Schuldigen um so schwerer und empfindlicher, je größer die allgemeine Achtung ist, welche der Strafende genießt.“ Die nämd hat übrigens nur bei völliger Einstimmigkeit ein entscheidendes Votum gegen den Richter, so daß sie der Natur der Sache nach nicht sowohl bei zweifelhaften Rechtsfragen in der Findung des richtigen Urtheils als vielmehr darin vorzüglich wirksam ist, daß ihr wachendes Auge jede crasse Ungerechtigkeit, und besonders jede so leicht einreisende und so sehr gefährliche Nachlässigkeit und Sucht nach Bequemlichkeit und Formlosigkeit im Verfahren vor Gericht fern hält, auf der an-

\*) In der Abhandlung: „über den gegenwärtigen Rechtszustand in Schweden“ in der Zeitschrift für Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. 12. Hft. 3. S. 339. Diese Abhandlung ist höchst interessant, vorzüglich auch in Betreff der dem Schwedischen Volke große Ehre machenden criminal-statistischen Nachrichten.

\*) Vor 1823 durch den Richter.



deren Seite aber der Lüge, dem Betrug und der Zuchtlosigkeit, die vor unseren Gerichten so vielfach frech offenbar werden, die Thüre verriegelt. Hierzu mag auch namentlich die Öffentlichkeit des Verfahrens beitragen, wie sie sich überall in Schweden findet. Nicht eine neugierige schaulustige Menge füllt die Gerichtszimmer, sondern (wie dies namentlich auch in Stralsund noch heute gleichfalls stattfindet) meist nur solche, die ein Geschäft vor Gericht führt und die nun warten, bis die Reihe sie trifft. Das oben mitgetheilte Zeugniß beweist, wie dieser Umstand auch seinerseits zur Aufklärung der Sachen beitragen und also lebendig in das Leben des Gerichts eingreifen kann. — Aber dies Alles ist unseres Erachtens noch nicht die Hauptsache in dem Verfahren; das enge Band, in dem jede Gerichtsßigung mit der Kirche noch heute in Schweden steht, erklärt erst völlig die hohe und herrliche Stellung der Schwedischen Gerichte. „Bevor das Gericht sich setzt, soll Gottesdienst gehalten werden,“ sagt das Gesetz.<sup>\*)</sup> Und so geschieht es, versichert Herr Ziemssen. „Diese ehrwürdige Sitte,“ fährt er fort, „verbreitet über die ganze Gerichtshaltung eine Feier und eine Weihe, wovon man bei uns keine Ahnung hat. Der Gottesdienst bezieht sich immer auf den bevorstehenden Akt, und die Predigt schließt gewöhnlich mit ernstern Ermahnungen an Richter, Parteien und Zeugen, welche selten eines tiefen Eindrucks verfehlen. Nach der Predigt wird ein in der Liturgie besonders vorgeschriebenes Gebet verlesen und mit Gesang geschlossen. Vorschrittmäßig soll dann sogleich das Gericht eröffnet werden, oft geschieht es erst am Nachmittag. Dann verkündigt der Kreisrichter zuerst den Tingsfrieden, ermahnt zur Sittlichkeit und ersleht den Segen des Höchsten. Hierauf erfolgt die Verlesung gewisser Gesetzstellen und Verordnungen, und erst dann wird zu den eigentlichen gerichtlichen Geschäften übergegangen.“<sup>\*\*)</sup> — So beugt sich also

\*) Das Reichsgesetz von 1734 Rättegångs Balk, cap. 2. §. 3. cap. 3. §. 2.

\*\*) Alle Gerichte in Schweden werden durch einen feierlichen Gottesdienst eröffnet, auch die Jahres-Sessionen der drei Hofgerichte und der Magistrate in den Städten. Karl XI. hat dies 1685 eingeführt. Auf dem Lande wird der Gottesdienst, wenn eine Kirche nicht über eine Meile vom Gerichtsorte entfernt ist, in dieser Kirche gehalten, sonst an der Gerichtsstätte selbst; letzteren Falls werden Unordnungen beim Gottesdienst eben so bestraft, als wären sie in der Kirche vorgefallen. Der Gottesdienst besteht aus Gesang, Verlesung der Rechte vom Altar, Gesang, Glaubensbekenntniß, Gesang, Predigt, Gesang. An die Predigt schließt sich aber das vorgeschriebene sogenannte Richtergebet an, worin, wie v. Schubert l. c. H. S. 17. berichtet, „Gott anrufen wird zu erwecken die Richter, daß sie gerecht richten und wohl bedenken, wie sie geseket seyn, an Gottes Stelle zu richten und Gottes Recht unter den Menschen zu bewahren; zu erwecken die Schuldigen, daß sie ihr Unrecht erkennen; die Zeugen, daß sie die Wahrheit reden von Herzen; die Sachwalter, daß sie nicht verkehren das Recht des Armen oder durch Verzögerung sein Leiden vermehren; die Verurtheilten, daß sie sich die Strafe zur Besserung dienen lassen; die durch das äußere Gesetz Begünstigten, daß sie von dem Unglücklichen und Zehenden nicht die letzte Habe fordern; alle Befehlende und Gehorchende, daß sie friedfertig und wie es Christen ziemet, einander begegnen; —

hier das ganze Gericht mit Parteien und Zeugen gemeinsam vor dem höchsten Richter, dem Herrn aller Herren, dem Könige aller Könige, und sucht Kraft und Weisheit, Liebe und Leben für sein Amt da, wo jeder Suchende findet, und jedem Anflupfenden aufgethan wird. Und darum salbt sie der Herr mit der Kraft seines Geistes. Wahrlich, sollten unsere Gerichte nicht auch zeugen davon, daß wir wissen, wo das ewige Recht und das ewige Licht wohnt? ist es ein Wunder, daß es mit seiner Kraft und seinem Leben, so wir ihm nicht nahen, uns ferne bleibt?

Das Verfahren vor diesen Gerichten ist in Ehesachen ein gemischter Untersuchungsprozeß, also in der Regel ein Ermitteln der Wahrheit von Amts wegen. Deshalb erscheinen die Parteien stets in Person, deshalb genügt das Geständniß des Schuldigen zum Beweise für sich nicht, sondern es muß durch sonstigen Beweis unterstützt werden. Das Erkenntniß des weltlichen Gerichtes trennt die Ehe noch nicht, eben so wenig wie der Ausspruch des Königs, sondern es ist auch jetzt durchaus das zur Vermeidung von Collisionen zwischen Kirche und Staat nothwendige Princip festgehalten, daß die Kirche, ohne deren Segen jede Ehe null und nichtig ist, allein die Macht hat, das Eheband wiederum zu lösen. Deshalb ist die Ertheilung des Scheidebriefes wieder Sache der Consistorien, die in demselben ausdrücklich bemerken müssen, daß die Scheidung „von Gottes wegen und Kraft seines heiligen Wortes“ geschehe.

Die Strafen des Schuldigen zerfallen in weltliche und kirchliche. In weltlicher Hinsicht wird der Ehebrecher und sein Theilnehmer stets von Amts wegen, sogar trotz der gelungenen Ausföhnung der Ehegatten, bestraft. Der einfache Ehebruch wird principaliter zwar nur mit 80 Thlr. Geld (= zwanzig Tagen Gefängniß bei Wasser und Brodt) beahndet; in Wiederholungsfällen steigerten sich die Strafen aber früher bis zur Todes-, jetzt nur bis zur lebenswierigen Gefängnißstrafe. Auf den doppelten Ehebruch (zwischen zweien Ehegatten) stand früher unbedingt der Tod, seit 1779 immer die höchste Leibesstrafe. Weisenschlaf unter Geschwisterkindern wird noch jetzt mit dem Tode bestraft. — Die Kirchenbuße zerfällt in die öffentliche und geheime. Bei jener muß der Büßende drei Sonntage hinter einander auf dem Strasschemel stehen, was sonst bei jedem einfachen Ehebruch, jetzt nur bei Bigamie oder anderen erschwerenden Umständen des Ehebruchs statt hat. Die geheime Buße besteht in besonderer Reichte vor dem Seelsorger in der Sakristei vor drei bis vier Zeugen, und wird jetzt stets bei Ehebruch und anderen fleischlichen Vergehen ohne erschwerende Umstände angewendet. — Die vermögensrechtlichen Folgen der Scheidung sind

worin endlich Gott gepriesen wird für die Ruhe und Sicherheit, die Er durch Dürigkeiten der bürgerlichen Gesellschaft zu Theil werden läßt, und Ihm Gelübde der Liebe und des Friedens dargebracht werden.“

Der Inhalt dieses Gebetes ist im Wesentlichen auch der Inhalt der Predigt, in der Richter, Parteien und Zeugen den Verhältnissen gemäß ermahnt werden.

nach Schwedischem Recht für den Schuldigen sehr hart und sogar bei zeitlicher Trennung bedeutend. —

Dies sind im Wesentlichen die Grundzüge in der Schwedischen Behandlung der Ehesachen, abgesehen von der überaus wichtigen Materie der Sponsalien und der Schließung der Ehe, namentlich der jetzt so vielfach in Frage gestellten Bedeutung der Kirchlichen Trauung, welche eine besondere Besprechung erfordert.

Fragen wir nun nach den Hauptvorzügen dieses Verfahrens, so stimmen sie im Wesentlichen mit dem überein, was wir an den Consistorien in Neu-Vorpommern früher zu rühmen fanden, so daß wir hier ein zweites noch lauterer Zeugniß für die Wahrheit der dort ausgesprochenen Grundsätze haben. Die Hauptdifferenz besteht in der Vertheilung der Arbeit an die rein geistlichen Domcapitel und die rein weltlichen Gerichte, während bei uns das geistliche und weltliche Amt sich die Hände reicht und vereint auf das gemeinsame Eine Ziel hinsteuert. Dies letztere ist unläugbar der Sache angemessener, indem hiebei alle Mittel, auf die Parteien zu wirken, besser concentrirt, also wirksamer gemacht, besonders aber Konflikte vermieden werden, die sofort entstehen müssen, sobald die weltlichen Gerichte die Ehesachen in einem der Kirche fremden Geiste behandeln. Dann ist die Wirksamkeit der Consistorien um so mehr gelähmt, in je größerem Ansehen die Gerichte bei dem Volke stehen und an die Erreichung einer Einheit in der Behandlung dieser Sachen ist dann gar nicht mehr zu denken, während diese ganz nothwendig sich ergibt, so wie Geistliche und Laien in Einem Collegio gemeinsam unter beständigem wechselseitigen Einfluß thätig sind. Bei weitem aber überragt uns Schweden in der Durchbildung derjenigen Principien, die freilich auch in Neu-Vorpommern, aber nicht nur mäkler leben als dort, sondern auch durchaus verkannt sind. Es sind dies die Grundsätze in Betreff der Organisation der Gerichte und in Betreff des Verfahrens. In letzterer Beziehung ist besonders der lebendige Zusammenhang alles gerichtlichen Lebens mit der Kirche herauszuheben. Nicht nur die gerichtlichen Gottesdienste, nicht nur die mit der weltlichen Strafe Hand in Hand gehende Kirchenzucht, — Institute, von deren Segen wir nichts mehr kennen —, sondern auch das ist als eine große in Schweden noch feststehende Wahrheit anzuerkennen und zu preisen, daß grundsätzlich nur die Kirche das Band der Ehe lösen kann, das sie durch ihren Segen geschlossen hat. Nirgends ist unseres Erachtens ein Bruch zwischen Kirche und Staat, ein Eingriff in die Rechte der Kirche (durch eine weltliche Scheidung der Ehe) gefährlicher als gerade hier, wo jede Familie dabei theilhaftig ist. Deshalb ist eine Differenz zwischen der kirchlichen Praxis und dem bürgerlichen Gesetz hier auf alle Weise zu vermeiden, und dem Nothstand der Kirche hiebei nicht Raum zu geben, sondern zuvorzukommen durch schleunige Hülfe. — Was aber die Organisation der Gerichte betrifft, so ist es zu bewundern, mit welchem Erfolg das Princip der Persönlichkeit in Schweden durchgeführt ist, das, im Gegensatz zu allem todten Controllewesen, in sich selbst die Bürgschaft trägt für das wahre Leben des Rechts in den Gerichten und für die Treue der Richter. Es ist dies die Haupttricksicht, in der wir unseren Blick

nach Schweden richteten. Wir sehen dort Gerichte mit ungelehrten Beisitzern. Wir sehen, welch eine große Gewähr hierin liegt für ein lebendiges Verhältniß zwischen Gericht und Volk, wie das Gericht und der Geist des Rechts dadurch Wurzel schlägt im Volk, das sich selbst im Gericht erblickt und das Urtheil der Seinen mit Vertrauen empfängt. Wir sehen, wie dadurch und durch die Öffentlichkeit der Verhandlungen eine jede Willkür, eine jede das Heimliche suchende und nur im Heimlichen gedeihende Unrechtfertigkeit verhindert, ein jedes Erschlaffen in der feierlichen Behandlung, ein jedes Herabsinken zu einem geistlosen, todten Wesen verhütet wird. Wir sehen darin recht eigentlich den Sitz und die Quelle eines hohen und heiligen Lebens. Wäre die Justiz in Schweden, wie bei uns, allein in die Hände der Juristen gegeben worden, hätte dort, wie bei uns, dieses wachende Auge des Volkes gefehlt, es würde auch dort das Verhältniß der Gerichte zum Volk, wie bei uns, gesunken seyn und den heiligen Charakter eines fürsorgenden, väterlichen Liebeverhältnisses verloren haben, das jetzt der Quell alles Segens ist, den sie stiften.

Ist nun bei uns, was wir freilich läugnen, keine Hoffnung, aus Juristen solche Ehegerichte zu bilden, die im Verein mit den Geistlichen, die heilige Schrift in der Hand, das hohe und heilige Ziel eines christlichen Ehegerichts erstreben werden, warum will man nicht Ungelernte, d. h. Nicht-Juristen, zu Beisitzern der Ehegerichte wählen? Eine Anzahl christlich gesinnter, in allgemeinem Ansehen stehender Hausväter, würde sie nicht gar trefflich im Geist des Evangelii das, von einem Juristen allerdings zu dirigirende Gericht unterstützen und in seinen Zwecken fördern? Würde es auf die Parteien nicht heilsam wirken, so das Gericht im Volke, um es nochmals auszusprechen, Wurzel schlagen zu sehen, würde das Volk dadurch nicht gehoben, ja in diesen nicht rein juristischen Sachen vielleicht die Bahn gebrochen werden können, für unseren gesammten Prozeß zu acht volksthümlichen Deutschen Formen zurückzuführen, die sich ihrem heiligen Ernste, ihrer wunderbaren Freiheit nach so leicht jedem Walten des christlichen Geistes, der ein Geist der Freiheit ist, aufstuhn und dadurch allein ihre wahre Bestimmung erfüllen. Der Germanische Geist verkörperte sich von je her am klarsten und vollständigsten in dem Leben der Gerichte. Müssen wir Deutschen uns aber nicht schämen, daß, während wir fast jede Spur des Germanischen Volkslebens aus unseren Gerichten verloren haben, der hohe Norden uns an Treue weit überbietet in der Bewahrung des dem Geiste unseres Volkes eigenthümlichen Lebens; daß er uns übertrifft in der Treue, mit der er hütet und bewahrt das Band seines Volkslebens mit der Kirche?

Das Volk lebt überall, wo es ein wahrhaftes gesetzmäßiges fruchtbringendes öffentliches Leben hat, in seinen Gerichten. So ist es von jeher gewesen, wie die fora der Alten, und unter uns die Denksteine der vielen Gerichtsstätten auf Bergen und in Thälern, in Wäldern und an den Ufern der weiten See bezeugen; so wird es immerdar seyn. Will man daher das Leben des Volkes heben, so muß man nirgends anders als hier begin-



nen, **die Gerichte dem Volk und das Volk den Gerichten wieder öffnen** und so eine lebendige Grundlage gewinnen für einen Bau des öffentlichen Lebens und einen Aufbau des Staates, bei welchem das Verhältniß zur Kirche sich von selbst zum Segen Aller gestalten wird. Geseget sey, der da kommen wird im Namen des Herrn, uns das Deutsche Blut wieder in die Adern zu gießen, statt des todtten Papierees das lebendige Auge des Deutschen Volkes zum Wächter der Gerichte zu bestellen, und statt des gesetzlichen Buchstabens, der wohl Macht hat zu tödten aber nicht lebendig zu machen, Geist und Leben auf den Richterstuhl zu setzen, auf dem das Volk noch heut einen Vater voll Weisheit und Liebe sucht, das **lebendige Gesetz**, und nicht einen Knecht des Buchstabens, der das Recht sterben läßt, so nur der Buchstabe lebt. Ja, dreimal geseget sey uns der, der da kommen wird, durch freie geistliche Ehegerichte die christliche Ehe wieder fest unter uns zu gründen und heilige Zucht und Sitte ihr wieder einzuimpfen, die Kirche von jeder Knechtschaft unter dem bürgerlichen Gesetz zu befreien und den großen Miß zu verhüten, der je länger je mehr zwischen Kirche und Staat sich aufzureißen droht. — —

„So ihr solches wisset, selig seyd ihr, so ihr es thut!“

Das ist gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort!

## Die conservative Partei in Deutschland, von V. A. H. Marburg 1841. 88 S.

Der Verfasser dieser so zeitgemäßen und gehaltvollen Schrift will zunächst nicht die destruktiven Richtungen des Zeitgeistes bekämpfen, „auf (S. 11.) Überzeugung oder Überführung des Gegners“ ausgehen, sondern, und das halten wir mit ihm für das für jetzt Nöthigste und Beste, die conservativen Kräfte, die sich zerstreut, vereinzelt, ja oft sogar einander feindlich vorfinden, sammeln, einigen, verständigen, organisiren, um sie „zu entschiedenerem Bewußtseyn der Gefahr, zu kräftiger, gemeinsamer Thätigkeit in Abwehr und Angriff anzuregen.“

Diese böse Richtung des Zeitgeistes charakterisirt er folgendermaßen: „Der Geist absoluter, bis zur Selbstvergötterung gesteigerter Selbstsucht, welcher in seiner ganzen proteischen Mannichfaltigkeit und Wandelbarkeit den unbedingten Gegensatz des die Welt zu durchdringen, zu beherrschen und zu heiligen gesendeten göttlichen Geistes bildet, zeigt sich in unserer Zeit mächtiger denn je. Der aus diesem Urquell entsprungene wirre, bunte Schwarm verneinender Geister und Geisterchen, welche zur Erschütterung, Untergrabung, Zersetzung, Auflösung, Verfälschung der Grundlagen christlicher Bildung und Freiheit, der wahren Humanität der wiedergekehrten Menschheit im Leben der Völker, der Familien, wie der Individuen, kein mit dem eigenen Interesse verträgliches Mittel unversucht lassen und eine Fülle von mannichfaltigen Kräften auf allen Gebieten des geistigen, des materiellen, des politischen Lebens in rastloser Thätigkeit entwickeln — diese bedenklichsten Momente unserer wie aller Zeiten

haben seit Kurzem grade in Deutschland eine Bedeutung und Haltung gewonnen, wogegen Alles was anderwärts in demselben und ähnlichem Sinne geschehen ist und geschieht fast als unerhebliches und leichtfertiges Spiel erscheinen dürfte, sofern wir das Geistige geistig richten und nicht bei der Materie und ihrer Oberfläche stehen bleiben.“ Dann bezeichnet er die Entwicklung der sogenannten junghegelischen Schule als „Kern und Ferment dieser Bewegungen und Wirkungen,“ weist die Refutationen, die gegen die Allgemeinheit seiner Anklage gemacht werden könnten, als unbegründet, ja in Bezug auf die Führer der Partei als heuchlerisch von vorn herein ab, wogegen er bei seinen Gegnern, namentlich den Verfassern der Hallischen jetzt Deutschen Jahrbücher nicht nur sehr bedeutende und mannichfaltige Fähigkeiten anerkennt, sondern sogar zugibt, daß sie „Dank den vielen schwachen Seiten und faulen Stellen der Zustände und Leistungen, die sie ihrer Kritik unterwerfen, nur zu oft recht — sehr recht“ haben; und froh ist, daß irgend Jemand diese oder jene bittere Wahrheit ausspricht, so sehr es ihn auch verdrießt, daß grade sie es sind.

Hierauf beginnt nun der Verf. die Mustering der conservativen Streitkräfte, nachdem er vorher noch gezeigt hat, wie „Conservation“ das grade Gegentheil von „Stagnation“ und vielmehr wesentlich Entwicklung und Fortbildung ist, wie es denn einleuchtet, daß man ein lebendiges Wesen, also auch einen Staat nicht conservirt, wenn man es ohne Nahrung und Bewegung läßt, sondern nur dadurch, daß man ihm dies Alles seiner Natur und seinen Kräften gemäß mit Aufmerksamkeit und Einsicht gewährt. Dann zeigt er, wie man keineswegs auf die allerdings große Zahl derjenigen rechnen kann, welche nicht jenen Extremen der Negation angehören, denn die sogenannte öffentliche Meinung sey einer jeden Kritik officiell begünstigter Dinge günstig, sofern diese nur gewisse durch Gefühl oder Vorurtheil geheiligte Punkte schone, welche zu vermeiden selbst diese feste und freche Opposition einen wahren „Lafaien-Instinkt“ habe; so müßte man denn die mächtigen und zahlreichen Parteien des Nationalismus und constitutionellen Liberalismus theils dieses Grundes wegen, theils weil bei ihnen die Entscheidung ex potiori, d. h. aus den vorherrschenden negativen Tendenzen geschieht, als im Ganzen den Destruktiven zugehörig betrachten, wodurch ihr Lager dann allerdings sehr bevölkert wird. Diese Bemerkung des Verf. erklärt eine oft wiederkehrende Erscheinung unserer Zeit, daß eine jede negirende Richtung sowohl auf dem Gebiete der Theologie als der Politik zuletzt immer zur extremen negirenden Partei führt. So wurden Politiker, welche die so scharf positive Lehre der heiligen Schrift, jede Obrigkeit ist von Gott, nicht annehmen wollten, zuletzt gradezu Jakobiner, und die, welche an der Kirchenlehre „Das Wort ward Fleisch“ deuteten, alles mystisch-philosophischen Gewölks ungeachtet, zu ihrer Zeit Rationalisten, so wie die Rationalisten jetzt genöthigt werden, die Schleppe der Hegelingen zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 3. November.

N<sup>o</sup> 88.

## Erwiderung an Herrn Dr. Bretschneider.

Der scharfe Angriff, den wir unlängst auf die leichtfertige Schrift des Herrn Dr. Bretschneider über die kirchlichen Symbole gerichtet, hat endlich, nachdem wir öfter schon seine Blößen ihm aufgedeckt, den erwünschten Erfolg gehabt, ihn zu einer geharnischten Erwiderung zu veranlassen, womit er in dem Septemberheft seiner Kirchenzeitung nicht eben rotundo, wohl aber magno ore, hervortritt. Zuerst zwar nimmt er die Miene an, die ernste Sache scherzhaft behandeln zu wollen, indem er seinen Gegner als einen theologischen Don Quixote anzusehen affectirt; aber der Affect, in den er alsbald nach dieser Affectation geräth, beweist genugsam, daß Herr Bretschneider sich tief getroffen fühlt, und eben so weit entfernt ist, ihn für einen Don Quixote, wie sich selbst nur für eine Windmühle zu halten. Noch weiter ist wohl der „Ritter mit geschlossenem Bist“, der auf ihn eingedrungen, davon entfernt, Herrn Dr. Bretschneider für einen Riesen angesehen zu haben, da er ihm vielmehr stets nur klein erschienen ist und er nur darauf es abgesehen hat, diese Kleinheit, wie sehr sie auch mit großen oder vielen Worten sich auflösen möge, männiglich darzuthun. Die Behandlung, die in Folge dessen Herr Dr. Bretschneider von seinem Recensenten erfahren, hat ihn dergestalt aufgebracht, daß er sofort in direktem Anrennen auf den Unbekannten losgeht und, gleich als gälte es hier kein ritterliches, sondern ein Stier-Gefecht, ihn folgendermaßen antritt: „Mein Herr! Es gibt Leute, die, wenn man gewisse, ihnen mißfällige Wahrheiten vor ihnen ausspricht, eben so in einen blinden Zorn und Koller gerathen, wie gewisse Thiere, wenn man ihnen etwas Nothes zeigt. In diesem Falle sind Sie.“ Fehlgeschossen, Herr Doktor! Nicht „mißfällige Wahrheiten,“ sondern augenfällige Unwahrheiten, wie namentlich die schnöden Verläugnungen der Grundprincipien der protestantischen Kirche, haben Ihren Recensenten zu einigen nicht blinden, sondern klaren Äußerungen gerechter Indignation gegen Sie bewogen, und dies um so mehr, je weniger Sie dabei irgend ein Erröthen zeigten. Jetzt erst zeigt sich Röthe, wenn auch nicht vor Scham, so doch vor Hitze, aber ohne uns dadurch zu irritiren; im Gegentheil eben da, wo die Entrüstung unseres Gegners am höchsten steigt, lassen wir ihr gern eine Anerkennung widerfahren. Der Unwille, womit er die Consequenz von sich weist, daß die Scheingründe, wodurch er überaus leicht die Unbündigkeit der confessionellen Gelübde erhärten zu können meint, analog auch zur Unbündigkeitserklärung der ehelichen Gelübde mißbraucht werden könnten, beweist zwar nichts gegen die Consequenz, wohl aber für sein sittliches Gefühl, welches derselben sich widersetzt, so daß wir keinen Anstand nehmen, von

dergleichen bewußten Tendenzen Herrn Dr. Bretschneider frei zu sprechen, und in dieser Beziehung keine Gewissenlosigkeit desselben behaupten wollen. In allem Ubrigen gereicht seine Vertheidigung nur zu mehreren Beleg der wider ihn aufgestellten Behauptungen.

Wir hatten dem Herrn Bretschneider den offenen Vorwurf gemacht, daß er durch seine in ganz vulgärer Manier, ohne Ernst und Gründlichkeit geschriebene Brochüre, worin er die Unwahrheit der Fundamentalartikel unserer kirchlichen Bekenntnisse leichtthin behauptet, die Symbolschriften dem großen Haufen der Nichttheologen verächtlich mache; denn in der That, sie verdienen nur so viel Achtung, als in ihnen Wahrheit ist. Diesem Vorwurf stellt er zuerst entgegen, daß er nicht für den großen Haufen der Nichttheologen, sondern nur für „einflußreiche Laien, namentlich Juristen, Staatsmänner, Militäre und politische Notabilitäten“ geschrieben, für den Volksunterricht aber eine stillschweigende Übergehung der irrigen Sätze der kirchlichen Symbole empfohlen habe, dann auch, daß „de naevis librorum symbolicorum zu handeln, wie auch unsere alten orthodoxen Theologen gethan,“ sie noch nicht verächtlich machen hieße. Also nicht zunächst dem großen Haufen der einflußarmen Laien, sondern dem kleineren Häuflein der einflußreichen Nichttheologen, den Staatsmännern, den militärischen und politischen Gewalthabern, die freilich unendlich mehr bedeuten als die Masse der gemeinen Christen, eben darum aber auch, wenn sie inducirt werden, die Bekenntnisse der Kirche als unwahr aufzuheben, mit ihrer weltlichen Macht die Gewissensrechte der christlichen Gemeinden aufs Gefährlichste bedrohen, ihnen soll der Respekt vor der Wahrheit der Confessionen der Kirche, deren vornehmere Bekenner sie sind, zuerst ausdrücklich benommen werden, worauf er dann natürlich durch ihren reichen Einfluß bald auch in den größeren Kreisen des Volkes hinsiele, dem vorerst noch sein kirchliches Bekenntniß mit klüglicher Accommodation nur durch Stillschweigen zu entziehen wäre. Wir fragen hier nur: ist dies ein aufrichtiges Verfahren? will hiedurch Herr Bretschneider seine Gewissenhaftigkeit beweisen? ist es nicht eine Täuschung jener Nichttheologen, zu behaupten, es handle sich hier nur um einige Mängel der symbolischen Bücher, wie sie auch wohl ältere Theologen zugegeben, nicht aber um den wesentlichen Gehalt derselben? oder sollte Herr Bretschneider wirklich so gedankenlos seyn, zu meinen, seine Angriffe auf die Grundartikel der kirchlichen Symbole, auf die Hauptartikel der Augsburgerischen Confession, deren Wahrheit er läugnet, auf den *primus et principalis articulus de justificatione* (Schmalkald. Art. 3. 304 ff.) betrafen nur die *naevi*, nicht aber die *nervi* unserer Confessionen? O gewiß, er weiß es besser; wo man ihn aber beim



Worte fassen will, da hat er nicht das Herz, es herauszusagen, was doch genugsam dokumentirt ist, daß er nämlich sowohl von dem formalen als materialen Princip, und eben damit von den Grundlehren der Protestantischen Kirche abgetreten ist, und in dieses Abtreten gern möglichst viel einflußreiche Personen mit hereinziehen möchte. Da versteckt man sich dann dahinter, daß der Streit eigentlich nur kleine naevi, todte Buchstaben, unwesentliche Formeln, oder unbedeutende theologische Differenzen beträfe. Solches Verfahren ist entweder, wenn die Bedeutung der großen und wesentlichen Differenzpunkte im Denken zurücktritt, ein gedankenloses, oder tritt sie darin hervor, wird aber äußerlich versteckt, ein gewissenloses. Wie wohlthuend ist der offene Zorn des Herrn Dr. Bretschneider gegen den Vorwurf der Auflockerung der Ehegellübde, gegenüber jenem schweigenden Übergehen, jenen Mentalreservationen und Retenzen seines Fundamentalbekenntnisses von der Protestantischen Kirche. Wenn wir erst darüber ihn werden ergrimmen oder erröthen sehen, so werden wir es an reparation d'honneur unsererseits gewiß nicht fehlen lassen. Für jetzt aber müssen wir seine innere und äußere Stellung fortwährend als eine unwahre, doppelzüngige, gewissenwidrige erklären. Herr Bretschneider erkennt das protestantische Grundprincip der normativen Autorität der heiligen Schrift nicht an; er erklärt anderwärts \*) — obwohl er ein Idioten darin ist — dennoch die „fortschreitende Natur- und Weltwissenschaft“ als Canon des Christenthums und höchste Erkenntnisquelle des Göttlichen und Wahren, leitet auch daraus nur die Reformation ab, findet es „lächerlich,“ der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben und das Blut Christi eine sonderliche Bedeutung für die Reformation beizulegen, obwohl sie in allen evangelischen Bekenntnisschriften dominirt, verneinet die evangelische Anthropologie, Theologie, Christologie, Soteriologie, verneinet alle christlichen Symbole bis auf das apostolische herunter, und glaubt bei dem allen dennoch präntiren zu können, ein evangelischer Christ, ja ein Geistlicher und Ober-Consistorial-Direktor evangelisch-lutherischer Confession zu seyn. Dies ist um so auffallender, da Herr Bretschneider sich doch bescheidet, kein Reformator seyn zu wollen, wiewohl er auf der folgenden Seite zum Beweis, daß ein Geistlicher nicht an die Confession seiner Kirche gebunden sey, dennoch wieder auf das Beispiel der Reformatoren provocirt, die allerdings, von der Römischen Kirche auscheidend, neue Confessionen gegründet haben. Nun denn, so fasse er sich einen Muth, ein Reformator zu werden und gleichfalls eine neue Confession zu gründen, und den Unterschied, Gegensatz und Widerspruch der alten und neuen laut, offen und öffentlich hervorzuheben, damit Jedermann weiß, woran er ist. Wohl wird es dann höchstens nur zu einer neuen Sekte kommen, und ein großer Unterschied zwischen dem neuen und den alten Reformatoren bleiben, welche letztere, wie wir in unserer Recension gezeigt, keineswegs von den symbolischen Bekenntnissen der alten Christenheit, sondern nur von den schriftlosen Meinungen der Scholastiker, d. h. der

Rationalisten und Pelagianer des Mittelalters, abgewichen sind und zwar nach dem Nichtmaße der heiligen Schrift, woran sie alles Ernstes treu und fest hielten, während Herr Dr. Bretschneider nur leicht und lose darauf reflectirt. Dennoch würde ihm alsdann der Ruhm der Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit bleiben, den wir bei seinem jetzigen Verfahren ihm streitig machen, ohne deshalb in die „bissige und böswillige Polemik eines Flacius gegen Melanchthon“ zu fallen; denn die Schwächen des Herrn Bretschneider zu erkennen, dazu bedarf es allerdings nicht des gelehrten Scharffsinnes eines Flacius, da sie auch einfachen, gutwilligen Leuten bald sich aufdecken, und mit Melanchthon hat unser Gegner nur den äußerlichen Zusammenhang, daß er gegenwärtig seine Schriften herausgibt.

Unserer ganzen Exposition der Nothwendigkeit der Symbole als gemeinsamer kirchlicher Zeugnisse der biblischen Wahrheit, ihres zwar untergeordneten, aber dennoch unabtrennbaren Verhältnisses zur heiligen Schrift, ihres wechselseitigen Zusammenhangs, ihrer stetig fortschreitenden Entwicklung und ihrer aus dem allen sich ergebenden Verbindlichkeit hat Herr Dr. Bretschneider nichts als eitle, eigenmächtige Nachsprüche entgegengesetzt. Es ist ein ganz unbestreitbarer, von Bretschneider selbst zugegebener Grundsatz, daß jede Religionsgemeinschaft eine „gemeinsame Grundlage,“ welche eben ihr constituirendes Symbol ist, haben müsse, und daß solches Symbol entweder in einem wörtlichen, oder auch in einem sinnbildlichen Bekenntniß und Ausdruck des gemeinsamen Glaubens besteht. Es ist daher ganz irrig, wenn Bretschneider behauptet, die Alttestamentliche Kirche habe keine Symbole gehabt, da, abgesehen von den wörtlichen Bekenntnissen in den liturgischen Psalmen, der ganze Kultus Israels symbolisch war nach festgeregelten typischen Formen. Je mehr nun aber in der Neutestamentlichen Kirche das mündliche Wort die sichtbare Form, die geistige Verkündigung die sinnliche Symbolik überwog, um so mehr mußte auch in ihr die traditio und redditio symboli oralis vorwiegend werden, und jemeher mit der Reformation wieder die Bedeutung der Predigt, die ein öffentliches Bekenntniß der Wahrheit ist, im gemeinsamen Kultus hervortrat, um so mehr mußte, wenn dieselbe ein Ausdruck nicht bloß des individuellen, sondern auch des gemeinsamen Glaubens seyn sollte, die Basirung auf ein gemeinsames Glaubensbekenntniß nothwendig werden. Von alten Zeiten her nimmt daher auch das symbolische Glaubensbekenntniß in der Liturgie des christlichen Kultus eine wesentliche Stelle ein, und gleich bei der Überreichung der Augesburschen Confession wird auch der Zusammenhang derselben mit der öffentlichen Lehre und Predigt in der Vorrede ausdrücklich hervorgehoben: Offerimus — heißt es darin — in hac religionis causa nostrorum concionatorum et nostram *confessionem*, eujusmodi doctrinam ex scripturis sanctis et puro verbo Dei hactenus illi in nostris terris, ducalibus, ditionibus et urbibus tradiderint ac in *ecclesiis* tractaverint. Solche auf das Wort Gottes gegründete Confession seiner Wahrheit begründet nun als gemeinsame Grundlage dergestalt eine Kirchengemeinschaft, daß jene Confession zwar positiv

\*) Allg. Kirchenzeitung 1841 Nr. 3. u. a.

in ihren Artikeln fortgebildet und weiter entwickelt, nicht aber zurückgenommen oder aufgehoben werden kann, ohne die Kirchengemeinschaft selbst zu verändern oder aufzuheben. Wer sie negiren will, kann dies nur dadurch, daß er als Reformator oder Sektirer eine neue Confession aufstellt; wer aber dazu keinen Beruf hat, sondern bei der bisherigen Confession verbleibt, der ist sie auch in seinem Lehr- und Predigtamt zu bekennen schuldig, und darf von der gemeinsamen Grundlage seiner Kirche, worauf sowohl die Geistlichen als auch die Laien stehen, nicht willkürlich abweichen. Wenn diese, jedem gesunden Menschenverstande einleuchtende Wahrheit, die selbst wieder eine gemeinsame Grundlage allen Kirchenrechtes ist, dem Herrn Dr. Bretschneider als ein kleines Ungeheuer erscheint, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß es bei ihm selbst in dieser Beziehung nicht recht geheuer ist, wie sich dies auch aus dem confusen Versuche einer Widerlegung jener Wahrheit ergibt, wobei er einerseits ebenso unbefugt den Begriff eines Apostels, Reformators oder Kirchenstifters mit dem Begriff eines ordentlichen Dieners einer schon gestifteten Kirche confundirt, als andererseits das göttliche Wort und das gemeinsame Bekenntniß zu demselben von einander trennt. Wo ein Apostel oder Reformator durch sein Zeugniß und Bekenntniß der göttlichen Wahrheit eine gemeinsame Grundlage gelegt, und eine Gemeinschaft von Mitbekennern, d. i. eine kirchliche Gemeinde gegründet hat, da kann diese Gemeinde bei dem steten Wechsel, Abgang und Zugang ihrer Glieder nur dadurch als dieselbe fortbestehen, daß jene gemeinsame Grundlage ihr immerfort wieder zum Grunde gelegt wird, daß jenes ursprüngliche Bekenntniß nicht in ihr erstirbt oder verstummt, sondern aus derselben göttlichen Quelle, woraus es die Urbekennen schöpften, immer von neuem wieder in der Glaubensgemeinschaft mit ihnen geschöpft, in Liturgie, Predigt und Lehre bezeugt, bewähret, erklärt, ausgeführt und auf alle Verhältnisse des inneren und auch des äußeren Lebens angewendet, so wie auch gegen Widersacher vertheidigt wird, vgl. Tit. 1, 9., 2 Timoth. 2, 2., 1 Timoth. 6, 12 — 14., Hebr. 10, 22 — 25. Dies ist der hohe und reiche Beruf des ordentlichen öffentlichen Predigtamtes in bestehenden christlichen Gemeinden und Kirchen, die eben als bestehende von entstehenden zu unterscheiden sind.

(Schluß folgt.)

## Die conservative Partei in Deutschland, von V. A. H. Marburg 1841. 88 S.

(Fortsetzung.)

Als einen zweiten Grund, warum sich die Rationalisten und Liberalen der junghegelischen Schule zuwenden, führt der Verf. die Furcht an, die sie vor einer Beschränkung der Freiheit, die von Kirche oder Staat ausgehen könnte, hegen, indem sich die Hegelinge in den Besitz der Lösungen der Zeit gesetzt haben. „Die Herrn Ruge und Conforten,“ sagt der Verf., „haben auf alle Fragen im Gebiet der Politik, des Staatsrechts, des Pri-

vatrechts, der Staatswirtschaft, der Erziehung, des Unterrichts nur eine Antwort: Geist, Freiheit, Intelligenz! Damit mag die Zeit hingehen und die beste Verfassung, die beste Staatswirtschaft u. s. w. anfangen. Mit diesem Schiboleth und der bescheidenen Andeutung, daß in ihnen selbst dieser Geist, diese Freiheit, diese Intelligenz incarnirt sey, schicken die Herren die Zeit heim. Wer könnte ohne Zudringlichkeit weitere Bürgschaften oder Nachweisungen fordern? Nein — diese Menschen haben nichts, wissen nichts, geben nichts von alle dem, was die Zeit wirklich braucht und fordert: aber sie haben die Lösungen, die Feldzeichen der Zeit gestohlen. Die schreien und tragen sie mit solcher Zuversicht vor der Zeit her, und die magische Kraft derselben ist bei der Furcht, womit die Zeit besessen ist, so groß, daß Alles hinter ihnen drein zieht, oder gezogen wird, ohne den Abhang zu beachten, auf dem das tolle Treiben sich hinbewegt und der je weiter je mehr zum Abgrunde wird. Auf welcher Seite liegt nun aber die schwerste Verantwortlichkeit? Ohne Zweifel auf jenen, deren Pflege und Schutz jene Lösungen und Feldzeichen der Zeit, in ihrem wahren Sinne, anvertraut waren, und die solche Heiligthümer nicht vor den diebischen Händen gewissenloser Possenreißer zu bewahren vermochten — auf jenen, die auch jetzt gegen so frechen Mißbrauch sich nicht mit Wort und That kräftig zu erheben wagen und wissen.“ Aber auch hier räumt der Verf. ein, daß das Unrecht nicht allein auf Seiten der Gegner ist, sondern daß ein böser Servilismus jene Furcht oft veranlaßt und gerechtfertigt hat, obschon sich dieser Servilismus auch bei den Destruktiven findet, und eine gewisse Region existirt, „wo die Lakaien der öffentlichen Meinung von denen der officiellen Gewalt kaum zu unterscheiden sind.“

Dann geht der Verf. zum positiven Theil seiner Aufgabe über, zur Aufzählung der Hauptmomente eines wahrhaft conservativen Standpunkts und beginnt damit, als erste Bedingung ein religiöses sittliches Leben zu fordern. Dies will er begründet wissen auf „die in der heiligen Schrift geoffenbarten Thatfachen und Lehren, wie sie ihrem wesentlichen Inhalte nach von allen christlichen Kirchen als gemeinsamer christlicher Glaubensinhalt gelehrt werden — unbeschadet des besonderen Einflusses, den dieses oder jenes Moment bei der Entwicklung dieser oder jener Kirche gehabt, oder durch sie erhalten hat, oder vielleicht noch erhalten dürfte, und der daraus hervorgehenden Gegensätze. Was aber die äußere Gestaltung und Stellung dieser ihrem Wesen nach nicht nur unschädlichen, sondern nöthigen, wünschenswerthen Gegensätze betrifft, so wird für einen jeden derselben das Princip freier Entwicklung nach den aus seiner geistigen Eigenthümlichkeit und sonstigen Momenten hervorgehenden eigenthümlichen Bedingungen und Bedürfnissen zu vindiciren seyn; wie weit aber dieses Princip für jeden einzelnen in der Wirklichkeit eben durch die gleiche Berechtigung eines anderen und durch die höhere Berechtigung des Ganzen nach den besonderen Verhältnissen von Zeit und Ort zu modificiren, zu beschränken sey, wird der weltlichen Obrigkeit anheimzustellen seyn. Von dieser aber ist vorauszusetzen, daß sie als eine wirklich christliche, von den allen christlichen Kirchen gemeinsamen Momenten auf's Innigste durchdrun-



gen sey — oder zu fordern, daß sie diese Momente wenigstens zu erkennen und zu ehren wisse. Die Art und Weise, wie die weltliche Obrigkeit ihren zur Erreichung dieser und anderer Zwecke unentbehrlichen Verkehr mit den verschiedenen Kirchen einrichtet, wird denn auch theils durch das Wesen und Bedürfniß dieser Kirchen selbst, theils durch andere äußere Umstände bedingt werden. Mißverständnisse, Reibungen, Streit in mehr oder weniger scharfer Form zwischen den verschiedenen Kirchen, oder zwischen ihnen und der weltlichen Obrigkeit, werden, nach menschlicher Unzulänglichkeit, nie ganz ausbleiben; aber wenn in allen Verhältnissen die zunehmende Macht und Feindseligkeit eines gemeinsamen Gegners, die dringende Gefahr für die gemeinsame Grundlage solcher nur relativ als Gegensätze erscheinender Richtungen, diese zur Einheit, zur gemeinsamen Vertheidigung zu drängen pflegt, so ist (Dank der Thätigkeit der absolut antichristlichen und revolutionären Kräfte) jetzt mehr wie je zu hoffen, daß nicht nur die verschiedenen Kirchen, sondern auch Staat und Kirche den zwischen ihnen streitigen Punkten die relativ geringste Wichtigkeit beilegen werden.“

Hier scheint uns der Verf. über die schwierigste aller politisch kirchlichen Fragen der neuesten Zeit nicht nur etwas leicht hinzugehen, sondern dadurch sogar zu einem Princip zu gelangen, was wir nach unserer Ansicht nur als destruktiv bezeichnen können. Er will die sogenannte Staatsgewalt auf den Standpunkt einer sogenannten Katholicität erheben, den sie nach unserer Ansicht gar nicht behaupten kann, und daher auch nicht einmal erstreben soll. Der Landesherr, denn in ihm concentrirt sich doch die Staatsgewalt nach der Ansicht des Verf., ist zunächst Mitglied, Kind einer realen, leiblichen, sichtbaren Kirche mit einer bestimmten Confession; er darf sich von dieser nicht lossagen, so wenig als der geringste seiner Unterthanen, wenn er nicht aller Gnadengaben und Wohlthaten derselben, vor allen der Gemeinschaft, auf die der Herr alle seine Verheißungen gegründet hat, verlustig gehen will. Für diese Kirche hat er zunächst zu sorgen, und diese hat er zunächst, so weit seine Kräfte reichen, in den Stand zu setzen, sich an die Hülfbedürftigen und geistlich Verlassenen seiner Unterthanen zu wenden. Ihr hat er sich auf dem geistlichen Gebiete zu unterwerfen. Erst wenn dies anerkannt worden, ist eine wahre Toleranz gegen die anderen Confessionen, Sekten u. s. w. möglich. Diese aber rechtfertigt sich dadurch, daß der Landesherr und die Obrigkeit überhaupt zunächst das Amt des Gesetzes, das Schwerdt der Gerechtigkeit führen, und daß hier auf Erden der christliche Staat, die wahre Theokratie nur unvollständig realisirt ist, und nur unvollständig realisirt werden kann. Diese Toleranz ist aber darum eine wahre und ehrliche, weil sie, des christlichen Consensus sich bewußt, den ge-

benen Dissensus im Gefühl ihrer Unvollkommenheit ohne Indifferenz wahrhaft tolerirt, was sich selbst auf die Duldung von Juden und Muhamedanern ausdehnen läßt, aber darum noch nicht zu einer allgemeinen negativen Toleranz werden darf, gegen welche selbst in Ostindien, wo sie lange versucht worden, der gesunde christliche Sinn der Engländer mit Recht sich gestraubt hat. Wo keine reale Landeskirche anerkannt wird, tritt eine gemachte, während der Französischen Revolution eine philosophische, die verkehrte und verfolgte, nach des Verf. Ansichten eine gemachte Katholische oder allgemeine, die doch, wie er selbst anerkennt, nicht die wahre allgemeine ist, auf, und es werden der Indifferenz auf der einen, und der Verfolgung, derer die jener angeblichen Katholicität sich widersetzen, worüber dann die weltliche Obrigkeit entscheidet, auf der anderen Seite Thür und Thor geöffnet. So hat selbst in dem freien kirchlichen England die negative und daher destruktive Aufhebung der Test-Akte zu dem horrendum geführt, daß die Landeskirche ihre inneren Angelegenheiten, z. B. Errichtung und Auflösung von Bisthümern von Römischen Katholiken und Dissenters, also von ihren Feinden, in dem Parlamente hat müssen einrichten lassen. Eben so können wir der Wissenschaft und Kunst nicht jene von dem Verf. geforderte Freiheit, allein den Gesetzen der Wahrheit und Schönheit unterworfen zu seyn, einräumen, denn außerhalb desselben, der sich den Weg, die Wahrheit und das Leben nennt, ist des Pilatus Frage: „Was ist Wahrheit?“ gerechtfertigt, und eben so wenig darf das absolute Gesetz der Schönheit unter der Herrschaft des Herrn anerkannt werden, der „weder Gestalt noch Schöne“ in den Augen der Menschen hatte. Auch hier müssen obige Principien der Toleranz Anwendung finden, und ist in Wahrheit auch noch kein christlicher Staat weiter als jene Toleranz gegangen, denn keiner hat der sogenannten Wahrheit zu Ehren ausgesprochenen Atheismus oder der Schönheit zu gefallen plumpe Unsitlichkeit gestattet. Doch räumen wir, wie jetzt die Obrigkeiten stehen, dem Verf. ein, daß in diese Toleranz selbst jene Faktion mit einbegriffen werden muß, „welche es wagt, hunderten und tausenden von freien, aber treuen Forschern auf den verschiedenen Bahnen der Wissenschaft gegenüber sich selbst als die ausschließlichen Träger und Vorkämpfer wissenschaftlicher und geistiger Freiheit zu gebärden, bloß wegen ihrer Unwissenheit oder ihres Nichtwissenwollens in göttlichen Dingen — bloß weil sie in allen wichtigen Fragen mit unerhörter Frechheit thut, als wenn sie die Lösung beschafft, oder auch nur gefördert hätte, während sie auch nicht einmal die Schwierigkeiten der wirklichen Lösung kennen oder anerkennen.“

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 6. November.

N<sup>o</sup> 89.

## Erwiderung an Herrn Dr. Bretschneider.

(Schluß.)

Veritatis testes waren die ersten Bekenner, veritatis testimonia ihre Bekenntnisse (Concord. Form. S. 636.); das Bekenntniß erzeugt nicht die göttliche Wahrheit, es machet und gebietet sie nicht, \*) sondern es bezeuget sie, es bekennet und bekundet den erkannten Glaubensinhalt der Schrift. Credimus, confitemur et docemus, damit schließen sich Glaubensgenossen, und insbesondere Lehrer und Prediger zu gemeinsamem Zeugniß der Wahrheit in ihrem Lehr- und Predigtamt zusammen und reihen sich zugleich an die testes ejusdem veritatis an, die vor ihnen gewesen sind und die Kirche, der sie dienen, gebauet haben, damit darin fortwährend Seelen erbauet werden auf dem gleichen Grunde gemeinsamer Glaubenswahrheit. Wenn nun die symbolischen Schriften selbst nicht Glaubensgesetze, sondern nur Glaubenszeugnisse seyn wollen, so heißt es das Amt der Prediger wahrlich nicht herabwürdigen, wenn wir auch sie nicht als Gesetzgeber, sondern als Zeugen des Glaubens erkennen, welche in der Gemeinschaft des Geistes und der Wahrheit mit dem Haufen der Zeugen, den wir vor uns haben (Hebr. 12, 1.), immer von neuem den Glauben, worauf die Gemeinschaft der Gemeinde beruhet und die Kirche erbauet ist, bezeugen und aus der Schrift ihn bewähren, erklären und anwenden, und so das Werk der Erbauung auf ihm (Jud. 20.) lebendig fortführen sollen. Eben die Gemeinschaft des Zeugnisses, worin zugleich die Lehre involvirt ist (confitemur et docemus), hebt den Prediger über die egoistische Isolirtheit seiner Subjektivität hinaus und gibt ihm die Kraft und den Nachdruck des ganzen kirchlichen Verbandes, dem er angehört, so daß, wenn er nicht eine bloß individuelle und private Wirksamkeit üben will, er nothwendig als Lehrer und Bekenner entweder der Confessionsgemeinschaft, welcher er bisher angehört, treu bleiben, oder als Reformator eine neue stiften muß. Innerhalb der alten Confession Prediger einer anderen Confession seyn, als berufener Glaubenszeuge der Kirche ihren Glauben verneinen oder schweigend und schleichend ihn in einen entgegengesetzten umzuwandeln, ist ein Verrath an den heiligsten Gewissensrechten der christlichen Gemeinden.

Es ist mehr als eine kleine, es ist eine große Monstrosität, daß Herr Dr. Bretschneider jenes Zeugen- und Bekenneramt der Prediger mit einem vom Rindvieh hergenom-

menen Gleichniß als ein „Wiederkäuen des Gemeindeglaubens“ bezeichnet und beschimpfet, indem er zugleich seinem Gegner vorwirft, er wolle „die evangelischen Geistlichen nicht Lehrer für die Gemeinden, sondern das Echo derselben, nicht Verkündiger und Bekenner des göttlichen Wortes in heiliger Schrift, sondern Wiederkäufer des Gemeindebekenntnisses seyn lassen.“ Wir brauchen keine Worte zu verlieren, diese stumpfen Antithesen zu widerlegen. Schon die vorerwähnte Formel: credimus, confitemur et docemus beweist, daß das Bekennen das Lehren eben so wenig ausschließt wie der Professor den Doktor, und das Gemeindebekenntniß der Protestantischen Kirche ist so durchweg und entschieden auf die heilige Schrift begründet, daß wer es bekennet und lehret, darin und dadurch auch ein Bekenner, Lehrer und Diener des zum Grunde liegenden göttlichen Wortes ist, während die, welche, wie Dr. Bretschneider, davon abweichen und die Welt- und Naturwissenschaft über die Schrift erheben und mit ihrer bornirten Vernunft sie meistern, aufhören, jenes zu seyn, und aus Bekennern und Lehrern Verläugner und Verfehrer des göttlichen Wortes werden. Wie man es auch gegenwärtig noch zu verdecken suchen mag, es ist ja dennoch ganz klar, daß der Streit gegen die Symbole zugleich auch ein Streit gegen die heilige Schrift ist, über deren autoritas divina normativa et judicialis Herr Dr. Bretschneider schon längst, nach eigenem Geständniß, sich weit hinweggesetzt hat. Darum eben will man die Symbole los seyn, um dann mit der Schrift, in der die Willkühr der rationalistischen Kritik schon alle Bücher angefochten hat, ganz nach subjektivem Belieben schalten und walten zu können, und mit der Aufhebung eines jeden gemeinsamen Bekenntnisses zu ihrer Wahrheit, alles in ihre ungewiß zu machen und dem Dünkel eitler und eigenmächtiger Subjektivitäten preiszugeben. Das scheinbare Ureigiren der heiligen Schrift im Gegensatz der Symbole hat bei Bretschneider und seinen Anhängern nur in jener bekannten Scheinheiligkeit des Nationalismus seinen Grund, womit er seine unwahre Sache zu bemänteln sucht, aber nur Unkundige täuscht. Das ist es, was mit der Entbindung von der Verbindlichkeit der Symbole die Vertheidiger der rationalistischen Lehrfreiheit und Unabhängigkeit vom Gemeindeglauben intendiren, ein solches „mandatum cum libero, d. i. einen ganz freien ungemessenen Befehl oder Gewalt“ im Lehr- und Predigtamt, was von der Protestantischen Kirche als Pfaffenherrschaft über den Glauben der Gemeinde verworfen wird und wegen der Zersplitterung in viele solcher Herrschaften zu einer anarchischen Hierarchie führt. Den Laien kommt dann gar

\*) Es sagt nicht crede, sondern credo.



keine Stimme in Glaubenssachen mehr zu, welche lediglich von der selbstbeliebigen Leitung der Geistlichen abhängen, „da, um die Schrift zu verstehen und die Schätze des göttlichen Wortes aus ihr zu holen, gelehrte Kenntnisse erfordert werden, welche die Laien nicht besitzen.“ Solch unprotestantische Pfaffstik wagt Herr Dr. Bretschneider für protestantisch zu erklären, und hat kein Wort des Unwillens gegen den gewissenlosen Satz, daß man ein ordentlicher Diener einer Kirche und Gemeinde seyn könne, ohne ihren Glauben zu theilen. Wie weit der sich von selbst verstehende Satz, daß, wer eine Confession nicht mitbekennt, auch kein Mitbekenner und daher auch kein Prediger derselben seyn kann, davon entfernt ist, statt zu einer lebendigen Geistes-Einheit, zu einer todtten Buchstaben-Einigkeit zu führen, beweist unsere ganze, keineswegs pedantische oder immobile, sondern lebendige, einer organischen, stufenmäßigen Fortentwicklung offenen Raum lassende Ansicht von den Symbolen. Es geht auch aus der älteren Deutschen Praxis genugsam hervor, wie der Begriff der evangelischen Kirchengemeinschaft bei aller inneren Bestimmtheit doch keineswegs ein so enggespannter ist, daß nicht alle evangelisch-lutherischen Reichsstände, mochten sie die Concordienformel angenommen haben oder nicht, so wie auch die evangelisch-reformirten als Augustanae Confessionis addicti ein vereinigt (unirtes) Corpus Evangelicorum gebildet hätten. Daß hingegen, wer die Augsburgerische Confession nicht nur nicht mitbekennt, sondern sie gerade in ihren Prinzipalartikeln, wie namentlich gleich in den vier ersten, öffentlich verläugnet, unter den Augustanae Confessionis addictis ein öffentliches geistliches Ministerium mit vollem Recht und gutem Gewissen verwalten könne, solches zu behaupten, wie Herr Dr. Bretschneider thut, ist eine Monstrosität und Abnormität, die man wohl der Krankheit wegen nachsichtig beurtheilen, nimmer aber als normal rechtfertigen kann, ohne das Kirchenrecht umzustoßen, und das Gewissensrecht der Gemeinden ganz dem persönlichen Gutdünken ihrer Geistlichen zu überliefern.

Daß eine Kirche einen gemeinsamen Glaubensgrund oder ein Symbol haben müsse, und daß es sich daher im Symbolstreit nicht um die Frage handelt, ob Symbole seyn sollen oder nicht? sondern, welche seyn sollen? dies hat auch Dr. Bretschneider zugeben müssen, und daher in seiner Schrift über den Symbolzwang selbst ein neues Symbol proponirt, welches von dem der Juden und Muhamedaner nur durch den Namen Jesus sich unterscheidend, so lauten soll: „es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter,“ wozu dann noch die moralische Verpflichtung kommt, durch den Geist Gottes sich heiligen zu lassen. Wir hatten dem Herrn Doktor nachgewiesen, wie beschränkt es sey, auf ein solches Minimum christlicher Erkenntniß die ganze reiche Inhaltsfülle des von der christlichen Kirche unter den größten geistigen Bewegungen aus der heiligen Schrift entwickelten und in den Symbolen als gemeinsames Bekenntniß niedergelegten Glaubens reduciren zu wollen; wir hatten ihn darauf aufmerksam gemacht, welch ein Bankerott der Schriftaus-

legung es sey, zu behaupten, daß jener Satz das einzige für die Kirche sichere Ergebniß der ganzen Bibel wäre; wir hatten ihn erinnert, daß dies ein ungeheurer Rückschritt hinter alle Jahrhunderte der christlichen Entwicklung in den ärmsten Ebionismus hinein wäre. Alles vergeblich. In der verkehrten Richtung, worin er sich befindet, meint er fortwährend, daß seine Entwicklung des ganzen Christenthums in jenes simple Symbol, wobei dem Glauben alle seine Glieder (Artikel) abgeschnitten oder eingebunden werden, die rechte Entwicklung desselben sey, während dagegen die kirchliche, reich gegliederte Explication des biblischen Glaubensinhalts, die sich sowohl thetisch als antitheetisch immer von neuem geltend macht, eine Entwicklung oder Mumifizirung desselben wäre. Wer fides implicita und explicita so wenig zu unterscheiden und zu würdigen versteht, mit dem ist hierüber nicht zu disputiren. Nur das sey hier bemerkt, daß Dr. Bretschneider den trostreichen, seligmachenden Glauben der Christen bloß auf jenen Artikel von der Einheit Gottes herabbringen will, von welchem Jakobus sagt, daß ihn auch die Teufel glauben und zittern, Jak. 2, 19. Die Art und Weise, wie Herr Dr. Bretschneider diesen seinen kahlen Unitarismus aus dem Spruche des Herrn, Joh. 17, 3., zu rechtfertigen sucht, ist kläglich; denn er nimmt erstlich aus diesem Spruche nur den unbestimmten Gedanken heraus: es ist Ein Gott und Jesus ist sein Gesandter, und übergeht dabei nicht nur das gewichtige Wort Vater, sondern auch die Worte, worauf grade der Hauptaccent der Stelle liegt: das ist das ewige Leben daß sie dich u. s. w. — erkennen, und dann zweitens schneidet er den Spruch aus dem Zusammenhang des ganzen Capitels heraus, welches grade zur Erkenntniß des Vaters im Verhältniß zum Sohne und zur Gemeinschaft der Christen sehr wesentliche Beiträge liefert, ja aus dem Zusammenhang der ganzen Bibel, die eben dazu den Christen in ihrer Ansführlichkeit gegeben ist, damit sie daraus zu einer cognitio vera et explicita des geoffenbarten Gottes gelangen. Diese Erkenntniß nun des wahren Gottes und unseres Verhältnisses zu ihm haben die christlichen Gemeinden in jenen Bekenntnissen ausgesprochen, die Herr Dr. Bretschneider durch sein erkenntnißarmes Wort: es ist Ein Gott und Jesus sein Gesandter, beseitigen will. So lange er in dieser oberflächlichen, unwissenschaftlichen Weise nur als Zeuge gegen die Erkenntniß, Wissenschaft und Wahrheit der Schrift Kirche und zwar vor dem Forum „der Juristen, Staatsmänner, Militäre und politischen Notabilitäten“ auftritt, hat er die daraus entstehenden Argernisse und Zerwürfnisse nur sich selbst zuzuschreiben, und die Beziehung der Stellen Joh. 18, 37. und 2 Corinth. 13, 8. auf sich selbst, womit Herr Dr. Bretschneider seine Apologie beschließt, kann nur als eitler Selbstruhm erscheinen.

## Die conservative Partei in Deutschland, von V. A. H. Marburg 1841. 88 S.

(Schluß.)

Von S. 36. an geht der Verf. zu dem Gebiet des praktischen politischen Lebens über, wo wir wieder ihm nicht überall folgen können. Der Raum und die Aufgabe dieser Blätter gestatten uns aber nur eine Andeutung, aber keine Begründung unserer Ansicht. Wir halten es nicht für richtig, daß „auf dem höchsten Gipfel des Staatslebens nur eine Gewalt Raum hat,“ denn eine absolute Souveränität können wir nicht anerkennen, obschon wir ein Gleichgewicht der Gewalten ebenfalls für eine Fiktion halten. Es geht wieder aus der Unvollkommenheit des christlichen Staats hervor, daß diese Einheit nicht überall und vollständig vorhanden seyn kann. Denn es gibt allerdings Rechte der Unterthanen, die eben so heilig sind, und mit eben dem Recht sich geltend machen dürfen, wie das des Landesherrn, und diese Collisionen finden ihre Lösung nicht in jener Fiktion vom Gleichgewicht der Gewalten, sondern über dem Staate, in einer göttlichen Entscheidung. Der Verf. scheint selbst nicht der Meinung zu seyn, daß Jakob II. 1688 im klaren Rechte war. Er sagt, als wenn er an diesen Fall dächte S. 42.: „In solchen äußersten Fällen — z. B. bei offenem anerkanntem Bruch (ein wahrhafter Ehebruch) zwischen dem dynastischen und den übrigen Elementen des Staatslebens, wenn jenes sich selbst und seinen Beruf aufgibt — da erkennt der conservative Standpunkt das Recht, ja die Pflicht an, zu retten, was zu retten ist — die Sache.“ Darum halten wir auch England für eine Monarchie, so gut als die Preussische, obschon die parlamentarischen Majoritäten jetzt dort ein einstweiliges Übergewicht haben, wie z. B. in einer Familie die väterliche Gewalt darum noch nicht aufhört, weil der Vater wegen Vermögens-Collisionen oder geistiger Qualifikation bei gewissen Dingen an die Miteinwilligung seiner Frau und Kinder gewiesen ist. In England möchte in vieler Hinsicht das am meisten monarchische Land in Europa seyn. Eben so war, der Macht der Kirche und des Papstes ungeachtet, das Deutsche Reich im Mittelalter dennoch eine Monarchie. Uns scheint, erst wenn dies anerkannt ist, die folgende treffliche, auf unsere Zeit so anwendbare Stelle unserer Schrift ganz verständlich. „Aus alle dem aber geht schon hervor, daß der conservative Standpunkt mit entschiedener Indignation gegen die unredliche oder unwissende Consequenzmacherei protestirt, die wohl gar die Ansprüche auf conservative Reinheit nach dem Grade einseitiger, gehässiger Leidenschaftlichkeit in der Beurtheilung solcher Elemente oder Individuen abmessen möchte, welche in dem furchtbaren Drange collidirender Pflichten und Rechte die conservative Aufgabe anders verstanden, das Hauptmoment conservativer Entwicklung nicht da suchten oder fanden, wo ruhige, unbefangene, durch gehörige Entfernung der Zeit und des Orts begünstigte historische Untersuchung es zu erkennen vermag. Diese wird denn auch von selbst die gehässige Parteilichkeit in der Beurtheilung der von den verschiedenen Faktoren der allgemeinen Ent-

wicklung unter ähnlichen Umständen angewendeten ähnlichen, d. h. mehr oder weniger bedenklichen, leidigen Mitteln, so wie anderer von der Sache selbst mehr unabhängiger, zumal persönlicher Momente abweisen. Dies Messen mit zweierlei Masse, dies Rückenfeigen und Kameeleverschlucken ist eine eben so unhistorische als unchristliche und unphilosophische Schwäche; und doch wird sie noch immer gelegentlich als eine Art von Pflicht und Bürgschaft conservativer, monarchischer, christlicher Gesinnung geltend gemacht. Dagegen wird aufs Ernstlichste protestirt.“

„Aber, wird man fragen, wie verträgt sich solche Milde mit anderweitig unverkennbarer Schärfe? Dem diene hier Folgendes zu vorläufiger Antwort. Die Idee ist ein Positives, Absolutes. Das negative Grundprincip, die destruktive Idee, die antimonarchische, antichristliche, revolutionäre Theorie, wie sie jetzt unbedingt als berechtigt gelehrt, gepredigt werden, sind als unbedingt verwerflich unbedingt zu bekämpfen. Dagegen aber lehrt die Erfahrung, die Geschichte, und erklären die Gesetze des Lebens (wie es durch die Sünde geworden ist), daß dies in der Idee unbedingt verwerfliche, eben so wie der unbedingt berechtigte Gegensatz der conservativen Idee, in der Wirklichkeit sich nur relativ geltend machen können, und daß die durch die Umstände bedingte That, ja die mit der That unmittelbar zusammenhängende Stimmung, in der Regel weder das conservative noch das destruktive Moment rein und unbedingt darstellen. Das conservative Urtheil wird daher in praxi zuletzt doch immer sich ex potiori bilden müssen. Und da zeigt nun wieder die Wirklichkeit lange nicht so viel Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten als man glaubt oder zu glauben vorgibt. Es sind die Gesetze, Bedingungen und Verhältnisse des praktischen Lebens der Art, daß das officiell (wenn wir uns der Kürze wegen so ausdrücken dürfen) Bestehende und Geschehende, eben weil alle Dringlichkeit von Gott ist, immer ein weit überwiegendes, meist hinreichendes Präjudiz für sich hat — und zwar ganz unbeschadet der Wahrheit des bekannten Geständnisses eines großen Staatsmannes-von dem minimum sapientiae, was in diesen Dingen aufgehen soll. Der conservative Standpunkt nähert sich hier sehr dem populären und schämt sich dessen nicht. Er setzt gläubig eine höhere Leitung und deren wunderbare, oft unerforschliche Wege voraus, so wenig er auf das Recht der Forschung verzichtet. Er gesteht in gewissem Sinne dem trivialen Trost: „wem der Herr ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand,“ eine tiefe Bedeutung zu.“

Sehr viel Treffliches bringt der Verf. über Nationalität in ihrem Gegensatz zu einem allgemein Europäischen Volks- und Staatsleben, und über die Berechtigung einer selbst auf falschen Basen bestehenden Verfassung bei, wo wir ihm aber nicht weiter folgen können. Dann geht er zu der der conservativen Partei anzuweisenden Thätigkeit über und findet diese vorzüglich durch einen thätigen und energischen Gebrauch der Presse gegeben. Er zeigt, wie verderblich die belletristische Journalistik, die sogenannte Salons- oder Weltliteratur eben durch ihre Unbestimmtheit wirkt.



„Von hieraus und durch sie verbreitet sich hauptsächlich jenes Miasma, jene Pest heinistrender, mundtistrender, laubistrender Kaffeehausbildung, welche nach grade auch halbblödsinnigen Geschöpfen die Suffisance gibt auf Alles, was nicht zum Spiegel der Eitelkeit, oder zum Zeitvertreib dient, herabzusehen, oder es zu ignoriren. Und man glaube doch nicht, daß es nur Einzelne sind, die davon ergriffen werden. In irgend größeren Städten ist es die Mehrzahl derer, besonders unter der Jugend, welche auf eine gewisse Eleganz und Bildung Anspruch machen — wäre diese auch nur aus der zweiten und dritten Hand. Was aber das schwerfälligere Element des halbgebildeten Philistertums betrifft, so fordert es freilich als Corrigen aller Schärfen ein Mehr oder Weniger von Gemüthlichkeit, ja von Sentimentalität; damit aber genießt es den Kitzel der Negation nicht weniger als Andere, und daß auch dies süßlich-saure Gebräu in hundert Kanälen fließt, ist leider sogar ein eigenthümlicher Zug der Deutschen Tagesliteratur.“ Dann erkennt er auch auf diesem Gebiete die Wichtigkeit der Hallischen Jahrbücher an, und wir müssen leider ihm wiederum beistimmen, wenn er sagt, wie dieses Journal seinen Erfolg nicht immer der Verwerflichkeit seiner Grundsätze, Tendenzen und Mittel, sondern wenigstens eben so sehr den Fähigkeiten der Mitarbeiter, der Zweckmäßigkeit der Leistung verdanke. „Das Blatt,“ fährt er S. 57. fort, „kann in mancher Hinsicht als ein Muster aufgestellt werden und gibt zu dem a hoste discere reichlichen Stoff. Und zwar ist, abgesehen von allem Anderen, schon das Terrain, worauf es sich aufgestellt hat, meisterhaft gewählt, indem es grade auf der Gränze zwischen dem bloß gebildeten und dem mehr wissenschaftlichen Bedürfnis liegt und nach Umständen bald nach dieser bald nach jener Seite sich mehr ausbreiten kann. Seine durchaus geistreiche, gebildete Haltung hat genug vom Wesen und Schein der Wissenschaftlichkeit, um dem bloß gebildeten Publikum zu imponiren, ohne es zurückzuschrecken. Auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Lebens aber lassen sich die zwar noch nicht begründeten, aber doch strebenden Geister, zumal der jüngeren Generation, entweder aus Mangel an competentem Urtheil, mehr oder weniger täuschen und nehmen (aktiv oder passiv) an diesem Treiben, als einem wirklich wissenschaftlich ersprießlichen, Theil, oder die Schlauerer, Ehrgeizigeren, Gewandteren erkennen darin ein Mittel, sich geltend zu machen, auch ehe sie nur in ihren eigenen Augen mündig und reif erscheinen.“ Hieran schließt sich die Klage über die Apathie der conservativen Partei an, bei welcher er nur auf dem kirchlichen Gebiet ein angemessenes Verfahren anerkennt. „Mit einem Worte, was der conservativen Sache Noth thut, können wir von deren schlimmsten Feinden

am besten lernen, — ein Organ, dessen Vorbild in allem, außer in den Ansichten und Gesinnungen, die Hallischen Jahrbücher geben.“ Dann weist er die die Unthätigkeit rechtfertigenden Ansichten, Verachtung der öffentlichen Meinung, Verweisen auf die Thätigkeit der Obrigkeit, ab, zeigt, daß allein in unserem Vaterlande eine solche Thätigkeit stattfinde, daß aber diese, was wir hier an Ort und Stelle vollständig anerkennen, der Mitwirkung und der Unterstützung von unten her dringend und schon darum bedürfe, weil die destruktive Presse, vorzugsweise Alles was hier im Lande geschieht, auf das Gehässigste angreife und verfolge. Da aber die vorhandenen Journale nicht ausreichen, indem die conservativen Interessen schon oft den Redaktionen widerwärtig sind, so bringt der Verf. zuletzt noch auf ein eigenes Organ zur Förderung derselben. Die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens erkennt er nicht. Zunächst hält er eine Geldunterstützung dazu, Seitens des Staats, für nöthig, sodann eine völlige Unabhängigkeit und Freiheit von demselben. Dies scheint uns aber ein Widerspruch zu seyn, auch glauben wir, daß das Geld das Wenigste ist, worauf es bei einem solchen Unternehmen ankommt. Die *Ev. R. Z.*, und das von dem Verf. so wenig anerkannte Berliner politische Wochenblatt, was doch bei allen seinen Schwächen zu seiner Zeit, als der Aufrührer in Europa und namentlich in Deutschland wüthete, der guten Sache manche Dienste erwiesen hat, sind ohne alle höhere Unterstützung zu Stande gekommen und in das Leben getreten. Viel wichtiger als Geld ist eine kräftige, bewußte Einigkeit unter den Mitarbeitern, ein Symbol, um das sie sich sammeln, ein Bekenntniß, das sie verteidigen. Damit müssen sie die Überlegenheit über ihre Gegner suchen, daß sie sich auf den festen Fels des Glaubens stellen und an das feste prophetische Wort glauben, was sie vor ihnen voraus haben, daß sie sich, um nur diese Grundlagen festzuhalten, selbst verläugnen, und die Spaltungen durch Eigennuß, Nebenbuhlerei und Eitelkeit den Gegnern überlassen. Bei den auch politisch immer wichtiger werdenden, jetzt auch auf dem Gebiet der Politik gar nicht mehr zu umgehenden kirchlichen Fragen müssen sie sich an den Herrn halten, der noch fortwährend seine Kirche regiert und derselbe gestern, heute und in Ewigkeit ist, bei den rein politischen Fragen aber daran, daß das Recht seine Quelle in Gott hat und nicht Menschenwerk ist. In allen Nebensachen werden die Destruktiven den Conservativen, was auch der Verf. bemerkt, stets überlegen bleiben, schon darum, weil jene den breiten Weg wandeln und diese es in ihrer Schwachheit versuchen, durch die enge Pforte einzugehen.

# Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 10. November.

N<sup>o</sup> 90.

**Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche. Von Christian-Karl Jofias Bunfen. Erste Abtheilung. Die Liturgie der stillen Woche mit Vorwort. Hamburg b. Friedrich Perthes. 1841. gr. 8. S. LVI u. 64.**

Man soll die Wichtigkeit eines Buches nicht nach seinem Umfange beurtheilen! So erhalten wir hier auf wenigen Seiten eine bedeutende Schrift, die auf eine Regeneration der Liturgie für die Evangelische Kirche hinweist und für den Höhepunkt des Kirchenjahres, für die stille Woche, zu einer solchen Erneuerung bereits einen beachtungswerthen Versuch macht. Die Liturgie aber, als Ordnung und Form des öffentlichen Gottesdienst, als allgemeiner Typus, nach welchem sich das innerste Leben der christlichen Gemeinde ausdrückt, steht notwendig mit diesem Gemeindeleben selbst in steter Wechselwirkung und bestimmt das Maß und die Art, wie die Schätze der theologischen Wissenschaften mit dem religiösen Leben des christlichen Volks anregend und leitend in Berührung treten sollen. Mithin ist es klar, daß solche Werke, die auf dem liturgischen Gebiete wirklich neue Bahnen brechen, in hohem Grade das Interesse der gesammten Kirche in Anspruch nehmen, und um so mehr, wenn sie von Männern ausgehen, denen der Beruf dazu mit Recht zugesprochen wird, unter die der Verfasser der vorliegenden Blätter jedenfalls zu rechnen ist. Er ist derselbe, dem wir das allgemeine evangelische Gesangbuch und die damit verbundenen Abhandlungen verdanken; von ihm ist die Liturgie der Preussischen Gesandtschaftskapelle in Rom veranlaßt und in den wesentlichsten Theilen auch abgefaßt worden. Derselbe ist mit der gegenwärtigen Liturgie der Römisch-Katholischen, so wie der Englischen Kirche und mit der Geschichte der Liturgie durch alle christlichen Jahrhunderte vertraut, und hat durch lange Übung und sichern Takt neben einem allgemeinen Sinn für edle und schöne Form der Darstellung insbesondere ein richtiges Urtheil für angemessenen liturgischen Ausdruck des christlichen Geistes sich erworben. So ausgerüstet, hat er als Probe und Anfang eines größeren liturgischen Werkes die Liturgie der stillen Woche, also des wichtigsten Abschnittes im Kirchenjahre, dem öffentlichen Urtheil vorgelegt und in einem Vorwort die leitenden Ideen, denen er gefolgt ist, mitgetheilt.

Wir fühlen uns um so mehr gedrungen, auf dieses Werk aufmerksam zu machen, je mehr uns die Nothwendigkeit einer Fortbildung unserer kirchlichen Liturgie einleuchtet. Denn Kei-

nem, der auch nur eine mäßige Kenntniß der Geschichte der Liturgie hat, kann es entgehen, wie unsere Kirche theils an liturgischen Stoffen und Mitteln verarmt, theils durch geschmacklose und geistwidrige Verbildung des jetzt gebräuchlichen Vorraths belastet ist, und es ist nun endlich Zeit, daß man nicht bloß über Mangel an Theilnahme für den öffentlichen Gottesdienst klagt, sondern auch die scheinbaren Vorwände und die wirklichen Gründe dieser Theilnahmlosigkeit, die in den Mängeln der Liturgie liegen, beseitige.

Um aber den rechten Gesichtspunkt zu finden, von dem aus die vorliegende liturgische Gabe betrachtet seyn will, müssen wir auf die ersten reformatorischen Ideen Luther's zurückgehen. Luther wollte nicht eine Katholische Kirche neben der Römisch-Katholischen gründen, sondern er wollte auf dem Grunde Christi und der Apostel die Katholische Kirche reinigen und erneuen. Dabei war sein praktischer Sinn weit davon entfernt, die Kirche und ihre Liturgie etwa in die Form zurückzuführen, die sie zur Zeit der Apostel gehabt, vierzehn Jahrhunderte zu durchstreichen, als wären sie nicht da gewesen, und die Bedürfnisse seiner Zeit, welche das Resultat aller jener Jahrhunderte war, unbeachtet zu lassen. Vielmehr lehrt die Arbeit seines ganzen Lebens, daß er gerade das Gegentheil wollte. Die Flecken, Runzeln und Auswüchse der Kirche, Alles, was erweislich nicht apostolisch und katholisch, sondern häretisch, in der Kirche war, wollte er abthun, damit Alles, was auf apostolischem Grunde erwachsen war und als acht katholisch Gemeingut der Christenheit zu seyn verdiente, in reinem Glanze dem gegenwärtigen Geschlechte leuchtete und zu weiterer Entwicklung der Nachwelt überliefert würde. Er that dafür in Lehren und Einrichtungen, was er zu seiner Zeit unter den schwersten Kämpfen thun konnte: es war eine Riesenarbeit, die er als Werkzeug der göttlichen Gnade ausführte, aber es war doch nur ein Anfang. So that er auch für die Liturgie die ersten nothwendigsten Schritte, und fügte noch weiter hinzu, was seine Zeit brauchte und litt. Er schuf den Deutschen Gemeindegesang, gab die Deutsche Bibel und eröffnete die Bahn, daß nach und nach der ganze Gottesdienst in Deutscher Sprache gehalten werden konnte. Die Vorliebe der Evangelischen Kirche wandte sich aber in solchem Maße dem Gemeindegesange zu, daß nach und nach alle anderen liturgischen Formen und Stoffe verkümmerten, und man empfand den Verlust nicht, bis erst veraltete, dann unter dem Vorwande der Verbesserung verdorbene Gesangbücher nach und nach das Bedürfnis liturgischer Verbesserungen fühlbar machten und die neue Erweckung des Glaubens die Kirche auf ihre alten Schätze zu-



rückwies. Doch war der liturgische Sinn und die Kenntniß der liturgischen Stoffe früherer Zeiten so erstarben, daß die Erneuerung der altlutherischen Liturgie in Preußen im Anfang Vielen als eine Rückkehr zum Katholicismus erschien. Die wenigen Theologen, die gründlichere Kenntniß der alten Liturgien der christlichen Kirche besaßen, interessirten sich dafür nur in dogmatischer Beziehung: wie aber darin das kirchliche Leben mannichfaltige angemessene Formen seines Ausdrucks gefunden, dies war unbeachtet geblieben.

Unser Herr Verf. geht nun aber von dem Grundgedanken aus, daß die Evangelische Kirche den Verus hat, sich in allen Beziehungen zur ächten Katholicität zu entwickeln und auf dem Grunde Christi und der Apostel sich so auszubauen, daß sie nach Hinwegräumung alles Schuttes, nach Ausbesserung aller Lücken, dem gegenwärtigen Geschlechte mit allen den Anstalten und Einrichtungen entgegenkomme, welche christliche Wissenschaft und christliches Leben zu fördern, die Gläubigen zu nähren, die Irrigen zu gewinnen und zu erleuchten geeignet sind. Alle rein christlichen Elemente aller Jahrhunderte und aller Kirchen sind deshalb für sie ein Erbe, das ihr von Rechts wegen gehört und das sie als Eigenthum in Besitz nimmt, um es für ihren heiligen Zweck zu gebrauchen und umzugestalten. Von diesem Standpunkte aus betrachtet und behandelt er auch die liturgischen Stoffe und Gebilde aller Zeiten. Es liegt am Tage, wie herrlich und groß diese Idee ist: dabei ist aber nicht zu verkennen, daß der gegenwärtige Zustand und das Gesamtbewußtseyn der evangelischen Gemeinden und ihrer Führer für diese Idee noch nicht reif ist. Die liturgischen Compositionen, die aus dieser Idee hervorgegangen, gehören für jetzt nur noch einer idealen Gemeinde an: die wirklichen Gemeinden der Gegenwart werden darin nicht die Spiegelung ihres substantziellen Bewußtseyns, nicht das Produkt des in ihnen wohnenden Geistes erkennen und ergreifen, was doch bei kirchlichen Liturgien der Fall seyn muß. Ihre Wirkung wird sich demnach zunächst im Allgemeinen darauf beschränken, die liturgischen Ideen des Verf., die im Vorworte ausgesprochen sind, zu erläutern und zu verbreiten und die großen liturgischen Fragen zur öffentlichen Diskussion zu bringen. In dieser Überzeugung glauben auch wir uns vorzüglich an die liturgischen Grundsätze halten zu müssen, die im Vorworte der vorliegenden Schrift ausgesprochen sind.

Dieses Vorwort zerfällt in folgende Abschnitte:

I. Gegenstand und Idee der Feier (der stillen Woche) und Umriss ihrer Geschichte.

II. Stellung und Grundsätze der Arbeit.

III. Rechtfertigung und Erklärung der einzelnen Ordnungen (der liturgischen Ordnungen für die vier Tage der kirchlichen Feier, Palmsonntag, Gründonnerstag, Charfreitag, Ostersonnabend).

Der erste Abschnitt gibt zwar nur allgemeine Umrisse, deutet aber auf genaue und gründliche Studien hin, deren Hauptresultate hier zusammengefaßt sind. Am wichtigsten ist der Inhalt des zweiten Abschnitts, welcher von dem Verf. selbst bezeichnet

wird als „Theil einer größeren Arbeit, welche auf einer philologisch-kritischen, einer geschichtlich-theologischen, einer spekulativ-wissenschaftlichen und einer kirchlich-künstlerischen Grundlage vorzubereiten versucht worden ist.“ Das klare Bewußtseyn der wissenschaftlichen Grundlagen, die als Basis und Canon dienen, ist der Vorzug, der eben auch das allgemeine evangelische Gesangbuch desselben Verfassers auszeichnet. „Billige werden eine solche allgemeine und nur aus dem Allgemeinen zu gebende Begründung nicht bei einem Bruchstücke fordern.“ Was indessen schon in dieser vorläufigen Mittheilung behandelt wird, ist Folgendes: 1. das Objekt der liturgischen Darstellung, d. h. „die gegenständliche christliche Thatfache und die in ihr offenbarte Idee;“ 2. das Subjekt, d. h. „die naturgemäß gegliederte Gemeinde;“ 3. die Mittel der Darstellung; 4. der Grundtypus der darzustellenden (liturgischen) That oder die Idee der Anbetung.

Das Objekt der Darstellung für die stille Woche ist ein dreifach gegliedertes Ganzes, dessen Glieder sind:

„die Erzählung der Evangelien: das große Epos der Menschheit;“

„der Wiederklang der Gemeinde: das lyrische Element;“

„das Gebet: die Einigung beider.“

Die Leidensgeschichte wird von dem Verf. als das epische, der Wiederklang der Gemeinde als das lyrische Element dargestellt, das Gebet als Vereinigung beider. Als eine nicht ganz genau zu nehmende Andeutung des Verhältnisses zwischen der biblischen Lektion, dem Gesang und Gebet kann man sich diese Trichotomie wohl gefallen lassen. Doch sträubt sich ein richtiges Gefühl gegen diese Anwendung Griechischer Dichtungsformen auf ein denselben ganz fremdes, höheres Gebiet. Episch ist die Leidensgeschichte nur, insofern sie in erzählender Form mitgetheilt wird: der Charakter ihres Inhalts ist aber, wenn wir einmal das Bild einer Griechischen Dichtungsform beibehalten sollen, vielmehr tragisch, weil Alles auf einen Ausgangspunkt hindrängt, der das höchste Pathos erregt, indem bei dem Tode Jesu, als Schluß der Feier, der höchste Zwiespalt zwischen der persönlichen Würde Christi und seinem Geschick faktisch vorliegt und nur eine ideale Befriedigung im Glauben und in der Hoffnung zurückbleibt, wodurch das Pathos, der Schmerz, gereinigt wird. Auch liegt es nicht in der inneren Nothwendigkeit der Sache, daß der Wiederklang in der Gemeinde lyrisch seyn müsse: ja es liegt in der Natur der Liturgie, als Anbetung Gottes in Erkenntniß seiner Rathschlüsse, daß der Affekt, der das Lyrische begründet, durchaus gemäßig und gereinigt sey. Dies ist auch der Charakter des Kirchenliedes und insbesondere der würdigen Gefänge, die der Verf. ausgewählt hat: Ein Gesang (S. 55. „Die Seele ist dazu geboren, daß sie das Göttliche erfreue“) ist ganz didaktischer Natur. Das Wesentliche und Nothwendige, was der Wiederklang der Gemeinde zu bezeugen hat, ist nur die subjektive Aneignung des objektiv gegebenen Inhalts der Erzählung. Das dritte Element, das dem epischen und lyrischen entspräche, wäre das dramatische, wie denn wirk-

lich in der alten Tragödie das Epische und Lyrische in dem Dramatischen die Aufhebung ihres Gegensatzes, ihre Einheit, gefunden haben. Das kirchliche Gebet hat aber einen ganz anderen Charakter und steht gar nicht in einem bestimmten Verhältniß zu dem Epischen und Lyrischen, zum Objektiven oder Subjektiven, indem es als andächtige Betrachtung, so wie das Kirchenlied, ganz objektiv, im Flehen und Seufzen ganz subjektiv wird, noch mehr als selbst das Lied. Dennoch versteht man die Meinung des Verf., der hier wohl nur das reflektirende Gebet im Sinne hat und also die Geschichte, die Empfindung und die Reflexion, die beides verständig verbindet, unterscheiden will.

Das Subjekt der liturgischen Thätigkeit wird wiederum dreifach gegliedert:

„das christliche Volk, als das empfangende und bekennende Element der Gemeinde;“

„die Geistlichkeit, als das überliefernde und lehrende;“

„der Chor, als das beide vermittelnde.“

Hier ist zu bemerken, daß der Chor in dem ursprünglichen einfachen Wesen des christlichen Kultus eigentlich keine Stelle hat, und daß der Geistliche und die Gemeinde keines Vermittlers bedürfen, indem eben der heilige Gegenstand der Andacht, der in beiden lebt, selbst die Vermittelung ist. Der Chor vermittelt nicht, sondern ersetzt die theils abwesende, theils für den liturgischen Ausdruck unfähige Gemeinde: der Chor ist derjenige Theil der Gemeinde, auf dessen Gegenwart und auf dessen Thätigkeit zu den liturgischen Funktionen man immer rechnen kann. Eben dadurch gewinnt er aber die Bedeutung der idealen Gemeinde, aber auch nur in Beziehung auf die äußere liturgische Thätigkeit, insofern er nicht zugleich auch aus den reinsten und frömmsten Gliedern der Gemeinde besteht. Wenn Jemand be-  
rechtigt wäre, den Chor zu bilden, so wären es diese Auserwählten: ihre Stelle vertritt aber gemeinlich — die Schule. Dies hat sich historisch und pädagogisch so gemacht; es hat aber neben manchem Guten auch viel Bedenkliches, indem die Schule, aus sehr unreifen Gliedern der Gemeinde bestehend, gewöhnlich geneigt ist, ihren Antheil an der öffentlichen Anbetung, wo nicht ausschließlich, doch vorzüglich auf das Technische ihrer liturgischen Funktionen zu beschränken. Wo pflegt weniger Andacht zu herrschen, wo mehr Unfug getrieben zu werden, als auf den Orgelchören unter der dort versammelten Schulsjugend? Dies soll man ja nicht vergessen, wenn man die ideale Seite des Chors hervorhebt, in Beziehung auf welche der Verf. sagt: „Der Chor ist auch in der christlichen Handlung eine ideale Person, die vermittelnde Darstellung der unsichtbaren Einheit der beiden Endpunkte der Gemeinde: seine naturgemäße Darstellung ist die der Gemeinde entgegenreisende, zugleich als ihre Blüthe, als Stimme von oben ihr gegenüberstehende christliche Jugend; also die Schule. Jede andere Darstellung ist unsäglich und unevangelisch, und führt zur Äußerlichkeit, gewöhnlich auch zum Absterben der Gemeinethätigkeit.“

Übrigens verlangt der Verf., daß der Geistliche nicht bloß rede, sondern auch singe, wenigstens in größeren Kirchen beim

Altardienste des alten recitativartigen Gesanges sich bediene, die Gemeinde hingegen nicht bloß singe, sondern auch rede, namentlich wo ihr das Glaubens- oder Sündenbekenntniß in den Mund gelegt wird. Und wie ungewohnt auch unsere Gemeinden des Sprechens im Gottesdienst seyn mögen, das nicht nur in der Römischen, sondern auch in der Englischen und Schottischen Kirche fortwährend im Gebrauch geblieben ist, so stimmen wir doch darin dem Verf. bei, da in Wahrheit das Sprechen mehr als das Singen unmittelbarer Ausdruck der eigenen Überzeugung und Gesinnung ist, während beim Gesänge sich unmerklich das Gefühl einschleicht, daß man Gegebenes, Fremdes, vortrage.

Der liturgische Stoff, der aus der heiligen Schrift und aus dem kirchlichen Kultus aller Zeiten und Orte mit Sorgfalt zusammengetragen, gewählt und verarbeitet ist, besteht außer den Abschnitten der Leidensgeschichte in einleitenden oder eingeflochtenen Liedern und Bibelsprüchen, in zwischen einfallenden Wechselsprüchen und Wechselgesängen, in Psalmmodien, Gebeten, Litaneien, ohne daß die Vereinigung so mannichfaltiger Elemente den ruhigen ernstesten Gang der Andacht störte. Besonders läßt sich der Verf. angelegen seyn, die Psalmodie wieder in die evangelische Gemeinde einzuführen: als Form für ihren Vortrag verlangt er Wechselgesang, so daß der Chor die erste Hälfte eines Psalmenverses mehrstimmig anhebe, die Gemeinde von der Orgel unterstützt einstimmig antworte. „Nur so“ — sagt er — „lernt man die Psalmen recht verstehen und fühlen, wenn man auch nicht weiß oder bedenkt, daß Christus und die Apostel sie im Wesentlichen also gesungen haben, ohne Zweifel David's Beispiele und einer noch viel älteren Sitte folgend.“ — „Dieselbe Art des Vortrags fordern einzelne einleitende oder abschließende Bibelsprüche, besonders aus den Psalmen und Propheten, welche man Antiphonen zu nennen pflegt, und die ein unentbehrliches Element für jede biblische liturgische Darstellung sind. Hier ist die Ausführung durch einen in zwei Hälbchöre getrennten Chor die natürlichste, eine Form, die auch bisweilen auf ganze Psalmen angewandt werden kann, wenn ihnen nur eine entsprechende Thätigkeit der Gemeinde, also ein Choral, gegenüber gestellt wird.“

Wer nun die vorliegende Liturgie der stillen Woche kennen lernen und auch nur ein fremdes Urtheil über dieselbe verstehen will, muß sie selbst vor sich haben, muß vor allen Dingen unbefangen mit stiller Hingebung auf sich wirken lassen: ja auch dies genügt noch nicht, wenn man sich nicht zugleich in eine Gemeinde versetzen kann, in der man andächtig mit Andächtigen sie aufnimmt. Wir empfehlen daher diese in Liebe gepflegte und mit sinnigem Urtheile zusammengefügte Composition der besondern Aufmerksamkeit aller derer, welche den Werth gemeinsamer Andacht zu schätzen wissen und eine Restauration der Liturgie als gemeinsames Bedürfniß der Evangelischen Kirche erkennen, und wir zweifeln nicht, daß jeder befähigte Leser die Bedeutung dieser Gabe, die auf den Altar des Herrn niedergelegt ist, zu würdigen wissen wird.

Wir können uns aber nicht versagen, besonders auf die An-



dacht des Charfreitag-Nachmittag, deren Mittelpunkt die Grablegung ist und auf die des Ostersonnabends, als zwei ganz neue und höchst erbauliche Gegenstände liturgischer Feier für die Evangelische Kirche hinzuweisen, so wie auf die aus der Römischen Kirche herübergenommenen, aber frei behandelten Improperie, die nach der Predigt am Charfreitage Vormittags dem Chöre in folgenden Worten in den Mund gelegt werden:

Was habe ich dir gethan, mein Volk, und womit habe ich dich beleidigt? antworte mir. (Micha 6, 3.)

Habe ich dich doch aus Aegyptenland geführt: und du hast zur Geißelung überantwortet deinen Heiland.

Habe ich dich doch aus dem Diensthause erlöst: und du hast an's Kreuz geschlagen deinen Erlöser.

Heiliger Herr Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott!

Laß uns nicht versinken in des bitteren Todes Noth!

Habe ich doch Pharaon und seine Reiter gestürzt in's Meer: und du hast mich überantwortet den Hohenpriestern und den Heiden.

Habe ich dich doch gespeiset mit Manna, und getränkt von dem Wasser des Felsens in der Wüste: und du hast mich getränkt mit Galle und Essig.

Heiliger Herr Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott!

Laß uns nicht versinken in des bitteren Todes Noth!

Was habe ich dir gethan, mein Volk, und womit habe ich dich beleidigt? antworte mir.

Heiliger Herr Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger, barmherziger Heiland, du ewiger Gott!

Laß uns nicht versinken in des bitteren Todes Noth!

## Nachrichten.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Kanton Waadt.)

Meine letzten Mittheilungen (s. Ev. R. 3. Juni 1841) bezogen sich auf die Protestationen der Minderheit unserer Geistlichkeit gegen die neue Kirchenverfassung. Jetzt bin ich im Stande, Ihnen auch über die Theilnahme der Laien erfreuliche Nachrichten zu geben. Eine von 194 Laien unterzeichnete, und an den Großen Rath im November 1840 eingesandte Protestation, wurde schon erwähnt. Seit einigen Wochen aber hat sich ein eigentlicher Verein gebildet, unabhängig von den bis jetzt bestehenden Missions-, Bibel- und evangelischen Gesellschaften, unter dem Namen: Laiengesellschaft zur Erhaltung der reinen Lehre in der Evangelisch-Reformirten Kirche des Kantons Waadt (*Société laïque pour le maintien de la saine doctrine dans l'Eglise evangelique réformée du Canton de Vaud*); und die Zahl ihrer Mitglieder beläuft sich schon auf ungefähr hundert

und achtzig, worunter Viele aus den mittleren Ständen, Schullehrer, Handwerker, Bauern etc. Die Leitung der Geschäfte ist einem Comité von zwölf Personen anvertraut. Diese sind die Herren de Lorioz, Mitglied des Großen Rathes, Rivier, Mitglied des Gr. Rathes, Graf de St. George, Dorat, Gutsbesitzer, Tronchin, Eidgenössischer Oberst, de Mestral, Gutsbesitzer, Burnier, Advokat, Exchaquet, Advokat, Lambert, Schullehrer, Girardet, Schullehrer, endlich Burnier und Gollier, gewesene Pfarrer, welche beide, obgleich Geistliche, in die Gesellschaft aufgenommen worden sind, weil sie ihre amtliche Stellung in der Nationalkirche aufgegeben haben.

Die Statuten des Vereins sind kürzlich im Druck erschienen, mit dem bedeutungsvollen Motto: „Wir können nichts gegen die Wahrheit, sondern für die Wahrheit“ (2 Cor. 13, 8.). Wir entheben denselben folgende Stellen:

„Weil das Kirchengesetz vom 14. December 1839 unsere Evangelische Kirche gefährdet, namentlich indem es die Helvetische Confession abgeschafft hat, es aber jedem Mitglied einer Kirche obliegt, ihr Bestes zu befördern, haben wir uns, unter Anrufung des dreieinigen Gottes, zu einer Gesellschaft für die Erhaltung der reinen Lehre in der Waadtländischen Kirche vereinigt. Zweck dieser Verbindung ist, die Anstalten, welche die Grundlehren unserer Evangelischen Kirche erhalten und verbreiten können, durch alle gesetzmäßigen Mittel zu begünstigen; wie auch die öffentliche Meinung über das Recht der Kirche, ihre geistigen Interessen selbst zu verwalten, aufzuklären. Die Wahrheiten aber, welche wir als die Fundamentallehren unserer Evangelisch-Reformirten Kirche betrachten, sind die in der Helvetischen Confession ausgesprochenen. Die Mittel, durch welche wir diesen Zweck zu erreichen gedenken, sind unter anderen folgende:“

„Der Verein wird darüber wachen, ob in allen Gemeinden des Kantons das lautere Evangelium gepredigt werde, und nöthigenfalls durch Sendung rechtgläubiger Prediger dafür sorgen; eben so in Lausanne gläubige Lehrer anstellen, wenn sich die theologische Fakultät dem Nationalismus zuneigen würde. — Der Verein wird sich auch mit der Verbesserung des Confirmandenunterrichts, und des öffentlichen Gottesdienstes beschäftigen, die Verbreitung guter Schriften über die Lehre und über die Rechte der Kirche befördern. — Er wird diejenigen Geistlichen, welche um des Glaubens willen beunruhigt seyn möchten, mit Rath und That unterstützen. — Endlich wollen wir zur Gründung ähnlicher Vereine in anderen Reformirten Kirchen anregen, mit der Hoffnung, daß einst alle Evangelisch-Reformirten Kirchen einen großen und heiligen Bund zum Heil der Seelen und zur Ehre Gottes bilden werden.“

Natürlich kann man jetzt über die eigentliche Wirksamkeit dieser neuen Gesellschaft nur noch Weniges berichten. Am 25. Juli hat die erste allgemeine Versammlung der Mitglieder stattgefunden; unter vorläufigen Arbeiten muß einige Zeit verstreichen; überhaupt wird sich die Thätigkeit dieses Vereins, der Natur der Sache nach, erst mehr allmählig entwickeln. Es ist jetzt sehr zu wünschen, daß er im Lande feste Wurzeln schlage, und daß ganz besonders die feindselige Stimmung der Geistlichkeit gegen denselben nach und nach verschwinde.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 13. November.

N<sup>o</sup> 91.

## Staat und Kirche.

(Eingefant.) \*)

Daß die neueren Forschungen über das Verhältniß von Staat und Kirche noch zu so wenigen Resultaten geführt, über welche auch nur die Gläubigen einig geworden, hat wohl seinen Grund hauptsächlich darin, daß man gewöhnlich unterläßt, den Begriff des Staates nach der Schrift festzustellen. Dazu gehört vor Allem, daß uns das Wort Gottes auch in dieser Beziehung erleuchte und von den herrschenden Zeitmeinungen, besonders von den Einflüssen des Pantheismus frei mache. Von dieser Erwägung ist der nachfolgende Aufsatz ausgegangen, welcher der Prüfung der christlichen Leser dieses Blattes unterworfen wird, und zu ferneren Erörterungen dieses Gegenstandes anregen soll.

Nach der Schrift ist Gott selbst der höchste, der ewige König aller Könige, und die Obrigkeit das von Gott eingesetzte Amt des Schwerdtes, „seine Dienerin zur Rache über die Übelthäter und zum Lobe der Frommen,“ mithin das, Menschen anvertraute, Amt des göttlichen Gesetzes. Wer dieses Amt hat, der Vater, der Richter, der König, hat es von Gott, und übt es in Gottes Namen, im allereigentlichsten Sinne, denn die Amtsnamen, Vater, Richter, König, sind Gottes eigene, sein Wesen ausdrückende Namen. In diesem Amte, nach seinem Ursprunge und Inhalte betrachtet, ist nichts Irdisches und Außerliches, sondern lauter göttliche Majestät. Sein Ziel ist Heiligkeit. Das Amt des Königs ist nicht eher völlig ausgerichtet, es hat seinen Zweck nicht eher vollständig erreicht, als wenn auch der geringste Unterthan Gottes Gesetz vollkommen hält, wenn er geheiligt ist. Dieses Amt ist daher auch ewig. „Bis daß Himmel und Erde vergehe, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe.“ Die Beamten des Reiches des Gesetzes wechseln, die von der Sünde verdorbene Gestalt desselben wird verwandelt, die Knechtsgestalt ausgezogen werden, aber das Reich selbst bleibt, denn Gott selbst, als höchste Obrigkeit, ist sein Haupt. Und wenn alle Sünde, aller Tod überwunden und abgethan seyn wird, dann, und erst dann wird das Gesetz, der heilige Wille Gottes, Alles in Allem seyn, und das Reich des Gesetzes in ungetrüb-

ter Majestät strahlen, denn das Gesetz, mithin auch das Reich des Gesetzes soll, nach Christi Ausspruch, nicht aufgelöst, sondern erfüllt, vollendet werden.

Weit gefehlt, daß die Obrigkeit ein Produkt des Volkslebens wäre, sind vielmehr erst aus der Obrigkeit, aus dem Vater, dem Richter, dem Könige, Familie, Stamm, Volk, hervorgegangen; die Obrigkeit, von Gott eingesetzt, ist das Erste; sie bildet den Staat, als die durch sie, die Obrigkeit, verbundene Gemeinschaft und der Staat, der in seinen Anfängen schon in dem Zelte der Patriarchen wohnte und wirkte, ist es, der das Volk erst zum Volke macht. Das Volk erwächst ursprünglich aus dem Stamm, dieser aus der Familie; der Vater aber ist eher als die Familie, sie ist nur durch ihn und der Vater ist eine Obrigkeit, ein König. Und wo verschiedene Nationen — dieses Wort in dem ursprünglichen Sinne genommen, wo es auf gemeinschaftliche Abstammung sich bezieht — in ein Volk zusammenwachsen, wie Gallier und Franken Franzosen geworden sind, da ist es die gemeinsame Obrigkeit, der Staat (Frankreich) der, eher als das neue Volk vorhanden, dieses gebildet hat, so wie andererseits, wo die gemeinsame Obrigkeit, der Staat, nur einen Theil der Nation in sich faßt, die Keime eines neuen Volkstums gelegt sind, wie man z. B. jetzt von einem Nordamerikanischen, einem Preussischen Volke zu reden anfängt. So ist also der Staat nicht ein Produkt, eine Blüthe der Volksthümlichkeit, sondern das Reich des Gesetzes Gottes in der Menschheit.

Dieser erhabene Begriff der Obrigkeit, als des Amtes des göttlichen Gesetzes, und des Staates, als der durch dieses Amt gestifteten Gemeinschaft, würde mit dem Begriffe des Reiches (d. i. Staates) Gottes selbst zusammenfallen, der Staat würde in der That die „Wirklichkeit der sittlichen Idee,“ wie die heutigen Philosophen sagen, ja! er würde die Wirklichkeit des Willens Gottes, er würde Alles in Allem seyn, und für die Kirche keinen gesonderten Raum lassen, wenn — die Sünde nicht in die Welt gekommen wäre. Aber durch die Sünde ist, wie Paulus so mächtig lehrt, das Gesetz — welches in sich heilig und vollkommen ist — in Beziehung auf die Menschen geschwächt; es ist außerhalb des sündigen Menschen, auf steinerne Tafeln, nicht auf die fleischernen seines Herzens geschrieben; es kann ihn nur verdammen, aber nicht ihm den Geist geben, nicht ihn erneuern und ihn heilig und selig machen. Denn dazu gehört vor Allem Veröhnung, Vergebung der Sünden. Diese Gnadenschätze hat nur die Kirche, als das Amt des Evangeliums, des Geistes; sie bringt, in Wort und Sakrament, Gnade und Wahrheit, Wiedergeburt und Erneuerung, Heiligkeit und Seligkeit.

\*) Diese Bezeichnung ist von dem Herrn Einsender selbst gewählt worden. Wir bemerken dies, damit man nicht aus dem Fehlen derselben bei anderen Aufsätzen schließe, daß die Redaktion sie in allen ihren Einzelheiten betrete.



Hierauf also, auf der Sünde, beruht — nicht der Staat, wohl aber — der Gegensatz von Staat und Kirche, der kein anderer ist, als der Gegensatz des Reiches des Gesetzes, und des Reiches der Gnade. Beide Reiche sind Gottes — sie waren auch von Anfang nur Ein Reich —, aber durch die Sünde ist Gnade und Geist verloren gegangen und nur das geschwächte Gesetz übrig geblieben, dessen höchste Bestimmung nun ist, Zuchtmeister zu seyn auf Christum, welcher Gnade und Geist wieder bringt und das Gesetz erfüllt. Am Ende, wenn der Herr Sein Gesetz wieder in aller der Seinigen Herzen geschrieben und es in ihnen erfüllt haben wird, wird wieder nur ein ungetheiltes Reich Gottes seyn. Inzwischen muß, so lange die Sünde fort dauert, auch der Gegensatz von Staat und Kirche fort dauern. Dem Gesetze ist alles Fleisch unterworfen. Daher gehört dem Staate der natürliche Mensch als solcher an. Die gefallene Menschennatur unter der Herrschaft des Gesetzes ist der menschliche Inhalt, die irdische Beschaffenheit des Staates, in seinem Gegensatze zur Kirche betrachtet. Die Kirche dagegen ist, nach der Augsburgerischen Confession, die Gemeinde der Heiligen, und wenn gleich ihr in diesem Leben Heuchler und Böse beigemischt sind, so sind diese doch, wenn schon von ihrer zeitlichen Erscheinung nicht zu trennen, doch ihrem Wesen fremd. „Obgleich die Bösen und Heuchler äußerlich Glieder der wahren Kirche sind, so muß doch der Begriff der Kirche dahin bestimmt werden, daß sie der lebendige Leib Christi sey, denn bei dieser Bestimmung kommt es darauf an, was uns eigentlich zu Gliedern und zwar lebendigen Gliedern der Kirche macht“ \*) (Apologie der Augsb. Confession). Ein eitles Bemühen ist es daher, diesen Gegensatz durch eine Formel, durch eine Kirchen- und Staatsverfassung zu lösen, friedlich neben einander anzusetzen den Sohn der Hagar und den Sohn der Sarah. Sind sie gleich beide Abraham's Söhne (von Gott gesiegt), so steht solcher Einigkeit doch ihr gegenwärtiger Charakter entgegen. Die Kinder des Gesetzes, die Unwiedergeborenen, haben ein Recht auf den Schutz, auf die Zucht des Staates; auf sie müssen seine Institutionen berechnet seyn. Auch die Obrigkeiten, die Könige der Erde, haben, obgleich Gottes Schwerdt tragend, als solche kein Privilegium, keine Verheißung, nicht zu den Unwiedergeborenen zu gehören. Die Unwiedergeborenen geben dem Staate, in seinem Gegensatze zur Kirche, seinen zeitlichen Charakter, der freilich mit seiner ewigen Bestimmung in einem schroffen Gegensatze steht, vermöge der Insufficienz des Gesetzes, seine eigenen Zwecke in der Menschheit zu erfüllen. Die Wiedergeborenen dagegen gehören dem — im Gegensatz zur Kirche betrachteten — Staate nur an, sofern auch sie noch nicht ganz im Geiste leben, und deshalb des Gesetzes bedürfen, dem sie doch eigentlich, so weit es ihr Zuchtmeister war, als Wiedergeborene, abgestorben, und

von dem sie durch die Gnade freigemacht sind, ja das sie in ihrem Herzen tragen, besser als der irdische Staat es ihnen geben kann. „Die zum Reiche Gottes gehören,“ sagt Luther, „das sind alle Rechtgläubigen in Christo und unter Christo; nun siehe, diese Leute dürfen keines weltlichen Schwerdtes noch Rechts; und wenn alle Welt rechte Christen wären, so wäre kein Fürst, König, Herr, Schwerdt noch Recht noth und nütz.“ \*) Denn wozu sollte es ihnen? dieweil sie den heiligen Geist im Herzen haben, der sie lehrt und macht, daß sie Niemanden Unrecht thun, Jedermann lieben, von Jedermann gern und fröhlich Unrecht leiden, auch den Tod. — Darum muß man diese beiden Regimente mit Fleiß scheiden u. s. w.“ So steht also der Staat, wie er in dieser sündigen Welt ist, der Kirche gegenüber, welche, obgleich ebenfalls durch die Sünde geschwächt, „von außen von der Sonne verbrannt,“ doch eben nur darum Kirche ist, weil sie in der That schon hier auf Erden Gnade und Geist mittheilt; auf gleiche Weise, wie in jedem Individuum der alte dem neuen Menschen entgegensteht. Wie daher der Kampf des alten mit dem neuen Menschen das Leben des Individuums erfüllt, so erfüllt der Kampf zwischen Staat und Kirche, der nur durch die Wiedergeburt des Staates aus dem Wasser und Geist enden kann, die Geschichte der Menschheit, bis der Herr wiederkommt.

Allein in diesem Gegensatze ist auch schon die Vereinigung gegeben oder vielmehr verheißen, und begonnen. Der Staat kann von der Kirche, die Kirche vom Staate nicht lassen. Das sehnliche Seufzen der Creatur nach der Freiheit der Kinder Gottes ertönt auch aus dem Staate, und findet seine Befriedigung erst in der Kirche. Er ist ohne die Kirche ein Räthsel ohne Lösung, eine Schuld ohne Bezahlung, ein Sollen ohne Können; wohl ihm, wenn er, nachdem er alle seine Kräfte aufgegeben, und gezahlt, so weit sein Vermögen reicht, seine Insolvenz ehrlich bekennt, und da Geld kauft — umsonst und ohne Geld —, wo es allein zu haben ist. Er ist das Alte Testament, welches auf die Kirche, als das Neue, der Johannes der Täufer, der auf die Kirche, als auf Christum, hinweist. Die Kirche aber ihrerseits, von dem Geiste ihres Hauptes be-seelt, der es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu seyn, sondern Knechtsgestalt annahm, um Sünder zu erlösen, kann den Staat nicht entbehren, wie Gott in seiner Liebe die Menschen nicht entbehren kann, weil er nicht ohne sie selig seyn will. Der Christ durch den Glauben ein König über Alles, ist durch die Liebe ein Knecht aller Menschen. Die Kirche bedarf des Staates, wie Christus des Dienstes der frommen Weiber bedurfte, die ihm folgten. Kurz sie bedarf seiner, weil er ihrer bedarf, weil sie hat und geben will, wonach er sich ausstreckt. Das ist der Jakobs Kampf, dessen Preis von Stufe zu Stufe der Segen des Herrn ist, auf den die Vereinigung folgt, nach

\*) *Quoniam hypocritae et mali sint socii verae ecclesiae secundum externos ritus, tamen cum definitur ecclesia, necesse est eam definire, quae est vivum corpus Christi, item quae est nomine et re ecclesia. Necesse est enim intelligi, quae res principaliter nos efficiat membra et viva membra ecclesiae.*

\*) Sie wären darum doch nicht ohne König, Herr und Recht, mithin auch nicht außer dem Staate. Denn Gott wäre ihr König, und das Himmelreich ihr Staat. Aber dieser Staat ist zugleich Kirche, — er ist der aufgehobene Gegensatz zwischen Staat und Kirche.



der beide verlangen; ein Kampf, den kein Fürst schlichten kann, sondern den er mitkämpfen muß, auf der einen oder der andern Seite.

Auf den Ursprung, die göttliche Einsetzung, die Bestimmung gesehen, ist demnach der Staat an Dignität der Kirche gleich. Beide sind aus Gott und werden ewig bleiben; denn Christus ist nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, er hat einen Thron, ein Königreich aufgerichtet und seines Königreichs wird kein Ende seyn. Nothe hat also nicht Unrecht, wenn er behauptet, das Reich Gottes in seiner Vollendung werde ein Staat seyn; schon das Wort Reich bringt dies mit sich; aber es wird eben sowohl Kirche seyn, ja die Kirche ist schon jetzt das Reich Gottes. Beide, Staat und Kirche, sind ewig, und nur ihr Gegensatz wird aufgehoben werden.

Aber als menschliche Persönlichkeiten betrachtet, nach dem Sündenfall und unter dessen Einfluß, ist der Staat irdisch, natürlich, es sind viele Staaten, die entstehen und vergehen, — die Kirche himmlisch und geistlich, nur Eine, katholisch und ewig, mithin die Dignität der Kirche höher und ihr die Herrschaft über den Staat bestimmt. Diese Herrschaft jedoch darf und kann sie nicht anders erringen und behaupten als durch den Geist mittelst der ihr eigenthümlichen Waffen: Gebet, Wort, Leiden u. s. w. Sie ist „nicht von dieser Welt.“ Und wie ihr Haupt nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, wie das Ziel der Herrschaft Christi über seine Erlösten ist, daß sie ihm gleich werden, so besteht die Herrschaft der Kirche über den Staat eben nur darin, daß sie ihn neu gebiert, verkümmert und der Kirche gleich macht. Ja, so weit die Kirche noch fleischlich, ein Kind in Christo ist, kann sie selbst des Gesetzes, als des Zuchtmeisters auf Christum, nicht entbehren; derselbe Apostel Paulus, welcher das Wesen der Kirche dahin beschreibt: „Hier ist nicht Mann noch Weib, nicht Knecht noch Freier,“ muß doch wieder lehren, daß das Weib in der Gemeinde schweigen, und die gläubigen Knechte ihre gläubigen Herren aller Ehren werth halten und ihnen dienstbar seyn sollen. Und wo sie im Großen und Ganzen wieder fleischlich wird, da fällt sie im Großen und Ganzen unter das Gesetz zurück, denn das Gesetz ist der legitime Herr alles Fleisches; und insofern war es dem Worte Gottes gemäß, daß die Reformation, nachdem das ebenfalls gesetzliche Joch des Papstes abgeschüttelt war, die Kirchen den Landesobrigkeiten unterwarf, denn die Kirchen waren — und sind — nicht mit dem Maße des Geistes begabt, um solches Regiments entbehren zu können.

Dies ist der innere Rechtsgrund der Kirchengewalt der evangelischen Landesherren, welche eben sowohl begründet ist als irgend eines ihrer weltlichen Herrschaftsrechte, und welche ihre frommen Vorfahren im sechzehnten Jahrhundert mit Recht als die kostbarste Perle ihrer Krone ansahen. So unterscheidet sich die evangelische Lehre von dem Verhältnisse von Kirche und Staat, welche die Selbstständigkeit des Staats und die Kirchengewalt der Landesherren feststellt, von den Tendenzen nach fleischlicher Welt Herrschaft, die das Papstthum befechtet haben. Nur daß der Kirche der Geist verheißen, und, in seinen Erbsöhnen,

gegeben ist, der sie wieder frei machen wird von allem gesetzlichen Regimente, und ihren Sieg und ihre dereinstige ewige Herrschaft über die gesammte erlöste Menschheit gewiß macht.

Hieraus ergibt sich, daß wenn ein König ein Christ ist, und als König Christo und seinem Leibe auf Erden dienen will, er doch vor Allem zu bedenken hat, daß sein Amt das des Schwerdtes, nicht das des Geistes ist. Sein eigentlicher Beruf ist, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und dadurch Zuchtmeister auf Christum zu seyn, zu stehen wie der Täufer, und sich hoch zu freuen über des Bräutigams Stimme. Wie erhaben dieser Beruf ist und wie eng er grade in der jetzigen Zeit mit der Förderung des Reiches Gottes zusammenhängt, leuchtet erst dann recht ein, wenn man erkannt hat, wie der heutige Unglaube fast durchgängig auf Lügung der Sünde, also auf Verachtung des Gesetzes beruht. Ein König der, selbst in der Furcht Gottes wandelnd, alle seine Regierungshandlungen mit dem Geiste der Furcht des Herrn durchdränge, der die Obrigkeit durch alle ihre Gliederungen mit dem Bewußtseyn, daß sie das Schwerdt als Gottes Diener und Beamte trägt, zu befehlen wüßte und so als Knecht des Allerhöchsten der Heiligkeit des göttlichen Gesetzes erneuerte Geltung in den Herzen seiner Unterthanen verschaffte, ein solcher König würde grade jetzt dem Evangelium in einer Weise Bahn machen, welche die herrlichsten Entwicklungen des Reiches Gottes verspräche, wenn er sich auch nicht vorzugsweise mit Kirchensachen befaßte. Zu anderen Zeiten der Kirche erlagen die Menschen unter der Last des Gesetzes und konnten die Gnade nicht ergreifen; die Reformatoren hatten immer mit „erschrockenen Gewissen“ zu thun. Wir aber, im neunzehnten Jahrhundert, finden nichts natürlicher als daß Gott uns unsere Sünden vergibt, statt den Ablass, wie jene von Teufel, für Geld zu kaufen, bedienen sich jetzt, wie Harms in seinen Thesen sagt, Herren und Damen nach Belieben selbst damit. Wir genießen den Trost des Evangelii ohne traurig gewesen zu seyn; wir kommen als Gesunde zu Christo dem Arzte. In den Extremen prägt sich der Zeitgeist am deutlichsten aus. Laßt uns von den Pantheisten unserer Tage lernen: wir können sie als Ultra-Evangelische betrachten. Während die Kirche ringt und seufzt im Dunkel dieser Zeitlichkeit: „Ich elender Mensch, wer wird mich erretten vom Leibe dieses Todes?“ während der Apostel, in ernster Demuth, diesseits und jenseits unterscheidet: „Euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott; wenn aber Christus euer Leben sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.“ „Es ist noch nicht erschienen was wir seyn werden.“ „Wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man siehet, ist nicht Hoffnung. Denn wie kann man daß hoffen, das man siehet?“ haben jene solche Dunkelheiten des kämpfenden Glaubens, solchen Gegensatz von Diesseits und Jenseits längst hinter sich. Während der Christ schmerzlich bittet: „Ich glaube Herr, hilf meinem Unglauben,“ während er aus der Nacht des Lebens sehnend und hoffend sich ausstreckt nach den lichten Höhen der Herrlichkeit, geht der Pantheist bereits ganz gemächlich auf denselben spazieren. Die Kirche streitet hart mit dem Fleisch, mit dem Fürsten dieser



Welt, mit dem Tode, — sie bedarf, da der Geist willig, aber das Fleisch schwach ist, täglich der Stärkung aus dem Glauben an den Gekreuzigten und Auferstandenen; sie ergreift seine Wunderthaten als kostbare Pfänder, die ihr den Sieg des Geistes über das Fleisch, des Lebens über den Tod gewiß machen. Strauß aber glaubt, ohne allen Kampf, ohne alle Mühe, mehr als sie; im Besitz des vollen Lichts bedarf er solcher Schattenbilder nicht; die ganze Menschheit ist ihm der menschgewordene Gott, und jede Dampfmaschine, Eisenbahn und Zuckerfabrik eine Wunderthat seines Pseudochristus. Aber derselbe Zeitgeist, der jene auf solche Irnbahnen führt, übt seine Gewalt auch über uns aus. Möchten wir doch nichts Menschliches für uns fremd halten und beim Anblick solchen Teufelspucks in unseren eigenen Busen greifen. Was jene und uns blendet, ist, daß wir Gottes Heiligkeit und unsere Sünde nicht erkennen. Das ist der tiefe Grund des Siechthums, der Halbheit unseres Glaubenslebens, der Schade, der die Kirche unserer Tage lähmt, die sonst in vieler Hinsicht durch des Herrn Gnade so herrlich ausgestattet ist. Und hieraus erhellt, wie wichtig es gerade für unsere Zeit ist, daß das Gesetz dem Evangelio, daß der Staat, indem er das Gesetz verherrlicht und vollzieht, der Kirche den Weg bahne; denn so wie die Rechtfertigung des Sünders vor Gott die Lösung der Bewegungen der Kirche des sechzehnten Jahrhunderts war, so ist Gesetz und Evangelium und ihr Verhältniß zu einander die Lösung unserer Zeit.

Recht also und Gerechtigkeit, Schutz — im umfassendsten Sinne — hat vom Könige, wie jeder seiner Unterthanen, so auch der Theil der Kirche, der ihm unterthänig ist, zu fordern. Wie unendlich viel gewährt er ihr schon, wenn er nicht duldet, daß seine Diener sie mißhandeln, wenn er macht, daß der Staat ihr — worum Diogenes den Alexander hat — aus der Sonne geht.

Aber größere Pflichten liegen dem evangelischen Fürsten Kraft seines Kirchenregiments ob. Denn so wie, vermöge der beständigen Beziehung von Staat und Kirche auf einander, vermöge der Verbindung, die nicht gestattet, daß sie von einander lassen, die Kirche unablässig trachtet, den Staat durch die Waffen des Geistes zu bezwingen und — zu erneuern, so muß der christliche, mit Einsicht in Wort und Willen Gottes ausgerüstete Staat — und dies hat er besonders seit der Reformation gethan — die fleischlich gewordene Kirche dem Gesetze, auch ihrem eigenen Gesetze, dem was in ihr Gesetz ist, unterwerfen, um auch ihr Zuchtmeister auf Christum zu werden. Darum forderte Luther mit Recht die christlichen Fürsten Deutschlands — den christlichen Adel Deutscher Nation — auf, das Werk der Reformation in ihre Hand zu nehmen. Auch für dies Kirchenregiment der evangelischen Fürsten ist Gerechtigkeit das erste Princip, — Gerechtigkeit, die dem Geiste der Gnade vorarbeitet, und durch ihn immer mehr verkärt wird, und die in dieser Sphäre einen tieferen Inhalt bekommt, als jener bloß äußerliche Schutz hatte, indem sie auf das geheimnißvolle Wesen, auf die Lehre, die Verfassung der Kirche von ihrer gesetlichen Seite eingeht, die

aber immer festhält, daß der rechte Kirchenfürst der heilige Geist ist und sie ihm nur Bahn macht. Dies Princip würde der Kirche Raum schaffen, sich nach ihrem eigenen Wesen von innen heraus zu entfalten und den Fürsten abhalten, sie frei und herrlich machen zu wollen, wodurch er sie herabwürdigt; denn Freiheit und Herrlichkeit kann sie nur aus der Hand ihres ewigen Herrn durch den Geist empfangen. Nicht bloß der Stand der Sklavin, auch der der Freigelassenen ist dieser Königsbraut viel zu gering.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Kanton Waadt.)

(Schluß.)

Ob schon man Alles gethan hat, um freundliche Verhältnisse mit den Geistlichen anzuknüpfen, ob schon sogar jedem Pfarrer und Prediger das Recht zusteht, den allgemeinen Versammlungen und sogar den vertrauten Sitzungen des Comité beizuwohnen (jedoch nur mit consultativer Stimme), sind die Geistlichen größtentheils sehr gleichgültig oder selbst mißtrauisch gesinnt; manche weil sie den Verein als eine unbeschreibene Anmaßung der Laien betrachten, andere weil sie fürchten, daß dieser Schritt die Auflösung der Nationalkirche beschleunigen möge. Übrigens wird jeder Prediger jetzt in dem Fall seyn, sich über diese Angelegenheit klar auszusprechen. Das Comité hat kürzlich durch ein an alle Prediger des Kantons unter dem 15. September gerichtetes Kreis Schreiben dieselben eben so brüderlich als feierlich aufgefordert, zu erklären, ob sie dem Verein für Erhaltung der reinen Lehre von Herzen zugethan sind, und überhaupt dieses Unternehmen billigen? — Fernere Nachrichten folgen später.

Manchen Lesern dieses Blattes wird die Erscheinung eines Vereins, welcher sich so zu sagen zum Aufseher (Episcopus) der Waadtländischen Kirche aufwirft, wirklich vielleicht als ganz unregelmäßig, als monströs vorkommen; viele werden eine solche Stellung der Laien gegen die Geistlichkeit mit den evangelischen Grundsätzen schwer vereinigen können. Das Monströse liegt aber mehr in den Umständen, welche diese Erscheinung hervorgerufen haben, als in der Erscheinung selbst. Hätte die Mehrheit des Waadtländischen Klerus mehr Energie, mehr Unabhängigkeit, man kann wohl sagen, mehr Treue gezeigt, hätte sie das alte symbolische Buch unserer Kirche nicht so leicht preisgegeben, so hätten sich die Laien von ihrer Seite auch mit Vertrauen und Liebe an ihre natürlichen Führer angeschlossen. Ja sogar ist zu bemerken, daß sich unter den Mitgliedern der neuen Gesellschaft entschledene Anhänger der Nationalkirche und Vertheidiger der Rechte der Geistlichen befinden, die nur durch eine dringende Nothwendigkeit gezwungen worden sind, von ihren eigenen Principien etwas nachzulassen, oder vielmehr dieselben anders als gewöhnlich anzuwenden. Einen normativen Zustand mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen, wäre gewiß unbillig.

Wird sich aber nicht auch einigen Deutschen Christen beim Lesen dieser Zeilen der Gedanke aufbringen, daß wenn in einem kleinen Lande von 200,000 Einwohnern, wie der Kanton Waadt, so viel für das Reich Gottes und den theuren Glauben geschieht, in manchen Theilen des Deutschen Vaterlandes, namentlich in einigen der Hauptstädte, wie Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M., Dresden u. s. w., in welchen der Unglaube so zahlreiche Vertreter hat, auch Ähnliches zu Stande gebracht werden könnte und sollte? —

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 17. November.

N<sup>o</sup> 92.

## Staat und Kirche.

(Eingefanct.)

(Schluß.)

Es liegt in der erhabenen Stellung der Könige, daß ihre individuelle Persönlichkeit sich zu der umfassenderen eines ganzen Staates oder Reiches erweitert. Daraus folgt in der gefallenen Welt, in der Welt der Spaltung und Differenz, daß der König als Individuum einen anderen Charakter, — einen anderen Glauben, als Fundament alles Charakters —, haben kann, als diese umfassende Persönlichkeit, als sein Haus, sein Reich, wenn gleich er diesen als Haupt vorsteht. Der König kann gläubig, das Reich, dessen Haupt er ist, die Männer, durch die und mit denen er regiert, ungläubig seyn. In einem solchen Falle wird er, will er anders nicht einen Thurm bauen ohne die Kosten zu überschlagen, seine Reichshandlungen in dem Bewußtseyn des Charakters seines Reichs vornehmen müssen. Er ist nicht ohne sein Reich, und daher ist er auch nur in dem Maße ein christlicher König, als sein Reich vom Christenthum besetzt ist. — So ist der König von Sachsen ein Römischer Katholik, aber kein Römisch-katholischer König; der König der Belgier evangelisch, aber kein evangelischer König. — Diese Besetzung aber ist ein Geisteswerk, bei dem er nur dienen, das er nicht als König befehlen kann. Er möchte das seligmachende Evangelium rein und lauter gelehrt wissen, aber die theologischen Fakultäten, die Bisthümer, Consistorien und Pfarren seines Reichs sind mit Rationalisten und Pantheisten besetzt; der allgemeine Charakter des das Land regierenden Beamtenstandes ist religiöse Indifferenz. Mit Gewalt kann er diese Zustände nicht ändern; das Schwert trifft die Irrlehren nicht; es würde nur den Leib der Kirche verwunden, deren innerstes Wesen so sehr Freiheit ist, daß nicht einmal ihre Irrthümer ihr mit Gewalt genommen werden dürfen. Eine durch Cabinets-Ordres orthodox gemachte Fakultät würde auf immer gelähmt seyn. Eine vom Könige erfundene und eingeführte Kirchenzucht und Kirchenverfassung würde nicht bloß die Ungläubigen, sondern, grade wie die Kirche jetzt beschaffen ist, wahrscheinlich auch die meisten Gläubigen zu Gegnern, gewiß aber die Heuchler und Augendiener zu Freunden und Beförderern haben. Geht er dagegen in seinen Reformen nicht weiter als die Gesinnung seines Reichs (als Collectivperson, deren Haupt er ist, betrachtet) mit ihm ist, so wird des Herrn Geist Raum haben zu wirken und er zu beten und bei diesem göttlichen Werke zu dienen.

Zinzendorff sagt von einem christlichen Fürsten, daß er, während er in seiner Kanzlei, als ein Bild der Majestät Gottes, das Schrecken der Bösen ist, es sich gefallen lassen muß, in

seiner Antichambre von seinem eigenen Hofgesinde um des Heilands willen verspottet zu werden.

Es ist in dem Obigen versucht worden, den Begriff des Staats und der Kirche und ihres Gegensatzes festzustellen. Was aus der Verbindung von Staat und Kirche in ihren unendlichen Modifikationen und Schattirungen folgt, hat nur leise angedeutet werden können.

Wie wichtig es aber grade jetzt ist, nach Klarheit in dieser Lehre zu streben, wird ein Blick ergeben, den wir schließlich auf das Verhältniß unserer Zeit zu derselben werfen.

Den großen Päpsten des Mittelalters, einem Gregor VII., einem Innocenz III., war die Kirche Alles in Allem; sie wollten von keinem Staate neben, sondern nur in und unter ihr etwas wissen. Aber während sie die große Wahrheit zu realisiren strebten, daß die Kirche die gesammte Menschheit umfassen und in sich aufnehmen, daß sie das Gesetz erfüllen, das Reich des Gesetzes, den Staat, zu seiner Vollendung fördern, ihn aus ihrem Schoße neu gebären soll, war die Kirche selbst weltlich, ein Reich des Gesetzes, ein Staat geworden; sie kämpfte mit fleischlichen Waffen und Menschenfahrungen; sie wollte die christliche Theokratie — welche am Ende aller Dinge der Herr selbst stiften wird — mit äußerer Macht und äußerem Glanze voreilig realisiren und fiel darüber auf den Standpunkt des Alten Testaments zurück.

Im sechzehnten Jahrhundert durchbrach der in diesem kirchlichen Weltreiche zurückgebliebene evangelische Samen die harte Schale, — die Reformatoren machten die geistliche Natur der Kirche, und, was damit wesentlich zusammenhängt, die Selbstständigkeit des Staats in dieser gefallenen Welt, geltend, zunächst um den ewigen Kern des Christenthums, die Rechtfertigung des Sünders vor Gott durch den Glauben allein, im Kampfe mit jenem gewaltigen Gesetzesreiche, dem Papstthum, zu retten.

Aber diese reine Lehre, welche im Ganzen und Großen mehr welterschütternd als Herzen umwandelnd auftrat, konnte die vom Papstthum abfallenden Christenländer und Staaten nicht sofort innerlich erneuern. Die Reformatoren gründeten keine Gemeinden wie diejenigen, welche das Neue Testament uns darstellt, und welche die Apostel mit dem Worte und Geiste regierten. Die Evangelischen Kirchen, — abgesehen von einzelnen Sekten, welche relative Reinheit und Freiheit mit dem Aufgeben der Katholicität und der Verbindung von Kirche und Staat theuer erkaufen, — fielen unter das Regiment, dessen sie nach ihrer Beschaffenheit allein fähig waren, unter das gesetzliche der Fürsten und Obrigkeiten, ein Kirchenregiment, welches nur dann besser ist als das ebenfalls gesetzliche Regiment des Papstes,



wenn es sich selbst als gesetzlich, als dem innersten Wesen der Kirche nicht gemäß, demüthig anerkennt.

Nun entstand in der evangelischen Christenheit die Frage nach der Gränzlinie, die Staat und Kirche trennt, in erneuerter Gestalt; sie durchließ mannichfache Systeme der Theologen und Juristen, — man suchte sie durch die Theorien des Episkopalismus, des Territorialismus, des Collegialismus zu beantworten, fast immer ohne einerseits auf den schriftmäßigen Begriff des Staats zurückzugehen, und andererseits die auf der Hand liegende Wahrheit zu beachten, daß die Verfassung und das Recht der Kirche — dieser geistigsten zartesten Persönlichkeit — von der geistlichen Beschaffenheit ihres innersten Wesens abhängt, und sich anders gestalten muß, je nachdem die Kirche im Fleische und unter dem Gesetze, oder im Geiste und unter der Gnade ist.

Endlich setzte sich unter dem Einfluß der Oberflächlichkeit des Nationalismus als vulgäre Auffassung dieses Gegensatzes die Meinung fest, daß der Staat eine verständig ersonnene Maschine zu äußeren Zwecken, die Kirche aber unsichtbar und innerlich sey, nur mit der Innerlichkeit des vereinzelt gedachten Individuums zu thun habe, und in das äußere Leben möglichst wenig eingreifen müsse.

Das Wahre hierin ist, daß der Staat, das Reich des Gesetzes, wirklich mit der diesem Reiche in Folge seiner Schwächung durch die Sünde, anklebenden Äußerlichkeit behaftet und daß das Wesen der Kirche unsichtbar und innerlich und ihr Ziel die innigste Gemeinschaft des Individuums mit Gott ist.

Als nun aber in der neuesten Zeit der Nationalismus tieferen Forschungen Platz machen mußte, als, seit der Französischen Revolution, die Fragen vom Staate, was er sey und seyn solle, die ganze Christenheit bewegten, und andererseits die Kirche zu neuem Leben erwachte, da konnte die Unhaltbarkeit jener oberflächlichen Auseinandersetzung von Kirche und Staat nicht länger verborgen bleiben.

Die Philosophen vindiciren dem Staate, als der „Wirklichkeit der sittlichen Idee,“ die gesammte Menschheit mit allen ihren Lebensgebieten und Lebensäußerungen, — und zwar, wie aus dem Obigen erhellet, mit Recht.

Aber wo bleibt nun Raum für die Kirche? Und doch macht auch diese ihren nie aufzugebenden Anspruch auf Erscheinung in der Welt der Wirklichkeit, in sichtbaren Ordnungen und Verfassungen, auf leibhaftige Realität, auf Erneuerung des ganzen Menschen, und alles Menschlichen, nach Geist, Seele und Leib, ja auf Wiedergeburt des Staates selbst aus ihrem Schoße, geltend.

Rothe wußte keinen anderen Ausweg, als die Kirche für ein Urding, für einen Widerspruch in sich, zu erklären.

Auch Dr. Klee (in der Schrift: „Das Recht der einen Kirche“) weiß bei sonst entschieden christlichem Bekenntnisse doch dem Postulat: daß die Lebensordnung der Menschheit nur Eine seyn dürfe, nichts entgegenzustellen; er sagt: „daß, da einmal in der Staatsgewalt die Macht sich findet, welche die Vernünftigkeit **alles** menschlichen Lebens, also auch in

der christlichen Gestalt realisirt, in der Kirche nicht eine zweite Macht zu demselben Behuf neben jener Gewalt bestehen kann. Denn die Intelligenz muß, da, wo sie als Allgemeinheit gesetzt wird, auch als Einheit gedacht werden, widrigenfalls ein Zwiespalt der Erkenntniß und des Willens entsteht“ (I. S. 331.). — Er statuirt daher die begriffsmäßige Realisirung der Kirche in ihren gegliederten Ordnungen, in ihren Ämtern, in ihrer Zucht, nur in den einzelnen Staaten und gibt die leibhaftige Verwirklichung der Einheit und Katholicität, dieses wesentlichen Moments des Begriffs der Kirche, und der davon abhängenden Selbstständigkeit und Zucht der Kirche lieber auf, während doch Paulus, Röm. 7., so deutlich lehrt, daß und warum der Mensch unter zwei Gesetzen, mithin unter zwei Lebensordnungen, steht.

Der Widerspruch löst sich, die Zweiheit wird verständlich, wenn wir — Buße thun, und uns von Paulo belehren lassen, was Gesetz und was Evangelium ist, wenn wir auch hier in der Furcht Gottes, der Weisheit Anfang, in der Liebe Gottes, die keine Furcht mehr hat, ihr Ende erkennen.

### Christliche Sinnbilder auf Gräbern.

Daß manche Mängel uns nicht mehr auffallen, weil sie alltäglich und allgemein sind, ist eine bekannte Sache. Aber es kommen unbefangene Stunden, worin uns die Sachlage ganz ungesucht in ihrer kümmerlichkeit und Ideenlosigkeit vor die Seele tritt. Daß unsere Gottesäcker in der Regel der sinnigen Kunst, ja sogar des einfachen christlichen Sinnbildes — wenn wir das Kreuz ausnehmen — baar sind, ist eine bekannte Sache. Dies fiel mir ungewöhnlich auf, als ich durch eine kurze Rast des Postwagens an der Hannoversch-Holländischen Gränze veranlaßt wurde, den nahen Gottesacker zu besuchen, welcher eben offen stand, weil Wäsehe darin getrocknet wurde. Es schienen größtentheils Protestanten hier begraben zu liegen. Die Grabsteine hatten außer den Inschriften häufig Sinnbilder, aber welche? die Sanduhr, den Schmetterling, nebst der Hülle, welcher er entsiegt, eine Urne, das Thranengefäß, den Mohn. Die Armlosigkeit und Geislosigkeit, welche sich im Ganzen aussprach bei einer Art Luxus in Vergoldung und Zierrathen, machte auf mich einen etwas bestimmteren Eindruck, als sonst gewöhnlich. Wie erstaunte ich aber, als ich auf einer Wanderung am Bierwaldstädter-See hin eines Abends auf einen katholischen Gottesacker kam, und neben der größten Redseligkeit in den Inschriften, neben Piederberken, welche der trivialeren Sorte des Nationalismus angehörten, ungefahr dieselben Sinnbilder fand. So freudig wir sonst ein Zeichen der Einheit über Protestantismus und Katholicismus begrüßen, so konnte ich nicht umhin — diese Übereinstimmung schien mir unter den Gegensätzen zu liegen.

Ich sah übrigens hier nur, was ich auf dem, nach den Unterschieden der Geldaristokratie angelegten Frankfurter Friedhofe und dem Père la Chaise in Paris längst gesehen hatte, die Haltungs- und Ideenlosigkeit unserer Zeit dem Tode, dem Grabe, der Ewigkeit gegenüber. Aber diese auch auf den Gottesäckern

von abgelegenen Dörfern zu finden, welche ein Paar hundert Stunden von einander entfernt sind, unter ganz verschiedenen Umgebungen, auf katholischen, wie in protestantischen, das befreudete mich viel mehr, that mir ungleich mehr wehe, als in jenen großen Städten. — Der Grund dieser Erscheinung liegt sonder Zweifel sehr tief, es ist nicht eine zufällige Vernachlässigung dieser Seite der Kunst, es liegt nicht an den Künstlern, das heißt, nicht an ihnen mehr, als an Anderen. Aber wie in geistigen Dingen nichts bloße Wirkung ist ohne Rückwirkung auf die Ursache, so gewiß auch hier der Mangel an christlichen Ideen in den Sinnbildern auf den Gräbern hegt und trägt die Gedankenlosigkeit und Schwachgläubigkeit der Menge dem Tode gegenüber, Angesichts von Grab und Unsterblichkeit. Darum schien mir der Gegenstand der Mühe werth, ihm nachzugehen. Unsere Zeit hat ja einen starken Anlauf genommen, die Monumentalkunst auszubilden. Das Luthers-Monument war eines der ersten; nachdem mehreren anderen „großen Männern“ Monumente gesetzt worden, will jede Stadt, welche einen anständigen Marktplatz hat, auch „so ein Ding,“ auch ihren großen Mann haben. Einige Städte schicken sich an, das Unmögliche zu leisten, wir werden demnächst einige neue große Männer unter uns aufstehen sehen. Kurz, die Richtung nicht eben des Jahrhunderts — das wäre von der Zeit der Eisenbahnen zu viel verlangt —, die des Jahrzehends oder des Augenblicks, geht auf das Monument; das evangelische Christenthum will mit dem Apostel Allen Alles werden, so weit es sich mit seinem Wesen verträgt; die Verirrung einer Geistesrichtung aufs Eitle mag in ihrem primum movens liegen, aber die göttliche Wahrheit hat eine so starke Attraktionskraft, daß man nie an ihrer Wirkung verzweifeln darf. Jede Zeitrichtung, ja Verirrung ist zugleich eine Mahnung an die Kirche, an christliche Wissenschaft und Kunst, zumal wenn es so sehr vor Augen liegt, daß diese irgend eine Seite des Lebens haben brach und unbeachtet liegen lassen. Allerdings hält es Mancher für fromm, zu klagen, daß ihm Unkraut gewachsen derweil er geschlafen.

Diese Gedanken trieben mich, die Sache weiter zu verfolgen; bald überraschte mich die Beobachtung, daß einerseits die gehaltlose Aufklärerei, wie sie anfangs wenigstens mehr auf protestantischem Boden sich aussprechen durfte, tief in die katholischen Gemeinden eingedrungen ist, daß andererseits der sogenannte Jesuitenstyl, der Bombast, die oft abgeschmackten Sinnbilder, welche ihn charakterisiren, in der Protestantischen Kirche sich ganz breit und heimisch gemacht hat. Das äußert sich besonders auch auf den Grabmonumenten des siebzehnten Jahrhunderts. Die Nachweisung im Einzelnen, welcher ich mich durchaus nicht gewachsen fühle, müßte sehr belehrend seyn. Da die Jesuiten ihren Andachtsbüchern viele Kupferstiche beigegeben, so würde die Arbeit nicht einmal viele Reisen verlangen.

Auch in dieser Absicht war mir eine Reise nach Italien höchst wünschenswerth, um die Grabdenkmale der ersten christlichen Jahrhunderte an Ort und Stelle zu sehen. Ich fand sie freilich nicht auf die Art, wie ich erwartet; die Monumente mit ihren Sinnbildern sind beinahe ohne Ausnahme aus den Kata-

komben, so weit diese zugänglich sind, hinweggeschafft worden. Die meisten finden sich in Rom im Vatikan, zumal in dem Gange, welcher von den unteren Loggien in das große Pio-Clementinische Museum und links ab auf die Bibliothek führt. Manche sind in den Vorhallen vor dem Portal einer Kirche eingemauert, wie vor Santa Maria in Trastevere. Dazu müssen noch die Kupferwerke zu Hülfe genommen werden, welche um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Rom erschienen sind und sich allerdings meist getreulich copirt haben.

Manche dieser altchristlichen Sinnbilder sind uns nicht sicher verständlich, so der Pfau, welcher in der Vorhalle genannter Kirche sich findet. Ist sein Schweif das Bild des gestirnten Himmels und der Unsterblichkeit? oder beruht der Gebrauch dieses Bildes darauf, daß die Alten meinten, sein Fleisch verweise nicht? Allerlei Künsteleien der Beziehung und Deutung unterstützten das sehr geläufige Bild des Fisches, das des Einhorns; für uns sind sie todt, desgleichen das gangbarste Sinnbild, der Vogel, öfters dargestellt wie er Beeren ißt. Dem Argerniß des Kreuzes suchten einige Lehrer der ersten Jahrhunderte zu begegnen durch die Nachweisung, daß sich in der ganzen Natur, in den Werkzeugen des täglichen Lebens das Kreuzzeichen finde; so bildet auch der fliegende Vogel vermöge der ausgebreiteten Flügel ein Kreuz. Wie es oft unsicher ist, zu welcher Species von Bäumen der abgebildete Zweig gehört, so geht es auch mit den Vögeln. Die meist grobe Arbeit vermag den Raben, das Sinnbild der Sünde, von der Taube, dem Sinnbilde des heiligen Geistes, nicht bestimmt zu unterscheiden. Beide haben eine specielle Beziehung auf die Taufe, sie finden sich daher nicht selten in Taufkapellen. Das „sich taufen lassen über den Todten“ bei den ersten Christen ist eine nicht gehörig erläuterte oder zu erläuternde Sache. Die mannichfaltige Beziehung der Grabmonumente auf die Taufe ist ganz evangelisch, da wir aber nicht mehr auf dieselbe Weise taufen — durch Untertauchen —, so liegt diese Combination von Tod und Taufe schon nicht so unmittelbar vor uns. Ein Sinnbild darf keine Reflexion verlangen. Wie wollten wir überdies die Taufe darstellen? — Doch Eine Beziehung dürfte uns bleiben. Die Taube ist unter Anderem das Sinnbild der Unschuld und findet sich nicht selten auf den Gräbern der Kinder. Dieses Sinnbild empfiehlt sich uns besonders dadurch, daß es biblisch ist; „ohne Falsch wie die Tauben,“ sollte das von dem getauften Kinde nicht gelten? Weniger dürfte es passen, Tauben als Sinnbild ehelicher Eintracht auch jetzt noch auf die Gräber von Ehegatten abzubilden. Die sinnliche Sentimentalität hat sich dieses Bild angeeignet. Da wir nun eben an den Vögeln sind, so mag beiläufig gemeldet werden, daß das uralte Symbol des Pelikans auch jetzt wieder in Rom in Gang kommt. Die Meinung der Alten, er verwunde sich in der Brust, um seine Jungen zu nähren, machte ihn zum Sinnbild der Erlösung in Christo. Der gegenwärtige Papst hat aus dem Wappen des Ordens, welchem er angehörte, den Pelikan in sein päpstliches Wappen aufgenommen und deshalb findet man ihn nun auch in kirchlichen Dekorationen wieder, ohne daß jedoch die ursprüngliche Bedeutung



bewußt schiene. — Bei dem Studium der alten Grabmonumente überraschte mich die Beobachtung, daß zwar sehr häufig auf demselben Denkmale Beziehungen auf Abendmahl und Taufe, aber nicht auf die anderen katholischen Sakramente vorkommen. Die beiden Sakramente sind öfters angedeutet einerseits durch die Speisung der Tausende durch Christum, andererseits durch Moses, der aus dem rothen Meere aufsteigt. Beim Abendmahl ist das Trinken sowohl durch die Samariterin am Brunnen, durch Moses am Wasserfelsen, als durch Brodte das Essen besonders hervorgehoben.

Wir sehen aus dem Bisherigen, daß die ersten Christen sich nicht scheuten, Sinnbilder zu schaffen oder sich anzueignen, welche nur durch eine Art gemeinen Aberglaubens erklärt werden mochten. Ja einige erinnern grade an die heidnische Mythologie; der Phönix stellt die übernatürliche Geburt und die Auferstehung Christi dar; auch Orpheus, an seiner Pnygischen Mühe — jetzt dem Zeichen des fanatischen Republikanismus — erkennbar, findet sich auf den Gräbern der Christen; statt seiner auch die Veier, die Bezähmerin der Leidenschaften, das Sinnbild der christlichen Religion. Sie dürfte auch jetzt noch die Gräber der Christen zieren, zum Zeichen, daß der Gestorbene nun Gott nach einer anderen, höheren Weise lobe. Wir lernen aber aus dem eben Erwähnten, daß die ersten Christen nicht gar ängstlich in Bildung ihrer Sinnbilder waren, und wenn sie heidnische Vorstellungen sich dabei zu Nütze machten, so dürfen auch wir auf Zeitvorstellungen Rücksicht nehmen, wenn sie auch nicht unmittelbar evangelischen Ursprungs sind.

Damit will aber nicht gesagt werden, daß die erstgenannten, vielverbreiteten Bilder auf Gräbern zu empfehlen seyn. Die Sanduhr gehört dem siebzehnten Jahrhundert an und will nichts besagen, als daß der im Grabe Liegende sterben mußte, was trivial ist. Der Mohn ist den meisten Leuten unverständlich; ich habe Leute sagen hören, daß er sie mehr an König Tarquinus erinnere als an den Todeschlaf. Die Thranengefäße und Urnen sind auch dem Volke durchaus unverständlich und weisen eben so wenig auf etwas Höheres hin; in all dem drückt sich kein Glaube, keine Hoffnung, nur im letzten Bilde irdische Liebe und Trauer aus. Anders ist es allerdings mit dem Schmetterling, welcher froh seiner Hülle entschwebt; das ist doch nicht, als wären wir wie die, so keinen Trost haben. Ich glaube, dieses Bild gehört der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an und zwar den frömmeren Dichtern, wie Klopstock. Aber etwas Anderes ist ein Gedicht, etwas Anderes ein Sinnbild für ein Monument, etwas Anderes Papier, etwas Anderes Stein. Ein steinerner Schmetterling ist ein hölzernes Schürfeisen; Bildhauer ersten Ranges haben sich durch den Mythos von Amor und Psyche veranlaßt gesehen, den Schmetterling in Marmor auszuhaun. Aber selbst ein Schmetterling von Thorwaldsen's Meißel ist ein trauriger Vogel.

Außer den genannten finden sich noch einige andere Bilder auf unseren Grabsteinen, z. B. der Genius, hie und da ein Engel mit gesenkter Fackel, ein schönes Bild des Griechischen

Alterthums, welches jedoch die ersten christlichen Jahrhunderte nicht angenommen haben. Was der Genius auf einem christlichen Gottesacker zu thun hat, ist schwer abzusehen; sogar der Glaube der ersten christlichen Jahrhunderte an Schutzgeister bietet keinen Anknüpfungspunkt, zumal wir diesem Glauben durchaus entwichen sind. Ein Kunstmotiv mag im Allgemeinen schön seyn; wenn es nicht paßt, wenn es der Aufgabe nicht entspricht, wenn es zu den umgebenden Räumen in keinem Verhältniß steht, so ist es in Gefahr, einen anderen Eindruck, als den des Schönen hervorzubringen. Auf dem Friedhofe in Frankfurt findet man allerlei Genien und Engel, ohne daß man bei den meisten sagen könnte, es sind biblische Engel oder es sind die Verstorbenen. Die Weiber finden Engel am Grabe des Herrn, daher wäre das Bild eines Engels oder einiger Engel auf dem Grabe durchaus der evangelischen Anschauungsweise gemäß; wer auch nur an Unsterblichkeit glaubt, sieht in ihnen die Darstellung, die Personifizierung der göttlichen Vorsehung, welche die Todten unter ihren Schutz nimmt. Auf die Stellung des Engels käme dabei viel an. Sie könnte z. B. motivirt seyn durch Luc. 24, 5. 6.: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden.

Auch die Schlange, als Kreis, das alte Sinnbild der Ewigkeit, mittelbar auch der Unsterblichkeit, finden wir auf den Grabdenkmälern unserer Zeit. Diese Figur ist durch den Pompejanischen Geschmack vollends Mode geworden. Die Schlange ist in der Bibel und den ersten Christen das Bild des Satans, des Götzendienstes, auch der Weisheit; den Gnostikern war dieses Bild sehr geläufig, wie die Abraxassteine zeigen. Nach meinem subjektiven Gefühle drückt die Schlange mehr den Begriff der Ewigkeit, die leere Ewigkeit aus, als das ewige Leben. In Verbindung mit den ineinander geschlungenen Händen hat dieses Bild wenigstens einigen Gehalt — die Ewigkeit des Bundes der Seelen. Doch ist zu bezweifeln, ob es auch so auf dem Grund und Boden der christlichen Gemeinde wurzeln könne.

Das Kreuz ist zum Glück noch das herrschende Zeichen auf den Gräbern, die protestantische Bilderstürmerei hat es wenigstens hier nicht gestürzt. Schön ist die Tradition, welche sich nicht bloß in katholischen Orten erhalten hat, daß mitten unter den kleinen Kreuzen auf den Gräbern ein großes hervorragte. Wenn wir uns von unserem protestantischen Bewußtseyn Rechenschaft geben, es in den Begriff fassen, stellt sich uns das Kreuzeszeichen dar als Sinnbild der Sündenvergebung, welche auch den Sieg über den Tod in sich schließt. Auf alten Bildern sehen wir Christum mit dem Panier des Kreuzes aus dem Grabe hervorgehen und in der Unterwelt erscheinen; es ist das Zeichen seines Sieges und Triumphs. Für uns hat das Kreuzeszeichen diese Bedeutung sehr verloren. Liegt das an einer einseitigen Auffassung der evangelischen Lehre? — Unser Glaube an unsere Auferstehung beruht unmittelbar auf Christi Auferstehung, nur mittelbar auf seinem Veröhnungstode.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 20. November.

N<sup>o</sup> 93.

## Zeichen der Zeit.

Im Sommer d. J. fand zu Königsberg in Preußen eine Höheren Orts veranlaßte Versammlung der Gymnasial-Direktoren aus der Provinz Preußen statt, um, wie es von Zeit zu Zeit geschieht, gewisse das Gymnasialwesen betreffende Gegenstände gemeinsamer Berathung zu unterwerfen. Dieses Mal befand sich auch „der Religionsunterricht für Gymnasien“ unter der Zahl dieser Gegenstände, und die Verhandlung mußte um so wichtiger werden, als die Einführung eines den Zeitbedürfnissen entsprechenden Lehrbuches der christlichen Religion in die Berathung gezogen werden sollte. Was von dem Erfolge dieser Berathung, welche am 10. Juli d. J. stattgefunden hat, bisher in's Publikum verlautet hat, ist entweder unbefriedigend oder wenig glaubhaft. Wir wollen uns daher einzuweilen der Hoffnung hingeben, die so achtbare Versammlung habe dem ausgebreiteten Vertrauen, dessen Träger sie ist, durch eine unbefangene, ernste und erspriessliche Erwägung des überaus wichtigen Gegenstandes in einer Weise entsprochen, welche eben sowohl der Behörde als den katholischen Kollegen begründete Achtung vor der in unseren evangelischen Gymnasien stattfindenden Vertretung des kirchlichen Interesses einzuflößen vermag.

Mit Beziehung nun auf diese Verhandlung hat es der Direktor des Königl. Gymnasiums in Königsberg, Gotthold, für angemessen gehalten, einen Aufsatz von 44 Seiten unter dem Titel: „Vorläufiges über den Religionsunterricht in Gymnasien“ in das Juliheft der Preussischen Provinzialblätter einrücken und auch in besonderen Abdrücken erscheinen zu lassen. Im Vergleich mit früheren Aufsätzen ähnlicher Art, womit der Verf. von Zeit zu Zeit vor dem leselustigen Publikum erschienen ist, trägt der vorliegende in einer so auffallenden Weise das Gepräge der heranahnenden Altersschwäche, daß man ihn seinem Schicksale überlassen könnte, wenn nicht der materielle Gehalt desselben Zeugniß von einem Geiste gäbe, gegen welchen zu zeugen das erklärte Geschäft der Ev. K. Z. überhaupt und hier um so mehr ist, als bei dieser Veranlassung recht deutlich hervortritt, in welcher Weise jener Geist sein verwüsthendes Spiel auf dem edlen Boden des Gymnasiallebens treibt. Dem Verf. wird auch die Besprechung seiner Schrift in diesen Blättern um so weniger unerwartet kommen, als er durch einige, dem Alter nicht gerade wohlthunende, etwas possenhafte Verbeugungen gegen unsere Zeitung (S. 103. 123.) deutlich genug im Voraus zu erkennen gibt, wessen er sich von uns zu versehen hat, ja vielmehr uns indirekt herausfordert.

Oftensiv bewegt sich der vorliegende Aufsatz um zwei Fragen. Zuerst ist es diese: „Welchen Standpunkt soll ich

als Direktor bei der Berathung über den Religionsunterricht der Gymnasien einnehmen?“ Nach einer vorläufigen Beantwortung derselben, die dahin geht, daß „der Direktor alle Hauptrichtungen in der evangelischen Confession zu vertreten und, trotz seinem persönlichen Glauben, keiner einen Vorzug vor den übrigen einzuräumen hätte“ — löst sich dieselbe Frage in eine allgemeinere auf, deren Besprechung auf das Resultat führt: „Alle evangelischen Christen, welches besondern Glaubens sie auch seyn mögen, haben gleiche Ansprüche an die Evangelischen Kirchen und Gymnasien, und kein Gymnasial-Direktor ist berechtigt, den Religionsunterricht weder nach seinem persönlichen Glauben noch nach dem Glauben irgend einer einzelnen evangelischen Fraktion einzurichten und zu ertheilen oder ertheilen zu lassen, vielmehr ist es seine Pflicht, jedem evangelischen Glaubensgenossen, so weit es überhaupt und unter den gegebenen Umständen möglich ist, gerecht zu werden und sein religiöses Bedürfniß zu befriedigen.“ Per varios casus kommt es endlich nach vielen Nach- und Vorfragen zur zweiten oder zur Hauptfrage selbst: „Wie soll der Religionsunterricht in Gymnasien nach Inhalt und Form beschaffen seyn?“ Diese wird dann — die langen Anmerkungen abgezogen — auf etwa sechs Seiten abgethan. In Septa, Quinta und Quarta „keine Glaubenslehre — biblische Geschichten, besonders des A. T. — aus dem Leben moralischer und frommer Männer, besonders (!) christlicher aus allen Zeiten — gelegentlich biblische Geographie, äußere Kenntniß der Bibel und, als etwas Wesentliches, Kenntniß von Gott, insofern er Vater aller Menschen ist, nicht als der Gott der Christen, seine Eigenschaften und seine Regierung der Welt.“ In Tertia „Erläuterungen des Vaterunsers, der Bergpredigt und einiger anderen Reden Jesu nebst solchen Capiteln aus den Episteln, welche sich nicht auf die Glaubenslehre beziehen“ — der Zeit nach ungefähr parallel mit dem Confirmationsunterricht der Schüler. Für Prima und Sekunda vor allem sonst etwa nöthig Befundenem „eine Darlegung der Hauptlehren des Christenthums, historisch, kritisch und philosophisch, doch nach keiner bestimmten philosophischen Schule.“ „Der Lehrer muß dabei als trockener Referent und Unterfucher dastehn, der seine persönliche Überzeugung nie hervortreten läßt, außer wenn sie über jeden Zweifel (!) erhaben ist.“ Jedoch wird „der Lehrer schlechterdings abgewiesen, dem das Christenthum nichts als ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung ist“ und wie er selbst „voll Begeisterung und Andacht“ für sein Lehrobjekt seyn soll, so ist es „seine erste und letzte Aufgabe, begeisterte, innige, dauernde Liebe Gottes, Christi und seiner Lehren in seinen Schülern zu begründen, und dies zu erreichen darf er kein auf Wahrheit ruhendes Mittel ver-



schmähen, z. B. das Leben ausgezeichneter Märtyrer und anderer frommer Christen aller Zeiten. Es wird hiebei nichts schaden, wenn diese Männer zuweilen einen Glauben zeigen, der hart an den Köhlerglauben streift; das wahre Wesen des Christenthums hatten sie gleichwohl in sich aufgenommen u. s. w.“ Der Verf. schließt diese seltsame Ausführung mit den Worten: „Welchen Werth mein Vorschlag habe, das mögen Kenner entscheiden; ich habe wenigstens die Überzeugung, daß er, richtig ausgeführt, zum wahren Christenthum führe.“

Wir verdanken dem Herrn Direktor keinen Augenblick diese seine Überzeugung, und, wenn er will, auch die sehr charakteristische, naive Versicherung der eigenen Zufriedenheit mit dem event. Ausfall seiner selbsteigenen Projekte; er wird aber auch uns (und das wissen wir vorweg) nicht verdanken, wenn wir der grade entgegengesetzten Meinung sind; ja wir wagen es, zu besorgen, daß auf dem vorgezeichneten Wege der Plan selbst schwerlich je zu seinem eigenen Ziele, einem Christenthum nämlich auf Herrn Gotthold's Manier, gelangen werde. Denn abgesehen davon, daß er auf dem ganzen Wege nirgends zu Christo selbst kommt, der doch jedenfalls zum Christenthume wesentlich gehört, so dürfte es bei der dermaligen Beschaffenheit menschlicher Natur doch gar zu schwierig seyn, einen Religionslehrer zu finden, welcher die für Prima und Sekunda gestellte Aufgabe zu lösen im Stande wäre, ein Philosoph wäre und doch keine philosophische Schule hätte, den Sinn der verschiedenen Lehren nach der Vernunft zurechtlegte, aber ja nicht nach irgend einer individuellen, also auch nicht nach seiner eigenen Vernunft, und endlich durchaus nur als trockener Referent und kalter Anatom mit dem corpus doctrinae christianae verführe, dabei aber voll begeisternder Begeisterung wäre über den unter seinem kritischen Messer blutenden und hinsterbenden Leib christlicher Lehre! Ein so seltenes Naturspiel scheint auch der von dem Direktor (nach S. 121.) befragte Religionslehrer, vielleicht der des eigenen Gymnasii selbst, keineswegs zu seyn, der im Gegentheil auf eine sehr trockene Weise alle fremde Einmischung in sein Fach abweist und sich dermaßen handfest auf den Boden der eigensten, und wenn man will eigensinnigsten Subjektivität stellt, daß er sich für sich und seine „Anschauungen und Überzeugungen“ einen noch viel größeren Spielraum ausbittet, als es den Lehrern der Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, Sprachen zc. irgend vergönnt ist. Abgesehen nun von alle den Widersprüchen, welche Herrn Dir. Gotthold in der Begeisterung für seinen Plan unglücklicher Weise entwischt sind, ersieht man aus dem obigen Abrisse ohne Mühe, auf welchem Standpunkte derselbe mit seinen Ansichten von dem fraglichen Gegenstande selber steht. Bei aller Präension, mit der er auftritt und verheißt, in das räthselhafte Gewirre widersprechender Ansichten der Gegenwart das weiße Wort unzweifelhafter Lösung zu sprechen, kann er es nicht verbergen, daß er im Punkte des Christenthums seit fünfzig Jahren „nichts vergessen und nichts gelernt“ hat. Sein Standpunkt ist der des flachsten und bornirtesten Nationalismus der achtziger Jahre und sein Vorschlag, die christliche Religion auf vier Klassen mit Umgehung alles spe-

cifisch Christlichen und auf zwei Klassen mit methodischer Erziehung desselben zu lehren — dieser triviale Vorschlag erinnert lebhaft an jenen Scholastikus, der einem Patienten im Ernste riet, sich den Kopf abzuschneiden, um nicht mehr Kopfschmerzen zu haben. Wie sonderbar, mit solchen längst abgestandenen Ansichten als mit einer neuen Entdeckung hervorzurücken! und welche eine Indolenz in einem Gymnasial-Direktor, alle die mächtigen Bewegungen auf dem theologischen sowohl, als dem philosophischen Gebiete seit Kant's Zeit so vollkommen zu ignoriren, daß er mit seinem bestäubten Nockoko auch bei der vorliegenden sehr ernstlichen Frage noch Glück zu machen verhoffen kann! — Einer seiner Collegen, Herr Richter in Quedlinburg, hat neulich, wie es auch in dieser Zeitschrift besprochen ist, in einer gedruckten Festsrede sich ohne Fehl zum Pantheismus modernisier Aufzucht bekannt, und zur Feier der Reformation eine abermalige Sublimierung der Evangelischen zur freien, Germanischen Kirche angekündigt. Der Mann ist auf offenbarem Abwege, aber auf einem verzeihlichen. Er ist von dem Strome der Zeitspekulation fortgerissen und beweist es doch eben in seinem Irrthum, daß er sich fortbewegt. Darum hat er auch einen Gegner gefunden, der mit ihm einen ritterlichen Gang gegangen ist und mit den blanken Waffen der Wissenschaft, dem Schwerdte des Geistes, ihn seines Irrthums überwiesen hat. Was soll man aber mit diesem Manne des Stillstandes machen, an dem fünf Jahrzehende mit ihren gewaltigen Lehrstimmen spurlos vorübergegangen? — Wir wissen es wohl, was wir mit ihm zu machen gehabt, wenn sein Vergehen nichts weiter, als jener Unfall von Rathschlag gewesen; nun aber ist's nicht bloß diese Fehlgeburt über die zwei Fragen (schade, daß es nicht „vier Fragen sind!), was uns zum Reden nöthigt, sondern vielmehr, was damit zusammenhängt und was eben den unbedeutenden Aufsatz zu einem Zeichen der Zeit macht.

Der Verf. hat es nämlich nicht dabei bewenden lassen, seine Incompetenz in den vorliegenden Fragen auf möglichst einleuchtende Weise an den Tag zu legen; er hat sich für verpflichtet gehalten, nebenher das Würdige und Heilige mit sehr unwürdigen und unheiligen Redensarten anzugreifen — was bei Manchem vielleicht wenig, bei einem Gymnasial-Direktor ohne Zweifel etwas zu bedeuten hat. Die obenbehandelten Fragen mit ihrer Beantwortung nämlich verschwinden fast vor dem Erguß bitterer Galle und beißender Lauge, welcher der heiligen Schrift und denen, die daran glauben, namentlich den Theologen, gilt, so daß man nur gar zu leicht durchsieht, was dem Schreiber eigentlich die Hauptsache gewesen.

Zuerst macht er sich viel mit der Besorgniß unserer Tage zu thun, daß die Orthodoxen zu irgend welcher Bedeutung gelangen könnten und sucht daher vor allen Dingen in der wohlbekannten Weise seiner fürchtensamen Genossen die sittliche Seite der Gegner zu verdächtigen. Zwar legt er nach der schlaun seyn sollenden Fassung des Aufsatzes seine Besorgnisse zunächst einem Anderen in den Mund, indem er ihn sagen läßt: „unter den Freigeistern und Indifferenten sind die Heuchler eine Ausnahme, unter den Hyperorthodoxen aber sind die ehr-

lichen Leute eine Ausnahme;" aber während hier das Wort „Hyperorthodor“ nur an die Stelle des zuvor gebrauchten „Alt- und Strenggläubigen“ tritt, weiß er doch selbst dieser Äußerung nichts entgegenzusetzen, als: „Ihre Erfahrungen müssen schlimm seyn.“ — Es fällt ihm nicht ein, gegen die Niedrigkeit eines solchen sittlichen Verdammungsurtheils über eine in aller Weise berechnete Glaubensrichtung auch nur ein Wort vorzubringen. Später malt er das Schreckbild, gegen das er zu Felde zieht, ausführlicher ab. Er berichtet (S. 93.), „daß auch jetzt eine supernaturalistisch-pietistische Partei überall das vorthellhafteste Terrain zu occupiren und dort ihre Batterien anzulegen suche, daß sie eifrig bemüht sey, die Universitäten, und zwar nicht bloß die theologische Fakultät, sondern sogar auch die übrigen mit den Ihrigen zu besetzen, und sogar auch die Gymnasien, Bürgerschulen, Volksschulen, Consistorien und Predigtämter; daß sie Philosophie und Geschichte, ja die Wissenschaft überhaupt gern zur bloßen Nachtreterin und Nachbeterin eines supernaturalistisch-pietistischen Glaubensbekenntnisses degradiren und dem vernünftigen Denken einen tüchtigen Riegel vorschieben möchte; daß sie sich in eigenen Zeitschriften des unverschämtesten vernehmen lasse und auch in fremde einzuschleichen suche; daß sie endlich damit umgehe, jedes Lehrbuch zu beseitigen, worin sie auch nur den Schatten eines rationalistischen Gedankens auszuwittern vermöge.“ Man sieht leicht, gegen wen und gegen was alle diese Insinuationen gerichtet sind. Nach tiefen Verbeugungen gegen das „aufgeklärte Preußen,“ gegen „die fortschreitende Intelligenz,“ gegen „die Einsicht endlich des Preussischen Staats“ werden neuerlei höchst gefährliche Folgen einseitiger Begünstigung des supernaturalistischen Pietismus vorgezählt, unter denen Heuchelei, Verachtung der Geistlichkeit, Gewissenszwang, Irreligiosität, Sittenlosigkeit und Religionskriege schauerlich figuriren. Man dünkte, der Verf. sey nun, da es bereits zu Feuer und Schwerdt gekommen ist, mit dem Feuergeschrei am Ende; aber keineswegs. Er setzt wenige Seiten später noch einmal an, in specie das erschreckliche Unglück zu schildern, was aus den theologischen Fakultäten werden würde, wofern dieselben einseitig mit Professoren besetzt würden. Einen Augenblick gibt man sich der Hoffnung hin, er blicke auf beiderlei Einseitigkeit hin, die schriftgläubige und schriftwidrige; aber die nächsten Zeilen lehren, es sey wieder nur eine, gegen welche er angeht, die bewußte. Hier weiß er freilich nur vier heillose Folgen herauszufinden, ja im Grunde sind es nur zwei. Aber nachdem der Herr Direktor nun auf einem Gebiete angelangt ist, das ihn am allerwenigsten angeht und von welchem er am allerwenigsten weiß, wird er, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegt, am allerredseligsten. Er sieht die ganze Theologenzunft, nach dem Abgange „grade der gewissenhaftesten unter ihnen“ in drei Theile zerfallen: „einige wenige rechtschaffene Supernaturalisten, eine Menge Indifferentisten — und eine nicht geringe Anzahl mehr oder minder bewußter — Heuchler.“ Kaum ist das verhängnißvolle Wort „Heuchler“ gesprochen, so geräth unser Feuerwächter in die heftigste Gemüthsbewegung, und macht sofort von den jungen Theologen, deren Gefährdung er eigentlich be-

spricht, einen Abstecher zu den alten, den Geistlichen überhaupt. „Ob es wahr ist,“ sagt er, „daß man die Heuchler vorzugsweise unter den Geistlichen findet, bin ich weit entfernt zu entscheiden, wenn auch Christus selber die Pharisäer, welche sich vor Anderen den Schein der Frömmigkeit gaben, Heuchler nennt, und Friedrich der Große die Priester Leute nennt, „die zur Hälfte Betrüger und zur Hälfte abergläubisch sind,“ was ich, unbeschadet meiner tiefsten Ehrfurcht vor ihm, zum Troste der Ev. K. Z. doch nur etwa zur Hälfte glauben mag;“ und drei Zeilen später versichert er dann noch höhnisch, „daß es ihm mit seiner Halbierung voller Ernst sey.“

Es wird wohl nicht nöthig seyn, darauf hinzuweisen, wie weit einem Menschen das sittliche Gefühl abhanden gekommen oder verdunkelt seyn muß, der mit kaltem Blute ganze Hände voll solchen Koths auf einen Stand zu werfen vermag, der in der dermaligen menschlichen und christlichen Gesellschaft zum wenigsten um nichts minder berechtigt ist als der Stand der Gymnasial-Direktoren, der seine natürlichen Richter immer noch grade wie dieser hat, und der grade in unseren Tagen in einer Fortbewegung begriffen ist, welche nur der böse Wille verkennen kann. Es leidet keine Frage, daß es einzelne Geistliche gibt, welche ihrem heiligen Berufe wenig Ehre machen und sich ihrem wohlverdienten Schicksale nur zu lange zu entziehen wissen; aber es ist eben so gewiß, daß es in keinem Stande an dergleichen Anstößen fehlt. Gesezt, man trüfe irgendwo auf einen Schulmann, der aufgebläht von geckenhafter Selbstzufriedenheit, wie es zu geschehen pflegt, eben so große Blößen auf Seiten seines Verstandes, wie seines Gemüthes gäbe, und es wiederholte sich etwa dieses betrübende Schauspiel hin und her: was würde Herr Gotthold sagen, wenn man auf diesen Grund hin zufahren und sämtliche Schul-Direktoren in zwei Klassen; Ignoranten und Malitiose, eintheilen, oder sich höhnisch dahin verbessern wollte, nicht alle wären dieser Art, nur die Hälfte, — da und da. Wir sind weit entfernt, ein Urtheil dieser Art je fällen, oder billigen zu wollen; wir achten den Stand und die uns bekannten Persönlichkeiten viel zu hoch, wie wenig wir auch des Geistes uns erfreuen mögen, der in unseren Tagen die höheren Bildungsanstalten durchweht. Wir halten aber Herrn Gotthold einen Spiegel hin, seine eigene Gestalt darin zu erblicken, vielleicht steigt dem Herrn Direktor bei diesem Blicke, falls er ihn thut, ein beschämendes Gefühl der Selbsterniedrigung in's Herz, mit welcher er seinen eigenen Charakter besetzt hat, während er den, nicht allein durch seine Bestimmung, sondern zweifellos durch die Mehrzahl seiner Persönlichkeiten ehrwürdigen Stand der evangelischen Geistlichen öffentlich zu mißhandeln sich erfrect hat.

(Schluß folgt.)

## Christliche Sinnbilder auf Gräbern.

(Schluß.)

Nachdem wir nun die Sinnbilder der ersten Christengemeinde uns vorgeführt haben, deren Anwendung auf unsere Verhältnisse



nur sehr bedingt und beschränkt rathsam scheint, nachdem wir die Zeichen geprüft, welche auf unseren Gottesäckern sich gewöhnlich finden, haben wir noch einige Vorschläge aus dem Schatze der alten Sinnbilder und der heiligen Schrift zu machen. Besonders verdienen unsere Aufmerksamkeit die Gleichnißpreden Jesu. — Die fünf klugen Jungfrauen mit den brennenden Lampen zieren nicht selten die Sarkophage; es ist dies jedoch, wie das geläufige Bild des Hahns, mehr eine Mahnung an die Lebenden, ein Vigilante. Auf den altchristlichen Sarkophagen finden sich auch häufig Trauben, wohl mit Beziehung auf das heilige Abendmahl, auf den Tod der Märtyrer. Statt der Traube dürfte aber für uns das Bild der Rebe passender seyn mit Beziehung auf Joh. 15, 1—5. Wenn man es für nöthig hält, setze man unter das Bild den Spruch, bis jenes erst einmal recht gemeinverständliche Sitte geworden ist. — Die Taufe hat durch das Aufgeben des Untertauchens ihre unmittelbare sinnbildliche Beziehung auf den Tod verloren, das Abendmahl verkündigt noch heute ausdrücklich den Tod des Herrn, den Tod des alten Menschen, die Geburt und das Wachsthum des neuen, die Gemeinschaft an dem verklärten, unssterblichen Leibe des Herrn, die Gemeinschaft der Christo einverleibten Glieder unter einander. Eine lebendigere Entwicklung der evangelischen Idee der Kirche, wie sie von uns angestrebt und bald auch zum Gemeingut aller Gemeindeglieder werden wird, muß die tiefe Beziehung des Abendmahls auf unser ewiges Leben nach dem Tode immer mehr in's Licht stellen. Der Kelch ist das Zeichen für das Mahl des Herrn, zugleich für das — bei uns allgemeine — Priesterthum. Daß dieses Sinnbild besonders auf die Gräber der Erwachsenen sich eigne, braucht nicht bewiesen zu werden. An biblischen Sprüchen zur Erklärung würde es nicht fehlen.

Die Schrift nennt Christum so oft das Licht, daß ist er besonders auch in der Nacht des Todes; ein Stern dürfte dieses am einfachsten ausdrücken. Auch 1 Cor. 15, 41. läßt sich darauf anwenden. Aber noch mehr Stoff geben die unmittelbar folgenden Verse: Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich; ein Sämann im Furchenfelde und wenn die Ausföhrung davon zu schwierig schiene — freilich mit etwas veränderter Beziehung — ein Bund Ähren; außerdem daß die ganze Erde so als Acker Gottes erschiene, der Christ als ein Fruchthain, welcher, reich an guten Werken, der Ewigkeit entgegenreift, würde die Garbe auch die Gemeinschaft der Christen ausdrücken. Eine stille Beziehung auf das Brodt im Abendmahl gewänne dieses Zeichen, wenn auf der entgegengesetzten Seite des Steines der Kelch stünde. Auch dieses Sinnbild eignet sich offenbar mehr für Erwachsene. Die Aufgeklärten, welchen in Sachen des Geschmacks und der Kunst das Ansehen der heili-

gen Schrift nicht genügt, mögen zu Gunsten des Sämanns durch Schiller's Glocke überzeugt werden.

Haben wir schon bei den allgemeinen Sinnbildern auf das Alter Rücksicht genommen, so muß es unverwehrt bleiben, daß Einzelne sich Sinnbilder auf das Grab wählen, welche sich auf die Lebenswege beziehen, welche Gott sie geführt, z. B. das des guten Hirten.

Somit wäre also wieder ein unmaßgeblicher Vorschlag durch den Druck — der Vergessenheit übergeben. Das ist ja die Ordnung und das Gesetz unserer Zeit. Unsere Ansichten mögen immerhin hiemit der Vergessenheit übergeben seyn; aber Männer von Einsicht und einigem Einfluß — der Verein gibt aber stets Kraft und Einfluß — möchten wir um der Sache willen auffordern sich zu vereinigen, mit Künstlern, eben nicht mit den am strengsten orthodoxen, mit Künstlern, welche für christliche Ideen empfänglich sind, ernstliche Rücksprache zu nehmen, nach einfachen Zeichnungen bei einem tüchtigen Arbeiter einige der Sinnbilder in Relief auf Steinplatten aushauen zu lassen; vielleicht ist für den Anfang einige Unterstützung mit Geld nöthig; was aber wirklich dem Bedürfniß, das heißt dem Glauben und der Hoffnung der Gemeinde entspricht, wird in Jahr und Tag sich selbst verbreiten. Von den großen Städten sind die unevangelischen Bilder und Dekorationen ausgegangen, von den großen Städten müssen unsere christlichen Sinnbilder auf Gräbern ausgehen. Dixi.

## Nachrichten.

(Darmstadt.) Obwohl die vorherrschende Gesinnung in geistlichen Dingen hieselbst ein schläfriger Indifferentismus ist, so hat doch die Berufung des Professor Fritzsche von Moskau nach Gießen insofern einiges Aufsehen erregt, als die höchst einseitige Begünstigung und Bevorzugung des Rationalismus, welche sich durch eine solche Concentration von Männern der ängstlichen Linken wie Credner, Knobel und Fritzsche kundthut, unverkennbar auf eine zum Grunde liegende Absicht hindeutet. Dies ist um so auffallender, da, wie man sagt, die Berufung der Professoren in Gießen vornehmlich von einem hochgestellten Katholiken abhängt. Ein mit diesem nahe befreundeter katholischer Staatsmann (Jarke) äußerte mehrfach die Ansicht, es gäbe kein sichereres Mittel zur inneren Auflösung der protestantischen Kirche als die Beförderung der Herrschaft des Rationalismus in ihr.

\*) Ein Übelstand ist es, daß sich in Deutschland viel seltener, als z. B. in Paris, eine Mittelklasse zwischen eigentlichen Künstlern oder Bildhauern und dem gemeinen Steinbauer findet.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 24. November.

N<sup>o</sup> 94.

## Zeichen der Zeit.

(Schluß.)

Indeß, es bewährt sich auch in diesem Falle das Wort Christi: „Der Knecht ist nicht über den Herrn. Haben sie den Hausvater Bezekeub geheissen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen.“ Hat doch dieser unbesonnene Eiferer seine Hand gradezu nach dem Heiligen ausgestreckt, es öffentlich zu verhöhn! Er polemisiert nämlich gelegentlich (S. 114 u. f. w.) gegen den Gebrauch des Lutherischen Katechismus in den Gymnasien und namentlich gegen die Behandlung der zehn Gebote auf den unteren Klassen derselben. Und wie? Er meint, „die Abschaffung des Erlernens der zehn Gebote in niederen Volksschulen scheine in unseren Tagen noch bedenklich, da das Volk leicht glauben könnte, mit dem Erlernen sey auch ihr Inhalt und ihre Verpflichtung abgeschafft;“ aber für Leute, wie seine Gymnasialisten, seyen die zehn Gebote nicht zu brauchen; ja, „ich bin fest überzeugt,“ schließt er, „wenn Luther ein Religionsbüchlein für die Jugend unserer heutigen Gymnasien schriebe, daß es ein ganz anderes werden würde, als der Katechismus.“ — Also Luther selbst! Wohlan, so wollen wir hören, was Luther selbst zu solcher Zumuthung zu sagen hat. In der Vorrede zu seinem großen Katechismus spricht er wie folgt: „Wir Deutsche haben solch schändlich Volk und müssen es leiden. Ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die alle seyn mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben. Noch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismus lehret, und lese und spreche auch von Wort zu Wort des Morgens, und wann ich Zeit habe, das Vaterunser, die zehn Gebote, den Glauben, die Psalmen u. s. w., und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gerne wollte, und muß ein Kind und Schüler des Katechismus bleiben, und bleib' es auch gerne. Und diese zarten, ekelen Gefellen wollen mit einem Überlesen flugs Doktor über alle Doktores seyn, alles können und nichts mehr bedürfen. Wohlan, solches ist auch ein gewisses Anzeigen, daß sie beide, ihr Amt und des Volkes Seelen, ja dazu Gott und sein Wort verachten, und dürfen nicht erst noch fallen, sondern sind schon allzu gräulich gefallen, bedürften wohl, daß sie Kinder würden, und das ABC anfangen zu lernen, das sie meinen längst an den Schuhen zerrissen zu haben. Derhalben bitte ich solche faulen Wänste oder vermessene Heiligen, sie wollten sich um Gotteswillen bereden lassen und glauben, daß sie wahrlich, wahrlich nicht so gelehrt und so hohe Doktores sind, als sie sich lassen dünken, und nimmermehr gednken, daß sie diese Stücke ausgelernt haben oder allerdings genug wissen, ob sie es gleich dünkt, daß sie es allzuwohl könnten.“ — Herr

Gotthold mag sehen, wie er sich mit Luther auseinandersetzt. Einen Genossen bei seiner Katechismusreform findet er an ihm offenbar nicht. Freilich, ein Mann wie Luther hatte neben dem demüthigen Sinne, der ihn zierte, oder vielmehr grade seines demüthigen Sinnes wegen auch einen Sinn für das Erhabene, das Tiefe, das Göttlich-Majestätische, was in dem wortfargen Lapidarstyl des Dekalogus beschlossen ist; er war nicht so gänzlich an den Buchstaben verkauft, wie es unser Reformator ächt jüdisch sich zum Ruhme anrechnet; er hatte wirklich den Geist, von welchem der Apostel sagt: „der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“ — und welcher Geist keineswegs „der Herren eigener Geist,“ sondern jener Gottesgeist war und ist, welchen empfängt, der darum demüthig bittet (Luc. 11, 13.). Ja, das war derselbe Geist, der die Gebote gegeben, und der darum keineswegs hineinlegte, was nicht darin wäre, sondern nur auszulegen begann den unerforschlichen Inhalt derselben, wenn er auf sein einfältiges: „Was ist das?“ — jene inhaltschweren Antworten gab, welche bis auf Herrn Gotthold und etliche seines Gleichen noch allezeit ihres reichen Gehaltes, ihrer gebiegenen Reinheit und ihrer prägnanten Kürze wegen bewundert worden sind. Es ist ein Unglück, wenn man nun einmal für solche Schönheit keinen Sinn hat, und die Schrift hat's auch vorgesehen, wenn sie spricht: „Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes (τὰ τοῦ πνεύματος τοῦ θεοῦ); es ist ihm eine Thorheit; er kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet seyn.“ — Statt aber sich umzusehen, wo man doch etwas herbekäme von dem gut Lutherischen Sinne, der den Katechismus verstünde, radotirt unser Autor auf folgende Weise über den erhabenen Anfang desselben.

„Das erste Gebot: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir.““ Vortrefflich für eine rohe Horde, die unter Polytheisten im Monotheismus erhalten und erzogen werden soll; aber für uns? Glauben wir doch so wenig viele Götter, daß man Einige nicht einmal von dem Daseyn des Einen Gottes überzeugen kann.“ Wir wollen an das Verfehlte dieses armen Wiges, wonach der Glaube an viele Götter eine schwerer zu ersteigende, folglich höhere Stufe des Glaubens seyn müßte — nicht erinnern; aber welch eine armselige Flachheit, zwischen Polytheismus und Monotheismus nichts weiter als eine numerische Verschiedenheit finden zu können, und keine Ahnung davon zu haben, wie doch jede noch so krasse Form des Polytheismus im Grunde nichts als ein Abfall von und innere Auflehnung gegen den Einen wahren Gott, kurz derselbe Unglaube sey, der sich in unzähligen Gestalten überall, nicht bloß unter den Heiden findet, so daß doch Luther wahrlich! nicht nur nichts Anderes übrig blieb zu sagen, sondern auch nichts



Treffenderes von ihm gesagt werden konnte auf die Frage: Was ist das? — als dieses: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und ihm allein vertrauen.“ Wenn also hiebei unser Kritikus überaus vornehm hinzusetzt: „Freilich sagt Luther, das heiße so; aber, wenn Moses dies gemeint hätte, so hätte er's auch gesagt, nicht jenes;“ und gleich darüber her von Luther's quid pro quo, Alexandrinischem Judenthum, Auslegern Homer's, Augustin, Diplomaten und Jesuiten einen überaus gelehrte aussehenden Brei zusammenrührt: so hat er mit alle dem nur seiner eigenen Geistlosigkeit, mindestens in diesem Punkte, ein Denkmal gesetzt. Er hat aber dabei auch seine gänzliche Incompetenz in diesen Dingen an den Tag gelegt. Denn sein ganzes Argument, daß Moses an jene Katechismusauslegung des ersten Gebots nicht gedacht habe, daß das für ihn viel zu hoch gewesen und bloß (wahrscheinlich diplomatisch und jesuitisch) von Luther unter Assistenz der Alexandrinischen Juden, der Augustinischen Exegese u. s. w. untergeschoben sey — das alles zerfährt in den Wind, wenn er einen Blick auf Marc. 12, 29. 30., oder gradezu auf 5 Mos. 6, 4. 5. geworfen hätte, wo Moses selbst den Satz: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr,“ sofort durch den anderen commentirt: „Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen 1c.“ Wie sonderbar nimmt es sich hienach aus, wenn unser Katechismus-Reformator, um doch nicht am bloßen Tadeln zu bleiben, zum Schlusse seiner Herzensergießung nun auch noch den Anfang wenigstens eines christlichen Katechismus zum Besten gibt und womit beginnt? — Eben mit jenem Worte Moses, 5 Mos. 6, 5.: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn 1c.“ dessen Benutzung er Luther'n selbst in seinem Katechismus so höflich verübelt, und davon er in der zweiten Frage seines eigenen Erzuignisses (woher wissen wir das?) versichert, daß es unser eigenes Herz und dann auch wieder Gott selber durch den Mund Jesu Christi befohlen habe; obgleich beides nicht wahr ist. — Und dieser Mann wirft Luther'n ein Quid pro quo vor! — Was nicht Alles zu Tage kommt, wenn ein Mann, der viel weiß, Alles zu wissen sich dünkt, und neben dem Allen doch das goldene Sprüchlein vergißt: ne sutor ultra crepidam! — Die folgenden Gebote werden in ähnlicher Weise verspottet. Da aber das Bisherige schon hinreicht, Herrn Gott-hold zu charakterisiren, so sind wir froh, ihn nicht länger begleiten zu dürfen.

Wem wäre es unerwartet, daß mit dem wiedererwachten Christenthum auch der Antichrist sich wieder erhoben hat und je länger, je heißer der Kampf gegen die uralte Lüge geboten wird: aber das ist ein Zeichen unserer Zeit, ein unseliges Privilegium der Evangelischen Kirche des neunzehnten Jahrhunderts, daß sie die zukünftigen Kämpfer für die göttliche Wahrheit von erklärten Gegnern, Verächtern und Spöttern derselben schulmäßig aufziehen läßt.

## **Sendschreiben aus der Provinz an den Herrn Herausgeber der G. R. Z. und Wünsche und Bitten an die Berliner versammelte Synode der Geistlichen.**

Die Leipziger Allg. Zeitung bringt uns Provinzialen, die wir sonst auf anderem Wege nicht viel von der Hauptstadt vernehmen, Kunde von der dort zusammengetretenen Synode der evangelischen Geistlichkeit der Residenz. Unsere Hoffnungen und Wünsche für das Emporblühen der Kirche heften sich an dieselbe. Solche Gesinnungen auszusprechen ziemt Laien, die es mit ihrer Kirche treu meinen, nicht minder als Geistlichen. Vielleicht, daß ein treugemeintes offenes Wort der Wahrheit eine gute Stätte findet.

In der G. R. Z. ist kürzlich (Nr. 71.) die Rede gewesen von „einer edlen, hohen und reinen Priesterlichkeit,“ einer „bewussten und aller äußerlichen Manier fernstehenden Haltung und Amtswürde.“ O! daß sie doch recht allgemein würde! — Nicht zu verkennen ist, daß mit dem neu erwachten Glaubensleben auch ein edlerer Sinn, ein tieferes Gefühl ihres hohen Berufs, besonders die jüngere Generation der evangelischen Geistlichkeit, welche das Gift des Verstandeshochmuths und der Aufklärung noch nicht in sich gesogen, sondern auf Universitäten von gläubigen Theologen angeregt ist, belebt. Aber leider sieht es zum Theil noch sehr traurig mit der großentheils rationalistisch verflachten, der Aufklärungszeit angehörigen, oft so ganz unwissenschaftlichen und versunkenen Geistlichkeit der älteren Generation, welche in der Abgeschiedenheit des Landes keine Gelegenheit und keinen Trieb zur Fortbildung hat. Es versteht sich von selbst, daß hier nur von einem Theile, der sogenannten verbauerten Geistlichkeit die Rede ist, und daß über den Stand selbst im Allgemeinen nicht soll geringschätzig abgeurtheilt werden, da es Gott sey Dank noch genug würdige Träger des geistlichen Lebens auch unter dem älteren Geschlecht der aufgeklärten Zeit gibt. Aber von den Launen, von den Matten und Bervweltlichten gilt, was unser Herr sagt in der Bergpredigt: „Wo aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinaus-schütte, und lasse es die Leute zertreten.“

Schreiber dieses gehört wahrlich nicht zu den Feinden der Geistlichkeit, welche überall ihre menschlichen Schwächen aufzudecken streben; noch weniger möchte er ein Denunciant oder Verläumder seyn. Allein eingedenk der allgemeinen Christenpflicht, auch seines Theils die Schäden der Kirche zur Sprache zu bringen, damit sie Heilung finden (vielleicht daß diese Worte der Hochwürdigen Berliner Synode zu Gesicht kommen und sie sich kräftig in edlem Standesgeiste der Abhülfe solcher Schäden annimmt! —), fühlt er sich innerlich berufen, auf einige Punkte kirchlicher Gebrechen die Aufmerksamkeit derer, die es mit ihrer Kirche treu meinen, zu lenken.

Es ist besonders unter der Rheinländisch-Westphälischen Geistlichkeit vielfach die Rede gewesen — wie uns die Allg. meine Darmstädter Kirchenzeitung berichtet hat — von Wie-

der Einführung einer Kirchenzucht. Schreiber dieses erlaubt sich von seinem Standpunkte aus kein Urtheil, inwiefern dieselbe zeitgemäß eingerichtet werden könnte, und ob sie überhaupt anwendbar wäre. Ein Hohes Ministerium erwiderte in einer Antwort auf die Gesuche der Rheinischen Provinzial-Synode um Einführung einer Kirchendisziplin (— so viel sich Referent erinnert —), daß die Einführung einer Kirchendisziplin nicht zeitgemäß erscheine, daß aber die Disziplin zunächst auf das Leben und die Amtsführung der Geistlichkeit geschärft angewandt werden solle, um hier zu beginnen. In wie weit dies Versprechen ausgeführt ist, weiß Berichterstatter nicht zu sagen; — auch weiß er recht gut, daß den Hohen Königl. Behörden, welche das Gute und Geistliche eifrig zu fördern bemüht sind, Vieles entgehen kann und wird, was in dem Dunkel der Provinz vorfällt, weil Niemand es bei ihnen zur Sprache bringen mag. Nur mit Schmerz bringt Ref. folgende Vorfälle zur öffentlichen Kunde, die bei früherer rücksichtsloser Anwendung einer Disziplin gegen die Geistlichkeit nicht hätten sich zutragen können.

In dem Inquisitoriate eines Stadtgerichts sitzen jetzt gefangen Frau und Tochter eines Landpredigers, des Kindermordes angeklagt und verdächtig. Unter grauenhaften Umständen soll man die Gebeine eines neugeborenen Kindleins unter einem Waschkessel in der Asche gefunden haben. Die Gemeinde selbst hat die grauenvolle That dem Gerichte angezeigt, da schon öfter Schwangerschaften in dem Predigerhause sollen plötzlich verschwunden seyn. Wer nun unsere Landleute kennt, wer unter ihnen lebt und weiß, wie schwer sich ein Bauer zu einer Anzeige an die Obrigkeit entschließt, der wird daraus schließen müssen, daß die Gemeinde bereits durch den früheren Lebenswandel der Predigerfamilie aufs Äußerste empört gewesen seyn muß. Und wirklich soll leider seit mehreren Jahrzehnten das Predigerhaus ein Bordell gewesen seyn, in welchem die Knechte des Dorfes und herumwandernde Hausirjuden schamlose Unzucht getrieben. Auch erzählt man, es sey der schwache Ehe- mann und Vater, der Ortsprediger, mehrfach von seinen geistlichen Vorgesetzten verwarnt. — Aber da das Verbrechen nur wenige Meilen von der Hauptstadt und dem Sitz der Behörde entfernt vorgekommen, und der Lebenswandel des Predigerhauses landrühlich war — und zwar schon seit Jahrzehnten —, so ist es doch unerklärlich, wie solch Ärgerniß hat so lange geduldet werden können? — Wäre nicht dem Prediger von Seiten seiner geistlichen Oberen aufgegeben gewesen, sich von seinem offenkundig ehrebrecherischen Weibe zu scheiden? Hätte er nicht, da sein Einfluß in der Gemeinde untergraben war, wenn die Untersuchung zeigte, daß er ohne Schuld an dem Ärgerniß seines Hauses war, mindestens versetzt werden müssen? — Welche Verwilderung ist nun nach dem langen Anblick der Gräuel in dem Leben der Gemeinde eingetreten! — Jetzt, bei dem Ausbruch der schon lange gereiften giftigen Eiterbeule, hat die Gemeinde sich vereinigt, bei dem schwachen Vater und Gatten, der wissenschaftlich oder unwissenschaftlich solch Ärgerniß geduldet, nicht mehr in die Kirche zu gehen. O daß baldige Hülfe käme! — Was kann

aus dem religiösen und christlichen Leben einer Gemeinde werden in solchem Zustande eines Interdicts, wenn sie sich alles kirchlichen Lebens entwöhnt! — Wehe, wenn ein langes trauriges Interimisticum einträte, wie sich oft viele Jahre dergleichen Ärgernisse ohne Absicht in langwierigen Untersuchungen fort- schleppen oder vertusch- und übersehen werden.

Daß doch rechte Wachsamkeit auf die Hirten selbst von ihren Oberhirten geübt würde, daß man doch überall nicht nach Zufall, Connexion, Dienstalter, sondern nach Würdigkeit und wahrer geistlicher Gesinnung und Richtung die geistlichen Obern und Vorsteher wählte! — Daß doch vor Allem von diesen selbst aller Makel fern bliebe! — Aber leider ist noch ein trauriger Fall in der Provinz grade bei einem geistlichen Vorsteher einer Synode vorgekommen, und, so viel Ref. bekannt, ist deshalb keine Veränderung in den geistlichen Amtsverhältnissen desselben bis jetzt eingetreten. Derselbe ist durch einen Landreiter oder Polizeidiener eines Landraths auf höhere Anordnung der betreffenden Königl. Behörde öffentlich ausgepfändet, weil er sich geweigert, die durch grobe Nachlässigkeit in seinem Amte verwirkten mehrfachen Ordnungs-Geldstrafen an die Königl. Regierung zu zahlen. War es nicht möglich, auf andere Weise den vielleicht Säumigen und Widersehligen zu bestrafen? — Mußte so das Ansehen eines höheren Geistlichen prostituirt werden? — Aber, was das Schlimmste bei der Sache, ist, daß Schulze und Schöppen, wie man erzählt, an der Spitze einer großen, schadensfrohen und neugierig gaffenden Schaar aus der Gemeinde in das Predigerhaus gezogen und die Gewaltthat gegen ihren nicht geliebten Pfarrer jubelnd und triumphirend mit angesehen haben sollen! — Allgemein in der Umgegend ist bekannt, daß die Gemeinde selbst bei den Hohen Behörden ihren Pfarrer bereits vorher schon über mannichfache Punkte aus seinem geistlichen Amtsleben verklagt hatte, weil er so häufig die Predigt aussetzte, am Sonntag vor der Kirche ausreife, auf dem Filiale fast gar nicht predige u. s. w., und anderweitig seine Amtspflichten vernachlässige. Es ist ferner bekannt, in welchen unglücklichen häuslichen zerrütteten Verhältnissen der Mann lebt, wie namentlich sein eheliches Verhältniß ein Ärgerniß seyn soll vor der Gemeinde; Anekdoten und Curiosa, welche von Rohheit und Mangel an aller Bildung der Pfarrerin zeugen, gehen genug umher; es wird erzählt, welche öffentlichen Ärgernisse durch die ungeziemendsten Auftritte, öffentliche Schimpfreden u. dgl. m. zwischen ihm und seinem Weibe und seinem die Landwirthschaft führenden Bruder jedermannlich ruckbar und bekannt, erfolgt seyen. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was die geschäftige Jama erzählt und was in der Umgegend weithin verbreitet und bekannt ist; ist es möglich, daß eine solche Predigerfamilie in der Gemeinde, der sie zum Ärgerniß und Anstoß gereicht, bleiben kann? — Kann ein geistlicher Oberer der Vorsteher einer Synode bleiben, der er selbst wahrlich nicht mit Pflichttreue vorangeleuchtet, mit welcher er außerdem seines hochfahrenden Sinnes, seiner schroffen Manier wegen völlig zerfallen und von der er durchaus nicht nur nicht geliebt, sondern nur kaum noch und nur noch aus Bequemlichkeit oder schnöder Menschenfurcht



vor den Behörden geduldet, aber im Stillen gehaßt und verachtet wird? — Kann Einer ein Oberhirte bleiben, welcher von seiner Heerde, die er zunächst zu weiden hat, des Mangels an Hirtentreue angeklagt ist? — Kann ein Geistlicher, der mit der Unsträflichkeit seines Wandels seinen untergebenen Amtsbrüdern voranleuchten soll, noch wirken auf dem geistlichen Gebiete, wenn sein Ruf untergraben ist, wenn die ärgerlichsten Gerüchte fortwährend über ihn ergehen, wenn die Kinder dieser Welt, die Großen und Vornehmen des Landes und der nächsten Umgegend, nicht müde werden können, mit tiefster Verachtung und Indignation seinen ärgerlichen Lebenswandel und die Zerwürfnisse mit seiner Gemeinde, mit seinen Amtsbrüdern und den Königl. Behörden selbst, zum fortwährenden Gegenstande ihrer Gespräche zu machen? — Man weiß, welchen Sinn für öffentlichen Anstand besonders der Adel hat; man frage den Landadel der Gegend, wie sehr er entrüstet ist über Leben und Wirken dieses geistlichen Oberrn! — Wie kann derselbe seine Bestimmung erfüllen, wenn seine moralische Achtung in seiner Gemeinde so gesunken seyn soll, daß seine Bauern ihn nicht mehr grüßen? — Von anderen landkundigen Skandalis zu geschweigen! — Ist nicht Suspension oder mindestens Versehung des Mannes, nach strenger Disciplinaruntersuchung der Sache, der Würde des Standes wegen, dringend wünschenswerth? — Wenn die Hochwürdige Berlinische Geistlichkeit sich die Emporhebung der Evangelischen Landeskirche Preußens angelegen seyn läßt; o! daß sie doch dergleichen Argernisse des geistlichen Standes selbst zur Sprache brächte und ihre Abstellung veranlasste! — daß doch künftighin das schwache Fünkeln des Christenthums und der Kirchlichkeit in unseren Landgemeinden nicht durch unwürdige Hirten ganz erlöscht zu werden in Gefahr stände! — Wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Des Priesters Lippen sollen die Lehre bewahren, daß man aus seinem Munde das Gesetz suche: denn er ist ein Engel des Herrn Jakob Mal. 2, 7.

Geschrieben am 31. Oktober 1841, am Tage der Reformation der Evangelischen Kirche.

## Nachrichten.

(Aus dem Wuppertthale.)

Der Übertritt des praktischen Arztes zu Elberfeld, Dr. Fränkel, so wie die später erfolgte seiner ganzen Familie, machte unter der Zudenschaft hiesigen Landes viel Aufsehen. Derselbe besaß schon vorher eine bedeutende ärztliche Praxis und große Achtung auch unter den Christen, so daß man seinem Übertritte keine äußere unlautere Motive zu Grunde legen konnte. Daneben war er auch eine Zeitlang für jüdi-

sche Gemeinden im Rheinland und Westphalen der Mandatar gewesen bei der Sachwattung der Emancipationsangelegenheit, und hatte desfalls mit der gesetzgebenden Stelle lebhafteste Unterhandlung gepflogen. Das Aufsehen, das eines solchen Mannes Übertritt erregen mußte, steigerte sich aber noch, als er vor Kurzem eine Schrift: „Das Bekennniß des Proselyten“ (Elberfeld bei Wilsb. Hassel. S. 155. 15 Sgr.) herausgab, die in ein und zwanzig Abschnitten, welche wie Briefe an einen Juden erscheinen, nicht sowohl seinen Übertritt vor dem Publikum rechtfertigen soll, da er mit Recht solcher Rechtfertigung nicht zu bedürfen glaubt, sondern vielmehr den Zweck hat, seinen Volksgenossen ihre traurige, religiöse Lage vorzuhalten und ihnen den Weg zu der wahren Emancipation zu zeigen, die er nur in der Freimachung durch den Sohn findet. Zu dem Ende schildert er denn, welch einen Gang seine eigene Befehrung genommen. Einem trostlosen Materialismus ergeben, war er in Bezug auf Religion durchaus indifferent. Als er vor zwölf Jahren eine Schrift über Hautkrankheiten herausgeben wollte und Bedacht dessen auch über den Ausfall sich Kenntniß zu verschaffen suchte, so veranlaßte ihn das, die diese Krankheit betreffenden Capitel des Leviticus nachzulesen, wodurch er denn auch auf das A. T. überhaupt aufmerksam gemacht wurde, so daß er es las und es einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Im Jahre 1830 beschäftigte er sich lebhaft mit der Frage über die Emancipation der Juden, wo es ihn befremdete, daß alle bisherigen deskaligen Bemühungen im Grunde noch vergeblich gewesen seyen, und er nach der Ursache dieser Erscheinung forschte, ob dieselbe nicht im jetzigen Judenthum zu finden sey. Bei dieser Untersuchung fand er, daß dasselbe jetzt kein Mosesismus mehr sey, wie ihn die heilige Schrift darstelle. Er fand einerseits bei dem modernen Judenthum im Tempel flachen Deismus, und andererseits in der Synagoge entweder Indifferentismus mit bloßer Annahme rabbinischer Form und Ceremonien, oder bei den strengeren Juden ein Religions-system ohne Leben und ohne Kraft, Trost und Frieden zu geben. Sein Wirkungskreis in einer Stadt, wo die Zahl der Juden sehr unbedeutend ist, führte ihn meistens in Kreise von Christen, und obwohl er Christenthum und Christenheit noch für identisch hielt, ahnte er doch bald das mächtig wirkende, geistige Princip des Christenthums und kam da schon zu der Überzeugung, daß von politischem Standpunkte aus dasselbe doch besser sey als das Judenthum, so daß er es gerne gesehen hätte, wenn er als Christ geboren wäre, denn der Gedanke an einen Übertritt lag ihm noch zu ferne. Als Arzt in einer so bedeutenden evangelischen und an christlichem Leben so reichen Stadt, ward er aber auch an manche Sterbebette geführt, wo er die Kraft des lebendigen Glaubens an Christum, dem Tode gegenüber, so oft wahrzunehmen Gelegenheit hatte, was nicht nur seinem Materialismus den Todesstreich versetzte, sondern ihm auch eine hohe Achtung für die christliche Religion einflößte. Er fing an das A. T. zu lesen, das ihm bisher nur aus Schriften der Gegner bekannt war, und fand zu seinem Erstaunen, daß es nicht nur in keiner Opposition gegen das A. T. stehe, sondern eng an dasselbe sich anschliesse. In Folge dessen entstand nun in ihm ein sechsähriger, schwerer Kampf, aus dem er durch Gebet sich emporrang und im Evangelio Trost fand.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 27. November.

N<sup>o</sup> 95.

## Die Deutschen Jahrbücher über das Duell.

Es ist eine arge Schmach für Deutschland, daß im Herzen desselben ein Zeitblatt, welches durch und durch von antideutscher Persidie inficirt ist und alles wahrhaft Deutsche mit ingrimmigem Hohne verfolgt, sich den Titel „Deutscher“ Jahrbücher hat beilegen dürfen, ohne von einem allgemeinen lauten Schrei tiefer Entrüstung empfangen worden zu seyn. So lange dasselbe noch den Namen einer einzelnen Stadt an der Stirn trug, konnte man nur das gute Halbe bedauern, dessen Geschichte die Beschnutzung mit einem so häßlichen Flecken nicht verdient hatte, aber sich damit trösten, daß einzelner Auswurf sich ja eben überall finde; seitdem jedoch das Gift, welches diese Jahrbücher aussprühen, als ein allgemein Deutsches bezeichnet, seitdem ein feroz-ähnliches Umschmeißen nach Allem, was wahrhaftes Leben zeigt, als Deutsche Art und Sitte gestempelt, und die Zukunft einer revolutionären Zerrüttung als Deutschlands Zukunft proklamirt werden darf, möchte man fast selbst an des Vaterlandes Gegenwart und Zukunft irre werden, und den +++ Jahrbüchern darin Recht geben, daß es schlecht mit Deutschland stehe; ja, es steht schlecht, sehr schlecht mit Deutschland, denn diese Jahrbücher existiren, und sie dürfen sich Deutsche nennen.

Doch es steht nur schlecht um die Deutsche Journalistik: wenn diese ein Mark hätte, so würden wir sagen, sie sey faul bis in das Mark, da sie auch nicht die mindeste Empfindlichkeit für die heillose Schmach an den Tag gelegt hat, daß ein solches Blatt in ihre Reihen einzubringen wagte. Freilich, wie ist daran zu denken, daß alle Redaktoren Deutscher Zeitungen sich wie ein Mann hätten erheben und den Eindringling austreiben oder mit den gebührenden Zeichen unvertheilbar zeichnen sollen: möchten doch die meisten Deutschen Zeitungen es nur zu gern grade so machen, wie die +++ Jahrbücher, wenn sie nur das Zeug dazu hätten! Um das Deutsche Volk und dessen edelste Vertreter sieht es besser, als um seine Zeitungen; wir vertrauen fest, daß die Besten des nichtschreibenden Publikums auch in anderen Kreisen den Ruf der innersten Indignation über jenes freche Beginnen, welchen wir in den Zeitschriften vermissen, eben so laut und nachdrücklich haben vernehmen lassen, wie er in unserem Kreise ist vernommen worden. Wir bringen deshalb die Gefahren dieses Treibens, wenn wir dieselben auch keineswegs verkennen, doch nicht allzu hoch in Rechnung, und hoffen zur Zeit noch, daß sich diesen Jahrbüchern gegenüber Vertreter Deutscher Gesinnung und Deutscher Ehre nach allen Richtungen hin auch auf dem Felde der Tagesliteratur finden werden, wie sich deren von einer Seite her bereits gefunden haben. Grade die unerträglichste Annäherung der Jahrbücher, diejenige Gesinnung gegen Christenthum und Kirche, welche sie an den Tag legen, für eine Deutsche ausgeben zu wollen, hat bereits die nachdrücklichste Zurückweisung in der

Ev. K. Z. erfahren (und wir freuen uns, aus der „Erwiderung“ des Buchhändlers Otto Wigand in Nr. 77. der Jahrbücher ersehen zu haben, daß die empfindlichen Stellen von der wohlverdienten Züchtigung empfindlich genug getroffen worden sind), und wird eine solche in der Ev. K. Z. auch ferner erfahren. So lange aber diese Burg unseres Deutschen Lebens, die christliche Kirche, noch vertheidigt wird, hat es mit dem Übrigen noch nicht so große Noth.

Nicht weniger undeutsch, als durch das leidenschaftliche Verfolgen alles Achten und Edlen in Deutschland, sind die Jahrbücher durch die freilich ganz natürliche und consequente Zärtlichkeit, mit welcher sie alles Unedle, Barbarische, Gemeine und Schlechte, welches entweder von Anfang an im Deutschen Charakter und Leben gelegen hat, oder demselben später eingimpft worden ist, pflegen und hätscheln. Beispiele dieser oft in gemeine Schmeicheleien gegen den Vulgus ausartenden Pflege haben die Anpreisungen der Beamtenaristokratie (des Staates), der modernen Geseßgebung und der „Herübernahme der Kirche in den Staat“ reichlich geliefert. Wir wollen gegenwärtig ein weiteres Beispiel dieser perfiden Undeutschheit hervorheben, welche gern für Deutschheit gelten möchte, und durch die die Jahrbücher den Namen, den sie sich angemacht, abermals verunehren. Aber freilich, bei diesem Beispiele ist die christliche Kirche, als des Deutschen Volkes Erzieherin, theilhaftig, und das ist eine so harte Rede, daß auch außerhalb des Kreises der Jahrbücher sich manche Ohren gegen dieselbe verstopfen werden.

Bekanntlich ist es eben das gesunde Fleisch der christlichen, zumal der Evangelischen Kirche, nach welchem die Zähne der +++ Jahrbücher besonders lustern sind: mit einer wahren Wuth schießt dieses Blatt nach jeder Seite hin, wo nur der Schein eines kirchlichen Leibes zu erblicken ist, um wenigstens ein Stück herabzureißen, und so ist ihm denn auch die von dem Professor Harleß in Erlangen bei der Beerdigung des im Duell gebliebenen Studenten Rubner gehaltene Grabrede ein willkommenes Fund, auf den es sich gierig stürzt, um „die Orthodopie der Lutherischen Kirche“, „die Barbarei des Mittelalters“, „das pietistisch-mystische Umwesen in Erlangen“ zu zermalmen und nebenbei unter dem Scheine, das Duell zu bekämpfen, dasselbe zu vertheidigen und zu empfehlen („Deutsche“ Jahrbücher 1841 Nr. 78.). Uns aber ist der bezeichnete Aufsatz gleichfalls willkommen, um bei diesem Fehlsprunge den Räuber nach Verdienst empfangen zu können.

Hätten sich die Jahrbücher mit ihrer ganzen verzehrenden Kraft auf das Duell, diesen bösen Auswuchs unseres Deutschen Lebens, geworfen, so würde man es ihnen Dank wissen, grade so wie man es ihnen Dank wissen muß, daß sie einige andere faule Dinge, die sonst Niemand gern anrührt, anzugreifen und wegzuschaffen sich nicht gescheut haben. Das wäre ein Dienst, zu welchem sie ihre sonstige Natur recht eigens befähigte; aber



sie haben diesmal wieder, wie schon oft, das Kranke und Verworfene liegen gelassen, um dafür das Gesunde und Lebendige anzufallen. Kann man wohl etwas Trivialeres, Flacheres, ja Nichtswürdigeres gegen das Duell sagen, als was der erwähnte Artikel gesagt hat? „Mangel an Muth sey es nicht, welcher, nach den Äußerungen des Erlanger Professors, das Duell erzeuge; mit solchen Behauptungen könne man nur etwa auf unverständige Kinder, nicht auf Studirende, Eindruck machen; mit solchen Anforderungen der Selbstverläugnung lähme man den Muth eines ganzen Volkes bis zur Erbärmlichkeit herab; der Redner hätte auf das Unvernünftige des Duells eingehen sollen: es seyen ja die Veranlassungen zu den Duellen der Studenten nur Kleinigkeiten — ja, wenn es noch Sachen wären wie die, um welche noch neuerlich die höchsten Staatsbeamten Kugeln gewechselt hätten — und so trügen denn diese Duelle nur den Charakter eines Kaufhandwerks, dessen schlimme Folgen (das Hinsiechen eines in einem früheren Duell verwundeten Familienvaters, die Zerstörung des Glückes mehrerer Familien u. s. w.) mit den Veranlassungen in gar keinem Verhältniß stünden.“ Solche Erbärmlichkeiten soll ein christlicher Prediger an dem Grabe eines im Duell Gemordeten daher schwagen? Also recht ist das Duell an sich, ihr jungen Männer, recht ist es, nur sey nicht so unvernünftig, um kleiner Dinge willen Großes zu wagen; gilt es einmal etwas Großes, dann steht und schießt euch immerhin todt! — Begreift denn der Artikelschreiber nicht, daß Standesehre Standesehre ist und bleibt, im Großen wie im Kleinen, bei dem Studenten eben so wie bei dem Offizier und bei dem Kron-Oberstkammerer und erblichen Reichsrath? Begreift er nicht, daß Ansicht und Gesinnung bei dem Duell der Minister ganz dieselbe ist, wie bei dem Duell der Studenten? Nein, er begreift es nicht, denn nicht die Gesinnung greift er an, sondern nur die Verhältnisse und die Folgen. Begreift er denn nicht, daß wenn man sich den Weg zu den Principien absichtlich, wie er thut, verpföcht und verrammelt, und bei den Verhältnissen und Folgen stehen bleibt, das Duell nothwendig Gegenstand schlechthin unerlebbiger Diskussion bleiben muß? Daß man solchen Gründen gegen das Duell, wie er sie aus den Verhältnissen und Folgen ableitet, weit schlagendere, aus eben dieser Quelle geschöpfte Gründe für das Studentenduell entgegensetzen kann? Erinnern wir uns nur solcher akademischer Zustände, in welchen das Duell durch gegenseitige Verrufserklärung zweier Parteien aufgehoben wurde, und Prügel und Peitsche an die Stelle des Schlägers trat; wer solche Zeiten des sogenannten Holz-Comments erlebt hat, und christlicher Grundlagen baar ist, oder sie auf einen Augenblick bei Seite läßt, muß sich des Duells auf das Eifrigste annehmen, als des einzigen weltlichen Mittels, die Ausbrüche gemeiner Rohheit zu zügeln und zu unterdrücken, und wenigstens einen äußerlich geseglichen Zustand im akademischen Gesellschaftsleben zu begründen.

Das ist die heillose Versäufelung der  $\dagger\dagger\dagger$  Jahrbücher, daß sie sich anstellen, als predigten sie Wunder welche Gefeglichkeit, Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit, um unter dieser Maske der Ungefeglichkeit und Unordnung mit hämischer Freude neuen Stoff und neue Berechtigungen zuzuführen. War der Verf. des Artikels „gewiß nicht ein Vertheidiger des Duells,“ hatte er wirk-

lich keine geheime Freude an dieser Ungebühr, hatte er wirklich die Absicht, belehrend und erziehend auf die Jugend der Universitäten zu wirken (und auf diese muß doch zunächst eine Erörterung solcher Art berechnet seyn), so war es hier am Orte, aus der sonst bekannnten Ansicht dieses Tageblattes heraus zu beweisen, daß es der „Civilisation“ unserer Zeit widerspreche, sich „der Barbarei des Mittelalters“ in die Arme zu werfen, daß der „Staat“ ausreichende Mittel besitze, alle Beeinträchtigungen seiner „Mitglieder zu repariren, daß in der „aufgeklärten“ Gegenwart nicht die rohe Gewalt des blinden Zufalls, sondern nur der „Gedanke“ herrschen dürfe, und was der schönen Sachen etwa mehr gewesen wären, die hier mit der bekannten Volubilität und aufdringlichen Zuversichtlichkeit dieses Journals konnten zu Markte gebracht werden. Auch Demonstrationen dieser Art, sind sie anders nur ernst und aufrichtig, würden wir uns gefallen lassen können, wenn ja nichts Besseres gegeben werden kann, und müssen sie sogar für diejenigen Leser ganz zweckmäßig finden, welche besseren Gründen vorerst noch nicht zugänglich sind. Aber so ganz in die erbärmlichste Philisterhaftigkeit der nur für die schwachen Flachköpfe genügenden Consequenzmoral zurückzufallen, um hinter dieser die tiefste Immoralität zu bergen, das ist es, was wir als die verrottetste Seite der  $\dagger\dagger\dagger$  Jahrbücher hervorzuheben haben, doch nicht allein als die ärgste, auch als die gefährlichste Seite. So lange und so weit dieses Journal seine Hegelschen oder junghegelschen Ideologien verfolgte, und eine alle Wirklichkeit überspringende sogenannte Philosophie vertrat, war es darum weniger gefährlich, weil diesen Dingen doch nur Wenige nachgehen und noch Wenigere sie in die Praxis überzuführen suchten: es ist eben papierene Weisheit unreifer Köpfe, die sich gar bald ablebt. Seitdem aber die Redaktion, pffiffig genug, die Sprache der Philister angenommen hat, seitdem sie die gemeinste 1770ger „Aufklärung“ vertritt und das Räsonnement des ordinären Liberalismus und Rationalismus führt, seitdem ist dasselbe bei weitem gefährlicher geworden; jetzt ist es auf dem Wege, ein Journal der großen Masse zu werden, wozu es in jener früheren Weise nicht gelangen konnte.

Und diese jammervolle Moral der Consequenzen wagt man mit übermüthiger Miene der Moral des Erlanger Professors entgegenzusetzen? Man wagt es, die christliche Gesinnung zu verdächtigen oder als etwas Unbedeutendes und Unwirkliches hinzustellen, um die Stückmoral elender Verhältnisse als das allein Wirksame und Durchgreifende zu preisen? Nimmermehr wird das Duell auch nur mit einigem Erfolge angegriffen werden können, wenn man es nicht in der ihm zum Grunde liegenden Gesinnung angreift, und wiederum wird diese nicht angegriffen werden können, wenn man sie nicht als eine unchristliche angreift. Die Gesinnung aber, welche dem Duell zum Grunde liegt, ist der Dünkel, der Dünkel der Individuen und der Stände, welcher eben so geneigt ist, an dem nächsten Gleichstehenden sich zu versuchen und zu reiben, als abgeneigt und unfähig, von dem Anderen eben das zu ertragen, was man ihm zu ertragen zumuthet; es ist die aus solchem Dünkel nothwendig hervorgehende Streitsucht und Händelsucht, welche an Hader und Zerwürfniß an und für sich eine, bei der Universitätsjugend oft ganz unbewusste

Freude findet — wie es ja im Leben überall solche Jänker gibt, die ohne Anzapsereien und Hader gar nicht leben können, und unter anderen Verhältnissen jeden Augenblick zu Degen und Pistole greifen würden. Diese Gesinnung ist ferner der Hochmuth, welcher keinen Richter über sich dulden, vielmehr alle persönlichen Angelegenheiten selbst schlichten und richten will, und keine Genugthuung annimmt als die, welche er sich selbst verschafft — aus welchem Grunde alle Versuche zur Errichtung von sogenannten Ehrengerichten gescheitert sind und nothwendig scheitern mußten — und die Rachlust, welche beide, in sich nothwendig verbundene Gemüthsrichtungen da ihren freiesten Spielraum haben, wo im Militär und auf den Universitäten eine große Menge äußerlich Gleichgestellter sich zusammenfindet, und wo dann die Geltendmachung des Dünkels, des Hochmuths und der Rachlust den Namen „Ehre“ erhält, eine Ehre, welche nur dazu dient, uns untereinander zu entrüsten und zu hassen. Diese Gesinnung ist endlich die, dem natürlichen Menschen überhaupt, aber insbesondere dem Deutschen eigene Lust am Kämpfen und Schlagen, an Wunden, Blut und — Mord, von welcher unsere Geschichte hinreichendes Zeugniß gibt, von welcher sich aber auch Keiner unter uns Lebenden wird freisprechen können, als wer wider unseres Stammes Natur seine ganze Jugend hinter dem Ofen und unter dem Bücherstaube zugebracht hat. — Das sind die Gräuel, welche ein christlicher Prediger auf Universitäten jedes Semesters wenigstens einmal Kraft seines Amtes, welches auch das Gesetz zu predigen hat, der Jugend vorhalten soll; das sind die harten, immerhin scheinbar „unerträglichen“ Wahrheiten, die er in aller Nacktheit am Grabe eines im Duell Gefallenen auszusprechen sich nicht nur nicht scheuen darf, sondern durch deren Verschweigung an einem solchen Orte und bei einer solchen Gelegenheit er sein Amt entehren würde. Mag er auch durch solche Predigt des göttlichen Wortes das erste, zweite und dritte Mal seine Zuhörer zurückstoßen; am Ende werden einige unter ihnen gewiß hören, oder wir müßten an der Wirksamkeit des Wortes Gottes verzweifeln. Vorausgesetzt wird dabei allerdings, daß diese Wahrheiten ernstlich und kräftig, und vor Allem aus der genauen Kenntniß des eigenen Herzens und aus der eigenen Lebenserfahrung heraus vorgetragen werden. Sind diese Stücke des Gesetzes gehörig gepredigt worden, dann mag auch „von der Feigheit des Duells“ geredet werden, während allerdings ohne den Boden des göttlichen Wortes die Feigheit, welche man den Duellanten Schuld gibt, keinen rechten Sinn hat: das, was die Welt Muth nennt, gehört allerdings zum Duell. Unter jenen Voraussetzungen aber findet die Aufforderung vollkommen ihre Stätte, den weltlichen Muth durch den höheren göttlichen Muth zu besiegen, Kraft des Bewußtseyns göttlicher Ordnungen und Gesetze die Schranken der conventionellen Ordnung mit einem Schlage zu durchbrechen, und für diese Durchbrechung sich alsbaldige und zweifellose Anerkennung gebieterisch zu verschaffen. In diesem Sinne wird ohne Zweifel in Erlangen gepredigt worden seyn und noch gepredigt werden, und in diesem Sinne, vertrauen wir, wird auch Prof. Harleß von der Feigheit des Duells geredet haben. — Wie reimt sich nun zu solchen Wahrheiten, wie wir sie eben andeuteten, die Behauptung des Verf. des Duellartikels

in den ††† Jahrbüchern „mit solchen Gründen könne man nur auf unverständige Kinder Eindruck machen?“ Heißt das nicht die Jugend verwirren und verführen? Heißt das nicht, eben die Gefeslosigkeit schamlos begünstigen und zu derselben anreizen, welche man zu bekämpfen sich den Anschein gibt?

Was verfängt dagegen die abgedroschene Phrase: „es seyen die Duelle nur ein Rest der Barbarei des Mittelalters,“ und deshalb zu antiquiren? Offenbar ist dieser Klingklang nur ein Ton in dem mißtönenden Concert „von dem finsternen Mittelalter,“ welches die ††† Jahrbücher so oft angestimmt haben; es ist eine gute Gelegenheit, dem Mittelalter wieder einen Stieb zu versetzen. Wie wenig die heutigen Duelle mit den Gottesurtheilen zusammenhängen, das könnte der Verf. des besprochenen Artikels wohl wissen, wenn er sich einigermaßen um die Geschichte des Duells, zumal des Universitätsduells, bekümmert hat; das Universitätsduell war noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nichts weiter, als ein sogenanntes Rencontre, und die heutige Form desselben ist Französisch: es ist eine Schlägerei nach modernern Regeln, während man sich früher ohne Regeln schlug, überall, wo man feindlich zusammentraf. Aus dem Mittelalter stammt es, ja, aber aus demjenigen Mittelalter, welches gleichbedeutend ist mit Deutscher Art und Sitte, und welches noch nicht von dem einzig möglichen Correctiv, dem Christenthum, corrigirt und geheiligt worden ist. Um seiner Abstammung willen aus irgend einer Zeit, sey diese das „finstere Mittelalter“ oder die helle Civilisationszeit Friedrich's II., werden die Studirenden das Duell weder suchen noch unterlassen; aber sie werden es wenigstens scheuen lernen, wenn sie begriffen und erkannt haben, daß es auf der eignen Sünde unseres Stammes wurzele.

Es bleibt also dabei: wer zum Duell sich anschickt, der schickt sich nicht zu seinem Berufe an, sondern zum Todschlage, und wer im Duell fällt, der fällt nicht in seinem Berufe, sondern als ein Todschlänger; wenn nun der Verf. des Artikels die in der Schlacht Gefallenen (deren sich die Kirche annehme) mit den im Duell Gefallenen (von denen sich die Kirche mit ihrem Segen abwende) zusammenstellt, so stellt er sie zusammen vermöge der Treulosigkeit, die wir bereits oben prostituiert haben: Beruf und Verbrechen sind ihm identisch; er möchte gern dem Christenthum unterschieben, daß dieses den Beruf zum Verbrechen stempelt, wie er das Verbrechen zum Berufe stempelt. Für den Tod im Berufe, auch den blutigen, auch den bösen, schnellen Tod, hat die Kirche ihren Segen, für den Tod des Verbrechers hat sie keinen Segen, auch gar keinen, und es bleibt auf das Äußerste bei dem: Vergib ihm, denn er hat nicht gewußt, was er gethan hat. Das ist denn auch gebührend in dem „Erbarne dich, Herr, wo möglich“ des Gebetes des Prof. Harleß, woran der Verf. des Artikels so großen Anstoß nimmt, hervorgehoben, und bei diesem „wo möglich“ müssen wir schlechterdings verharren, wollen wir nicht auf schamlose Weise die strengen, scharfen und klaren Begriffe des Christenthums in der wüsten Confusion des modernheidnischen Denkens untergehen lassen, und aus der christlichen Kultur, welche wenigstens geschied ist, d. h. Unterschiede kennt, zu der Ungeheuerlichkeit der Barbarei zurückkehren.

In dieser ungescheiden Barbarei aber steckt der Verf. des



Duellartikels mit Hals und Kopf, sonst würde er es nicht „empörend“ finden, daß man den Mörder zu den Mördern und den, der noch im letzten Momente Gott und sein Gesetz nicht erkennen will, zu denen gesellt, welche eben ganz dasselbe thaten. Oder warum „ist man denn seit Jahrhunderten gewohnt“ — um mit widerstrebender Feder die widrige Phrase nachzuschreiben — „die Schächer und die, welche Jesum an das Kreuz brachten, als den untersten Auswurf menschlicher Schlechtigkeit zu betrachten,“ mit welchem der im Duell Gefallene nicht verglichen werden dürfe? Warum: Nicht um der großen Summe ihrer bösen Handlungen willen, denn davon wissen wir nichts, aber darum, weil sie Christum auch in dem letzten Momente, in welchem es noch möglich war, nicht anerkennen wollten (was übrigens grade auf den Schächer, von dem hier die Rede ist, nicht einmal Anwendung leidet, so daß die Zurückbeziehung des vorliegenden Falles auf diesen Schächer: der Herr möge sich wo möglich des erschlagenen Jünglings eben so erbarmen, wie er sich des Schächers erbarmt habe, von der höchsten Mißde des Redners, statt von „anständiger“ Strenge zeugt); nichts Anderes thut der Duellant, welcher im Duell fällt: durch die letzte Handlung seines Lebens verachtet er das göttliche Gesetz. Solchen „untersten Auswurf menschlicher Schlechtigkeit“ soll es indeß wohl noch genug geben; dazu zu gehören, ist noch nicht einmal Raub und Mord erforderlich. — Eben diese Ungeheuerlichkeit neuzeitiger Barbarei verhindert den Verf. zu begreifen, daß man von den Schrecken des Todes (den niemals ganz aufgehobenen, denn der Tod ist der Sünde Sold) und zugleich von der Überwindung dieser Schrecken reden könne; diese zwei dem Verf. unvereinbar scheinende Sätze, und nur diese sind das „orthodox-lutherische Grundthema,“ nicht aber das, was der Verf. von der Erde als einem Jammerthal u. s. w. faßelt. Dazu aber reicht die Ungeheuerlichkeit der Neuzeit vollkommen hin, das Duell für etwas Allgemeines, also sehr Entschuldigbares, das „pietistisch-mystische Unwesen in Erlangen“ aber für etwas Singuläres und Unentschuldigbares zu erklären, und die würdigen, kraft ernster und strenger Berufspflicht gesprochenen Worte des Prof. Harless mit den wüsten Verirrungen theosophischen Wahnsinns aus einer und derselben Quelle abzuleiten. „Duellirt euch, so viel ihr wollt, werdet nur keine Pietisten!“ ist der unmöglich zu mißverstehende Schluß des Artikels, und es erinnert derselbe an das berühmte Dictum der Jesuiten im sechzehnten Jahrhundert: „Sauts, hurts, lubts, seids nur nicht Lutherisch.“

Bei dem allen ist diese Ungeheuerlichkeit eine sehr bewusste, denn daß diese Dinge, so wie sie der Verf. stellt, nicht zusammen gehören, das weiß er selbst so gut wie wir; anders würde sein Artikel schwerlich in die ††† Jahrbücher aufgenommen worden seyn. Wir sagen oben, daß dieses Blatt die Sprache des gemeinen Liberalismus und Rationalismus führe, und meinen eben auch nur die Sprache; in den Tendenzen und Konsequenzen unterscheidet es sich sehr von der „Aufklärung“ der liberalen Masse. Diese hat keine Tendenzen und sieht keine Konsequenzen;

die „Deutschen“ Jahrbücher haben die ersten und sehen die anderen; „sie wissen was sie wollen, und wollen, was sie wissen.“

## Nachrichten.

(Aus dem Wuppertthale.)

(Schluß.)

Die höchst anziehende Darstellung dieser seiner Bekehrung, in der sein eigenes Ich so viel als möglich beschreiben in den Hintergrund tritt, enthalten die ersten fünf Abschnitte des Schriftchens. Vom sechsten Abschnitte an richtet er sich bestimmter an sein Volk, erwähnt sie zum fleißigen Lesen und Forschen der heiligen Schrift, zeigt, wie schon im A. T. deutliche Spuren der den Juden für Vielgötterei geltenden Trinitätslehre zu finden sind, weist auf die vielen Verheißungen und Vorbilder bei Moses und den Propheten hin, die in Christo ihre Erfüllung gefunden haben, und in Bezug worauf selbst der Talmud wichtige Stellen enthalte, die die christliche Auffassung dieser Alttestamentlichen Weissagungen bestätigen. Daneben hält er ihnen aber auch vor, wie grade der Talmud das größte Unglück der Juden sey, denn eben dieses Buch, das als zweites Gesetz, als mündliche Überlieferung ohne allen historischen Grund sich geltend machen will, sey den meisten seiner Christen nach nur aus Opposition und Haß gegen das Christenthum entstanden, enthalte die abgeschmacktesten und ungereimtesten Dinge und eine höchst willkürliche, allegorische Auslegung der Schrift. Dadurch sey eben das jetzige Judenthum dem A. T. so entfremdet und trotz der Sehnsucht nach dem Messias und der durch ihn zu stiftenden Erlösung und Rückführung des Volkes in das Land seiner Väter, welche sich in so vielen Synagogengebeten ausdrücke, sey doch in Wahrheit solche Sehnsucht bei den Juden unserer Zeit im Allgemeinen nicht vorhanden. Nur Emancipation, nur bürgerliche Gleichstellung der Juden in Deutschland, aber kein Sehn nach dem Lande ihrer Väter und der dort zu hoffenden Wiederherstellung ihres Volkes, wäre es, was sie überall suchten und erstrebten. Nachdem er dieses Emancipationsverlangen, so wie die in manchen Staaten theilweise ausgeführten Emancipationsversuche gewürdigt, zeigt er, daß wahre Emancipation, wahre Freiheit nur im Evangelio zu finden und daher der Übertritt zum Christenthum das alleinige Mittel sey, um die so sehr ersehnte Emancipation herbeizuführen, besonders da anders auch nicht die tief in die Völker eingepflanzte Abneigung gegen die Juden zu beseitigen sey, welche Abneigung trotz der bürgerlichen Gleichstellung der Juden in manchen Staaten doch bleibe und nur als ein von Gott so geordnetes Verhängniß über dieses Volk seiner Sünden wegen anzusehen sey.

Dies ist kurz der Inhalt dieser Schrift, in welcher freilich schon wegen ihrer Form, weil sie aus einzelnen fragmentarischen Abschnitten besteht, der zum Grunde liegende Plan nicht so geordnet durchgeführt ist und daher auch Wiederholungen mehrere Mal vorkommen. Auch streift oft die Auslegung mancher Schriftstellen an willkürliche Allegorie. Dessenungeachtet möchten wir das Publikum auf diese Schrift aufmerksam machen, da sie sich auszeichnet durch eine höchst lebendige Darstellung, durch so manche nicht bloß für Juden, sondern auch für Christen wichtige Andeutungen und Erläuterungen, die von der Weisheit des Verfassers zeugen in der Schrift, wie in dem Talmud und den Rabbinen, und es beweisen, daß er sich die Wahrheiten des Evangeliums gründlich angeeignet hat.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 1. December.

N<sup>o</sup> 96.

## Als Antwort auf eines Frommen von Welt Epistel über die künftige Stellung der Ev. K. B. zur Welt.

Daubenargues sagt: On ne peut rien entreprendre d'extraordinaire sans faire la guerre — das ist nun richtig; nur kommt es, wenn wir den Krieg billigen sollen an: erstens auf den Inhalt des Extraordinären, was zum Kriege führt, und zweitens auf die Waffen, mit denen man den Krieg führt. Stellen wir uns auch einen Augenblick auf den Standpunkt der Welt, von welchem aus noch ein Zweifel obwalten mag über das mehrere Recht der verschiedenen Richtungen der Hegelingen und der kirchlich Gesinnten, und lassen wir den Inhalt ganz bei Seite, so bleibt doch die Frage nach den Waffen, ob sie nämlich ehrlich sind oder unehrlich. Was würden nicht bloß die Hegelingen, was würde die Welt dazu gesagt haben, wenn wir im Jahre 1838, als die Hegelingen noch nicht so entschrieben, wie gegenwärtig, selbst den Schleier zerrissen hatten, der ihre Sophistik einhüllte, — wenn wir damals, statt ein einfaches, offenes Zeugniß gegen sie abzulegen, eine Schrift hätten ausgeben lassen, angeblich von einem Hegeling, — eine Schrift, in welcher, als geschähe es im Interesse dieser Partei, alle die Gotteslästerlichkeiten, die man damals allerdings als Inhalt ihrer Überzeugung kannte, aber welche so unumwunden auszusprechen, wie einige von ihnen später gethan haben, man ihnen den Frevelmuth noch nicht ganz zutraute, als Consequenz ihrer Lehre dargelegt und empfohlen worden wären, um Haß gegen die Partei, der zu dienen man den Anschein gehabt, zu erzeugen? — In diesem Falle hätte man der Sache nach, wie die Folgezeit bewiesen hat, vollkommen Recht gehabt, und dennoch die Ehrlichkeit der Waffen würde solchem Verfahren Niemand zugesprochen haben, als wem etwa die Derbheit einer in wenige anklagende Worte concentrirten und abbrevirten Ausdrucksweise ganz heterogen, und dagegen das geräuschlose Geringel und kaltblütige Geschlingel einer Ratter homogen gewesen wäre. Nun ist zwar die Welt von jeher mit einer Schlange verglichen worden, indessen unsere Deutsche Welt möchte sich dennoch zu solchem Vergleiche wenig passen, und ich glaube sie selbst überhebt uns des Urtheils über die qualifizierte Bosheit eines Hegeling, der — allerdings ohne Hoffnung in die Verhältnisse Einsichtigere zu betrügen, doch den Versuch macht, der Welt selbst den Sessel zu schneiden hinter der Maske eines Frommen von Welt, der auf das Unpolitische hinweist der Rücksichtnahme auf eine mögliche Mißgunst, die einmal die Frommen bei den Mächtigen treffen könne — der sich an die Feigheit der Welt, an ihre Nervenschwäche wendet, und ihr einzureden

sucht, wenn man sich gegen die einfach aus dem Glauben kommenden, und auf ihm beruhenden Zeugnisse nicht verwahre, könne man auf einen Punkt gezogen werden, wo man der Bequemlichkeit jener gebildeten Formen quitt werden dürfte, in denen man keinen Menschen umwirft, sondern ihn höchstens an die Wand lehnt, um ihn geschickter Weise wieder aufnehmen zu können, wenn es Noth thue. Alle wahrhaft frommen Menschen werden dem Frommen von Welt auf sein feines Gebräu mit dem Psalter antworten: „Es ist gut auf den Herrn vertrauen, und sich nicht verlassen auf Menschen.“ Nur wer heidnisch ist seiner Gesinnung nach, sieht bei den Zeugnissen seines inneren Lebens auf den weltlichen Ausgang; Christen haben die Verheißung: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“

Dieser Fromme von Welt macht uns hauptsächlich den Vorwurf widrig derben Ausdrucks; ferner den Vorwurf, auch jetzt nicht mehr als 1838 auf die wissenschaftliche Untersuchung der angeklagten Lehren eingegangen zu seyn. \*) In Beziehung auf beides hier nur wenige Worte.

Was die Derbheit des Ausdrucks angeht, so diene Folgendes. In Griechenland galt irgendwo die Ordnung, daß wenn eine feierliche Handlung durch unangemessenes Gelächter gestört ward, nicht die Lachenden gestraft wurden, sondern die, welche zum Gelächter die Veranlassung gaben. Das war denn allerdings gerecht — und so soll man uns nicht strafen wegen unserer Derbheit, sondern die, deren Natur gar keine andere als derbe Charakteristik zuläßt; ohne daß wir damit abläugnen wollen, in einzelnen Äußerungen zuweilen dem natürlichen Unmuth mehr Gehör gegeben zu haben, als der Sache gut gethan hat. Im Ganzen aber müssen wir bei einer Methode beharren, die, wenn sie auch den Frommen von Welt, und selbst vielleicht manche wirklich fromme Menschen gegen sich hat, uns als die richtige erscheint, und welche sich auf die höchsten Autoritäten stützen läßt. Oder verdient etwa Christus Tadel, wenn er (Matth. 16 u. a. d.) die Pharisäer und Sadducäer „Heuchler“ und „eine böse und ehebrecherische Art“ nennt; oder wenn er Joh. 10.

\*) Außerdem finden sich noch einige unbedeutendere Vorwürfe, z. B. wir hätten gesagt, wir hätten den ganzen Jahrgang 1840 der Hallischen Jahrbücher gelesen, und dann das, was wir gelesen, doch nur als Theile der Zeitschrift bezeichnet. Dieser Vorwurf ist ganz erbärmlich, denn da diese Zeitschrift auch die Jahrgänge 1838, 1839 und 1841 hat, so sind die Aufsätze des Jahrgangs 1840 in ihrer Gesamtheit doch nur Theile der Zeitschrift — den genannten Jahrgang übrigens haben wir mit Ausnahme einiger naturwissenschaftlichen Aufsätze wirklich ganz gelesen und nicht bloß durchblättert. Wir beklagen selbst zum Theil die edle daran gewandte Zeit. Doch was sollen wir ferner auf solche Expre von leeren Vorwürfen eingehen? —



sagt: „Alle, die vor mir kommen sind, sind Diebe und Mörder gewesen.“ — Oder verdient etwa der heilige Augustin Tadel, wenn er in der Erläuterung des 147sten Psalmes die Reher den Sünden und deren Äußerungen dem Sündegebell gleichstellt. — Oder Calvin in den Stellen, wo er den diabolicus furor der Libertiner strafft? Luther's ganz zu geschweigen, und der langen Reihe anderer Autoritäten, die man uns sonst als Muster und Vorbilder des Glaubens und Lebens aufstellt. Am wenigsten aber haben die Hegelingen Ursache, sich über derbe Abfertigungen zu beklagen, denn sie haben sie nothwendig gemacht durch die maßlose Grobheit und Schimpferei, mit welcher sie den ganzen Streit eingeleitet haben. Als gegen Ruge noch kein unhöfliches Wort gesagt war, fuhr er zuerst in jener Anzeige des Sendschreibens an Görres in den Hallischen Jahrbüchern los, bezeichnete den Verfasser des Sendschreibens als einen „gelbsüchtigen philosophisch-religiösen Dilettanten,“ der die herrlichsten Dinge nur durch eine „Gallenbrille“ betrachte; als einen „wüsten Träumer;“ als einen Menschen, der die „abgetragene contrarevolutionäre Nachtmütze des alten dickköpfigen von Haller wieder aus dem Lumpenkasten hervorbringe;“ und das Dogma von der Gnadenwahl nannte er einen „wüsten, unfreien Traum;“ er gab dem Verf. Schuld, daß er „windige Finten“ mache, und zählte ihn zu den „Schwachköpfen der unüberlegten Reaktion;“ zu den „Rittern vom Unverstande;“ zu den „stillen, furchtbaren Fanatikern;“ zu den „modernen Kreuzrittern gegen den kahlen Verstand“ — und gegen einen Menschen, der, ohne von dem Verf. je anders als höflich behandelt worden zu seyn, mit dieser maßlosen Grobheit losbrach, hätte man die Samtbürste brauchen sollen? — und gegen seine Genossen, denen keine literarische Grobheit grob — keine literarische Unehellichkeit unehelich genug ist, soll man Schonung üben? Unsere Gegner sollen nur die Güte haben, sich so zu zeigen, daß man mit Achtung und Rücksicht von ihnen reden kann, und Niemand wird froher seyn, der derben Ausdrucksweise erübrigt zu seyn, als wir. Bis dahin aber werden wir uns weder um ihretz, noch um der ganzen Welt willen bewegen lassen, unsere Art aufzugeben, weil sie sach-gemäß ist für einen, der weder von ihnen noch von der Welt (in ihrem Sinne) etwas begehrt, als freien Raum Zeugniß gegen sie abzulegen — hat ihnen der Herr gegeben spiritum compunctionis, oculos ut non videant et aures ut non audiant, usque in hodiernum diem, so können wir nicht helfen, denn wir sitzen nicht im Weltregiment zu Rathe; unser Amt ist das Zeugniß, und das ist, wenn es ein wahres seyn soll, derb, wo Verbes zu bezeugen vorliegt. Wir wollen unsere Lenden umgürten mit dem Gürtel, den Gott uns gönnt, und unser Licht leuchten lassen, wie es uns eben gegeben ist.

Was den Vorwurf des Nichteingehens in das, was der Fromme von Welt mit den anderen Hegelingen Wissenschaft nennt, anbetrifft, so haben wir ein- für allemal hierauf Folgendes zu erwidern: Daß es mit der christlichen Religion, als einer geoffenbarten, nicht ist wie mit der Mathematik, so daß etwa

die bloße natürliche Vernunft des Menschen ausreichen könnte, darin mit einander zu gehen. Die Mathematik und ihre Art Wahrheit hat, abgesehen vom objektiven Verhalten der Sache, dadurch, wie die Hegelingen so gut wissen und wahrscheinlich besser zu sagen wissen als wir, ihre zwingende Kraft für alle auffassenden Subjekte, daß alle Grundlagen, auch alle Anschauungen, von denen sie ausgeht, natürlich gegeben und natürlich anerkannt sind; daß es für ihre Resultate ganz gleichgültig ist, wie man sich abmühe, solche Ausdrücke, wie: Verhältniß, Größe, Zahl, Zeit, Raum, Schwere u. s. w. zu definiren und zu erläutern — die Seite, nach welcher diese Ausdrücke für die Operationen der Mathematik wichtig sind, bringt jeder geistesgesunde Mensch in sich zu brauchbarer Deutlichkeit der Vorstellung ausgebildet mit hinzu. Von den religiösen Grundanschauungen aber ist nur ein Theil solch einen natürlichen Ursprungs — und hier ist also auch eine wissenschaftliche Besprechung erst möglich, wenn man hinsichtlich des anderen Theiles auf gleichem Glaubensgrunde steht, und bis dahin ist eine solche Besprechung Babylonischer Thurbau, von dem sich jeder ehrliche Arbeiter, der mit seiner Zeit Besseres anzufangen weiß, entfernt hält. So haben sich die Hegelingen ein Weiskläuftiges zu vertheidigen gesucht gegen den Vorwurf, daß sie die Persönlichkeit Gottes läugneten — und doch ist das alles eitles Gerede, worauf man nicht eingehen kann, da sie mit dem Ausdrücke Persönlichkeit in diesem Falle einen Begriff verbinden, der vom kirchlichen Standpunkte aus weniger als Nichts ist. Da ist es doch noch ehrlich wenigstens, wenn man gleich Feuerbach in gutem Deutsch sagt, was man will und meint. Wollen aber die Herren wissen, unter welchen Bedingungen man mit ihnen reden kann, so ist die Antwort ganz einfach: sie sollen sich zuvor der Erkenntnißmethode unterwerfen, die der Herr selbst angeordnet hat, unterwerfen bis die Methode Frucht bringt, was nothwendig in sich schließt, daß sie aufhören Hegelingen zu seyn. Die Methode, die der Herr angeordnet hat, ist Joh. 7. zu finden: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So Jemand will des Willen thun, der wird innen werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede.“ — Wer diese Methode des praktischen Christenthums in demüthiger Unterordnung unter des Herrn Willen befolgt, wird in sich die Vorstellungen und Auffassungen erwachsen fühlen, welche der christlichen religiösen Wahrheit und ihrer Anwendung auf die Beurtheilung des Lebens zu Grunde liegen. So lange Jemand aber diese einfachen Grundvorstellungen des Christenthums noch nicht oder nicht wieder gewonnen hat, ist ein Gespräch mit ihm über kirchliche Lehrsäge wie ein Gespräch mit einem Blinden über die Farbe — nur mit dem Unterschiede, daß sich der letztere nicht einbildet, mitreden zu können. In Hegelisch-wissenschaftlicher Weise mit ihnen reden zu wollen, oder uns auch nur einzubilden, dazu ein Recht haben zu wollen, ist uns nie eingefallen, und wird uns nie einfallen. Wir könnten das ja gar nicht anders, als indem wir uns für's Erste in eine ganz unkirchliche Weise des geistigen Verhaltens versetzten und inmitten der der Kirche entfremdeten Philosophie die Widersprüche dieser selbst entwickelten —

die Mühe dies zu thun, haben wir schon 1838 vorausgesagt, würden uns die Hegelingen ersparen — sie haben unsere Voraus-  
sagung seitdem schon vielfach bewährt, und werden sie weiter be-  
währen. Wir fühlen nicht den mindesten Beruf in uns, zum  
zweitenmale in unserem Leben selbst in den Kreis dieser Auf-  
fassungen einigermaßen einzugehen, so wenig in feindlicher wie  
in freundlicher Absicht. Eine Philosophie, welche jene Grund-  
vorstellungen der Kirche, von denen wir oben sprachen, nicht auf  
dem durch Christum selbst geordneten Wege, sondern durch dia-  
lektische Vermittelungen gewinnen will, verfälscht sie, und hat  
sie also, trotz der Verwendung derselben Worte, wie die Kirche,  
doch nicht; so wenig wie die Hegelingen bei ihrem Nichtglaube  
an die Persönlichkeit Gottes und an die Gottheit Christi  
daneben etwa an den heiligen Geist glauben, trotz aller ihrer  
Versicherungen, denn sie verstehen unter dem heiligen Geiste doch  
nothwendig etwas toto coelo von dem verschiedenes, was die  
Kirche so nennt. Freilich muß man bei Feststellung dieses Un-  
terschiedes auch den Unterschied festhalten, der zwischen der Kirche  
und einzelnen theologischen Scribenten von jeher war, den  
aber diese Leute dahin verwischen möchten, daß sie, wenn in  
neuerer Zeit einige Dogmatiker über diese oder jene Lehre in  
Zweifel oder Widerstreit gerathen, das so fassen, als sey die  
Kirche zweifelhaft geworden. Die Kirche steht in ihren  
Symbolen; sie ist nie zweifelhaft.

Mit nochmaliger dringender Anempfehlung des aus Joh. 7.  
citirten Wortes scheiden wir von dem Testimonium der Unehr-  
lichkeit, was sich der Verf. als Frommer von Welt selbst aus-  
gestellt hat, und freuen uns diesmal, daß er es anonym gethan  
hat — die Brandmarke des Namens wäre zu groß, als daß  
wir sie unserem Feinde gönnen möchten.

H. L.

## Nachrichten.

(Königsberg i. Pr.) Eben bringt uns die Leipziger Allgem.  
Zeitung einen Bericht über den beklagenswerthen Auftritt, mit welchem  
das laufende Winter-Semester auf unserer Universität eröffnet worden.  
Der Bericht ist mit anerkennungswerther Freimüthigkeit abgefaßt und  
gibt uns so das Recht, wie die Pflicht, auch in diesem Blatte ein Wort  
über den Vorfall zu sagen. — Der aus Moskau bisher berufene Pro-  
fessor Sävernicks begann am 1. November seine Vorlesungen, zunächst  
über die Genesis. Im Allgemeinen davon unterrichtet, daß man sich  
auf Unruhen rüste, unterläßt er mit Absicht jede bevorstehende Expekto-  
ration, welche auch nur indirekt den Schein einer Herausforderung haben  
könnte. Mit wenig Worten leitet er auf den unmittelbar vorliegenden  
Gegenstand ein, als sich auf einmal — das Zeichen dazu soll nicht  
von Theologen ausgegangen seyn — die zusammengeströmte Menge  
erhebt und das Auditorium, unter bedrohlichem Nachhaken einiger Be-  
gernden, verläßt. Größere Excesse fallen nicht vor, bis auf ein, der  
Aufregung entsprechendes, rücksichtsloses Verhalten gegen Herrn Sä-  
vernick. Am Abende desselben Tages wird dem Prof. v. Lengerke  
ein Ständchen gebracht. Ein leiser Versuch der Polizei, das unerlaubte  
Unternehmen zu stören, mißlingt; im Wefseyn der höchsten Polizeibeamten  
wird das bekannte Uplandsche Lied zum 18. Oktober 1816: „Wenn einst ein

Geist herniedersteigt ic.“ und ein von Lengerke selbst gebichtetes: „Das  
freie Wort“ gesungen, das Vivat — wieder von einem Nichttheologen  
ausgebracht — erfolgt und Herr v. Lengerke beantwortet es unter  
beifälliger Anerkennung des sich hierin ausprechenden Geistes und erweck-  
lichster Ermunterung zum Kampfe für das Reich des freien Denkens.

Über die Deutung dieses Vorganges hat man keinem Zweifel Raum  
gelassen. Der zweite Theil desselben ist der Schlüssel zum ersten. Der  
Leipziger Berichterstatler sieht darin eine Reaction gegen eine mit Herrn  
Sävernicks Eintritt besürchtete Aufnahme der orthodoxen Richtung  
hiesiger Theologie; es läßt sich auch wohl voraussehen, daß dergleichen  
mit eingeflossen seyn wird: aber schon in diesem Falle wäre das ge-  
nugsam zu beklagen, daß die bisherige heterodoxe Richtung auf unserer  
Universität keine andere, als diese, jedenfalls sehr unwissenschaftliche  
Waffen gegen ihre Gegner zu gebrauchen, oder doch ihre Anwendung  
nicht anders als zu billigen gewußt hätte. Indes, daß hier nicht bloß  
ein alter, allerdings vorhandener theologischer Gegensatz den Anlaß ge-  
geben, bekennet schon unser mehrerwähnter Berichterstatler, indem er es  
rühmend bemerkt, „daß sich bei jeder Gelegenheit ausspreche, wie hier  
in Königsberg sowohl das politisch- als religiös-liberale Princip sehr  
fest gewurzelt und allgemein beliebt sey.“ der erwählte Gegenstand der  
Feier, der Geist der gesungenen Lieder und die Aufnahme von Seiten  
des Gefeierten manifestirt es indeß auch außerdem, daß es vorwiegend  
eine Reaction anderer Art war, die sich hier Luft machte. Jedermann  
weiß, am besten unsere jungen Theologen, wessen sie sich von Herrn  
v. Lengerke zu versehen haben; wenn sie nun eben jetzt, nach den  
bekannten Verwickelungen desselben mit den höheren Staatsbehörden,  
den Ausbruch ihres jugendlichen Feuers auf ihn dirigiren, so hat das  
einen anderen Grund, als specielle Verehrung seiner Person, wie das  
der Gefeierte ja auch wohl zu bemerken versichert haben soll. Mit  
Einem Worte, die Demonstration galt, wie der Berichterstatler sehr  
richtig ersehen, jenem „liberalen Princip“, das sich allerdings auch unter  
uns geltend macht, so viel es kann, und wenn auch keineswegs so ur-  
sprünglich und eminent, wie die guten Provinzialen nach langer Unbe-  
rühmtheit mit possierlich schamzettelnder Behaglichkeit einander vorzusa-  
gen lieben, so doch einmal in der Luft liegt, so zu sagen, „der Geist  
ist, der in der Luft herrscht“ (Eph. 2, 2., 6, 12.). Daß nun unsere  
akademische Jugend, welche hier wie in aller Welt von entzündlicher  
Beschaffenheit, d. i. für geistige Interessen — Gottlob! — empfänglich  
ist, in unseren Tagen auch, was man so nennt, liberale Ansichten zu  
haben für ihren Beruf hält, und sich derselben gern mit einigem Ge-  
räusche entleibt: das liegt so sehr in dem Laufe der Natur, daß man  
nie Student gewesen seyn, oder doch nichts vom Studentenleben ver-  
stehen müßte, wenn man es ihr so gar hoch anrechnen wollte, gesetzt  
auch, es träte zuweilen etwas mißrathen in die Erscheinung. Aber,  
daß eben dieser ordinäre Liberalismus, der doch im Grunde nichts als  
elender Servilismus gegen Fleisch und Blut ist, von denjenigen genährt  
und beschönigt wird, die ihn durchschauen und bannen sollten; daß ein  
Universitätslehrer an demselben Tage, der mit einer öffentlichen Krän-  
kung seines Collegen angefangen hat, eine Huldigung aus denselben  
Sänden annehmen kann, welche in seinem Collegen seine eigene Unwür-  
dige angetastet haben, ohne auch nur ein Wort der Entrüstung darüber  
zu haben; daß ein Doktor der Theologie sich gehrt fühlen kann durch  
solche politische Ständchen-Wirthschaft, und in der Freude über eine  
so zweideutige Auszeichnung sogar übersieht, wie es doch vielmehr Schmach  
als Ehre sey für eine Person, wenn in ihr nicht ihr selbst, sondern  
allein einer Richtung, einem Göken der Zeit gehuldet wird, deren An-  
beter nur er selbst ist: — das ist die beklagenswerthe Seite an dieser  
Geschichte, wie es denn überhaupt das große Misere unserer Zeit ist,



das hier nur eben einmal aus einer theologischen Fakultät hervorguckt. Nicht, daß grade der Zeitgeist so oder anders weht — wer will ihn distilliren! —: aber, daß so wenig Unbefangenheit, Besonnenheit und sittliche Energie ihm gegenüber, daß so viel träge oder trunksene Hingabe an seinen Zug, so viel unwürdige Vuhlerei mit der Menge, die hinter ihm herläuft, und daß nun gleich Alles Feld und Märtyrer des Tages seyn muß, was nur gute Lungen hat, in das Horn dieses wohlfeilen Liberalismus zu stoßen, gleichviel, ob's aus vollem Herzen geht, oder ob's der letzte Nothschrei eines bankrottten Lebens ist: — das finden wir allerdings auf's Tiefste beklagenswerth. — Und was wird denn nun etwa hier der Erfolg der Affaire seyn? — In jedem Fall dieses, daß ein paar Brauseköpfe von Studirenden der gestörten Ordnung mehr oder minder ernstlich zur Sühne gebracht werden. Und wessen Schuld werden dann diese Armen tragen? — „Wehe der Welt der Ungerneiß haben. Es muß ja Ungerneiß kommen, doch wehe dem Menschen, durch welchen Ungerneiß kommt!“ — In der That, unter allem Bedauern, das uns diese Vorfälle abnthigen, scheint uns doch dieses Eine ein wahrer Gewinn der kleinen Krise, daß sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal jene Lössenhaut etwas gelüftet hat, unter welcher die moderne Freisinnigkeit auf den Gebieten der Politik wie der Wissenschaft ihr pomphaftes Spiel treibt. Wer nur sehen will, kann's deutlich genug haben, wie das überlaute Geschrei nach Freiheit doch im Grunde gar nicht die Freiheit an sich, sondern allein die Freiheit für sich verlangt. Das liebe Selbst soll allein und immer nur allein zur Sprache kommen; der Gegner soll schon im Voraus zum Schweigen gebracht werden durch jedes Mittel und wäre es auch böser Leumund und sittliche Verächtlichung; er soll nicht sprechen, geschweige einen ethischen Kampf verlangen dürfen; ja, er soll es noch für ein Glück achten, daß man ihn mit Anstand verläßt, ehe man ihn gehört hat. Die Urtheile sind fertig vor der Untersuchung und die Schüler exekutiren sie an den Lehrern. Wenn das Lehrfreiheit, Wissenschaft κατ' ἐξουχίαν, Kampf um das Reich des freien Denkens ist: — wer will es denen verbenken, die den Respekt davor verlieren und die Frage nach der wahren Freiheit von Neuem beginnen! — Und Gottlob! daß es eine Antwort gibt, die nicht trägt. Denn „der Herr ist der Geist und wo der Geist des Herrn ist, — da ist Freiheit!“ — — — Übrigens hat Herr Hävernick seine Vorlesungen bereits wieder angefangen und es leidet keinen Zweifel, daß ein Gelehrter von so gründlicher Bildung, von so offenem und gradem Sinn und so viel lebendigem Interesse nicht bloß für die Wissenschaft, sondern auch für die Jünger derselben auch unter unseren Studirenden diejenige Würdigung finden wird, die er verdient.

(Wreslau. Offene Erklärung.)

Zu meiner nicht geringen Verwunderung wurde mir gestern, leider! etwas spät, Nr. 142 f. der Allg. Darmst. Kirchenzeitung d. Z. vorgelegt, worin sich ein Aufsatz des Herrn Dr. R. G. Bretschneider findet: „Antwort auf das aus der Ev. R. Z. abgedruckte Libell: Die Gewissen- und Gedankenlosigkeit des Herrn Dr. Bretschneider u.“ Da in den aus dem Journal-Leseinstitute erhaltenen Stücken sich der Schluß noch nicht fand, so erhielt ich auf deshalb geschehene Nachfrage aus der Buchhandlung diesen Aufsatz sogar besonders abgedruckt auf 35 SS. 8. In demselben erklärt sich Herr Dr. Bretschneider über den Verfasser der ange deuteten Recension, welchen er gleich auf der ersten Seite zweimal „einen theologischen Don Anipote“ nennt, mit folgenden Worten (S. 4. des Abdrucks):

„Nachdem ich dieses Libell gelesen hatte, so war ich sehr versucht zu glauben, Herr Dr. Sahn in Breslau (früher in Leipzig) habe auf's Neue seine Lanze geschärft, und diese „Gewissen- und Gedankenlosigkeit“ solle als zweiter Theil seines an mich im Jahre 1832 erlassenen „Sendschreibens“ gleicher Tendenz dienen; denn beide Schriften gleichen sich wie Zwillingbrüder und zeigen denselben zürnenden Eifer, aber auch dieselbe Urtheilslosigkeit und dieselbe Neigung, das von dem Gegner Gesagte zum schlimmsten Sinne zu deuten. Da es aber unter den Mitarbeitern der Berliner Kirchenzeitung noch Mehrere geben mag, deren Produktionen von gleicher Beschaffenheit sind, so will ich mich aller Vermuthungen über den verkappten Mitter entschlagen und ihm sein Visir geschlossen lassen.“ Nach diesen Äußerungen über den Verfasser, mit alleiniger Nennung meines Namens, zählt er (S. 4 f.) denselben zu den „Reuten, die, wenn man gewisse ihnen mißfällige Wahrheiten vor ihnen ausspricht, eben so in einen blinden Horn und Koller gerathen, wie gewisse Thiere, wenn man ihnen etwas Noth'es zeigt,“ und S. 6. sagt er von ihm: „Der selbe blinde Koller, der Sie die ganze Tendenz meiner Schrift völlig verkennen ließ, hat Sie nun auch zu anderen grundlosen und einsfältigen Anschuldigungen hingerrissen.“ In solchem Tone, von dem blinden Horn und insbesondere recht geistlich von dem Koller des vermeinten Gegners auf derselben Seite noch einige Male redend, fährt Herr Dr. Bretschneider fort bis zum Ende seines Aufsatze. Natürlich, daß die Leser bei allen Schwähworten, deren er sich bedient, wie „Verkläger,“ „Ankläger oder δεικνολος“ (S. 25.), „schändlicher Verläumder“ (S. 26. 27.), nur an den Einen denken können, den er in den oben mitgetheilten Worten allein als den muthmaßlichen Verfasser bezeichnet und nach dem Gebrauche jener auf seinen Familiennamen unverkennbar bezüglichen Worte selbst nur gemeint hat.

Darauf nun erkläre ich, daß ich den fraglichen Aufsatz in der Ev. R. Z. nicht nur nicht abgesetzt — welches Hierunter zu bezeugen ich die verehrliche Redaction hiemit erbenste ersuche \*) —, sondern nicht einmal die darin beurtheilte Schrift des Herrn Dr. Bretschneider gelesen habe. Sie ist mir allerdings von der Buchhandlung wie andere neue Schriften zugesendet worden, aber nach der Durchsicht einiger Blätter habe ich mich nicht veranlaßt gefunden, sie zu genauer Lektüre zuzubehalten. Nicht einmal den Aufsatz in der Ev. R. Z., als dessen Verfasser mich Herr Dr. Bretschneider nach bloßer Vermuthung in solcher Weise bezeichnet und behandelt hat, habe ich bis jetzt gelesen. — Wie man nun einen solchen Anfall zu nennen und das geistliche Bestreben, den unschuldigen Namen eines völlig Unbeheiligten zu beslecken, zu bezeichnen habe, ob man ein solches Verfahren gewissenhaft und besonnen, eines christlichen Theologen und Mannes von Bildung würdig finden könne, das stelle ich ganz dem eigenen Urtheil jedes rechtlichen und gebildeten Lesers anheim, indem ich nur gegen Herrn Dr. Bretschneider noch erkläre, daß ich weder bisher etwas gegen ihn anonym geschrieben habe, noch künftig, wenn es je wieder geschehen sollte, schreiben werde, was nicht meinen Namen eben so offen tragen wird, wie das Sendschreiben vom Jahre 1832 über die Lage des Christenthums in unserer Zeit und das Verhältniß christlicher Theologie zur Wissenschaft überhaupt — eine Schrift, deren Vergleichung mit den Schriften meines Gegners nach Inhalt und Form ich ruhig einem jeden Leser nach wie vor überlassen darf.

Wreslau, den 15. November 1841.

Dr. Aug. Sahn.

\*) Wird hiedurch bezeugt.

Die Redaction.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 4. December.

N<sup>o</sup> 97.

## Übersichtliche Anzeige christlicher Jugendschriften.

(Fortsetzung der in früheren Jahrgängen erschienenen Artikel.)

Fast könnte es, da der Verfasser der früher in diesen Blättern enthaltenen Anzeige christlicher Jugendschriften die Fortsetzung derselben mehrere Jahre hindurch schuldig geblieben ist, scheinen, als wenn dieselbe nun überhaupt überflüssig wäre, und gar gern möchte der Verf. dieser Meinung selbst beistimmen, um sich dadurch der Erfüllung einer alten Pflicht zu überheben. Aber der Gedanke, daß durch die früheren Anzeigen manchen Eltern, die vorzugsweise diese Blätter lesen, ein Dienst geschehen ist, läßt ihm dies nicht zu. Jedoch kann er nicht unterlassen, diejenigen, welche die werthvollsten Jugendschriften bald nach ihrem Erscheinen kennen lernen und ein kurzes, meist treffendes Urtheil darüber hören wollen, auf die schon früher in diesen Blättern empfohlenen „Jugendblätter, herausgegeben von Barth und Hänel,“ zu verweisen, welche auf den Umschlägen ihrer Monatshefte immer das Neueste und Beste anzeigen.

Ohne die durch die mehrjährige Unterbrechung gestörte Ordnung wieder aufzunehmen, wollen wir doch zuvörderst einige Schriften nennen, welche mehr der reiferen Jugend bestimmt sind und uns schon längere Zeit vorliegen. Hier nennen wir zuvörderst die

Worte mütterlicher Liebe an meine Tochter. Eine Gabe für christliche Jungfrauen. (Aus dem Nachlasse der sel. Greifrau Wilhelmine v. Deynhausen zu Grevenburg, geb. v. Mengersen.) Bearbeitet und herausgegeben von August Huth, ev. Pf. Frankf. a. M. 1835.

Das vorliegende Buch ist unstreitig ein sehr wohlgemeintes und mag um seiner Idee willen bestens empfohlen werden, wenn ihm auch in der Ausführung Vieles mangelt. Es stellt dar im allgemeinen Theil „die Bestimmung der Jungfrau,“ wie sie erreicht wird „1. durch Religion, 2. durch christliche Tugend,“ wobei noch angegeben werden die „Hilfsmittel der Tugend,“ im besondern Theile „1. die Jungfrau im Verhältniß zu sich selbst, 2. im Verhältniß zu anderen Menschen, 3. die Erholungen und Freuden der Jungfrau und 4. Schlußbetrachtungen. Die Zukunft.“ — Lassen schon diese Hauptrubriken des Buches das Bedenken entstehen, ob wohl darin eine richtige Darstellung der Heilswahrheit, insonderheit der Heilsordnung enthalten sey, so bestätigt der Inhalt dieses Bedenken noch mehr. Ganz unverkennbar ist es von christlichem Geiste tingirt, aber nicht davon gänzlich durchdrungen und allenthalben darauf gegründet. Es ist überhaupt nicht aus einem Geiste und Gusse: es besteht theils

aus Originalien, theils aus Auszügen, Campe und Arnd, tief innerlich Christliches und höchst allgemein Religiöses, Alterthümliches und Modernes wechseln in Prosa und Gedichten mit einander ab. Auch der nicht religiöse Inhalt des Buchs ist zum Theil sehr oberflächlich. Was z. B. auf zwei Seiten über Malerei und Zeichenkunst gesagt ist, ist doch am Ende so gut wie nichts gesagt.

Aber dieser Ausstellungen ungeachtet bleibe in Ehren nicht bloß der treue Mutterinn, der dieses Buch eingegeben (ob wohl auch für den Druck bestimmt hat?), sondern auch die Aufgabe, welche sich das Buch stellt und der Versuch, den es zur Lösung dieser Aufgabe macht, denn es enthält ja auch recht viel Inniges und Beherzigungswerthes. Eine Schrift, welche mit Berechnung der Bedürfnisse des jungen weiblichen Gemüthes, Jungfrauen über ihre nächste und ewige Zukunft belehrt und ein christliches Urtheil über irdische und gesellige Verhältnisse, über Jugendbeschäftigungen und Jugendfreuden zc. vermittelt, ist gewiß ein Bedürfniß, und wenn es gegeben ist, ein solches Buch zu schreiben, der sollte damit nicht säumen, damit nicht christliche Eltern aus Verlegenheit oder in Unwissenheit nach einem jener Bücher greifen, welche unter verschiedenen schönen Titeln den jungen Seelen weltförmige Grundsätze, überkleistert mit einem süßlichen Geschwätz über Religion, darbieten.

Vielleicht dürfte der Verfasser oder Sammler des nachfolgenden Buches gleich der rechte Mann dazu seyn. Das Buch, das wir meinen, heißt:

Schmuck der Ehren für die weibliche Jugend. Eine Festgabe für Mütter und Töchter. Karlsruhe, Kreuzbauersche Buchhandlung, 1837.

Je länger wir wider unseren Willen mit der Anzeige dieses Buches im Rückstande geblieben sind, um so angelegentlicher wollen wir es für gewisse Kreise empfehlen. Es tritt uns ungleich anspruchsloser entgegen, als man nach dem etwas gewählten Titel vermuthen möchte. Der Herausgeber will in diesem Buche „treuen Müttern und Erziehern einen Beitrag zu den Mitteln anbieten, durch welche sie den von Gott ihrer Sorge anvertrauten weiblichen Seelen die Empfänglichkeit für die beseligende Kraft des lebendigen Christenglaubens, und dadurch um so leichter für den ermunternden Zuruf des Sittengebotes, also auch für das befriedigende Glück einfacher Häuslichkeit und der dieselbe verschönernden Freude an der Natur und geheiligten Kunst zu wecken und zu nähren wünschen; — so daß also dieses Buch geeignet seyn dürfte, besonders in den weiblichen Gemüthern gebildeter Kreise die Lust zu näheren Fragen nach dem Wege des Heils anzuregen, und zum Betreten desselben anzulocken.“ Dem-



gemäß theilt sich denn der Inhalt dieser christlichen Blumenlese — denn als eine solche ist dieses Buch zu betrachten — in folgende Abschnitte: 1. Aus dem Leben der Natur. 2. Aus dem Reiche der Kunst. 3. Aus dem Reiche Gottes. 4. Kirchengeschichtliches. 5. Vermischte Geschichten und Mittheilungen. Wir wollen nun zwar solchen Blumenlesen nicht allzu sehr das Wort reden, denn sie können sehr leicht den Geschmack des jungen Lesers verwöhnen, so daß er bei einer stetigen Lektüre nicht recht aushält, anfängt in den Büchern nur zu blättern und sich das, was ihm das Liebste ist, herauszusuchen; auch wird sich über die Auswahl immer mit dem Herausgeber rechten lassen: aber dagegen darf auch, was das vorliegende Buch betrifft, das umsichtige Auge und die geschickte Hand des Sammlers dieser christlichen Blüthen, eines erfahrenen, in den Schätzen unserer Literatur wohlbevanderten Schulmannes, nicht verkannt werden, und der Mißbrauch, welchem solche Sammlungen ausgesetzt sind, hebt auch hier den rechten Gebrauch nicht auf. Es muß ja so ein Buch nicht in einem Zuge durchgelesen werden, was freilich zu nichts führt; aber eine verständige Mutter wird es z. B. der Tochter in die Hand geben, wenn sie mit einer jener geläufigen Arbeiten beschäftigt ist, welche nebenbei immer noch einen Blick in's Buch gestatten und wird sie lehren, das Buch dann und wann bei Seite legen und das Gelesene innerlich bewegen, oder man wird es im Kreise gebildeter Frauen und Mädchen zum Vorlesen insofern passend gebrauchen können, als eine solche Sammlung öfters Ruhepunkte gewährt und zur Besprechung des Gelesenen auffordert, also die Unterhaltung am besten leiten kann. Dieß man dagegen in Gesellschaft etwas Zusammenhängendes und Fortlaufendes, namentlich eine große Erzählung vor, so wird das belebende Wort dadurch zu sehr gebunden, ein Jedes ist gespannt auf den weiteren Fortgang und unterdrückt selbst die sich ihm anbietenden Bemerkungen.

Der Vielgelesene wird freilich meist Bekanntes in diesem Buche finden, doch werden denen, welchen es bestimmt ist, die meisten Quellen nicht grade zugänglich seyn, und Manches, wie z. B. die vortreffliche Erzählung im letzten Abschnitt: „Das Urtheil der Welt,“ ist wohl auch sonst noch nicht gedruckt. Das gefällige Außere des Buchs, welches mit dem bekannten schönen Kupferstich von Ellenrieder, „das betende Kind,“ geschmückt ist, dürfte namentlich auch dazu beitragen, demselben Eingang in Kreisen zu verschaffen, wo ein Samenkörnlein des göttlichen Wortes sonst selten hinkommt. Nur will es freilich manchem ernstern Christen mit der Würde des göttlichen Wortes unverträglich scheinen, daß es so unter allerlei Formen gleichsam als Contrebande eingeführt werde. Indes die Sache hat auch ihre andere Seite, und wenn Jemand aus herzlicher Liebe zu dem Herrn und seinen Erlösten Allen Alles wird, damit er überall Etlische gewinne und selig mache, wenn er zu denen, welche die Sprache Canaans noch nicht verstehen, in ihrem Dialekte redet, und ihnen im Bild und Gleichniß die himmlische Gestalt der Wahrheit vorführt, welche unverhüllt zu schauen ihr blödes und verwöhntes Auge nicht fähig ist, so wird ihm kein Freund des

Herrn darüber zürnen können, vorausgesetzt, daß die Wahrheit selbst unter seinen Händen nicht etwa Gefahr laufe. Aber auch hier gilt das alte Wort: Est modus in rebus etc. und kein Christ dürfte sich zur Darstellung des göttlichen Wortes und Einführung desselben in Kreisen, die sonst wenig zugänglich sind, einer Form bedienen, welche an und für sich sündlich ist, oder — falls es eine solche etwa nicht geben könnte — welche durch den Gebrauch, den die Welt davon gemacht hat, so durch und durch von dem Geiste der Welt durchdrungen und profanirt ist, daß auch der lautere Inhalt von dem unreinen Gefäß unvermerkt einen Geschmack annimmt.

In dieser Beziehung könnten vielleicht Manche bedenklich seyn gegen das folgende Buch:

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die christliche Jugend auf das Jahr 1838. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Gustav Plieninger. Mit Stahlstichen. Stuttgart, Belfersche Buchhandlung. 1 Thlr. 12½ Sgr.

Wie, könnte Jemand fragen, auch ein Taschenbuch für die christliche Jugend? Heißt das nicht die leidige Lesesucht recht geflissentlich befördern, wenn man sich aller Formen, in welche sich die Tagesliteratur kleidet, bemächtigt und die liebe Jugend, welche bereits ihre Zeitschriften hat, auch schon an das Almanachlesen gewöhnt? Und hat's denn die christliche Kunst und Weisheit, um Eingang zu finden, durchaus nöthig, die Modewänder der Welt zu entlehnen? — Es ist wohl etwas Wahres in diesen Fragen; aber es würde schroff seyn, deshalb das ganze Buch zu verwerfen, welches vielmehr seinem Inhalte nach aller Empfehlung werth und als eine Perle zu bezeichnen ist, welche die Fluth der Kinderschriften, die alljährlich zu Weihnachten hereinbricht, mit sich geführt hat. Die Erzählungen sind von Barth, Burk, Möhrle und dem Herausgeber, die Gedichte von demselben und von Knapp, Güll, Eyth, Hey, und, so weit die Erinnerung des Ref. von diesem Büchlein reicht, reiht sich Alles gar schön aneinander und es sind an diesem Christbaum keine mit Schaumgold verkleideten tauben Nüsse oder faulen Früchte zu finden. Eine gehaltvolle Gabe sind namentlich auch die Wanderungen durch das heilige Land von Bölter. Das Außere des Büchleins ist sehr sauber und die Stahlstiche, namentlich der dem bekannten schönen Bilde in der Voisserschen Sammlung nachgebildete große Christoph (mit vortrefflichem poetischen Texte von Hey begleitet), wohl gelungen. Für so geringen Preis ist viel geleistet. Die folgenden Jahrgänge sind Ref. nicht zu Gesicht gekommen, sollen aber würdige Nachfolger ihres Vorgängers seyn.

Auf diese drei, vornehmlich der reiferen Jugend bestimmten Schriften, lassen wir nun zwei Erzähler folgen, denen alle Alter und Geschlechter gern zuhören werden. Der eine hat, als ein alter Bekannter, billig den Vortritt. Es ist der um die christliche Jugend so verdiente und von derselben so gern gele-

sene Dr. Barth. Seit unserer letzten Anzeige sind von ihm erschienen:

1. Waldmeisterlein. 1837.
2. Thomas Platter's merkwürdige Lebensgeschichte. 1838.
3. Das Pergament. 1839.
4. Die Flucht des Camisarden. 1840.
5. Der Negerknabe Cuff. 1841. [à 5 Sgr. roh, 7½ Sgr. gebunden.]

Die Vorzüge und einzelnen Mängel der Barth'schen Kinderchriften sind früher ausführlich besprochen worden, daher hier nur eine kurze Charakteristik des Inhalts. Nr. 1. ist die wirkliche Lebensgeschichte eines Missionars in Ostindien, der als Sohn eines verarmten Schwedischen Bauern in der äußersten Dürftigkeit aufgewachsen, seinen unüberwindlichen Trieb zu lernen und zu lehren — er predigte wie ein zweiter Antonius als Hirtenknabe den Kühen, Schafen und Lämmern — endlich noch befriedigt sieht. Aber er lernt auch noch etwas mehr, er lernt nämlich, während er früher nur in einer äußerlichen Ehrbarkeit und Gottesfurcht dahingelebt hat, Christum und sein Wort aus eigener Erfahrung kennen und lieb gewinnen. In der Zeit seiner ersten Erweckung entsteht in ihm das lebhafteste Verlangen, Missionar zu werden; aber es ist noch viel Vorwitz und Selbstvertrauen dabei, daher verschließt ihm der Herr alle Wege. Er lernt nun immer mehr seinem eigenen Willen abzustehen und sich ganz in Gottes Willen ergeben; schon steht er im Begriff, ein Pfarramt anzutreten, da ruft ihn der Herr auf einmal dahin, wozu er sich vorher vergebens gedrängt und beseitigt alle Hindernisse; er tritt in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft. — Hier schließt die Erzählung, welche zwar nicht gerade die Aufmerksamkeit spannt, aber doch anzieht. Die zur Erläuterung eingefügten Züge oder Geschichten sind kürzer und daher auch weniger störend als in anderen Erzählungen desselben Verfassers. Der an Entbehrungen aller Art so reiche Lebensgang des Schwedischen Bauernknaben kann für Kinder armer und reicher Eltern zugleich lehrreich seyn, jenen zur Ermuthigung, diesen zur Beschämung gereichen; alle aber können daraus lernen, daß man ein folgsamer Sohn, ein fleißiger und lernbegieriger Schüler, ein gesitteter und im gewissen Sinne selbst gottesfürchtiger Mensch seyn kann, und daß es bei dem allen doch noch an der Hauptsache, an dem fehlt, was uns in Gottes Augen wohlgefällig macht.

Nr. 2. Die Lebensgeschichte des alten gelehrten Schulmanns Thomas Platter, von ihm selbst für seinen Sohn aufgeschrieben, ist wohl zuerst vollständig mitgetheilt in den Miscellaneis Tigurinis T. III. und es sind aus derselben schon zum öfteren Auszüge gemacht worden. In dem später zu erwähnenden Baseler Neujahresblatt war auch schon ein Auszug gegeben worden, weil aber diese Blätter nur in einen kleinen Kreis kommen und dort so Manches wegbleiben mußte, so entschloß sich der Verf., Platter's Leben zum Gegenstand eines besonderen Büchleins zu machen. Und er hat wohl daran gethan. Das Buch, in mehr als einer Hinsicht ein Seitenstück zu dem vor-

gen, ist nicht allein geeignet, ein anschauliches Bild der alten Zeit und Sitte zu verschaffen, sondern auch sonst manche erprießliche Betrachtung zu veranlassen. Der Herausgeber hat dies aber den Lesern wie billig ganz selbst überlassen und sich begnügt, das ehrliche Schweizerische des alten Platter in's Hochdeutsche zu übertragen. Die Holzschnitte in diesem Büchlein sind besser und mehr zur Sache gehörig als die im vorhergehenden. Das ganze Buch eignet sich am besten für Knaben, welche studiren wollen, und wird ihnen eine treffliche Erläuterung des: *Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit etc.* seyn.

Nr. 3. Eine sehr einfache Erzählung, nicht für den geschrieben, dem es nur um Unterhaltung zu thun ist; aber dabei ergreifend und rührend im höchsten Grade, ja wenn es eine christliche Tragödie geben kann, so liegen in dieser anspruchslosen Geschichte alle Fäden dazu. Der talentvolle und fleißige Sohn einer ehrbaren Bürgerfamilie erwählt nicht aus einer tieferen Neigung, sondern aus bloßem Wissensdrang, das Studium der Theologie, und erwirbt sich ausgezeichnete Kenntnisse; weil er aber auf der Universität in seinem Glauben irre geworden ist, kann er sich nicht entschließen, Prediger zu werden, er begleitet zuerst einen Prinzen mehrere Jahre lang auf seinen Reisen und wird dann als Professor in einer Stadt Curlands angestellt. Da kommt auf einmal die Schreckensnachricht, daß der geliebte Sohn und Bruder angeklagt, gefangen gesetzt und nach Sibirien geschickt worden ist. Niemand in der Familie wird davon so ergriffen, als seine Schwester Hedwig, und, da keins der Anderen kann, so entschließt sie sich selbst zu der Reise nach Petersburg, um für die Rettung des Bruders thätig zu seyn. In dem Kampfe, den sie in dieser Zeit kämpft und wo sie selbst mit Gott hadert, fällt ihr ein — daß sie doch noch nie einmal für ihren Bruder gebetet. Das fällt ihr schwer auf's Herz, sie erschrickt über ihre Veressenheit und kommt durch Gebet und Lesen der heiligen Schrift wie zur Erkenntniß ihrer Sünden und der göttlichen Barmherzigkeit, also auch zu der Überzeugung, daß Gott Alles gut mache und daß alle Seine Wege mit Weisheit und Liebe geordnet seyen und zu einem heiligen Ziele führen, wenn man sich demüthig ihm unterwerfe. In ihrem Plane wird sie dadurch nur noch mehr bekräftigt, denn sie wird um ihren Bruder nur um so besorgter: sie betrachtet seine Lage mit anderen Augen, und, indem sie sich seine früheren, mündlichen und schriftlichen Äußerungen zusammenstellt, wird es ihr klar, daß es ihm an dem rechten Grund und Halt gemangelt habe, und daß er in seiner Selbstgerechtigkeit mit der Gerechtigkeit des Glaubens, welche Gott uns schenken will, unbekannt geblieben sey. Ihre schwesterliche Liebe erhält nun erst die rechte Weihe. Sie reist ab, kommt in die Stadt, wo ihr Bruder gelebt hatte, und sammelt daselbst die vollständigsten Beweise seiner Unschuld. Hiemit versehen kommt sie nach Petersburg und nach langem, vergeblichen Bemühen gelingt es ihr endlich, ihre Bittschrift dem Kaiser zu überreichen und die völlige Befreiung ihres Bruders auszuwirken. Durch ihre bisherigen Erfahrungen mißtrauisch gemacht, will sie das kostbare Papier, welches ihrem



Bruder die Freiheit versichert, keinen fremden Händen anvertrauen, will ihm selbst die Verkündigerin der frohen Botschaft werden und hofft auch, ihm außer dem Troste der Freiheit den Trost des Evangeliums zu bringen. Sie unternimmt die weite Reise nach der Sibirischen Festung, die von Moskau noch neun-tausend Werst entfernt ist. Auf der Reise lernt sie noch tiefer in sich gehen und sich ganz vor Gott demüthigen. Sie legt sie ohne allen Anstoß zurück, und langt glücklich in der Festung an, deren Mauern den armen Bruder verschließen. Noch wird ihre Geduld auf eine neue Probe gesetzt: der Gouverneur, an den sie empfohlen war, ist auf zwei Tage verreist. Endlich kommt er zurück, sie überreicht ihm das Begnadigungsschreiben und erfährt aus seinem Munde, daß ihr Bruder — todt ist. Sie fällt ohnmächtig hin und verfällt in eine Krankheit.  
(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Schlesien.) Es hat der Herr Archibischof von Peters in Liegnitz Dom. VIII. p. Trin. über das Evangelium (Hütet euch vor den falschen Propheten! Matth. 7, 15 ff.) eine Predigt gehalten und durch den Druck veröffentlicht, in welcher er die separirten Lutheraner als solche falsche Propheten an den Pranger stellt. Er erklärt: an Pharisäer und Schriftgelehrten sey dabei in unserer Zeit nicht zu denken, nicht an die Mythiker, deren Bestreben schon von der Geschichte gerichtet sey, nicht an die Industriellen, denn sie bieten dem Herzen keine Befriedigung, aber an diese Separirten, die an dem Alten hängen, die Wahrheit gefunden zu haben glauben, sich der Wiedergeburt rühmen, mit Luther's Namen Götzendienste trieben, die evangelische Freiheit bedrohen, die Sünde wider den heiligen Geist begingen, weil sie dem Fortschritt des Geistes ihre Anerkennung versagten, sich mild und süß den Einzelnen näherten, Zwietracht aber in die Gemeinden und Familien brächten, und den bürgerlichen Gesetzen frech widerständen.

Das Einzelne dieser Polemik ist unwichtig, dem ganzen Zeugniß aber des auch hier ungerechten Nationalismus stelle sich dieses mein Wort entgegen, damit es nicht scheine, als stimme die ganze Geistlichkeit Schlesiens mit solcher Erklärung überein.

Der Polemiker übergeht ganz die dogmatische Stellung der Separation zur Landeskirche und er greift weit mehr die ächt christlichen, als die separatistischen Elemente in ihr an; er thut es, indem er so pöhnend darüber sich äußert, daß sie sich der erlangten Wiedergeburt, der erkannten Wahrheit rühmen, während die Evangelische Kirche nur die Wahrheit suche. Er hat vielleicht für sein Verfahren Veranlassung darin, daß grade in Liegnitz die Mehrzahl der ernst christlich Gesinnten sich an die Separation anschließt, wie er denn selbst als Grund des Umsichgreifens der Separation in Liegnitz angibt das frühe Vorhandenseyn einer trüben und engherzigen Richtung der Frömmigkeit, und gewiß, wenn jene gedruckte Predigt eine hinreichende Probe von der Nahrung ist, welche meist in Liegnitz dem Christen gereicht wird, so ist das Wachsen

der Separation sehr begreiflich und es gibt bies nur einen neuen Beweis für die alte Wahrheit, daß nicht Aigende und Union als solche, sondern der Widerspruch christlichen Lebens gegen die Tyrannei des Nationalismus die die Massen zur Separation treibenden Ursachen in Schlesien sind. Nichts desto weniger müssen wir das wahre Verhältniß zwischen der unierten und separirten Kirche erkennen. Nach der Kabinettsordre von 1834 soll die Union die Stellung der Kirchen zu ihren symbolischen Büchern nicht ändern, die Lutherische unierte Kirche hält also an der Fassung der Dogmen fest, wie sie die Symbole gegeben haben, bewahrt auch ihre anderweitige Eigenthümlichkeit, so weit sie sich überhaupt in der Zeit bewahren läßt, nur daß sie zu der Einsicht gekommen ist: die Fassung der streitigen Dogmen, wie sie in der Confessio Siesismundi und dem Heidelberger Catechismus gegeben sey und das Bewahren der anderweitigen reformirten Eigenthümlichkeit dürfe kein Grund seyn, die Kirchengemeinschaft zu versagen. Dies ist es, was die separirten Lutheraner läugnen, und nur hierin ist der Streit zwischen ihnen und uns. Es ist diese Streitfrage gewiß nicht unwichtig, wir glauben, ihr Unrecht beweisen zu können, aber doch können wir uns nur freuen, wenn ihnen endlich die Duldung gegeben wird, die ihnen mit dem Worte: „für Union solle Niemand gezwungen werden,“ längst zugesagt war.

Freilich bringt dies Kampf, den Sieg wird aber immermehr die gründliche Beantwortung der kirchenrechtlichen Frage nach den Gränzen der Kirchengemeinschaft bestimmen, sondern das Verfahren der Gemeinschaften auf wichtigeren Gebieten. Gelingt es der unierten Kirche, Einheit des Glaubens und der Lehre, Ordnung, Zucht, sorgsame Seelenpflege, angemessenere Formen der Amsthätigkeit der Geistlichen in's Leben einzuführen, so ist der Sieg ihr, die Nichtunierten, welche wahre Frömmigkeit und Ordnung wollen, die schon jetzt von demokratischem und donatistischem Wesen gedrängt werden, müssen sich dann dort anschließen. Gelingt es dagegen dem Nationalismus, alle wesentlichen Reformen zu hindern, die rechtliche Basis der Kirche, die Geltung der symbolischen Schriften, umzustürzen, oder so zu untergraben, daß die Verpflichtung auf sie nur eine Lüge wird, die lebendigen Christen als Pietisten zu proseribiren, eine Staatskirche zu formiren, die alles Heidenthum canonisirt: so müssen und werden die, welche Christum und sein Reich wahrhaft lieb haben, sich zu den separirten Lutheranern wenden und ihnen den Segen bringen eines Reichthums an geistigen Gaben, an Macht der Ordnung und der heiligen Liebe, die trotz aller Separation doch unirt.

Jedenfalls aber, wie auch unsere Stellung zu ihnen später werde, müssen wir in ihnen, mögen sie uns auch als Abgefallene betrachten, unsere Brüder in Christo anerkennen, mit denen uns viele Bande des Glaubens, des Strebens, der Furcht wie der Hoffnung verknüpfen, während uns von den Nationalisten Alles trennt. Möchte Preussens Geistlichkeit das seltene Schauspiel davon geben, daß die Hohenpriester und Schriftgelehrten begreifen, was der Kirche Noth thut, möchte sie Bengel's Wort zu nichte machen, daß Preußen ein Kanal des Antichristenthums werden dürfte, möchte sie bedenken, daß Laobias Lausheit der Herr ausspelt!

A. Thiel.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 8. December.

N 98.

## Das heilige Land und die Evangelische Kirche Deutschlands.

Unter der Zahl der Missionsgebiete ist das heilige Land gewiß eins der wichtigeren, und es ist zu bedauern, daß die Deutsche Evangelische Kirche bisher die Wirksamkeit auf demselben allein der Amerikanischen und Englischen Kirche überlassen hat, zu wünschen, daß sie in Zukunft durch verdoppelten Eifer das Versäumte wieder einbringe, so daß sie mit dem letzten und zugleich gesegnetsten unter den Aposteln sprechen könne: „Ich habe mehr gearbeitet, denn sie alle.“

Betrachten wir zuerst diese Mission insofern, als sie in gleichem Verhältnisse mit allen übrigen steht, ohne noch darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Land, in dem sie unternommen wird, für uns durch die großen Thaten des Herrn, die dort geschahen, und vor Allem als die Stätte seiner Menschwerdung geheiligt ist.

Daran kann wohl kein Zweifel seyn, daß dies Land der Erleuchtung durch die evangelische Mission bedarf. Wenn irgend eines, so ist dieses ein solches, das in Finsterniß und Schatten des Todes sitzt. Die einfache Thatsache, daß bei weitem die Mehrzahl seiner Bewohner aus Muhamedanern besteht, reicht hin, dies zu erweisen. Von ihrem Religionsbuche sagt Volz mit Recht: „Es enthält ein weitfichtiges Gewebe sinnloser Phrasen, emphatischer Deklamationen über die göttlichen Eigenschaften, woraus Niemand etwas lernen kann; eine Menge läppischer Erzählungen und lächerlicher Fabeln; und das Ganze ist eine so platte und ekelhafte Composition, daß ihn Niemand wird hinauslesen können.“ Wenn ja noch darin mitten durch den Wirrwarr eines ewigen Wahnsinns ein allgemeiner Charakter durch das Ganze herrscht, so ist es nichts Anderes als ein brennender und starrsinniger Fanatismus.“ Reiske, welcher der erste tüchtige Kenner der Arabischen Literatur in Deutschland war, sagt: „Der Koran ist das unsinnigste Buch in der Welt. Fabe Sentenzen, Schwulst, Bilder auf Bilder, ohne daß sie etwas sagen. Keine Folge der Gedanken, keine Verbindung der Materien, er ist eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand, und ein Martyrerleiden für mich, wenn sie mich zwingen ihn zu lesen.“ Aus der Masse der Thatfachen, welche zeigen, wie tief die Muhamedanische Bevölkerung in religiöser Hinsicht versunken ist, heben wir nur eine aus. Den Amerikanischen Missionaren Fisk und King erzählte der Englische Konsul Damiani zu Jaffa, in dessen Hause sie wohnten, eines Tages, ein Moslem habe ihn gefragt, ob denn wirklich die Männer, welche bei ihm wohnten, Leute zur Anbetung des Teufels mietheten? wenn das wahr sey, so wolle er kommen

und von der Partie seyn, und noch hundert Andere mit sich bringen. Wie, sagte Damiani, ihr würdet den Teufel anbeten? „O ja, für Geld,“ antwortete der Moslem. Neben den Anhängern des Lügenpropheten sind die Juden zahlreich. Wie natürlich ist es daher, wenn der treffliche frühvollendete Amerikanische Missionar Fisk nach S. 297. seines Lebens von A. Bond, Deutsch von Selter, Erl. 1835, aus Jerusalem schreibt: „Ich weine, wenn ich an Zion denke, und auf die Verwüstung Jerusalems schaue, und bin gewiß, auch Sie würden weinen, wenn Sie sehen könnten, was ich sehe, und ernstlich beten, daß ein neues Pfingstfest hier gefeiert werden möchte.“ Und S. 305.: „Ich kann mein Auge nicht erheben, ohne auf furchtbare Beweise zu stoßen, daß der Fluch Gottes auf Jerusalem ruht. Türkische Habsucht und Gewaltthätigkeit, jüdischer Unglaube und Herzenshärte — über das Alles weine ich, die Erinnerungen, welche an diese Orte geknüpft sind, ergreifen mich tiefer, als ich mir gedacht hatte. Mein Fenster schaut gen Osten, und zeigt mir zugleich die Kirche des heiligen Grabes, die Moschee auf dem Berge Moriah, wo Salomo's Tempel stand, und den Ölberg. Ich schaue auf sie wieder und wieder mit neuer Bewegung zum Erstaunen, zur Dankbarkeit und zum Schmerze. O wann wird der Erlöser wahrhaftig angebetet werden auf dem Berge, wo er litt! O Herr, beschleunige die Zeit.“

Daß dasjenige, was bisher von der Evangelischen Kirche zur Evangelisirung Palästinas gethan worden ist, nicht hinreicht, die dichten Finsternisse zu zerstreuen, welche über ein ganzes Land gelagert sind, daß vielmehr das geistliche Elend dieses Landes auch jetzt noch ein thatsächlicher Hülfseruf an die Evangelische Kirche Deutschlands ist, die bis jetzt mit keinem Finger die gemeinsame Last berührt hat, liegt am Tage. Überschaun wir die bis jetzt getroffenen Anstalten, so müssen wir ausrufen: was ist das für so Viele. Die Noth des heiligen Landes ging zuerst der Nordamerikanischen Kirche zu Herzen. Am 23. September 1818 wurde in einer Sitzung des beschließenden Ausschusses der vereinigten Nordamerikanischen Missionsgesellschaft die Mission nach Palästina beschlossen und zwei treffliche Männer, Fisk und Parsons, zu diesem Werke bestimmt. Parsons starb, nachdem er kaum seine Wirksamkeit angetreten hatte, und auch Fisk wurde schon im Jahre 1825 abgerufen, ohne daß es ihm vergönnt war, mehr zu thun, als hie und da, besonders in Jerusalem, den Samen des Wortes Gottes auf Hoffnung auszustreuen, und das Terrain in Bezug auf die anzulegenden Missionen zu sondiren. Nach seinem Tode, vor dem schon Missionar King, der an Parsons Stelle getreten, zu einem anderen Berufe abgegangen war, mußte die Ausfaat des Wortes geraume Zeit ohne Pflege bleiben, und schien so nach und nach wieder



erstickt zu werden. Der unruhige Zustand des Landes hinderte die Begründung eines festen Missionspostens. Diese wurde erst möglich, seitdem im Jahre 1832 Syrien in die Gewalt Mohamed Ali's gekommen, und damit Ruhe und Ordnung geschaffen war. Jetzt sind in ganz Palästina zehn Amerikanische Missionare, drei in Jerusalem, die Herren Whiting, Lanneau und Thermann, und sieben in Beirut am Libanon, unter ihnen der ausgezeichnete E. Smith, Verfasser der missionary researches in Armenia, aus denen in diesen Blättern Auszüge mitgetheilt wurden, und Reisegefährte Robinsons.\*) Die Englische Kirche unterhielt bisher in Palästina nur eine Mission, den würdigen Nicolayson, der von der Londoner Missionsgesellschaft für die Juden nach Palästina geschickt wurde, nebst vier Gehülfen. Gewiß, für eine so große Erndte sind das der Schnitter bei weitem zu wenige!

Aber vielleicht steht die Beschaffenheit des Ackerfeldes mit seiner Ausdehnung nicht im gleichen Verhältniß, vielleicht ist der Boden so schlecht, daß er die Arbeit nicht lohnt, die Finsterniß so dicht, daß das Licht nicht hineindringen kann, so daß das bis jetzt von unseren Schwesterkirchen Gethane eigentlich schon zu viel wäre, daß es als thöricht erschiene, noch mehr edle Kräfte aufzupfern, noch mehreren treuen Dienern des Herrn, die anderwärts in eine reife Erndte hätten gesandt werden können, den Leufzer auszupressen: um nichts und Eitles habe ich meine Kraft verschwendet.

Wir wollen es nicht läugnen, diese Ansicht hat Manches für sich. Auf die Muhamedaner scheint eine irgend tief eingreifende Wirksamkeit schon dadurch unmöglich gemacht zu seyn, daß das Gesetz noch immer fortbesteht, wonach der Muhamedaner, der zu einer anderen Religion übertritt, das Leben verwirft hat. Und auch davon abgesehen scheint der Muhamedanische Stolz und Fanatismus den evangelischen Bemühungen jeden Zugang zu versperren. Die Palästinenischen Juden werden wenigstens von Robinson als wenig empfänglich für christliche Einwirkung geschildert. Er sagt Th. 1. S. 294.: „Von den Juden, die jetzt in Palästina leben, besteht der größte Theil in solchen, die nach dem Lande ihrer Väter gekommen, um den Überrest ihrer Tage dort zu verleben, und in einem der vier heiligen Orte zu sterben, nämlich Jerusalem, Hebron, Tiberias oder Safet. Die in Jerusalem wünschen ihre Gebeine im Thale Josaphat begraben zu lassen. — Die meisten jetzt in Palästina befindlichen Juden scheinen von Spanischer oder Polnischer Abkunft zu seyn; nur wenige sind aus Deutschland, oder im Stande Deutsch zu sprechen. Das Motiv selbst, das sie hieher zieht nach dem Lande der Verheißung, zeigt ihre starke Anhänglichkeit an ihren alten Glauben, und würde a priori zu dem Schlusse leiten, der sich auch durch die Erfahrung bestätigt, näm-

lich daß die in Palästina wohnhaften Juden unter allen übrigen die bigottesten und für die Bemühungen christlicher Missionarien am wenigsten zugänglich sind. Die Anstrengungen der Englischen Mission haben bisher nur sehr geringen Erfolg gehabt, und es wird sich zeigen, ob die bezweckte Errichtung einer jüdisch-christlichen Kirche in Jerusalem den Einfluß und das Gedeihen der Mission vergrößern wird.“

Endlich auch in Bezug auf die Empfänglichkeit der übrigen Bewohner Palästinas für die Verkündigung des Evangeliums lauten die Nachrichten zum Theil betrübend genug. Das Stärkste beinahe, was überhaupt gesagt werden kann, findet sich in einem Briefe Fisk's an einen Freund, worin er über die Erfolge berichtet, welche die Predigten seines Mitarbeiters King in Jaffa hatten, S. 419.: „Bruder King predigt jetzt am Sabbath in Arabischer Sprache. Nur Wenige kommen dazu, aber diese Wenige versichern große Freude daran zu haben und diese Lehre als die wahre zu erkennen. Ein Eindruck scheint freilich noch nicht gemacht zu seyn. Viele streiten mit uns schreierisch, ungehehrig und zornmüthig. Diese Streiter sprechen so viel, so laut, so stark, so unzusammenhängend, so unterscheidungslos, so thöricht und so abgeschmackt, daß man die Geduld Iob's, die Sanftmuth Moses und die Weisheit Salomo's bedürfte, um mit ihnen zu streiten. Sie können ihren Beweis wechseln, eine Aussage widerrufen oder ihr widersprechen, ihren Worten einen neuen Sinn, oder einen doppelten, oder gar keinen geben; sie behaupten ohne zu beweisen, suchen zu beweisen ohne zu erklären, erklären ohne zu verstehen; sie geben etwas zu und läugnen es wieder; sie reden über Alles, antworten auf jede Frage und bringen unter einem Wust von Thorheit und Unsinn manche recht schlimme Dinge vor. Sie sind enbloße Schwärzer. Ernste Überlegung und tiefes Nachdenken liegt ihnen ganz ferne. Bei solchem Volke, was hilft da Logik, Wissenschaft, Ergeße und Beredtsamkeit? Bei ihnen gilt eine geläufige Zunge, starke Lunge und gebieterische Miene. Von welcher Seite immer ich mit den Seelen dieses Volkes in Berührung komme, habe ich den Eindruck, als wandelte ich unter den zertrümmerten Mauern und zerbrochenen Säulen seiner alten Städte. Alles ist Einsturz, Verwirrung und Verwüstung. Es ist das Land ein offenes Thal voll Fettegebeine — es sind viele, und siehe, sie sind sehr verdorrt. Können diese verdorrtten Gebeine wieder lebendig werden.“

Und doch dürfte alles dies, und wenn es auch nicht bloß wahr wäre, sondern auch die ganze Wahrheit enthielte, uns nicht muthlos machen, uns, die wir als Streiter Christi nicht bloß gegen Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern auch nicht bloß mit Fleisch und Blut, die freilich gegen solche Hindernisse nichts ausrichten können. Wir haben den unbedingten Befehl und die unbedingte Verheißung des Herrn für uns, und wenn wir nur diese im lebendigen Glauben ergreifen, so wird auch dieser Berg für uns zur Ebene werden müssen.

Geist es doch überhaupt in Bezug auf die Mission „mit unserer Kraft ist's nicht gethan.“ Daß ein Volk mit steinernen Herzen, Herzen von Fleisch erhalte, ist bei Menschen unmöglich. Blicken wir, ohne bei der Oberfläche stehen zu bleiben, in die

\*) Wir benützen diese Gelegenheit, das eben erschienene wichtige Werk von Robinson, Professor zu New-York, „Palästina und die süßlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise im Jahre 1838.“ Halle 1841, 3 Bde., mit fünf Karten, unseren schriftforschenden Lesern dringend zu empfehlen.

Tiefe der Verhältnisse bei denjenigen heidnischen Völkern hinein, bei denen die Mission schon den gesegnetsten Fortgang gewonnen hat, so werden sich uns auch da solche Schwierigkeiten darbieten, die von ihr zu bekämpfen waren und noch sind, daß der anfangs groß erscheinende Unterschied immer mehr sich verkleinert. Die Mission ist überhaupt kein Werk für die Begeisterung, nur der heilige Geist kann bei ihr vor Verzagttheit schützen.

Im schlimmsten Falle ist doch hier wohl so viel zu hoffen als in Grönland. Zehn Jahre hatte dort schon der gelehrte und eifrige Egede vergeblich gewirkt, als die Missionare der Brüdergemeinde dorthin gesandt wurden. Jahre lang arbeiteten diese ohne irgend eine Wirkung zu sehen. „Nicht das geringste Gute, nicht ein Seufzer war bei den Heiden zu spüren.“ Dennoch verbanden sich die Missionare, „auszuhalten in Hunger und Kummer, in harter und gefährlicher Arbeit, in Verachtung von Jedermann, in Lebensgefahren unter den aufgebrachten Wilden, in einer vermeintlichen Verlassung von ihren Brüdern und von ihren Freunden in Copenhagen, in der scheinbaren Unfruchtbarkeit, ja Unmöglichkeit, an der Heiden Herz zu kommen, und unter vielen anderen Beschwerlichkeiten, die mit der Mission in den ersten Jahren verknüpft waren.“ Erst nach fünfjähriger Prüfungszeit erndteten sie die erste Frucht ihrer Thränenarbeit: Rajaran, der Südländer, sprach bei Vorlesung der Leidensgeschichte aus tiefbewegtem Herzen: „Wie war das? Sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gerne selig werden.“ Und die triumphirende Freude und Hoffnung, welche einer der Missionare, F. Böhmisch, auf Grund dieses schwachen Anfangs in den Worten, womit er sein Lied der Wehmuth schloß, aussprach: „Die Welt mag immer lachen bei unsern Sachen, und fragen was wir Schwachen in Grönland thun. Wir wollen unsern Nachen nicht lassen ruhn, und vor der List des Drachen das Haus bewachen und Heiden selig machen, sie wollen nun!“ wurde nicht beschämt. Es erfolgte bald eine Erweckung unter den Grönländern.

Aber wir können auch nachweisen, daß die menschliche Hoffnung auf das Gelingen der Mission in Palästina gar nicht so ganz fehlt, als wie es nach dem Angeführten wohl scheinen könnte, und daß dasselbe auf Wahrnehmungen und Ansichten beruht, die zwar allerdings richtig, zugleich aber einseitig sind.

Was zuerst den Stolz und Fanatismus der Muhamedaner betrifft, so dürfen wir nur auf die merkwürdige Veränderung, die in dieser Beziehung unter der Regierung Mehemed Ali's vorging, hinweisen, um darzuthun, daß dies kein Hinderniß ist, welches der Missionsthätigkeit gleich einer ehernen Mauer entgegensteht. Die betreffenden Thatfachen werden am vollständigsten in Monro's Reisen mitgetheilt, aus denen v. Raumer, Pal. S. 417., Mehreres ausgehoben hat. Bis zur Eroberung von Damascus durch Ibrahim mußte jeder Christ am Thore der Stadt absteigen, keiner durfte durch dieselbe reiten. Waffen wurden ihm abgenommen, trug er Europäische Kleidung, besonders einen Hut, so ließ man ihn gar nicht in die Stadt hinein, er wurde überdies aufs Äußerste verhöhnt und beworfen. Hatte er einen weißen Turban getragen, so mußte er den abnehmen

und barköpfig weiter gehen. Aber, wie sind die Mächtigen gefallen, ruft Monro, wie ward in so kurzer Zeit eine solche Umwandlung bewirkt! Jetzt darf kein Muhamedaner Waffen tragen, wofern er nicht im Dienste der Regierung, während den Europäern das Privilegium, Waffen zu tragen, gewährt ist, ja allen Christen, wofern sie um eine Erlaubniß einkommen. Monro ritt in die Stadt, ohne beleidigt zu werden. Güter der Christen werden in der Mauth nicht untersucht und bezahlen keine Abgaben. Ibrahim's Beamte und Offiziere sehen sich über alle Muhamedanische religiöse Sitte hinweg. Sheriff Bei, Gouverneur von Syrien, schmaucht während des Ramasan seine Pfeife und trinkt Kaffee, zum Ärger aller guten Muselmänner; besuchen ihn Franken in Türkischer Kleidung, so schilt er: warum kommt ihr nicht mit euren Güten zu mir; die Türken sollen's wissen, daß die Zeiten sich verändert haben. — Ein Deutscher Jude, Schwarz, der sich in Jerusalem aufhält, sagt in einem Schreiben, welches die interessante und lehrreiche Zeitschrift: das Morgenland, Jahrg. 1838 S. 175 ff. mittheilt: „Von obgedachten Abgaben, so wie überhaupt von allen drückenden Lasten, die der Pascha seinen Unterthanen auflegt, sind sowohl wir Deutschen, als auch alle von Europa eingewanderten und nicht dem Türkischen Sultan untergeordneten Fremden, in der Landessprache Franko genannt, gänzlich befreit. Wir genießen des besondern Schutzes unseres betreffenden Europäischen Konsuls, und die drückenden Landesgesetze berühren uns nicht im mindesten. Während noch vor wenigen Jahren der abendländisch gekleidete Europäer der öffentlichen Beleidigung und thätlichen Mißhandlung von Seiten des Pöbels ausgesetzt war, aus welchem Grunde auch ich mich genöthigt sah, nach meiner Ankunft in Palästina meine Deutsche Kleidung gegen die Türkische zu vertauschen, wird jenem in neuerer Zeit mit Zuversicht und Hochachtung begegnet. Vor Gericht erscheine ich jedesmal (!) in Deutscher Tracht und werde dann als Franko mit besonderer Auszeichnung behandelt.“

Man sage nicht, jene große Veränderung sey mit dem Sturze der Herrschaft Mehemed Ali's wieder zu Grabe gegangen, der alte Fanatismus sey jetzt in voller Stärke zurückgekehrt. Dies ist nicht möglich, wenn es auch den Anschein davon haben sollte. Jene Veränderung hätte gar nicht stattfinden können, wenn nicht vorher schon der Muhamedanische Glaube, auf dem der Muhamedanische Fanatismus beruht, in seinen tiefsten Fundamenten erschüttert gewesen wäre. Waren es ja selbst Muhamedaner, von denen die Veränderung ausging, und wie hätte sie sich in der Masse so leicht und in so kurzer Zeit geltend machen können, wenn der Wahnglaube unter ihr noch seine jugendliche Stärke behauptet hätte. Die Veränderung ist also nicht sowohl als vereinzelte nun schon vergangene Zufälligkeit, als vielmehr als Symptom eines Zustandes zu betrachten, der noch fortwährt. Der Wahnglaube aber geht, sobald er einmal einen Stoß erhalten hat (und daß dies bei dem Muhamedanismus der Fall ist, bezeugen außer der schon besprochenen noch eine Menge anderer Thatfachen), unaufhaltsam seinem völligen Ruine entgegen. Er kann sich eben wenn er dies zu fühlen anfängt, erschauern, er kann es zu einzelnen, recht gro-



ben Ausbrüchen des Fanatismus noch bringen, aber das alles ist nur momentan. Es sind die Kraftäusserungen eines Trunkenen, denen, wenn der Rausch vorüber ist, um so größere Ermattung folgt. Die Kraft, sich wahrhaft zu verjüngen, aus allen Angriffen nicht nur siegreich hervorzugehen, sondern gerade durch sie mächtig gefördert zu werden, den Zweifel, und sey er auch auf die höchste Spitze getrieben, ja am herrlichsten gerade dann, wenn dies der Fall ist, zu zernahmen, und nicht das allein, sondern auch das: Speise kommt vom Fresser, wahr zu machen, gehört nur der wahren Religion an. Nur vom Volke Christi gilt was von seinem Herrn: siehe er war todt und ist wieder lebendig geworden. — Die Zeiten des Muhamedanismus müssen am so schneller ablaufen, je mächtiger der durch die Religion des falschen Propheten hervorgerufene politische Verfall sich in den Ländern äußert, welche ihr anhängen, je deutlicher sich jetzt der schlechte Baum in seinen Früchten zu erkennen gibt. Die wachsende Abhängigkeit von den christlichen Großmächten, durch deren Beihülfe allein das Türkische Reich noch zusammenhält, die Nothwendigkeit, sich Institutionen anzueignen, die auf christlichem Boden gewachsen sind, die Beschämung, welche der Muhamedanische Stolz täglich durch die Wahrnehmung der eigenen Ohnmacht und der Blüthe der christlichen Reiche erhält: alles dies muß mehr und mehr den Glauben an den falschen Propheten und den auf ihm beruhenden Fanatismus untergraben.

Grade unter den gegenwärtigen Umständen ist es heilige Pflicht der Christenheit, durch Errichtung von Missionen in den Muhamedanischen Ländern dafür zu sorgen, daß an die Stelle des Wahnglaubens nicht der Unglaube, sondern der Glaube tritt. Das Gesetz, welches Jeden, der vom Muhamedanismus zum Christenthum übertritt, mit dem Tode bedroht, kann nicht an dieser Pflicht irre machen. Es wird fallen mit der fanatischen Begeisterung für den Todten, die es hervorgerufen. Und für jetzt ist die Aufgabe nicht sowohl die einzelnen Muhamedanischen Individuen zum Übertritte zu führen, als vielmehr im Ganzen und Großen in den Muhamedanischen Ländern die Empfänglichkeit für das Christenthum vorzubereiten. Es ist noch nicht die Zeit, eine dürftige Erndte einzusammeln, sondern ein weites Feld zu beackern und zu besäen auf Hoffnung.

Was die Juden betrifft, so wird die Mission unter ihnen immer einen von den beiden Feinden vorfinden, entweder ein starres Festhalten an ihrer väterlichen Religion, oder einen herzlosen und dumpfen Unglauben. Daß der erstere Feind der minder gefährliche, leichter zu besiegende sey, wird durch alle Erfahrungen bezeugt, und liegt in der Natur der Sache. In der jüdischen Orthodoxie ist immer doch noch ein Element wahrer Gottesfurcht und somit ein Anknüpfungspunkt für die Verkündung des Evangelii verborgen. Und dann ist ihre Kraft offenbar schon gebrochen, und sinkt im Verlaufe der Zeit mehr und mehr dahin. Ein Glaube, der auf einen Zukünftigen gegründet ist, der nimmer erscheint, nicht erscheint, nachdem alle Termine längst abgelaufen, die man für seine Erscheinung festgesetzt, muß von Tage zu Tage mehr an innerer Sicherheit verlieren, denn

jeder Tag weiter legt seine Thorheit mehr zu Tage. Und die gemachte Zuversicht, wodurch er jene innere Sicherheit zu ersetzen sucht, kann auf die Dauer nicht vorhalten. Die Sehnsucht nach dem Zukünftigen wird sich bei allen tieferen Gemüthern mehr und mehr in Liebe zu dem Erschienenen verwandeln.

Dem ungünstigen Zeugnisse Robinson's in Bezug auf die Juden und die Hoffnungen, welche sie der Mission darboten, können wir einige günstige entgegenstellen, nicht um die Wahrheit desselben zu bestreiten, sondern nur um sie als eine einseitige erscheinen zu lassen.

Schubert, der mehrere der ausgezeichnetsten und gelehrtesten Deutschen Rabbiner von Jerusalem näher kennen lernte, sagt in Th. 2. seiner Reise in das Morgenland S. 556.: „Im Allgemeinen darf man den Deutschen, nach Palästina ausgewanderten Israeliten das Zeugniß geben, daß der Zug, der sie dahin führte, ein sehr achtenswerther, Theilnahme erregender war. Es sind die Hoffnungen Israels, der noch immer fortbestehende Glaube an das ihren Vätern gegebene Wort der Verheißung, was ihnen den Muth verlieh, alle Vortheile und Bequemlichkeiten des Vaterlandes zu verlassen und sich freiwillig in ein Loos der harten Entbehrungen und mannichfaltigen Gefahren zu begeben. Unter ihnen fand ich nicht bloß eine große Zahl vorzüglich gelehrter, sondern auch frommer Männer, welche durch eifrigen Gottesdienst und anhaltendes Gebet bei Tage und Nacht zu dem Troste Israels zu gelangen hoffen und dieses Trostes als eines nahen warten. — Was jedoch höher zu schätzen scheint denn Alles: man findet unter den Israeliten von Palästina so Manche, welche mit Ernst in den Propheten und anderen Schriften des Alten Bundes forschen und diese von Herzen lieb haben.“

Die Deputation der Schottischen Kirche zur Untersuchung des Zustandes der Juden sagt in ihrem Berichte an die General Assembly: „In jeder Hinsicht bietet das gelobte Land das wichtigste und anziehendste Arbeitsfeld für eine Thätigkeit unter den Juden dar. Sie sind im Lande ihrer Väter in der Trübsal, und dies macht sie offener und freundlicher als anderswo. In anderen Ländern, wo sie in weltliche Dinge tief verstrickt, reich und wohlhabend sind, fanden wir sie gleichgültig gegen die Missionare; in Judäa aber haben die Pest, die Armuth, der Druck der Rabbinen und die Kränkungen der Heiden sie so gedemüthigt, daß sie an Jeden sich anschließen, der ihnen Liebe erweist und ohne Bitterkeit das Wort von der Gnade und Liebe Gottes aus dem Munde des Boten Christi vernehmen. Sie sind dort streng Rabbinische Juden, unbesiegt von Französischem Unglauben und Deutscher Neologie, sie halten das Alte Testament wahrhaftig für Gottes Wort, sie haben eine rege Erwartung des verheißenen Messias, und diese ist sicherlich stärker geworden, als sie früher war. Ferner ist Judäa als der Mittelpunkt der jüdischen Welt anzusehen. Jeder Einfluß, den man dort gewinnen kann, würde nach allen Seiten sich mittheilen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 11. December.

N<sup>o</sup> 99.

## Das heilige Land und die Evangelische Kirche Deutschlands.

(Fortsetzung.)

In Bezug auf die Bewohner Palästinas überhaupt endlich könnten wir Vieles anführen zum Beweise, daß sie für die evangelische Wahrheit nicht so unzugänglich sind, als es wohl nach den aus einer momentanen trüben Stimmung hervorgegangenen und einseitigen Äußerungen Fisk's scheinen möchte. Hier aber nur Einiges. In der Biographie Fisk's S. 469. heißt es: „Wo er sich am längsten aufgehalten hatte, zu Jerusalem und am Libanon, gährte die Wahrheit in vielen Herzen. Schmerzlich ist es, daß an ersterem Orte nach seinem Tode die Aussaat des Wortes ohne Pflege bleiben mußte, und so nach und nach wieder erstickt zu werden schien. Aber am Libanon erndeten Fisk's Freunde und Nachfolger bald die Früchte seiner Arbeiten. Denn noch ehe ein Jahr verfloßen war, hatte sich um die Missionare eine kleine Schaar, darunter zwei Armenische Erzbischöfe, gesammelt, in welcher ein neues Leben aus Gott die ewig junge Kraft des Evangeliums bezeugte.“ Daß auch schon um die Amerikanischen Missionare in Jerusalem sich ein kleines Häuflein gesammelt hat, geht hervor aus dem, was Robinson Th. 1. S. 373. sagt: „Am frühen Nachmittage waren wir auch gegenwärtig bei dem Arabischen Gottesdienste, den dieselben Missionare (welche nämlich den Sonntagsgottesdienst in Englischer Sprache leiten) im Hause des Herrn Lanneau eingerichtet hatten, und der von einigen zwanzig bis dreißig Arabischen Christen regelmäßig besucht ward. (Die größere Anzahl der Christen in Palästina, wird in der Anmerkung bemerkt, sind geborene Araber und brauchen nur die Arabische Sprache bei ihrem Gottesdienste.) Es waren Männer von respektablem Ansehen, Kaufleute und dergleichen, die auch dem, was vorgetragen ward, ihre Aufmerksamkeit zu widmen schienen.“ Missionar Whiting schreibt in einem Briefe aus Jerusalem vom 25. August 1840, mitgetheilt in dem zu Boston erscheinenden Missionary Herald, Mai 1841 S. 203.: „Während des verfloßenen Sommers haben wir viele Besuche gehabt, nicht allein aus den benachbarten Dörfern, sondern auch aus Jaffa, Gaza, Ramleh, Nablus und anderen entfernteren Orten. Es zeigt sich mehr und mehr, daß an manchen dieser Orte, wenn nicht an allen, die Erkenntnis der heiligen Schrift und das Verlangen nach Belehrung zunimmt, und daß ein weites Feld der Wirksamkeit in einer Menge von Dörfern und Städten im Norden und Westen von Jerusalem uns offen liegt. Wir finden fast in jedem Theile des Landes Manche (und ihre Zahl wächst), welche anfangen, die Bibel als die höchste Richtschnur des Glaubens und Lebens zu betrachten.

An manchen Orten werden Schulen und Bücher von den Leuten verlangt. Aber es fehlt nur leider an Mitteln, diese Bedürfnisse und Wünsche zu befriedigen.“ In Bezug auf Bethlehem und die umliegenden Orte schreiben die Missionare unterm 24. April d. J., Miss. Her. Sept. S. 391.: „Mit manchen Leuten aus diesen Dörfern sind die Brüder seit langer Zeit bekannt. Sie sind sehr freundlich; einige von ihnen wohnen oft unserem Gottesdienste zu Jerusalem bei; sie empfangen und lesen unsere Bücher, und haben oft ernstlich verlangt, daß Schulen in ihren Dörfern eröffnet werden möchten. Die Bethlehemiten wünschen außerordentlich, daß einer unserer Missionare seine Wohnung bei ihnen aufschlage. Und es ist Grund zu glauben, daß es sofort gelingen würde eine Versammlung unter ihnen zu bilden, größer als die in Jerusalem.“ Die Missionare in Beirut geben in ihrem Berichte über diese Station vom 14. Januar 1841 in dem Miss. Her. vom Juli d. J. S. 304. die Zahl derjenigen, welche vor dem Ausbruche des Krieges gewöhnlich ihre Versammlungen besuchten, auf hundert an. Nachdem sie über die theilweise Zerstreuung ihrer Herde durch den Krieg geklagt haben, sagen sie: „Manche neue Gesichter jedoch werden in unseren Versammlungen gesehen, und wir haben reichlichen Grund Gott zu danken und Muth zu fassen. Es ist offenbar eine wachsende Anzahl ernstler Personen in der Gemeinde. Wir haben eine Anzahl von Besuchern um Aufnahme in die Gemeinschaft der Kirche erhalten und werden wahrscheinlich in kurzer Zeit verschiedene Personen zulassen, deren Frömmigkeit uns gute Hoffnungen gewährt. Es ist für uns ein beständiger Gegenstand schmerzlichen Bedauerns, daß diese Kirche keinen Hirten hat, der seine ganze Kraft der Sorge für ihre geistliche Wohlfahrt widmen könnte. Die Gemeinschaft ist reichlich groß genug, um einen Mann ganz zu beschäftigen. Diejenigen, die sich schon mit uns vereinigt haben, leiden sehr durch den Mangel hinreichender Fürsorge, während unsere Zahl sehr vermehrt werden würde, wenn die nöthigen Kräfte zur Wirksamkeit vorhanden wären. Unzählige Thüren sind offen, welche einen freien Eintritt darbieten. Die Familienbesuche könnten und müßten über das Zehnfache vermehrt werden. — — Weder Sie, noch die Kirchen in Amerika können leicht in die Gefahr kommen, sich übertriebene Vorstellungen über die Gelegenheiten zu Missionsunternehmungen in und um Beirut zu bilden.“ Über den Einfluß der neuen Gestaltung der Dinge in Palästina auf die Mission schreibt Missionar Wolcott in dem Miss. Her. Febr. S. 91.: „Großbritannien ist ohne Zweifel in ein neues Verhältniß zu der großen Arabischen Familie gebracht worden. Es ist bekannt im ganzen Lande als der Repräsentant des protestantischen Glaubens und erscheint nun vor



demselben in einer Stellung, welche, um wenig zu sagen, den Haß gegen die evangelische Lehre sehr vermindern muß. Um noch einen einzelnen Umstand zu erwähnen, Sie wissen, daß Emir Beschir unserer Mission sehr wenig gewogen war, der gegenwärtige Häuptling aber hat einen unserer Brüder in seinem Hause befehlet, und sein Sekretär und vertrauter Rathgeber ist ein besonderer Freund der Mission und hat uns seine drei Knaben zur Erziehung übergeben.“ Kann die Amerikanische Mission bis jetzt allerdings nicht viele auffallende Erfolge, nicht zahlreiche Schaaren solcher, die zum evangelischen Bekenntnisse übergetreten wären, aufweisen, so ist der Grund davon gewiß nicht sowohl in ihrer Unwirksamkeit, als in dem Grundsatz zu suchen, von dem sie in Palästina, wie in den anderen Ländern des Orients geleitet wird, „die Mitglieder der morgenländischen Kirchen nicht etwa von diesen abzugiehen und zum Protestantismus zu führen, sondern solche zur Kenntniß und zum Glauben an die Wahrheiten des Evangeliums zu erwecken, in der Reinheit und Einfachheit, wie sie sich in ihrer ursprünglichen schriftlichen Form kundgethan,“ vgl. Robinson S. 374. Eine solche Wirksamkeit muß nothwendig für geraume Zeit eine unscheinbare seyn; ihre Früchte können erst spät reifen. Aber Albertini's schönes Lied: „Verborgnen wirkt im Mehle, des Sauerteiges Kraft,“ oder vielmehr der Ausspruch des Herrn, auf dem dasselbe beruht, wird sich auch hier bewähren.

Eine besondere Beachtung verdient noch die große Anzahl der Pilgrime aus der Orientalischen Christenheit, welche jährlich zur Feier des Osterfestes nach Jerusalem kommen. Döbel, in der Zeitschr. das Morgenl. 1839 S. 48., gibt die Zahl derselben auf 7 — 8000 an. Zur Osterfeier des Jahres 1834 waren nach der Versicherung von Schubert's Führer (Reise Th. 2. S. 560.) aus allen Theilen des Morgenlandes allein zwischen 8 und 9000 Armenische Pilgrime gekommen. Die Wirksamkeit des evangelischen Missionars in Palästina ist hienach nicht bloß auf Palästina beschränkt: er hat die trefflichste Gelegenheit, durch Gespräche mit den Pilgrimen, durch Austheilung der heiligen und anderer christlichen Schriften auf alle Theile der Orientalischen Kirche einzuwirken.

Schon insofern auch ist die Gründung einer zahlreichen Mission, einer auch äußerlich sich würdig darstellenden Evangelischen Kirche in Palästina und speciell in Jerusalem für den ganzen christlichen Orient von nicht geringer Bedeutung, als die große Verehrung der Orientalischen Christenheit gegen die heiligen Stätten, Mißtrauen und Nichtachtung gegen eine Kirche erzeugen muß, die hier nicht würdig repräsentirt ist. Die Thatfache: „es gibt bis jetzt in Palästina kein protestantisches Bethaus, während alle andere christlichen Kirchenabtheilungen durch religiösen Besitz und kirchliche Feier in dem heiligen Lande, als dem mütterlichen Boden der Stammkirche, irgendwie sich repräsentirt sehen,“ hat gewiß schon der evangelischen Mission im Oriente nicht unbedeutenden Schaden zugefügt.

Bis jetzt haben wir die evangelische Mission in Palästina nur in Bezug auf ihre Wirksamkeit außerhalb der Evangelischen Kirche betrachtet. Dies ist aber nur die eine Seite der Sache.

Die Mission übt immer eine bedeutende segensreiche Rückwirkung auf die Kirche aus, von der sie ausgeht, und wir müssen noch zusehen, inwiefern dies speciell von der Palästinenischen Mission erwartet werden kann. Es wird sich uns zeigen, daß gerade hier diese Rückwirkung in besonders hohem Maße zu erwarten ist, es wird sich hier ein neues kräftiges Motiv zur kräftigen Förderung dieser Mission ergeben.

Wir sind von aller abergläubischen Verehrung der heiligen Orte vollkommen frei, wir glauben nicht, daß man dort dem Himmel näher sey, dort die Vergebung der Sünden unter anderen Bedingungen erhalten könne wie anderswo. Wir halten es mit dem heiligen Hieronymus, welcher erklärt, daß „die Stätten des Kreuzes und der Auferstehung Christi nur denen Heil bringen können, die sein Kreuz tragen und die täglich mit Christo auferstehen. In Jerusalem und in Britannien seyen die himmlischen Hallen gleicherweise offen“ (ep. 49. ad Paul. t. IV. p. 2. p. 564. opp.). Wir stimmen Novalis bei, wenn er singt: „Und Indien (Canaan) muß selbst im Norden um den Geliebten freudig blüh'n.“ Wir sind sogar der Meinung derjenigen entgegen, welche Jerusalem für den Schauplatz zukünftiger großartiger Entwicklungen des Reiches Gottes, für den Mittelpunkt des verherrlichten Gottesreiches halten. Wir sind überzeugt, daß sie, auf roh buchstäblicher Auffassung beruhend, des festen Schriftgrundes entbehrt. Wir halten sie in manchen ihrer Gestaltungen, wenn sie nämlich von der Voraussetzung ausgeht, daß die Juden in Zukunft wieder im Alttestamentlichen Sinne das Volk Gottes werden sollen, so daß man mit Eunaeus es schmerzlich bedauern müßte, nicht als Jude geboren zu seyn, für entschieden schriftwidrig und sehr bedenklich. Wir meinen, daß der Eifer für die Mission in Palästina, der auf solchem Grunde beruht, auf Sand gegründet ist. Aber bei alledem behalten die heiligen Stätten doch immer ihre Bedeutung. Wer dies läugnen wollte, würde widerlegt werden durch die großen geschichtlichen Zeugnisse der Pilgerfahrten, die schon im Zeitalter der Kirchenväter nach Hieronymus in dem schon früher angeführten Briefe so zahlreich waren, daß die Gläubigen „nach Jerusalem zusammenströmten aus der ganzen Welt und die Stadt gedrängt voll war von Menschen aller Gattung und beider Geschlechter,“ und der Kreuzzüge. Solche großartige Erscheinungen können auf christlichem Gebiete nur so vorkommen, daß eine ächtchristliche Idee zu Grunde liegt: der Irrthum gewinnt nur dadurch Macht und Einfluß, daß er sich an eine solche Idee anschließt. Zeigt ja auch die Erfahrung, daß nur solche Zeitalter und Individuen sich in die Pilgerfahrten und Kreuzzüge gar nicht finden können, in Bezug auf sie keine anderen Gedanken und Empfindungen hatten als die der Verachtung, oder höchstens des Mitleidens, die von der christlichen Wahrheit völlig entfremdet waren.

Noch entschiedener führt uns auf dasselbe Resultat die Thatfache, daß alle Männer von irgend christlicher Gesinnung, auch die nüchternsten und solche, bei denen sich ein unbedingtes Vorrath herrschen der verständigen Richtung bemerken läßt, beim Anblick der heiligen Stätten tief ergriffen, über ihr eigenes Erwarten

von Nahrung übermannt wurden. Wir wollen dies mit den Beispielen einiger Englischen und Amerikanischen Reisenden belegen, weil gerade bei ihnen der Gedanke an rhetorische Floskeln, Sentimentalität und Phantasterei am fernsten liegt und sich auf diesem Gebiete eher ein zu wenig als ein zu viel erwarten läßt. Der gelehrte und kritische Englische Reisende Clarke sagt bei v. Raumer S. 325.: „Trotz der skeptischen Gedanken mag dies die Macht der Sympathie beweisen, wenn wir gestehen, daß, als wir in das vorgebliche Grab eintraten und beim Scheine der Lampen, welche daselbst immer brennen, die ehrwürdige Gestalt eines alten Mönches erblickten mit langem weißem Bart, Thränenströme weinend, und auf den Platz zeigend, wo der Leib des Herrn lag, und er uns ermahnte niederzuknien und Vergeltung unserer Sünden zu erfahren, wir niederknieten und die Gefühle der gläubigsten Pilger theilten.“ Der Amerikaner Fisk sagt a. a. D. S. 295.: „Ich bin jetzt vier Tage in der Stadt gewesen, wo David lebte und herrschte, und wo David's Herr und König die Welt erlöste. Das Haus, das ich bewohne, steht auf dem Kalvarienberge. Mein kleines Zimmer hat nur ein Fensterchen, welches mir die Aussicht auf den Ölberg öffnet. Ich bin um Zion rings umher gegangen. Ich bin über den Kalvarienberg gegangen. Ich wanderte durch das Thal Hinnom, trank von den Wassern Siloas, ging über den Bach Kidron und bin im Garten Gethsemane gewesen. Am Tage nach meiner Ankunft machte ich meinen ersten Besuch am Grabe meines Erlösers. Ich hielt mich nicht damit auf zu fragen, ob der Ort, den man mir als sein Grab zeigte, es wirklich sey oder nicht. Wenn hier ein Irthum stattfindet, so wollte ich mich für den Augenblick gerne täuschen lassen. Die Kirche war mit Menschen angefüllt, aber trotz ihrer Gegenwart vermochte ich meine Empfindungen nicht zu unterdrücken. Ich betrachtete die Kuppel, welche das Grab überwölbt, dachte an den Tod und die Auferstehung meines Herrn und brach in Thränen aus. Ich trat hinein und kniete an dem Marmor nieder, welcher den Ort, wo der Leichnam lag, bedecken soll. Meine Thränen flossen ungehemmt, und meine Seele war von Gefühlen bewegt, die ich nicht zu beschreiben vermag. Ich gelobte mich meinem Herrn von neuem, und stellte dann für meinen Vater, meine Brüder, Schwestern und Freunde. Ich betete um Segen über Andere, über alle Sendlinge, alle Prediger und über die ganze Welt. Es kam mir vor, als ob Jesus Christus, Gottes Sohn, vor meinen Augen leide, sterbe und von den Todten auferstehe. Die Jahrhunderte, welche seit seinem Tode verflossen sind, schwanden in einem Augenblicke zusammen. Alles stand lebendig und wirklich vor meinen Augen. O welche Leiden! welche Liebe! Geliebte Brüder, für uns ist er gestorben. Sollten wir ihm nicht leben? Er starb, um uns von Sünden zu erlösen. Sollten wir also nicht die Sünde in allen ihren Gestalten meiden? Er starb, um uns selig zu machen. Könnten wir uns weigern, alle Kräfte anzuspannen, und alle Entbehrungen zu erdulden, um Andere zu erretten? Wenn ihr etwa meint, daß ich Opfer gebracht, oder Mühseligkeiten erduldet habe, so

versichere ich euch, daß ich sie alle vergaß, als ich in der Kirche des heiligen Grabes war.“ Robinson, der nüchterne Forscher, schildert den ersten Eindruck, den der Anblick Jerusalems bei ihm hervorrief, in Th. 1. S. 367. in folgenden Worten: „Die Gefühle eines christlichen Wanderers, wenn er sich zuerst Jerusalem nähert, lassen sich besser denken, als beschreiben. Auch ich war mächtig ergriffen. Vor uns, wie wir näher kamen, lag Zion, der Ölberg, die Thäler Hinnom und Josaphat, und andere Orter voll des tiefsten Interesses; indeß oben die alten Hügel krönend, die Stadt ausgebreitet lag, wo Gott vor Alters gewohnt und wo der Heiland der Welt lebte, lehrte und litt. Von der frühesten Kindheit an hatte ich von jenen heiligen Städten gelesen und gelernt; nun sah ich alles mit eigenen Augen! Es schien mir so vertraut, als wenn ein früherer Traum nun wirklich in's Leben träte. Es war mir, als sähe ich die geliebten Stellen der Kindheit wieder, die ich lange nicht besucht, die mir aber noch frisch im Gedächtniß lebten. Und so war die Unterbrechung fast schmerzlich, als mein Gefährte, der früher schon hier gewesen, die verschiedenen Gegenstände aufzusuchen und herzunehmen anfang.“

Wie könnte es auch wohl anders seyn, als wie es nach dem Zeugnisse der Erfahrung wirklich ist? Zeigt sich die Erinnerung überhaupt als durch Orte und Zeiten influirt, wird Niemand ohne Nahrung die Stätten seiner Kindheit besuchen, ist das Andenken an unsere entschlafenen Lieben an ihren Geburts- und Sterbetagen lebendiger als sonst, wird jeder denjenigen, der über die Gräber seiner Eltern mit der Gleichgültigkeit geht, als träte er gewöhnliche Erde, für einen Barbaren halten: wie sollte denn nicht an den Stätten des versöhnenden Leidens und der Auferstehung Christi das „denen Jesus Christus vor Augen gemalt ward“ sich ganz besonders realisiren, die ernste Frage: „das that ich für dich, was thust du für mich,“ sich nachdrücklicher und eindringlicher vernehmen lassen, wie anderswo? Dies kann nur ein bornirter und schlechter Spiritualismus läugnen, der, wenn er es sich nur gefallen läßt, Antwort zu geben auf eine Reihe von Fragen, die man ihm vorlegt, z. B. warum er die Geburtstage der Seinigen, warum er Weihnachten und Ostern feiere, leicht ad absurdum geführt werden kann.

Haben nun die heiligen Stätten diese Bedeutung, so muß auch eine dort zu errichtende Mission von einer besonderen Wirkung auf die einheimische Kirche seyn. Sie bringt uns die heiligen Stätten näher und versetzt uns an dieselben, so daß die Eindrücke, welche die Pilger an Ort und Stelle erfahren, auch uns zu Theil werden. Die Thatfachen, welche die Kraft des Leidens und der Auferstehung Christi bewähren, welche die lebendige Virgshaft für ihre Realität sind, werden uns mehr bewegen, wenn sie von den Orten des Leidens und der Auferstehung her, zu denen wir erst durch sie recht lebendig hin versetzt werden, weit mehr als durch alle Berichte der Reisebeschreiber, die immer nur eine äußere Bergegenwärtigung herbeiführen können, berichtet werden, als wenn von anderswo.

Man frage sich nur, ob man jeden Bericht über eine Abendmahlsfeier von Missionaren mit derselben Theilnahme ver-



nehmen wird, die man dem Berichte von Robinson über die Abendmahlsfeier der Amerikanischen Missionare zu Jerusalem in der Osterzeit Th. 1. S. 377. widmen wird: „In dem großen oberen Zimmer in Herrn Whiting's Hause, „da man zu beten pflegte,“ saßen elf Gäste in der heiligen Stadt, Alle protestantische Diener des Herrn, und zehn davon aus der neuen Welt, zusammen mit mehreren Freundinnen und anderen Christen, um den Liebestod des Erlösers zu feiern, nahe an der Stelle, wo die Verordnung dieser Feier zuerst gegeben ward. Dieser heilige Akt, die ergreifenden Erinnerungen, die er hervorrief, und dann die Stadt und der Ölberg vor unseren Augen, die unerwartete Übereinstimmung in Ort und Zahl — alles dies war vom tiefsten Eindruck und gab dieser Stunde eine Weihe und uns eine innere Bewegung, die stets unvergänglich seyn wird.“

Daß die Theilnahme der Evangelischen Kirche Deutschlands an der Mission in Palästina eine im hohen Grade wünschenswerthe sey, hoffen wir dargethan zu haben. Ehe aber das Interesse des größeren Publikums an dieser Angelegenheit sich auf recht wirksame Weise bethätigen kann, müssen gewisse Bedingungen vorhanden seyn, die nur durch diejenigen realisiert werden können, die Gott seiner Kirche zu Pflegern gesetzt hat.

Die Wirksamkeit der Deutsch-evangelischen Mission in Palästina würde gewiß sehr erleichtert und verstärkt werden, wenn mit ihr die Gründung von evangelischen Kolonien und Muttergemeinden verbunden werden könnte, ein Unternehmen, was durch die verhältnißmäßige Nähe des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens \*) und die Sparsamkeit der Bevölkerung sehr begünstigt wird, und an das schon von mehreren Seiten, namentlich in Süddeutschland, ernstlich gedacht worden ist. Allen weiteren Schritten aber muß hier die Sicherung des Schutzes von Personen und Eigenthum, ohne Unterschied der Religion, welchen der Hattischerif von Gölhane allen Unterthanen der Pforte verheißt, vorgehen. Welche große Schwierigkeiten der wirklichen Gewährung dieses Schutzes entgegenstehen, ist bekannt. Außerdem kommt es noch darauf an, daß die Hemmungen aus dem Wege geräumt werden, welche im Türkischen Reiche und speciell in Palästina und Syrien die Erwerbung von Grundeigenthum bei Ansiedelungen schwer, ja fast unmöglich machen.

(Fortsetzung folgt.)

**Elisabeth Magdalene, geborene Markgräfin zu Brandenburg, verwittwete Herzogin zu Braunschweig. Berlin, 1841. (In Commission bei Wilhelm Besser, Behren-**

\*) „Je mehr ich von Palästina sehe“ — sagt Ring in Fiet's Leben S. 432. — „desto mehr überzeuge ich mich, daß es ein gutes Land ist und eine unermessliche Bevölkerung zu nähren vermöchte. Stände es unter einer guten Regierung und wäre es sorgfältig angebaut, so würde es eins der schönsten Länder der Welt seyn.“ Es ist selbst jetzt unter dem versengenden Hauche Türkischer Tyrannen noch fruchtbar.“

**Straße 44.) — Der Ertrag dieser Schrift wird zu einer Weihnachtsbescheerung für arme Kinder verwandt. — 24 S.**

Elisabeth Magdalene war die älteste Tochter aus der zweiten Ehe Kurfürst Joachim's II. mit Hedwig von Polen. Ihrem langen Wittwenstande, welcher fast zwei Drittheile ihres ganzen Lebens erfüllte, ist das vorstehende Büchlein gewidmet, welches sich den früheren Weihnachtschriften gleicher Art und gleicher Bestimmung gegenwärtig anreihet. Die einfache Geschichte versetzt den Leser zugleich in den Hoffkreis jener Zeit, in welchem die Wittve lebte, in welchem uns noch einmal zwei hohe Frauen begegnen, deren Andenken sich an früheren Weihnachtstagen unter uns erneuert hatte; es sind die Kurfürstinnen Sabina und Katharina. Wie Sabina und Katharina zu dem Familienkreise der Herzogin gehörten, wie zuletzt auch Dorothee Sibylle, nachmals vermählte Herzogin von Brieg, als Kind noch ihrem Lebensende beiwohnte, so hatte den ersten achtzehn Lebens- und Entwicklungsjahren der Prinzessin mit hellem Scheine ein älterer werther Stern des hohen Hauses geleuchtet, welchen der Verf. in dem Büchlein selbst nur zu kurz berührt hat, und deshalb hier noch in Erinnerung bringt. In jener Jugendzeit der Prinzessin war das älteste Haupt des Kurhauses die verwittwete Kurfürstin Elisabeth, deren Lebensbild vor zwei Jahren in dem Cyklus dieser Weihnachtschriften erschien: sie war die Großmutter der Prinzessin Elisabeth Magdalene, und sie hat nicht bloß ihren Namen an die Enkelin vererbt. Lebte auch die Großmutter nicht unmittelbar am Hofe in Berlin, sondern in der Nachbarschaft zu Spandau, so fand doch fortwährender Verkehr statt, und es ist nicht zu zweifeln, daß die Großmutter in Kraft ihres thätigen Glaubenseifers auf das junge Herz ihrer Enkelin frühzeitig einen segensreichen und nachwirkenden Einfluß gewonnen hat. Was das Herz voll ist, davon geht der Mund über, und von dem Bekenntnisse zeuget wieder das Leben. Aus dem langen Wittwenleben der Großmutter erklärt sich desto anschaulicher das fromme Wittwenleben der Enkelin, welches die kleine Weihnachtschrift aus seiner stillen Verborgenheit und Vergessenheit, Anderen zum Exempel, wieder an das Licht bringt. In der Enkelin lebte die Großmutter fort. So finden wir auch jene wie diese in der confessionellen Spannung jener Zeit, in der zarten Scheu vor Verunreinigung des kaum wiedergewonnenen Kleinods der evangelischen Lehre, welche sich lieber der Einseitigkeit zeihen läßt, als am Gewissen Schaden leidet, in der liebevollen Fürsorge für die Schafe, daß nicht von ungewaschenen Füßen die gute Weide zertreten und die schönen Brunnen zum Trinken getrübt werden möchten. Hesek. 34, 18. 19. — Es wird uns auch berichtet, daß die fürstliche Wittve der Noth und Armuth in den Hütten der Geringen jederzeit mit großer Liebe thätig sich angenommen habe: zu solchen mildthätigen Zwecken soll auch für das bevorstehende Weihnachtsfest der Ertrag dieser kleinen, ihrem Andenken gewidmeten Schrift verwendet werden.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 15. December.

N<sup>o</sup> 100.

## Das heilige Land und die Evangelische Kirche Deutschlands.

(Fortsetzung.)

Ferner, das Gedeihen der evangelischen Mission ist davon abhängig, daß die in jenen Ländern aller gesetzlichen Anerkennung entbehrende Evangelische Kirche ähnlicher corporativer Berechtigungen theilhaftig werde, deren die Lateiner, Griechen und Armenier sich bereits kraft alter Verträge seit Jahrhunderten erfreuen. So lange die Evangelische Kirche in jenen Gegenden recht- und schutzlos da steht, wird die Wirksamkeit ihrer Missionen eine gelähmte seyn. Es ist Thatfache, daß in den letzten Jahren, wie in Armenien, so auch in Beirut und Jerusalem, mehrere und zum Theil sehr angesehene Eingeborene sich bereit erklärt haben, zum evangelischen Christenthum überzutreten, oder ihre Kinder darin erziehen zu lassen, davon aber durch die Unmöglichkeit abgehalten worden sind, worin sich die Missionare befinden, ihnen Schutz und Sicherheit zu gewähren.

Die Erreichung dieses Zieles der Anerkennung aber setzt die Realisirung einer dritten Vorbedingung des Gelingens der evangelischen Mission in Palästina voraus, der nämlich, daß sich die Evangelische Kirche in jenen Gegenden möglichst als eine Einheit darstellt.

Regierung und Volk sind im Orient von jeher gewohnt, diejenigen, welche sich als Glaubensgenossen anerkennen, in ihren geistlichen Angelegenheiten als einen Körper, mit gemeinsamer Zucht und Ordnung auftreten und handeln zu sehen. So steht das Judenthum vor ihnen: so stellen die Körperschaften der Lateiner, der Griechen, der Armenier sich ihnen dar. Wollte nun die evangelische Christenheit diesen gegenüber zugleich als bischöflich-englische, als presbyterianisch-schottische, als evangelisch-unirte, als Lutherische, als reformirte, als baptistische, als Methodisten- oder Independents-Gemeinschaft u. s. w. auftreten und Anerkennung fordern, so würde die Türkische Regierung gewiß Bedenken tragen, diese Anerkennung zu gewähren. Denn eine solche Anerkennung schließt für die Vorsteher der Körperschaften die höchsten politischen Rechte in sich. So sind noch neuerlich die Bischöfe der verschiedenen christlichen Körperschaften Syriens in Damaskus, mit dem Mufti und Kadi zu einer Berathung über die künftige Verwaltung des Landes berufen, und es ist einem jeden derselben bewilligt worden, fünf Abgeordnete seines Bekenntnisses für den obersten Verwaltungsrath Syriens zu ernennen. Ehe nun die Pforte ein solches Ansehen, eine solche Macht auch nur ausichtsweise den verschiedenen evangelischen Gemeinschaften zu ertheilen sich entschließt, wird sie zuerst nach der Zahl und dem Stande ihrer Unterthanen fragen, welche Mit-

glieder jeder der neuen Körperschaften seyen und nach den Garantien, welche eine solche Gemeinschaft überhaupt für ihr Bestehen bieten könnte. Denn es sind Eingeseffene, Unterthanen des Sultans, welche jene privilegierten Körperschaften gebildet haben und noch jetzt bilden. Nun aber können alle evangelischen Gemeinschaften zusammen in diesem Augenblicke nirgends mehr als einige vereinzelte Eingeborene aufzeigen, die zu ihnen übergetreten sind. Was aber die Garantien betrifft, welche die Pforte zu fordern berechtigt ist, welche Regierung könnte und wollte sie für eine solche Menge von Gemeinschaften geben? In jenen Bedenken würde die Pforte auch ohne Zweifel durch die Einsprache der schon bestehenden religiösen Körperschaften bekräftigt werden.

Abgesehen hievon, in welchem Nachtheile müßte bei einer solchen Zersplitterung die Evangelische Kirche den schon längst dort eingebürgerten Kirchen gegenüberstehen! Fehlt es diesen auch an innerem Leben, so bilden sie doch eine feste, durch Kirchenzucht, Liturgie und das Ansehen ihrer Bischofsstühle zusammengehaltene Masse und wirken mit der Kraft der kirchlichen Einheit noch mehr als durch den Vortheil uralten Besizes. Namentlich würde man den Geistlichen und Missionaren der Römischen Kirche, welche auch in jenen Gegenden, besonders durch Französische Priester, thätiger als je ist, von vorn herein einen nicht unbedeutenden Vortheil gewähren, den sie sicher nach Kräften benutzen würden. Wir sind weit davon entfernt zu meinen, daß das Gelingen der evangelischen Mission ganz und gar davon abhängig sey, daß die Evangelische Kirche sich in jenen Gegenden äußerlich als Einheit darstellt. Bleiben nur ihre Missionare, wie bisher, innerlich durch das Band der Liebe mit einander verbunden, erkennen sie sich nur bei jeder Gelegenheit als Diener Eines Herrn an, enthalten sie sich jeder Polemik gegen einander, jedes Versuches, das Unterscheidende ihrer Confessionen geltend zu machen: so wird der Nachtheil des Mangels einer auch dem unerleuchteten Auge sichtbaren Einheit auch nicht im Entferntesten im Stande seyn, den unendlichen Vortheil aufzuwiegen, daß sie Gottes Wort und seinen Geist auf ihrer Seite haben. Aber ein Nachtheil bleibt es doch immer. Ein Vorurtheil kann sich auf diesen Grund hin leicht bei Manchen bilden, welche der Wahrheit noch fern stehen. Kommen in der bisherigen Praxis von einer solchen nachtheiligen Wirkung noch keine deutlich erkennbaren Spuren vor, so ist dies wohl daraus abzuleiten, daß bis jetzt bei weitem nicht alle evangelischen Parteien durch Missionen dort repräsentirt waren, vielmehr eigentlich nur zwei, da die Differenzen der zu der Amerikanischen Missionsgesellschaft vereinigten Gemeinschaften auf dem Gebiete ihrer Missionen nicht zur Erscheinung kommen.



Aber es sind nicht bloß äußere Rücksichten, welche die Schließung einer näheren Verbindung zwischen den verschiedenen evangelischen Missionen in Palästina anrathen: diese erscheint vielmehr auch für das innerliche Gedeihen der Mission als förderlich, ja sie verspricht einen heilsamen Einfluß auf das Ganze der Evangelischen Kirche.

Bisher haben die Missionare der verschiedenen Evangelischen Kirchen in auffallendem Contrast gegen den unverföhllichen Haß, und die, man kann wohl sagen blutige Feindschaft, womit sich die nichtevangelischen Kirchen verfolgen (vgl. zuletzt noch Robinson Th. 2. S. 300.), nur das ruhende und dem Orte ihrer Wirksamkeit so besonders angemessene Schauspiel inniger Liebe und Eintracht dargeboten. In Bezug auf die Sendboten der vereinigten Amerikanischen Missionsgesellschaft bemerkt Robinson, der sie zu Jerusalem alle versammelt fand, Th. 1. S. 376.: „Es gewährte mir auch Vergnügen, den Zusammenkünften der Missionarien beizuwohnen, so weit es Zeit und Umstände erlaubten. Es war wahrhaft erfreulich, den Geist der Liebe und Eintracht zu beobachten, der sie alle befehlte. Bei vielen Punkten konnte kaum erwartet werden, daß nicht zuerst eine Verschiedenheit der Meinung hätte stattfinden sollen; aber aus Allem ward ein entschiedenes Verlangen und Bemühen offenbar, durch reife Überlegung und gegenseitiges Nachgeben in jedem Falle zu einem Beschlusse zu gelangen, in dem Alle sich von Herzen vereinigen konnten. Die Resultate, zu denen sie gelangten, waren, glaub' ich, in jedem Punkte einstimmig; und der Einfluß dieser Zusammenkunft und dieser Berathungen, die die Bande der Liebe und Achtung unter ihnen nur enger ziehen mußten, wird, nach meinen Gefühlen zu urtheilen, sicherlich von Dauer seyn.“ Eben so stehen die Amerikanischen Missionare zu denen der Englisch-Bischöflichen Kirche in einem brüderlichen Verhältniß: zur Beforgung des Englischen Sonntagsgottesdienstes in Jerusalem haben sich nach Robinson Th. 1. S. 373. beide mit einander verbunden. Herr Cook, ein Missionar der methodistischen Missionsgesellschaft, welcher im Jahre 1824 Palästina bereiste, um zu erforschen, ob die Anlegung eines Missionspostens ausführbar sey, wurde auf seinen Reisen von den Amerikanischen Missionaren Fisk und King begleitet und berathen, vgl. Fisk's Leben S. 403. Die Abgesandten der Schottischen Kirche fanden bei den Amerikanischen und den Englisch-Bischöflichen Missionaren brüderliche Aufnahme.

Diese Thatsachen bewähren, was auch ohnedem schon feststeht, daß hinter den auf der Oberfläche liegenden Differenzen der Evangelischen Kirchen eine tiefe und lebendige Einheit verborgen liegt, und daß somit auch einer äußeren Vereinigung, die überall nur da indicirt ist, wo sie die Einigkeit nicht macht, sondern darstellt, nichts im Wege steht. Und ist dies, so muß eine solche Vereinigung zunächst und speciell für die Mission in Palästina als höchst wünschenswerth erscheinen.

Zuerst, das Band der Liebe zwischen den verschiedenen evangelischen Gemeinschaften muß kräftiger werden, wenn dieselbe einen Leib gewinnt, wenn die sie verbindende Einheit sich auch sichtbar darstellt. Die bloß formlose Verwirklichung der Einheit und

Liebe ist viel mehr den Schwankungen ausgesetzt: sie vermag nicht den Versuchungen zur Zwietracht zu widerstehen, welche über kurz oder lang das neu erwachende Überschätzen des ihr Eigenthümlichen in der einen oder anderen der Evangelischen Kirchen hervorrufen kann. Ist die Vereinigung einmal geschehen, so liegt eine vollendete Thatsache vor, an der sich die Gewalt des trennenden Geistes brechen muß, ein Zeugniß, das ihn beschämt und ihn auffordert, sich zu besinnen, ein Analogon des Altars, den Gad und Ruben diesseits des Jordan errichteten und in Bezug auf den sie sprachen: „Heute oder morgen möchten eure Kinder zu unseren Kindern sagen: was gehet euch der Herr, der Gott Israels an? Darum sprachen wir: laßt uns einen Altar bauen, daß er ein Zeuge sey zwischen uns und euch und unseren Nachkommen, daß wir dem Herrn Dienst thun mögen vor ihm, und eure Kinder heute oder morgen nicht sagen dürfen zu unseren Kindern: ihr habt kein Theil an dem Herrn.“

Dann, es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Missionen in dem Lande selbst, wo sie bestehen, einer Achtung gebietenden kirchlichen Leitung und Inspektion unterworfen sind. Welche Nachtheile die isolirte Stellung der Missionare hat, zumal in einer Zeit des vorherrschenden Subjectivismus, wie die unsrige ist, wie wenig die Aufsicht der einheimischen Comités ausreicht, deren nicht auf eigene Anschauung der Verhältnisse gegründete Entscheidungen gewöhnlich erst nach Monaten eintreffen können: das hat unsere Berliner Missionsgesellschaft Gelegenheit gehabt aus schmerzlicher Erfahrung bei ihrer Afrikanischen Mission zu erkennen, die wir jetzt mit Dank gegen Gott als eine vergangene betrachten können. Es wird aber bei der Mission in Palästina nicht anders möglich seyn, dies Ziel zu erreichen, als so, daß die Missionen der verschiedenen Evangelischen Kirchen zu einem Organismus verbunden werden. Die zu gründende evangelisch-deutsche Mission namentlich wird gewiß im Anfange nicht zahlreich genug seyn, daß ihr allein ein würdiges Centrum unitatis gegeben werden könnte.

Wir sagten, daß eine Union der evangelischen Missionen in Palästina auch auf das Ganze der Evangelischen Kirche einen heilsamen Einfluß ausüben werde. Wer es als ein anzustrebendes Ziel betrachtet, daß das Princip der evangelischen Katholicität immer mehr zum Durchbruche komme — und wer, der aufmerksam gehört hat auf das, was der Geist in unserer Zeit den Gemeinden sagt, thäte dies nicht? — wird dies nicht in Abrede stellen. Die Mission in dem heiligen Lande würde ein vorläufiges Einigungsband zwischen den verschiedenen Kirchen abgeben und das durch den Einblick auf sie gestärkte Bewußtseyn der Einheit würde nach und nach auch andere äußere Verwirklichungen derselben nach sich ziehen.

Bei einer solchen Missionsunion nun würde nothwendig eine Mission den Mittelpunkt abgeben müssen, an den sich die übrigen anzuschließen hätten. Denn einer kirchlichen Verfassung müssen die Missionare unterworfen werden, und bloß zu diesem Ende eine Mischung aus den Verfassungen der verschiedenen Evangelischen Kirchen zu bereiten, wird wohl Niemand vorschlagen wollen. Fragen wir nun, welcher Mission diese Ehre zu-



zuerkennen wäre, und was uns zunächst liegt, an welche die zu gründende Deutsch-evangelische Mission sich anzuschließen habe, so wird die Antwort ohne Zweifel günstig für die Englisch-Bischöfliche ausfallen müssen. Für sie spricht die Thatfache, daß England jezt im Oriente eine so Achtung gebietende Stellung einnimmt, wie keine andere Macht, so daß eine von ihm beschirmte Mission dort in bedeutendem Vortheil seyn muß; ferner der Umstand, daß die Englisch-Bischöfliche Kirche die einzige ist, welche sich im gelobten Lande schon im Besitze einer kirchlichen Stiftung befindet — sie hat auf dem Berge Zion ein Grundstück erworben, und die schon begonnenen Bauten sind nur durch die Einsprache der Katholiken einstweilen unterbrochen worden, welche behaupten, daß auf diesem Grunde einst eine katholische Kirche bestanden habe, wogegen die Engländer zu beweisen suchen, daß die fragliche Kirche eine Jakobitische gewesen —; und endlich, daß von keiner Kirche eher die Bestellung einer würdig repräsentirenden Oberaufsicht der Mission erwartet werden kann.

Freilich, wir können uns der Englisch-Bischöflichen Kirche nicht so unbedingt und ohne weiteres in die Arme werfen. Wir müssen erst zusehen, ob sie wirklich die Großherzigkeit und Weitherzigkeit besitzt, die wir bei ihr voraussetzen durch so viele Gründe berechtigt sind, ob die Partei in ihr, welche auf alles nicht Englisch-Bischöfliche mit Verachtung herabsieht und uns nicht einmal ein kirchliches Ministerium zugesteht, in ihr auch jezt noch eben nichts Anderes ist, als eine Partei. Von einer Union, einer allgemeinen oder einer partiellen, kann überall nur auf Grund gegenseitiger Anerkennung die Rede seyn, Ob die Englische Kirche diese uns gewährt, davon müssen wir um so mehr uns vorher überzeugen, da sie nur, wenn dies ist, auf die Bedingung eingehen kann und wird, unter der allein wir in eine Verbindung mit ihr treten können, die, daß unserer Mission die Bewahrung der Eigenthümlichkeiten der Deutsch-Evangelischen Kirche, ihrer Bekenntnisse, ihrer Liturgien u. s. w. garantirt werde. Die Verbindung unserer Mission mit der Englisch-Bischöflichen Kirche wäre schon zu theuer erkauft, wenn sie eine wachsende Trennung von den anderen Evangelischen Kirchen herbeiführte, die uns nicht weniger nahe stehen, wie diese, wenn sie, statt als Anbahnung einer allgemeinen evangelischen Union sich darzustellen, einer solchen vielmehr hindernd entgegen-träte, ohne alles Verhältniß aber zu theuer, wenn sie die Trennung von unserer eigenen, der Evangelischen Stammkirche, zur Folge haben sollte. Wie schon gesagt, wir haben allen Grund zu hoffen, daß das Resultat der betreffenden Verhandlungen ein günstiges seyn werde, meinen aber, daß mit Rücksicht auf die ungewisse Zukunft, das Verhältniß möglichst scharf und genau bestimmt, das Recht und die Würde der Deutschen Kirche durch gegebene und verlangte Erklärungen sicher gestellt werden müsse.

Fragen wir nun, wem liegt es ob, die im Vorigen erörterten Bedingungen in's Leben zu rufen, auf denen die Gründung einer Deutsch-evangelischen Mission in Palästina beruht, so wird die Antwort sich von selbst ergeben, wenn wir zusehen, wer bis jezt die Interessen der Katholischen Kirche in Palästina wahrgenommen hat. „Die Könige von Frankreich“ —

sagt Robinsen Th. 2. S. 304. — „sind von jeher die Protectoren der Katholiken im Orient gewesen und der Französische Gesandte in Constantinopel hat sich stets als ihr Patron und gegen die Pforte als ihr Advokat bewiesen, und beides ist er auch noch. Als wir in Jerusalem waren, war grade ein prächtiges Schenkblech von Gold zur Darbietung der Hostie angekommen, ein Geschenk der Königin von Frankreich an das Kloster. Sie besaßen auch das Bild König Louis Philipp's, das er selbst ihnen gesendet.“ — „Gegen den Schluß des Jahres 1836 besuchte der Prinz von Joinville, Sohn des Königs von Frankreich, die heilige Stadt, und eine der ersten Bitten der Lateinischen Väter war, daß der Einfluß des Französischen Monarchen angewendet werden möchte, für sie alle die heiligen Örter wieder zu erhalten, die ihnen seit den Zeiten der Kreuzzüge so ungerechter Weise von den Griechen entrissen worden. Der Prinz versprach seinen Beistand; und eine Vorstellung des Seiten des Französischen Cabinets soll wirklich dem Türkischen Hofe durch den Botschafter in Constantinopel darüber gemacht worden seyn.“ So wie der König von Frankreich der natürliche Vertreter der katholischen Interessen in dem heiligen Lande ist, so liegt die Wahrnehmung der evangelischen Interessen überhaupt den beiden evangelischen Großmächten, England und Preußen, ob, die Wahrnehmung der Deutsch-evangelischen Interessen, Preußen, als der ersten evangelischen Macht Deutschlands.

Es muß jedes evangelische Herz mit inniger Freude und mit Dank gegen Gott erfüllen, daß Sr. Majestät unser König von dem lebhaftesten Gefühle Seiner Pflichten in dieser Beziehung durchdrungen wurden, noch ehe irgend eine Stimme in dieser Angelegenheit laut geworden war.

Nach der Unterzeichnung des Vertrages vom 15. Juli v. J. lag es Sr. Majestät lebhaft am Herzen, daß die gegenwärtigen so außerordentlichen Verhältnisse benutzt werden möchten, um das Loos der Christen im Türkischen Reiche und insbesondere in Palästina und Syrien erträglich zu machen und zu sichern.

Sr. Majestät hatten dabei vor Allem die Sicherung einer vollen Freiheit in Ausübung der christlichen Religion im Auge. Zugleich gingen Allerhöchstdieselben aber auch von der Ansicht aus, daß unter den gegenwärtigen Umständen durch Unterhandlungen mit der Pforte auch einer christlichen Kolonisation in jenen Gegenden der Weg gebahnt werden dürfte.

Da für eine gemeinsame und umfassendere Behandlung dieses Gegenstandes sich in der Ausführung aber manche Schwierigkeiten ergaben, so beschloßen Sr. Majestät einen Versuch in Verbindung mit der königl. Großbritannischen Regierung zu machen, um wenigstens für die Evangelische Kirche jene Zwecke möglichst zu erreichen. Der Geheime Legationsrath Bunsen erhielt als außerordentlicher Gesandter in Specialmission bei der Königin von Großbritannien, den Auftrag, zu erforschen, ob die Großbritannische Regierung geneigt sey, ihre Gesandtschaft in Constantinopel anzuweisen, daß sie in vollkommenem Einverständnisse mit Preußen auf folgende Punkte hin unterhandele.

Erstlich: daß der von England und Preußen vertretenen



Evangelischen Kirche innerhalb des Türkischen Reiches, oder vorerst wenigstens in Palästina und Syrien; die Rechte einer höchstprivilegirten Körperschaft dergestalt zuerkannt werden, daß jeder derselben beitreten könne, ebenso gut, wie der Lateinischen, Griechischen und Armenischen Körperschaft, ohne deshalb verfolgt oder beeinträchtigt zu werden.

Zweitens: daß die Pforte ein allgemeines Colonisationsgesetz wenigstens für Palästina und Syrien erlasse, wodurch nach Möglichkeit jede, den Ankauf von Grund und Boden jetzt so erschwerende und fast unmöglich machende rechtliche Förmlichkeit beseitigt, und vielmehr die Vermittelung und Förderung solcher Privat-erwerbungen Seitens der Türkischen Behörden angebahnt werde.

Die Großbritannische Regierung ist diesen Anträgen mit außerordentlicher Bereitwilligkeit entgegengekommen, die Gesandtschaft in Constantinopel ist schon angewiesen worden, die Unterhandlungen über die bezeichneten Punkte zu eröffnen, und hat dieser Weisung entsprochen. An einem günstigen Resultate kann bei der Dankbarkeit, zu welcher die Türkische Regierung insbesondere der Großbritannischen verpflichtet ist, kaum gezweifelt werden.

Der Geh. Rath Bunsen war zugleich beauftragt worden, in einer dem Englischen Ministerium genehmen vertraulichen Form durch Besprechung mit dem Erzbischofe von Canterbury, als Primas von England, und mit dem Bischöfe von London, als unmittelbarem Haupte der einzelnen auswärtigen Gemeinden der Englischen Kirche zu ermitteln: in welcher Art die Englische Kirche, welche sich bereits im Besitze eines Pfarrgebäudes auf dem Berge Zion befindet, und daselbst den Bau einer Kirche begonnen hat, geneigt seyn dürfte, der Evangelischen Landeskirche Preußens eine schweherliche Stellung im gelobten Lande zu gestatten.

Diese vertrauliche Besprechung mit der Englischen Kirche sollte gleichmäßig von zwei leitenden Grundsätzen beherrscht werden. Der eine: möglichste Einheit des Wirkens und Handelns beider Kirchen im Türkischen Reiche, und insbesondere im gelobten Lande. Der andere: Rücksicht auf die Selbstständigkeit der Evangelisch-deutschen Kirche und auf die Eigenthümlichkeit des Deutschen Volkes.

Der Geh. Rath Bunsen war beauftragt zu erklären, daß des Königs Majestät als erste Bedingung und Anfangspunkt jenes gemeinsamen Wirkens ansehen, daß die Englische Kirche ein eignes Bisthum in Jerusalem errichte. Bischöfliche Aufsicht und Entscheidung an Ort und Stelle sey durchaus erforderlich: eine Regierung von Malta aus würde Sr. Majestät weder eine genügende, noch eine acht Apostolische Einrichtung scheinen. Das in Jerusalem zu gründende Bisthum werde an die bereits begonnenen Stiftungen und Bauten auf dem Berge Zion sich anschließen, und alle Evangelischen Christen des gelobten Landes, insofern sie daran theilzunehmen Willens sind, unter sich begreifen. Die hochherzigen Gesinnungen, welche sich noch ganz kürzlich bei einer

Versammlung der Freunde der Englischen Kirche, unter dem Vor- sitze des Erzbischofes von Canterbury, kund gegeben, scheinen Sr. Majestät eine sichere Bürgschaft, daß bei einem so zeitgemäßen und acht christlichen Gedanken, wie die Gründung fester Kirchen in den Missionsländern ist, auch hier einer würdigen Ausführung nichts entgegenstehen werde.

Auch dieser Theil der Mission hat den glücklichsten Erfolg gehabt. Die Englische Kirche ist den Anträgen Sr. Majestät mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen. Die Einrichtung eines Bischöfssizes in Jerusalem wurde sofort beschlossen. Die Hälfte der Unterhaltungskosten dieses Bisthums (die Emolumente sind auf 1200 Pf. jährlich festgestellt) bestreiten Sr. Majestät unser König aus Allerhöchst Ihrer Dispositionskasse, und theilen dagegen auch das Recht der Ernennung des Bischofs mit der Krone England. Die andere Hälfte der Kosten hat die Bischöfliche Judenmissionsgesellschaft aufzubringen unternommen. — Den im Namen der Königin von England, als Mutter der Kirche erlassenen Patenten zufolge, sind der Fürsorge des Bischofs zunächst die Protestanten der Bischöflichen Kirche in Palästina, so wie alle Mitglieder anderer protestantischen Kirchen, welche unter dem Schutze und der Leitung der Englischen Kirche stehen wollen, anvertraut. Ferner liegt ihm ob, das Werk der Bekehrung der Juden zu leiten, so wie die Anknüpfung von Verbindungen mit den Orientalischen Kirchen, welche die Belebung derselben zum Zwecke haben. Endlich sind ihm in Folge einer Übereinkunft, welche die Bischöfe in diesem Sommer mit den kirchlichen Missionsgesellschaften getroffen haben, nach der die Missionen unter Bischöfliche Leitung gestellt worden sind; alle Missionare, wie auch alle andern Geistlichen der Bischöflichen Kirche in Syrien, Chaldäa, Aegypten und Abessinien untergeordnet worden. Dieser Missionare sind in jenen Ländern, außerhalb Palästinas, jetzt zehn, nämlich sechs in Abessinien, zwei in Cairo (diese acht Missionare sind sämmtlich Deutsche) und zwei unter den Drusen. — In Bezug auf das Verhältniß des Bischofs zu den auszusendenden Missionaren der Evangelischen Kirche Deutschlands ist festgestellt worden, daß diese die Ordination von ihm zu empfangen haben, und zwar auf Grund einer Erklärung, daß die 39 Artikel der Englischen Kirche mit dem Worte Gottes übereinstimmend seyen, eine Erklärung, welche jedes Glied der united Evangelischen Kirche ohne Bedenken abgeben kann. Dabei bleibt es ihnen unbenommen, die Bekenntnisschriften ihrer Kirche für den angemesseneren und vollständigeren Ausdruck des Lehrbegriffes der heil. Schrift zu halten. Der Bischof ist ermächtigt worden von den Deutschen Geistlichen, die Verpflichtung auf das Hauptsymbol der Deutschen Evangelischen Kirche, die Augsburgerische Confession anzunehmen.

(Schluß folgt.)

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 18. December.

N<sup>o</sup> 101.

## Das heilige Land und die Evangelische Kirche Deutschlands.

(Schluß.)

Das Amt eines Bischofs zu Jerusalem wurde zuerst dem Dr. Mac Caul, Vorsteher eines College für übergetretene Israeliten, in der Nähe von London, angetragen, der für einen der ausgezeichnetsten Kenner des Hebräischen in England gilt, und durch längeren Aufenthalt in Deutschland Vielen unter uns nach der Lauterkeit und Entschiedenheit seiner Christlichen Gesinnung und seinem regen Eifer für die Bekehrung Israels bekannt geworden ist. Er lehnte aber den Antrag ab, auf den Grund hin, daß nach seiner Überzeugung der neue Bischof, um einer einflussreichen Wirksamkeit unter den Juden gewiß zu seyn, von jüdischer Abkunft seyn müsse. Dieser Ansicht gemäß wurde darauf der Geistliche M. S. Alexander gewählt, gebürtig aus Schönlank im Großherzogthum Posen, welcher, vor Jahren zur Bischöflichen Kirche übergetreten, bis dahin die Professur der Hebräischen und Rabbinischen Literatur am King's College in London bekleidete. „Die Wahl — heißt es in einem Correspondenzartikel in der Spenerschen Zeitung aus London — ist eine sehr glückliche zu nennen. Denn Hr. A. hat durch die eifrigsten und thätigsten Bemühungen um die Bekehrung seiner ehemaligen Glaubensgenossen bewiesen, wie tief das Christenthum in seiner Überzeugung Wurzel gefaßt hat: auch genießt er nicht allein wegen seiner unverfälschten Frömmigkeit, sondern auch wegen seiner Gesamtlehrsamkeit allgemeine Achtung.“ Nachdem der Erzbischof von Canterbury durch eine Parlamentsacte das ihm bisher nicht zustehende Recht erhalten hatte, Bischöfe für Länder zu consecriren, welche nicht unter den Englischen Geseßen stehen (Missionsbischöfe), erfolgte die feierliche Consecration des Erwählten zum Bischofe von St. James in Jerusalem, am 8. November, in der Capelle in dem Kirchspiele Lambeth. Sie wurde vollzogen von dem Erzbischofe von Canterbury, unter der Assistenz der Bischöfe von London, Rochester und Neu-Seeland, und im Beiseyn zahlreicher anderer Würdenträger der Kirche, Parlamentemitglieder, Vorkände Christlicher Vereine u. s. w. Die Consecrationsrede hielt der jetzt zum Nachfolger des Bischofs Alexander in seiner früheren Stellung ernannte Dr. Mac Caul. „Mögen — sagte er u. A. — die Mitglieder der Englischen Kirche und die Lutheraner, so wie die übrigen Protestanten, welchen Namen sie auch führen mögen, in diesem Werke das erste Glied einer Kette erblicken, die sie in Zukunft mit dem unauflöslichen und heiligen Bande christlicher Einigkeit verbinden soll. Unser Glaube ist derselbe, laßt uns durch die That zeigen, daß wir uns nur gegen-

seitige Liebe erweisen sollen.“ Zu seiner Reise ist dem Bischofe ein Dampfschiff der Regierung zu Gebote gestellt worden. Er denkt noch vor dem Weihnachtsfeste in Jerusalem zu seyn.

Interessant ist es, die verschiedenen Beurtheilungen zu beobachten, welche das Unternehmen in England erfahren hat. Daß die politischen und kirchlichen Radikalen in ihren Sunday Times heftigen Widerspruch dagegen erhoben, wird man, da das Unternehmen ein wahrhaft christliches ist, ganz natürlich finden, ebenso natürlich, wie das zu erwartende Geschrei der „Deutschen Jahrbücher.“ Etwas auffallender erscheint die Opposition der Puseyiten, besonders in den Times, in welche sie sich seit einiger Zeit Eingang zu verschaffen geruht haben. Man konnte immer noch zweifeln, ob diese Parthei schon so weit gelangt sey, und es so weit treiben werde. Fatal ist ihr bei der Sache die Annäherung der Bischöflichen Kirche an die Evangelische Kirche Deutschlands, während sie viel lieber eine Annäherung an die Römische sehen würde. Man ist aber von dieser Seite sogar soweit gegangen zu behaupten, die Gründung eines neuen Bisthums in Jerusalem sey ein Frevel, weil dort schon ein uraltes Bisthum bestünde. Man treibt die Werthlegung auf die Apostolische Succession schon so auf die Spitze, daß man die Lehre als unwichtig ganz außer Acht läßt, wodurch man die Katholische Kirche bedeutend überbietet. Die Evangelical beobachteten Anfangs eine scheue Zurückhaltung. Sie fürchteten, es möchte auf einen bloßen Schaubischof abgesehen seyn. Seit sie aber Gelegenheit erhalten haben, sich zu überzeugen, daß der Missionszweck der das ganze Unternehmen beherrschende ist, haben sie sich mit Wärme für dasselbe erklärt. Auch die Schottische Kirche zeigt sich demselben freundlich gesinnt.

So sind also jetzt die Bedingungen schon in's Leben getreten, welche der Entfaltung einer allgemeineren thätigen Theilnahme an der Förderung der Mission in Palästina vorangehen mußten, und es ist jetzt Zeit für alle lebendigen Glieder der Evangelischen Kirche, daß sie mit regem Eifer das Ihrige thun, zuerst und vor allem für das Gedeihen des Werkes zu Gott beten, und dann in Gott für dasselbe wirken.

In der letzteren Beziehung ist die erste Aufgabe die, tüchtige Missionare zu gewinnen. Es könnte scheinen, als ob man sich zu diesem Zwecke nur an unsere Missionsseminare zu wenden habe. Allein, wenn es aus Gründen, die v. Raumer in dem trefflichen Aufsatz: das protestantische Missionswesen in Deutschland, in seinen „Kreuzzügen,“ Stuttg. 1840 S. 178 ff. entwickelt hat, schon überhaupt als sehr wünschenswerth erscheinen muß, daß vollständig ausgebildete Theologen sich mehr, als bisher geschehen, dem Missionswerke widmen, so wird es durch



die eigenthümlichen Verhältnisse in Palästina offenbar nothwendig erfordert, daß wenigstens die eigentlichen Vertreter der evangelisch-Deutschen Mission aus der Zahl unserer Candidaten der Theologie entnommen werden, und zwar derjenigen, die auch in ihrem Vaterlande mit Auszeichnung aufzutreten fähig wären.

Es kommt ferner darauf an, die Mittel für eine Evangelisch-Deutsche Mission in Palästina, und eine mit ihr zu verbindende Schule zusammenzubringen.

Und endlich scheint es angemessen, Sammlungen für die Errichtung eines Evangelischen Spitals und einer Evangelischen Herberge in Jerusalem zu veranstalten. Es scheint mit der Würde der Evangelischen Kirche nicht verträglich zu seyn, daß für ihre Glieder in dieser Beziehung in Jerusalem so gar nicht gesorgt ist, und eine Zeit von dreihundert Jahren, in der dieselben genöthigt gewesen sind, die Gastfreier und das Mitleid ihrer Katholischen Brüder in Anspruch zu nehmen, ist wohl lang genug. Es versteht sich von selbst, daß die zu errichtenden Anstalten, wenn gleich nur von den Evangelischen unterhalten, doch nicht allein für Evangelische bestimmt seyn dürfen. Oder wollten wir uns von unsern Katholischen Brüdern beschämen lassen?

Behufs der Errichtung einer Schule und eines Hospitals ist eine allgemeine Collekte in den Evangelischen Kirchen der Preussischen Monarchie, nach dem Circularrescripte des Ministerii der geistlichen Angelegenheiten an sämtliche Königliche Regierungen und Consistorien vom 14. Novbr. bereits von Sr. Majestät dem Könige angeordnet worden.

Wir halten es für überflüssig, mit eindringlichen Worten unsern Lesern die Sache an's Herz zu legen. Wir sind überzeugt, daß die einfache Darlegung derselben ihre beste und nachdrücklichste Empfehlung ist. Sie ist keine Preussische, sie ist eine allgemeine Deutsche. Sie hat schön begonnen, und von der Seite Derer, denen es oblag sie zu beginnen, ist Alles gethan worden. Was weiter aus ihr wird, das hängt von jedem Gliede der Deutschen Evangelischen Kirche ab, und Jeder unter uns ist dafür verantwortlich.

## Übersichtliche Anzeige christlicher Jugendschriften.

(Fortsetzung.)

Als sie so weit genesen ist, daß sie die Rückreise antreten kann, und weitere Auskunft über ihres Bruders Tod erhalten hat, liegt ihr eine Frage noch am Herzen, die Frage nach dem Herzenszustand, in welchem ihr Bruder gestorben sey. Sie fragt nach seinen Gefährten und erhält durch diese ein Buch, welches er hinterlassen. Es sind Pindar's Oden, und daran einige weiße Blätter, von des Bruders Hand beschrieben. Er erzählt darin für den Fall, daß dieses Buch den Seinen noch einmal in die Hände komme, wie er anfänglich durchaus nicht durch sein bitteres Schicksal gedemüthigt worden sey, sondern sich demselben mit stillem Troste unterworfen habe und wie er in seinem Hader mit Gott immer weiter gekommen sey, bis er in eine abgehende Krank-

heit verfallen sey. Die Nähe des Todes habe sein Selbstvertrauen aber denn doch erschüttert und er habe angefangen zu zweifeln, ob es mit seiner Sache gut bestellt sey. Eine Sehnsucht nach seinen Kinderjahren und nach dem Eindruck, welchen das Wort Gottes damals auf sein Herz gemacht, sey in seinem Herzen erwacht. Eine Bibel sey nicht zu erlangen gewesen. Da habe er, während er das einzige Buch, das er besessen, in der Hand herumdrehte, entdeckt, daß die von ihm vorher nie beachtete Schrift auf der Pergamentdecke des Buchs, ein Stück einer alten Bibelübersetzung sey. Er habe sie abgelöst und mit wenigen Unterbrechungen den Abschnitt Röm. 3, 19 — 4, 9. darauf verzeichnet gefunden. Die darin enthaltenen Wahrheiten, ihm als Theologen sonst wohl nicht unbekannt, hätten jetzt in aller Kraft auf ihn gewirkt und sein ganzes System umgeworfen. Er habe seine Sünde, seine Selbstgerechtigkeit, sein Murren wider Gott und seine Wege, seine Kaltsinnigkeit gegen den Heiland erkannt und eingesehen, warum Gott ihn in eine so schwere Trübsalschule geführt habe und wie ihm nur durch diese schmerzliche Kurart zu helfen gewesen sey. Wohl sey es ihm manchmal noch schwer geworden, aber der Blick auf die ewige Herrlichkeit habe ihn bei dem Blick auf seine Ketten getröstet. Seine einzige Sorge seyen noch die Seinen und daß er nie etwas dazu beigetragen habe, ihnen zu dem rechten Glaubenslichte zu verhelfen. — Diese Worte waren Balsam für das wunde Schwesterherz; nun war sie ruhig und reiste nach Hause, um das theure Vermächtniß und die dringende Aufforderung des vollendeten Bruders den übrigen Familiengliedern zu überbringen. Auf dem Wege traf sie den, von welchem der Verf. diese Mittheilungen erhielt. — Hier schließt diese Erzählung, und wir wüßten kaum in einer andern eine schönere Rechtfertigung der dunklen Wege der göttlichen Vorsehung gelesen zu haben. Sie sey daher Alt und Jung bestens empfohlen. Die darin enthaltene Episoden, ausgenommen die Erzählung von der Beseigung der Peter-Paulskirche, könnten wegleiben.

Nr. 4. Eine wahre Geschichte aus dem Ewigenkriege, wie der Verf. selbst versichert, ohne alle Ausschmückung, welche den Kindern an einem außerordentlichen ehrenwerthen Beispiele die Treue im Bekenntnisse ihres Herrn und Glaubens empfiehlt.

Nr. 5. soll nach des Verf. eigener Erklärung eine gefährliche Richtung des jugendlichen Geistes, gegen die man seit einem halben Jahrhundert anzukämpfen hatte, das zügellose Streben nach Freiheit und Ungebundenheit, darstellen. Er thut es in einer Geschichte, welche die Kinder anziehen wird und der es nicht an überraschenden Scenen fehlt.

II. Als Fortsetzung der Feder- und Väter-Büchlein sind bei Felix Schneider erschienen à 3 $\frac{1}{2}$  Sgr.

1. Die Altväter. 1836.
2. Die Erzväter. 1837.
3. Die C-Feder. 1838.
4. Die G-Feder. 1840.

Über diese Schriftchen nur einige Worte, da sie uns nicht sämtlich vorliegen. Nr. 1 gibt eine Erzählung aus der Ge-

sichte der mährischen Brüder, Nr. 2 malt die Geschichte der Erzbäter aus, und fügt allerlei Glossen und Parallelen hinzu, weniger kühn als in der Geschichte der Urbäter, aber auch weniger frisch und aus einem Stück. Nr. 3 ist eine recht schöne Erzählung (die freilich auch irgend einen andern Titel haben könnte, wenn's nicht auf die Feder abgesehn wäre), und stellt uns den Unterschied der weltlichen und christlichen Erziehung recht anschaulich dar. Nr. 4 soll nach des Verf. eigener Angabe den traurigen Ausgang einer zur Manie gewordenen Goldgier schildern, vor welcher in einer so industriereichen, materiell gesättigten Zeit, wie die unsrige, wohl gewarnt werden dürfe. Zugleich erklärt er die Reihe der Feder- und Bäterbüchlein für geschlossen.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Wallmow in der Uckermark.) Das Reformationstfest unserer Evangelischen Kirche, so nannte ja Luther und seine Mitstreiter die ihre von Alters her, fand dieses Jahr, auf den Sonntag fallend, in unserem Dorfe eine Feier, wie es wohl hier noch nicht gehabt hat, und das bewegte kirchliche Leben unserer Tage drückte in der kleinen Dorfgemeinde sich so merkwürdig aus, daß bei den vielen, meist entstellenden Gerüchten davon, es gewiß vielen Lesern lieb seyn wird, zuverlässige Kunde darüber zu vernehmen.

Wallmow, ein Dorf von beiläufig 430 Einwohnern, ist nämlich in der segneten Uckermark der Hauptsitz des von Scheibel hervorgegerufenen Separatismus, der auf dem Papiere viel anders aussieht, als im Leben, besser als seine Feinde, schlechter als seine Häupter ihn darstellen. Nun und fünfzig erwachsene Personen haben sich von der Kirche hier losgesagt und bilden den Stamm einer Separatistengemeinde, an welche sich die in der Umgegend zerstreut wohnenden Mitglieder anschließen. Als ihren Pastor ehrten sie bisher einen gewissen Herrn Rindermann, der, vom Consistorio zu Stettin in seinem Examen gewiß aus guten Gründen als untüchtig zurückgewiesen, bald darauf Separatist wurde. Seit Pfingsten hatte er nicht mehr hier gepredigt und die Separatistengesellschaft mußte sich bloß an schlecht vorgelesenen guten alten Predigten begnügen, ihre Sehnsucht nach lebendiger Verkündigung des göttlichen Wortes stieg mit jeder Woche um so mehr, da die kirchlichen Gemeindeglieder ihnen viel erzählten von den Predigten ihres neuen, im Anfange des Jahres angezogenen Pastors Walker. So kam der 31. October und an ihm endlich der lang erwartete, bekannte Separatistenprediger Ehrenström. Des Morgens war die Dorfkirche, die durch den abgebrochenen Thurm (er soll künftiges Jahr schöner erstehen) freilich ein ruinenartiges Ansehen hat, von der Gemeinde angefüllt, die ihrem Pastor in inniger Andacht die Worte aus dem Munde nahen, als er über Hebr. 13, 7—9. so recht aus und nach dem Sinne der besseren Mehrzahl predigte: „Wir wollen Lutheraner bleiben und es erst recht werden, nämlich in dankbarer Erinnerung an die Hülfe des Herrn durch Luther, im festen Halten am Glauben nach Luther (sonderlich von der Rechtfertigung und vom heiligen Abendmahl, was uns ein Opfermahl in Liebe zu feiern bleibe, kein Sademahl werden soll), und in der Nachfolge Christi mit Luther. Nachmittags predigte, alsbald nach seiner Ankunft, Herr Ehrenström in dem Wälderhause, wo in Stube und Kammer der Versammlungsort der Separatisten ist, er war dicht gefüllt, auch mit vielen Gliedern der Kirchengemeinde, die

hinkelten theils sich zu erbauen, theils auch zu vergleichen und zu prüfen. Nach dem herrlichen Texte Joh. 10, 27. 28. verkündigte Ehrenström mit seiner kraftvollen Stimme: Woran der Herr seine Schafe erkennt und was er ihnen gewährt; im lebendigen Hinblick auf das Wirken unseres Vater Luther, wie er gern ihn nennt.

Den Montag, den ersten im neuen Monat, wo bekanntlich durch alle Lande Christenleute sich zum Werke der Heidenbekehrung stärken, versammelte sich der größte Theil der Gemeinde in der Kirche zur Missionsstunde und brachte dann Gaben der Liebe dar zur Missionskasse. Die Bewegung im Dorfe ward immer größer, da viele Separatisten aus der Umgegend herbeikamen. Den Dienstag nahm sich Ehrenström, der in einem Bauerhause wohnte, der vielen zu ihm sich drängenden Leute auf seine Weise an, und bereitete die Abendmahlsfeier für den nächsten Tag vor. Mittwoch Nachmittags hielt er in seiner Stube Privatbeichte, doch auch mit mehreren Personen zugleich, die denn nach Belieben ihre Beichten, meist wohl nur auswendig gelernte, ablegten, Viele aber gewiß mit tief bewegter Seele. Mag immerhin viel Unlautes und Unvollkommenes bei solchem Vornehmen seyn und der Reiz der Neuheit ihm zum großen Theile die mächtige Anziehungskraft verleihen, so haben doch alle Diener der Kirche wohl Ursache zu bedenken, wie sie sich der einzelnen Seelen annehmen, von denen sie einst vor dem Herrn Rechenschaft zu geben haben, und wie sie insbesondere ihre Beichten abhalten, die doch auf die Herzen einen so mächtigen Eindruck machen könnten und in der Kirche von so großer Bedeutung sind. O wie sieht es an vielen Orten mit der Beichte so traurig, wie lassen so manche Haushalter über Gottes Geheimnisse ihre Gemeindeglieder und solche gar, die auch diesen Namen gar nicht einmal verdienen, ungewarnt, ungekriegt zu des Herrn Tische gehen, um sich durch den Mißbrauch des hohen Sakraments das Gericht zu essen und zu trinken. Wie ist es gar in mancher großen Stadt, in Berlin zum Beispiel, entsetzliche Unsitte geworden, daß Leute zum heiligen Abendmahl gehen, ohne vorher auch nur irgendwie zur Beichte gegangen zu seyn, da doch gerade in einer großen Stadt, wo die Seelsorge so schwer ist, mit der Beichte ihr letzter Halt und jeder Schatten von Kirchenzucht schwindet und somit alles Kirchengenossen hinfällt. Man berufe sich doch ja nicht auf die apostolische Zeit, sie bedurfte der Beichtanstalt noch nicht, da das Leben so frisch und reich an Liebe war. Es haben sich in neuerer Zeit kräftige Stimmen für Wiederherstellung der Privatbeichte erhoben, möchten sie nicht überhört werden! Soll's in den Gemeinden besser, christliches Leben gepflegt werden, so muß die Beichte wieder ihre alte Bedeutung gewinnen. Unkirchliche, weltversunkene Leute, aus höheren Ständen besonders, möchten wohl hie und da sich widersetzen, doch gewiß viel seltener als mancher Prediger denkt, der etwa noch seltener als sein Amtmann in die Kirche käme, wenn er nicht Prediger wäre. Die Erfahrung lehrt, daß unter den sogenannten Laien viel weniger Feindschaft und Widerstreben gegen das Evangelium und von ihm gewirktes Leben ist, als unter den sogenannten Geistlichen selbst. Es kann und muß ja der Pfarrer Vieles — die Hauptsache ganz, dem Gewissen und freien Willen der Beichtkinder überlassen, darf nicht ihr Herr, nur ihr Freund und ein Botschafter an Christi Statt ihnen seyn, nach dem Worte: „Weidet die Heerde Christi etc.“ 1 Petr. 5, 2—4. — In der Gemeinde zu Wallmow stellte der Pastor ohne alle Schwierigkeit oder Widerspruch, vielmehr zur Freude ihrer Glieder, die alte, nur in den letzten Zeiten eingeschlafene Ordnung wieder her, daß sich die, welche das heilige Abendmahl feiern wollen, die Tage vorher bei ihm anmelden und Gelegenheit haben, ihr Herz auszuschütten und persönlich in geistlichen Sachen sich zu besprechen, oder Rath, Warnung und



Trost zu erlangen. Dann wird Sonnabends Nachmittags die Weiche gehalten, wobei am Schlusse die Einzelnen am Altare unter Handauflegung die Absolution empfangen.

Mittwochs, erst Abends um 8 Uhr, sammelten sich die hiesigen und die vielen auswärtigen Separatisten in dem allzu engen Lokale, was durch einige Lichter, die an Bindfaden hingen, dürftig erleuchtet war. Der Altar war in der Mitte angemessen decorirt, mit einem Crucifix versehen und zu seinen Seiten Kniebänke für die Communikanten angebracht. Eine nicht unbedeutende Anzahl Nichtseparatisten sah wo sie Platz fand, füllte den Raum auch vor Thüre und Fenster, sie kamen aber nicht in böser Absicht, waren weit entfernt, die mindeste Störung zu veranlassen oder Gespödt zu treiben. Nach dem Gesange einiger Verse aus Porst's Gesangbuche kam Pred. Ehrenström herein und ging vor den Altar, als der Gesang schwieg, forderte er die beiden Personen, welche die Aufnahme in die Gemeinschaft begehrten und geprüft seyn, auf, herbeizutreten. Aus einer alten Agende, wahrscheinlich der Nürnbergschen, las er das hineingeschriebene Aufnahmeformular und legte drei wichtige Fragen ihnen vor, die er sie aufforderte im Namen des dreieinigen Gottes, also an Eides statt, zu beantworten, nämlich: 1. ob sie fest glaubten, daß die Luthersche Kirche, wie sie nach und aus Gottes Wort ihren Glauben in den sämtlichen Symbolen, in alten Agenden und vielen anderen Schriften niedergelegt, die einzig rechte und wahre sey. 2. Ob sie fest entschlossen seyen, dieser Kirche auch unter allen möglichen Verfolgungen und Leiden treu zu seyn und vor allen Irthümern und Verführungen sich zu hüten etc. 3. Ob sie als gehorsame Söhne dieser Kirche zu leben, ihre Prediger zu ehren und in allen Dingen, wo dieselben nach Gottes Wort ihnen Lehre und Vorchrift gäben, zu folgen willig seyen. Dies war der Hauptinhalt der Fragen, wobei noch der Gegensatz gegen alle falschen Kirchen, sonderlich gegen die im Preussischen sich überall findende unirte Kirche nachdrücklich hervorgehoben ward. Die beiden Männer aus benachbarten Dörfern beantworteten die Fragen mit einem entschiedenen „Ja,“ und wurden darauf mit wenigen Worten aufgenommen und danach mit zur Communion gelassen. Nach einigen Versen, die darauf aus einem Abendmahlslicke gesungen wurden, hielt Prediger Ehrenström über Matth. 26, 26—28. eine Rede über das Wesen des heiligen Abendmahls ganz nach der reinen Lehre unserer Kirche, viele Sätze waren Reminiscenzen aus Luther's Schriften. Überraschend war die mit großer Betonung ausgesprochene Behauptung, unser Erlöser habe bei seiner Auferstehung all sein vergossenes Blut wieder in seinen Leib aufgenommen und sey damit gen Himmel gefahren. Diese mehr als sonderbare Ansicht wurde als ganz unabweisbare Schriftlehre hingestellt, ohne von der Verkürzung des Leibes Christi nach Phil. 3, 21. ein Wort zu sagen. Die frei sich bewegendende Rede war nicht eben Glauben erweckend, noch weniger zur Buße rufend, aber für den, der durch die Angst und Traurigkeit über seine Sünde und Schuld hindurchgedrungen ist zu dem Glauben an seinen Erlöser, wirklich erbauend, die Herrlichkeit und Schriftgemäßheit der Lutherschen Abendmahlslehre bildete ihren Mittelpunkt. Nachdem er eine längere Ermahnung an die Communikanten aus der Agende vorgelesen, verrichtete Ehrenström das Gebet, das B. u. und die Consekration singend, wie es sonst überall in Lutherschen Kirchen geschah, doch wollte, vielleicht des gedrückten Raums wegen, die Stimme nicht wohlklingend bleiben. Es communicirten wohl

über hundert Personen, die je vier auf jeder Seite des Altars niederknieten und mit dem Ausdrucke tiefer Andacht das Abendmahl empfingen. Als sie alle empfangen hatten und der Abendmahlsgefang schwieg (stehend war's dabei, daß dasselbe Lied, weil es nicht ausreichte, noch einmal angestimmt ward), verlas der Prediger Eiliches aus der Agende und hielt dann über Job. 6, 54. noch eine kurze Rede in aller Macht der Sprache von der Kraft des heiligen Abendmahls, wie es allen Zweifel bannet, alle Traurigkeit weghebt, vollen Frieden gibt, der Kinderschaft Gottes ganz gewiß macht; der gläubige Tischgenosse Gottes hat — das ewige Leben, soll es nicht erst außer sich suchen. Auffallend war dabei der wiederholt gebrauchte Ausdruck, der Christ müsse an Muth und Kraft nach dem heiligen Abendmahl in's Leben gehen, „wie ein sprühender Löwe.“ — Nach Ertheilung des Segens sang die Versammlung: Nun danket alle Gott etc. mit großer Bewegung.

Daß das heilige Abendmahl auch Abends gehalten werde, ist gewiß recht passend, zumal wenn man bedenkt, wie die Ruhe nach vollbrachtem Tageslaufe und die Gemüthsstimmung am Abend die Andacht fördert. Eine Abendmahlsfeier gläubiger Christen in erleuchteter Kirche würde sehr erbebend seyn und die Agapen sammt den Communionen der ersten Christengemeinden können wir kaum anders, als am stillen Abend gehalten uns denken. Doch nur wenn die Communikanten Kirchengnug unter sich haben und wahrhaft beichten, könnte solche Abendfeier unbedenklich seyn, unter weltlichen oder geistigen Schwärmern, auch unter solchen Christen, die mehr auf Gefühl als auf reine Lehre der Wahrheit halten, könnte sie leicht verderblich werden. Die Luft im engen, so gefüllten Raume der Separatisten war beengend, ja drückend, und dazu das, während der Reden und Vorfesungen unaufhörlich fortgehende Seufzen und Stöhnen, das eigentlich zu den kräftigen Worten gar nicht paßte und oft so laut und erschrecklich wurde, daß man sich wundern mußte, warum der Prediger dazu schwieg, hatte etwas höchst Störendes und Beunruhigendes, man mußte die Leute bedauern. — Gottseligkeit — dieses Ziel des Christenthums, kann solch ein Unwesen nicht dulden, es ward einem bange vor Heuchelei oder Fanatismus, weil das Seufzen oft heulend ward bei Worten, die Trost und Freude vom Herrn im Abendmahl verkündeten. Dazu die überlaute, fast schreiende Stimme des Predigers, besonders in der letzten Rede — und man konnte aus dieser, in mancher Hinsicht erbauenden Versammlung der Separatisten nicht ohne große Bedenken gehen. Den Abend darauf wurde die Communion auf dieselbe Weise mit einer kleineren Zahl gehalten, vorher die Aufnahme von ein Paar auswärtigen Frauen, und den folgenden Tag zog Pred. Ehrenström von dannen, um anderwärts Separatisten zu besuchen. Die Gemeinde aber, mit ihr auch Gäste aus der Nachbarschaft, füllte die Kirche zu der gewöhnlichen Freitagsabendsstunde, welche sonst in allen Lutherschen Gemeinden gehalten ward —, und hörte die Predigt ihres Pastors in großer Bewegung bei stiller Andacht, der in der fortlaufenden Auslegung des für seine durch die Spaltung sehr beunruhigte Gemeinde grade besonders wichtigen Briefes an die Galater zu der Stelle E. 4, 19. 20. gekommen war, bei der er stehen blieb, und zeigte aus der Schrift, wie Christus in uns eine Gestalt gewinnen will und muß.

Dazu soll der Separatismus auch im Großen helfen, die in der Welt zerstreuten Kinder sollen wiederkehren zu dem lebendigen Glauben der Väter, die alte schöne Kirche reinigen und verjüngen, neues Leben soll ihre Vorsteher, Pfleger und Glieder durchdringen. Das walle Gott! —

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 22. December.

N<sup>o</sup> 102.

## Der persönliche Gott der Christen und der Nebelgötze der neuen psychischen Wiffer. \*)

Gott ist Geist, und die Ihn anbeten, müssen Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Dies hehre Wort dessen, der mit Gott vertraut war, wie kein Anderer, hat der christlichen Theologie und Philosophie ein Licht aufgesteckt, wie alle Weisheit der Völker im ganzen Lauf von vier Jahrtausenden es nicht finden konnte, ein Licht, das, als es erschienen war, seine erleuchtenden und belebenden Strahlen in alle Gebiete des Menschenlebens segensreich ausendete, ein Licht, dessen heller Glanz auch die neuesten Nebel zerstreuen wird, die sich wieder um die höchste Erkenntniß, um die Erkenntniß Gottes gelagert haben, diese Erkenntniß, worin für uns Sterbliche das ewige Leben liegt.

Gott ist ein Geist! so hörten wir eine Zeitlang diejenigen mit vollen Backen aufposaunen, welche mit dem Worte Geist keinen anderen Sinn verbanden, als etwa den von etwas Unsichtbarem, Ungreifbarem und Unnahbarem, das auch ihnen so weit als möglich vom Leibe bleiben und sie in ihrer bequemen Ruhe nicht stören sollte. So redete der Rationalismus, und machte es mit den Worten dieses Geistes etwa wie mit denen eines Gespenstes, das man ja auch Geist nennt, d. h. er war durch Gottes Wort hie und da aus seiner Sicherheit aufgeschreckt, befand sich aber schnell hinterher und beruhigte sich wieder damit, es seyen eben Worte, die man nicht weiter beachten, sondern nur oberflächlich hören, auf seine Weise deuten oder auch wohl ignoriren und vergessen dürfe. Es graute ihm bei dem Gedanken schon, in die Tiefe dieser Worte einzubringen, so wie etwa einem, der Gespenster läugnet, graut, wenn nun doch um ihn etwas Unheimliches sich regt und ihm ein Wort zuruft, das wieder zu verläugnen er sich umsonst bemüht, daher er nie mehr die Rede darauf zu bringen wagt. Mit dem Dienst dieses ferneren Gott-Gespenstes, das sich nicht offenbaren, das nicht reden durfte, ging es dann, nach der Herren eigenem Geiste oder Angeiste, während man von Anbeten im Geist und in der Wahrheit redete, eben also, als wenn böse Buben ihres abwesenden Vaters Kornfäcke für sich verkaufen, und dabei dem Vater zu dienen vorgeben, als wenn böse Diener ihres Königs Schätze entwenden, und sich wider ihn einen Anhang bereiten wollen. Das Ding konnte nicht in die Länge gehen, und die es etwa noch nachzüglerisch also treiben, werden's in die Länge nicht mehr treiben.

Das Licht hat dies geistlose Meinen und dies arge Thun gestraft, und kein ehrlieber Mann konnte ihm mehr Beifall

geben. Also schien es, man werde zurückkehren zu seinem Vater und König und werde verstehen was es heiße: Gott ist ein Geist. Aber nicht Alle waren so weit erleuchtet und so wahrhaftig und aufrichtig. Die nun nicht gewillt waren, Ihn die Ehre zu geben, konnten etwa mit frecher Miene sagen: es ist überall kein Gott! so hatten's ja von jeher manche lieberliche Gesellen gemacht. Aber sey es daß sie fürchteten, in unseren Tagen sey damit keine Ehre mehr aufzuheben, seyen keine Schätze mehr zu sammeln, wie zu weiland Voltaire's Zeit, sey es, daß die Schrecken der Ohne-Gott- und Ohne-Hofen-Männer noch nicht ganz verhallt waren: es wollte in Deutschland Niemand dies Wort haben, wenn man sich auch nicht grade durch das alte Donnerwort schrecken ließ: die Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott! Siehe, da gab der Geist der Lüge einen feinen Umweg ein, auf dem wieder ein großer Schein von Weisheit zu behaupten, und Ehre und Ruhm und was das Herz sonst lüstet, zu erlangen war. Gott ist Alles und überall! heißt es nun plötzlich, aber — Gott ist überall nur Geist! Er ist Weltgeist; weiter Er ist Menschengest! Und umgekehrt: das Weltall ist Gott, das Geisfall der Menschheit ist Gott! Wie steht's nun mit der Anbetung im Geist! Du dienst deinem Geist, so dienst du Gott — das war wieder die Folge; und die Wahrheit, wo blieb sie? die Eine, die ewige Wahrheit, sie zersplitterte in die Scherben des Spiegels, der Gott gezeigt hatte, und zeigt nur noch Fragen und verzerrte Bruchstücke. Wollte Jemand noch von der Person Gottes reden, so war es nur eine persona im Sinne der alten Komödie, der Gott hatte Versteckens gespielt in dem Geist der Zeiten oder der Menschengeister, die wie Augustus ihre Rolle gut, wenigstens für sich gut gespielt hatten.

Aber was ist dieser Überall-Gott an und für sich? — Man kann die Religion eines Volkes schon an dem Namen kennen, welchen es seinem Gott zu geben verstand; denn so viel es dabei zu denken oder zu ehren vermochte, so viel legte es in den Namen; ohne Namen vermag ja kein Mensch etwas zu fassen oder zu begreifen. Wenn der alte Zeus seinen Namen vom Leben oder vom Heißen, Brennenden hat und Theos selbst nur eine veränderte Form seines Namens ist; wenn Jupiter des Tages oder des Lichtes Vater, so wie Ammon des Lichtes Schöpfer ist; \*) so weiß man bald, wie weit der Gottesbegriff der Na-

\*) Es wäre gewiß keine unverdienstliche Arbeit, wenn einmal ein dazu völlig, d. h. philologisch und theologisch — nur nicht mythologisch — ausgerüsteter Gelehrter alle bekannten Gottesnamen etymologisch und historisch zu erklären unternähme. Wann nannten z. B. nur unsere Deutschen Voreltern Gott — Gott? und stammt der Name wirklich von gut? — wer dagegen machte uns zu Chinesen, indem er Gott — Himmel

\*) S. Antistraf von Kratander, S. 41 ff.



mengehenden ging. — Forschen wir demgemäß nach dem Gottesnamen der neuesten Weisheit, so sagt uns ihre Sprache: Gott sey und heiße: das Absolute. Wer den Namen zuerst erfunden hat, wäre interessant zu wissen, nämlich nicht wer zuerst sagte: Deus est absolutus, sondern wer ihn zuerst zum absolutum, zum Neutrum machte. Denn das Neutrum nimmt ihm den Charakter des Lebens, der Person, und macht ihn zu etwas Abstraktem, Todtem. Gott ist absolut, er ist nirgends gebunden, nirgends beschränkt, er ist vielmehr der Alles Gründende und Bindende, das ist wahr. Aber es ist unwahr, wie ich sage: es ist nur ein Absolutum. Wer richtig denken will, der sage: Er ist der Absolute; und es wird sich daraus viel entwickeln lassen. Wer aber nur ein göttliches Neutrum kennt, das weder Fisch noch Fleisch, weder Leben noch Tod, weder Mensch noch Gott, weder Erde noch Himmel ist; der hat freilich ein omnibus numeris absolutum oder besser gesagt dissolutum; ein Wort, das er für ein Etwas ausgibt, das aber Nichts ist. Die neueren Diener des Höhen, genannt Absolutum, sehen, um ein Gleichniß zu gebrauchen, glänzende Strahlen eines Lichtes auf den schaukelnden Wellen des Sees; es ist ihnen dies das absolute Licht. Aber sie erheben, wie es scheint, ihre Augen nicht zum Himmel, sonst würden sie wohl bemerken, daß dies Licht kein absolutes, noch dissolutes ist, sondern ein von einem Mittelpunkt des Leuchtens ausgehendes und in ihm gefasstes, von ihm gehaltenes. Sie sehen Leben ausgestreut über das ganze Weltall, aber sie denken nicht zurück an die Quelle des Lebens, die von sich aus ewig reich das Leben ausströmt; die einzelnen Lebensfunken sind ihnen das absolute Leben, und sie bemerken nicht, daß es so gedacht, bloß dissolutes Leben wäre, d. h. vita mortalis oder mors vitalis, nur lebender Tod oder sterbendes Leben, wie Augustin das Leben ohne Gott nennt. Sie sehen Geist auftauchend in der Geschichte (nicht einmal eigentlich schwebend über der Geschichte) der Menschheit, ohne zur Sonne der Geister, zum Urquell alles Geistes und aller Wahrheit aufzuschauen; dieses Geisterleuchten ist ihnen der absolute Geist (das Maskulinum: der Geist würden sie gerne in ein Neutrum verwandeln, wenn nur die Sprache zuließe zu sagen: das absolute Geist; doch man hilft sich: das absolute Geistige etwa). Sie bemerken nicht, daß es so nur dissolutes Geisterlein wären, da kein spiritus rector mehr vorhanden ist; wozu aber auch ein solcher Steuermann? da ja kein absolutes Ziel, kein Hafen der Seligkeit mehr für sie existirt, sondern Jeder nach Geist, d. h. Wind und Luft, dissolt auf dem weiten Meere des Absoluten umherschiffen kann — „bis der Punkt kommt, der ihn verschlingt!“ — (Fortsetzung folgt.)

## Übersichtliche Anzeige christlicher Jugendschriften.

(Schluß.)

Einem zum öftern und auch in einer frühern Anzeige in diesen Blättern geäußerten Wunsche zufolge hat der Verf. eine nannte? — Sollte nicht eine solche Arbeit keine undankbare Aufgabe für eine akademische Preisschrift seyn?

Gesammtausgabe seiner Kinderschriften veranstaltet, welche äußerlich besser ausgestattet und von einigen recht gefälligen, doch nicht eben bedeutenden, Bildern geziert ist, und zusammengerechnet weniger kostet, als die einzelnen Büchlein. Sie führt den Titel:

Christliche Kinderschriften vom Verf. des „armen Heinrich“ und der „Rabenfeder.“ Gesamtausgabe mit Umrissen von H. Groß. Stuttg. bei Steinkopf. Jeder Band gebunden 1 Thlr.

(Die einzelnen Bände enthalten: 1r. Der arme Heinrich. — Gotthilf und Erdmann. — Das Tintenfasschen. — Selma oder das Türkische Mädchen. — Die Rabenfeder. — Die Uhrfeder. — 2r. Der alte Buchmann. — Das Bild in Deinach. — Der Fensterladen. — Lindger und die Glaubensboten. — Die Urväter. — Die Reihfeder. — 3r. Johann Schmidgell's Jugendjahre. — Waldmeisterlein. — Thomas Platter's merkwürdige Lebensgeschichte. — Das Pergament. — Die Urväter. — Die Erzväter.)

Nun führen wir einen andern Erzähler vor, der den Lesern der Jugendblätter zwar bereits bestens bekannt seyn wird, von uns aber früher nur beiläufig genannt worden ist; und doch können seine Erzählungen mit allen andern kühn in die Schranken treten. Es ist abermals ein Süddeutscher, der Herr Pfarrer Karl Stöber zu Weisenburg in Baiern. In ihm begrüßen wir einen Erzähler, der seines Gleichen sucht. In seinen Erzählungen herrscht eine Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit, von der Jung und Alt angezogen und gefesselt werden muß und die christliche Belehrung erscheint darin nie gesucht, nie als bloße Rußanwendung, wie in manchen sonst lobenswerthen Kinderschriften, zum Theil selbst in den Barth'schen, sondern mehr als ein Hauch, der durch's Ganze weht, so daß allerdings schon ein sinniger und aufmerksamer Geist dazu erfordert wird, um zu erfassen, wo es eigentlich hinausweist, während der flüchtige Leser sich vielleicht nur an dem schönen Außenwerk und der Munterkeit der Darstellung ergötzt. Der Humor St's ist unerschöpflich und sprechend, aber fast immer kindlich und gutmüthig und involvirt nicht selten den gewichtigsten Ernst. Nur hie und da kommt es einmal vor, daß er muthwillig wird, sich gehn läßt und in seinem treffenden Witz etwas rücksichtslos ist. Auch möchte die Nachahmung des biblischen Erzählungsstons, die in einigen Geschichten sich findet, wenigstens an etlichen Stellen Manchem bedenklich erscheinen.

Die ersten, uns bekannt gewordenen, Erzählungen Stöber's erschienen, jedoch ohne Nennung seines Namens im Homil. Liturg. Correspondenzblatte und zeigten auf den ersten Blick das Talent, welches der Verf. als Jugend- und Volkschriftsteller hat. Die meisten dieser Erzählungen erschienen mit einigen andern in einer kleinen Sammlung zum Besten der Pfarrraisenanstalt in Windsbach unter dem Titel:

Lieder und Erzählungen für die reifere Jugend von Karl Stöber. Nürnberg 1837.

Erzählungen erhält das Büchlein folgende: 1. Ein Bruchstück aus einer Reisebeschreibung. Ein Todtengräber erzählt dem Verf. die Geschichte eines Mannes und von dessen schlichter und

gesunder Frömmigkeit. — 2. Etwas aus einer Kockenstube. Eine liebliche Erzählung von dem Segen, der nicht ausbleibt, wo man das „Bete und Arbeite“ treulich übt. — 3. Etwas aus dem Tagebuche des Rektor Wölle. Eine treffliche Erzählung vom Prozeßiren, ganz aus dem Volksleben und fürs Volk. — 4. Eine Probe aus dem Hausarchive des Schulmeisters zu Zimmern. Ein Gegenstück von Nr. 2, wo der treuherzige, halb scherzhafte Erzählungston eigen mit dem Schreckensinhalt contrastirt. — 5. Ein anderes Bruchstück aus einer Reisebeschreibung. Sehr lieblich und in seiner höchst naiven Erzählungsweise auch für kleine Kinder geeignet. — 6. Der Leuchtturm von Pirano. Die Erzählung bewegt sich um die Geschichte des Leuchtturms und die Doppelinschrift an demselben: „Hoffen und Harren machen manchen zum Narren,“ und: „Harren und Hoffen hielt den Himmel mir offen,“ und hat in ihrer Einfachheit etwas Großartiges.

Auch die Lieder sind nicht gemeiner Art, und namentlich ist das Gedicht „Die Nacht. Eine Parabel, allen frommen Wittwen zum freundlichen Gruß“ herrlich durchgeführt und hochpoetisch. Doch vermißt man an den Liedern die schöne Einfalt der Erzählungen und es ist namentlich das Gedicht „Magdalena“ zu pretiös.

Als eine einzelne Erzählung erschien, ebenfalls zum Besten der genannten Pfarrraisen-Anstalt:

Die Schildabnahme. Basel bei Fel. Schneider 1840. 5 Egr.

Diese herrliche Erzählung, allerdings nicht zunächst für die Kinder berechnet, sondern mehr ein Volksbüchlein überhaupt, ist ein Beweis, wie es, um das Interesse zu wecken und zu erhalten, weder eines künstlich geschürzten Knotens, noch sonst großen Aufwands bedarf: so einfach, als sie ist, eben so anziehend ist sie. Und überdem bei dem christlichen Ernst ihres Inhalts, welche unbefangene, kindliche Heiterkeit, selbst bis an's Komische streifend! und dann doch wieder selbst in den heitersten Zügen und Scenen von einem gewissen, unsichtbaren Decorum so gehalten und getragen, daß man sich selbst von einem Spasse nie verletzt fühlt. — Durch den „Christlichen Volkskalender, herausgegeben von einem Pilger aus Sachsen“, hat diese Erzählung in einem weiteren Kreise Verbreitung und entschiedenen Beifall gefunden. \*)

Seit dem Erscheinen der mehrerwähnten „Jugendblätter“ ist der Verf. als Erzähler bekannter geworden; aber es wäre schade gewesen, wenn seine Erzählungen zerstreut geblieben wären. Es ist daher sehr dankenswerth, daß er dieselben gesammelt hat. Diese Sammlung ist unter dem Titel

Erzählungen von Karl Stöber. Gesamtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. 1r Bd. Dresden bei Justus Naumann 1841. Pr. 1 Thlr. vor Kurzem erschienen, und als eine der schönsten Weihnachtsga-

\*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um diesen „christlichen Volkskalender“, der auch für das folgende Jahr schon erschienen ist, unsern Lesern bestens zu empfehlen. Durch echte Popularität und einen frischen Ton zeichnet er sich vor seinen Brüdern, so weit sie uns bekannt geworden sind, sehr vortheilhaft aus.

Ann. der Red.

ken um so mehr zu bezeichnen, als der Verleger für die würdige Ausstattung des Buches bei dem mäßigen Preise das Äußerste geleistet hat und die vier charaktervollen Bilder dem Buche zu nicht geringer Zierde gereichen. Eigentlich bedürften diese Erzählungen kaum der Illustration durch des Künstlers Hand, denn sie sind selbst durch und durch Gemälde, und es besteht das Talent des Verf. vornämlich darin, daß er bis in die kleinsten Züge herab so überaus anschaulich zu schildern vermag.

Von den in diesem Bande enthaltenen vierzehn Erzählungen haben die meisten schon in den Jugendblättern gestanden; doch wollen wir sie kürzlich charakterisiren. Mehrere davon möchten wir als kleine, wohlgelungene Genrebilder bezeichnen, welche theils zur Abschreckung dienen sollen, wie: Das Steinhör, der Beedil und „Nichts mehr in der Welt als ein Weinglas;“ theils einen lieblichen, erwecklichen Eindruck machen, wie: Der kleine Friedensbote und „Wie man sich auf einer Insel einrichten und verhalten solle.“ Andere bilden nur den Faden, an welchen sich wieder eine Anzahl kleinerer Erzählungen anreihet. In diese Kategorie gehört: Der Tag auf dem Wege, und Der Schneider von Gastein. Die Letztere gehört nicht allein hinsichtlich ihres christlichen Gehalts zu den vorzüglichsten, sondern es ist darin auch die Einheit mehr festgehalten, als in der ersteren. — „Dürrenstein. Einige Blätter aus der Chronik eines Dorfes,“ würde als ein vortreffliches Sittengemälde eines Dorfes unbedingtes Lob verdienen, wenn sich der Verf. hier nicht etwas gar zu schonungslos gegen seinen eignen Stand benommen hätte. Kann es auch unsere Meinung nicht seyn, Gebrechen, die offen daliegen, zu verdecken; so sollte man sich doch wohl hüten, sie geistlich in Caricaturen darzustellen. Sonst ist Manches, z. B. das zehnte Kapitel, die Bekehrung eines unversöhnlichen Streitkopfs, welches schon früher als Probe des Ganzen in dem christlichen Volksbuche: „Der Pilger aus Sachsen,“ abgedruckt war, unvergleichlich schön, und hier möge der Ort seyn, an den Verfasser die Frage und den Wunsch zu richten, ob es nicht möchte gerathen seyn, wenn er die ihm gewordene Gabe, statt sie, wie zeither, in einzelnen, wenn auch sehr lieblichen, Kleinigkeiten zu zersplittern, zu einem größern Volksbuche verwendete. Dürrenstein, von einigen Auswüchsen gereinigt und weiter ausgeführt, müßte etwas ganz andres werden als Fische's Goldmacherdorf und Ähnliches. — Besondere Auszeichnung verdient noch: Der Tag im Walde, eine mit treffenden Charakterzügen durchwebte Schilderung eines Streifzuges von lateinischen Schülern im vorigen Jahrhundert, und die Tischreden, eine an die wahre Geschichte sich anlehende liebliche Fiktion, in der Luther, in einem Bauernhause einkehrend und redend eingeführt wird. Den Preis aber dürften die meisten Leser der kleinen Dichtung: „Wessen Licht brennt länger?“ zuerkennen, und sie allein schon mit dem dazu gehörigen lieblichen Bilde ist es werth, daß das Buch unter den diesjährigen Weihnachtsgaben einen Ehrenplatz einnehme. — Dagegen möchte die Erzählung: Asmus wohl etwas zu abentheuerlich seyn.



In ganz anderer Weise als die Stöber'schen Erzählungen ist geschrieben:

Die Blumen des Waldes. Eine Erzählung aus dem Englischen. 2te Auflage. Dresden bei Justus Naumann 1840. 7½ Sgr.

Gegen den frischen, kräftigen Erzählungsston Stöber's sticht der äußerst zarte, an das Sentimentale streifende Ton in der vorliegenden Erzählung allerdings bedeutend ab; indeß gibt es Kreise, in welchen vielleicht gerade diese Weise mehr anspricht und so möge sich immerhin der eine Geist in mannigfaltigsten Formen kräftig erweisen. Daß die obige Erzählung angesprochen haben muß, davon ist die wiederholte Übersetzung des Büchleins (eine andere ist nämlich in Straßburg erschienen) ein Zeugniß. Die vorliegende ist in der zweiten Auflage sehr sauber ausgestattet und mit einem Titelfupfer geziert. Das Buch möchte am passendsten jungen Mädchen höherer Stände in die Hände zu geben seyn.

Zum Schlusse dieser Anzeige wollen wir nun noch eines Büchleins gedenken, welches einer Empfehlung um so mehr werth ist, als es unsers Wissens gar nicht in den Buchhandel gekommen ist. Es nennt sich

**Mutter und Kind.** Ein Büchlein für Mütter und Kinder. Wittenberg gedruckt bei Rübener 1836. (Der Ertrag ist für arme Kinder bestimmt.)

Die fünfzig Fabeln mit Bildern von D. Specker, welche zu ihrer Zeit in diesen Blättern empfohlen worden sind und denen später „Noch fünfzig Fabeln“ nachgefolgt sind, haben eine Menge von Nachahmungen hervorgerufen, welche aber, so weit sie dem Ref. zu Gesicht gekommen sind, das Original im Geiringssten nicht erreichen. Wenn nun etwa auch das gegenwärtige Büchlein in seiner Redeweise und Einrichtung wenigstens, als eine solche Nachahmung erscheinen sollte; so ist es wenigstens als eine selbstständige und sehr gelungene zu bezeichnen. In sechzig kleinen Gedichten, nach den Maassen der fünfzig Fabeln, wird das einfache und ahnungsvolle Leben eines zarten Kindes an der Seite einer frommen Mutter dargestellt, Müttern und Kindern zu einem Spiegel. Der Leser möge nach einigen Proben selbst urtheilen.

Abend.

Die liebe Sonne ging unter,  
Kind blieb nicht lange mehr munter,  
Mutter führt' es in's Kämmerlein,  
Hüllt' es in sein Bettchen ein,  
Sprach: Du Liebes, nun wende  
Zu Gott dich und falte die Hände.

Und wie's die liebe Mutter vorschach,  
So lachte das fromme Kind es nach:  
Da sah der Herr seine Freude daran  
Und blickte die Weiden so freundlich an.  
Dann fielen dem Kind die Augen zu,  
Es schlummerte ein in süßer Ruh.

Erdbeeren.

K. Sieh nur die schönen Erdbeeren hier!  
Pflückte sie selbst, die bring' ich dir.

M. Kindchen, die sollst du behalten für dich!  
K. Nimm sie doch, sonst betrüb' ich mich.  
M. Hast erst mühsam gesucht die Beeren,  
Mußt nun auch selber sie verzehren.

Kind, dem war verdorben die Freud',  
Weinte still vor Herzeleid.  
Mutter herzte und küßte ihr Kind,  
Nach den Beeren greift sie geschwind,  
Ach und sprach: Sie schmecken sehr gut!  
Wurde das Kind nun wohlgemuth.

Schuld.

M. Kind, du kommst ja zu mir nicht heran,  
Tritt doch näher und sieh mich an!  
Bist wohl eben nicht artig gewesen?  
Kann ich dir's doch in den Augen lesen.  
Willst du deiner Mutter nicht sagen,  
Was sich mit dir hat zugetragen?

Kind, dem gingen die Augen über,  
Sätt' es der Mutter verschwiegen lieber,  
Dachte: Wie sieht ihr Blick so scharf,  
Daß ich ihr nichts verhehlen darf.  
Offen gestand's nun seine Schuld,  
Bat: Ach habe mit mir Geduld!

Neues Kleid.

Kind bekam ein neues Kleid,  
Hatte darüber große Freud.  
Die liebe Mutter legt es ihm um,  
Da sprang's vergnügt in der Stube herum.  
Die lieben Engel, die werden's sehn,  
Und freun sich mit, daß es ist so schön.

Ziel da dem Kinde die Frage ein:  
Wie mögen die Engel gekleidet seyn?  
Sprach die Mutter: Der Engel Kleid  
Ist lauter Licht und Herrlichkeit.  
Solch eins gibt auch dir der Herr Jesus Christ,  
Wenn du erst bei ihm im Himmel bist.

Dank.

K. Wie glücklich war der arme Mann —  
Wohl sah ich's seinem Gesichte an —  
Als ich ihm deine Gabe reichte.  
Die Augen glänzten ihm so feuchte,  
Er blickte lächelnd in die Höh',  
Als ob er was in den Wolken sah'.

M. Da blickt' er nach der rechten Stelle,  
Denn droben ist des Wohlthuns Quelle.  
Was du ihm in die Hand gedrückt,  
Das hat der Heiland ihm geschickt.  
Von oben her fließt Alles uns zu,  
Dorthin, mein Kind, schau dankend auch du.

Möchten diese Proben dazu dienen, das anspruchslose Büchlein auch in das größere Publikum einzuführen, damit es mancher Mutter und ihrem Kinde zum Segen werde.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Sonnabend den 25. December.

N<sup>o</sup> 103.

## Der persönliche Gott der Christen und der Nebelgötze der neuen psychischen Wiffer.

(Schluß.)

Wir haben uns alle ersinnliche Mühe gegeben, uns den neuen Nebelgötzen des Geistalls gegenständlich zu machen; z. B. wir dachten, wenn das Collectivum des Menschengesistes das Absolute ist: so ist etwa wohl die Summe aller Äpfel des Bodens fortan der Baum, der sie getragen, oder die Summe der strömenden Tropfen des Flusses ist die Quelle desselben? Oder dachten wir: Gott ist etwa der große Wirth des Gasthauses, das alle Tage neue Gäste beherbergt, der ihnen etwas nach Bedürfniß reicht und dann an ihrer Bezahlung sich bereichert, während er die Gäste entläßt, unbekümmert, wohin sie gehen und vergehen. Aber da sogar kam uns schon wieder die unbequeme und unschickliche Idee einer wirklichen Person dazwischen; wir streichen sie aus: es ist nur noch das Gasthaus, der Chan; doch siehe da, ein zudringlicher Frager möchte wissen: wer hat denn jenes gebaut, wer verwaltet es, oder wer hat denn diesen aus Barmherzigkeit hingestellt? wenn er auch als Muhamedaner oder Parse sich nicht sehen läßt, auch um gut Geld keine Lebensmittel abgibt, sondern jeden Gast selbst sorgen läßt, wie er sie mitbringe, oder woher er sie nehme. — Wie sollen wir uns weiter helfen, die Tiefe des Absolutums (so muß es heißen, denn das Absolute könnte vom Maskulinum herkommen) zu ergründen? Ist es das Eins, so ist es als unbenannte Zahl ein Todtes, zum Rechnen gut, aber nicht zum Leben und zum Haben, in diesem ist es gleich Null; und so viele solche unbenannte Einsen, d. h. Nullen im Leben, geben nie ein Plus des Lebens, sondern bleiben immer ein Minus des Todes. Dies Eins ist und bleibt uns immer nur das Nichts, ein unlebendiges, dem zum Absoluten nichts fehlt als Alles. Ist es aber das All, das aus lauter Nullen besteht, so ist es wieder gleich Null und Nichts, und wir sind und haben kein Leben, keinen Gott. Leicht könnten die Mathematiker schon den neuen Wissenschaftlern hier helfen, und sie mathematisch am besten widerlegen. — Daß nun aber diese neue Religion des Absolutums dennoch Furor macht und Anbeter findet, die darin Geist zu finden wähen, ja daß Manche so gar dreist und vermessen diesen Nihilismus als Pantheismus preisen, können wir uns einzig und allein daraus erklären, daß die erste Krankheit, die des Nationalismus, noch nicht gründlich geheilt worden, sondern wiedergekehrt, und zwar wie es bei recidivenden Krankheiten immer der Fall ist, heftiger und gefährlicher wiedergekehrt ist. Sie muß aber auch einen um so schnelleren Verlauf nehmen, sey es zum Leben, sey

es es zum Tode. Gott möge seine Wunder thun, daß Alle zum Leben genesen! Denn Er, der Gott aller Geister, vermag ja allein vom Tode zu erretten; indeß auch wir versuchen nach der uns von Gott dargereichten Kraft zu heilen, wer sich heilen lassen und wer etwa von uns das dargebotene Heilmittel annehmen will.

Aber worin besteht dies Heilmittel wider das hitzige Fieber der stolzen, neuen, psychischen Wissenschaft? wider dies Gift des Geistes, dem die Geister desto mehr anheimfallen, je mehr sie vorher vom kalten Fieber der Kritik geschüttelt worden sind, — und es ist ja kein Wunder, wenn auch starke Leute von diesen beiden Krankheiten aufgezehrt werden, im Fall ihnen nicht bei Zeiten noch der rechte Arzt zu Hülfe kommt. Nun eben der rechte Arzt hat das Heilmittel gebracht, und wer seine Worte, und nicht Worte allein, sondern auch Thaten zu Herzen nimmt, der wird sicherlich ganz und gründlich geheilt werden. Nehmen wir nur eben jenes oben angeführte Wort: *πνεῦμα ὁ Θεός*, Joh. 4, 24., und beherzigen es seinem vollen Sinne nach, so mag uns alsbald ein Geist der Gesundheit und des Lebens daraus anwehen. Gott ist Geist, was heißt das? Geist ist unstreitig das Höchste, das Tiefste, das Lebendigste, das Wirksamste, was wir kennen. Geist ist aber nichts Unbestimmtes, nichts Unwirkliches, nichts Abstraktes bloß, sondern er ist, lebt und wirkt, wo er ist. Vom Geist der Weisheit sagt das Buch der Weisheit 7, 22. ff. daß er verständig ist, heilig, einig, mannigfaltig, scharf, behende u. s. w., er vermag Alles, siehet Alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter scharf sie sind. Ist nun der Geist, der solche Eigenschaften hat, unter Allem, was die Welt hat, das Höchste: so ist Gott Geist *κατ' ἐξοχήν*, das Allerhöchste. Aber wo finden wir Geist in der Welt? Antwort: im Menschen, d. h. nur in den einzelnen Personen, welche ihren Geist entfaltet haben; der Geist ist auf Erden wesentlich Person, menschliches Individuum. Aber es gibt ja einen Geist der Zeiten, der Völker? Ja wohl, aber wo ist er? ist er irgendwo ein Abstraktum? dann wäre er nicht und nichts, er ist überall nur in und an den Menschen der Zeiten, an den persönlichen Geistern unter den Völkern; er ist überall Person, und von der und jener Person dringt er weiter aus in Andere. Wo finden wir also den absoluten Geist? suchen wir Ihn in einem geistigen Neutrum, das nicht lebt, das nicht wie? und wo? zu finden wäre, also nicht schaffen noch wirken könnte? wäre das Logik? das Weisheit? Nein, sondern in einer lebendigen, geistigen Persönlichkeit und Individualität, in der allerhöchsten Person Gottes, qui personat astra, qui personat orbem. In Gott ist eigentlich die einzige wahre und vollendete Person, die durch Alles hindurch wirkt, der



nünftig geschaffene Geist anerkennen und in dieser Anerkennung sich befriedigt fühlen muß. Erkennen wir nur dies erst an, dann ist uns Gott als Geist das reiche, volle Leben, der absolut Lebendige, der lebensvolle Wille, von dem der Strom alles Lebens durch die Welt geht, und in unserer Sichtbarkeit seine höchste persönlich geistige Manifestation im Menschen gefunden hat, der zu dem All-Ich, trotz aller sonstigen Schranken des menschlichen Ichs, ein vertrauensvolles Du emporrufen kann, worin sein höchster Adel besteht. Dann ist uns Gott als ewiges in sich vollkommenes geistiges Leben auch das reine Licht, von dem alle Lichtkräfte in die Natur und in den Menschengeist einstrahlen, von dem alle wahren Lebensbildungen hervorgerufen werden, und alle Wahrheit und Gerechtigkeit ausgeht. Dies reine Licht hat sich unter uns personificirt in seinem Abglanze, der da spricht: Ich bin das Licht der Welt, und es leuchtet überall hindurch, wo diesem Erleuchter aller Menschen, Joh. 1, 4. 9., geglaubt, wo Er aufgenommen wird. Dann ist uns Gott als das lebendige Licht endlich noch die heilige Liebe, welche Alles umfaßt und zu sich zurückführt, was vom Lichte erleuchtet und vom wahren Leben durchdrungen wird, was geheiligt wird durch den Alles durchdringenden Geist Gottes. Gott, der Geist ist, ist uns nun als das Leben selbst der in sich selbst Freie, der ohne Schranke, ohne Widerspruch mit sich, d. h. ohne Sünde und darum ohne Ende, ohne Tod Wirkame, der Ewige, Allmächtige und Allwirksame, als das Licht selbst der allein Weise, Allwissende und Gerechte, als die Liebe selbst der Heilige, Wahrhaftige, Gütige und Barmherzige. So entfaltet sich uns im Geist der Geister, in der Person der Personen ein Reichthum des Lebens, eine Herrlichkeit des Lichtes, eine Fülle und Wonne der Liebe, daß wir nur mitleidig und erbarmend auf die armen Geisterlein blicken können, welche die Sinnen ihres Geistes zuschließen und dann wännen, mit den Flügeln ihrer Psyche sich zum Geistfall, oder gar über dasselbe zu erheben. Wir rufen ihnen das Eine zu: Schmecket (zuerst) und sehet (erkennt dann), wie freundlich der Herr ist. Ps. 34, 9.

## Nachrichten.

(Hamburg. Erklärung.)

Wenn gleich wir bisher entschlossen waren, nicht eher öffentlich aufzutreten als bis die Sache selbst, die wir führen, für sich und uns zeuge, so müssen wir dennoch jetzt von unserem Entschlusse absehen. Es sind uns von zu vielen würdigen Mitgliedern unserer Gemeinden in der Nähe und von Freunden des Reiches Gottes in der Ferne Anfragen zugegangen, wie es denn eigentlich um die kirchlichen Vorgänge in unserer Stadt stehe. Wir durften sie nicht länger unbeachtet lassen

und theilen daher in möglichster Kürze mit, was den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit bezeichnet.

Als im Jahre 1839 hieselbst öffentliche Angriffe auf die Lehre unserer Kirche geschahen, welchen ruhig zuzusehen Amt und Gewissen uns nicht verstatteten, wandten wir uns natürlich zuerst an das hiesige Ministerium, dessen Mitglieder wir sind, in fester Erwartung, daselbst Bereitwilligkeit zur Annahme unserer Sache zu finden. Zu unserem tiefsten Schmerze aber fanden wir nicht nur keinen Eingang für unser Anliegen, es wurden sogar von dem Ministerio Beschlüsse gefaßt, welche unsere kirchliche Ordnung verletzten. Jetzt blieb uns, nach der bei uns bestehenden Kirchenordnung, nur der eine Weg übrig, der von unseren Vorgängern im geistlichen Amte stets eingeschlagen ist: uns nämlich an die Behörde zu wenden, welcher, gemäß hiesiger Verfassung, die Consistorialgewalt übertragen ist, an Einen Hochebelen Rath und das Köbliche Collegium der Sechziger. Der Ordnung gemäß wandten wir uns im Jahre 1839 zuerst an Einen Hochebelen Rath und forderten ihn, dem Schutz- und Schirmamt der Kirche befohlen ist, zu kräftigem Einschreiten auf. Als zweimalige Vorstellung durchaus kein Gehör fand, sahen wir uns nach einem kräftigen Mittel um, was unser Anliegen verstärkte. Wir legten im Jahre 1840 der hochwürdigen theologischen Fakultät in Bonn alle hier vorgefallenen Ereignisse so wie unsere Schritte dagegen vor, und ersuchten dieselbe um ein Gutachten in dieser hochwichtigen Sache. Unsere Hoffnung wurde erfüllt; wir erhielten ein Urtheil, was durch Klarheit, Tiefe, Gründlichkeit und Unparteilichkeit ein bedeutendes Gewicht in unsere Waagschale werfen mußte. Wir legten dies Gutachten in neuer Vorstellung Einem Hochebelen Rathe vor, wurden jedoch abermals nicht gehört. So mußten wir den letzten Schritt thun und brachten die ganze Sache im November des vorigen Jahres an das Collegium der Sechziger, auf dessen Entscheidung wir harren.

Diese Darstellung wird unseren Brüdern und Freunden genügen.

Wir ergreifen diese Gelegenheit, öffentlich zu bezeugen: wir gehen keine eigenen, selbstgewählten Wege, wir sind uns auch keiner Willkür bewußt, die nur den eigenen Willen im Auge hat. Wir wollen bloß, was in unseren Kräften steht, aufbieten, daß dem Unglauben, welcher das Wort, das die Gemeinde des Herrn trägt, öffentlich angreift und allen Grund kirchlicher Gemeinschaft zu zerstören arbeitet, nicht länger gestattet werde, seine unheilige Saat an heiliger Stätte auszustreuen. Wir ehren darum jede Weise, welche uns in unserer Kirchenordnung, sie ist ja auch vom Herrn, vorgeschrieben ist, und werden keine einzige unversucht lassen; wir wollen eben so wenig eigenmächtig über sie hinausgehen als unterlassen, was sie anweist.

Gefällt es dem Herrn nicht, unsere Schritte hier mit seinem Segen zu krönen, so werden wir dem ganzen evangelischen Deutschland Angriff und Gegenwehr unumwunden darlegen und fürchten nicht den Richterspruch der Mitwelt oder Nachwelt. Sie entscheide, wo Recht oder Unrecht, wo Wahrheit oder Irrthum, wo Friede oder Unfriede ist! — Hamburg, am 9. December 1841.

Dr. R. C. G. Strauch, Pastor zu St. Nikolai.  
J. W. Rautenberg, Pastor zu St. Georg.

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1841.

Mittwoch den 29. December.

N<sup>o</sup> 104.

## Literarische Anzeige.

Luther's Werke. Vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Mit historischen Einleitungen, Anmerkungen und Registern herausgegeben von Otto von Gerlach, Lic. der Theol. und Pastor zu St. Elisabeth. Berlin 1840. 1841. (Bis jetzt 10 Bändchen, jedes zu ungefähr 12 Bogen in gr. 12., à 10 Sgr.; jedes Bändchen mit einem Holzschnitt.)

Bei der unverkennbaren Theilnahme, mit welcher man sich in unseren Tagen der großen Zeit der Reformation wieder zugewandt hat, ist es gewiß etwas sehr Zeitgemäßes, die Werke Luther's aufs Neue erscheinen zu lassen, und zwar in einer Form, wie sie dem größeren Publikum zugleich zugänglicher und verständlicher sind. Ein solches Unternehmen hat freilich seine besonderen Schwierigkeiten und Bedenkllichkeiten. Denn da es unmöglich ist, die sämmtlichen Werke Luther's zu geben, die wegen ihres Umfanges immer nur in Besitz von Einzelnen werden gelangen können, so ist man auf eine Auswahl beschränkt, bei welcher alles darauf ankommt, ob die leitenden Grundsätze die richtigen sind. Soll aber eine Auswahl für die vollständigen Werke eines Schriftstellers einen Ersatz bieten, so scheint es, daß sie sich zu denselben verhalten müsse, wie ein Miniaturbild zu einem Portrait in Lebensgröße, das heißt also, sie darf nicht irgend eine Seite und Eigenthümlichkeit des Schriftstellers vorzugsweise in's Auge fassen, sie darf nicht in unzusammenhängenden, zerstückelten Auszügen bestehen, sondern sie muß, wenn auch in verkleinerten Zügen, dennoch ein ganzes, in seiner Art vollständiges, daher ein sprechendes Bild des Mannes liefern. — Seit der letzten Säkularfeier der Reformation sind nun zwar die Werke Luther's in verschiedener Auswahl erschienen, allein was sich an ihnen tadeln läßt, ist, daß keine derselben diesen Gesichtspunkt wahrgenommen hat, daß man immer bald die eine, bald die andere Seite Luther's zum Nachtheil der übrigen hat vorwiegen lassen. Die Auswahl, welche Pomler zur Zeit des Reformationsjubiläums, 1817, erscheinen ließ, enthält nur eine sehr beschränkte Zahl vollständiger Schriften, und diese zeigen Luther nur als Reformator; als Begründer der Lehre seiner Kirche, als Christausleger, als Prediger lernt man ihn gar nicht kennen. Die Auswahl unter dem Titel „die Weisheit Luther's“ enthält herrliche Auszüge und Stellen, jedoch nur zur Erbauung bestimmte. Auch die Hamburger, bei Perthes erschienene Ausgabe (Luther's Werke, in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl.“ 10 Bde. 2te Aufl. 1827) will vorzugsweise der Erbauung dienen, sie enthält die historisch bedeutenden Schriften Luther's gar nicht; und so angemessen die Auswahl aus seinen exegetischen Schriften ist, so ungenügend ist die von

vielen verstümmelten und abgekürzten Predigten Luther's. Die Pfiffer'sche Ausgabe in Einem Bande ist für die historisch bedeutenden, reformatorischen Schriften eine höchst verdienstvolle, treffliche Sammlung, vollständiger als jede andere; im Übrigen aber ist sie ungenügend, indem sie z. B. von den exegetischen Arbeiten Luther's zum Theil nur Curiositäten liefert.

Was nun die vorliegende Auswahl vor den bis jetzt erschienenen auszeichnet, ist eben dies, daß in ihr zum erstenmal der Versuch gemacht wird, ferner oben bezeichneten Forderung gemäß, im Kleinen dennoch ein Ganzes zu geben: ein vollständiges Bild Luther's, nach allen Eigenthümlichkeiten seines Wesens und allen Richtungen seiner Wirksamkeit. Es ist gewiß nur zu billigen, wenn der Herr Herausgeber zu dem Ende zwei einander entgegengesetzte Grundsätze befolgt hat. Zuerst den der Theilung. Man will nämlich das Ganze in vier Abtheilungen erscheinen lassen, von welcher die erste Luther'n als Reformator, die zweite als Schriftklärer, die dritte als Prediger darstellen soll; was sich unter diese Gesichtspunkte nicht befassen läßt, Briefe, Tischreden, Lieder u. s. w., soll in einer vierten Abtheilung zusammengestellt werden. Nur von so verschiedenen Seiten ist es möglich, einen Totaleindruck von Luther's mannichfaltiger Wirksamkeit und seiner wunderbar reichen, gemüthvollen Persönlichkeit zu erhalten. Doch außer diesem Grundsatz der Theilung hat man nun auch den entgegengesetzten angenommen, nämlich das, was man mittheilt, und der Aufnahme werth befunden hat, vollständig mitzutheilen. Und auch diesem Grundsatz wird wohl nicht leicht Jemand seinen Beifall versagen. Denn wenn es Jedem schon eine gewisse Entsagung kostet, statt der vollständigen Werke eines Schriftstellers eine Auswahl hinzunehmen, bei der so leicht einseitige Bestimmungsgründe haben vorwalten können: so ist es gewiß noch viel unleidlicher, nun vollends nur Bruchstücke zu erhalten, aus denen sich gar kein sicheres Bild des Mannes gewinnen läßt, bei welchen man sich durchaus auf das Urtheil und den Geschmack des Auswählenden verlassen muß. Einem Jeden wird es daher ein gewisses beruhigendes Gefühl gewähren, wenn er hier nicht abgerissene Stücke, sondern ganze Schriften Luther's erhält. Nur bei der zweiten Abtheilung, der exegetischen, mußte dieser Grundsatz eine Abänderung erleiden; hier ist jedoch dazu eine bestimmte Berechtigung vorhanden, denn da wir in Luther's Commentaren über die heilige Schrift meistens nicht Schriften, von ihm selbst herausgegeben, sondern nachgeschriebene Collegienvorträge besitzen, in welchen Luther sich nach allen Seiten hin in mancherlei Abschweifungen und Wiederholungen ergeht, so ist es gewiß ganz passend, wenn nur das zur Sache Gehörige herausgenommen und an einander gereiht wird.

Eine auf diese Weise veranstaltete Auswahl von Luther's



Werken berechtigt zu der Erwartung, daß sie nicht nur von Theologen, sondern von den Gebildeten überhaupt, für die jener Mann und die große Zeit, in welcher er lebte, ein Interesse hat, mit Freuden aufgenommen werden wird. Da nun überdies die buchhändlerischen Bedingungen für den Ankauf höchst günstig gestellt sind, indem jede Abtheilung, ja jeder Band immer besonders zu haben seyn wird, auch wenn das Ganze erschienen ist: so ist dadurch nicht nur die Anschaffung der vollständigen Sammlung sehr erleichtert, sondern es steht auch Jedem frei, sich nur den Theil derselben anzueignen, der für ihn grade vorzugsweise Werth hat.

Bereits ist nun die erste Abtheilung dieses Werkes, Luther's reformatorische Wirksamkeit enthaltend, erschienen. Hier hat sich nun der Herausgeber nicht damit begnügt, die Schriften, welche von wahrhaft reformatorischer Wichtigkeit sind, das heißt, die einen Fortschritt in dem Gange der Reformation enthalten und begründen, vollständig mitzutheilen — und in der That fehlt auch selbst von den längeren keine bedeutende; noch auch ist er damit zufrieden gewesen, jene Schriften in einer chronologischen Ordnung auf einander folgen zu lassen: sondern er hat es für nöthig befunden, sowohl um dieselben verständlicher zu machen, als auch um einen vollkommenen Überblick über Luther's reformatorisches Wirken zu geben, jene Schriften durch einen fortlaufenden geschichtlichen Faden verknüpfen zu verbinden, daß eine zur andern hinüberleitet, und stets der Zeitpunkt, in welchem jede hervortrat, ihre Veranlassung und ihre Wirkung in's Licht gesetzt wird. Diese Einleitungen und Anmerkungen sind höchst zweckmäßig; sie sind gut geschrieben, und liefern stets eine übersichtliche Darstellung aller historischen Thatfachen, mit gründlicher Benutzung der Quellen und Hülfswörter; sie rühren, wie die Vorrede sagt, nicht vom Herausgeber selbst, sondern von einem seiner Freunde her, welcher zur Förderung des Werkes sich mit ihm verbunden habe. So steht denn der Leser in dieser Abtheilung die Reformation von ihren ersten Anfängen an, von Moment zu Moment, sich entwickeln, eine Streitigkeit die andere hervorruft, den Kampf immer lebhafter und allgemeiner werden und bis zur gänzlichen Trennung der Kirche fortgehen; er sieht ferner in dieser gährenden Zeit die mannichfaltigsten Schwärmereien ihr Haupt erheben, und die Anstrengungen, sie zu dämpfen und zu überwältigen; er sieht endlich mitten unter diesen Stürmen die Grundlegung und den ersten Anbau einer neuen, gereinigten Kirche; und in allen diesen Beziehungen Luther's Gestalt hervortragend, als des gewaltigsten Kämpfers wider das Papstthum nach Außen, wie gegen die Schwarmgeister nach Innen, und dabei zugleich in seinem friedlichen Geschäfte, die junge Evangelische Kirche zu gründen, zu ordnen, zu befestigen. Außer den Einleitungen zu den einzelnen Schriften geht eine größere allgemeine Einleitung dem Ganzen voraus, um sowohl die Zeit zu schildern, in welche die Reformation eintrat, und aus welcher sie hervorging, als auch zu zeigen, wie in Luther's Leben die Bedingungen gegeben waren, die ihn zu einem Reformator der Kirche machten; wir möchten diese, welche freilich den gebildeten Lesern nicht viel thatsächlich Neues mittheilen kann, ganz vorzüglich gelungen nennen; die Darstellung ist gedrängt, lebendig und treu.

So hoffen wir denn, daß die Theilnahme, welcher diese Auswahl sich bisher schon zu erfreuen gehabt, mit dem Fortgange sich immer noch vermehren, und auch dazu beitragen werde, viele Glieder unserer Kirche auf das ewige Fundament derselben, das geoffenbarte Wort Gottes, und die große Hauptlehre, von der Rechtfertigung durch den Glauben an die Erlösung, die durch Jesus Christum geschehen ist, zurückzuführen.

## Zur Charakteristik Friedr. Wilh. Krummacher's.

Da Krummacher in seinen Predigten und Schriften dem herrschenden Geschmack nicht schmeichelt, sondern ihm scharf widerspricht, so ist es kein Wunder, daß die Originalität, das Talent und die Energie, womit er das Wort, das den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit ist, verkündigt, ihm viele Gegner zugezogen hat, die ihn bald als einen Schwärmer und Enthusiasten, bald als strengen Aeteten und finsternen Pietisten, bald als leichtfertigen Gnadenprediger und Antinomisten, gewöhnlich aber als einen heftigen und leidenschaftlichen Menschen bezeichnen. Ihn selbst scheint es wenig zu kränken und zu kümmern, wie auch barmherzige Brüder und Prediger der Menschenliebe über Unrath schreien und ihre Nasen von Leichengeruch voll haben, wenn nur das Haus Simons des Ausfägigen voll wird vom Geruch der evangelischen Salbung. Auch dürfte, wenn es ihm um Menschenbeifall zu thun wäre, die Achtung und Liebe, die er in seiner Gemeinde und in den weitem Kreisen seiner Bekanntschaft genießt, und die Bewunderung, womit namentlich England, Amerika und das protestantische Frankreich seinen Namen nennt und seiner Schriften sich erfreut, ihn wohl über die im Vaterlande ihm gewordnen Verrennungen und Verdächtigungen trösten können; — wie boshaft auch, besonders in dem Pantheistischen Streite, das entzündende Getriebe kleinlicher Leidenschaften war, mit dem gedemüthigte Mittelmäßigkeit und Arroganz mit merkwürdiger Schulweisheit sich gegen ihn verband. —

Krummacher gilt für leidenschaftlich; es mag seyn. Seine Überzeugungen und Gefühle äußern sich nicht selten mit einer Kraft, ja mit einer Heftigkeit, die nicht gebrochen durch berechnende Mäßigung mit sich fortreißt oder verlegt; was ihm auch von Freunden und Zugewandten häufig den Vorwurf zugezogen hat: „er geht in Allem zu weit!“ Aber die ihm diesen Vorwurf unerkannter Sünde machen, die mögen in ihre eigene Brust greifen und sich fragen, ob nicht, wo man mit Posaunen reden muß; ihre berechnende Zurückhaltung, ihre Lauigkeit und Furchtsamkeit noch vielmehr am unrechten Ort ist? Ja nicht die Liebe, diese Königin der Leidenschaften, eine feurige Gluth, eine Flamme des Herrn? Geht sie zu weit und thut sie zu viel, so thut sie es dem Herrn. Sie läßt sich vom Wasser der klugen Vernunft nicht dämpfen. Daß diese königliche Flamme im Herzen Krummacher's und um sein Herz herum spielt, wird nur der läugnen können, der mit Schalksaugen sieht; das fremde Feuer aber, das sich hineinmischet, von Keinem schmerzlicher und aufrechter beklagt werden, als von ihm selbst. Er ist kein Mann, der einen Heiligenschein um sich verbreiten oder sich anders geben möchte, als er ist, und hat seiner Schwächen um so weniger Hehl, als seine ganze Richtung dahin geht, das Eigene des Menschen Christo gegenüber in seiner Blöße und Unreinheit darzustellen, allen Selbststolz zu vernichten, und die Selbstgerechtigkeit in all' ihren Formen zu bekriegen. Seine tief und stark fühlende Seele ist nicht für kalte, ruhige Betrachtung und Beurtheilung. Er folgt leicht augenblicklichen Eindrücken, und spricht sich dann in Neigung und Abneigung sofort entschieden, unverhohlen, warm und nicht selten rückstichtslos aus; aber immer fügt man es ihm ab, daß es keine niedere, gemeine Rücksichten sind, die ihn bewegen, daß keine Absicht bei ihm vorwaltet zu beleidigen und zu kränken. Wo grade Gesinnung und Geisteskraft ihm entgegentritt, da übersieht er selbst Verkennung und kann über Beleidigungen leicht hinwegkommen und den härtesten und empfindlichsten Widerspruch ertragen; nur gegen Mangel oder Unlauterkeit der Gesinnung, gegen anmaßliche Beschränktheit, Eitelkeit, Heuchelei spricht er unumwunden seine Verach-



ung aus. Kurz er ist ein offener Charakter mit starken Neigungen und Abneigungen.

Krummacher ist durchaus poetischer Natur. Gedanken, Abstraktionen erhalten bei ihm sogleich Hände und Füße und Flügel. Daher seine Vorliebe für die proverbietische Sprache, sein Bilderreichthum, der ihm ungesucht zufließt, die künstlerische, dramatische Behandlung, die jeder Stoff unter seiner Hand empfängt; daher auch im gewöhnlichen Leben die eigenthümliche Färbung, die jede Relation in seinem Munde bekommt, und die man nicht selten als Übertreibung ihm zum Vorwurf gemacht hat.

Über ihn einen finsternen Asceten nennt, einen Freund strenger ascetischen Übungen, der kennt ihn ganz und gar nicht. Er trägt das Haupt frei empor, und schaut mit seiner hohen Stirn, seinem feurigen, ausdrucksvollen Blick frei, sicher und lässig umher. Man sieht es ihm an, daß er seiner Sache gewiß ist und in dieser Gewißheit sich ungezwungen und unbewegt in allen Verhältnissen bewegt, und an jedem schließlichen Genuß irdischer Freuden und Güter ohne Angstkraft Theil nimmt. Er ist im Umgange heiter, in seinen Gesprächen voll Humor und Witz, zuhörtlich, ohne Arg, mittheilend, selten verstimmt — ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter. Auch seine Schriften tragen nichts weniger als das Gepräge ascetischer Strenge und trüben Enstos. Sie zeugen allerdings von den inneren Kämpfen, die er durchkämpft und noch zu durchkämpfen hat, in die jedes auf das Überirdische gerichtete, der Sünde abfragende Gemüth geführt wird. Aber sie zeugen auch davon, daß er nicht vergeblich gekämpft und keine Lustlosigkeit geübt hat, daß er weiß, an wen er glaubt, und daß dieser Glaube ein fröhlicher, gegen Sünde, Welt und Teufel muthiger Glaube ist. Sein Christenthum ist eben so fern von selbstigmächtiger geistlicher Demuth und Feiligkeit, als von Trübsinn und Kopfhängerei, die nur über die Sünde und die Welt zu klagen weiß. Das Grundthema aller seiner Schriften und Reden, ja seines Lebens ist: „Aus Gnaden seyd ihr selig geworden und dasselbe nicht aus euch; Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme“ — und dieser Glaube, diese Erfahrung hat eben so wenig ihn traurig und trübe gemacht, wie sie Luther traurig gemacht hat, mit dem er sie denn auch mit gleicher Rücksichtslosigkeit und Unbedenklichkeit vor dem Mißbrauch verflüchtigt.

Eben so wenig ist er ein Sektenmann oder das Haupt einer Partei. Die Basis, auf der er steht, ist so breit, daß er Jedem, der durch die Gnade Jesu Christi selig zu werden hofft, die Bruderhand reicht, wenn gleich er für sich seinem kirchlichen Bekenntnisse treu bleibt. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, ihn auf einen engeren Kreis zu beschränken und ihn zur Posaune einer ausschließlichen Lehre und Polemik zu machen; aber es scheiterte an seiner Weisheit und seiner Abneigung, anders, als durch das Wort Gottes, gebunden zu seyn. Zur Zeit des Agendenstreites lag es ihm vor der Hand, durch bestimmten Widerspruch zum Haupt einer mächtigen und zahlreichen, durch die ganze Provinz gehenden Bewegung sich zu machen; viele Augen sahen auf ihn, viele Anforderungen ergingen an ihn, seine Erläuterung wäre mehr als gesichert gewesen; aber fehlte es ihm auch nicht an Muth dazu, er sah zu deutlich die Gefahren solcher Separationen voraus, wie sie immer weiter gehen, immer mehr zerpfüttern als bauen, und wie sie, erfüllt von den drückenden Übeln des Bestehenden, mit der Niederreißung der Schranken größeren Übeln Thür und Thor öffnen, als die sind, die ihnen unerträglich scheinen. Außerdem aber fehlte es ihm auch an der Art des Ehrgeizes, so wie an dem Eigensinn, der Zügeligkeit des Willens, der festen und unbeugsamen Consequenz, der berechnenden Klugheit u. s. w., die ein Parteihaupt haben muß, Eigenschaften, die dem Charakter Krummacher's fremd sind.

Die gegenwärtigen Zeilen haben nicht die Absicht, seine Schriften und seine Predigtweise zu charakterisiren. Auch wollen sie nur im Allgemeinen, was die Wirksamkeit Krummacher's in der Gemeinde betrifft, bezeugen, daß er nicht nur Prediger, sondern auch ein treuer Pastor ist, fleißig im Besuchen der Kranken, ein Freund und Helfer der Armen, zugänglich für den Geringsten, mit besonderer Gabe, Schwache und Gefallene zu stärken, Angefochtene zu trösten und mit den Milden freundlich zu reden. Er widmet, wie es überhaupt im Wuppertale geschieht, einen großen Theil der Zeit, fast alle Nachmittage der eigentlichen Seelsorge. — Was seine Wirksamkeit in weiteren Kreisen betrifft, so hat Krummacher ohne Zweifel einen besonderen Antheil an dem Erwachen eines regeren christlichen Lebens in Deutschland seit zwanzig Jahren, wiewohl es eine unmögliche Aufgabe seyn dürfte, diesen Antheil für ihn auszuscheiden. Aber wie Viele, die ihn hörten, oder seine Schriften lasen, verdanken nicht seinen anregenden Worten einen Theil des Besten und Edelsten, das sie sich in Erkenntniß und im Leben bewußt sind. In seiner Sprache liegt eine merkwürdige Kraft, unterstützt durch die Wirkung seiner imponirenden persönlichen Erscheinung und die Gewalt eines mächtig durchdringenden Organs. Der Zuhörer und auch der Leser fühlt es, daß nicht eine vereinzelte Kraft des Menschen, sondern der ganze Mensch ihm entgegentritt und vor ihm sich entfaltet und arbeitet. Nichts von manirter Zurückhaltung, von methodistischer Abicht der Einwirkung, von angewöhntem Pathos und angenommener Feierlichkeit; sondern die freiste und frischeste Natur — und mit welchen Gaben, mit welcher Beweglichkeit des Geistes, mit welcher Frische der Phantasie! mit welcher Tiefe der Empfindung und Überzeugung von der Wahrheit dessen, was er sagt. Namentlich in seinen Predigten über die Geschichten des A. T. verwandelt sich die Geschichte in die Realität der Gegenwart. Anderen, auch gläubigen Predigern, wenn sie über die Männer des Alten Bundes predigen, merkt man es oft ab, daß ihnen die Personen weit entfernt, wie in einem mythischen Lichte dastehen; ihm treten sie nahe als lebendige, gegenwärtige Personen, unter denen er sich heimlich weiß, die er mit Vertraulichkeit behandelt, und daher in unmittelbarer Anwendung und Beziehung auf uns auf so natürliche Weise zu setzen vermag. — — —

## Nachrichten.

(Anhalt.) Unterm 27. October v. erging im Herzogthum Verburg folgendes Rescript an sämmtliche evangelisch-christliche Geistlichkeit des Landes:

Herzogl. Consistorium hat auf das Bibelwerk des Landesrabbiners Dr. Herzheimer „Die Bibel A. T. in Hebräischem Texte mit wortgetreuer Übersetzung, forlaufender Erklärung und homiletischen Andeutungen,“ nachdem dasselbe sich von der Nützlichkeit des Werks überzeugt hat, zur Förderung eines gründlichen Bibelstudiums unter den Geistlichen, eine Subscription für die sämmtlichen geistlichen Stellen des Landes angenommen. Die Kosten desselben sind von den Kirchenkassen in der Art zu tragen, daß die Kirchen einer Pfarodie für das ihrer geistlichen Stelle zukommende Exemplar gemeinschaftlich zahlen. Das Werk wird in etwa dreißig Lieferungen ausgegeben werden. Der erste Band, den Pentateuch enthaltend, ist bereits erschienen und kostet 2½ Thlr., welche gegen Empfang desselben an Herzogl. Consistorium einzusenden sind. Dieses Circular ist zu präf. ac. re.

(Anklam und Stettin.) Nach der Spenerischen Zeitung vom 22. October d. J. weihte die jüdische Gemeinde zu Anklam zur Feier des



hohen Geburtsfestes Sr. Majestät am 15. October ihre neuerbaute Synagoge ein. Die angeblich geistreiche Rede des jüdischen Lehrers Herrn Dr. Cohen, der dazu von Berlin gekommen war, „über den Einfluß des Gottesdienstes auf unser sittliches Verhalten,“ soll in den Herzen aller Anwesenden, zu denen die hohen und höchsten Behörden, viele andere Notabilitäten und Bürger der Stadt gehörten, einen großen Anklang und allgemeinen Beifall gefunden haben. In der Beschreibung heißt es weiter: „Zur Erhebung der Gemüther trug der ausgezeichnete schöne Vortrag des Herrn Cantors Lichtenstein aus Stettin sehr viel bei, welchen bei der Aufführung der die ganze Versammlung mächtig ergreifenden Gesänge der Hiesige durch seine Leistungen vortheilhaft bekannt, christliche Gesangsvereine, an dessen Spitze der Herr Cantor Särzer steht, rühmlichst unterstützte.“ Entzückt über diese Toleranz, ruft der jüdische Lehrer Herr Dr. Cohen aus (Spen. Zeitung vom 29. October); „Wer je dem Glauben an eine brüderliche Verschmelzung der Juden und Christen, ohne Beeinträchtigung ihrer Religion (??), Raum gab, der hätte bei Anwesenheit in Anklam am 15. October die Freude genießen können, seinen Glauben aufs Schönste realisiert zu sehen, — — — der hätte müssen Zeuge des, nicht von Juden nur, sondern auch von allen gebildeten Bewohnern der Stadt begangenen Tempel-Weihfestes seyn. — In Anklam gibt es zwischen Juden und Christen keine Scheidewand mehr. u. c.“

Da Dies, nicht selbst am Tage der auserwählten Feiertage in Anklam gewesen ist, so fügt er dieser Zeitungsnachricht nur als ein Gerücht hinzu: daß die Herren Prediger, evangelischer Confession, der Stadt Anklam bei der Grundsteinlegung der Synagoge zugegen waren, daß einer derselben dabei eine weisende Ansprache gehalten hat, daß sich der Zug am 15. October unter Glockengeläute (angeblich zur Feier des königlichen Geburtstages) der neuen Synagoge zubewegt hat, daß der Herr Bürgermeister die Synagoge mit den Worten: „im Namen Gottes des Vaters (?) öffne ich Ihnen den Eingang“ — eröffnet hat, u. s. w. Wer diese für den Christen und Patrioten gleich schmerzlichen Nachrichten vernommen hat, dem kann es wiederum nur erfreulich seyn, zu erfahren, daß sich doch Eine (?) kräftige Stimme öffentlich dagegen erhoben hat. Der Herr Prediger Palmé von der Französisch-reformirten Gemeinde zu Stettin, erwähnt in seiner Predigt am ersten Sonntage des Advents, über die Epistel des Tages Röm. 13, 11 — 14: „Weil wir solche wissen u.“ dieses traurigen Vorfalles, indem er die falsche Toleranz, schildert, und ihr die christliche Liebe, als die wahre Toleranz, gegenüberstellt. Diese Predigt schließt sich aufs Würdigste an die vier ausgezeichneten Predigten an, die dieser Bekenner der Wahrheit nach Antritt seines Seelsorgeramtes in Stettin gehalten hat. Sie handeln über den „Zweck der Kirche, Sonntagsfeier, Weichhaltigkeit und Kirchenzucht,“ und führen den Titel: „Der Nothstand der Evangelischen Kirche, vier Predigten u., in Stettin bei L. Weiß 1841.“ Hauptsächlich wird auch diese Predigt, die den Zuhörern noch andere Zeichen der Zeit, welche ungeschont beim rechten Namen genannt werden, zu Gemüthe führt, später dem Druck übergeben. Dies, macht jetzt nur von der Erlaubniß Gebrauch, die bezügliche Stelle mittheilen zu dürfen.

„Die Frechheit der Feinde des Herrn, die den von Gott gesekten Eckstein verwerfen, ist groß. Aber nicht minder groß ist von der anderen Seite die Feigheit. Paulus rief den Römischen Christen zu: ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; aber wenn jetzt für das Evangelium die Stimme laut und frei erhoben wird, so kann das schlafe und malle Geschlecht es nicht ertragen; es schämt sich des Evangelii. Indifferentismus, d. h. Gleichgültigkeit und schlechte, unchristliche Tole-

ranz, d. h. Duldung, die mit dem Antichrist im Bündniß steht, das sind zwei Hauptsünden des jetzigen Christengeschlechts. Was die Schlaffen und Gleichgültigen betrifft, die gleich zusammenfahren und aus der Kirche laufen möchten, wenn einmal von der Kanzel aus gegen altes und neues Papstthum zu Felde gezogen wird, was doch geschehen muß, denn die Feinde Christi hören nicht auf, seine Kirche zu bekriegen — ich möchte wohl wissen, wie Luther sein Werk hätte ausführen wollen, wenn ihn, wie uns, zugemuthet worden wäre, in seinen Schriften und Predigten den Papst nicht einmal zu nennen, — was die schlaffen Christen betrifft, die da meinen, man müsse ganz ruhig sitzen bleiben und keine Miene versetzen, wenn auch der Feind schon vor den Thoren steht, der Herr hat sie gerichtet: „weil du weber kalt noch warm, sondern lau bist, will ich dich auspeilen aus meinem Munde.“ Was aber die Toleranz betrifft, die Christum, Mosem und Muhamed auf gleiche Linie stellt, und meint, wir Christen hätten nicht mehr und nicht weniger Anrechte und Ansprüche auf die ewige Seligkeit, als die Juden, Türken und Heiden, diese schlechte Toleranz, die auf das Bekenntniß der christlichen Wahrheit gar keinen Werth legt, und sich sogar rühmet, wie dies vor einiger Zeit in unserer nächsten Umgebung geschehen ist, daß sie den Juden, den offenbaren Feinden unseres Herrn Jesu Christi, ihre Tempel weihen hilft, mißthun auch folgerichtig die Mitwirkung von Juden bei der Wehung christlicher Kirchen zuzulassen, wohl gar, wenn sich Gelegenheit dazu darböte, auch den Heiden ihre Tempel weihen und dort die Götzen besingen würde, diese schlechte Toleranz, welche die Gränzscheide zwischen Christenthum und Judenthum aufhebt, ist ein Kind des Unglaubens und ein gasstiger Fleck an dem Leben der Christenheit. Die rechte Toleranz, die das Evangelium predigt, und die nichts Anderes ist als die Liebe, welche nicht das Ihre sucht, sondern selig zu machen trachtet, was verloren ist, diese wird verachtet, daher auch unter den sich tolerant dünkenden Christen Keiner aufstehen wird, um den Heiden und den verlorenen Kindern aus dem Hause Israel das Evangelium zu bringen, statt ihnen ihre Tempel zu weihen. Hätte dies Geschlecht zur Zeit des Bischofs Otto gelebt, so würde Pommern noch ein heidnisches Land seyn. Die Mission ist das Werk der rechten, christlichen Toleranz, sie hilft nicht die Finsterniß, sondern das Licht vermehren, und zeigt sich darin als das Werk ächter christlicher Liebe. Aber diese Toleranz, die Christum und Belial nicht zusammenwirft, kein ekelndes Gebräu ist, zusammengesetzt aus Feindschaft und Freundschaft, diese Toleranz wird verworfen und verfolgt; die schlechte Toleranz hingegen, die dem Katholicismus wie dem Protestantismus, dem Judenthum wie dem Christenthum, dem Unglauben wie dem Glauben gleiche Geltung, gleiche Rechte einräumt, wird in unserer Zeit überall angepriesen und gepflegt, und doch hat der Herr sie gerichtet, nicht allein durch sein Wort: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut; sondern auch durch die That, als er die Geißel in die Hand nahm und die Krämer aus dem Heiligtum peitschte.“

Dies, erlaubt sich schließlich nach der anderen Seite hin die Bemerkung fragend hinzuzufügen: Zeugt es nicht von Gedankenlosigkeit, wenn christliche Gesangsvereine es jüdischen Sängern, die noch auf keine Weise durch die Taufe ein Bekenntniß für die Wahrheit des Evangeliums abgelegt haben; erlauben, streng christliche Sachen mitzusingen? — Ja wir meinen „vom rechten Glauben abgetrennt ist auch die Lieb' ohn' Fundament,“ — durch eine solche Behandlungsweise wird selbst der herrliche Schlusschor der Braunschen Passion:

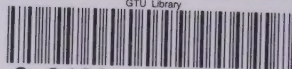
Hier liegen wir gebeugte Sinder  
 O Jesu tief gebüet  
 Mit Thränen diesen Staub zu waschen  
 Der Deine Lebensblut trant!

zu einem „kündenden Erz und einer klingenden Schelle!“





GTU Library



3 2400 00276 2668

v.28-29  
1841

BPac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.28-29  
1841



